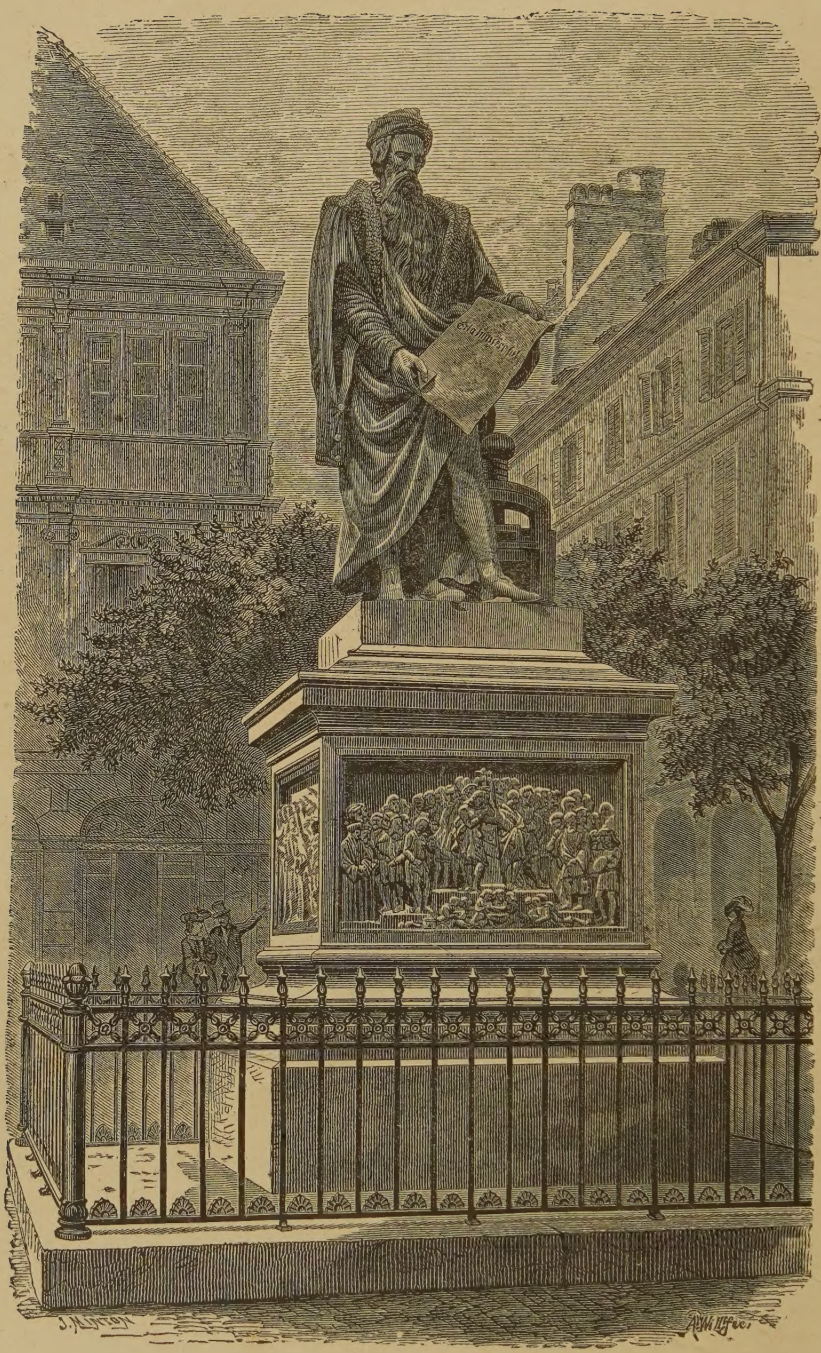
HAUS-BIBLIOTHEK
— von —
T. UMBREIT.
No. 18 Preis $2.00

the library
GARRETT
theological
seminary
WITHDRAWN
evanston, illinois

LIBRARY USE ONLY



Gutenberg Statue in Straßburg.

(Siehe S. 34.)

Das

Evangelische Magazin

für die

Sonntagschule und den Familienkreis.

Band IX.—1877.

Religion—Sittlichkeit—Bildung.

Redigirt von W. Horn.

Cleveland, Ohio.
Verlegt von W. F. Schneider,
214—220 Woodland Avenue.

BX7501 B9
E92
v.9
1877

Inhaltsverzeichniß.

I. Gedichte.

	Seite.
Johnny Bulls Christtags Pudding*	20
Willkommen*	37
Die stille Woche	73
Minnehaha*	93
Der schwedische Trompeter	132
Sprüche	132
Die Vögel*	145
Das Vaterhaus	166
Gerettet	194
Jordan*	217
Die sonderbare Pflegemutter*	325
Kränze*	333
Am Telegraphen	375
Weihnachten*	397
Das Gebet im Sturm*	402

II. Erzählungen.

Wanderungen in der Neujahrsnacht	1
Bilihild	3, 37, 76, 123, 164, 195, 234, 267, 305
Der Weihnachtsabend des Einsamen	10
Rebekka, das Trommlermädchen	55
Knels Wölm	57, 94
Der Ritter, der Eremit und der Mensch	74
Der Freund der Waisen	112
Eine schlaflose Nacht	113
Abenteuer eines Reisepredigers	126
Der alte Seemann	146, 191
Heute vor zehn Jahren	150
Ein Lebensbild	181
John Randall's Socken	184
Der Kinder Fürbitte	218
Licht und Schattenseite des Lebens	225
In der Morgue	257
Eine Nacht in den Apenninen	262
In der eigenen Schlinge gefangen	297
Zwei rechte Schwestern*	299
Das Blumenbeet	331, 382
Vom Hungertode gerettet	342
Das Geisterschiff	344
Der treue Courier	346
Zehn Schreckenstage	372
Echtes Gold	380
Die Heimkehr eines Künstlers	400
Unter den Linden	407

III. Biographisches.

Kopernikus	50
Black Hawk	116
Der Sänger von "Hold the Fort"*	152
Wolfgang Amadeus Mozart	156, 239, 274
Washington Irving*	186
Sarah Martin, die Kleidermacherin von Yarmouth	326, 367

IV. Naturgeschichtliches.

Unsere Wachslieferanten*	128
Die Seidenraupe*	167
Biblische Naturgeschichte	298
Die Insekten als Musikanten	302
Biblische Pflanzen und Früchte*	334, 376
Aus der Lebensgeschichte des Elephanten*	368

V. Länder- und Völkerkunde.

Der Nationalpark der Vereinigten Staaten*	6
Reiseskizzen	16, 43, 86
Ein amerikanischer Wallfahrtsort	18
Eine Seefahrt nach Japan*	42
Blicke in den schwarzen Erdtheil*	52
Japanische Skizzen*	75, 110, 222, 271, 295, 329, 365, 398
Eine Hochzeit unter den Schweizer Mennoniten	90
Ein Besuch bei den tanzenden Derwischen	131
Die japanische Sprache*	149, 182
Aberglaube in Rußland	153
Einst und Jetzt*	154, 188, 229, 259, 303
Im Götzentempel in San Francisco	187
Die Wunder von Baalbek*	237
Reiseskizzen	255, 291, 361, 410
Kriegsbilder*	270
Bethlehem*	289
Das Evangelisationswerk unter den Chinesen in Amerika	327
Arbeit unter den Matrosen ꝛc.	336
Nanking*	339
Stadt und Hafen von La Valetta*	381
Die Peterskirche in Rom*	414

VI. Verschiedenes.

Vom Christbaum und Waldeinsamkeit	22
Aus der Heimath des Magazins*	45, 81, 118, 160, 200, 264, 310, 341, 378
Aus der alten Heimath	51
Die Brücke des Todes*	59
Wer hat das Schwerste?	89
Im Zuckerbusch*	109
Unsere neue Kirche in der Bundeshauptstadt der Schweiz*	227
Der Grünäugige	233
Von Jerusalem nach Jericho*	253
Chautauqua	337
Der Kampf ums Brod	339
Jugendbildung	404

VII. Sonntagschulartikel.

Die Wandtafel und Landkarte in der S. Schule	24
Sonntagschul-Conventionen	25
Ueber die Sonntagschulliteratur	27
Die S. Schule auf dem Lande im Winter	28
Dreierlei Sonntagschullehrer	62
Kürzere Sonntagschulartikel	63
Der Einfluß der S. Schule auf die Zukunft der Nation	96
Sonntagschul-Conventionen	97
Unsere Lectionen	99
Das Verhältniß der Gemeinde zur S. Schule	100
Verschiedene kleinere Artikel	100
Anreden an S. Schulen	101
Unsere Jugend	133
Zwischen dem Alten und Neuen Testament	134, 169, 207, 242, 278, 314, 350, 387
Der Sonntagschul-Superintendent	170
Der Sonntagschullehrer in seiner Klasse	171
Versäumte Pflicht—Verlorene Sterne	204
Die erfolgreiche S. Schule	206
Lehrerversammlungen	208
Der S. S. Superintendent außer der S. Schule	241
Das verdorbene Bild	277
Sonntagschulwerk in St. Louis	280
Ueber Erziehung	280
Blüthen und Früchte	312
Ueber spezielle Kindergottesdienste	313
Die Erkenntniß der heiligen Schrift	347
Der Musterlehrer	348
Prämien in S. Schulen	349

	Seite.
Der Gesang in der Sonntagschule	349
Ueber Fragen und Illustriren	385
Wie ist zu helfen?	386
Sonntagschulversammlungen	420
Schwierigkeit der Schrifterklärung	421
Internationale S. S. Lectionen für 1878	424

VIII. Sonntagschul-Lectionen.

			Seite.
Jan.	7.	Theilung des Reichs	29
"	14.	Jerobeams Sünde	30
"	21.	Amri und Ahab	31
"	28.	Elias der Thisbiter	33
Febr.	4.	Elias und Ahab	65
"	11.	Elias und die Propheten Baals	66
"	18.	Elias und sein Opfer	67
"	25.	Elias auf Horeb	68
März	4.	Die Geschichte Naboths	101
"	11.	Elias Himmelfahrt	102
"	18.	Der Geist Elias	104
"	25.	Vierteljährliche Uebersicht	105
April	1.	Elias Wunderwerk	137
"	8.	Der Sohn der Sunamitin	138
"	15.	Naeman der Aussätzige	139
"	22.	Gehasi der Aussätzige	140
"	29.	Elisa zu Dothan	141
Mai	6.	Die Hungersnoth zu Samaria	173
"	13.	Der König Jehu	174
"	20.	Jona in Ninive	175
"	27.	Elisa's Tod	176
Juni	3.	Das Klagelied Amos	209
"	10.	Gnade für Bußfertige	210
"	17.	Israels Gefangenschaft	211
"	24.	Vierteljährliche Uebersicht	212
Juli	1.	Paulus in Cypern	243
"	8.	Paulus zu Antiochien	245
"	15.	Paulus wendet sich zu den Heiden	246
"	22.	Paulus zu Lystra	247
"	29.	Das Joch zerbrochen	248
Aug.	5.	Paulus in Macedonien	281
"	12.	Paulus und Silas im Gefängniß	282
"	19.	Thessalonicher und Beröaner	284
Aug.	26.	Paulus zu Athen	285
Sept.	2.	Paulus zu Corinth	316
"	9.	Paulus zu Ephesus	317
"	16.	Die Kraft des Wortes	318
"	23.	Paulus zu Miletus	319
"	30.	Vierteljährliche Uebersicht	321
Oct.	7.	Paulus zu Cäsarien	352
"	14.	Paulus zu Jerusalem	353
"	21.	Paulus von den Juden verfolgt	354
"	28.	Paulus vor dem Rath	355
Nov.	4.	Paulus vor Felix	388
"	11.	Paulus vor Agrippa	390
"	18.	Beinahe überredet	391
"	25.	Paulus im Sturm	392
Dec.	2.	Die Befreiung	425
"	9.	Paulus auf der Insel Melite	426
"	16.	Paulus zu Rom	427
"	23.	Die letzten Worte Pauli	429
"	30.	Vierteljährliche Uebersicht	430

IX. Musik.

	Seite.
Dahin! Dahin!	36
Die gute Aussicht	72
Gute Nacht	108
Jesus hält, was er verspricht	144
Frühlingseinzug	180
Gottvertrauen	216
Das königliche Gebot	252
Von deiner Liebe tief gerührt	288
Kommt, Kinder, laßt uns wandern	324
Ich sah den Wald sich färben	360
Zeugenmuth	396
Adventsfeier	432

X. Hinterstübchen.

Seite 34, 106, 143, 177, 213, 250, 286, 322, 357, 394, 431

Antiquitäten 70

Anmerkung: Die mit einem * bezeichneten Artikel sind illustrirt.

Das Evangelische Magazin.

Band 9. **Januar 1877.** **Nr. 1.**

Wanderungen in der Neujahrsnacht.

Von W. Horn.

I.

Ich schreite, einsam und still sinnend durch die Straßen. Dunkel ist's umher und feierlich. In tiefem Schweigen ruht die Schöpfung, als sei sie in stiller Anbetung vor Gott versunken. Geheimnißvoll nur winken sich flatternde Windstöße einander zu, und geben Signale zu der bevorstehenden Feier. Es ist eine Todtenfeier, welche die Zeit zu begehen im Begriffe ist, und ein Geburtsfest. Das alte Jahr liegt auf der Bahre. Der frischgefallene Schnee bereitet ihm das leuchtende Sterbehemd. Einzelne Sternlein flimmern traulich, zwischen den vorüberjagenden Wolkenbergen hervor in die Todtenkammer herein und geben mit ihren holden Blicken dem Dahinscheidenden das Geleit durch seine Todesnacht.

Lächelnd und grüßend kommt das neue Jahr auf seinem Feenboot über die Wogen der Zeit einhergezogen. Währenddem stehen die Kinder der Zeit in „gedankenlosem Nachdenken" da. Auf planloser Irrfahrt schweifen die Gedanken vieler Sterblichen; aber höher hebt sich einem jeden heute die Brust, denn Alle fühlen's, daß ein großer Wechsel vorhanden ist.—

Also stehe ich wieder am Rande eines anderen Jahres. Vorwärts drängt die Zeit, und rückwärts wandern die Gedanken. So kehren also die dahingeschwundenen Stunden und Augenblicke nicht wieder—nimmer—nimmer? Lust und Leid, Thränen und Wonne ruhen neben einander im Grabe der Vergangenheit ohne Auferstehungshoffnungen. Aber im Buche der Ewigkeit sind ihre Beweggründe und Folgen aufgezeichnet. Habe ich wohl Manches dabei, worüber ich mich freuen kann? Habe ich manches zu bereuen? Und doch, wie belebt sich heute diese Vergangenheit. Bilder und Gestalten kreuzen sich darin im bunten Wechselgange, und mit ihrem Fußtritt wecken sie unsere Erinnerung. Aber aus all dem Gewirre tönt das Echo zu uns zurück—grabesähnlich und dumpf: „Dahin!—Dahin!"— Eigenthümlich still, und doch laut redend, zieht das Jahr mit seinen Wechselfällen noch ein Mal in dieser feierlichen Nachtstunde an meiner Seele vorüber. Ich höre im Geiste den Wellenschlag der Zeit und fühle, wie die Wogen dieses Stromes mich unaufhaltsam mit sich fortreißen. Wohin?

Und auf den breiten Wogen dieses Stromes — welche verschiedene Gruppen, welch buntes Gewimmel! Ernste Gestalten—Helden- und Riesengeister, die mit dem Netz ihrer Gedanken die Schöpfung umspannen und die Gesetze der Natur fesseln; aber der Strömung zu widerstehen, das vermögen sie nicht. Andere treiben mit stoischer Gleichgültigkeit auf der Oberfläche dahin, scheinbar unbekümmert um das Ziel und das Resultat ihrer Reise. Und wieder Andere suchen in wilden Bacchanalien den inneren Schmerz zu ersäufen und die Stimme des Gewissens zu betäuben, welche sie in nüchternen Stunden mit Vorsätzen zur Besserung und leeren Versprechungen abzufertigen sich bemühen. Aber auch in die Zukunft wandern meine Gedanken. Hier aber ist das Terrain noch geheimnißvoller — dunkler, als in der Vergangenheit. Zahllose unbekannte Kreuzwege verschlingen sich da zu einem Labyrinth; unenträthselbar starren mich hier auf allen Seiten wunderbare Hieroglyphen als Fremdling an. Fand ich in der Vergangenheit nur gewagte Schlüsse aus dem Gewebe der Alltagserfahrungen gezogen, so finde ich in der Zukunft nur aus dem Entwickelungsgange der Vergangenheit abgeleitete Muthmaßungen und—Fragen. Nur Fragen? Ich starre betäubt in das Chaos der sich kreuzenden Zukunftsideen. Doch was ist das? Aus dem Dunkel windet sich ein Gebilde, welches Gestalt und Form anzunehmen scheint. Wie ein Panier entrollt sich's aus dem Wolkengrau, goldgesäumt und gewoben aus Sonnenstrahlen verheißungsvoller Hoffnungen.—Und auf der Fahne, was sehe ich da? Eine Schrift ist's—glänzend und leuchtend, als ob ein Seraph seine Engelsfeder in den Duft der lachenden Morgenröthe getaucht und mit ihrem Sonnengolde die Worte geschrieben hätte. Ich lese! Und während ich lese, schwindet jede bange Ahnung—jeder Schatten von Furcht, und entzückt jubelt die Seele in freudiger Erinnerung an ihren Schutz und hohen Adel; denn die Worte, die ich lese, heißen: „Denen aber, die Gott lieben, müssen alle Dinge zum Besten dienen."

Wohlan denn, o Seele! Kühn und fröhlich hineingestiegen in das Fahrzeug eines anderen Jahres, denn der Herr ist im Schifflein. Trotz Wellenschlag und Sturmgebraus rudern wir muthig voran! Und wenn auch die Wogen thurmhoch auffahren, daß der weiße Gischt über das Fahrzeug hinrauscht, und die Brandung, wie das Brüllen der höllischen Heere, an die Küste donnert; wir klopfen mit der Stimme des Gebets an die Himmelspforte und wecken unseren lieben Herrn, daß er zum Sturm spricht: „Schweig und verstumme!"

II.

Soeben schlägt's zwölf auf der Thurmuhr. Dies ist der Wendepunkt des Jahres. Drinnen im matterleuchteten Betezimmer kniet ein Häuflein frommer Seelen im stillen Gebete vor Gott. Sie gehen knieend und betend aus dem einen Jahre ins andere. —„Bum! Bum!" Mit Kanonendonner wird sonstwo das neue Jahr begrüßt. Hei! wie das die Luft erschüttert! Es muß nicht übel um die Nerven des kommenden Jahres bestellt sein, wenn es bei solchem Gruße nicht zittert und zurückbebt. Wie verschiedenartig wird ihm doch sein Empfang bereitet. Jene stillen Beter begrüßen es im Namen des großen Friedensfürsten mit dem Friedenszeichen des Kreuzes; diese hingegen mit dem Gruße aus dem Feuerschlunde einer großartigen Mordwaffe, mit welcher auf dem Schlachtfelde Brüder ihre Brüder

dahinmähen, wie das Gras des Feldes. Welches ist da wohl der schönste Gruß? Bei welchem ist wohl der Herr des Friedens am nächsten, daß er seine Segenshände aufhebe gegen die Menschenkinder und spreche: „Friede sei mit euch!"

Aber diese Neujahrsmahnungen — nicht die der Kanonen, sondern die von den Lippen der Beter, denn die Stimme des Gebets geht schneller und weiter als Kanonendonner — erinnern mich auch an meine Jugendjahre, an die Neujahrsnächte im trauten Vaterhause und die Erwartungen, welche sich an dieselben zu knüpfen pflegten. Auch die Erinnerungen an manche schöne, fromme Sitte der stillen Landbewohner wird da wieder wach. Wie feierlich ergreifend war es z. B., wenn mit dem zwölften Glockenschlage die Neujahrssänger vor die Hausthüre traten und andächtig sangen:

„Hilf, Herr Jesu, laß gelingen,
Hilf, das neue Jahr geht an!"

So geschliffen und kunstreich war der Gesang freilich nicht, als er heutzutage in vielen Kirchen von zugeschnittenen Operngauklern abgedrechselt wird; aber er kam von Herzen, und das ist dabei doch die Hauptsache. Und wenn dann die Sänger vor Frost zitterten, daß ihre Zähne klapperten, so wurde die Scene um so rührender, denn man hielt es für feierliche Erregung von wegen der ernsten Neujahrsstunde. Und was wäre dann, neben diesen Grüßen unser Neujahrsgruß? Höre!

„Jesus soll die Losung sein,
Da ein neues Jahr erschienen."

III.

Während ich mich nun auf meinem Heimwege befinde und so sinnend dahinschreite, eilt noch hie und da ein verspäteter Nachtvogel an mir vorüber — mancher auf guten Wegen fest und frei auftretend; andere huschen verstohlen an mir vorüber, als ob sie es nicht für rathsam hielten, mit gewissen Leuten in Berührung zu kommen. Mich kümmert meine Umgebung augenblicklich nur wenig. Doch da haftet mein Auge an einem hellerleuchteten Fenster. Fröhliche Stimmen schallen in dem Zimmer. Was hält die Bewohner desselben noch wach zu o-päter Nachtstunde? Ist es blos die Erregung des Zeitwechsels? O nein! Ich kenne sie wohl, die Leute da drinnen. Nicht immer war das Stübchen so hell erleuchtet am Abend;—es ist lange her, seitdem früher so fröhliche Stimmen in seinen Wänden wiederhalten. Einsam und sorgenvoll saß beim zitternden Sonnenstrahl im Sommer und beim flackernden Kaminfeuer im Winter gebückt im alten Sorgenstuhl das Mütterchen, der Rückkehr des in die Fremde gewanderten, einzigen Sohnes harrend. Er war als Knabe gezogen, mit ihrem Segen gezogen, und viele Jahre geblieben. Er hatte fremde Länder und Menschen kennen gelernt. Endlich, im Begriffe in die traute Heimath zurückzukehren, gerieth er unter die Wilden im fernen Lande. Keinen tröstenden Brief, keinen freundlichen Gruß konnte er über die rauschenden Wasser dem harrenden Mütterlein in die stille Klause senden. Da harrte sie nun Tag für Tag, aber es kam keine Kunde. Ihr einziger Trost war noch die alte Familienbibel, welche sie durch die große Hornbrille las, bis sie alle die Trostsprüche auswendig wußte. Sonst erhellte kein Lächeln ihr Antlitz und der Glanz wich aus ihren Augen, denn ihre Gedanken weilten in der Ferne. Endlich, heute — gestern — als schon das alte Jahr von Haus zu Haus ging, um den Leuten „Lebewohl" zu sagen und sich bei den Unzufriedenen zu entschuldigen wie bei den Glücklichen den Dank zu ernten, da schallten kräftige Tritte auf dem Hausflur. Vielleicht waren es die Tritte eines freundlichen Nachbars, oder am Ende gar eines Schuldherrn, welcher so fest auftrat und kam sein Geld, oder doch wenigstens die Zinsen fürs verflossene Jahr zu fordern. Nein! nein! Ein eigenthümliches Regen und Bewegen erfüllte das sehnende Mutterherz. Sie wußte, daß diese Füße gesandt waren ihrer harrenden Brust Frieden zu verkündigen. Warum wußte sie es? Wenn du die Sprache eines Mutterherzens verstehst, so frage dasselbe. Es wird dir ein Gefühl schildern, welches nur eine Mutter kennt. — Die Thüre öffnete sich und mit dem Knarren derselben fuhr ein seltsames Zittern durch alle Glieder der bestürzten Alten. Von den bärtigen Lippen eines starken, wettergebräunten Mannes schallt, süßer als das Grüßen der Neujahrsglocken das Wort, „Mutter" und zwei starke Arme umschlingen liebend und sicher die vor freudigem Schreck sinkende Greisin. Aber ein längstentflohener Glanz durchfunkelt wieder das sonst so matte Auge, und der Engel der Wonne segnet mit namenlosen Freuden des Wiedersehens das entzückte Mutterherz. Allein ist der Sohn jedoch nicht gekommen. Ein liebendes Weib und ein lachender Knabe sind seine Begleiter. Auf wunderbare Weise hat ihm der Herr geholfen, nachdem er in der Gefangenschaft ihn kennen und lieben hat gelernt. Auch Güter hat er ihm gegeben zur leiblichen Wohlfahrt. Neuverjüngt lächelt das Mütterchen nun wieder, wie an dem Tage, da sie den Brautschleier trug und dem andern, da sie entzückt in das Antlitz ihres Erstgebornen blickte. Lassen wir sie nun die Freude des Wiedersehens allein und in vollen Zügen genießen.

Wiedersehen — — — wie zittert dies Wort mit einem süßen Echo durch die Seele und erglänzt im Wiederscheine ewiger Sonnenblicke.

IV.

Ich gehe weiter. In zwei sich gegenüberstehenden Häusern flimmert das Nachtlämpchen. Der Wanderer auf der Straße ahnt nicht, welche verschiedene Scenen der matte Schimmer beleuchtet. Auf dem einen Hause hat der Storch geklappert; obwohl es nach dem Kalender jetzt nicht Storchenzeit ist. Ein neuer Weltbürger ist im Hause eingekehrt und Freude und Lust erfüllt das Haus über dieses theure Neujahrsgeschenk. In dem andern Hause hingegen sitzt mit zusammengefalteten Schwingen der Engel der Trauer am einsamen Herde. An der Hausthüre spielt der Nachtwind mit einem langen schwarzen Flor und drinnen sitzt gramzerflossen die junge Mutter am Sarge ihres geliebten Gatten. Ahnungslos und unbesorgt schlummert neben ihr im kleinen Bettchen der vaterlose Säugling und merket nicht die Thränen, welche über der Mutter Wangen fließen. Wie hat sich doch in dem dahingeschwundenen Jahre alles verändert! Wie viele schöne Hoffnungen liegen Scherben gleich, am Boden; wie viele goldene Zukunftspläne sind von der kalten Todeshand so plötzlich zerstört worden!

Also nahe beisammen findet sich Leben und Tod, Lust und Weinen in dieser Welt! So verschieden sind die Loose der Sterblichen beim Ausgang des alten und Eintritt des neuen Jahres. Wie mag es bei uns stehen heute übers Jahr, wenn die Neujahrsglocken wieder klingen? Wer weiß! —

Geburt und Tod, wie ähnlich sind sie einander, diese beiden wichtigen Augenblicke! Nackt tritt der Sterbliche in die Welt; arm und nackt verläßt er sie wieder. Was hier ist gehört uns nicht. Der unsterbliche Geist kann nur in Gott sein Glück finden. Darum soll ihm, was der Staub gewähren kann, das Wenigste sein; so wie überhaupt sein Dasein auf diesem Erdball das Kleinste ist von seiner Dauer. Der kürzeste und längste Zwischenraum zwischen Wiege und Sarg sind kaum von einander verschieden. Kann man denn sagen, der hun-

dertjährige Greis, welcher sein gebeugtes, silberhaariges Haupt zum letzten Schlafe niederlegt, habe länger gelebt, als der kaum geborene Säugling, welcher an der Brust seiner weinenden Mutter die Augen auf immer für das Licht des Tages schließt, welches er kaum gesehen? Das Athmen von wenigen Minuten oder einem Jahrhundert ist gleichbedeutend. Nicht die Zeit, sondern der Spielraum des Lebens war verschieden und — die Verwerthung und Folgen desselben. Um das Leben sich zu bekümmern, daß man selig sterbe, heißt sich um den Tod gekümmert mit einem gottseligen Leben. Das ist weise!

V.

Ja die Gedanken an Vergangenheit und Tod, an Zukunft und Unsterblichkeit treten mir recht lebendig vor die Seele, als ich eben am Gottesacker vorbeikomme. Wie sie da so stille ruhen die Schläfer, in ihren feuchten Betten von Erde. Unter ihnen ist kein Neid mehr und keine Zwietracht von wegen Stand und Ehre, Politik und Religion. Hochmuth und Einbildung hebt und Mangel und Noth drückt sie nicht mehr. Nur der Staub ist da gebettet.

Lebt wohl, o ihr meine lieben Todten! Ach, der letzte Blick, den ihr mir gabet, das letzte Wort eurer theuren Lippen, der letzte Gedanke eures liebenden Geistes an mich — wie fern ist das Alles schon mir! — Stunden, Tage, Wochen, Monden drängten sich zwischen euren letzten Seufzer und mich. Ihr seid Bewohner einer andern, hoffentlich Bürger einer besseren Welt; aber meine Liebe folgt euch nach, begleitet euch durch die Gefilde der Ewigkeit. Ich bin euch nahe; ihr bleibt es mir. Noch einige Wochen oder Jahre, und wir finden uns wieder; ich bin vollendet wie ihr.

Lebe wohl, Vergangenheit! Was ich hatte wird mir nicht wieder. Du hast meine Freuden und meine Schmerzen mit dir genommen. Andere bringt mir die Zukunft. Mein Dasein ist kein Verweilen, sondern eine Reise, ein Flug durch die Lebensstunden, ein Flug zur Ewigkeit. Ich wandte mich nach mancher freundlichen Blume, die mir an der Brust einer kommenden Stunde entgegenblühte; und ehe ich sie der geizigen Stunde entriß, war ich längst von ihr getrennt; und was ich nahm welkte, ehe ich es noch recht kannte und genießen konnte. Eines nur ward mir und blieb mir. Sein Reiz blieb im Sturmeswehen ungetrübt, und sein Genuß hat mich immer wieder erquickt. Es ist das wovon Hardenberg schön und sinnig singt:

„Unter tausend frohen Stunden
Die im Leben ich gefunden,
Blieb mir eine nur getreu;
Eine, wo in tausend Schmerzen
Ich erfuhr in meinem Herzen,
Wer für mich gestorben sei.

Ja, im Vertrauen auf Diesen, „der für mich gestorben ist," will ich fröhlich der Zukunft entgegenwallen. Er wird es wohl machen. Nur in ihm kann ich ein „glückseliges, neues Jahr" genießen und meinen Freunden wünschen.

Bilihild.

(Erzählung von G. Flammberg.)

Erstes Capitel.

Eine sterbende Mutter.

Ich bin Beides, dein Pilgrim und dein Bürger, wie alle meine Väter. Ps. 39, 13.

In einer kleinen niedrigen Hütte, die ganz aus Baumstämmen gezimmert und mit Stroh gedeckt war, lag eine ältliche Frau, die eingefallenen Wangen von Fieberhitze geröthet, auf einer breiten hölzernen Bank, über welche einige Bärenfelle gebreitet waren. Ihre Kleidung bestand aus einem faltigen Gewand von ungefärbter Schafwolle. Neben dem Bette stand auf einem Block, ihren matten Händen erreichbar, ein irdener Krug mit Quellwasser gefüllt; auf einem anderen Block, am Fußende der Lagerstelle, saß eine jüngere Frau in der gleichen Kleidung. Obgleich die Hütte kaum zweihundert Schritte vom Ufer des Maines entfernt lag, wurde die Unterredung zwischen beiden Frauen doch in einer fremden Sprache geführt.

„Ich sehnte mich nach diesem Tage," sprach die Kranke, „gleich dem Sehnen der Schwalbe nach dem Lande des Südens zur Zeit da die Blätter welken unter den rauhen Lüften des Herbstes. Es ist eine einsame Klippe im Meere, da sitzt der Vogel unter Kummer und Zagen; ausgebreitet vor seinen Blicken ist das Gestade der Palmen; der Flug einer Stunde trüge ihn hinüber; aber seine Schwinge ist gelähmt, seine Kraft ist dahin. Angebrochen ist der Tag des heiligen Osterfestes; unter dem Schutze des frommen Herzogs sammelt sich die Schar der Christen vor dem Oratorium, das unter den Mauern der Wirthburg am Maine liegt; sie sammeln sich, Zeugen zu sein unter Gebeten und Lobgesängen, wenn mein einziges Kind, meine geliebte Tochter, die heilige Taufe empfängt. Die Wellen des Flusses rauschen von dem Fuße der Wirthsburg herab hieher, an unserem Cönobium vorüber, und ihrer jede ruft mir zu: ‚die Feier beginnt, schon läutet auf dem runden Thurme das Glöcklein, komm, komm und säume nicht!' Aber die Bande des Siechthums halten Bilihilds Mutter gebunden, und die Schwingen des Todes rauschen über meinem Haupte."

„Rege dich nicht auf, Schwester Mechild," sprach die jüngere Frau; „füge dich in Gottes Wege; seine Gedanken sind Gedanken des Friedens und nicht des Leides. Dem Leibe nach bist du der Taufe deiner Tochter fern; für den Geist aber gibt es keine Ferne; im Gebete bist du bei Gott, und in Gott deinem Kinde nahe."

„Du hast Recht," versetzte die Kranke. „In Gott gibt es auch keinen Tod; Christus ist die Auferstehung; wer an ihn glaubt, wird leben ob er gleich stürbe. Auch mein Gatte Iberius lebt; ich sah sein Antlitz erbleichen unter der Gewalt des Todes; aber auch er ist seiner Tochter nahe, und legt im Geiste die Priesterhand segnend auf das Haupt seines Kindes."

Sie umfaßte bei diesen Worten das Neue Testament, das ihr nahe lag, mit gefalteten Händen, und fuhr fort: „Ihr Tauftag ist mein Todestag. Ich werde die Sonne, die dort durchs Fenstergitter ihren Morgenstrahl hereinwirft, nicht mehr untergehen sehen. Nein, für mich gibt es keinen Sonnenuntergang mehr, nur ewigen Sonnenaufgang. Es ist derselbe Tag, an dem meine Tochter in die christliche Kirche aufgenommen wird, und an dem das Leibesleben der Mutter, der müden Pilgerin, sein Ende erreicht und das Leben im Lichte beginnt. — Ja, eine müde Pilgerin! In Armagh, im fernen grünen Erin begann Aghandekka ihren Lauf, und hier in der fremden

Wildniß soll sie ihn schließen. Ach, Mechild hätte gerne die Stätte ihrer Kindheit noch einmal wieder gesehen, die Stätte, wo sie noch Aghandekka genannt ward."

„Diese alle," sprach die junge Frau mit den Worten des Hebräerbriefes, „diese alle sind gestorben im Glauben, und haben das Verheißene nicht empfangen, sondern von ferne gesehen, und sich deß getröstet und begnügen lassen, und haben bekannt, daß sie Gäste und Fremdlinge auf Erden gewesen sind. Denn die solches sagen, die geben zu verstehen, daß sie ein Vaterland suchen. Und zwar, wenn sie das Vaterland gemeint hätten, von welchem sie waren ausgezogen, so hätten sie ja Zeit gehabt, wieder umzukehren. Nun aber begehren sie eines besseren, nemlich eines himmlischen Vaterlands. Darum schämet sich Gott nicht, zu heißen ihr Gott, denn er hat ihnen eine Stadt zubereitet."

„Horch," sprach die Kranke, „unser Glöcklein läutet. Der Gottesdienst beginnt. Verlaß mich nun, du liebe Gertrud, und begib dich ins Oratorium."

„Nein, ich verlasse dich nicht," erwiderte jene. „Kranke trösten, ist auch ein Gottesdienst, und wo zwei oder drei versammelt sind in Christi Namen, da ist er mitten unter ihnen. Wir wollen mit einander im Worte Gottes lesen und mit einander beten. Was willst du, daß ich dir lesen soll?"

„Du bist sehr gütig, Gertrud. Der Herr wird dir's segnen. Willst du, so lies mir die Abschiedsreden des Heilandes aus dem Evangelium Johannis."

Gertrud stand auf, und griff nach einem Pergamentbande, der auf einem der Sparren unter dem Strohdache lag und die vier Evangelien in zierlicher irischer Handschrift enthielt. Sie hatte ihn aber noch nicht herabgenommen, als die Thür sich öffnete und ein Greis mit silberweißem Haupthaar und Bart mit dem Friedensgruße hereintrat. Die vordere Hälfte seines Hauptes bis zum Scheitel war glattgeschoren; seine Kleidung bestand in einem gewöhnlichen Leibrock, der aus ungefärbter Naturwolle gesponnen und gewoben war, und aus ledernen Schuhen, die die Beine bis zu den Knieen bedeckten. In der Rechten trug er einen silbernen Kelch, in der Linken eine Capsel mit geweihtem Brode; an der Seite hing ihm ein ledernes Säcklein.

„Totman! Totman!" rief in freudigem Schrecken die Kranke. „Du kommst zu mir, Freund meines seligen Gatten? Gehst du denn nicht zur Kirche?"

„Nein, Schwester Aghandekka," antwortete freundlich lächelnd der Greis. „Unser Bischof Kolman hat gesagt, es wäre nicht fein, die kranke Wittib eines treuen Predigers darben zu lassen, während die Gemeinde des Herrn im Gotteshause gespeist wird. Als am-chara („Seelenfreund," Seelsorger) soll ich diese Stunde bei dir zubringen, Gottes Wort mit euch beiden lesen, und dann das Mahl des Herrn am Kreuze mit euch feiern. Und wie der Bischof für die geistliche Speise, so hat seine Frau für leibliche Erquickung gesorgt. Ein Krüglein frischer Milch hat sie mir mitgegeben, und ein Waizenbrödlein, das sie gestern selbst für dich gebacken; daran sollst du dich erlaben, wenn wir den Dienst des Herrn vollendet haben."

Er zog aus der Seitentasche eine kleine silberne Flasche mit dem Weine, darnach ein verkorktes irdenes Krüglein mit der Milch und einen weißen Wecken. Die irdischen Lebensmittel setzte er auf den Block neben den Wasserkrug; für die Geräthe aber mußte der andere Block, auf welchem Gertrud bisher gesessen, als Altar dienen.

Bei den Worten des alten Presbyters: „Ehre sei dem Vater, und dem Sohn, und dem heiligen Geist!" beugte er selbst sowie Gertrud die Kniee; dann betete er in tiefer Andacht das Vaterunser, und fügte diesem ein freies Gebet bei, worin er den Geist und Segen Gottes über Bilihild herabrief, die zur gleichen Stunde in Wirzburg durch die Taufe in den Gnadenbund Gottes aufgenommen werden sollte, und alle Kraft himmlischen Trostes über ihre kranke Mutter. Darnach ergriff er das Evangelienbuch, und ohne von dem Wunsche der Kranken zu wissen, schlug er aus eigenem Antrieb die Abschiedsreden des Herrn auf, und las ihr dieselben vor.

Es waren einfache, herzliche Trostworte, die er anstatt einer Predigt an diese Vorlesung knüpfte. „Ich schaue mit dir zurück," sprach er, „auf die Zeit, da unsere kleine Schar, den seligen Mann Gottes Killean an der Spitze, sich von Irland aufmachte, um den armen Heiden auf dem Festlande das Licht des Evangeliums zu bringen. ‚In der Welt habt ihr Angst,' rief der greise Abtbischof Kolumba uns zu, als wir das Schiff bestiegen; ‚aber siehe, spricht der Herr, ich habe die Welt überwunden.' Wie hat sich doch beides bewährt! Ein schrecklicher Sturm überfiel unser Schiff auf der Meerenge, die das Festland von Britannien trennt; unsere Frauen und Kindlein verzagten, und wir selber glaubten, Gott habe unseren Untergang beschlossen; nur Killean blieb unbewegt. Ruhig betend stand er an den Mast gelehnt; ‚Herr, hilf!' und der Herr, der Weltüberwinder, half und gebot dem Sturme. Wir landeten am Gestade der Friesen; wir fuhren den Rheinstrom herauf bis zu der Stelle, wo bei der Römerstadt Moguntia der Main sich ihm vereint; dort fanden wir eine blühende Christengemeinde und in ihr deinen Bruder Buaidhe, oder wie er mit deutschem Namen sich nennt Sigfrid, welcher heutigen Tages der dortigen Gemeinde als Bischof vorsteht. Da wir ihn fragten, wo es der Arbeit für uns gäbe, rieth er uns den Main aufwärts zu fahren in das Land der Thüringer, die noch alle in der Finsterniß des Heidenthums säßen, und deren Herzog, Gozbert, auf der Wirthsburg sitze und, obwohl Heide, doch ein biederer Recke sei. Das sind nun gerade achtzehn Jahre her; im Jahre des Heiles 685 war es, als wir bei der Wirthsburg ankamen. Der Herzog nahm uns freundlich auf, und fragte uns, was wir begehrten; da wir nun sagten, daß wir Boten des höchsten Gottes seien, der Himmel und Erde geschaffen, und gesandt seien, ihm den Weg zu künden, wie die neue Welt des Friedens und der Gerechtigkeit, darauf auch die Heiden hoffen, sollte auf Erden zu Stand und Wesen gebracht werden, so war er sehr verlangend, solche Botschaft zu hören, und gab uns Erlaubniß, am Fuße seiner Wirthsburg, zwischen der Bergeshalde und dem Main, uns anzusiedeln. Da bauten wir unseren Oratorienthurm von Stein, und ringsum unsere dreizehn hölzernen Hüttlein, eine für unseren Bischof Killean und sein Weib, und die anderen für uns zwölf Brüder sammt den Unseren, dazu den Eßsaal und die Scheuern, und umfriedigten das Alles mit einer Mauer. Der Main bot uns Fische zur Nahrung; am Berge pflanzten wir Reben, die wir von Moguntia mitgebracht, daß wir das Mahl des Herrn feiern möchten. Und so fingen wir an, Christum zu predigen, und fanden unter den ehrlichen Thüringern offene Ohren und willige Herzen. Auch der Herzog hörte uns gern und oft, wollte sich aber nicht entscheiden, weil sein Weib Geila, eine harte Heidin, ihm in den Ohren lag. Da nun die Götzenpriester sahen, daß ein Theil des Volkes dem Wuotan und der Frigg, und dem Donar und Eor, und den anderen Heidengöttern keine Opfer mehr brachten, so wurden sie voll Zornes und schürten an der Herzogin, und die Herzogin an ihrem Gemahl. Und da zu der Zeit ein Haufe wilder Chawaren von Asia hereinbrach, die Donau her-

auf und bis an die Radenz kam, und ins Land der Thüringer einfiel, plündernd, sengend und brennend, und ihnen Niemand wehren konnte, da sagte Geila, das sei eine Strafe des Wuotan und des Eor, dafür, daß ihnen keine Opfer gebracht würden, und es könne der Feind nicht bezwungen werden, es sei denn, daß Herzog Gozbert die fremden Lästerer den Göttern als Opfer schlachten lasse. Da ließ Herr Gozbert sich bethören, und ließ den Vater Killean und die Brüder Gallun und Arnuval greifen und ihnen das Haupt abschlagen. Wir anderen flohen gleich erschrockenen Schafen und kamen hierher nach Höchheim, da siedelten wir uns an in dürftigen Hütten, mitten in des Waldes Verborgenheit. Der Herzog aber sammelte seine Mannen aus dem ganzen Lande, von der Idis und von der Baunacha, und der Sala und der Wesra, und als nun die Chawaren abzogen, weil sie sich solchem Heere nicht gewachsen fühlten, da meinte der Herzog, seine Götter hätten ihm geholfen um seines Opfers willen. Aber ehe daß noch ein Jahr vergangen war, kamen die Chawaren wieder mit zehnfach stärkerer Macht, fielen ins Land von Mittag her, von der Dubra, würgend und mordend. Das Wort: in der Welt habt ihr Angst, bewährte sich doppelt, denn wir hatten die zwiefache Angst vor den Chawaren draußen und vor dem Herzog drinnen, und standen recht wie einer auf brennendem Schiffe steht, hinter sich die Flamme, vor sich die Fluth. Aus allen Gauen flüchtete das Volk nach der Wirthsburg, in den festen Ring; aber wie durften *wir* dorthin flüchten, welche der Herzog an Leib und Leben bedräuete? In solcher großen Noth, da die Chawaren kaum zwei Meilen mehr von uns jenseits des Maines waren, erhob Iberius, dein Gatte, seine Stimme und sprach: ‚Müssen wir in den Tod, so lasset uns lieber als Zeugen Christi in unserem Berufe sterben, als von den Chawaren erschlagen werden. Auf, nach der Wirthsburg! Den bösen Wirth lasset uns fragen: was haben dir nun deine Götter geholfen? Rufe den lebendigen Gott um Hülfe an, der wird dich erretten.' Also sprach Iberius, der Mann Gottes, und wir gehorchten seiner Stimme und flüchteten über den Berg, gerade nach der Wirthsburg; mit all dem anderen elenden Volke zogen auch wir in den Mauerring hinein. Du trugest damals deine Bilihild an der Brust, die ein Säugling von zehn Wochen war. Es warf aber einer der Dienstmannen Geilas, da er unser ansichtig ward, einen Stein von der Mauer nach uns; der traf den Iberius und zerschmetterte ihm die Schulter, also daß er nach drei Wochen starb und du Wittwe wurdest, und dein Kind eine Waise. Da hieß es für euch zwei nun erst recht: in der Welt habt ihr Angst. Aber dein Mann sollte doch nicht sterben, ehe daß er die Wahrheit des Wortes: seid getrost, ich habe die Welt überwunden, erlebt und erfahren hätte. ‚Was haben dir deine Götter geholfen? was das Blut der Heiligen, das du vergossen?' mit diesem Worte trat unser Bischof Kolman kühn vor den Herzog. Und der Herzog erblaßte. ‚Laß sehen,' sprach er, ‚ob dein Gott mächtiger ist, als die Götter meiner Väter.' Kolman erwiderte: ‚Die Ohnmacht der Götter deiner Väter siehst du vor Augen. Der allmächtige Gott, der Himmel und Erde gemacht hat, *kann* dir helfen und das Heer deiner Feinde zerstreuen wie Spreu vor dem Winde; er *kann* es, wenn er *will*; er will aber nur, wenn du deine Blutthat bereust und zu ihm um Vergebung flehst.' ‚Bitte du für mich,' sprach Gozbert, ich bin ein geschlagener Mann; meine Heeresleute sind fern in ihren Gauen zerstreut; der Feind ist über mich gekommen wie der Blitz, und statt der Streiter habe ich einen Haufen von Greisen, Weibern und Kindern im Mauerring. Bitte *du* für mich!' ‚Ja,' sprach Kolman, ‚wohl will ich für dich bitten, aber du mußt selber dabei sein und deine eigene Stimme zum Herrn erheben.' Es dunkelte schon, als Vater Kolman solches redete. Der Herzog stellte die Wachen aus auf die Thürme und Mauern, und ging mit Kolman den Berg hinab an die Stelle, wo unsere Ansiedelung gewesen war. Die Hütten waren verbrannt, aber der dicke, runde, steinerne Thurm, das Oratorium, stand noch. Da gingen wir allesamm hinein und der Herzog mit uns. Und nun begann Kolman Psalmen in deutscher Sprache anzustimmen, Buß- und Bittpsalmen. Auf den Knieen liegend sang er mit leiser Stimme Vers für Vers, auf den Knieen liegend wiederholten wir Alle, den Herzog inbegriffen, Vers für Vers. So sangen wir unabläßig fort bis lange nach Mitternacht, beim Schein der Ampel, die über uns brannte. Als die Mitternacht herannahte, da vernahmen die Wächter der Burg ein Rasseln aus dem Thale, als eines Heeres, das dem Fluß entlang heranziehe, gerade auf die eingeäscherten Hütten zu, und waren in großer Angst, wie es dem Herze ergehen werde. Als aber das feindliche Heer der Brandstätte ganz nahe war, da verstummte das Geräusch, als hielten sie stille, und darnach hörten die Wächter der Burg ein Geräusch aus dem Thale, wie wenn ein Schwarm Kraniche die Flügel schüttelt, oder ein Rudel Hirsche durch dürres Laub bricht, dann wird es abermals stille, und sie vernahmen nichts mehr. Und als der Tag graute und die Mannen der Burg hinabgingen, zu sehen, was aus dem Herzog geworden, siehe, da lag das Ufer ringsum voll weggeworfener Lanzen und Streitkolben der Chawaren. Sie waren herangeschlichen, und da sie mitten aus dem Dunkel den wundersamen sanften Lichtschein der Ampel schimmern sahen, und den leisen Gesang der Psalmen hörten, war ein Schrecken vom Herrn über sie gekommen, und waren zerstoben wie Spreu vor dem Winde, und ritten davon noch in selbiger Nacht, und kein Auge hat mehr etwas von ihnen gesehen. Da ward Herzog Gozbert gläubig, und ließ sich unterrichten im Evangelium und ward getauft. Das Cönobium unter der Wirthsburg ward wieder aufgebaut, der Frau Geila zu schwerem Herzeleid, es kamen neue Brüder an unter Bischof David; wir unter Kolman kehrten hierher nach Höchheim zurück; deine Bilihild aber ließest du in Wirzburg in der Schule, welche Bruder Edda, mit seinem Weibe, zur Erziehung der Mägdlein gründete. Was ich dir hier erzähle, Schwester Mechild, das weißt du längst; du hast es alles selbst erlebt. Und doch erzähle ich es dir, als wäre es dir unbekannt. Ich will aber dein vergangenes Leben an dir vorüberführen; am Ziele deiner Tage stehend sollst du auf die Wege zurückblicken, die der Herr dich geführt hat. Es waren rauhe Wege, und doch Wege des Friedens; denn das Ziel ist Seligkeit. Das hast du im voraus gewußt, als du dem Presbyter und Sendboten Iberius deine Hand reichtest, daß du alles irdische Glück und Behagen dem Herrn zum Opfer brächtest, um ihm Seelen zu gewinnen aus der Heidenwelt, unsterbliche Seelen, die Den noch nicht kennen, der auch für sie sein Blut am Kreuze vergossen hat. Du warst aber bereit, an deinem geringen Theile mitzuhelfen an dem gesegneten Werk. Und es ist nicht ohne Frucht geblieben. Hunderte der Thüringer, die als blinde Heiden geboren waren, setzen jetzt ihr Vertrauen auf die Gnade Gottes, die uns in Christo widerfahren ist, und haben dem Götzendienst und den Werken der Finsterniß abgesagt. Müssen wir da nicht sprechen: Herr, wir sind zu gering aller der Gnade und Barmherzigkeit, die du an uns gethan hast? Ach wie oft haben wir es an der Liebe, der Geduld, dem Vertrauen fehlen lassen, haben der Angst, die wir in der Welt haben, uns hingegeben, und in unserem Kummer vergessen, daß wir getrost sein sollen in

ihm, der die Welt überwunden hat. Ist denn das herrliche Ziel ewiger Seligkeit, das uns bereitet ist, nicht genug? Aghandekka, ist's nicht genug, daß der Herr dein geliebtes Kind von früher Jugend an zu seiner Erkenntniß geleitet hat? Du kannst sie heute nicht an dein Herz drücken; aber ist's denn nicht genug, daß er sie an sein Heilandsherz nimmt, und daß du im Gebete ihr nahe sein kannst? Durch die Taufe in die Kirche aufgenommen, feiert sie heute zum ersten Mal mit der Gemeinde das Sakrament des Opfertodes Christi. Und du sollst es im Geiste mit ihr vereint feiern. Gedenke in Demuth deiner Sünden und Schwachheiten; nicht den Satten, sondern den Hungernden ist das Brod des Lebens bereitet."

Nach einem kurzen innigen Gebete, das er der Kranken vorsprach, öffnete er die Capsel des Brodes und goß den Wein in die silberne Schale. Dann stimmte er den Abendmahlshymnus der irischen Kirche an, dessen Gesang Gertrud mit lauter, die Kranke mit leiser zitternder Stimme begleitete. Dieser Hymnus lautet verdeutscht wörtlich also:

Nahet all ihr Gläubigen,
Die ihr reines Herzens.
Nehmet die Gewähr
Eures ew'gen Heiles.

Der treue Herr und Hüter
All seiner Heiligen
Schenket ew'gen Lebens
Fülle den Gläubigen.

Des Brodes vom Himmel
Gibt er den Hungernden,
Vom lebend'gen Quelle
Beut er den Dürstenden.

Das Alpha und das Omega
Ist Christus, der Herre,
Der kommen ist und wiederum
Zum Gericht wird kommen.

Nach Vollendung dieses Lobgesanges reichte der Greis den beiden Frauen das Brod und den Kelch des heiligen Abendmahles. Darauf betete er den Lobgesang Simeons, und mit einem Vaterunser und Kniebeugung zu Ehren des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes schloß der Gottesdienst wie er begonnen.

„O wie danke ich euch für diese Erquickung vor meinem Tode," sprach die Kranke. „Auch der guten Mutter Hilda lasse ich danken für das Brod und die Milch, die sie mir gesendet hat. Aber ich glaube, das Brod des Herrn, das ich genossen habe, wird meine letzte Speise sein; der irdischen bedarf ich nicht mehr; ich fühle es, es geht zu Ende. Meine Augen werden düster. Ach, meine Bilihild hätte ich gerne noch ein Mal gesehen."

Sie hatte das Wort noch nicht vollendet, als die Thür rasch geöffnet wurde, und ein Mägdlein, rosig wie der junge Morgen, hereintrat und auf das Lager der Kranken zueilte.

„Mutter! Mutter!" rief sie, und warf sich vor der Sterbenden auf die Kniee.

„Bilihild!" stammelte Mechild. „Du bist da? — Und ich kann dich noch segnen?!"

Sie legte ihr die erkaltenden Hände auf das Haupt, und ihre Lippen bewegten sich zu einem Gebete, das nur Gott vernahm. Und unter diesem Gebete entschlief sie.—

Wohl ihr! Sie schied getröstet. Als Bilihild, über die erkalteten Hände geneigt, sich ausgeweint hatte, fragte der greise Totman: „Aber Kind, wie ward es dir möglich, so schnell hierher zu kommen? Noch kann ja der Gottesdienst nicht zu Ende sein?"

„Ach Vater, der ist zu Ende!" schluchzte das Mädchen. „Zu Ende vielleicht für immer. Ich bin noch ungetauft. Vor Geila, der Herzogin fliehend, bin ich hierher geritten. Herzog Gozbert ist diese Nacht gestorben."

„Genad' uns Gott!" sprach der Greis und fügte leise hinzu: „In der Welt habt ihr Angst."

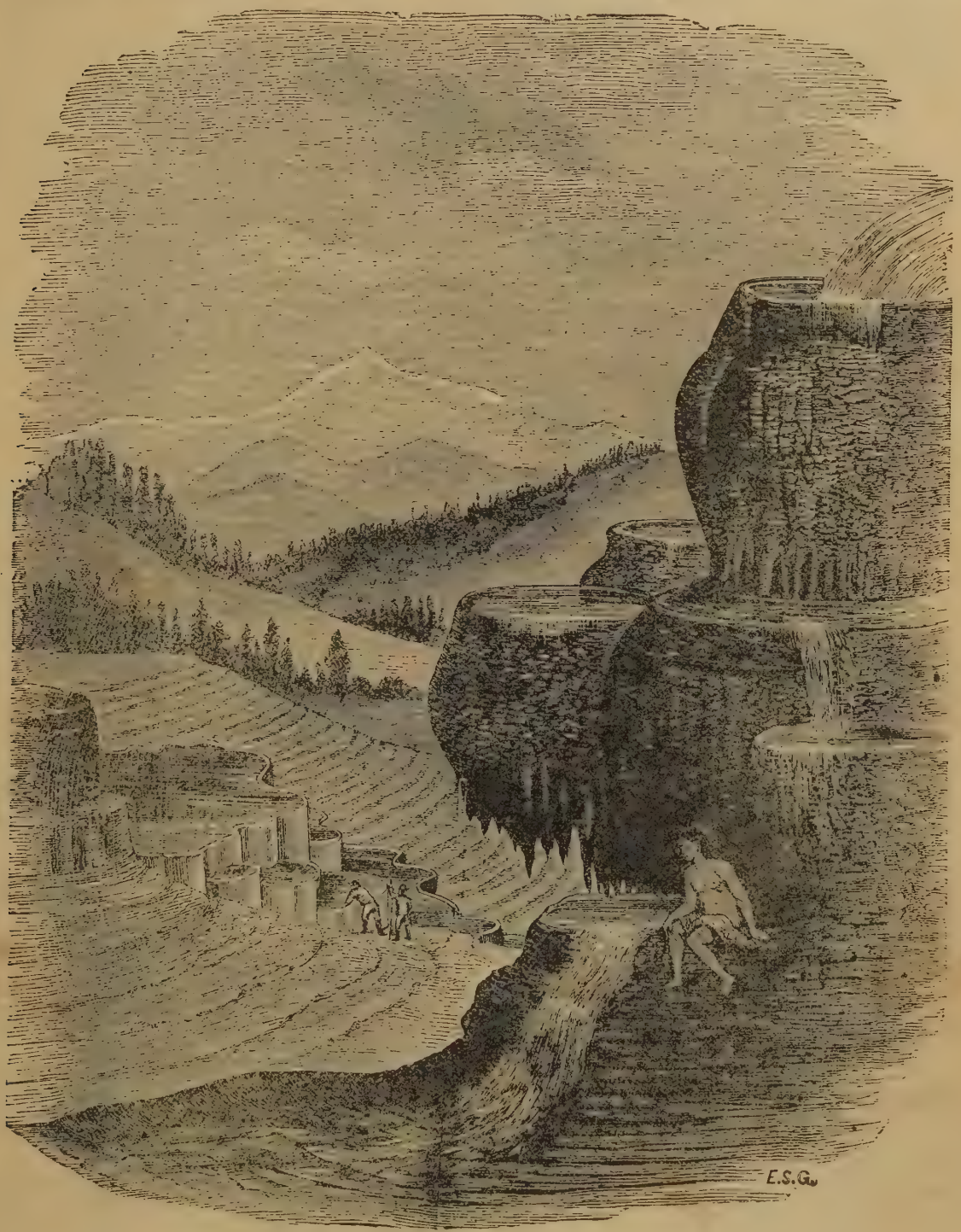
Der Nationalpark der Vereinigten Staaten.

Von J. M. Biermann.

Jedes Volk hat sein Nationallied, seinen Nationalcharakter, seine National- oder Muttersprache, auch seinen Nationalstolz; aber einen Nationalpark haben nur die Vereinigten Staaten von Nordamerika und ihr Volk.

Schon längst circulirte unter den Bewohnern des fernen Nordwestens die Sage von einem Wunderlande, das an Naturschönheiten und Naturwundern alle Länder der Erde übertreffe. Bald wollte ein verirrter Jäger oder Trapper dieses Wunderland mit eigenen Augen gesehen haben; bald erzählten Indianer von der Existenz einer Gegend, welche die heimgegangenen Krieger bewachten und dem Sterblichen, der sich nahte, kochendes Wasser ins Angesicht spieen. Die Vernünftigen (?) lachten über diese Sagen, und hielten von der Wahrheit derselben ungefähr so viel, als von den Heldenthaten des Münchhausen oder den Wunderkuren des Doktor Eisenbart. Als aber General Washburne im Jahre 1870 die Territorien Montana und Wyoming besuchte, hörte er verschiedene Sagen von der Existenz des berühmten Wunderlandes, welches in nicht zu großer Entfernung zu finden sei. Washburne wurde aufmerksam und entschloß sich endlich, von tüchtigen Führern begleitet, das Wunderland aufzusuchen und sich von der Wahrheit oder Unwahrheit der Sagen zu überzeugen. Bald fand er auch das Zauberland, und zwar in der Nordwestecke des Territoriums Wyoming. Was er sah, überstieg seine kühnsten Erwartungen; Wunder an Wunder traten an ihn heran, er glaubte sich in die Feenwelt versetzt und schickte von dieser merkwürdigen Entdeckung einen so günstigen Bericht an die Landesregierung zu Washington, daß unter der Leitung von Professor Hayden im Jahre 1871 eine Expedition ausgerüstet wurde, um das Wunderland, das Regierung und Volk in das größte Erstaunen setzte, näher zu erforschen und ausführlich darüber zu berichten. Die Beschreibung des Zauberlandes und seiner großartigen Naturwunder, veranlaßte den Congreß, ein Gesetz zu erlassen, welches dasselbe für alle kommenden Zeiten, zur Wohlthat und zum Vergnügen, als Nationalpark erklärte.

Wenn wir die Landkarte der Vereinigten Staaten zur Hand nehmen und das Territorium Wyoming aufsuchen, so finden wir im nordwestlichsten Theile desselben Yellowstone Lake. Der Flecken, den man beim Auffinden dieses Sees mit einem Finger bedecken kann, birgt Wunder und Naturschönheiten, die keine Feder völlig zu beschreiben im Stande ist. Wäre der Weg nicht so weit und beschwerlich (denn das tiefathmende Dampfroß hat



Die heißen Quellen.

seinen Weg noch nicht in diese Wildniß gefunden, und keinem Straßencommissär ist es bis jetzt eingefallen, die Wege zu ebnen, Felsenklüfte und Bäche und Flüsse zu überbrücken, oder morastige Sümpfe trocken legen zu lassen), ja wäre der Weg nicht so beschwerlich, hundert Tausende würden jährlich in diese Zaubergegend pilgern, um die Wunder anzustaunen, die hier die Natur dem Ueberraschten vorzeigt; und die Siechen, die Lahmen, die Gichtbrüchigen würden dahin ziehen, oder sich ziehen lassen, um die heißen Bäder zu benutzen, wenn der weite Weg nicht bis jetzt mit so vielen Beschwerlichkeiten verbunden wäre. Denn sobald man den bequemen Eisenbahnwagen verlassen hat, liegt ein Weg von vierhundert Meilen vor uns, den

wir in einer schwerfälligen Postkutsche zurück zu legen haben. In diesen unwegsamen Gegenden wäre ein leichtes, bequemes Gefährt ein lächerliches Stück Möbel. Beim ersten besten Anprall an einen Felsen oder Baum, würde es zusammen brechen und der Wanderer wäre in gar übler Lage. Daher sind die Wagen, welche auf diesen Naturstraßen fahren, ziemlich stark gebaut, so daß sie manchen Stoß auszuhalten im Stande sind, und die Federn unter den Sitzen sind weniger elastisch, als die der eleganten Wägelchen, welche täglich die gepflasterten Straßen unserer Städte durchjagen. Der lange Weg ist auch durchaus nicht romantisch, sondern im Gegentheil—kahl, staubig und uninteressant. Aber das Schlimmste kommt noch. Nachdem die Postkutsche ihre vierhundert Meilen zwar müh-

Liberty Cap.

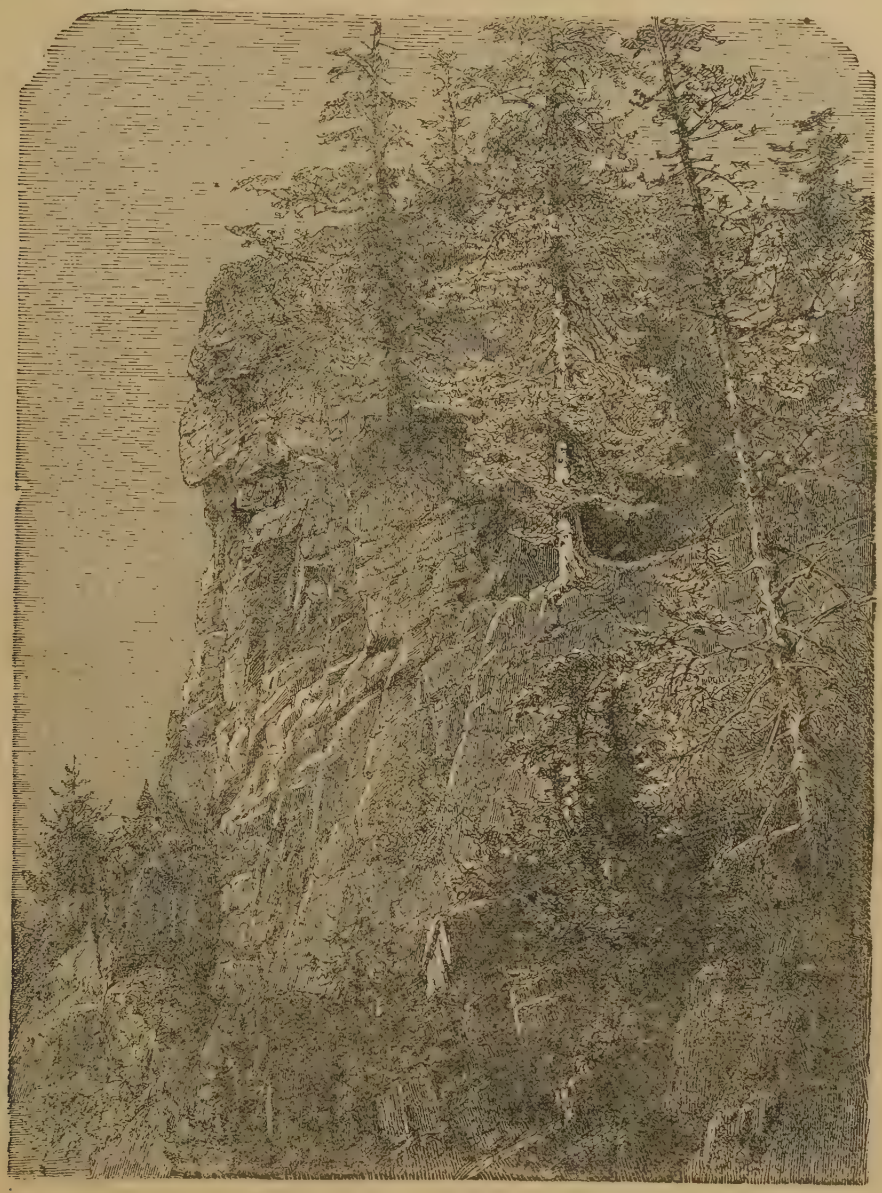
sam, doch glücklich zurückgelegt hat, kommt man in eine Gegend, wo das Fahren verboten ist. Das klingt zwar sonderbar, aber es ist dennoch wahr. Wenn gleich hier noch keine schlauen Politiker Gesetze gemacht haben, so existirt hier doch ein Gesetz: das Gesetz der Natur nemlich, welches das Fahren unbedingt verboten hat: Nachdem man die Glieder gestreckt und ausgeruht hat, beginnt eine neue Reise von dreihundert Meilen, und zwar entweder zu Fuße oder auf dem Rücken eines Pferdes oder Maulthieres oder, wer's machen kann, in einer Sänfte. Der Weg führt über Felsen und Gebirge, durch Bäche und Ströme, durch Gegenden, wo der hungrige Wolf haust, wo die tückische Schlange im Dickicht auf einen delikaten Bissen lauert, wo der gewaltige Büffel seine Heimath hat und der zottige Bär mit seinem dicken Pelz die Runde durch die Wälder macht. Ja, um das Wunderland zu schauen, geht's Einem beinahe, wie bei der Reise ins Schlaraffenland, wo man sich erst einen Weg durch den Pfannenkuchenberg essen muß, um ins Schlaraffenparadies zu gelangen. Aber wenn das vorgesteckte Ziel erreicht ist, wird man auch für die Strapazen einer langen und beschwerlichen Reise reichlich belohnt.

Wir sind nun an Ort und Stelle angekommen. Vor uns liegt Yellowstone Lake, ein prächtiger See, 8000 Fuß über der Meeresfläche, also ein Gebirgssee, der 30 Meilen lang und 10 Meilen breit ist. Der Yellowstone Fluß nimmt seinen Weg durch den See, wie der alte Vater Rhein durch den Bodensee. Welche Naturpracht zeigt sich hier dem Auge! Achttausend Fuß hoch im Gebirge, an dem Ufer eines romantischen Alpensees, eingefaßt mit dunkelgrünen Tannenwäldern, der See selbst theilweise bedeckt und geziert mit einem frischen Blumenteppich; in dem klaren Wasser die munteren Fischlein, namentlich Prachtexemplare von Forellen, spielend, in unmittelbarer Nähe das schneebedeckte Hochgebirge, 10,700 Fuß über dem Meere, also um 3000 Fuß den schönen Alpensee überragend, und Alles dieses anderthalb Meilen hoch in den Wolken!

Der Yellowstone Fluß, welcher seine Gewässer aus dem ewigen Schnee des Hochgebirgs bezieht, fließt, wie schon erwähnt, durch den Alpensee, in welchem er sein schmutziges Gewand reinigt, und dann frisch gewaschen die romantische Landschaft durchzieht. Sein Lauf ist kein sehr ruhiger und angenehmer, denn er wird manchmal sehr in die Enge getrieben. Oft steht ihm ein mächtiger Felsen im Wege und seine Weiterreise scheint ein Ding der Unmöglichkeit; aber siehe, er hat einen Ausweg gefunden durch eine dunkle Felsenkluft, und stürzt sich mit donnerähnlichem Getöse 300 Fuß tief senkrecht hinab in eine wilde Thalschlucht. Solche Sprünge hat er oft zu machen, überhaupt hüpft und springt er von Felsenschlucht zu Felsenschlucht, wie ein verfolgter Gemsbock.

Hier wird der Wanderer von den großartigsten Naturbildern überrascht. Die Felsenschluchten mit ihren zackigen Geklüften repräsentiren wundervolle Thürme, majestätische Schlösser und Ruinen, wie sie keine Gegend der Erde aufzuweisen hat. Die Wildheit und Großartigkeit der Natur macht auf den Beobachter einen unbeschreibbaren Eindruck. Oft fällt der gewaltige Felsen 1800 Fuß senkrecht ab und scheint eine riesige glatte Steinmauer zu sein, während auf der entgegengesetzten Seite eine wilde, zackige, zerklüftete Abstufung sich dem erstaunten Auge darbietet. Woher stammt diese großartige Wildheit der Natur in dieser Gegend? fragt sich der Beobachter. Ueberall stößt das Auge auf vulkanische Ueberreste, welche zwischen den Felsenthürmen wie eingemauert erscheinen. Ein gewaltiges Erdbeben, ein vulkanischer Riesenausbruch hat einst diese Massen durchwühlt und wild durcheinander geworfen. Vielleicht ist diese Erdrevolution so alt, als die Sündfluth.

Aber wie großartig, wie merkwürdig, wie romantisch auch diese Abwechselung von wilden Gebirgsströmen, von riesigen Felsenschluchten, von prachtvollen Wasserfällen, von schimmernden Staubbächen, von bezaubernden Alpenseen, von mächtigen Hochgebirgen, deren Gipfel mit ewigem Schnee bedeckt sind — wie staunenerregend auch diese Naturscenen sind, — gegen die Wunder, welche noch des Wanderers warten, sind sie nur ein matter Schatten. Erst westlich von dem Yellowstone-See, im Yellowstone-Thale, beginnen die eigentlichen Wunder. Da, wo der Firehole-River sich mit dem Madison-Fluß vereinigt, da kocht's und zischt's, wie „wenn Feuer und Wasser sich menget." Natürliche Springbrunnen, wie sie kein Sterblicher



Eine Bergscene.

nachzuahmen vermag, kleine und große, breite und schmale, wie man sich's nur wünscht, etwa 60 an der Zahl, sind hier in voller Thätigkeit, Tag und Nacht, ohne künstliches Wasserwerk. Einige werfen von Zeit zu Zeit einen Wasserstrahl 250 Fuß in die Höhe, bei einem Durchmesser von 20 Fuß. Aber das größte Wunder ist noch, daß das Wasser dieser natürlichen Springbrunnen oder Geyser, wie man sie heißt, kochend heiß ist. Neben diesen Springbrunnen sieht man aus tausend Quellen das kochende Wasser hervorsprudeln. Da unten im Eingeweide der Erde muß ein mächtiger Feuerherd sein, der diese Wassermassen im Kochen erhält und noch dazu so viel Dampf erzeugt, daß die Wasser zu einer so erstaunlichen Höhe emporsteigen. Alles ist hier Vulkan. Krater drängt sich an Krater. Einige dieser Krater sind altersschwach geworden und haben sich zur Ruhe begeben; die meisten aber arbeiten unermüdet fort und speien kochendes Wasser und Dampf, einige wenige auch einen zähen Brei aus, der aber durchaus nicht zum Hungerstillen benützt werden darf, denn er riecht gewaltig nach Schwefel, als wäre er in des Teufels Küche gekocht worden. Und diese Merkwürdigkeiten sind auf dem Flächenraum von einigen Quadratmeilen zu sehen.

Auf unserem ersten Bilde sehen wir zwei verschiedene dieser Springbrunnen oder Geyser; der eine ist in Thätigkeit, seine Wasser steigen in die Höhe und füllen die bereit stehenden Schalen mit dem kochenden Naß; der andere ist schachmatt, altersschwach und ist nicht mehr im Stande, seine Wasser so hoch hinauf zu treiben, wie sein Nachbar, aber seine mächtigen Schalen sind deßhalb doch mit Wasser gefüllt. In der obersten Schale ist kochendes, in der weiter unten gelegenen heißes, in der nächsten laues und in der untersten kaltes Wasser. Die

beiden Männer, die an den Schalen stehen, haben heute Waschtag. Zuerst haben sie die Wäsche im oberen Kessel gekocht, dann durch laues Wasser gezogen und nun befinden sich Hemd und Hose und Betttuch und Strumpf im Kessel mit kaltem Wasser. Kann sich eine Hausfrau eine bequemere Einrichtung wünschen? Das Wasser selbst enthält Reinigungsstoff in Fülle, daß man die Wäsche nicht zu reiben braucht; deßhalb sind auch hier die Seifensieder mit ihren wohlriechenden Etablissements überflüssig, was gewiß Niemand beklagen wird, der schon in der Nähe dieser Balsambüchsen gewohnt hat. — Der rüstige Nachbar gegenüber treibt seine Fluthen oft weit über die oberste Schale hinaus, zu Zeiten steigt sein Wasserstrahl zu der Höhe von 250 Fuß an und fällt dann wieder zurück in das obere Becken, von welchem die schäumende Wassermasse in die weiter unten gelegenen Becken und dann weiter thalabwärts fließt. Diese Becken oder Schalen sind meistens schneeweiß und haben sich aus den Niederschlägen der heißen Gewässer gebildet, wie sich in einem Theekessel nach und nach eine Kruste aus dem kalkhaltigen Niederschlage des Brunnenwassers bildet. Dieses Wasser enthält eine große Beimischung von Schwefelwasserstoff, Kalk, Soda, Alumin und etwas Magnesia, und aus dieser Mischung sind auch nach und nach die Becken entstanden, die mit jedem Jahre größer werden, bis sie aus Mangel an Dampf und Wasser sich in den Ruhestand begeben haben. Diese wunderhübschen Schalen sind mit schneeweißer Silica überzogen und haben einen größeren Umfang, als der Leser sich vielleicht vorstellt. Eine derselben hat einen Durchmesser von 150 Fuß und würde Raum genug enthalten, um die schmutzigste Wäsche irgend einer politischen Partei zu waschen. An einigen Geysern sind die Schalen terrassenartig über einander aufgebaut, andere gleichen einem alten Schlosse, an welchem der unerbittliche Zahn der Zeit schon längst genagt, wieder ein anderer wirft seine Wassergarben erst 20, dann 50, dann 100, dann 120, dann 140, dann 160 u. s. w. bis zu 250 Fuß empor, so daß er, wenn er in voller Thätigkeit ist, aussieht, wie ein mächtiger Springbrunnen mit zehn Etagen.

Wirft man irgend einen Gegenstand in diese Gewässer, etwa einen Korb, eine Blume, ein Thierchen, ein Spielzeug u. s. w., so wird er in kurzer Zeit mit dieser weißen Silica überzogen und sehen dann solche Gegenstände aus, als kämen sie aus einer Zauberwerkstätte.

Die zweite Abbildung bringt uns einen arbeitsmüden Springbrunnen vor die Augen. Er leidet an Wassermangel und in seiner unterirdischen Küche fehlt's an Brennmaterial. Er macht besser sein Testament und überläßt dem jüngeren Nachwuchs die nasse Arbeit.

Diese wundervollen Quellen sind bestimmt, das Bethesda der Vereinigten Staaten zu werden. Lange wird es nicht mehr währen, bis das schnaubende Dampfroß einen Pfad nach dieser Wundergegend gefunden hat und wo dann in beguemen Wagen und für weniges Geld die leidende Menschheit diese Heilquellen benützen kann, die der liebe Gott uns frei zur Benützung darbietet. Wer möchte da noch klagen und jammern und sprechen, der liebe Gott sorge nicht für uns Menschen?

Der Weihnachtsabend des Einsamen.

(Von Isabella Braun.)

I.

Vor vielen Jahren.

Der Professor Hermann Ehrenreich hatte sich durch seine gelehrten Forschungen in der Naturwissenschaft nicht nur Ruhm, sogar Reichthum erworben. Aber er hatte auch diesem lorbeerbekränzten Götzen sein ganzes Leben, jede Stunde, jeden Gedanken geopfert. Er wollte der Wissenschaft gänzlich angehören. Wenn die Sonne hernieder brannte, daß selbst die kalten Steine unter den Füßen zu glühen begannen, oder wenn der brausende Wind die Straßengänger wegzufegen drohte, oder der Winter gleichsam eine Scheidewand von Eis und Schnee aufführte: —dann war es sein Wetter „Ehrenreich-Wetter," wie's die Leute seiner Bekanntschaft sprichwörtlich hießen, denn nun war er vor jedem zudringlichen Besuch geschützt, dann blieb er allein mit seinen Büchern, dann ließ er sich des Abends von der Lampe bescheinen und wenn er eine Weile rastete, nachdachte, seinen goldgedruckten Namen auf den Einbänden der Bücher glänzen sah, dann zog über das alte, eisenharte Antlitz ein Ausdruck der Gemüthlichkeit und der Befriedigung.

Der Professor war nicht immer so allein gewesen. Einmal hatte der Frühling auch aus seinem Herzen einen Trieb gelockt, damals, als er sich mit einem lieblichen, sanften Mädchen verheirathete. Dann mußte eine Kinderstube hergerichtet, aber recht weit von seinem Studirzimmer verlegt werden, damit er nicht durch das Weinen, Lachen, Plaudern und Springen, das Wiehern aus dem Pferdestalle und das Klirren der Tassen aus der Puppenstube gestört wurde.

Der Professor hätte in seiner Arbeitsstube, wo selbst nicht einmal das Ticken der Uhr zu hören war, leicht die Mittagsstunde vergessen. Es war gerade, als ob er sich vom Bücherstaube sättige. Aber seine Frau liebte ihn und sorgte für ihn, und ob er's auch gar nicht merkte, wob den ganzen Zauber einer geordneten, glücklichen Häuslichkeit um ihn; Alles war immer vorhanden, dessen er bedurfte, und Alles war entfernt, was ihn hätte stören können. — Zur Zeit des Mittagessens getraute sie sich nicht einmal, ihm diese Störung zu bereiten und doch erforderte es seine Gesundheit. Da wählte sie ihre zwei kleine Boten, Eberhard und Linda; sie mußten abwechselnd den Papa holen. Eilig trippelten die Kinder auf dem mit Teppichen belegten Corridor entlang, stellten sich vor der Thüre auf die Fußspitzen, um die Klinke zu erreichen, und knack! ging sie auf, ein Lockenkopf schob sich zwischen die Spalte und eine frische Stimme rief unverzagt: „Papa, komm schnell zum Essen, uns hungert!"

Der Gelehrte wandte sich dann wohl etwas ärgerlich nach dem Störenfried und furchte die Stirne, — aber der Bote war schon wieder fort und merkte gar nichts davon.

Während der Mahlzeit gebot das Hausgesetz Schweigen; denn die Gedanken des Professors mußten erst verklingen. Jedoch hatten sie nicht die mindeste Furcht vor Papa, der ihnen all die schönen Spielsachen kaufte und zu Weihnachten dem Christkindlein solche prächtige Aufträge gab. Wenn er auch nie dabei gewesen, hatte die Mamma doch gesagt: Alles, Alles komme von ihm, er habe nur zu viel in seiner Stube zu thun. Wie sollten sie sich auch vor solch gutem Papa fürchten?

Doch eines Tages kam es anders. Eberhard hatte an seinem Kindertische sich beschäftigt und lief nun mit einem Blatt Papier zum Vater, indem er mit freudigem Stolze rief: „Papa, sieh nur einmal, was ich gemacht habe: Kennst Du's nicht? Das sind wir Alle!"

Ganz verwundert hielt dieser das Blatt zwischen den Fingern und sagte etwas barsch: „Dummes Zeug! — zeichnen! kannst Du nichts Besseres, Nützlicheres thun? — Jetzt merk ich eben, Du bist bereits viel zu groß und alt zum Spielen. Es ist an der Zeit, daß Du lernst. In Deinem Alter hatte ich schon eine Käfersammlung und ein Herbarium. Gleich morgen muß ein Lehrer ins Haus!"

Mit diesen Worten entfernte sich der Professor und ließ Mutter und Kinder im Schrecken zurück. Eberhard und Linda warfen sich schluchzend in die Arme der Mamma, saßen auf ihrem Schooße und sie küßten sich einander die Thränen weg. Die Mutter aber erklärte den Kindern, wie edel ihr Vater sei, aber auch wie gelehrt und weise. Solch ein Mann könne sich unmöglich mit Kritzeleien, wie Eberhard ihm vorzeigte, abgeben.

Der Knabe wurde purpurroth im Gesichte, glättete seine zerknitterte Zeichnung und rief: „Dann will ich kein Gelehrter werden, Mamma! — Ich weiß aber schon was, ich werde — ein Maler!" —

Von diesem Tage an wurden die Kinder schüchtern gegen den Vater. Sie lernten wacker und zeigten ihm nach Tisch ihre Schreibhefte und Schiefertafeln. Aber die Fortschritte gingen ihm zu langsam. Eberhard hätte nach seiner Meinung gleich mit der lateinischen Schrift anfangen sollen. So unterblieb auch künftig das Vorzeigen, das Verweilen im Familienkreise wurde immer kürzer und die Kinder sahen den Vater immer seltener. Linda klagte eines Tages darüber, denn sie liebte ihn und wäre gern im Winkel seiner Studirstube mäuschenstill gesessen, wenn er's nur erlaubt hätte. Da tröstete die Mutter das kleine Mädchen mit den Worten: „Du siehst ja den lieben Gott gar niemals. Dennoch hat er die Menschen so lieb, läßt Blumen und Früchte wachsen und gibt uns Alles, was wir haben, zu Weihnachten aber sendet er das Christkind zu den braven Kindern. — Und auch Euer irdischer Vater thut Alles für Euch und liebt Euch, wenngleich Ihr ihn wenig seht und sein Aussehen ein gar ernstes ist." —

So wuchsen die Kinder heran. Der Professor war in seiner Weise glücklich, er wußte eigentlich gar nicht, wie sehr, bis er plötzlich unglücklich wurde. Linda erkrankte am Scharlachfieber; die Mutter pflegte das bereits vierzehnjährige Mädchen, sie erbte die gefährliche Krankheit und Beide starben einige Tage nach einander.

Der arme Mann war gleichsam zum Tod erstarrt. Er hatte in seiner Studirstube anfangs gar nicht so sehr auf die Krankheit geachtet, und sich zur Beruhigung vorgesagt: — welch große Fortschritte die Heilswissenschaft gemacht habe und wie stark die Naturkraft von Frau und Tochter sei. Aber es war Alles anders gekommen!

Vom Grabe ging der arme Mann in seine Studirstube, schloß sich dort Stunden und Tage lang ein, hörte nicht auf den Ruf seines Sohnes, dessen Herz nach dem Vater verlangte und von ihm Trost begehrte. Aber dieser bedurfte selbst des Trostes und fand ihn ganz allein bei seinen Büchern. Anfangs ließ er sich das Essen auf sein Zimmer bringen und später saßen sich die Beiden ziemlich schweigsam gegenüber. Jeder mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt. — Der Vater wußte, daß Eberhard sein Gymnasial-Absolutorium bestanden habe und nun auf der Universität eingeschrieben sei. Er wußte aber keineswegs, daß er dort nur Kunstgeschichte und Weltgeschichte studirte, sich aber ganz und gar mit größtem Erfolge der Malerei gewidmet habe. Doch als derselbe mit drei und zwanzig Jahren nun erklärte, nur Künstler werden zu wollen, gingen dem Professor die Augen auf.

Eine Weile war der Vater geradezu sprachlos vor Erstaunen; dann aber wies er den Sohn entrüstet aus seinem Zimmer. Lange starrte der in all seinen Hoffnungen und Plänen enttäuschte Mann vor sich hin, bis er zu einem festen, eisernen Entschlusse kam. Zum erstenmal betrat er nun das Zimmer seines Sohnes. Es war zum Atelier umgewandelt, — Skizzen und vollendete Bilder hingen an den Wänden, dazwischen ein mit dichtem Schleier verhängtes Bild. Es war freilich ein buntes Durcheinander von Studien: einzelne Bäume, halbzerfallene Hütten neben stolzen Ruinen, dunkler Gewitterhimmel und strahlender Sonnenschein durch Frühlingswolken; liebliche Kindergesichter und ernste Männerköpfe, selbst an Thierbildern hatte sich der Jüngling, dessen Talent nach allen Seiten strebte, in rastlosem Fleiße versucht.

Dem Professor erschien Alles nur als ungeordnete Spielerei, er verglich es mit seinem eigenen ernsten, abgegrenzten Studium und sagte mit barscher Stimme: „Und das willst Du zum Berufe eines ganzen Lebens machen? — Wo ist hier der Nutzen für die Menschheit? Mit all Deinem Farbengekleckse wirst Du niemals die Natur erreichen und dem Schöpfer gegenüber ein Stümper bleiben. Und zu was all diese Verschwendung von Zeit? Ist die Welt nicht Jedem erschlossen, kann er nicht selbst hinaus gehen und sich von der Sonne bescheinen lassen, oder mit Sturm und Regen um die Wette laufen? Solche Bettler und Kinder in zerrissenen Kleidern aber sieht man nur zu viele vom Fenster aus! — Und das ist die erwählte Lebensaufgabe meines Sohnes! der seinen Vater eindringen sah in die unerforschten Geheimnisse der Naturkräfte, welche neue Erfindungen zu Tage fördern und so wundersam in das Rad der Zeit eingreifen! — Fort mit diesen nichtigen Spielereien! Entweder lodern sie noch heute im Feuer, nur den schnell verschwindenden Rauch zurücklassend, oder Du verlässest als ein Unwürdiger, Verstoßener Dein Vaterhaus." —

Als der Sohn seine geliebte Kunst also geschmäht hörte, kam Trotz in seine Seele und er rief: „Vater das kann nicht sein! Ich bin von Gottes Gnade zum Künstler berufen! Nimm Dein hartes Wort zurück und gib auch Du mir dazu den Segen." —

Aber der Professor wandte sich von ihm und der Sohn sah ihn nicht mehr. Noch am selben Tage schrieb er ihm: „Du hast gewählt; so geh Deiner Wege! die unsern scheiden sich für immer. Nimm Dein mütterliches Vermögen, das ich Dir hiemit aushändige; es wird Dich vor Noth schützen bei Deiner brodlosen Kunst." —

Alle Versuche Eberhards von dem Vater wenigstens Abschied zu nehmen scheiterten an dessen eisernem Charakter. So schied er von der Heimath und zog in das Land der Künste, nach Italien, nach Rom. Dort bildete er sich noch vollends aus und nahm einen ehrenvollen Platz in der Künstlerschaft ein. Im Laufe der Jahre verheirathete er sich und wie seine eigenen Eltern besaß auch er zwei Kinder, welche nach Vater und Mutter — Hermann und Marianne — genannt wurden.

Obgleich Eberhard ohne jede Verbindung mit der Heimath blieb, wußte er aus den stets neu erscheinenden Werken des Professors, daß sein Vater .I Jahr für J schrieb hörer

demselben, theilte ihm seine Verheirathung, die Geburt seiner Kinder mit und als diese heranwuchsen, legte er die ersten geschriebenen Briefe der kleinen Enkel bei, denn er hatte sie den Großvater kennen und lieben gelehrt.

Der Professor empfing diese Nachrichten mit unbeweglicher Miene, durchflog sie mit wenig Blicken und verschloß sie dann in der großen Mappe, wo vergilbte Papiere aus Eberhards und Lindas Kindheit lagen.

So war der Gelehrte ein ganz einsamer Mann geworden. Er hatte sich von seinem Amte zurückgezogen und lebte nur den gelehrten Forschungen. Um ganz ungestört zu sein, kaufte er sich ein kleines Haus, nicht in der engen Straße, sondern an einem sonnigen Platze. Er bedurfte in seinen alten Tagen der äußerlichen Wärme und weil die Vorderseite des Hauses nach Süden ging, fügte er sich gegen seine Gewohnheit darein, dorthin das Studirzimmer zu verlegen.

Der Haushalt schon war dem Einsamen störend, da hätte er mit der Köchin verkehren, Abrechnung halten und sich an gewisse Stunden für seine Mahlzeit binden müssen, während das Gasthaus immer das Nöthigste bereit hielt. — Der Zufall fügte es, daß der Universitätsdiener starb und eine Frau mit ihrem achtjährigen Mädchen hinterließ. Dieser räumte er in der Eigenschaft als Hausmeisterin die Parterrewohnung ein, führte aus seiner Studirstube eine Klingel hinab und empfing von der dankbaren Wittwe die unumgänglich nöthige Verpflegung. Aber es mußte Ruhe im Hause herrschen, keine Besuche durften kommen, keine Tritte, kein Geplauder gehört werden.

Auf solche Weise lebte der gelehrte Einsiedler zur Zeit, als der zweite Theil dieser Erzählung beginnt.—

II.

Zur Weihnachtszeit nach vielen Jahren.

Professor Ehrenreich saß mit Behagen in seinem durchwärmten Zimmer, während draußen der Schnee in spitzen, gefrorenen Körnern vom Winde getrieben umherwirbelte, daß ein Jeder gesenkten Hauptes dahinschritt und selbst die Knaben bei ihrer Heimkehr vom Schulhause es eilig hatten. Der Wind trieb den Schnee an geschützte Orte, als ob er dem Pflaster die weiße Decke nicht gönne und ein boshaftes Vergnügen am Ausgleiten der Fußgänger habe. Endlich aber verwandelten sich die Körnchen zu weichen Flocken und bedeckten über Nacht den Boden so dicht, daß sogar die Wagenräder nur einen gedämpften Ton verbreiteten und die Fußtritte unhörbar wurden. Der Professor freute sich dieser Ruhe, bis sie durch das lustige Gejauchze der schneeballenden Knaben und dem Aufschrei der getroffenen Mädchen eine ärgerliche Störung erlitt. Der Winter war nun vollständig eingezogen. Jeder Baum trug seine weiße Pelzkappe, jeder Zweig einen krystallenen Schmuck, jeder Brunnen, Pfahl, Thürklopfer ein seltsames Schneegebilde, wie von Bildhauerhand geformt. Eiszapfen hingen an den Dachrinnen, und sogar das Haupthaar der Männer trug gefrorene Spitzen. Nun war das richtige Weihnachtswetter fertig und die kalte Wintersonne kam auch dazu, um mit ihrer siebenfachen Farbenpracht das Eis und den Schnee zu malen. Kein Wunder, daß die kleinen Kinder an den Flug der Weihnachtsengel gemahnt wurden und Feder und Papier zurecht legten, um ihre Wunschbrieflein zu schreiben.— Vor ihren Augen eröffnete sich die größte, reichste Auswahl. Kleine Buden, dazwischen geschobene Tische füllten den Platz und Alles war zu sehen und zu haben, was ein Kinderherz erfreuen kann, von der goldrauschenden Engelschar bis herab zum reichsten und ärmsten Spielzeug und den süßen Lebkuchen, den farbigen Kerzchen und den erst mit bunten Papierstreifen geschmückten Weihnachtsbaum.—

Von all diesem bemerkte der Professor nichts, selbst nicht, daß sich die Buden und Tische bis zu seinem eignen Hause heranzogen, er war zu sehr in das Studium vertieft gewesen. Aber als er zum Mittagessen ging, mußte er sich durch die Reihen drängen und hätte beinahe eine Gluthpfanne und einen Suppentopf umgestoßen. „Dummes Zeug"—brummte er vor sich hin und suchte bei der Rückkehr den Markt zu umgehen; aber inzwischen stand ein neuer Verkaufstisch mit erbärmlichen Zwetschkenmännern, rothbemalten Holztrompeten, Puppenwiegen, einer unkenntlichen Menagerie und aufgehäuften Aepfeln, Alles umgeben von winzig kleinen Tannenbäumchen, dicht vor seiner eigenen Thüre.

Jetzt war es um des armen Gelehrten Ruhe geschehen, jetzt hatte er den Lärm und den Spektakel einmal gehört und hörte ihn beständig, wie das so zu sein pflegt. — Aergerlich zog er in seinem Zimmer angekommen die Gardinen vor die Fenster und hoffte nun abgeschlossen zu sein.—

Aber es war eben der Tag vor der heiligen Nacht. Die Kinder hatten keine Schule; alle Gedanken und Arbeiten kreisten ganz allein um die Weihnachts-Bescherung, als ob nicht bereits seit Wochen schon hiefür die Vorbereitungen getroffen worden wären. Einestheils jedoch drängte die elterliche Zärtlichkeit voll Ungenügen zur letzten Zuthat, anderntheils hatten die Wenigbemittelten und Armen gespart und zusammengescharrt bis zu dieser Stunde, wo man um wenig Geld viel haben konnte, denn im Glanz der Weihnacht verwandelt sich ja alles zu Gold.

Immer vollgedrängter wurde der Platz, immer lauter ging es zu, die verschiedenen Stimmen vermengten sich zu einem Geräusche, ähnlich dem Gemurmel des Baches. Dazwischen tönte der Pfiff einer Kindertrompete, um die Tonfähigkeit zu erproben, Mundharmonika, Trommel und das Gequikse des Gethiers mit seiner einfachen Mechanik: alles tönte lustig durcheinander.

Der Professor hatte sich mit dem Vorsatz an seinen Schreibtisch gesetzt, sich gar nichts um den kindischen Spektakel da unten zu kümmern. Aber es ging nicht so leicht, er vernahm gar zu ungewohnte Töne, daß er ärgerlich aufsprang, den Vorhang etwas zurückschob, um zu sehen, was denn eigentlich im Werke sei. Er konnte jedoch im Gedränge nichts unterscheiden als die Verkaufsgegenstände auf dem Tische zunächst seinem Hause. Ein Mann mit Pelzkappe und dickem Flausrock, dessen Kragen weit hinaufgezogen war, saß daneben und pries seine armseligen Spielereien an. Rings um ihn drängten sich Knaben und Mädchen, keine Käufer, nur bewundernd und begehrlich Alles betrachtend. Wie in Gedanken verloren übersah der Professor die Gruppe. Seine Stirne zog sich in Falten über dies hoffnungsvolle Menschengeschlecht und er dachte: „Das also werden einmal die Leute, für welche Unsereins arbeitet und denkt bei Tag und Nacht!"—denn er gewahrte darunter manchen Jungen aus den besseren Ständen, und Einer davon sah aus wie ein angehendes Studentlein. Unwillig kehrte er zu seinem Schreibtische zurück, ergriff die Feder, tauchte sie zu tiefst in die schwarze Fluth und stieß mit der Hand so fest auf den Tisch, daß ein großer Klecks auf die gelehrte Abhandlung fiel. Da sprang er noch ärgerlicher empor, durchschritt einige Male das Zimmer und trat wieder zum Fenster. Der Knabe war fort, hoffentlich zu seinen Büchern.—Nein, dort kam er, an jeder Hand ein kleines Kind, sich plaudernd zu ihnen herabneigend und nun führte er sie herbei, zeigte ihnen

jedes Stück und Beide langten darnach, immer das Eine ergreifend, um es in noch höherm Wohlgefallen gegen ein anderes zu vertauschen. Das Mädchen hatte den Zwetschkenmann erwählt und der Knabe eine Schachtel, aus welcher ein gehörnter Siegfried beim Oeffnen hervorsprang. Aber sie mußten alles wieder hergeben und sich mit leeren Händen fortziehen lassen.

Der Professor brummte über die Geduld des Verkäufers, der alle Fragen nach dem Preise beantwortet hatte, und er brummte noch tiefer über die Unverschämtheit des Knaben. Inzwischen hatten freilich Andere die genannten Preise in kleinen Münzen bezahlt und der Tisch räumte sich zusehends. Eben wollte der Gelehrte seinen Posten verlassen, als er den Knaben freudestrahlend und fast keuchend vor Eile zurückkehren sah; derselbe ergriff Zwetschkenmann und Büchse, aber auch noch den Kaminfeger, von welchem die Kleine ihr Gesicht gewandt hatte; dann zahlte er wichtig aus und nahm noch dazu zwei winzige Tannenbäumlein und zwei Dutzend farbige Kerzen. Hierauf eilte er mit seinem Einkaufe von hinnen.

Woher mochte es kommen, daß ein weicherer Ausdruck nunmehr auf dem Gesichte des Professors lag? Hatte er vielleicht einen Blick in die Natur des Kinderherzens gethan und die Geschwisterliebe erkannt, welche den Knaben zu seinen Einkäufen zog? Dachte er gar an jene längst vergangene Zeit, als Eberhard für Linda vielleicht auch solche Einkäufe gemacht hatte? — Er kehrte zu seinem Schreibtische zurück; aber er stützte den Kopf in seine Hand und seufzte.

Wieder stand er langsam auf und näherte sich dem Fenster. Nun schob er die Gardinen ganz zurück, und schaute über die Menge hin. Da gewahrte er einen Bekannten, auch ein Mann der Gelehrsamkeit.—Was nur der hier zu schaffen haben mochte? Er schritt zur größten, vornehmsten Verkaufsbude und beschäftigte sich mit der Auswahl eines Pferdestalles. Es ging keineswegs so schnell; bei dem Einen gab es nur Rappen, in dem Anderen waren alle Ragen vertreten, und beim Dritten befand sich noch eine Geschirrkammer mit dem schönsten Zaumwerke.—Das war der richtige!—Und dann kam das Puppenzimmer und die Küche an die Reihe, sogar noch Schächtelchen mit Tassen und Teller. Nun war der Kauf vollendet und bezahlt—alle Rocktaschen vollgestopft; der Verkäufer winkte einem armen, herumlungernden Knaben, welcher dienstfertig den Stall und das Zimmer trug, während der glückliche Vater die Küche unter den Arm schob und mit dem Träger von dannen ging.

Herr Ehrenreich stand immer noch am Fenster, verwirrt, fast betäubt.—Es war ihm Alles so neu. Bisher hatte er in seiner nach rückwärts gelegenen Stube nichts von all dem gesehen, noch geahnt. Er verließ das Fenster, begab sich jedoch nicht an den alten Platz, sondern setzte sich auf das Sopha und sann und grübelte über die menschliche Natur in ihrer seltsamen Verschiedenheit. Aber es ließ ihm weder Rast noch Ruhe, er mußte noch mehr beobachten.

Da kam der arme Knabe zurück mit solch triumphirendem Ausdrucke, als habe er das große Loos gewonnen, mit dem man Alles kaufen könne. Schnurstracks lief er zu einer Bude, woselbst aus bunter Wolle gestrickte Tücher und Hauben ausgehängt waren. Stolz deutete er auf solch ein violettes Tuch im sicheren Gefühle seines Reichthums und legte dann ein großes Geldstück hin, wovon er noch zurück bekam; sicher sein Trägerlohn—und so weit war der Professor in der gemachten Herzensstudie schon vorgeschritten, daß er ahnte, der gelehrte, reiche Mann habe damit bereits eine Weihnachts-Armenspende gegeben. Und der Knabe—was konnte er mit der Haube beabsichtigen, als ein Weihnachtsgeschenk für die Mutter! „Nicht alle Kinder verlieren ja ihre Mutter in so jungen Jahren!" stöhnte der einsame Professor Ehrenreich.

Nun ging er nicht mehr von der Stelle. Er sah Gebildete und Ungebildete, Männer und Frauen, Greise mit ihren Stöcken, er sah Mägde beladen mit Körben und Schachteln, er sah die begehrlichen Kindergesichter mit ausgestreckten Fingerchen. Dann dachte er, ob vor Zeiten wohl auch seine Frau hierher gewandelt sei?—Nun erkannte er unter den Käuferinnen auch Frau Marx, seine Hausmeisterin, und erinnerte sich, daß dieselbe ein Mädchen von acht Jahren habe. Sie wanderte von Tisch zu Bude mit ihrem Armkorbe und kehrte dann nach Hause zurück. Jetzt schlüpfte die Kleine aus der Thüre und wand sich durchs Gedräng, wo sie verschwand. Nach geraumer Weile tauchte sie wieder vor seinen Blicken auf, aber unter der Last eines großen Weihnachtsbaumes, den sie einer Dame nachtrug. Es dauerte ziemlich lange bis das Mädchen ohne den Baum zurückkehrte; das rechte, rothgefrorene Händchen war zur Faust geballt. Sie näherte sich dem Hause, sah zu den Fenstern empor und erschrack sichtlich beim Anblick des Professors, indem sie ins Thor flüchtete. Er entzog sich ihren Blicken und lauerte. Nun kam sie wieder, schielte empor zum Fenster und wählte sich dann zwei der größten Lebkuchen und zwei lange, grüne Weihnachtskerzen für ihr Geld, das auch sie selbst verdient hatte, und rannte gleich einer Diebin ins Haus.

Das gab dem Professor zu denken und er schüttelte besorgt den Kopf. Seltsam, der gelehrte Naturforscher dachte an die Handlung eines Kindes und kam damit nicht ins Reine! Inzwischen war es dunkel geworden, die Gasflämmchen der Laternenanzünder hüpften in der Luft, und da und dort flammte eine Laterne, auch die Buden beleuchteten sich, nur der Mann unter dem Fenster hatte ausverkauft und zählte beim Schein der Ecklaterne seinen Reichthum. Dann ging er auf die nächsten Verkaufsbuden zu und machte dort selbst seine Weihnachtseinkäufe.

Professor Ehrenreich hatte genug gesehen; er kehrte zu seinem Schreibtische zurück, obwohl er nicht schreiben konnte, denn auch in seiner Stube war es ganz dunkel geworden. Aber er schellte nicht wie gewöhnlich um Licht, und ohne dieses Zeichen gebrach es der Hausmeisterin an Muth, bei dem strengen Gelehrten einzutreten. So saß er im Dunkeln und dachte an alte Zeiten, an seine eigene Kindheit, die er so ganz vergessen hatte, an seine Eltern, deren einziger Sohn er gewesen. Dann dachte er weiter, an Eberhard und Linda—an sein geliebtes, verstorbenes Weib—und das Herz wurde ihm weich, wie nie zuvor; er drückte beide Hände gegen sein altes Angesicht und sie wurden feucht.—

Da auf ein Mal klinkte, wie in dieser alten Zeit mit dem wohlbekannten fernen Ton, die Schnalle auf—ein Kinderköpfchen sah herein, hellbeleuchtet von einem grünen Weihnachtskerzchen, das in der Mitte des Lebkuchens stack, sorgsam gehalten von den Kinderhändchen.

Der Professor hatte, wie ehedem, den Kopf nach der Thüre gewandt, aber keineswegs mit ärgerlichem Ausdrucke. Das Mädchen, welches nun hereintrat und auf ihn zuschritt, kam inmitten dieser seltsamen Gedanken ihm wie ein Wesen aus der anderen Welt, wie seine Linda, vor. Jetzt stand Mariechen neben ihm und stellte den Lebkuchen auf den Schreibtisch, indem sie sagte: „Das ist vom Christkind, weil Sie so allein in der Dunkelheit sitzen," und wollte wieder eilends fortgehen. Aber der Professor ergriff ihre Hand

und hielt sie fest. Er wollte ihr danken, doch die Stimme versagte; ein Strom von Wärme zog durch seine Glieder, als er dies zarte Händchen in der seinen hielt. Es war ihm wundersam zu Muthe, weh und glücklich. Die Kleine blickte erstaunt empor und wollte schüchtern ihre Hand zurückziehen; er aber umfaßte sie plötzlich mit beiden Armen, hob sie empor und drückte sie einen Moment an das Herz, stellte sie wieder sanft auf den Boden, wandte das Antlitz und hauchte leise: „Geh, geh, mein Kind, ich danke dir!"—

Mariechen lief zur Mutter und erzählte, wie sonderbar, aber gar nicht böse, heute der Herr gewesen, doch immer noch kein Licht verlangt habe. Sie horchten und warteten, ob er nun darnach schellen würde,—aber vergebens, es regte sich nichts!

Der Professor sah unverwandt auf das Weihnachtslichtchen, und es wurde dabei immer heller, feierlicher in seiner Seele, trotzdem es tiefer herabbrannte und erlosch. Aber es war dennoch nicht ganz dunkel in seiner Stube. Die Weihnachtslichter warfen ihren Glanz herein und zogen bewegliche Streifen an den Wänden und auf dem Boden und an der Zimmerdecke, als ob wahrhaftig die Engel umherschwebten, es fehlte nur das Gloria. Jetzt, jetzt klang es leise und fern. Der einsame Mann sprang empor und ging zum Fenster, ja, er öffnete es und lauschte durch die Spalte. Der Gesang kam wohl vom gegenüberliegenden Hause, denn dort erglänzte die ganze Fensterreihe, und ein Riesenbaum strahlte in Lichtern. Es mußten schöne Sachen daran hängen. Der Gesang war verstummt, aber er konnte die Bewegungen des Staunens und Entzückens unterscheiden. Der Vater da drüben hielt ein Kindchen auf dem Arm; es streckte die Finger aus nach einem Zweige, und dann hob der Mann es noch höher, um selbst die Süßigkeit abzubrechen. Da schob es zuerst sein Stückchen in Papas Mund und suchte nach Mamma. Diese kam, und jetzt saß das Kindchen auch bereits auf ihrem Arm. Nun neigte sich der Mann. Wahrhaftig, er hob den großen Burschen auf seine Schulter, damit er bis zur Spitze des Baumes reiche, und dann wollte auch das Mädchen hinauf, wie auf einer Himmelsleiter. Da saß sie droben, schlang die beiden Arme um Papas Nacken und küßte ihn.

Jetzt verschwanden die Kinder vor des Professors Blicken, wahrscheinlich musterten sie ihre Geschenke. Aber etwas Anderes war zu sehen. Der Mann öffnete ein Etui, nahm etwas heraus und überreichte es seiner Gattin.

Der Professor wandte sich, als ob ein Stich ihm durchs Herz gegangen sei. Dann sah er nochmal hinüber. In einem anderen Gemache entzündeten sich eben die Lichter des Christbaums und das Gesinde feierte nunmehr die Bescherung. Mann, Frau und Kinder gingen durch die Reihen und alle theilten den Weihnachtsjubel.

Aber nicht nur dieses vornehme Haus war beleuchtet, jedes strahlte vom kleinsten bis zum größten, und dem Professor kam plötzlich der Gedanke, wie sein eigenes, dunkles Haus sich inmitten dieses Lichtmeeres ausnehmen müsse? Beinahe wäre er hinausgelaufen auf den Platz, um es zu sehen. Aber ermüdet sank er in seinen Stuhl und schloß die Augen.

Das Kinderhändchen, welches er heute zwischen seinen Fingern gehalten, führte ihn zurück in eine ferne Vergangenheit. Alles dieses, was er heute gesehen, hatte er selbst besessen und doch nicht genossen. Nein, niemals, niemals war sein Nacken so zärtlich liebkosend von Kinderarmen umfangen gewesen. Aber Eberhard und Linda trugen nicht die Schuld, er ganz allein trug sie.—Und lag nicht eingeschlossen in jenem geheimen Schubfach der Familienschmuck?— Warum hatte er denselben nicht auch um den Hals seiner geliebten, jungen, schönen Gattin gehängt und sie dann zusammt den Kindern bewundert? Hätte nicht ihre Einfachheit und Bescheidenheit noch lieblicher geglänzt als selbst die werthvollen Diamanten? — „Eitelkeit! nichts als Eitelkeit," sagte sein klügelnder Verstand; aber dazwischen pochte sein altes, plötzlich verjüngtes Herz: „Und es hätte sie doch gefreut! o, warum habe ich, gelehrter Thor! ihr und mir nicht diese Freude gemacht!"

Er bedeckte sein Gesicht, als ob er sich ob dieser Versäumniß schäme, mit beiden Händen, es wogte die Brust, und endlich rang sich ein Stöhnen hervor: er schluchzte laut.

III.

Die Weihnachtsglocken.

Lange mochte der Professor mit seinen Gedanken im Dunkel gesessen sein, denn inzwischen waren hinter allen Fenstern die Lichter erloschen, und die fröhliche Kindheit lag in Schlaf und Traum. Da erhob er sich und tastete nach seinem Feuerzeuge, um die Kerze des Handleuchters zu entzünden. Sie warf ihren kärglichen Schein auf den Schreibtisch; aber das leuchtete nicht genug: der Einsame wollte nunmehr seine Weihnacht begehen. Er holte die beiden silbernen Girandolen aus dem Salon und entflammte die ausgestreckten Arme, alle, bis zum letzten. Das Zimmer war ganz erhellt und der große Spiegel warf den Glanz noch zurück. Jetzt mußten diese Fenster zwischen den dunkelgewordenen Häusern eben so hervorleuchten, wie sie früher in seltsamem Contraste nächtlich in all den Glanz hineingestarrt hatten.

Der Gelehrte setzte sich wieder an seinen Schreibtisch und nahm aus dem untersten Fach eine Mappe, wählte von seiner Uhrkette das kleinste Schlüsselchen und erschloß dieselbe. Der strahlende Weihnachtslichterglanz beleuchtete vergilbtes Papier und eine Weile ließ er ihn darauf ruhen, gleichsam sie zu segnen. Dann betrachtete er das erste Blatt—es war sein Trauungsschein. Er las Wort für Wort, und dann blickte er auf die beiden Goldreife seiner Hand. — Nun wendete er das zweite und dritte Blatt; Eberhards und Lindas Taufzeugnisse. Dann folgten Kinderbriefe mit ihren stufenweisen Fortschritten, zuerst die großen Buchstaben zwischen zwei Linien eingezwängt, dann nur mehr von einer Linie getragen,—endlich verschwand auch diese und künstliche Schnörkel, auf welchen ein Vögelein saß, verzierten den Bogen, und jetzt kam die lateinische Schrift an die Reihe. — Die Hand, welche das letzte Blatt wendete, begann unsicher zu werden. Hier lagen zwei schwarz umränderte gedruckte Blätter.—Der Professor faltete seine Hände darüber und neigte das Haupt in stiller Todtenfeier.

Da tönte durch die Nacht ein feierlicher Glockenton, und von allen Seiten, von allen Kirchthürmen stimmten die kleinen und großen Glocken in diesen erhabenen Weihnachtsgesang, wie ja auch der menschliche Jubel an diesem heiligen Abende von Kinderlippen, wie von den Zungen der Jünglinge, Jungfrauen, Männer, Weiber und Greise, der Armen und Reichen, zusammengetönt hatte in unvergleichlicher Harmonie. „Ehre sei Gott in der Höhe, Friede auf Erden, und den Menschen ein Wohlgefallen"—läuteten die Glocken. Und wie ehedem die Hirten jenem Engelsgesange zur Krippe gefolgt waren, — so strömte die Menge wieder aus den Häusern, um in den hell erleuchteten Kirchen dem Herrn die anbetende Huldigung darzubringen.

„Friede den Menschen"—tönte es immer fort an

das Herz des einsamen Gelehrten, und er blätterte wieder in seiner Mappe.—

Da lag in schöner, männlicher Handschrift ein Brief seines Eberhards aus dem fernen Rom, der ihm anzeigte, wie er zwar auf des Vaters Befehl von der Heimath geschieden sei, aber mit seiner Sohnesliebe bei ihm fort und fort verweile; wie er arbeite und ringe, um würdig zu werden, des Gelehrten Namen seinerseits als Künstler der Nachwelt zu vererben. Dann schloß er mit den Worten: „Wenn ich auch nicht leiblich vor Dich hintreten darf, geliebter und verehrter Vater! so gönne mir doch den Trost, mit Dir in dieser schriftlichen Sprache zu verkehren."—

Und so folgte Brief auf Brief, Berichte von seinen künstlerischen Erfolgen, seiner Verheirathung, wobei er nach dem Vorbilde der Mutter gewählt habe, von der Geburt zweier Kinder und daß sie nach den Namen der Großeltern getauft seien. Hierauf kam ein Blättchen mit unsicheren Buchstaben, wo es hieß: „Hermännchen gratulirt seinem Großpapa zum neuen Jahr. Ich hab es selbst geschrieben, und die Mamma hat mir die Hand geführt."—Aber darauf folgte bald ein Briefchen des angehenden Schulknaben, und dieses lautete:

„Lieber Großpapa! Ich kann nun selbst ganz allein, ohne Hülfe schreiben, denn ich bin schon sieben Jahre, zwei Monate und sechs Tage alt. Ich heiße gerade so, wie Du, Hermann Ehrenreich, und ich weiß auch schon, daß der Hermann Deutschlands Befreier gewesen ist, und daß ich selbst kein Römer, sondern auch ein Deutscher bin, drum schreib ich mit deutschen Buchstaben, das hat mich der Papa gelehrt."

Auch ein Brief von dem kleineren Mädchen lag daneben und da stand geschrieben:

„Ich heiße Marianna, wie unsere Großmamma, von welcher Papa so gerne erzählt, und ich sehe gerade so aus wie die kleine Linda, Du wirst schon wissen, wer das ist. Ich habe Papa gebeten, unter den Brief mich selber hinzumalen, damit Du mich kennst. Wir kennen Dich auch, weißt Du, Dein Porträt hängt im Zimmer!"—

Statt der Namensunterschrift lächelte dem Professor ein liebliches Kinderangesicht entgegen, wirklich, gerade so, wie Linda.—Der alte Herr wischte sich die Augen und sah immerfort darauf hin. O, daß er es nicht früher bemerkt und die empfangenen Briefe so flüchtig angeschaut und in die Mappe verschlossen hatte!

Jetzt kam das letzte Briefchen, schon in sicherer Knabenhandschrift, und es hieß:

„Großpapa! Ich schreibe mit lateinischen Buchstaben, damit ich bald ein Student werden und Deine Bücher lesen kann, die Du auch lateinisch geschrieben hast. Sie gefallen mir von Papas Bücher am besten, weil sie so schön roth eingebunden sind und Dein Name mit goldenen Buchstaben darauf gedruckt steht. Und wenn ich ein Mal groß bin, schreibe ich auch solche Bücher, dann hast Du mich gewiß lieb, sagt mein Papa.—Aber warum kommst Du nicht zu uns? O bitte komm, komm, komm, komm recht bald!"

„Komm, komm!" flüsterte der alte Mann. Nun begannen die Glocken wieder zu läuten, es war auf den Schlag Mitternacht. „Komm! komm!" tönten sie jetzt all zusammen in des Einsamen lauschendes Ohr: „Komm! komm!" pochte jeder Pulsschlag seines alten Herzens darein. Er vermochte nicht mehr zu widerstehen.—Mit zitternder Hand griff er nach der Feder und schrieb:

„Mein Eberhard! Komm, komm, komm mit den Deinen! Das Vaterherz, die Vaterarme und das Vaterhaus verlangen nach Euch. Komm, komm—zum einsamen Alten."

Die Glocken hatten ausgeklungen, der Brief war verschlossen und überschrieben. Das Antlitz des Professors trug den Ausdruck des Weihnachtsfriedens und der Weihnachtshoffnung. Er löschte die Lichter bis auf Eines und begab sich in sein Schlafgemach. Bald herrschte Dunkelheit auch in diesem Raume, und der Gelehrte träumte von einem hellstrahlenden Christbaum, der von der Erde bis zum Himmel hinauf reichte.

Am nächsten Morgen hatte die Schelle des Professors, mit welcher er Frau Marx zu sich berief, einen gar raschen, fröhlichen Ton, und als sie eintrat, begrüßte er die erstaunte Frau mit den Worten: „Gute Feiertage, Frau Marx! Ihr kleines Mädchen,—wie heißt es nur?—Maria, ganz richtig! ist gestern Abend wie ein rechtes Christkind zu mir gekommen und hat mir „ein Licht angezündet." Darin erscheint mir die Zukunft anders.—Es ist zu viel Einsamkeit um mich her, ich habe mir Gäste eingeladen. Aber dazu gehört auch ein richtiger Haushalt. Sie verstehen sich gewiß darauf, gute Frau! Organisiren Sie diesen Haushalt. d. h. richten Sie alles ein, Küche und Keller und bestellen Sie eine Köchin, Alles sobald wie möglich."—

Dann hielt er inne, um der Erstaunten Zeit zu gönnen, sich zu erholen. Während dem erschloß er seine Schublade, nahm ein Goldstück heraus und sagte: „Wir reden von dem Allen noch des Weiteren. Jetzt aber holen Sie das Mariechen."—

Als die Kleine an der Hand ihrer Mutter hereintrat, war sie viel schüchterner, als der gestrige Christkindchens-Bote. Der Professor strich mit der weißen Gelehrtenhand über das blonde Kinderhaar und sagte freundlich:

„Heut gibt's freilich keinen Christkindchens-Markt mehr und ich kann leider keine Einkäufe machen, wär' auch viel zu ungeschickt dazu. Aber eine Weihnachtsbescherung mußt Du doch von mir bekommen und Deine Mutter soll es für dieses goldblinkende Stückchen da besorgen. So, mein Kind, sei fröhlich! Kannst Du denn auch singen?"—Als Mariechen es bejahte, fügte er bei: „So sing mir ein Weihnachtslied."

Und die Kleine begann mit glockenheller Stimme

„Morgenstern in finst'rer Nacht,
Der die Welt voll Freude macht, 2c.

Der Professor hatte während des kindlichen Gesangs, wie in der Kirche, die Hände gefaltet, dann löste er sie auseinander und reichte Mariechen die Rechte mit stummem und freundlichem Kopfnicken. Die rosigen Kinderlippen aber drückten einen Dankeskuß darauf, die kleine Faust umschloß das Goldstück, dann sprang das Mädchen davon mit dem ganzen Jubel der segenspendenden Weihnacht.

IV.

Ein Jahr später.

Das neue Jahr war gekommen und mit dem Frühling sproßte neues, fröhliches Leben im Professors-Hause. Der Gelehrte war nunmehr kein vereinsamter Mann, sondern ein geliebter Vater und Großvater. Und wieder herrschte echtes, kaltes Weihnachtswetter. Die ganze Christenheit verwandelte sich zu Kindern. Auch im Hause des Professors gab es Geheimnisse und Heimlichkeiten in Hülle und Fülle. Bald war die Studirstube zu ungewöhnlichen Zeiten verschlossen und bald am Atelier der Schlüssel

abgezogen, geschweige im Christkindleinszimmer der Mamma. Aber noch etwas gar Seltsames begab sich: der alte Herr war in eigener Person auf den Weihnachtsmarkt gegangen um einzukaufen, und Niemand hatte es ihm zugetraut, daß er so sicher, unberathen und ungesucht den Weg zur richtigen Bude fand.

Am Nachmittag gesellte sich jedoch die Mamma zu ihm als Helferin beim Aufputz des großen Tannenbaumes, „der von der Erde bis zum Himmel reichte."—Dann gruppirten sich die Geschenke des Großvaters: rechts ein monströser Pferdstall mit Heuboden, Sattelkammer, Kutscherzimmer; links das vornehmste Puppenhaus, zwei Stockwerke hoch, prächtig eingerichtet und neben an eine wahre Herrschaftsküche. Dabei hingen und lagen ringsum die lieben schönen und nützlichen Sachen, warme Kleider, Pelzmützen, Bilderbücher, Bilderbogen und Farbenkasten, Schlitten und Schlittschuhe.—Als jedoch alles geordnet war, mußte der alte Herr ins Kinderzimmer wandern, damit den Beiden die Zeit nicht zu lang würde.—Nun schaute Eberhard zwischen der halbgeöffneten Thüre hervor und spähte, ob der Weg frei und offen sei. Dann trug er etwas Verhülltes hinüber und dann ging das Klopfen, Hämmern, das Wispern und Geschäftigthun von Neuem an.

Endlich war Alles fertig, selbst das Seitentischlein für Klein-Mariechen und Frau Marx. Die Glocke ertönte,—an jeder Hand ein Kind, trat der Alte herein, geblendet von dem glänzenden, schwimmenden, zitternden Lichtmeere.—Alle blickten auf ihn ganz allein, als ob er das einzige Kind im Hause sei, denn die beiden kleinen Menschen an seiner Seite wußten um das Geheimniß, sie opferten freudig ihre eigene Begierde und zogen den Großvater mit sich fort, dorthin, wo sonst der Spiegel gehangen. Dort strahlte ein ganzer Himmelskranz von Lichtern und mitten aus demselben sah das lebensvolle Bild einer jungen schönen Frau mit verklärtem Ausdrucke hervor, unter ihm aber hing ein anderes, ein liebes Mädchengesicht mit lächelndem Munde und innigem Blicke.— Der Alte sah hin, sein Athem stockte, er breitete die Arme aus wie beim Wiedersehen und rief: „Marianne! Linda!" Doch schon im selben Augenblicke fühlte er sich von acht Armen umschlungen, und dann rief Hermännchen: „Aber jetzt kommt die Reihe an uns!"

Mit diesen fröhlichen Worten war der Bann gebrochen, der Kinderjubel begann, auch Mariechen mit ihrer Mutter wurde herbeigerufen und der Professor führte die Kleine vor ihr reich besetztes Tischlein. Dort befand sich auch ein Riesenlebkuchen mit grüner Kerze in der Mitte und er sagte lächelnd: „Voriges Jahr hast Du mir ein Licht aufgesteckt, das ist immer größer und heller geworden! Heute brennt es nun für Dich!"

Als Jegliches voll Jubel war, nahm der Alte ein Etui vom Schreibtische—öffnete dasselbe, trat zu seiner Schwiegertochter und sagte: „Beug Dein Haupt ein wenig, Flora, Du bist mir zwar nicht über den Kopf, aber übers Herz gewachsen."—Erröthend that sie es und er hing ihr den Familienschmuck um den Nacken, und sie schlang die beiden Arme um den seinigen.

Das war ein fröhlicher, seliger Weihnachtsabend, wie der Greis noch keinen erlebt hatte. Dann gingen die Kinder schlafen und die drei glücklich Vereinigten saßen noch lange beisammen, denn der Professor wollte die nächtlichen Weihnachtsglocken in Mitte seiner Lieben hören. Als der erste feierliche Ton erklang, erhob er sich und sagte tief bewegt:

„Ehre sei Gott in der Höhe, der mich das größte Geheimniß der Natur—das Menschenherz endlich kennen lernte und erschloß."—

Dann ergriff er die Hand seiner Kinder und rief:

„Und Friede den Menschen auf Erden!"—In hellem Klange läuteten die Weihnachtsglocken „Gottes Wohlgefallen" dazwischen.

Bald lag das Haus im Dunkel und Alle im tiefen Schlafe. Nur der Greis schritt, bevor er zu Bette ging, noch einmal in seine Stube, beleuchtete die beiden Bildnisse, welche seines Sohnes verschmähte Kunst aufs neue ins Leben gerufen hatte und hielt seine stille Weihnacht mit den Verklärten.—In tiefster Seele gesänftigt, flüsterte er: „Nicht mehr einsam, Gott, ich danke Dir."—Dann suchte er auch sein Lager und der Friede ruhte auf dem alten, schlummernden Antlitze.

Reiseskizzen.

Von R. Dubs.

I.

In den nachfolgenden Zeilen möchte ich auch den Lesern des Magazins etliche Items von meinem Besuch in den Küstenstaaten mittheilen, ich „sparte" absichtlich etwas für diesen Zweck. Die Reise von Omaha, am Missouri, bis nach San Francisco, Californien, eine Entfernung von beinahe 2000 Meilen, ist eine recht romantische. Die Eisenbahngesellschaft will sich der beschränkten Börse vieler Reisenden gefällig erzeigen und hat daher für „vier Klassen" Einrichtung getroffen. Die Emigrantenzüge befördern die Reisenden für $45 per Person in zehn Tagen von Omaha nach San Francisco. Passagiere „zweiter Klasse" müssen im Rauchwagen des Expreßzuges Quartier nehmen, dafür zahlen sie nur $80. Reisende „erster Klasse" werden in Waggons erster Klasse zusammengepfercht, die aber, das Rauchen ausgenommen, nicht besser sind als die Rauchwaggons, dafür zahlen sie $100. Wem es da zu eng wird, der kann sich im Schlafkarren unterbringen, dafür kostet es $14 extra.

Nicht wenige Leute fouragiren tüchtig in Omaha und Umgegend, ehe sie „anfahren." Da hat es aber Proviantkörbe, vor denen muß man Respekt haben. Schinken, gebratene Hühner, Eier und was all, werden da requirirt und zum Lebensunterhalt in Wüsteneien und auf Bergen eingepackt. Die Reise-Anweisungen sagen wohl, man soll keine Schinken, keine „guten" Käse ꝛc. mitnehmen, indem diese Sachen auf der langen Reise sehr leicht „wohlriechend" würden, aber was kümmert sich der stämmige deutsche Freund des Limburger und der echten pfälzischen Handkäse um die feinen Nasen amerikanischer Damen und Dämchen; schmeckt ihm ja doch das kräftige Roggenbrod und ein Handkäse auf demselben, mit dem Daumen festgehalten, ganz ausgezeichnet. Und wie der Bursche schnalzte, daß noch anderen Leuten der Mund wässerte. Würste aller Art werden da auch aus den großen Körben gezogen und unter ernsten Elaborationen über die wichtigen Tagesfragen mit weiser Miene verzehrt. An den Stationen, wo etliche Minuten angehalten wird, kommen Kaffee-, Thee- und Milchverkäufer,

wo dann die genossenen Gaben mit einem guten Labetrank völlig hinuntergespült werden. Ja, Br. Horn, diese Dinge muß man gesehen haben, um sie recht begreifen zu können. In meinem Waggon war eine wohlgenährte irländische Dame, die so oft „Table d'Hote" machte und einen solchen Reichthum von Schinken, gebratenen Hühnern, Eiern 2c. hatte, daß sie es endlich nothwendig fand, die Wände ihres künstlichen Bettes den ganzen Tag über stehen zu lassen, damit sie ungestört stundenlang ihre Mahlzeiten fortsetzen konnte. Flaschen alten Brandys standen neben der Proviantfülle, und verschwanden so schnell als die Eßwaaren. Mit der Brandyflasche erwarb sich die Alte nicht wenige Freunde unter den im Waggon anwesenden Männern, dafür wurden ihr von den Durstigen Complimente gemacht.

Merkwürdige Naturschönheiten gibt es auf dem Felsengebirge, den Sierras 2c. zu sehen. Durch tiefe Felsthäler fließen wild rauschende Bäche, während man in der Ferne die gewaltigen von Schnee bedeckten Firnen der hohen Bergrücken sieht. Auf hochgelegenen Bergterrassen, und eingeklemmt in Bergschluchten, findet man Wohnstätten weißer Menschen, die allem Anschein nach nur ein kümmerliches Auskommen haben. Wo die Flüsse ihren Lauf mäßigen und sich in Thälern ausbreiten, da hat es frische Bergmatten, auf denen sich wenigstens vor Jahren die Büffel bei Tausenden tummelten, und wo jetzt noch flüchtige Antilopen rudelweise grasen. Reizend sind die kleinen Seen in dem Gebirge, eingesenkt zwischen die kahlen Kalksteinberge. Die Ufer dieser Seen lachen in freundlichem Grün, während die Berge umher kahl und traurig mit ihren nackten Basaltfelsen dastehen. Merkwürdig war der Contrast, als wir in das Sacramentothal in Californien hinabfuhren. In diesem „Wunderlande" sah ich Oliven, Feigen, Traubengelände und allerlei Früchte, wie ich sie sonst nirgends noch gesehen habe. In Gärten in San Jose wiegen selbst schlanke Palmen ihre Fächer. Ich sah auch, wo der Pfeffer wächst in Californien in den reizendsten Obstgärten, mithin wäre die Erfüllung des Wunsches mancher Leute, ihre Feinde möchten sein, wo der Pfeffer wächst, kein besonderes Unglück. Es hat mir wenigstens ausgezeichnet dort gefallen.

San Francisco wird in den Küstenstaaten einfach "The City" (die Stadt) genannt, so bedeutend ist es im Vergleich mit allen anderen Städten. Früher wurden fast ausschließlich hölzerne Häuser gebaut und nicht sehr hoch, aus Furcht vor Erdbeben. Während ich draußen war, hat es einmal ziemlich geschüttelt, so daß Manchen bange ward. Jetzt werden aber auch große massive Gebäude aufgeführt, und man scheint gesonnen zu sein, der unruhigen Erde zu trotzen. Ein Mann behauptete steif und fest in meiner Gegenwart, daß San Francisco noch durch ein Erdbeben untergehen werde. „Vielleicht!" sagte als Meister Hämmerlein im deutschen Lesebuch.

Die Stärke der römischen Kirche in den Küstenstaaten ist überall in die Augen springend. Jesuitenmissionare wollen schon vor hundert Jahren an dieser Küste unter den Indianern gearbeitet haben. Allenthalben haben sie große Gebäude für verschiedene Zwecke aufgerichtet und besitzen werthvolle Baustellen und Ländereien. In St. Clara haben sie eine Lehranstalt, mit welcher auch eine Bühne verbunden ist. Verstellungskünste aller Art werden da gelehrt. Die große Anhäufung kirchlichen Eigenthums in den Händen der römischen Priester hat den Staat veranlaßt, die Besteuerung des Kircheneigenthums einzuführen. Andere Staaten werden aus ähnlichen Gründen diesem Beispiel nachahmen müssen.

Die vielen Chinesen in den Küstenstaaten ziehen Aller Aufmerksamkeit auf sich. Sämmtliche chinesische Frauen, die ich gesehen habe, rauchen Tabak. Drei solcher Damen kamen in den Wartesaal des Bahnhofes in San Jose, als ich dort war, und zündeten ganz ungenirt ihre Cigarren an und dampften, wohlerfahren in dieser schwarzen Kunst, lustig darauf los. Das Lieblingsgericht aller Chinesen ist fettes Schweinefleisch. Ich sah eine Anzahl Bezopfter dicken Speck essen, ohne etwelches „Zubehör," alten Schnapps ausgenommen. Juden kann man nicht aus ihnen machen. Die chinesischen Schuhe haben hölzerne Sohlen, die Sohlen der Frauenschuhe sind in der Form eines Halbmondes, so daß sie sich balanciren können. Daß unsere Modedamen dieses noch nicht nachgeahmt haben, ist mir etwas auffallend. Die Chinesen drücken die Arbeitslöhne sehr herab, so daß die weißen Arbeiter ihnen sehr unhold sind. Was kümmern sich aber die reichen Capitalisten darum, wer ihre Arbeit verrichtet, so sie nur billig gethan wird. Die „Johns" drängen sich aber auch in alle Arbeitszweige, ausgenommen wo Lasten gehoben werden müssen. Es ist drollig anzusehen, wenn vielleicht sechs oder noch mehr Chinesen an einem Stück Holz oder Eisen „schwer heben," das zwei weiße Männer ohne viel Mühe wegtragen würden. Auch in den Eisenhütten, wo schwere Zuschlaghämmer zu schwingen sind, da will „John" nicht hin. Für solche Arbeiten mangelt ihnen die Leibesstärke, und ihre entnervenden Laster und leichte Lebensweise machen sich da geltend. Tragen können sie bedeutende Lasten, und wohl deßhalb, weil sie von Jugend auf daran gewöhnt werden. Sie haben ein Joch auf den Achseln, das mich an das Joch erinnerte, das die Knechte beim Wassertragen auf den großen Bauernhöfen in Deutschland gebrauchen, und an einem jeden Ende hängt ein großer chinesischer Korb, der entweder mit Holz, Proviant, Lumpen oder anderen Artikeln angefüllt ist. Im Geschwindschritt eilen sie mit schweren Ladungen durch die Straßen, so viel wie möglich durch die Gäßchen, um unbehelligt zu bleiben. Sie haben auch an allen Ecken und Enden „Waschhäuser" etablirt und den armen Waschweibern ins „Geschäft" gegriffen. Darob werden sie von den meisten Waschfrauen tüchtig „gewaschen." Die weiblichen Leser des Magazins dürfte es interessiren zu erfahren, daß die Chinesen die Waschkunst ausgezeichnet verstehen. In einem Punkt können es ihnen die Weißen nicht nachmachen, obwohl sie es schon zu lernen versuchten. Die weißen Frauen netzen die Wäsche, ehe sie dieselbe plätten oder bügeln, mit der Hand, rollen sie noch einmal zusammen, um sie später zu bügeln. Die Chinesen besprengen die Wäsche beim Bügeln mit dem Mund, sie treiben das Wasser durch die Zähne in einer Weise, daß es wie ein dicker Nebel auf die Wäsche fällt, das heiße Plätteisen fährt sogleich darüber hin. Etwaige Fehler in der Technologie, in Bezug auf diesen Gegenstand, wird man mir gütigst übersehen.

Erstaunliche redselige Burschen sind die Chinesen. Im Chinesenviertel, wo Tausende sich auf den Straßen herumtreiben, wird man lebhaft an eine Gänseweide in Deutschland erinnert. Chinesen sind immer unter den Letzten, die an Bahnhöfen und Landungsplätzen einsteigen. Sie können fast nicht fertig werden mit ihren anscheinend interessanten Unterhaltungen. An einer Station in Oregon, wo eine Anzahl Chinesen einsteigen wollte, ließ der Zugführer den Zug anfahren, ohne daß sie eingestiegen waren, weil sie nicht fertig werden konnten zu schwatzen. Aber wie sprangen und schrieen sie, als der Zug abfuhr! Solche groteske Bewegungen hatte ich zuvor nicht gesehen. Der Condukteur sagte mir, daß er es oft so machen müsse, um ihrem Schwatzen ein Ende zu machen. Als unser

Dampfer in San Francisco und später in Portland abfuhr, kamen noch im letzten Augenblick „Bezopfte" in hellem Galopp dahergerannt, mit ihren chinesischen Körben voll Kraut, Reis, Speck 2c. und drängten sich schreiend ins Schiff. Das Publikum macht sie dann zur Zielscheibe schlechter Witze, und John schaut ruhig grinsend um sich her, froh, daß er noch sein Ziel erreicht hat.

Die Chinesen sind ganz dem praktischen Materialismus verfallen. Ihr ganzes Dichten und Trachten steht auf Geldmachen, um recht bald mit gefüllter Börse nach dem Heimathlande eilen und dort den Rest des Lebens vergnügt mit Reisessen und Theeschlürfen zubringen zu können. Wie sorgfältig zählen sie die Silbermünzen, und wie behutsam stecken sie dieselben in die Tasche. Ich sah mehr als einmal Chinesen seufzen, als sie die schönen Silberdollars dem Condukteur als Fahrgeld in die Hand geben mußten. Betrübt schauten sie auf, als das schöne Geld ihnen aus der Hand glitt. Nun, es gibt weiße Leute, denen geht es nicht besser.

Können die Chinesen nicht zur Annahme des Christenthums bewogen werden? fragen Viele. Die Methodisten, Presbyterianer und andere kirchliche Verfassungen haben ihre Bekehrung ernstlich in Angriff genommen und nicht ohne Erfolg. Die Sonntags- und Abendschulen sollen besonders segensreich sein; der Erfolg ist aber immer noch verhältnißmäßig gering. Die antichinesische Stimmung vieler Bürger ist dem Evangelisationswerk nachtheilig. Die besser unterrichteten Chinesen werden verstimmt und schreiben die ihnen entgegentretende Abneigung unwissender Weise dem Christenthum auf die Rechnung. So lange ein Chinese entschlossen bleibt, wieder nach seinem Vaterlande zurückzukehren, zu seinen heidnischen Freunden und Verwandten, ist es schwer, ihn für den Herrn zu gewinnen. Die reichen chinesischen Gesellschaften, die einen so großen Einfluß unter den Chinesen ausüben, suchen auch den Bekehrungsversuchen alle mögliche Hindernisse in den Weg zu legen. Merkwürdigerweise sind auch viele Christen der Küstenstaaten und in unserem ganzen Lande wegen der Bekehrung dieser eingewanderten Chinesen ziemlich gleichgültig, sie schicken viel lieber Missionare nach China, was viel mehr kostet und — mehr romantisch ist. Noch ein Punkt kommt hier in Betracht, den ich sonst noch nirgends angegeben habe. Es ist ein offenbares Geheimniß in San Francisco, daß unmittelbar um das Chinesenviertel, das vielleicht 30,000 Chinesen birgt, weiße Prostituirte sich in Masse festgesetzt haben, wo weiße Abenteurer und Lüdriane aus allen Volksklassen verkehren. Was dieses für einen Einfluß auf die dem Christenthum abgeneigten Chinesen ausübt, ist leicht zu ermessen. Die großen Götzentempel mit ihren Priestern, von denen ich drei besuchte, sind natürlich auch ein gewaltiges Bollwerk des Fürsten der Finsterniß. Und trotz Allem werden arme Chinesen zu Gott bekehrt und beweisen durch einen frommen Lebenswandel die erneuernde Kraft des Evangeliums Jesu Christi.

Nicht wenige Christen hegen die Ansicht, daß der Herr durch die hier bekehrten Chinesen Großes wirken will im chinesischen Reich. Aehnliche Hoffnungen hat man vor Jahren in Bezug auf die hier bekehrten Neger und Afrika ausgesprochen. In Bezug auf die Neger hat sich diese Hoffnung nur im beschrunkten Maße erfüllt, ob es mit den Chinesen ebenso gehen wird, dürften wir in etlichen Jahren erfahren. Die bekehrten Chinesen, die eine solche Missionsabsicht haben, dürfen sich nicht entnationalisiren durch das Abschneiden ihres „Zopfes," indem die chinesische Regierung denselben als Loyalitätszeichen betrachtet. Es ist jedenfalls ein merkwürdiges Zeichen der Zeit, das alle Christen zum ernsten Nachdenken bringen sollte, daß diese Chinesen in Massen in unser gesegnetes Land einwandern und hier ihren Göttern dienen. Mit Rücksicht auf ihre Abstammung sind sie unsere Brüder, und Christus ist auch für sie gestorben und will, daß sie zur Erkenntniß der Wahrheit kommen. Wir dürfen nicht gleichgültig zusehen, wir müssen für ihre Bekehrung ernstlich beten und arbeiten. Die Götzentempel müssen geschlossen werden aus Mangel an Anbetern, und Jesus muß auch in der Chinesen Herzen regieren. Mögen wir ihnen bürgerliche Rechte verweigern, die Vorrechte des Heils in Christo dürfen wir ihnen nicht verkürzen. Möge die Herrlichkeit des Herrn über ihnen zu ihrem Heil aufgehen!

Im Umgang mit den Weißen sind die Chinesen recht höflich, d. h. wenn man ihnen höflich begegnet. Weil die meisten Weißen die sonderbaren chinesischen Namen nicht gut aussprechen können, so ist man scheint's allgemein übereingekommen, einen jeden Chinesen „John" zu heißen; alle antworten auf diesen Namen. Ich suchte mich Vielen verständlich zu machen, was sie zu freuen schien. Einer aus den höheren Ständen, Herr Lung, der mit uns von Portland nach San Francisco reiste, war sehr zuvorkommend, überreichte uns seine Geschäftskarte und bekundete durch seinen ganzen Umgang hohe Bildung.

Merkwürdig sind ihre Leichenfeierlichkeiten. Als ich in Oregon war, starb ein vornehmer Chinese in Portland, bei dessen Begräbniß es sonderbar herging. Weiße und chinesische Musikbanden spielten Trauermelodien, während im Hause des Verstorbenen gedingte und wirklich Trauernde einen Heidenlärm aufführten. Vor dem Trauerhause standen lange Tische und auf einem derselben ein ganzgebratenes Schwein, das „chinesisch" dekorirt war. Lüstern schauten die Mandeläugigen nach den fetten Bissen. Ehe der Trauerzug vom Hause sich bewegte, wurde das fette Schwein in Stücke zerlegt, und die Trauernden und Freunde trösteten sich mit fettem Speck. Nun blaue Augen gab es da keine, wie bei den Irländern, die sich mit Whisky trösten, aber „Schmutz" gab es. Den Zusammenhang zwischen Schweinefleisch und Trauer um einen Todten kenne ich nicht. Nach dem Genuß des fetten Bratens ging es in Chaisen unter chinesischer und amerikanischer Musikbegleitung nach dem einstweiligen Begräbnißplatz. Die heidnischen Ceremonien sind für uns ohne Erklärung unverständlich.

Ein amerikanischer Wallfahrtsort.

Von Atlantic.

Von allen Plätzen dieses Landes, welche zu einer geschichtlichen Bedeutung gelangt sind, kommt wohl kaum einer Mount Vernon, der Heimstätte des im Herzen des amerikanischen Volkes unsterblichen Helden und Vaters des Vaterlandes, George Washingtons, gleich.

Mount Vernon, dem Namen nach jedem Schulkinde bekannt, zieht besonders in diesem Centennialjahr viele Besucher an. Sogar die Indianer verlassen Washington nie, ohne zuerst eine Wallfahrt nach der Ruhestätte des „großen weißen Vaters" zu machen; und mit einer eigenthümlichen Ehrfurcht

steht der rothe Krieger, der Sohn des Waldes, vor der Gruft und zollt dem Dahingeschiedenen Lob und Verehrung.

Zu Wasser und zu Lande kann der denkwürdige Platz, wo die Gebeine des großen Todten ruhen, erreicht werden. Derselbe ist siebzehn Meilen, südlich von der Stadt, auf dem rechten Ufer des Potomacflusses gelegen. Die Lage von Mount Vernon ist außerordentlich schön und bildet eine natürliche Festung, welche den ganzen Fluß beherrscht, und man wird bei seinem Anblick unwillkürlich an die alten Ritterburgen Deutschlands erinnert. Viel, sehr viel muß wohl ein solcher Wohnort mit der Charakterbildung seiner Bewohner zu thun haben; und sicherlich hat auch dieser Platz seinen Einfluß auf die Geistesentwickelung seines einstigen gefeierten Besitzers ausgeübt; denn der Sinn für Freiheit und Selbstregierung wird hier durch die Natur genährt und gestärkt.

Der bequemste und interessanteste Weg nach Mount Vernon ist die Wasserstraße, auf dem alten Potomac; deßhalb wird diese auch fast ausschließlich von den vielen Besuchern gewählt. Nachdem man nun die angenehme Fahrt gemacht hat und sich am Bestimmungsplatze befindet, ist das erste auffallende, die zur Rechten an der zu der Gruft führenden Straße stehenden Trauerweiden. Dieselben sollen von der Insel Helena, vom Grabe des großen Napoleons, gebracht und hierher gepflanzt sein, weßhalb sie auch unter der Bezeichnung „Napoleons-Trauerweiden" bekannt sind.

Wenn man den durch eine tiefe Schlucht führenden Pfad einschlägt, so befindet man sich bald vor einer einfachen, aus Ziegelsteinen erbauten Gruft. Dieses ist die Grabstätte von dem Manne, dem sein dankbares Volk heute noch nachrühmt, daß er war „der Erste im Krieg, der Erste im Frieden und der Erste im Herzen seines Volkes." Das Ganze ist sehr einfach, und nach der Meinung Mancher eines solchen Mannes kaum würdig; doch wird es immer so bleiben, weil der General ausdrücklich demgemäß seinen Wunsch geäußert hat. Ueber der gewölbten Eingangsthüre befindet sich auf einer einfachen Marmorplatte die folgende Inschrift: „In dieser Einschließung ruhen die Ueberreste des Generals George Washington." Der Eingang ist zur Vorsicht gegen Diebe mit einer doppelten Eisenthüre versehen. Es wurde nemlich schon in früheren Jahren die Gruft einmal von einem Reliquienjäger erbrochen und ein Schädel daraus entwendet, in der Meinung — es sei Washingtons Schädel; nach einer genauen Untersuchung stellte es sich jedoch heraus, daß der Dieb sich geirrt hatte.

Wie ehrfurchtgebietend und heilig diese Stätte jedem Amerikaner ist, geht daraus hervor, daß sie während des bitteren Bürgerkrieges niemals durch Blutvergießen, oder auch nur einen Schuß auf ihrem geweihten Boden entweiht wurde; wie sehr auch der Kampf in ihrer Umgebung tobte. Hier trafen nördliche und südliche Soldaten einander — nicht als Feinde, sondern als Freunde, und drückten sich über dem Grabe Washingtons die Hand.

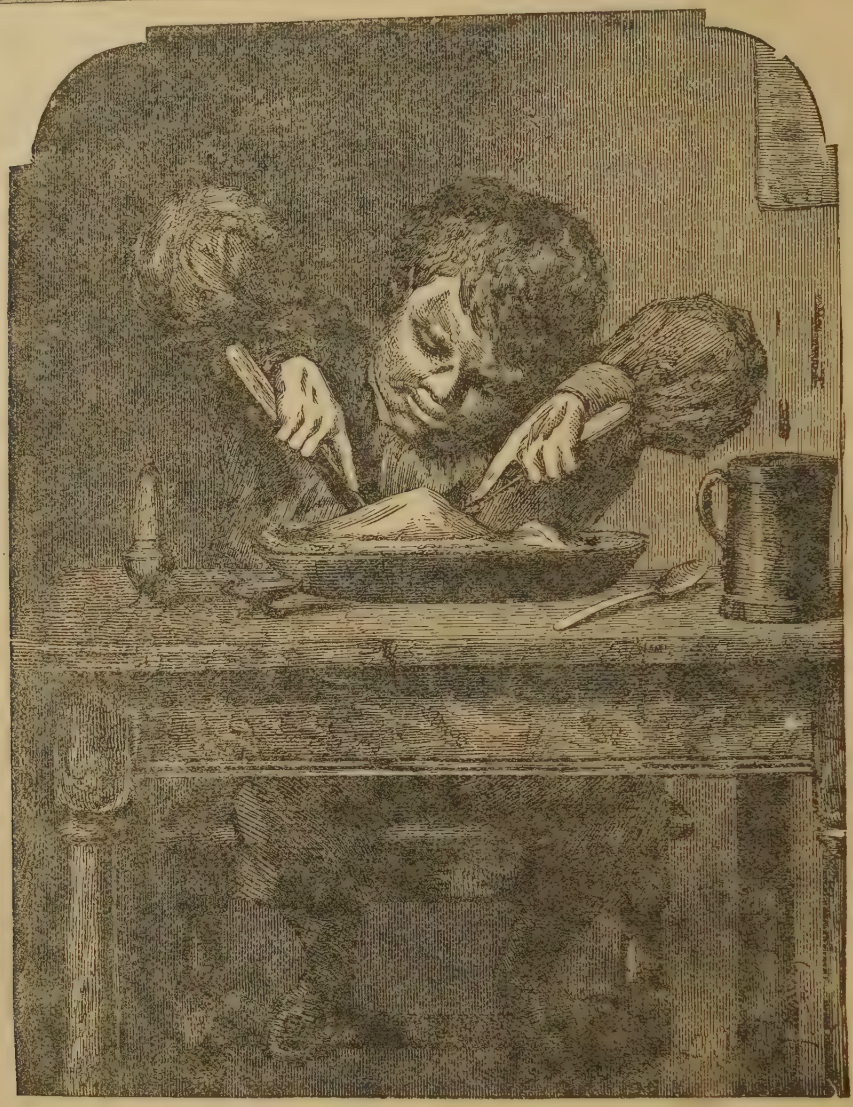
Mit eigenthümlich feierlichen Gefühlen und einem unwillkürlich aufsteigenden „Ruhe deiner Seele!" verlassen wir diese stille Stätte und steigen höher den Hügel hinan zu der Residenz Washingtons. Wenn man nun hier stille steht und die ganze Einrichtung des Ortes ins Auge faßt: Die gut gewählte Lage der Wohnung, die schöne Einrichtung und Ordnung der Gebäulichkeiten, die prächtigen, mit hohen, stattlichen Bäumen beschatteten Gänge, so bekommt man auf ein Mal den Eindruck, daß Washington nicht nur ein großes Kriegsgenie war, sondern auch einen außerordentlich feinen Geschmack für das Schöne und Erhabene, namentlich für häusliches Glück und häusliche Bequemlichkeit hatte. Denn für alle diese Anlagen, welche viele der prächtigsten Schloßgärten Europas übertreffen, hat Washington selbst die Pläne gemacht und dieselben großentheils mit eigener Hand ausgeführt. Die innere Einrichtung der Wohnung ist recht comfortabel, und muß es sich, namentlich in jener Zeit, recht bequem darin gewohnt haben.

Sehr viele Merkwürdigkeiten von Washingtons Zeit findet man in den verschiedenen Zimmern des Hauses zu zahlreich, um sie hier anzuführen. Sein Anzug, seine Feldküche, seine Liqueurkiste und dgl. Der letztgenannte Gegenstand schien einem neben mir stehenden Mann besonders zuzusagen, weil er daran seinem anklagenden Gewissen gegenüber den Entschuldigungsgrund knüpfte, daß der große, weise, edle Washington auch bisweilen Schnapps getrunken habe. Sein Schwert, Sattel, Meßinstrumente—Alles ist da zu sehen. Auch ein schafledernes Schurzfell mit dem Winkel 2c. zeigt man vor. Washington soll ja auch Freimaurer gewesen sein. Die verschiedenen Zimmer sind von verschiedenen Staaten elegant nach altem Styl ausmöblirt, welches dem Ganzen ein sehr entsprechendes schönes Gepräge gibt.

Auf der Nordostseite der Wohnung liegt ein prachtvoller Blumengarten, eingefaßt mit Buchs, welchen Washington selbst noch gepflanzt hat und ist derselbe somit schon über hundert Jahre alt. Jeder, der nur kann, nimmt sich, wenn er nach Mount Vernon kommt, ein Zweiglein davon mit. Die Jagd auf Reliquien ist hier überhaupt so stark, daß es einer Polizeiwache bedarf, welche ihre Argusaugen auf das besuchende Publikum gerichtet haben muß, um übergroßen Gelüsten zu wehren. Wie der römische Katholik von Einsiedeln, oder einem andern Wallfahrtsorte allerlei theure Kleinigkeiten mit nimmt, so ist hier allerlei zum Andenken an den Ort und seine Geschichte feil: Stöcke, Nägel, ja Stücke von einem alten Scheunendach sind da zu haben; nur wird denselben bis jetzt noch keine Heilkraft zugeschrieben. Nur ein Beispiel, um die Behauptung von der Reliquiensucht zu bestätigen: Eine Brooklyner Dame besuchte vor einigen Jahren Mount Vernon und spielte auf dem alten Klavier Washingtons. Als sie fort war, entdeckte man, daß einige Tasten an dem Instrumente fehlten. Und wirklich fand es sich, daß die Dame dieselben als Reliquien mitgenommen hatte. Einige der Wallfahrer haben im verflossenen Sommer Ziegelsteine aus der Gruft gebrochen und sie fortgeschmuggelt. Von der Bettstelle, in welcher Waschington starb, ist nichts mehr zu sehen. In früheren Jahren, ehe der Platz unter so strenger Aufsicht war, wurde dieselbe in tausend Stücklein geschnitten und fortgetragen.

Nachkommen Washingtons finden sich keine. Einige Neger behaupten, Enkel früherer Sclaven Washingtons zu sein.

Wir schließen unseren Artikel mit dem Wunsche, daß recht viele Besucher durch das Andenken an den edlen Mann begeistert werden, seinem Exempel im Eifer für das Gute und Schöne zu folgen. Besonders wäre unseren Bundesbeamten ein solcher ehrlicher, sittenreiner, uneigennütziger und vaterlandsliebender Geist sehr zu wünschen.



Johnny Bulls Christtags-Pudding.

I.

Der Christtag bringt dem deutschen Kind
Den Christbaum, wo nur Deutsche sind
Der Brauch ist alt und gut bewährt,
Drum ihn der Deutsche hält und ehrt.

In England, diesem Inselland,
Da ist der Christbaum unbekannt;
Ein leerer Strumpf nimmt seinen Platz,
Der wird gefüllt mit süßem Schatz.

Und einen Pudding, fett und hoch,
Backt jedem Kind die Mutter noch,
So war's Gebrauch vor grauer Zeit
Und ist geblieben so bis heut'.

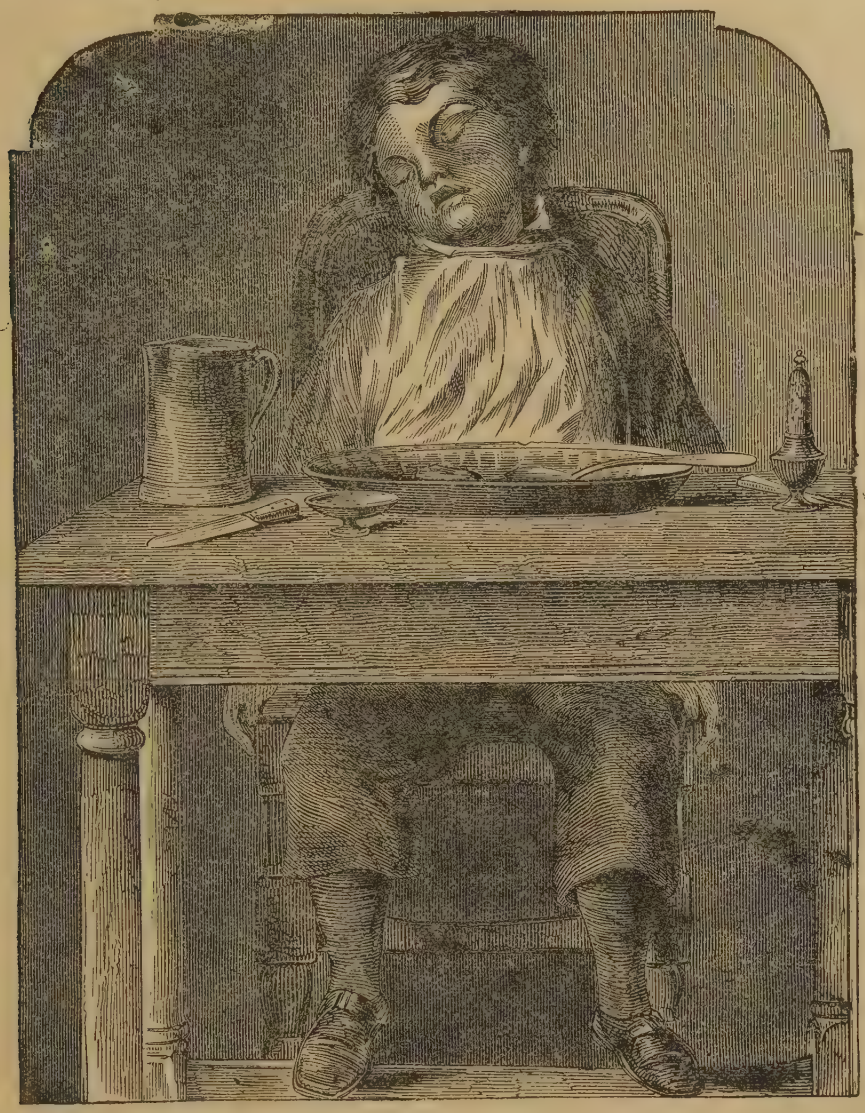
Beseht euch diesen Johnny Bull!
Er sitzt am Tisch auf einem Stuhl,
Und vor ihm in der Schüssel steht
Der Christtags-Pudding, wie ihr seht.

Der Johnny scheint auch gar nicht faul,
Er säbelt wacker drauf; sein Maul
Geht auf, sobald ein Bissen naht,
Hier finden keine Pausen Statt.

Fast ist auch schon die Schüssel leer;
Der Johnny „kann beinah nicht mehr,"
Da setzt er sich aufs Neue fest
Und würgt hinab den letzten Rest.

Er fühlt jetzt wie ein wack'rer Held;—
Hätt' er erobert eine Welt,
Sein Stolz, der könnt nicht größer sein,
Denn er gewann die Schlacht allein.

Allein! Ja, das ist viel gesagt!
Zehn Deutsche hätten's nicht gewagt!
Ihr Magen wäre ja zerplatzt;
Doch Johnnys Zung nach mehr noch schmatzt.



II.

Was fehlt denn jetzt, mein lieber John?
Es scheint mir, du sei'st übel dran!
Die Schüssel leer! Der Alekrug leer?
Wo kam das Alles hin, mein Herr?

Das Messer liegt ganz abgedankt,
Der Löffel wird nicht mehr verlangt,
Die Gabel liegt so müßig da;
Horch, Johnny, sag, was hier geschah?

Das war doch eine Portion
Für einen englischen Baron!
Ich dächte, dieses könnten, trau'n,
Drei deutsche Magen nicht verdau'n.

Du that'st die Arbeit ganz allein?—
Die That war groß, der Ruhm sei dein!
Die große Schüssel steht nun leer;—
Wo nahmst du solchen Magen her?

Fürwahr, das nenn ich inhaltsreich,—
Doch Thorheit nenn ich's auch zugleich,
Denn merk: Der Magen voll und schwer,
Das macht den Kopf dir wirr und leer.

Dein Arm hängt matt am Leib herab,
Du bist ein Candidat fürs Grab,
Dein Kopf sieht wie ein Kürbis aus,
Du machst mir wirklich angst und graus!

Du glaubst, des Lebens Zweck allein
Sei Essen und recht fett zu sein.
Ja, das ist auch des Thieres Zweck,
Das man schätzt nach dem dicken Speck.

Willst du ein Mensch in Zukunft sein,
Und willst du dich des Lebens freu'n,
So iß in Ordnung, wie sich's ziemt:
Ein Vielfraß ward noch nie berühmt. J. M. B.

Vom Christbaum und Waldeinsamkeit.

(Für das „Ev. Magazin" eingesandt von H. Gülich.)

Der Schnee liegt tief auf Feld und Strom, wie auf den breiten Dächern, und mitten im Dorf gehen die Nebelkrähen und eine verirrte Gans. Der Abend kommt und aus den Dächern hervor aus kleinen Fenstern dringt das röthliche Licht, die Festglocken aber heben ihr Lied an, und es wandelt dies Lied wie Frühlingswehen über das kahle erstorbene Land, als sprängen frische Quellen unter Waldesrauschen, denn es ist heiliger Abend.

Es ist heiliger Abend. Die himmlischen Heerscharen singen: „Ehre sei Gott in der Höhe." Die Menschen singen: „Es ist ein Ros' entsprungen aus einer Wurzel zart, mitten im kalten Winter wohl zu der halben Nacht." Mir aber ist wie Waldeslieder, und wie Harzgeruch aus grünem Tann und Geflimmer brennender Kerzen; so dringt's fernher aus der Jugendzeit. Das ist der liebe alte Christbaum, daran die goldenen Aepfel und weißen Lilien hangen, und für die springenden, singenden Kinder goldene Nüsse. — Aus der Jugendzeit, aus der Jugendzeit klingt ein Lied mir immerdar, und der Inbegriff seligster Jugendklänge ist doch der kleine Christbaum in meiner Mutter Stube.

Und ob er nicht auch aus der Jugendzeit unseres Volkes stammt? Der Brauch sieht so alt aus, er sieht wie jene Zeiten aus, wo der süße Krist, wo die Botschaft vom hehren Gottessohne fernher von den Burgen des Galiläer Landes zu unserem Leutestamm kam wie Frühlingsglänzen über dunkeln Tannenwald. Da sang man:

Wurze des Waldes
und Füge des Goldes
und elliu Apgrunde
diu sind dir, Herre, kunde
diu stend in diner hende
alls himmelesches Her
das enmohte dich nicht volloben an ein Ende.

Ja der Christbaum, als Bild des Krist, stammt aus der deutschen Waldnacht, wo Denken und Dichten, und Singen und Sagen in lebendiger Einheit standen. Könnte ich anders, als hineingerissen werden in die himmlische Nacht! Gedenke ich des kleinen Baumes, so ist es, als thäte der große deutsche Bergwald vor mir seine grünen Kammern auf und seine Bogen umwölbten mich. Sparsam fällt der Sonnenstrahl in das Dämmerlicht zwischen den schlanken Pfeilern auf das schwellende Moos, darin grün-goldene Käfer funkeln, auf den Stein am Abhang, wo der Fuchsbau mündet. Im schweigenden Revier hörst du den fernen Ton des hämmernden Spechtes und der einsamen Waldtaube, die in den Gipfeln girrt. Aber hier am Rande des Hochwaldes, wo der junge Schlag sich bis zum Bach hinabzieht, grünt Leben aus Spieren und Spitzen, die Haide dringt zwischen dem jungen Tann, und Haidlerche und Drossel auf jungen schlanken Tannenkronen wenden die kleine Brust der Morgensonne zu, und schmettern ihr Lied durch das thaufunkelnde Gehege. Und hier an sonniger Felswand, in zerklüftetem Gestein, über das uralte Wurzelgeflechte sich legen und graues Moos und braunes Geranke sich zieht, da wohnen die fleißigen Zwerge und hüten die Kleinode in den heimlichen Spalten, ja, überall, über Hochwald und jungen Schlag, durch die harzduftige stille Pracht reitet die Königin Sage auf milchweißem Zelter, und ihr zur Seite schreitet mit der Tarnkappe das Märlein, oder sitzt auf der Felsenkuppe im wilden Geröll und zieht ihre Kreise und bewegt ihren Stab, und die alten Helden Siegfried und der Berner Dietrich steigen aus der Waldnacht, und Drachen und Zwerge, und Gestampf der Rosse, und der Ton des Wunderhorns weckt das Echo im Waldthale in mondbeglänzter Zaubernacht im Walde. — Daher, aus dem Walde, wo das Leben unseres Volkes immer neue Wurzeln schlägt, wo sein träumerisch Sehnen eine Freistatt hat, frische Waldluft die Stirnen kühlt, und uralt süßer Sagenquell den Staub abspült—aus dem Walde, unserem Walde, kommt mir ein Grüßen und Rauschen, sehe ich den grünen Christbaum an.

Leicht und schlank steht der Baum und trägt seine grünen Zweige. Im wilden Forst fegten die Stürme um seine Krone und die kalten Nebel rieselten durch seine Nadeln, und sein Fuß wurzelte im dunkeln Erdreich bei den Brüdern im Walde, das Wild wetzte an ihm sein Geweih und die Borkenkäfer bohrten in seinen Weichen. So stand Jesus unter seinen Brüdern im finstern Lande, seine Wurzeln waren in unseren Grund geschlagen und hörte das Herz der armen Erde klopfen; sein Gang und Wuchs ging grade zum Himmel auf, als wollte er auf kürzestem Wege das finstere Gestein und Erdreich, mit den Wurzeln umklammert, dort hinziehen. So litt er mit seinen Brüdern und trug sein Kreuz. Ich will Israel sein wie eine grünende Tanne, an mir soll man deine Frucht finden, sagt Hosea, der Prophet, von seinem und unserem Herrn. Hier haben wir sein leibhaftiges Bild.

Ja, er ist immer grün, wer will seines Lebens Länge ausreden. Jetzt, wo er, der Baum des Lebens, von der Erde erhöhet, wiederum im Paradiese Gottes steht, und seine Blätter verwelken nicht, leuchtet sein Kreuz triumphirend zu uns herab aus dem Lande der Lebendigen. Wir sind noch in der winterlichen Zeit, aber aus der stillen Ewigkeit dringt zu uns ein Geruch des Lebens, wie ein Geruch des Feldes, das der Herr gesegnet hat, wie ein Geruch vom grünen harzduftigen Bergwald, wo die Quellen springen, wo die Vögel singen, wo die süßen Sagen klingen. Da werden alte Leute wieder kleine Kinder, wenn sie es hören über dem winterlichen Felde, wie Frühlingsvögel singen:

O du fröhliche, o du selige
Gnadenbringende Weihnachtszeit,
Welt war verloren, Christ ist geboren,
Freue dich, freue dich, o Christenheit.

Und die alten steifen Hände falten sich, wie kleine Kinderhände, denn die Seelen erzittern und wittern: das ist Leben!

Ja, so ist's. Er ist das Leben. Der Wald steht todt, das Feld liegt frostig, die Welt ist kalt, die dürren Halme, die falben Blätter, die kahlen Aeste jammern, Alles stirbt! Selig, wem das Herze grünt, weil er sagen kann: Jesus ist mein Leben!

Und das Leben war das Licht der Menschen. Im grünen Gezweig flimmern die Lichter, das heißt: Ich bin das Licht der Welt, wer mir nachfolgt, der wird nicht wandeln in Finsterniß. In der Welt ist's jetzt finster, und wenn ein einsamer Mensch in der Nacht umherirrt und stolpert über Stock und Stein und sieht dieses Licht, so scheint's ihm ins Her- und er geht darauf zu. Der Herr ist unser süßes, trautes Licht in der Finsterniß, wir gehen darauf zu. Er leuchtet in seines Vaters Haus, aber wir heben von der finstern Erde die Hände zu ihm empor und rufen: Morgenglanz der Ewigkeit, Licht vom unerschaffenen Lichte! und wir gehen darau zu. Wir im tiefen

Thale sehen schon die güldenen Gassen, wo er wandelt, und rufen:

Süßes Licht, süßes Licht,
Sonne, die durch Wolken bricht,
Ach, wann werd ich dahin kommen,
Da ich einst mit allen Frommen
Schau dein selig Angesicht.

und gehen darauf zu.

Und wir finden ihn, denn er kommt auf uns zu und bringt uns seine Gaben, an ihm soll man unsere Frucht finden.

An den Zweigen hängen die goldenen Früchte. Es ist, als wenn er sie uns aus seinem Himmel herabreicht und spräche: Nimm. Das Gold ist die Wahrheit, die der Treue in die Welt gebracht, die Wahrheit, daß wir verloren waren, wenn er nicht kam und mit seinen rothen Tropfen Blutes, wie in klingender Münze rothen Goldes das Lösegeld für seine Mannen und für sein Ingesind zahlte. Diese erschütternde Wahrheit von unserem Verloren- und Verlogen-Sein, und die selige von unserem Erworben- und Gewonnen- und Erlöst-Sein macht uns frei von der Lüge der Welt, die nach allen Winden tastet und doch nicht findet, weil sie nicht niederfallen und anbeten will. Selig aber, wer anbetet—durch Anbeten allein sieht der Mensch, daß der König des Himmels, Christus, der Held ist, die Wahrheit ist, daß alle Metalle der Erde kein Gold sind. Und schmelzest du sie alle zusammen, es wird niemals Gold daraus, thust du alle Laternen und brennenden Lichter zusammen, es wird niemals eine Sonne daraus, und thust du aller Welt Weisheit zusammen, es wird niemals die Weisheit daraus, welche die Eine und Einzige von Oben ist.

Und meinen Herrn zieret wundersam die Weiße der Reinheit und Heiligkeit. Das bedeuten die weißen Lilien, die ich neben den goldenen Früchten sehe. Es ist, als wenn er diese seine Reinheit aus seinem Himmel uns reichte und spräche: Nimm, meine Reinheit sei deine Reinheit, du gibst mir deine Sünde und ich gebe dir meine Heiligkeit. Reiße die Todtenblumen, den falschen Schmuck der Eitelkeit, womit du dich bekränzest, von deiner Stirne, tritt die Einbildung auf deine Heiligkeit mit Füßen und nimm die weiße Lilie meiner Heiligkeit, und die weiße Seide meiner Gerechtigkeit und gehe ein zu meiner Freude. So ruft er. Ja, wo in der weiten Welt wahre Reinheit gefunden wird, das sind weiße Lilien von Mariens Sohn, seine Frucht und Gabe ist's allein.

Er ist der grüne Lebensbaum, das Leben und das Licht, und trägt Frucht und Gaben den Menschen, Wahrheit und Reinheit.

Wir singen dir, Immanuel,
Du Lebensfürst und Gnadenquell,
Du Himmelsblum und Morgenstern,
Du Jungfrau Sohn, Herr aller Herr'n.

Nicht genug; auch unser Gleichniß ist der grüne Baum, denke ich.

Denn wir waren weiland Fremdlinge und standen in der Wilde, dienend der Welt und mancherlei Lüsten und dem, was in der Luft dieser Welt herrscht. Und diese Luft fraß an uns, ihr Ungeziefer nagte an uns, ihre Nebel erkälteten und ängsteten uns, ihre Stürme schüttelten uns. So glichen wir der Tanne im wilden Gehege. So Viele aber von uns getreu in den Bund ihrer Taufe wieder eingetreten sind und bekehrt zum milden Hirten und Bischof ihrer Seelen, sie wissen, daß sie jetzt stehen als Hausgenossen Gottes, gepflanzt an den Wasserbächen, fruchtbringend zu seiner Zeit und unsere Blätter verwelken nicht. So tragen wir freilich als Christi Jünger und Freunde auch das Kreuz, aber wir stehen doch im heiligen Raume der Kirche. Von Oben herab grüßen die heiligen Propheten und Apostel; so steht der Christ unter der Wolke der Zeugen dahin wandelnd, in der Gemeinschaft der Heiligen. Welch ein Hochgesind hat der milde Herrscher!

Und welche ist des Knechtes Aufgabe! Daß er, kräftig von der Kraft heimlichen Lebens getrieben, grade aufwärts wächst und strebt. Daß er sich nicht hier nach allen Seiten spreizt, wie der trotzige Lorbeerbaum, und da man vorüberging, siehe, da war er dahin, oder sich in stolzes Geäste wirft, wie die Eiche zu Basan, oder von jedem Wind hin und her geworfen wird, wie das Schilfrohr der Jordanau, sondern daß er schlank wie eine Tanne aufstrebt, nach der Weise: Himmelan geht unsere Bahn. Das ist das Zeichen des Lebens, das aus Gott ist.— Abgeworfen die unteren Zweige Jahr um Jahr, nach der Weise: Valet will ich dir geben, du arge, falsche Welt! das ist Christenart. Und grade hinaufgreifend, oben angesetzt, nicht in die Breite, nur in die Höhe, nach der Weise:

Himmelan geht unsere Bahn,
Wir sind Gäste nur auf Erden,
Bis wir dort in Canaan
Durch die Wüste kommen werden,
Hier ist unser Pilgrimstand,
Dorten unser Vaterland—

das ist Christenart. Heiliges Leben geht aufwärts und steigt wie die schlanke Tanne hoch über Hasel und Birken, Busch und Gestänge.

Und dieses Leben ist Licht. Der Christ soll sein Licht leuchten lassen, soll zeugen von dem Licht. Er ist Träger des Lichtes und es schimmert in dieser Weltnacht, wie die Lampen der Jungfrauen. Wir Alle stehen in der Nacht, sie wird dauern, bis der Herr kommt—so macht eure Lampen helle, der Bräutigam zeucht heran. Er gibt uns Oel des heiligen Geistes, daß wir schimmern in seinem Lichte. Der da scheinet mitten in der Nacht, uns zu des Lichtes Kindern macht.

Und wie er uns seine Gaben bringt, das Gold der Wahrheit, die Lilien der Reinheit, so müssen wir ihm bringen und seine Frucht muß man an uns finden. Wenn er uns Bäume seines Gartens, die er umgraben und gepflegt hat, heimsucht, so muß da sein das Gold der Treue zu ihm. Haben wir diese Frucht, sind wir ihm treu? Er ist treu, will halten, was er verheißen hat, und vollbringen, was er in mir angefangen hat. Und halte ich mich nun in Bundestreue und Mannentreue zu diesem meinem König? Es fehlt viel, o du mein Herr, aber da es will Abend werden, so bleibe dennoch bei mir, weil ich dein Knecht bin und deiner Magd Sohn, der ich vor dir mich neige.

Und weiße Lilien sucht er an uns, das ist sein Leben in Heiligkeit. Seine Getreuen will er auch schmücken, ja kleiden in sein Gewand und Waffen. Heiligkeit ist sein strahlend Gewand, das er anhat. Wie die Sonne die wilden Blumen kleidet im Hag, so der Herr die Seinen, daß sie schimmern still ohne Ruhmrede und in Einfalt in seiner Treue, und Demuth und Gehorsam in Tod. Er will, daß die ganze Au prangt in seinen Farben, geziert mit allen Tugenden seiner Himmelsschöne.

Betrachte, o Seele, ob du dich inwendig schmücken lässest. Ich sehe finstere Sümpfe und darin modernd Geranke, faulendes Geäste und schwarzes Laubwerk, Gethier und Unholde.

Ach mache du mich Armen
Zu dieser heil'gen Zeit,
Aus Güte und Erbarmen,
Mein König selbst bereit!

Das ist aber mein Trost, mein Herr und König, daß du der

starke Stamm bist und trägst die Zweige und trägst auch mich. Ein Saft, eine Kraft durchdringet Stamm und Zweige.

Ja, ein Bild der heiligenden Kirche ist dieser Baum, denn zur Kirche gehören Haupt und Glieder. Sie wurzelt im finsteren Erdreich und gipfelt im süßen Himmelreich. Die armen Gliedmaßen auf Erden, in ihrer Niedrigkeit, stehen im schwarzen Grund, das heilige Haupt steht in der Bläue der lauen Lüfte und neigt sich im Rauschen des Morgenwindes. Und je höher die Sonne steigt und Zweig um Zweig herniederwärts vergoldet, desto reicher blitzt der ganze Baum mit glitzerndem Funkeln der Tropfen seiner thauigen Zweige, desto reicher tönt er von den Stimmen in seinen grünen Kammern, von Finken- und von Drosselschlag.— —

Hier werfe ich mich nieder auf feuchtem Ried und auf Schmielen, und in thaublitzender Haide der kühlen Waldbucht. Schlingpflanzen nicken vom Brombeergesträuch, und Schmetterlinge fliegen drüber im Sonnenglanz, und darunter springt leises Gewässer und eilt blank und flimmernd über helle Kiesel in den dunkeln Schwarzdorn, wo Dornröslein schläft, rauscht vorbei wie uralt süßer Sagenquell am grauen Gestein, wo die Zwerge wohnen und die Erdmännlein, die das rothe Gold hüten, und wo die Schlangenkönigin sich sonnt, vorbei am grauen Gestein, welches mit Wurzelknorren und Armen meine Tanne umspannt. So hat sie Unholde und Drachen unter ihrem mächtigen Fuß, die sich so schlank, thauig und klingend erhebt, die Sonnentochter.—Da drunten aber im Thal geht ein junger Bursch mit dem Wanderstab, hat ein grünes Reis auf dem Hut und singt, ich kenne es wohl, was er singt:

Waldesrauschen, Frühlingswind,
Wie so fromm, so süß, so lind,
O, nun wund're ich mich nit,
Daß es blüht bei jedem Schritt:
Waldesrosen, Waldesglocken
Während alle Vögel locken,
Hätt doch jede Seele lind
Waldesrauschen, Waldeswind!

— — Träum' ich? Der Schnee überall, der Baum an meinen Fenstern streckt nackte Zweige. Aber die Weihnachtsglocken klingen, und Jugendluft und Jugendklingen, und Waldesrauschen und Quellenspringen — Alles habe ich in Einem, denke ich an den süßen und duftigen, von heimlichen Mären umflossenen Christbaum in meiner Mutter Stube. In dir aber, o Jesu, ist Waldeinsamkeit und aller süßen Sagen Mitte, und alle Herrlichkeit in Ewigkeit.

Hätt doch jede Seele lind
Gottes und Marien Kind!

Sonntagschule.

Die Wandtafel und Landkarte in der Sonntagschule.

Von R. Matt.

Der Nutzen obiger Gegenstände in der S. Schule wird nur noch da bezweifelt, wo sie noch nie gebraucht, oder aber schon mißbraucht wurden. Lehrer und Superintendenten, die Gebrauch davon machen, sind von deren Nutzen überzeugt.

1. Die Wandtafel.

Wir wissen noch Alle von unseren Schuljahren her, daß unsere Lehrer ohne dieselbe nicht hätten fertig werden können. Die Wandtafel wird gebraucht: a. Zur Zusammenstellung ausgearbeiteter Gedanken. Jedermann weiß, daß in einer S. Schule mehr Worte gebraucht werden müssen, um Dinge deutlich zu machen, als ein Kind im Gedächtniß behalten kann, deßhalb setzt man den Grundgedanken auf die Tafel, und nach Vollendung der Lehre hat man einen einfachen, sinnreichen Gedanken, in wenig Worte zusammengefaßt, vor den Augen der Kinder, den sie nun leicht fassen und behalten können.

b. Wir wissen, daß Das, was man uns im Bilde vorstellen kann, viel eher begreiflich ist und weniger Zeit erfordert, als Das, was wir ganz durch das Gehör auffassen müssen. Es ist eine unbestreitbare Thatsache, daß Das, was das Auge einmal erfaßt hat, viel tiefer im Gemüth ist, als etwas, von dem man blos durch Hörensagen einen schwachen Begriff hat. Paulus kam nach Athen, er sah den Aberglauben jenes Volkes, und er uchte nach einem Text, um dem Volke seinen Irrthum zu beweisen. Da fällt sein Auge auf einen Altar und die darüberstehende Schrift: „Dem unbekannten Gotte." Kaum erblickt er diese, als auch schon ein Strom von Gedanken ihm zufloß. Jene Schrift gab ihm Anlaß zu einer seiner besten, wenn nicht die allerbeste, Predigt, die er je hielte. Geradeso können die theuersten Heilswahrheiten, die sonst dunkel blieben für Kinder, ihnen durchs Auge ins Herz geleitet werden.

c. Bei dem öfteren Wechsel von Liedern ist es oft schwer, besonders in Landschulen, dem Wechsel zu folgen, und doch kann man auch die Lieder fast nicht vermissen; hier nimmt die Wandtafel einen Hauptstand ein; in wenigen Minuten ist Lied oder Noten „schwarz auf weiß," oder in diesem Falle „weiß auf schwarz" vor den Augen der ganzen Schule, nachdem die Kinder es einige Mal mitgesungen, können sie es auch schon auswendig, und die Wandtafel spart den Bücherwechsel und hilft der Schule zu neuen Liedern.

d. Ein Hauptübel unserer S. Schulen besteht darin, daß so Viele zu Tode geredet werden. Jeder „Hans" und „Michel" fühlt sich berufen, Schulen zu besuchen und Reden zu halten; selbst Superintendenten vergessen sich oft und gerathen ins „Vermahnen" hinein, daß den Kindern „Hören und Sehen" vergeht. Man geniert sich, solchen Rednern zu sagen, daß es nicht gebräuchlich ist, hier Reden zu halten ꝛc., und doch fühlt man fast, ein solcher fahrender Schüler möchte sich beleidigt fühlen, wenn er keine Gelegenheit bekommt. Da schreibt man einfach mit großen Buchstaben oben auf die Wandtafel, daß es Jedermann sehen kann:

„Hier werden keine Reden gehalten."

e. Als Gehülfslehrer ist die Wandtafel unübertrefflich; Dinge, die den Kindern kaum anders erklärt werden können, kann man hier deutlich machen. Nimm z. B. den Glaubensschild, von dem die Schrift redet, und siehe, wie Viele der

Kinder auch nur einen Begriff haben, was das sein möchte. Auf der Wandtafel ist er bald gemalt, und nun kann man ihn auch erklären. So gibt es hundert andere Dinge, die ohne ein Bild dunkel blieben.

Die Erklärung der Lection sollte der Wandtafelübung vorangehen, es sei denn, daß man die Mithülfe der Kinder gebrauchen will beim Zeichnen. Nie sollten mehr als 10 Minuten dazu verwendet werden, ausgenommen bei übersichtlichen Darstellungen.

2. Die Landkarte.

Ein großer Theil der heiligen Schrift ist geschichtlich verknüpft mit Lokalitäten und Oertern. Diese Thatsache allein macht schon eine Landkarte nothwendig, denn es ist unzweifelhaft wahr, Geschichte ohne Geographie ist unvollkommen und unbefriedigend. Um Geschichte begreiflich zu machen, muß der Historiker Ort und Umstände so mit der Thatsache verbinden, daß das Ganze ein klares und lebendiges Bild darstellt. Dieses thut die Landkarte und Geographie. Sie zeigt dem Forscher Stadt und Land, See und Strom in einem Panorama, das die zartesten Seiten des Herzens erfaßt, ihn zurückführt und die Geschichte noch einmal überleben läßt. Zion ist noch so herrlich als es in den Tagen des Psalmisten war, die Berge um Jerusalem her stehen noch, das Echo des Gesanges tönt dort noch wie vor Alters. Dort ist der Oelberg noch, und zwischen ihm und der Stadt das stille Thal; Libanon und Carmel, Tabor und Harmon, Basan und Genezareth, alle sind noch im lieblichen Grün gekleidet, aber der Schüler hat kein Interesse an einer bloßen Beschreibung, er will etwas haben, die Augen zu fesseln, während das Ohr horcht, und dieses bietet die Landkarte. Dort ist der Weg noch, den der Herr mit seinen Jüngern wandelte von Bethanien gen Jerusalem; der Geist entwirft sich sein eigenes Bild sobald das Auge dem Wege folgen kann, und auf ein Neues feiert das Herz jenen denkwürdigen Einzug in Jerusalem. Alles dieses ist das Geschäft der Landkarte und Geographie.

Geschichte und Geographie sind unzertrennlich und sollten immer zusammen studirt werden. Eines gibt dem Andern Reiz; zusammen sind sie leichter faßlich und prägen sich dem Gemüth viel tiefer ein. Das was die Geschichte uns ins Gemüth aufhäuft in buntem durcheinander, das ordnet, zergliedert und malt die Landkarte so, daß das Ganze wieder zum lebendigen Bilde wird.

Die Landkarte ist in einer aufgeklärten S. Schule geradezu unentbehrlich. Stellt euch eine Alltagschule vor ohne Landkarte! Unmöglich! denn ohne sie kann man Erdkunde nicht erklären; nun lehrt aber die Bibel, die heilige Geschichte. Jeder Fuß Boden ist heiliges Land, jeder Grenzstein ein heiliges Zeugniß, wie viel nöthiger ist es, daß man auch das gründlich lernt!

Die Landkarte bringt uns das Ferne nahe, sie gibt uns Lage und Entfernung, Ansicht und Begriff von der Geschichte selbst.

Es ist freilich nothwendig, daß der Lehrer mit der Landkarte bekannt ist, aber das ist auch mit der Geschichte selbst der Fall.

Und ein Lehrer ohne Vorbereitung ist nimmer ein Nutzen für eine Klasse.

Sonntagschul-Conventionen.*)

„Was haben wir bereits durch dieselben gewirkt, und nach was streben wir mit ihnen in Zukunft?"

Von E. A. Thomas.

Da wir als Kirche (und als Conferenz) diese herrlichen Zusammenkünfte, im Interesse des großen Sonntagschulwerks, schon eine Reihe von Jahren befürworten und praktisch unterhalten (als Conferenz seit Dienstag den 18. October 1870), so dürfte es gewiß in Ordnung sein, ein Mal zurück zu schauen, und obige Frage in allem Ernste uns vor das Gemüth zu führen. Die Sonntagschul-Conventionen sind von großer Bedeutung und Tragweite, sie sind bekannt auf Weit und Breit, und werden von großen Volksmassen, fast aller Stände, alljährlich besucht.—Die Entstehung derselben fällt dem alten England, wo die Sonntagschule überhaupt ihren Anfang nahm, zur Ehre, schon vor langen Jahren zurück. Sie wurden aber damals eigentlich „Conferenzen" genannt. In Amerika indessen, wo irgend eine Neuerung guten Boden und Wuchergrund findet, haben sie sich zu ihrem gegenwärtigen Einfluß, Größe und Segen entwickelt. Die erste Idee, sie auch in Amerika zu halten, scheint in dem alten, erprobten Sonntagschulhelden Stephan Paxon, von Illinois, entstanden zu sein, etwa zweiunddreißig Jahre zurück. In unserer britischen Provinz hält man S. S. Conventionen seit 1857 (Kingston, 11.—13. Februar), angeregt durch die correspondirende Committee der „Canada S. S. Union" von Montreal. Erst seit 1865 (Hamilton, 5. — 7. Sept.) indessen haben sie sich alljährlich, in einem Provinzialsinn, wiederholt, zum großen Segen und Gedeihen der S. S. Sache. Lenken wir nun unsere Aufmerksamkeit auf die S. S. Conventionen unserer eigenen Conferenz; denn von diesem Standpunkte aus scheint mir das voranstehende Thema abgehandelt werden zu sollen. Wir haben derselben nun Gottlob! schon sechs gehalten, und die siebente ist bereits im vollen Gang und Leben und sollte gewiß auch die beste sein. Da nun euer Redner das Vorrecht hatte, bei der ersten und allen anderen zugegen zu sein, und einen Theil der Arbeitsvorrechte genießen zu dürfen, und auch sonst in dem Sonntagschulwesen Dies und Das erlebt hat, so dürfte er schon Einiges darüber sagen können. Wir thun es mit Freuden und dankbarem Aufblick zu Gott dem Vater und Jesum, unserem lieben Heiland, dem großen Lämmerhirten. Also das Jahr 1870 traf uns am 18. October, unter bedenklichem Schneegestöber, an der alten steinernen Kirche ans Lingelbachs, Nordosthope. Diese Erstlingsconvention war zwar nicht so zahlreich, und es ging in der Abmachung der Geschäfte nicht so geschickt und regelrecht her, allein nie wird ihr gesegnetes Andenken verlöschen, noch ihr Nutzen und neuer Impuls, den sie unserem conferenzlichen Sonntagschulwerk beibrachte, beschrieben werden können. Noch immer sehe ich im Geiste die Thränen, auf den Wangen mancher Sonntagschulfreunde, wie Perlen, im fahlen Herbstlichte erglänzen. Sie war wie ein milder Junithau, der in der Stille der Nacht geräuschlos sich

*) An einer S. S. Convention vorgetragen.

auf die Pflanzenwelt herabgießt. Br. Karl Boller, General-Superintendent der New York Conferenz S. S. Convention, war unter den Besuchern und half tüchtig mit. In 1871 befanden wir uns mit unserem S. S. Armeecorps auf den 20. September in St. Jacobs, im Thale des krummen, wilden Conestoga. Diese Convention war schon etwas zahlreicher, und im Ganzen sehr gut. Ein merklicher Unterschied gewahrte man in der Abhandlung der Themata. Die Verhandlungen dieser beiden Conventionen, mit Themata, wurden hier zum Druck beordert und erschienen noch im selbigen Jahre in Pamphletform. Diese nette Broschüre (55 Seiten stark) ist lehrreich und lesenswerth (zu haben bei J. L. Weidmann, St. Jacobs, Ont.; auch im Verlagshaus der Ev. Gemeinschaft zu Cleveland, O.). Im 72ger Jahrgang, auf den 18. September, brachte uns die Vorsehung nach unserer alten Gemeinde in Morriston. Mit Freuden wurden die S. S. Arbeiter empfangen. Ueberall sah man fröhliche Gesichter. Alles schien sich zu freuen auf die Dinge, die da kommen sollten und auch kamen. Die Sache war hier sehr Vielen nagelneu. Merkwürdig waren dort die gewaltigen Mäßigkeitsreden am letzten Abend. Es wurde Frucht geschafft. Mit dem nächsten Jahre 1873, den 17. Sept., ging die Reise nach Norden. Carrick, 10. Concession, war das Ziel. Hier war die Kirche zu klein, um die Besuchermenge zu fassen. Die Massenversammlung wurde im Freien gehalten. Es bekundete sich dort ein reges Interesse. Ueberall wollte man die Convention haben.—In 1874 denn landete das stattliche Conventionsschifflein am 16. Sept. in Sebringville. Unter allen Zusammenkünften war dies entschieden die zahlreichste. Der Ort ist auch sehr gelegen. Die Brüder: Miller, Schneider und Büsch waren zu freundschaftlichem Besuch, aus den Grenzen der New York Conferenz, zu uns herüber gekommen, und es wurde dann auch zum ersten Mal eine Delegation von mehreren Brüdern wieder hinübergesandt. Bei dieser Sitzung verlas Vater W. Schmidt eine Abhandlung über: „Die Entstehung und der Fortgang unserer Sonntagschulen in Canada." Schreiber dieses wurde dann beauftragt, besagtes höchst interessante Referat zu vermehren und für den Druck zuzubereiten, welches auch im Laufe jenes Jahrgangs geschah. Die letztjährige Convention (1875) nahm die alte Stammgemeinde zu Berlin unter ihre gastfreundschaftliche Fittiche, ebenfalls im September. Hier hatten wir einen zahlreichen Besuch von unseren „Stätsern" Brüdern: Lauer, Büsch, Hehr, Boller, Hofheins und Andere. Die beiden Erstgenannten waren Delegaten. Wie erfrischend und segensreich wirken solche gegenseitige Besuche Die Brüder nahmen thätigen Antheil und gaben trefflichen Rath. Hier nun kam obige „Sonntagschulgeschichte" wieder zum Vorschein. Sie wurde zum Druck beordert, was auch im Laufe dieses Jahres, mit Gottes Hülfe geschehen ist. Dies ist ein recht nettes Büchlein, 62 Seiten stark, eignet sich trefflich für eine S. S. Bibliothek (zu haben bei J. L. Weidmann, St. Jacobs, Ont.). Schauen wir zurück, so war gewiß jede dieser Conventionen ein Gottesfest. Nicht minder segensreich wirkten auch die mehrsten Distriktsconventionen, die als Töchter der alten Mutter würdig zur Seite stehen. Doch wir eilen. Was haben wir nun eigentlich diese sechs bis sieben Jahre durch obige Zusammenkünfte gewirkt? Was war unser Erfolg? Lohnen sie? Das sind die Fragen. Die nachstehenden Blätter mögen uns das in etwa deutlich machen. Wahr ist's, daß:

1) Die S. S. Conventionen **die Aufmerksamkeit unserer Glieder, namentlich der Eltern, mehr allgemein auf die Jugenderziehung, auf die Sonntagschule zogen.** Mit dieser Feststellung ist nun durchaus nicht gesagt, daß wir nicht vor jener Zeit auch unser Augenmerk der Sonntagschule zuwandten. Im Gegentheil: Viele wirkten im Ernst und mit Erfolg. Jetzt ist die Sache allgemeiner geworden, und muß es mehr und mehr werden. Die Conventionen sind der Gegenstand zeitweiliger Gespräche, ihre Verhandlungen und Maßnahmen erscheinen in unseren weitverbreiteten Kirchenorganen, selbst in den respektiven Localzeitungen; zurückkehrende Besucher, die vielleicht eine sehr geringe Meinung von ihnen hatten, reden mit großer Freudigkeit im heimathlichen- und Bekannten-Kreise von den herrlichen Zeiten, die man dort hatte. Das Alles ist geeignet, um die gespannteste Aufmerksamkeit des Volkes auf die Sonntagschule hinzulenken und das heilige Sonntagschulfeuer fortzupflanzen. Hat man ein Mal des Volkes Aufmerksamkeit und Sympathie, dann ist Großes gewirkt. Die lieben S. S. Conventionen haben dies gethan, und thun es auch heute noch.

2) Erzielt haben wir auch eine **weit bessere und sichere Basis zur Orientirung des eigentlichen S. S. Zweckes.** Ich darf mit vollster Gewißheit sagen, daß der große Zweck dieser gottgewollten Institution früher nie so vollauf in seiner Tiefe erkannt wurde. **Seelen zu Jesu zu führen.** Die Conventionen haben in diesem Punkt unseren Horizont fast vollständig bereinigt und entwölkt. Jede irrige Ansicht kann und wird hier, wo Viele sind, bekämpft werden. Gerade das ist, was die kluge Welt durch ihre bürgerlich-politischen Conventionen erzielen will: Sie erklären ihre Plattform und suchen Anhänger.—

3) In Folge der beiden ersten Errungenschaften **mehr praktische Theilnahme, mehr Ernst und Leben durch den ganzen Schulorganismus** ist gewirkt worden! Nicht nur sind durch diese Versammlungen manche träge Mitarbeiter zur größten, feurigsten Thätigkeit angeregt und Halbtodte erweckt worden, sondern viele neue Theilnehmer sind aus dem Hinterhalt des Herrn, der Kirche, hervorgeschlupft und stehen jetzt in Reihe und Glied. Ein merklicher, ja ein auffallender Unterschied in diesem Stücke ist leichtlich zu gewahren, selbst unter den Predigern unserer Conferenz, vom jüngsten bis hinauf zu den ältesten, im Dienste Gottes ergrauten, ehrwürdigen Häuptern. Da ist jetzt nur eine Stimme: Jeder hilft so viel er kann. Dem großen Lehrermangel ist an vielen Orten abgeholfen. Der Einfluß der Conventionen geht durch, selbst bis an die Schüler: Es kommen **mehr**, und sie kommen **lieber**. Hallelujah!

4) Eine weitere Wirkung, die zu Tage tritt, **ist die Entwickelung der Schulgaben und des Schultalents.** Wer kann diesen Punkt negiren? In der Vorrede zu unseren Verhandlungen von 1870 und 1871 heißt es unter Anderem: „Die Conventionen sind geeignet, die Lehrkräfte der Kirche mehr zum Gemeingut Aller zu machen." So ist es auch. In einer Abhandlung über den Zweck der S. S. Conventionen heißt es im dritten Satz: „Die S. S. Arbeiter sollen durch die Conventionen mehr qualificirt werden für ihr Werk und Amt." Ich meine sagen zu dürfen, Freunde, dieser Zweck ist in hohem Maße schon in den letzten sieben Jahren an Vielen erzielt worden. Hier ist zum Exempel der Gesang (davon spreche ich noch später). Dort steht Einer an der Wandtafel, fast ein Meister im Zeichnen 2c. Schule und Conventionen bieten zur Entwickelung, zur Aufnahme gesegneter Bildungselemente vielseitige Gelegenheit. Einer lernt vom Anderen. Man braucht nicht immer gerade unter die Tausenden nach Chautauqua; in der kleinsten Distrikt S. S. Convention kann man mit seinem Pfündlein wuchern. (Schluß folgt.)

Ueber die Sonntagschulliteratur.

Von C. F. Negele.

Es ist zur gegenwärtigen Zeit eine allgemein anerkannte Thatsache, daß eine gute Bibliothek und andere geeignete Zeitschriften zum Gedeihen einer Sonntagschule unumgänglich nothwendig sind. Seitdem diese bessere Meinung in der Kirche sich Geltung verschafft hat und ein allgemeines Bedürfniß nach Bücher und Zeitschriften sich kund gab, wurden auch Anstalten getroffen und die besten Kräfte in und außerhalb der Kirche in Bewegung gesetzt, um diesem Bedürfniß abzuhelfen. Auf diese Weise sind eine schöne Anzahl von Sonntagschulbüchern und Zeitschriften ins Dasein getreten, wie sie die Welt zuvor nie kannte und deren gesegneter Einfluß zur Hebung und Vervollkommnung des Sonntagschulwerks sehr viel beigetragen hat und fernerhin noch beitragen wird. Obzwar die Auswahl von deutschen Sonntagschulbüchern noch lange nicht so groß ist, wie es zu wünschen wäre, so braucht doch keine Sonntagschule wegen Mangels an geeigneten Büchern in Verlegenheit zu kommen. Auch unsere Kirche hat sich in dieser Beziehung nicht unthätig erwiesen und eine Anzahl guter und zweckmäßiger Sonntagschulbücher herausgegeben, welche der Jugend schon zum großen Segen geworden und mit deren Vermehrung ihr Nutzen in Zukunft sich noch vergrößeren wird. Die Macht welche die Literatur heutzutage über Jung und Alt ausübt, wird aber auch von dem Fürsten der Finsterniß in Anspruch genommen, um seine unheilvollen Zwecke zum Verderben der Menschheit, und besonders auch der lieben Jugend unvermerkt, in Ausführung zu bringen.

Manche Bücher werden von gewissenlosen und fleischlich gesinnten Menschen geschrieben und auf dem Markt feilgeboten, welche aber nichts weniger als einen sittlich religiösen bildenden Einfluß auf die Gemüther ausüben, sondern nur die Phantasie erregen und die im menschlichen Herzen im Keime schlummernden Leidenschaften zur Thätigkeit anreizen. Diese Art Bücher sind in einer Sonntagschulbibliothek, oder auch sonstwo, wie der Tod im Topf. Daher sollte bei der Anschaffung von Sonntagschulbüchern, der hohe Zweck der Sonntagschule im Augenmerk behalten werden, welcher ja kein anderer ist als: die religiös sittliche Ausbildung der Jugend und deren frühe Bekehrung zum Heiland und Freund der Seelen. Diesen Zweck sollte nicht nur der Lehrer in seinem Unterricht zu erreichen suchen, sondern selbst jedes Buch und Schrift, welche dem Schüler in die Hände gegeben wird, sollen diesem herrlichen Zweck dienen.

Es sollten daher immer solche Personen zur Auswahl der Bücher als Committee angestellt werden, welche gründlich bekehrt sind, das Interesse der Kirche in allen ihren Theilen zu wahren suchen, auch die Fähigkeit besitzen, den Weizen von der Spreu zu kennen und Wahrheit und Irrthum von einander zu unterscheiden. Wenn immer möglich sollte der Prediger ein Mitglied dieser Committee sein. Kein Buch, dessen Inhalt von zweifelhafter Natur ist, sollte in die Bibliothek kommen. Unter diese Klasse sind alle solche Bücher zu zählen, deren Inhalt nach Sinn und Geist nicht mit dem Wort Gottes harmoniren, dagegen falsche Lehre und lose Moral befürworten.

Die nichts böses ahnende Jugend verschlingt den Inhalt solcher Bücher mit derselben Begierde, wie den von wirklich guten Büchern, aber die verderblichen Folgen davon zeigen sich früher oder später und schon mancher Jüngling und Jungfrau ist durch das Lesen von solcher schlechten Literatur und irreligiösen Büchern für Zeit und Ewigkeit ruinirt worden. Bücher, welche auf eine kurze, klare und leichtfaßliche Weise die Hauptlehren der christlichen Religion behandeln, sollten in einer Sonntagschulbibliothek nicht fehlen. Die Nachfrage nach dieser Art Bücher mag vielleicht nicht so stark sein unter den Sonntagschülern; wo aber bekehrte Schüler sind, sind solche zu ihrer religiösen Ausbildung und Befestigung im Glauben unentbehrlich.—Bücher über die verschiedenen Zweige der Natur Geschichte, werden von der Jugend meistens gern gelesen und nicht ohne Nutzen, denn sie geben Zeugniß von der Weisheit und Güte Gottes in dem Werk der Schöpfung. Ferner auch Bücher über Kirchen- und Weltgeschichte mögen einen ehrenhaften Platz in der Sonntagschulbibliothek einnehmen und Nutzen stiften, indem sie das jugendliche Gemüth die Hand Gottes in der Regierung der Welt erkennen lassen. Biographische Bücher oder solche, welche Lebensbeschreibungen von frommen Personen enthalten, sind schon manchem Jüngling und Jungfrau von Nutzen gewesen und das Mittel in der Hand Gottes zu ihrer Bekehrung geworden. Es gibt auch noch andere Bücher, welche Charakterbilder und Geschichten enthalten, welche entweder ganz oder doch zum Theil in das Gebiet der Erdichtungen einschlagen und deßhalb von manchen als untauglich, ja sogar als schädlich verworfen werden.

Sofern dieselben aber eine streng religiöse Tendenz haben und die in der heiligen Schrift niedergelegten Lehren und Grundsätze vertheidigen oder illustriren, mögen dadurch manche Wahrheiten der Bibel dem jugendlichen Herzen eingeprägt werden, welche sonst unbeachtet bleiben würden. Auch ist schon von verschiedenen Personen die Meinung ausgesprochen worden, daß Bücher oder Karten, welche die Anfangsübungen des Buchstabirens und Lesens enthalten, nicht in die Sonntagschule gehören. Diese mögen allerdings in englischen Sonntagschulen ganz überflüssig sein, in einer deutschen Sonntagschule sind dieselben aber unbedingt nothwendig; denn wie soll man den Kindern eine Lection erklären in einer Sprache, die sie nicht zu lesen verstehen? — Ein gutes Buch das des Lesens und Studirens eines jeden Sonntagschülers würdig ist, sollte aber nächst dem gediegenen Inhalt auch einen guten soliden und anziehenden Einband haben und sich so dem äußeren, sowohl als inneren Gehalt nach, aufs Beste empfehlen. Indem nun für den Bedarf deutscher, sowohl als englischer Sonntagschulen, für Bücher und Schriften in unserem Verlagshause in Cleveland reichlich gesorgt ist und dieselben an Qualität, sowie auch Billigkeit des Preises, keinem andern im Lande nachstehen, so liegt es im Interesse der betreffenden Sonntagschulen, ihre Auswahl in unserem Verlagshause daselbst zu machen.

Die Sonntagschule auf dem Lande im Winter.

Von A. Bornheimer.

Wie aus dieser Ueberschrift hervorleuchtet, scheint es, als sei es ganz am Ort S. Schule im Sommer zu halten. Nun, wenn das der Fall ist, möchte man hier die Frage stellen: „Warum ist es nicht gerade so mit der S. Schule im Winter? Es war früher der Fall, daß fast alle Land-S. Schulen im Winter eingestellt wurden. Die Aufrechthaltung derselben im Winter erschien an vielen Orten als eine Unmöglichkeit. Da hieß es: „Die Leute wohnen so weit aus einander; die Wege sind fast unpassirbar, man kann unmöglich S. Schule halten," und so wurde sie in den meisten Fällen eingestellt. Aber was sieht man heute? An vielen Orten, wo es damals unmöglich schien, S. Schulen im Winter zu halten, sieht man, daß dieselben im Winter so blühend sind als im Sommer; und Jung und Alt freut sich, daß die S. Schule nicht mehr einfriert, wie früher. Nun natürlich ist ein großer Unterschied zwischen jetzt und damals; die Wege sind zum großen Theil viel besser geworden, auch sind die Leute besser eingerichtet mit Fuhrwerken, als früher. Damals fuhren sie manchmal viele Meilen weit mit Ochsen zur Kirche, jetzt hat man schöne Pferde, die in Geschwindigkeit ein paar Meilen zurück legen; überhaupt ist es ganz anders als damals; und doch scheint es, daß es noch viele Orte gibt auf dem Lande, wo die S. Schulen einfrieren. Nun ich, für meinen Theil, kann nicht einsehen, daß man das (was früher als Unmöglichkeit angesehen wurde, aber nun an vielen Orten als ausführbar erscheint) nicht überall ausführen kann. Ich glaube, daß es möglich ist, an allen Orten auf dem Lande, wo eine S. Schule existirt im Sommer, dieselbe auch während des Winters fortgehalten werden kann. Es ist selbstverständlich, daß ich hier bei Manchen anstoße, aber ich habe meine Gründe, die nun folgen werden.

1. „Wo ein Wille ist, da ist auch ein Weg;" dieses ist ein Sprichwort, aber auch ein Wahrwort, denn es hat sich schon oft bewahrheitet. Wenn eine Gemeinde willig ist, ihre S. Schule während des Winters aufrecht zu halten, so kann sie es thun. Wo die S. Schule des Morgens vor dem Gottesdienste abgehalten wird, wäre es vielleicht kaum möglich, dieses auch im Winter zu thun; denn es gibt da gewöhnlich auf dem Lande ziemlich Arbeit, das Vieh zu füttern ꝛc. Doch wo die Leute nicht sehr weit haben, möchte es dennoch gehen. Ich weiß von einem alten, nun schon selig heimgegangenen Bruder, welcher mit seiner Gattin alle Sonntage Morgen in der S. Schule das ganze Jahr hindurch, Krankheitsfälle ausgenommen, an seinem Platze war, und er hatte zwei bis drei Meilen weit zur Kirche.

Nun aber ganz abgesehen von diesem; wir wollen den Fall setzen, es wäre nicht möglich am Sonntag Vormittag vor dem Gottesdienste, so könnten doch Eltern und Kinder mit einander in den Gottesdienst kommen und die S. Schule sogleich nach dem Gottesdienste abhalten, dann wären Lehrer und Schüler schön bei einander; und es würde von wenig Bedeutung sein, ob sie eine Stunde früher oder später heimkommen, indem sie ihre Arbeit doch noch verrichten könnten. Dieses ließe sich thun, beides am Vormittag nach dem Gottesdienst, oder auch, wo vielleicht schicklicher, am Nachmittage.

2. Nun aber möchte man mir entgegnen: Wie ist es aber an den Orten auf dem Lande, wo nicht regelmäßig, oder nur hie und da gepredigt wird? Nun da können die Leute, wie es ja gewöhnlich an solchen Orten der Fall ist, sich doch versammeln und Gebets- oder sonstige gottesdienstliche Uebungen halten, und entweder vor oder nach denselben S. Schule halten.

3. Möchte man einwenden: „Wie kann man aber die Kinder im Winter in die S. Schule kriegen? Dieses kommt sehr viel auf die Eltern und besonders aber auf die Lehrer an. Ich weiß von Knaben und Mädchen, die lieber durch Sturm und Wetter in die S. Schule gingen als daheim bleiben, und als Ursache führen sie an: „Mein Lehrer oder meine Lehrerin kommt, warum sollte nicht auch ich gehen können?" Ein kleines Mädchen wurde angetroffen auf dem Wege zur S. Schule, als es sehr stürmte. Man fragte sie, wo sie hin wolle. Sie antwortete: „In die S. Schule." Man entgegnete ihr: „Ja, aber bei solchem Wetter kommt doch Niemand zur S. Schule." „Ja," sagte sie, „meine Lehrerin ist immer da, wenn sie nicht krank ist und sie hat zwei Meilen weit zur Kirche und ich nur eine, warum sollte ich nicht gehen können?" Manchen Leuten ist aber gleich bange, ihre Kinder würden erfrieren; da hat es wenig Gefahr, sie gehen ja auf gutem Wege und ihr Beschützer wird schon seine Hand über ihnen halten. Die Meisten kann man doch nicht im Hause behalten, und es ist deßhalb viel besser, sie gehen zur S. Schule, als daß sie sonst wo herumlaufen, welches ihnen viel gefährlicher werden kann.

4. Noch eins! Bekanntlich wird an solchen Orten, wo der Kinderfreund hinkommt, derselbe mit dem Einfrieren der Schule auch abbestellt, und es kann dieses nicht anders als entmuthigend sein für die kleinen Helden. Den Kinderfreund geben sie nicht gerne auf, sie würden lieber durch Wind und Wetter gehen in die S. Schule, als den Kinderfreund entbehren.

5. Es ist höchst nothwendig, daß die S. Schule das ganze Jahr hindurch auch an dem Lande aufgehalten werde. Ich habe S. Schulen kennen gelernt, die nur ein paar Monate während des Sommers gehalten wurden. Da waren Schüler, die im höchsten Falle im ersten Jahre das A. B. C. und vielleicht ein wenig Buchstabiren gelernt haben nebst etlichen Bibelversen. Den Winter hindurch wurden sie nicht angehalten zum Lernen, in die S. Schule kamen sie nicht und in Folge dessen vergaßen sie alles Gelernte wieder. So ging es fort von Jahr zu Jahr, sie machten nur ein wenig Fortschritt, beides im Lesen sowie auch in der Religion; wuchsen endlich auf zu Jünglingen und Jungfrauen und konnten zur Noth nur ein wenig Deutsch lesen und hatten nur einen äußerst mangelhaften Begriff von der Religion. Nun aber könnte man mir entgegnen und sagen, die S. Schule sei der Ort nicht, um lesen zu lernen, das solle man in der Alltagschule lernen. Gut! In der Stadt mag das gehen, da haben die Kinder alle Gelegenheit Deutsch zu lernen (und ich meine, da sollte das Deutsch Lesen nicht ganz aus der S. Schule verbannt sein), aber was fangen die deutschen Eltern an, die auf dem Lande wohnen, ferne von all den schönen Vorrechten, und doch auch gerne hätten, daß ihre Kinder Deutsch lesen lernten. Nun, sie sollen sie daheim unterrichten, heißt es. Aber Jedermann weiß, daß das nur spärlich geschieht, und deßhalb sollte nach meiner Ansicht die S. Schule diesen Mangel möglichst ersetzen.

6. Wiederum ist zu bedenken, daß die religiöse Ausbildung unserer Jugend im Allgemeinen sehr unvollkommen ist. Sollte man da noch länger zaudern und ihnen das Wenige, das

sie in der S. Schule empfangen, rauben, oder nur spärlich oder unzulänglich ertheilen, dadurch, daß man nicht geneigt ist, die S. Schule im Winter fortzuhalten?

Gott hat uns die Kinder anvertraut, wir sollen sie erziehen in der Zucht und Vermahnung zum Herrn. So laßt uns denn wacker sein und unsere Pflicht thun; thun wir das Unsere und wenn es noch so wenig ist, dann thut Gott das Seine, und die Frucht werden wir sehen, wenn auch nicht immer in dieser Welt, so aber doch in der andern Welt vielfältig mehr, als wir erwartet haben.

Theilung des Reichs.

1. Lection für Sonntag den 7. Januar 1877. 1. Kön. 12, 12—20.

Grundgedanke: Wenn ein Fürst ohne Verstand ist, so geschiehet viel Unrechtes. **Haupttext:** 1. Kön. 12, 8.

I. **Historischer Zusammenhang.** Die Begebenheit dieser Lection fällt in die zweite Periode des israelitischen Königreiches, welche einen Zeitraum von 253 Jahren umfaßt, nemlich: von 975 bis 722 v. Chr. Schon geraume Zeit existirte ein Gefühl der Eifersucht zwischen dem Stamme Juda und den übrigen Stämmen. Es wäre wohl schon früher zur Empörung und Trennung des Reiches gekommen, wenn nicht die Stärke und strenge Regierung Davids und Salomons es verhindert hätten.

Die schweren Anforderungen Salomons an das Volk, die in seinen letzten Jahren mehr und mehr zunahmen, ermuthigten seine Feinde und entmuthigten seine bisher noch treuen Unterthanen.

Als aber Rehabeam den Thron bestieg, schien die günstige Zeit gekommen zu sein, für die betheiligten Stämme Gerechtigkeit und Erleichterung der Lasten zu verlangen; auch mag die im 11. Cap. 29—39. enthaltene Weissagung des Propheten das Ihrige dazu beigetragen haben.

Andere in der Geschichte verzeichneten Dinge, zwischen den Stämmen existirend, übten auch ihren Einfluß aus, so daß man sagen kann: Es war Alles vorbereitet zum verheerenden Feuer, es bedurfte nur noch des zündenden Funkens, um den Ausbruch herbeizuführen. Rehabeam war 40 Jahre alt, da er König wurde; es mangelte ihm nichts, ein erfolgreicher König und Regent zu werden, als Weisheit. Von seinem Vater ererbte er wohl das Reich und auch die Thorheit, Weisheit aber ist Gottes Gabe und ererbt sich nicht oft vom Vater auf den Sohn. Im Anfang des Capitels haben wir die Einleitung zu dieser Lection, welche uns die Versammlung des Volkes, dessen Bitte und des Königs Rath und Antwort gibt.

II. **Texterklärung.** Wir haben hier:

1. **Des Volkes Klage.** Die leitenden Männer der Stämme legen dem Könige des Volkes schweren Druck ans Herz und bitten um Erleichterung der schweren Lasten. Sie beklagen sich über seines Vaters Regierung. Merke: über Salomons Abfall von Gott und seine Sünden haben sie kein Wort zu sagen; es gilt ihnen gleich, ob ihr König Jehovah oder andere Götter verehrt, wenn sie nur keine Taxen zu bezahlen und keine Frohndienste zu thun brauchen.

2. **Des Volkes Bitte.** Erleichterung, Befriedigung oder Erfüllung ihrer Wünsche. Dieses ist anscheinlich die Ursache des Verderbens, das dem Hause Salomons drohte; aber tiefer liegt der wahre Grund: Die Sünde ist der Leute Verderben. Die Sünde Salomons und Rehabeams sowohl, als des Volkes, zog die Strafe herbei. Wo ein König und sein Volk Gott fürchtet, findet kein Aufruhr statt.

Nun folgt: a. **Des Königs Rath mit seinen Ministern.** Er gibt dadurch zu verstehen, daß ihm Weisheit mangelt; er sucht sie bei Menschen anstatt bei Gott, der Quelle der Weisheit. Jac. 1, 5. Hätte er gethan wie seine Väter vor ihm, 1. Kön. 3, 9., oder wie Jeremia, Jer. 32, 19., dann wäre er nicht einem wankenden Rohr gleich gewesen. Rehabeam beging die Thorheit, auf Menschen Rath, anstatt auf Gottes Rath, zu bauen. Er verachtete den Rath erfahrener Alten und ging zu unbedachten Jungen. Ob sie wohl Jugendgenossen waren, wurden sie ihm zum Falle, wie es noch oft geschieht.

b. **Seine Antwort:** Diese war **hart.** Nicht blos abschlägig, sondern sogar drohend und tyrannisch. Diese Antwort war der zündende Funke, der das Feuer der Empörung entflammte. Das Volk verlangte Freiheit, nun droht ihm härtere Sclaverei.

Ein König, der nichts nach oder von Gott fragt, macht sein Volk unglücklich. Wer seiner eigenen Lust und bösem Rath folgt, wird die Frucht seiner Werke ernten. Alle diese Thorheit vergrößert sich noch, wenn man bedenkt, daß Rehabeam a) seines Vaters Schuld bekennt, V. 14; b) sich selbst weiser dünkt, V. 14; c) Drohung ausspricht und d) das entrüstete Volk noch reizt.

Die Folgen kamen sogleich. Empörung und Trennung des Volkes. Wie eine Frage ist, so wird die Antwort sein. Einst kam das Volk und sprach zu David: „Siehe, wir sind Fleisch von deinem Fleisch" u. s. w. 2. Sam. 5, 1—2. Nun aber rufen sie: Wir haben kein Theil an David. So geht es heute noch, „Hosianna!" und „Kreuzige ihn!" sind oft nur einige Stunden auseinander. Köstliches Blut floß, ja Bruderblut; aber das nicht allein: Mit David haben sie auch die große Verheißung von sich gestoßen; das Reich ging zu Grunde und besteht nicht mehr. Was Rehabeam durch Thorheit verlor, konnte er durch Blutvergießen nicht mehr zurückbringen. Wir sehen aber auch, daß der Gott der Wahrheit sein Wort hält, darum suche Jedermann sein Wort kennen zu lernen und ihm nicht zu widerstehen.

III. **Nutzanwendung.** Wer von Gott abweicht, wird zu Schanden werden.

Wer auf menschlichen Rath baut, ohne Gott zu fragen, wird keinen Segen haben.

Gott wird sein Wort halten, und sollten auch Königreiche darüber zu Grunde gehen. Er verhieß durch den Propheten, daß Jerobeam König werden solle, es geschah. Er verhieß Joseph, daß Könige aus ihm kommen werden, es geschah. Nichts blieb unerfüllt, das Gott verhieß oder drohete. Darum fürchte Jedermann Gott und halte seine Gebote.

Die Sünde ist noch immer ein Fluch der Menschen; sie verursacht Trennung, Feindschaft, Blutvergießen und zieht immer das Mißfallen Gottes nach sich.

Ob auch der leibliche Thron Davids gefallen, ob auch sein Reich in Palästina nicht mehr besteht, so haben wir doch seinen Nachfolger auf dem Throne und sein Reich bestehet ewiglich. Ob es auch nicht geographische Grenzen hat, beschützt der König doch sein Volk und ist allen Denen nahe, die ihn fürchten.

Fragen. Was verursachte die Trennung des Reiches? Wie viele Stämme fielen ab? Aus welchem Stamme war Rehabeam? Aus welchem Jerobeam? Was sollen wir ganz besonders lernen aus dieser Lection? (Siehe Nutzanwendung.)

Wortverzeichniß dieser Lection.

Jerobeam. Des Volks Vermehrer. Ein Sohn Nebats, Salomons Knecht. Er regierte über 10 Stämme; richtete falschen Gottesdienst auf und wurde deßhalb bestraft. Seine Hand war einmal verdorret, weil er einen Mann Gottes greifen wollte, wurde ihm aber auf dessen Gebet wieder geheilt.

Rehabeam. Des Volks Ausbreiter. Von ihm fielen die 10 Stämme ab. Er ist ein warnendes Beispiel menschlicher Thorheit.

Peitschen. Ein Bild harter Bedrängniß.

Skorpion. Ein sehr giftiges Thier, sieht einem Krebs ähnlich. Ein Bild von großen Plagen und schwerem Auflagen.

Ahia. Ein Bruder des Herrn. Ein Prophet und Geschichtschreiber zur Zeit Salomons; sonst haben den Namen noch verschiedene geführt.

Silo. Friedsam. Eine Stadt im Stamme Ephraim, eine Meile von Jerusalem. Diese Stadt wurde sehr berühmt durch die heiligen Geschäfte, die dort verrichtet wurden.

Adoram. Starker Mann. War Rentmeister bei Rehabeam. Wurde mit Steinen todt geworfen.

Kleinkinderklasse. Hier ist wieder eine schöne Gelegenheit, den Kleinen den Ungehorsam und dessen schlimme Folgen zu zeigen. Rehabeam achtete nicht auf die Stimme des Wortes Gottes, noch auf die Stimme des Gewissens, noch auf die Stimme erfahrener Männer. Die Folgen waren, daß er flüchten mußte und das Reich verlor.

Ein Ungehorsamer ist ein doppelt unglücklicher Mensch. Innerlich ist er unzufrieden und äußerlich wird er verfolgt. Ein Gehorsamer wird von Gott und Menschen geschätzt und ist glücklich.—Ein Mensch, der das Böse will und ungehorsam ist, sucht gern solche Leute, welche ihm zum Bösen rathen, wie er's gerne hat. Besonders ist das auch bei Kindern der Fall. Strafe und Zurechtweisung haben sie nicht gerne, sondern folgen lieber ihrem Eigensinn. Die Folgen sind, daß die Strafen nachher zehnfach schlimmer sind, als wenn man gehorsam gewesen wäre, selbst wenn es auch etwas unbequem sein sollte.

Bei Rehabeam kann das Sprichwort auch angewandt werden: „Wie du hineinrufst in den Wald, so schallt es dir entgegen bald."

Fragen. Wie hieß Rehabeams Vater? Was verlangte das Volk von Rehabeam? Wen fragte er um Rath? Welchen Räthen gehorchte er? Warum? Welche Antwort gab er dem Volk? Was waren die Folgen? Was soll uns das lehren?

Illustration. Ein Knabe war böse auf einen seiner Mitschüler. Er fragte deßhalb einen andern, verständigen Knaben, wie er sich an jenem Knaben rächen könne. Dieser rieth ihm, die beste Rache sei, wenn er ihm verzeihe. Das gefiel ihm aber nicht und er fragte deßhalb einen andern, sehr ausgelassenen, Mitschüler um Rath. Der sagte ihm, er solle seinem Feinde am Abend auflauern, einen Strick über den Weg spannen und wenn derselbe dann darüber auf die Nase falle, so solle er ihn tüchtig auslachen. Dieses befolgte der erregte Knabe. Er spann den Strick über den Wiesenpfad, und lauerte auf seinen Feind, welcher des Weges kommen sollte. Aber, o weh! Anstatt Jenem, kam gerade sein eigener Vater daher und fiel über den Strick. Was die Folgen waren, fühlte der böse Knabe am folgenden Tage am empfindlichsten auf dem Rücken.

Wandtafel.

erobeams Sünde.

2. Lection für Sonntag den 14. Januar 1877. 1. Kön. 12, 25—33.

Grundgedanke: Abfall von Gott und Hinneigung zum Götzendienst. **Haupttext:** 1. Kön. 14, 16.

I. **Geschichtlicher Zusammenhang.** Jerobeam war Salomons Diener und hatte eine wichtige Stelle unter ihm. Einst begegnete ihm ein Prophet im Felde und benachrichtigte ihn, daß er einst König sein würde über 10 Stämme Israels. Unvorsichtiger Weise oder absichtlich ließ er dieses offenbar werden und Salomon suchte ihn zu tödten. Er floh und kam nach Egypten, wo er beim König ein Unterkommen fand bis Salomon gestorben war. Während dieser Zeit sammelte sich im Geheimen ein Anhang, der Jerobeams Sache vertheidigte und sogleich nach Salomons Tode ihn zurückberief; so finden wir ihn denn auch als Anführer und Wortführer der Aeltesten da sie nach Sichem kamen um Salomons Thronfolger Rehabeam Erleichterung zu erbitten.

Die Antwort des Königs fachte die Empörung an und 10 Stämme trennten sich vom Reich. Juda und Benjamin allein blieben treu. Die übrigen 10 Stämme erwählten Jerobeam als ihren König. Rehabeam suchte nun zu unterhandeln; aber sie steinigten seinen Schatzmeister, den er sandte und tödteten ihn; darauf wollte er mit einer Armee zu Felde ziehen und noch mehr Bruderblut vergießen. Dieses verhinderte aber Gott indem er Rehabeam sagen ließ, inne zu halten, die Sache sei vom Herrn und nicht blos so von Ungefähr.

Rehabeam entließ seine Krieger und hörte auf des Herrn Wort, denn er wußte, daß er in diesem Krieg nicht nur gegen seine Brüder kämpfen würde, sondern auch gegen den Allmächtigen Gott.

In dieser Lection haben wir nun Jerobeams Wirken als König, seine Sünde vor dem Herrn und dem Abfall vom Glauben seiner Väter.

II. **Texterklärung.** Die erste Arbeit des neuen Königs war, sich ein königliches Ansehen und Sicherheit zu verschaffen, darum befestigte er die Städte Sichem und Pnuel. Diese Städte boten ihm großen Vortheil. Sichem lag fest im Gebirge und Pnuel, östlich vom Jordan, beherrschte die Heerstraße nach dem weiteren Osten und Süden, war deßhalb von großer Wichtigkeit.

Das zweite Unternehmen sein Reich zu begründen und das Volk an sich zu fesseln war von großer Tragweite und sehr wichtig. Jerobeam war vorsichtig und mißtrauisch; um eine etwaige Wiedervereinigung mit Juda zu verhüten, suchte er nun die Trennung vollständig zu machen und zwar auf Kosten der Religion ihrer Väter.

V. 26. Jerobeam gedachte in seinem Herzen. 1. Ob auch das Volk politisch getrennt ist, so kommt es doch alljährlich zusammen beim Gottesdienst in Jerusalem, daraus möchte Gefahr entstehen.

2. Um das zu verhüten muß der Gottesdienst verändert werden, damit das Volk einander mehr entfremdet wird und nichts mehr gemein hat.

3. Dieses zu bewerkstelligen muß das Volk geschmeichelt und überlistet werden, damit diese religiöse Umwälzung mit seiner Zustimmung geschehen kann.

V. 28. Und der König hielt einen Rath. Nicht mit Gott wie er hätte thun sollen. Vgl. Jes. 30, 1. Jerobeam war in Egypten, dort lernte er den Gott Apis, d. i. den Stier und dessen Verehrung kennen. Er goß deßhalb zwei Kälber und redete also: „Gegen den Gottesdienst in Jerusalem ist nichts einzuwenden, der ist recht, aber der Weg ist zu weit und zu mühsam." Schmeichle dem Fleisch und es besiegt den Geist. Er gab dem Volk zu verstehen, daß sie sich von den Lasten des Reiches befreit hätten, nun sollten sie auch vom religiösen Joch befreit werden. Im Rath mit seinen Getreuen setzte er die goldenen Kälber auf und sprach: „Siehe das sind deine Götter" u. s. w. Nicht als ob dieselben Gott vorstellen sollten, sondern sie sollten beim Volke im nemlichen Verhältniß stehen, wie die Bundeslade bei den Andern. Er machte zwei und stellete sie auf im Norden und Süden seines Reiches, während er in der Mitte Höhen und Altäre baute. Er verführte das Volk zum Leichtsinn, zur Gleichgültigkeit und zur Abgötterei, in der Absicht sein Reich zu befestigen. Ein Reich dessen Unterthanen Gott nicht fürchten, werden auch keine Furcht vor dem Könige haben. Zerstöre die Religiösität eines Volkes und du zerstörst das Band das Völker und Personen bindet, nemlich das Zutrauen. Jerobeam legte den Grund zu seines Reiches Sturz. V. 30. Denn „das gerieth zur Sünde." Ueber „die Sünde Jerobeams" siehe: 1.

Könige 14, 16; 15, 26. 30. 34; 16, 2. 19. 26. 31; 21, 22; 22, 53 u. a. m.

In allen diesen Handlungen ist zu bemerken, daß Jerobeam nur aus Politik handelte, seine religiösen Neuerungen waren blos um sich das Königreich zu sichern; um Gott oder Gewissen bekümmerte er sich nicht. Er wußte, daß er die Religion nicht ganz verwerfen durfte, deßhalb machte er blos solche Veränderungen die er für rathsam und beim Volk günstig hielt, so thaten nach ihm alle Könige bis zur Auflösung des Reiches.

Jerobeam sündigte schwer gegen Gott; nicht blos indem er Götzendienst einführte, sondern sogar die Kirche dem Staat unterwürfig machte, indem er selbst Priester einsetzte nach seinem Wohlgefallen. Er machte das Volk sündigen, indem er es vom wahren Gottesdienst abwendig machte und es zur Abgötterei verleitete. Jerobeam vergaß die Bedingung die ihm Gott machte, Cap. 11, 38 und machte sich dadurch des Segens verlustig. O wie oft vergessen wir Menschen die Dankbarkeit nachdem wir den Segen haben!

III. **Nutzanwendung.** 1. Jerobeam bauete seine Sicherheit auf seine eigene Vorsicht und Klugheit, damit wurde er zu Schanden. Der Gläubige ruft: „Du Gott bist mein Fels und meine Burg." Ps. 71. Des Christen Glauben richtet sich nach Ps. 127, 1.

2. Wir sollen lernen: nie etwas zu suchen oder zu erringen gegen Gottes Willen, oder auf eine Weise die Gott beleidigt; denn es ruht kein Segen darauf. Der Sünde folgt Strafe.

3. Wer etwas erlangt oder thut gegen Gottes Willen, muß beständig in Furcht leben, denn ein böses Gewissen ist ein Dorn im Kissen.

4. Der Wille Gottes sollte allezeit und in allen Dingen maßgebend sein, dann kann man die Folgen getrost dem Herrn überlassen.

5. In Religionssachen sollten wir sehr behutsam sein, denn die Großen der Welt sind nicht immer gottesfürchtig.

Worterklärung.

(Wörter die hier nicht erklärt sind, siehe nach in der vorigen Lection.)

Ephraim. Fruchtbar. Ein Sohn Josephs; ein Stamm Israels, die Nachkommen Ephraims.

Sichem. Schulter. Eine Stadt, auch Sichar genannt; 35 Meilen nördlich von Jerusalem.

Jerusalem. Diese Stadt ist berühmt durch das ganze Alte Testament.

Pnuel. Angesicht Gottes. Dort rang Jacob mit dem Engel. Eine Stadt östlich vom Jordan.

Beth-El. Gotteshaus. Hieß auch Lutz. Dort sah Jakob die Himmelsleiter, dort wurden 42 Knaben von Bären zerrissen, weil sie den Propheten verspotteten; liegt zwischen Sichem und Jerusalem, 10 Meilen von Letzterem. Bethel war ein wichtiger Punkt in der alttestamentlichen Geschichte und ist lesenswerth.

Dan. Richter. Ein Sohn Jacobs, ein Stamm in Israel. Eine Stadt, früher Lais genannt, und später Cäsarea Philippi; liegt im Norden von Palästina am Jordan und wurde auch von Christus besucht.

Haus der Höhen. So wurden die Altäre der Götzen und deren Tempel genannt; sie waren gewöhnlich auf Bergen und Anhöhen gebaut.

Kleinkinderklasse. In der vorigen Lection sahen wir besonders hervorragen die Sünde des Ungehorsams, heute ist es vornehmlich die Sünde der Undankbarkeit, welche wir an Jerobeam sehen. Gott gab ihm ein Königreich und Jerobeam belohnte die Güte Gottes mit Götzendienst.

Der Lehrer hat hier besonders Gelegenheit aus der persönlichen Erfahrung der Kinder zu zeigen 1) Wie undankbar der Mensch gewöhnlich gegen Gott ist. Was hat Gott nicht auch unseren Kindern Alles gegeben: Nahrung und Kleidung; Heimath und Eltern; Schule und Kirche—alle Gelegenheiten zu zeitlichem und ewigem Wohlergehen. Aber wie wird diese Güte oft mit Ungehorsam und Sünde vergolten! 2) Wie noch viel größer die Verantwortlichkeit und Gottlosigkeit ist, wenn man Andere zur Sünde verleitet. Jerobeam sündigte nicht nur gegen Gott, sondern veranlaßte das ganze Volk zu sündigen. Wie oft verführt ein Knabe den andern, oder ein Mädchen das andere zur Sünde. Doppelt schwer ist solche Sünde. Der Lehrer erkläre und illustrire dies und warne dagegen.

Fragen. Wie hieß der König von dem hier die Rede ist? Wie hieß sein Reich? Welche Sünde beging er? Wie war er also gegen Gott? Was machte seine Sünde doppelt groß? Was sollen wir hieraus lernen?

Illustrationen. Der verlorne Sohn ist ein Bild, welches diese Lection illustrirt. Sein Vater gab ihm sein Gut und er verschwendete es. — Wie Einer den Andern zur Sünde verleitet, dafür bietet die Alltagserfahrung Illustrationen genug. Ein Knabe verführt den andern oft zum Fluchen, Lügen und dgl. Ein Mädchen verleitet das andere zum Hochmuth 2c.

Wandtafel.

ICH BIN DER
Herr, dein Gott;
DU SOLLST
KEINE ANDERN GOETTER
Neben mir haben.
2. Mose 20, 2.

Amri und Ahab.

3. Lection für Sonntag den 21. Januar 1877. 1. Kön. 16, 23—34.

Grundgedanke: Vermehrte Sünde und Abgötterei der Könige Israels. **Haupttext:** 2. Tim. 3, 13.

I. **Geschichtlicher Zusammenhang.** Die Folgen der Sünde Jerobeams blieben nicht aus, die Uebertretung des Fundamentalgesetzes Jehovahs ward mehr und mehr sichtbar in der Geschichte der israelitischen Könige; sie lebten alle bisher in den Sünden ihres Vaters. Von Ella und Simri wissen wir nur ganz wenig; sie lebten in Abgötterei wie Jerobeam that. Ihre Todesart ist angezeigt, und daraus läßt sich schließen, wie das Leben war. Dann folgen Amri und Ahab in unserer Lection. Ob diese Vier sich auch in allen Dingen haßten und einander tödteten? In einer Richtung waren sie sich gleich, sie beteten Alle das goldene Kalb an, d. h. sie waren Götzendiener.

Simri starb betrunken. Nicht blos unvorbereitet muß er dahin, sogar der Verstand ist finster und verdunkelt vom Wein seiner Völlerei.

Amri bestieg den Thron im 31. Jahr des Königs Asa von Juda, d. i. 918 v. Chr., und regierte etwa 12 Jahre, dann folgte Ahab auf den Thron. Die Geschichte der israelitischen Könige bis hierher ist eine traurige. Sünde, Abgötterei, Aufruhr und Empörung mit Blutvergießen kennzeichnet sie. Fast immer starb der König von Verräthers Hand, und der Verräther bestieg den Thron, um geradeso zu sterben. Man möchte fast fragen, warum ging das Volk nicht wieder zu Juda über, lieber als in solchem Druck und Wirren zu leben? Wenn man aber bedenkt, daß Gott das abtrünnige Volk seinen eigenen Lüsten überließ, dann wird auf ein Mal klar, was ein deutscher Dichter sagt:

„Das ist der Fluch der bösen That,
Daß sie nur Böses kann gebären."

Die Drohungen Gottes sind so wahr, als die Verheißungen und gerade dieses soll uns die Geschichte der Könige beweisen.

II. **Texterklärung.** Wenn die Menschen Gott vergessen, ist ihre Ruhe dahin. Drei stolze, herrschsüchtige und ehrgeizige Männer trachten nach der Krone, und Amri kam als Sieger hervor. Er wurde im Lager der Armee gewählt, das Volk wurde nicht gefragt. Die alte Geschichte erzählt viele Begebenheiten, während seiner Regierung, wovon unsere Geschichte schweigt. Die Lection sagt uns:

1. Daß er sich einen Namen machte, indem er einen Berg kaufte und eine Stadt bauete, die er Samaria hieß. Der Kaufpreis war zwei Centner Silber; nach verschiedenen Ansichten von $3000 bis zu $3600, unserer Rechnung. Dieses ist die einzige Stadt, durch Könige gebaut, die anderen bestanden schon seit der Patriarchenzeit.

2. Er erwarb sich den Ruf, ein ärgerer Sünder gewesen zu sein, als alle Könige vor ihm waren. Er ging weiter, als irgend ein König vor ihm, die Sünde und das Laster gesetzlich zu machen, und das Volk zu zwingen, sich an Gott zu versündigen. Vergleiche Micha 6, 16.

Jerobeam verführte das Volk durch sein Exempel, Amri aber durch Gesetze. Hatte Amri einige gute Eigenschaften, so schweigt die Geschichte davon; dem Volke war er ein Fluch und kein Segen. Hat er in der Erbauung Samarias sich einen guten Namen erworben, so zerstörte er ihn wieder durch sein gottloses Leben. Amri starb, nachdem er 12 Jahre, oder ein Theil davon, regiert hatte, und wurde in seiner Stadt begraben.

Ahab, ein Sohn Amris, bestieg nun den Thron. War der Vater arg, so war der Sohn noch ärger; vor ihm war Keiner, und nach ihm auch nicht, der es so schlimm getrieben hat.

Mit Ahab beginnt eine neue Epoche in der Geschichte der Könige und deren Völker. Er war der erste König der es wagte, eine Fremde zur Königin zu machen, indem er Isebel (neumodisch Isabella), des sidonischen Königs, zum Weibe nahm.

Haben seine Vorgänger sich noch manchmal gefürchtet vor Gott, so war es ihm ein Kleines, es noch schlimmer zu machen. Haben die Anderen das zweite Gebot gebrochen, so brach er das erste auch und führte sogar fremde Götter ein. Sein Weib Isebel allein hat mehr Unheil angerichtet in Israel, als Salomons 600 Weiber.

Ahab baute den ersten Altar, für den Abgott Baal, und bestellte Priester für denselben, wohl um seines Weibes willen. (Ihren Charakter siehe 2. Kön. 9, 7.)

Während Ahabs Regierung begab es sich, daß Jericho wieder gebaut wurde. Josua sprach einen Fluch aus, als er die Stadt einnahm. Vgl. Jos. 6, 1. 2. 4. 26. Ob es dem Fluch zum Trotz geschah, oder aus Unwissenheit, ist schwer zu sagen, aber er ging in Erfüllung. Manche Ausleger wollen behaupten, das Volk sei dem Könige gleich gewesen und Alles sei dem Allmächtigen zum Trotz geschehen. Wie dem auch sei, hier steht die Thatsache, daß kein Mensch Gottes Wort verachten kann und bestehen. „Irret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten." Man muß staunen, daß es Gott so lange duldete mit diesen Königen; jedoch zur nemlichen Zeit bedenken, daß das Maß ihrer Sünden noch nicht voll war. Wie ein schweres Gewitter stieg es herauf, und die Wolken des Zornes Gottes sammelten sich langsam; hell leuchteten die Blitze prophetischer Weissagungen dazwischen; aber das Volk war verstockt und verblendet. Hier möchte man sagen: „Sie häuften sich den Zorn auf den Tag des Zornes zusammen." Vgl. Röm. 9, 22.

III. **Nutzanwendung.** Die Lection lehrt uns: 1. Wie gefährlich es ist, gegen Gott zu streiten.

2. Die Sünde hat den Tod zum Lohn. Israels Könige sind Beispiele.

3. Ein Volk, das solche Regenten hat, ist unglücklich.

4. Daß Gott die Sünder bestraft und die Sünde heimsucht; und obschon er oft verzieht, bleibt die Strafe nicht aus.

5. Sollten wir uns prüfen, ob nicht auch noch auf unserem Herzensaltar oft andere Dinge den wahren Gott zu vertreiben suchen; denn dieses ist Abgötterei.

6. Nie thue etwas gegen den ausdrücklichen Befehl Gottes, denn der Herr wird den nicht ungestraft lassen, der sein Wort mißachtet.

Worterklärungen.

(Für Wörter der Lection, hier nicht angegeben, siehe vorige Lection.)

Assa (Arzt oder Heiland), der dritte König über Juda, war sehr fromm.

Amri (Garbensammler) war zuerst Hauptmann, wurde aber dann zum sechsten König über Israel erwählt. Es sind noch drei Andere gemeldet, die diesen Namen trugen.

Thirza (Angenehm), eine Stadt im halben Stamm Manasse.

Samaria (des Herrn Hut) war die Hauptstadt der 10 Stämme. Ihren Namen erhielt sie vom früheren Eigenthümer des Landes, worauf sie gebaut war, Semera oder Schemeron. Viele Propheten weissagten gegen diese Stadt.

Ahab (des Vaters Bruder), ein Sohn Amris, regierte als der siebente König 22 Jahre über Israel.

Isebel (Isabella), ein gottloses Weib, die Tochter des Königs von Sidon.

Baal (ein Herr), ein gemeiner Name der heidnischen Abgötter, der Name des Götzen, den die Sidonier, Phönizier und Samariter anbeteten, wurde auch **Bel** genannt.

Hain, ein kleines Wäldchen, in dessen Schatten die Altäre der Götzen standen.

Hiel (Gott lebt), ein Mann von Bethel, der Jericho wieder baute.

Jericho (Palmenstadt), Stadt im Stamme Benjamin.

Abiram (ein auserlesener Vater), der erste Sohn Hiels, dem der Bau Jericho das Leben kostete.

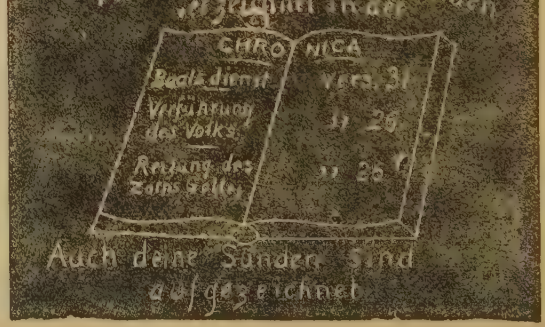
Segub (Erhöht), der Bruder des Obigen, der auch umkam.

Kleinkinderklasse. In dieser Lection werden wir den Kleinen zwei Dinge einzuprägen suchen: 1) Welch ein Segen es für Kinder ist, wenn sie fromme Eltern haben, und wie dankbar und gehorsam sie deßhalb sein sollten. 2) Welch ein großes Unglück es ist, wenn Kinder gottlose Eltern haben, und daß sie nicht nach deren Werken handeln sollten, sondern Gott mehr gehorchen als den Menschen.

Fragen. Welche Könige werden in dieser Lection genannt? Was wird von ihnen Gutes berichtet?—Was Böses? Welche waren die Schlimmsten? Wer war Baal? Wer bauete ihm einen Altar? Was ist Götzendienst? Was ist Gottesdienst? Wer bauete Jericho? Warum starben deßhalb seine beiden Söhne?

Illustration. Ein Mann hatte sich dem Trunk ergeben. Durch sein böses Beispiel wurde sein Sohn ebenfalls verführt, der Sünde der Unmäßigkeit zu fröhnen. Aus dem Trunkenbold wurde auch noch ein Dieb, und derselbe starb arm und verlassen im Zuchthaus, während seine Familie daheim darbte. Er hinterließ zwei Knaben, der eine ging in den Fußstapfen des Vaters und fiel von einer Sünde in die andere. Endlich wurde er des Mordes angeklagt und mußte am Galgen mit dem Leben büßen. Auf dessen Bruder machten die guten Ermahnungen der Mutter einen günstigen, und die Laster des Vaters einen abschreckenden Eindruck; er floh die Wege des Lasters, war fromm und treu, und wurde ein geachteter und wohlhabender Mann.

Wandtafel.



Elias der Thisbiter.

4. Lection für Sonntag den 28. Januar 1877. 1. Kön. 17, 1—16.

Grundgedanke: Gott versorgt die Seinen zur Zeit der Noth. **Haupttext:** Hiob 5, 20.

I. Geschichtlicher Zusammenhang. Die Geschichte des Propheten Elias, die in diesem Capitel ihren Anfang nimmt und in 2. Kön. 2 beschließt, gehört zu den wichtigsten Theilen der heiligen Geschichte, deßhalb wurde dieselbe auch von jeher speziell zum Gegenstande historischer und homiletischer Untersuchungen und Betrachtungen gemacht. Unter den vielen will ich nur Krummacher's „Elias der Thisbiter" nennen. Die Erscheinung des Propheten Elias ist charakteristisch und ihm ähnlich. Bisher verborgen und unbekannt wird er plötzlich „als ein Feuerbrand aus der Hand Jehovas unter das Volk geworfen."

Als Reformator und Lenker öffentlicher Meinung steht er dem Moses gleich. Nicht als Bittender, sondern als Einer der Autorität hat, tritt er vor Fürsten und Gewaltige; er verkündet, daß die Gesetze und Statute, die Moses gab, aber vom Volk und seinen Fürsten mißachtet waren, wieder hergestellt werden müssen. Seine Gemeinschaft mit Moses legt auch das Neue Testament deutlich dar. Vgl. Lucas 9, 28—35. Einen solchen Charakter forderten Zeit und Umstände; die Sünde und Abgötterei hatten ihren Höhepunkt erreicht; der gottloseste unter allen Königen war auf dem Thron und das Land litt unter schwerem Joch. Die Macht der Finsterniß war personifizirt in der Person der Königin Isebel mit ihrer Horde Götzen und Baalspfaffen. Es war nothwendig, daß ein Mann auftrete, der diesen Mächten entgegentreten konnte, furchtlos und treu. Ein solcher Mann war Elias; der Größte, den Israel hervorbrachte. Er tritt auf wie ein zweiter Melchisedek oder Johannes der Täufer in der Wüste. Sein Herkommen ist unbekannt, seine Kleidung und Auftreten das eines Wüstensohnes. Sein Auftreten war ungefähr um das zehnte Jahr der Regierung des Königs Ahab.

II. Texterklärung. Elias der Thisbiter. V. 1. Unter Ahab erreichte der Abfall von Gott seinen Höhepunkt und Israel die Tiefe seines Falles. Dann trat Elias der Prophet auf wie ein brennendes Licht und verkündete die Strafen Gottes. Seinen Namen gab er sich wahrscheinlich selbst: Jehova ist mein Gott! Dieses erklärt auch zugleich sein Werk. Bezüglich seiner Heimath sind die Ansichten verschieden, jedoch scheint deutlich zu sein, daß dieses Thisbe in Galiläa war, Elias aber vielleicht lange oder von Jugend auf in Gilead wohnte.

Er redete zu Ahab: 1) daß der Gott, den er (Ahab) vergaß, der wahre Gott sei. 2) Das er ein lebendiger Gott ist und nicht wie die Götzen von Händen gemacht. 3) Daß er Jehova's Prophet sei. 4) Daß dieser Jehova, obschon Israel jetzt Frieden habe und anscheinend glücklich sei, über das Volk ergrimmet sei und seine Strafen bald kommen würden; und 5) daß, ob er auch nur ein Mensch sei, der dieses verkündet, so hat er doch Autorität, denn es wird geschehen „so wahr der Herr lebt." Ob diese Rede blos das Ende einer längeren Predigt ist, thut nichts zur Sache; sie hat einen vollen und klaren Sinn. Wohl zu bemerken ist, daß der Prophet das Geschick des Volkes in des Königs Hand legt, bezüglich der ersten Plage.

Vers 2—3. Es wird nicht gesagt, wie Ahab die Rede aufnahm, doch er legte nicht Hand an ihn; der Prophet verschwindet eben so plötzlich wieder, wie er auftrat. Der Herr aber gebot ihm, wo er sich aufhalten solle.

Wir haben hier also: 1) daß Gott die Seinen zu beschützen weiß. Gott befahl ihm, sich zu verbergen; dieses gab Gelegenheit zur Vorbereitung für neue Arbeit; und die Lection erklärt, 2) daß Gott die Seinen zu erhalten weiß. Dort am Bach erlebte Elias: a. eine Prüfung seines Glaubens; b. den Sieg einer wohlbestandenen Probe. Dort lernte er noch mehr Selbstverleugnung. Ihm war die Verheißung zu Theil: V. 4. „Raben sollen dich nähren" 2c.; seinen Kindern gibt er später noch größere Verheißungen: „Siehe, ich habe meinen Engeln befohlen" 2c. Vgl. Ps. 91.

Selbst das Geringste muß dem Gläubigen dienstbar werden. Vgl. Hebr. 13, 5.

Vers 7—12. Ein neuer Befehl, damit ist verknüpft die göttliche Fürsorge, die über den Propheten wachte. Zarpath, eine phönizische Stadt. Die Israeliten vertrieben ihn, er muß zu den Heiden. Apstg. 18, 6. Isebel war dort daheim, von dort kam der Götzendienst nach Israel, von dort muß auch der Zerstörer kommen.

Dieses ist die Stadt, die in Luc. 4, 26. Sarepta, heute aber Surafend heißt. So wie am Bache Krith die Raben, so soll hier eine arme Wittwe den Mann Gottes nähren. Arm leuchtet daraus hervor, weil sie Holz sammelte, und auch aus ihrer Erklärung. Ihr Charakter mag folgender Weise zu schildern sein: Sie war: 1) arm; nur noch eine Hand voll Mehl; 2) demüthig und fleißig; sie sammelte Holz, um dann selbst zu backen; 3) freigebig; sie that nach des Propheten Geheiß, ohne Widerrede; 4) vertrauensvoll; es war eine Prüfung ihres Glaubens, und hieraus läßt sich schließen, daß sie keine Götzendienerin war. Wo sie den wahren Gott kennen lernte, ist nicht gesagt, aber sie kannte ihn.

Vers 16. Wohl nie zuvor brachte, so wenig Samen, eine so reiche Ernte. Wahrlich: „Geben ist seliger, als Nehmen." Euer Lohn ist groß.

Da Abraham seinen einzigen Sohn opfern sollte, hatte er auch schon die Verheißung einer großen Nachkommenschaft.

Die Geschichte ist ein Beweis, daß unser Gott: a) helfen kann; b) ein Erlöser ist und sogar vom Tode erretten kann. Der nemliche Gott lebt noch. Hier ist ein Wunder Gottes: Das Mehl wurde nicht all 2c. Im Neuen Testament ist eine Fortsetzung mit der Speisung der 5000.

Auch uns ist Gott nahe, so wir glauben können; er hat verheißen, mit den Seinen zu sein, und er hält es: Tausende von Zeugen beweisen es.

III. Nutzanwendung. Im Betragen des Propheten sollten wir lernen: Wie wir uns zu verhalten haben, der Sünde gegenüber.

Auch ferner: Wie er seinem Gott die Ehre gab und ihn vertheidigte, wo Gelegenheit sich darbot, so sollten wir uns nie schämen, für unseren Heiland aufzutreten, auch mitten in der bösen Schar.

So wie ihm Alles daran gelegen war, Gott zu verherrlichen, so war er auch nie blöde, den Sünder zu bestrafen.

Sein Gehorsam sollte uns ein leuchtendes Beispiel sein.

Sein Gottvertrauen ein Muster; sein Eifer ein Antrieb, und seine Erhaltung ein Beweis der Macht und Liebe Gottes.

Von jener Wittwe sollten wir lernen: Wer dem Bedürftigen gibt, der leihet dem Herrn. Jeder Trunk Wasser soll belohnt werden, so er in des Herrn Namen gereicht wird.

Lerne auch, daß Gott nicht immer die Hohen und Reichen auserseht zu seinen Würdenträgern. Wittwen sollen seine Hülfe preisen.

Worterklärung.

Elias (Jehova ist mein Herr), aus dem Stamme Gad, ein mächtiger Prophet.

Thisbiter von Thisbe (Angenehm), eine Stadt, deren Lage wahrscheinlich in Galiläa war.

Gilead (Zeugnißhaufe) ein Gebirge in Galiläa, jenseits des Jordans.

Krith oder Crith, ein Bach, dem Jordan gegenüber, im Stamme Sebulon.

Jordan Palästinas größter Fluß.

Zarpath—Sarepta—(Fruchtbar, Schmelzhütte), eine alte Stadt.

Zidon—Sidon—(von Harz), eine Handelsstadt am Meere, 14 Meilen von Tyrus.

Kad (ein Wasserkrug), ein Maß, z. B. Wein, Oel oder Wasser. Cad. [Mag hier ein Faß oder anderes Gefäß bedeuten.]

Kleinkinderklasse. Die Geschichte hier ist so klar und lehrreich, daß es kaum einer Einleitung für den Lehrer bedarf. Das lebhafte Erzählen der Geschichte ist die Hauptsache bei den Kleinen. An Stoff fehlt's nicht; das plötzliche Auftreten des furchtlosen Elias; seine gewaltige Warnungsstimme an

den König; sein plötzliches Verschwinden; seine Verforgung und die Versorgung der Wittwe.

Bei Elias lernen wir, daß der, welcher auf Gott vertraut und muthig die Wahrheit vertheidigt, sich nicht zu fürchten braucht, denn der Herr ist mit ihm. Bei der Wittwe lernen wir, daß der, welcher in frommer Wohlthätigkeit lebt, auch in der bittersten Noth vom Herrn versorgt wird. Hiernach mache man Anwendungen auf die Schüler je nach ihrer Fassungskraft und ihren Verhältnissen.

Fragen. Wie hieß dieser Mann Gottes? Warum heißt er auch Thisbiter? Wem predigte er? Was predigte er? Wer versorgte ihn am Krith? Wer zu Zarpath? Was gefällt euch besonders an Elias? Was an der Wittwe? Was war der Lohn der Wittwe? Was können wir von Beiden lernen?

Illustrationen. Das kühne Auftreten Elias: Dazu liefern besonders Paulus, Luther u. a. Beispiele, wie sie vor Fürsten, Königen, Kaisern 2c. Gott und sein Wort vertheidigten.—Gott versorgt in der Noth: Als der fromme Reformator Brenz vor seinen Feinden flüchten mußte und sich im Heu versteckt hielt, kam jeden Tag eine Henne in seine Nähe und legte ein Ei, und ging wieder fort, ohne zu gackern. Dieses erhielt dem Manne Gottes sein Leben.—Aehnliche Geschichten sind so zahlreich, daß es kaum nöthig ist, noch mehrere hier anzuführen.

Wandtafel.

ER WIRD KEIN

GUTES MANGELN LASSEN

DEN

Frommen.

Hinterstübchen.

Glückliches Neujahr im Hinterstübchen!

Berichtigung: In dem Weihnachtslied in der December-Nummer des Magazins hat sich ein Fehler eingeschlichen: Die zweite Note im Sopran, über dem Worte „Nacht" sollte G statt A sein.

Geschichte der Buchanstalt. Indem die Bilder zu dieser Geschichte noch nicht alle bereit waren und auch wegen Mangels an Raum in der Neujahrsnummer wird diese Geschichte erst im Februar anfangen.

Unterschreiberzahl. Aus dem offiziellen Bericht der Publikationsbehörde können die Leser ersehen, daß das Magazin etwa 7525 Unterschreiber hat. Dieses wäre also ein Reingewinn von 625 gegen letztes Jahr. Gar nicht so übel für die schlechten Zeiten.

Vaterunser. Bruder M. Jauchs kleines Vaterunser, welches nur 20 Cts. kostet, macht ein ausgezeichnetes Weihnachtsgeschenk für Sonntagschulen.

An die Sonntagschulfreunde! Ein neues Arbeitsjahr in der Sonntagschule ist nun wieder vor der Thür. Wie wichtig ist unser Amt und groß unsere Aufgabe! Kommt uns beim Rückblick auf das verflossene Jahr Manches vor das Auge, was wir hätten besser machen sollen, so nehmen wir aber doch auch Manches wahr, wo der Same, welcher in Schwachheit gesäet wurde, zur Frucht gediehen ist. Für dieses danken wir Gott, und fürs erste bitten wir ihn um Verzeihung. Mit neuem Gottvertrauen, mit neuem Muth und Eifer gehen wir an die Arbeit eines neuen Jahres. Es geht für Gott und unsterbliche Seelen. Liebe Lehrer und Schüler! Es ist ein schönes und großes Arbeitsfeld in der Sonntagschule. Wir wollen es mit Gottes Hülfe bauen. Es knospet und blüht schon überall, auch manche schöne Frucht ist schon gediehen, aber die Haupternte kommt erst. Der Sonntagschulsache steht eine herrlichere Zukunft bevor, als kaum einer andern Institution auf Erden. Wer da zurück bleibt, versäumt nicht nur seine Pflicht, sondern viele Freuden und Genüsse. Es ist gewiß sein eigener Nachtheil.

Die Sonntagschulfreunde bitten wir, auch des Magazins im neuen Jahre zu gedenken: Betet für den Editor und schreibt und arbeitet fürs Magazin.

Das Januarheft. Die mit diesem Heft anfangende Erzählung „Bilibild" ist äußerst spannend und lehrreich. Das erste Capitel ist mehr beschreibend und einleitend. Nach unserer Meinung übertrifft sie alle andern Erzählungen, die noch im Magazin waren. Bischof Dubs' „Reiseskizzen" sind äußerst interessant. In der nächsten Correspondenz schildert der Bischof eine Zusammenkunft mit Herrn Samro Takaki, Kaiserl. Japanesischer Consul, in San Francisco, Cal. Auf „Christbaum und Waldeinsamkeit" meinen wir besonders hinweisen zu müssen. Wir erinnern uns kaum je etwas Anziehenderes gelesen zu haben. Ein außerordentlich schönes Musikstück begleitet diese Nummer. Musikliebhabern wird dieses einen besonderen Genuß bieten.

Gutenberg. (Siehe Titelbild.) Nach allgemeiner Annahme wurde Gutenberg 1397 geboren. Der erste Theil seines Lebens ist in Dunkel gehüllt. Es ist urkundlich nachgewiesen, daß er 1434 in Straßburg lebte und führte einen Prozeß mit mehreren Bürgern, welchen er sich zu gemeinsamen Unternehmungen contraktlich verbunden hatte. Einzelne Zeugenaussagen deuten auf die Herstellung eines Druckapparates mit beweglichen Lettern hin. Zu Anfang der vierziger Jahre kehrte Gutenberg nach Mainz zurück, sich, wie in Straßburg, mit vermögenden Männern zum Zwecke der Ausführung seiner Ideen verbindend. Die 1450 in Mainz gedruckte Bibel bezeichnet das Jahr, in welchem die Verdrängung der geschriebenen Bücher durch gedruckte begann. Nachdem er drei Jahre vorher geadelt war, starb Gutenberg 1467. An verschiedenen Plätzen sind ihm prächtige Standbilder errichtet. Das Titelbild dieses Heftes zeigt die prächtige Statue Gutenbergs auf dem Gutenbergplatze in Straßburg. Gutenberg hat wohl die größte aller Erfindungen, die Buchdruckerkunst, angeregt, und sein Name bleibt im Andenken, so lange die Welt steht.

Ortsvorsteher zeichnen sich gewöhnlich durch Wohlstand, selten durch eine gewandte Feder aus, wie aus folgenden Berichten hervorgeht:

Ein Ortsvorsteher wollte der Behörde eine Mordthat melden und schrieb: Herr Landrath! Sie haben mir in der Nacht vom 13. auf den 14. April meinen Nachtwächter todtgeschlagen u. s. w. Der Landrath lachte und antwortete: „Das ist eine ebenso schwere, als ungerechte Beschuldigung, lieber Herr N., die Sie da gegen mich erheben. Zum Glück kann ich durch viele Zeugen beweisen, daß ich in der Unglücksnacht die Stadt nicht verlassen, sondern den Geburtstag eines Freundes gefeiert habe."

Ein Anderer sollte über den Zustand eines Invaliden berichten und schrieb: „Der Michel Mal hat zwei Schüsse erhalten, einen in die linke Seite, den andern bei Mars-la-Tour. Vermögen besitzt er außer einigen Schulden gar keins!"

Manche ungewaschene Maulhelden, welche der Meinung sind, sich mit einem Prediger irgend etwas erlauben zu dürfen, werden doch mitunter recht derb angeführt, wie das folgende Stückchen beweist. Ein Geck fragte einst den Rev. L. Haynes in Vermont, wie alt wohl der Teufel sei? „Sie müssen mich nicht mit ihren Familienangelegenheiten behelligen," war die schnelle Antwort.

Dies erinnert uns an den alten Hofprediger Schubert. Als derselbe nemlich einst von zwei jungen Hofbeamten, an welchen er zu Pferde vorbei kam, gefragt wurde, warum er zu Pferde reite und nicht, wie unser Heiland, auf einen Esel? antwortete er: „Der König hat eben die Esel alle in seinen Dienst genommen."

Ein Prediger, welcher die Gewohnheit hatte, sehr lange zu predigen, fragte einen Amtscollegen, wie ihm denn seine Predigt gefallen habe? „O, recht gut, war die Antwort, „nur hättest Du in der Mitte anfangen und eine Stunde vor dem Schluß Amen sagen sollen."

Die Jenaische Zeitung nannte kürzlich Gelehrsamkeit eine Banknote, welche nur da gebraucht werden kann, wo sie gilt, also mit anderen Worten: Gelehrsamkeit ist keine gute, sondern eine wilde Banknote! — Nicht uninteressant ist es, wenn man mit obiger Erklärung einen Ausspruch von Lessing zusammenhält. Letzterer sagt: Der aus Büchern erworbene Reichthum fremder Erfahrung heißt Gelehrsamkeit, eigene Erfahrung ist Weisheit,— das kleinste Capital von dieser ist mehr werth, als Millionen von jener!

Die Macht der Einbildungskraft. Zum Beweise, welch wunderbaren Einfluß die Einbildungskraft auf Geist und Körper auszuüben vermag, mag folgendes Geschichtchen dienen, das sich in Dublin zugetragen haben soll. Ein Professor, dessen spezielle Passion die Ventilation war, übernachtete mit einem Freunde in einem Hotel. Wie gewöhnlich fand er die Luft im Zimmer drückend und bat seinen Stubengenossen, ein Fenster zu öffnen.

„Es läßt sich nicht öffnen," sagte dieser, nachdem er mehrmals versucht hatte, den Flügel aufzustoßen.

„So schlagen Sie eine Scheibe ein," gebot der Professor. — Dies geschah; da ihm aber durch die gemachte Oeffnung noch nicht genug frische Luft ins Zimmer gelangt schien, so stand der Professor selbst auf, schlug eine zweite Scheibe ein und entschlief bald darauf in aller Behaglichkeit, denn nun glaubte er frei zu athmen. Am andern Morgen stellte es sich heraus, daß das Zerbrechen der Scheiben und ihr Ersatz an den Wirth Wirklichkeiten waren, die dadurch erlangte frische Luft aber auf Einbildung beruht hatte, denn die Scheiben hatten sich nicht in einem Fenster, sondern in einem Glasschranke befunden.

Ein ernsteres Beispiel von der Gewalt der Einbildungskraft ist folgendes:

Julius Cäsar belagerte einst eine Stadt, die unerwartet heftigen Widerstand leistete; seine Aufforderungen, sich zu ergeben, blieben, vornehmlich durch die Thätigkeit zweier Patrioten der Stadt, erfolglos. Erbittert hierüber drohte der Feldherr, diese beiden Senatoren nach der Eroberung der Stadt kreuzigen zu lassen. Die Stadt fiel. Der jüngere der beiden Rathsherren begab sich sofort ins römische Lager, wo er sich um Gnade bittend vor Cäsar niederwarf, der ihm und seinem Freunde verzieh. Der Begnadigte eilte zurück, seinem Freunde die frohe Nachricht zu bringen, findet diesen aber auf seinem Lager mit dem Tode ringend. „Sei getrost, er hat auch Dir verziehen," ruft er dem Freunde zu, dieser aber erwidert kalt: „Es ist zu spät, ich habe Gift." Entsetzt eilt der Freund nun zum Arzte. „Es hat keine Gefahr," versetzt dieser lächelnd; „ich rechnete auf Cäsars Großmuth und habe ihm statt Gift einen unschuldigen Trank gereicht. Sie finden den Senator jedoch röchelnd und in Krämpfen." „Du wirst nicht sterben," ruft der Arzt ihm zu, „denn was ich Dir reichte, ist unschädlich, die sichere Erwartung des Todes hätte Dir jedoch den Tod gebracht." Mit diesen Worten nahm der Arzt ruhig die noch vorhandene Hälfte des Trankes zu sich und reichte dem Senator die Hand, der sich nun rasch wieder erholte.

Ein Mißverständniß. Im Jahre 1815 hatte der österreichische Kaiser Franz I. in Heidelberg sein Hauptquartier. Als er die Ruinen des Schlosses gesehen und über den herrlichen Bau sein Wohlgefallen äußerte, bemerkte er: das ist ein schönes ehrwürdiges Schloß; ich werde es abreißen lassen und nach Wien senden. — Wie ein Lauffeuer verbreitete sich nun in dem guten Heidelberg die Nachricht, „der Kaiser wolle das Schloß abreißen lassen." Der Gemeinderath versammelte sich, verfügte sich zu seiner Majestät und frug an, ob das Gerücht wahr sei, daß er die ehrwürdige Ruine abreißen lassen wolle, worauf der Kaiser erwiderte: Ja, sie hätte ihm so ausnehmend gefallen, daß er sie wirklich abreißen lassen wolle. Man machte nun dem Kaiser unterthänigste Vorstellungen und bat um Schonung dieses ehrwürdigen Fürstenbaues, bis Franz endlich ausrief: „Verstehen's denn nicht, bei uns nennt man abzeichnen — abreißen!" worauf Kaiser und Deputation in Heiterkeit ausbrachen.

Der Dichter und Reisende Adelbert von Chamisso hatte auf einer großen Baidake eine kleine Reise in das Innere von Unalaschka gemacht, auf welcher aleutische Mädchen seine Ruderer waren. Als sie landeten und ihr Bivouak einrichteten, bemerkte er, daß seine Mütze zerrissen war. Die Gelegenheit wahrnehmend, dem Schaden abzuhelfen, steckte er drei Nähnadeln in die Mütze, reichte sie dem ihm zunächst ruhenden Mädchen und machte sie auf Das, was er von ihr wünschte, aufmerksam. Drei Nähnadeln! Einen solchen Schatz umsonst! Da leuchtete gar wundersam ein unaussprechliches Glück aus ihren Augen. Alle Mädchen kamen herbei, die Nadeln zu bewundern, der Glücklichen Glück zu wünschen, und Manche schien mit Wehmuth der eigenen Armuth zu gedenken. — Da beschenkte er sie denn Alle und gab Jeder drei Nadeln. — In Illiuliuk angekommen, überreichte man ihm das Gegengeschenk der dankbaren Mädchen. Es war ein Knäuel Thierflechsenzwirn von ihrer Arbeit. „Dieses Geschenk," sagte Chamisso später, „das ich von ihnen besitze und in Ehren halte, hat mich mehr gerührt, als Gunstbezeugungen von Königen thun könnten."

Genaue Höhenmessung. Professor: „Erlauben Sie, meine Herren, daß ich Ihnen die ungeheure Höhe des Chimborasso, von der Sie sich sonst eine Vorstellung nicht machen können, durch ein Bild veranschauliche. Denken Sie einmal, es krähe am Fuß dieses Berges ein Hahn und selbiger werde hierauf sofort geschlachtet, gerupft, gebraten und servirt. In diesem Falle wird genau 4,5 Minuten nach Verzehrung des Thieres das Kikeriki desselben auf der Spitze des Chimborasso hörbar."

Seltsame Verwandtschaft. Ein Engländer, Herr Harwood, hat zwei Töchter von seiner ersten Frau. Die Aelteste verheirathete sich an John Coschick. Dieser nemliche Coschick hat eine Tochter von seiner ersten Frau, die der alte Harwood heirathete, und welche ihm einen Sohn gebar. Die zweite Frau von John Coschick kann also mit Recht sagen: mein Vater ist mein Sohn, und ich bin die Mutter meiner Mutter, meine Schwester ist meine Tochter, und ich bin die Großmutter meines Bruders.

Ein Arbeiter ließ sich eines Tages wahrsagen. Als dies geschehen war, forderte der Wahrsager seine Bezahlung dafür. Der Arbeiter schien erstaunt und sagte: „Wie, Ihr wollt das Vergangene, Gegenwärtige und Zukünftige wissen, und wißt nicht einmal, daß ich kein Geld bei mir habe?"

Silbenräthsel.

Hart ist die Erste, doch nicht immer,
Sie kann auch weich und schiefrig sein,
Sie füget erst den rechten Schimmer
Der stolzen Fürstenkrone ein.

Die Zweite liegt am Moselstrande
Und zeichnet manches Edeln Grab.
Nun knüpft mit ihr die alten Lande,
Der Sieger, dem sie sich ergab.

Das Ganze ist ein alter Degen,
Ein Held, der manchen Sieg gewann,
Und Einer, der für Sturm und Regen
Uns sichere Häuser bauen kann.

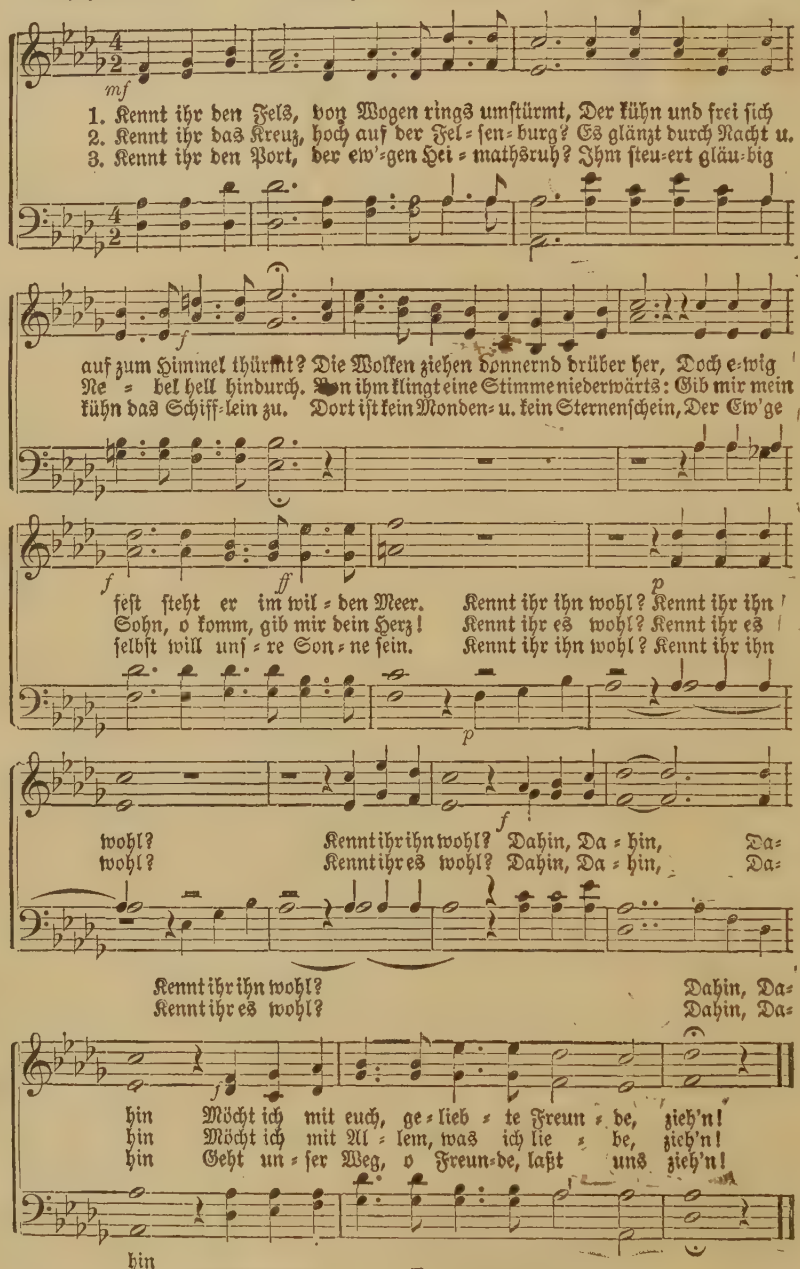
Auflösung des Räthsels im Decemberheft.

Schlaf — falsch.

Nicht zu langsam.

Dahin! Dahin!

J. M. Biermann.


mf
1. Kennt ihr den Fels, von Wogen rings umstürmt, Der kühn und frei sich
2. Kennt ihr das Kreuz, hoch auf der Fel=sen=burg? Es glänzt durch Nacht u.
3. Kennt ihr den Port, der ew'=gen Hei=mathsruh? Ihm steu=ert gläu=big
f
auf zum Himmel thürmt? Die Wolken ziehen donnernd drüber her, Doch e=wig
Ne=bel hell hindurch. Von ihm klingt eine Stimme niederwärts: Gib mir mein
kühn das Schiff=lein zu. Dort ist kein Monden= u. kein Sternenschein, Der Ew'ge
f
ff
p
fest steht er im wil=den Meer. Kennt ihr ihn wohl? Kennt ihr ihn
Sohn, o komm, gib mir dein Herz! Kennt ihr es wohl? Kennt ihr es
selbst will uns=re Son=ne sein. Kennt ihr ihn wohl? Kennt ihr ihn
p
f
wohl? Kennt ihr ihn wohl? Dahin, Da=hin, Da=
wohl? Kennt ihr es wohl? Dahin, Da=hin, Da=
Kennt ihr ihn wohl? Dahin, Da=
Kennt ihr es wohl? Dahin, Da=
f
hin Möcht ich mit euch, ge=lieb=te Freun=de, zieh'n!
hin Möcht ich mit Al=lem, was ich lie=be, zieh'n!
hin Geht un=ser Weg, o Freun=de, laßt uns zieh'n!
hin

Copyrighted, 1876, by W. F. SCHNEIDER, Cleveland, O.

Der kleine Künstler.

Sitz' still Mariechen, rühr dich nicht,
Jetzt fängt es an zu drucken;
Wenn dich auch eine Fliege sticht
Darfst du durchaus nicht jucken.

Bewegst du dich, dann gibt's zuletzt
Ein Bild mit doppeltem Gesicht,
Und gleich heißt's (s' wird ja viel geschwätzt);
„Der Künstler versteht seine Sache nicht."

Das Evangelische Magazin.

Band 9. **Februar 1877.** **Nr. 2.**

Willkommen.

Ich weiß ein Wort, von Sonnenglanz
Durchleuchtet und durchdrungen,
Ein Wort, das wie von Rosen ganz
Umduftet und umschlungen.
Ein sonnig Wort, ein wonnig Wort,
Heil ihm, der es vernommen,
Und dem da tönet fort und fort
Von theurem Mund: Willkommen!

O Zauberwort! Wie mahnt dein Klang
An alles Frische, Süße,
An Lenz, an Freude, an Gesang,
An Kind- und Freundesgrüße.
Melodisch wirst du zum Gedicht
Vom Ohr der Lieb vernommen,
Zum Festgedicht, wenn Liebe spricht
Das Freudenwort: Willkommen!

O du bist, wie die Nachtigall,
Daheim in deutschen Auen,
Du bist der Liebe Wonneschall,
Voll Anmuth und Vertrauen.
Sei aller Herzen Losungswort
Du Friedensgruß der Frommen,
Ruf allem Edlen fort und fort
Im Erdenthal: Willkommen!

Bilihild.

(Erzählung von G. Flammberg.)

Zweites Capitel.

Gisilhar vom Bogen.

Aber der Fürst des Königreichs in Persenland hat mir widerstanden, und siehe, Michael, der vornehmsten Fürsten einer, kam mir zu Hülfe. Dan. 10, 13.

Der Abtbischof David in Wirzburg — —, aber was heißt das: „Abtbischof?“ — Wir haben den Leser in eine fremde, unbekannte Welt eingeführt, und müssen, ehe wir in unserer Erzählung fortfahren, ihn erst einigermaßen orientiren.

Abt, Abbas, d. h. „Vater,“ wurde Kolman in Höchheim, wurde David in Wirzburg, und vor ihm Killean genannt, als Vorsteher einer, aus zwölf Brüdern und ihren Familien bestehenden Missionsgemeinde, welche unter Leitung eines solchen Abbas aus Irland ausgezogen war nach Deutschland, um die damals noch heidnischen Deutschen zu bekehren. Bischof aber hieß derselbe David als Seelsorger der Gemeinde der neubekehrten Deutschen, die sich um ihn sammelte. An Aebte, im römisch-katholischen Sinne, hat man bei jenen alten Iren und Schotten nicht zu denken. Nach Großbritannien war die Kunde des Evangeliums schon im dritten Jahrhundert, in der Zeit der Christenverfolgungen vor Constantin, gekommen; eine Kirche hatte sich gebildet, welche durch zwei auserwählte Gottesmänner, Ninian (um 400) und Patrik (um 430) mit hoher Erkenntniß und Zeugenmuth erfüllt und in den alt-christlichen Einrichtungen erhalten wurde, und deren unermüdlichem Missionseifer das deutsche Volk recht eigentlich seine Bekehrung aus dem Heidenthum zum Christenthum verdankt.

Eine solche Missionsstation nun wurde „Cönobium“ (wörtlich: „gemeinsamer Haushalt“) genannt. Wir besitzen in alten Geschichtsquellen noch genaue Beschreibungen gar vieler solcher irischer Missionsdörfer oder „Cönobien.“ Den Mittelpunkt bildete die Kirche, „Oratorium“ genannt. Wie ein solches Oratorium aussah, wissen wir ganz genau, da in Irland und Schottland einige derselben (in Devenish, in Clondolkain bei Dublin, auf den Flannarinseln und an anderen Orten) sich bis auf den heutigen Tag erhalten haben. Ein solches Kirchlein bestand aus einer kreisrunden massiven Mauer von mäßiger Höhe, über welcher eine hohe steinerne Kuppel sich wölbte. In einer kleinen, ebenfalls kreisrunden Nische stand der schmucklose Altar, der Tisch des Herrn. Oben über der Kuppel hing das Glöckchen, dessen Geläute zum Gottesdienste rief. Da die „Brüder“ mit der Verkündigung des Evangeliums ihre Frauen mit dem Unterricht von Heidenkindern neben der Erziehung der eigenen vollauf beschäftigt waren, so wäre es ungeschickt gewesen, wenn jede der Frauen ihren besonderen Haushalt hätte führen müssen; daher wurde das sehr einfache, nur selten aus zahmem Fleisch, meist aus Vegetabilien, Fischen oder Wild bestehende Mahl für Alle gemeinsam bereitet und in dem Speisesaal oder Refektorium gemeinsam verzehrt. Unter der Zwölf-

zahl der Brüder waren gewöhnlich einige nicht-ordinirte, welche als dienende Brüder mit Hülfe der heranwachsenden Jünglinge oder neubekehrter Heiden den Acker zu bestellen, den Fischfang und die Jagd zu betreiben, Bau- und Brennholz zu fällen, und die Heerde zu weiden hatten. Daß jeder der „Brüder" mit den Seinen seine eigene, aus behauenen Stämmen gezimmerte, mit Stroh gedeckte Hütte bewohnte, ist schon erwähnt. Das ganze Missionsdorf wurde gern auf einer Insel eines Sees oder Flusses angelegt zur Sicherung vor plötzlichen Ueberfällen wilder, feindseliger Heiden. Wo dies nicht möglich war, wurde es wenigstens mit einer schützenden Mauer umgeben. In dem Maße aber, als die Bekehrung der Heiden Fortschritte machte, siedelten sich die Gläubiggewordenen im Umkreise des Cönobiums an; über je eine Anzahl von ihnen setzte der Bischof einen Vorsteher, „Präpositus;" die ursprüngliche Zwölfzahl der Brüder reichte dann nicht mehr aus; aus den Bekehrten wurden begabte Jünglinge für den Dienst des Herrn erzogen und zu „Presbytern" ordinirt, um die vorhandenen Geistlichen theils in der Seelsorge der heranwachsenden Gemeinde zu unterstützen oder zu ersetzen, theils unter einzelnen von ihnen zur Gründung neuer Cönobien ausgesandt zu werden. Oft wuchsen solche Cönobien zu großen Ortschaften, ja Städten heran; so danken Würzburg, Hammelburg, Arnstadt, so St. Gallen, Glarus, Weißenburg a. d. L., Hornbach und Andere ihre Entstehung—Salzburg und Straßburg wenigstens ihren Fortbestand jenen irischen „Männern Gottes." — Der Gottesdienst aber wurde, und zwar in altchristlicher Einfachheit, ohne eine besondere Priesterkleidung, ohne Heiligenanrufung und Bilderverehrung, immer in der Landessprache des in der Bekehrung begriffenen Volkes gehalten, und die Kenntniß der heiligen Schrift nach allen Kräften verbreitet. Mit der Missionsthätigkeit hing es zusammen, daß sie auch ihre eigenen Kinder, ebenso wie die von den Heiden ihnen zur Erziehung übergebenen, erst nach empfangenem christlichem Unterrichte tauften.

So hatte denn auch Bilihild als Schülerin ihr siebzehntes Lebensjahr vollendet, als der Ostermorgen des Jahres 703 der 8. April anbrach, welcher zum Tag ihrer Taufe bestimmt war. Aber schon am Vorabend des Festes, als der Bischof David die Täuflinge um sich versammelte, um mit innigen Worten ihnen die Wichtigkeit des bevorstehenden Schrittes ans Herz und Gewissen zu legen, hatte seine Stimme in auffallender Weise gebebt, und er hatte seine Ansprache geschlossen mit dem Worte: „So lasset nun ihr an eurem Theile es an ernster Prüfung euer selbst und an demüthigem Flehen um den Gnadenbeistand des heil. Geistes nicht fehlen, auf daß der Herr euch wohlbereitet finden möge, wenn es in seinem unerforschlichen Rathe ihm gefallen sollte, uns unser Vorhaben hinausführen zu lassen. Sein Wille geschehe!"

Die Mehrzahl der Täuflinge wußte sich dieses „Wenn" nicht zu deuten. Was sollte denn die Hinausführung des Vorhabens noch zu verhindern im Stande sein? Nur einer der Täuflinge verstand die Gedanken des Bischofes; es war ein zum Christenthum bekehrter junger Dienstmann aus der Gefolgschaft des Herzogs, Haimerich mit Namen. Er selbst war es, der dem Bischofe die Kunde ins Ohr geflüstert hatte, die diesen mit solchem Bangen erfüllte. „Mit dem Herzog ist etwas vorgefallen; sie flüstern droben in der Burg, er liege besinnungslos in der Kammer. Nanna, die Geismagd, hat erzählt, sie habe, da sie die Milch zum Abendbrod in die Halle tragen wollte, die Herzogin plötzlich vom Webstuhl aufspringen sehen und einem Waffenknechte nach in die Kammer eilen. Sicher und gewiß ist, daß Frau Geila kurz darnach den Pilung hat heißen nach ihrem Sohne, dem Herrn Hedan, reiten, der auf der Eberjagd im Pleichfelde ist, daß der heimkommen solle. Mich aber sah sie, da ich an der Halle vorüberging und sie gerade unter die Thür trat, mit einem fürchterlichen Blicke an. Und unser Bruder, Herr Gisilhar, trug mir auf, euch zu sagen, er werde heut noch den Berg herabkommen und mit euch reden."

Was der Gefolgsmann gemeldet, hatte seine volle Richtigkeit. Herzog Gozbert war, als er in der Kammer eben seine Rüstung aus Büffelfell ablegen wollte, plötzlich von einem Schlagflusse befallen zu Boden gestürzt; sein erschrockener Waffenknecht hatte die Herzogin, die am Webstuhl in der Halle saß, hereingerufen; sie brachten den Herzog auf sein Lager; die rechte Seite war gelähmt, die Sprache dahin. Vergeblich versuchte er den Wunsch zu lallen, daß man den Bischof herbeirufe, damit dieser über ihn bete; Geila errieth zwar recht wohl die Meinung des Kranken, aber anstatt nach dem Bischof zu schicken, schickte sie nach dem Priester des Gottes Phol, der in dem nahen Walde seine Behausung und sein Heiligthum hatte. Der Bischof, sobald er die Täuflinge entlassen, machte sich ungerufen auf den Weg, nach dem Herzog zu sehen; als er oben an dem Gatter der Burg anlangte, kam von der andern Seite der Priester mit einem Büschel geweihter Kräuter, und mit ihm Hezzilo, der Priester Wuotans, nebst einem Knaben, der einen Bock als Opferthier führte. Den Götzenpriestern öffnete sich die Pforte; der Bischof ward mit barschen Worten weggewiesen: der Herzog schlafe und Niemand dürfe ihn stören.

Schweren Herzens stieg der Greis den Berg wieder hinab und versammelte die Brüder zum Gebet. Sie lagen auf den Knieen im Oratorium und waren in ihr Gebet so versunken, daß sie den leisen Eintritt eines jungen Mannes nicht bemerkten. Es war ein stattlicher, prächtiger Recke, breit und hoch, das ehrliche Gesicht mit den blauen Augen von dunkelblonden Locken umwallt. Die gewölbte Brust war in den Panzer von gestepptem Büffelfell gehüllt, Schienen von hartem Leder umgaben die schlanken, kräftigen Beine; an die Stiefel waren lange bronzene Sporen befestigt; schräg über den Leibrock hing ihm in hölzerner Scheide ein schweres eisernes Schwert. Den Helm von Büffelfell, den drei Reiherfedern zierten, hielt er in der Rechten. Leise war er eingetreten; still kniete er nieder und betete im Herzen die Worte des Bischofs mit. Erst als er in das gemeinsame „Amen" der Brüder auch sein „Amen" dröhnen ließ, wurden jene seine Gegenwart inne, und eifrig, fast hastig wandte der Bischof sich ihm zu, nahm ihn bei der Hand und fragte: „Gisilhar, was bringst du?"

„Nichts Gutes," antwortete der junge Recke. „Daß der fromme Herzog vom Schlage gerührt ward, weißt du bereits aus Haimerichs Munde, und die Götzenpriester, welche Frau Geila hat rufen lassen, hast du mit eigenen Augen gesehen. Auch ich sah sie von meinem Gastgemache aus, wie sie in den Hof traten beim Scheine der Kienfackeln, und sah, wie Frau Geila den Hezzilo in die Halle führte. Das ging mir durchs Herz, daß dieser Knecht der Finsterniß den sterbenden Mann mit seinem Zauberspuck sollte quälen, und raschen Schrittes folgte ich ihm nach. Als ich in die Halle eintrat, schoß die Herzogin einen wüthenden Blick nach mir. Sie stand schon mit dem Götzenmann an der Thür der Kammer. Ich aber ließ mich nicht irren. ‚Fraue,' sagte ich, ‚was wollt ihr beginnen? Der Herzog ist ein Christ, und so lange er noch athmet, ist *er* der Herr im Lande, und hat *sein* Wille, nicht der eure, zu geschehen. Daß es aber sein Wille nicht ist, in seinem letzten Stündlein durch Teufelsspuck gepeinigt und entsetzet zu werden, das wißt ihr selbst. Fort du mit deinem Aschensieb

und deiner Wielandswurz! · Fort zu deinem Kolminzer! *) Dort magst du Böcke und Säue schlachten, soviel du willst; aber den Herzog lässest du in Frieden abfahren zu seinem Gott und Herrn!' Dabei nahm ich den Schielenden am Kragen und schob ihn hinaus bis vor die Thür der Halle in den Hof."

„Du hast viel gewagt," sprach der Bischof. „Sobald der Herzog seine Augen schließt, so fürchte den Zorn der Herzogin."

„Gozbert hat sein Auge geschlossen," sagte Gisilhar; „unter dem Gebete, das ich ihm vorsprach, hat er geendet. Frau Geila aber fürchte ich mit nichten. Sie ist nicht Herr im Lande, sondern ihr Sohn Hedan."

„Aber ihr Einfluß auf Hedan ist groß," fiel der Bischof ihm in die Rede. „Wäre er minder groß, Hedan hätte sich schon längst taufen lassen."

„Ich weiß es," sagte Gisilhar, „und wenn es auf sie ankäme, so hätte euer Sein und Werk unter den Thüringern bald ein Ende. Aber dem habe ich einen Riegel vorgeschoben. Drei christliche und drei heidnische freie Mannen rief ich in die Kammer hinein vor das Lager des Kranken, wohl eine Stunde ehe es mit ihm zu Ende ging. ‚Herzog Gozbert,' sprach ich in Gegenwart der Sechse und vor den Augen der bösen Frau, ‚Herzog Gozbert, vernehmet ihr die Worte, die ich zu euch rede, und seid ihr bei heller Vernunft, so hebet deß zum Zeugniß eure linke Hand auf. Er that, wie befohlen. ‚Ist es euer Wille vor eurem Scheiden, daß euer einziger Sohn Hedan, Herzog sei an eurer Statt, so thut es abermal.' Er that es. ‚Ist es euer letzter Wille und Befehl, daß euer Sohn Hedan, als Herr des Landes, die Männer Gottes in Frieden und unverfolgt lasse ihr heilig Werk treiben und ausbreiten, so thut es zum dritten Mal, und so ihr es vermöget, so sprechet: Ja.' Da sprach er ein lautes und vernehmliches Ja. Darnach ließ ich die drei Christen schwören, und die drei Heiden bei ihrem Wuotan, daß sie deß, was sie hier gesehen und gehört, Rede stehen wollten vor dem neuen Herzog und vor Jedermann alle Zeit ihres Lebens. Führte sie dann in mein Gastgemach, daß sie unter meinem Gastrechte sicher wären gegen alle Tücken der Herzogin, bis daß Hedan käme."

„Gott der Herr segne dich und behüte dich, du Engel in der Noth," sprach der Bischof; „aber ich zittere für dein eigenes Leben."

„Sei ruhig, Vater," erwiderte Gisilhar. „Ich bin kein Dienstmann und Vasall der Thüringer. Ich bin ein freier Herr aus dem Champriche, und als Sendbote der freien Herren des Waldes bin ich gekommen zum Bündniß wider die Chawaren. An mich wagt sich Geila nicht, und wehe ihr, wenn sie es thäte; sie bekäme die Baiernherzoge auf den Hals, die unseres Bundes und fromme christliche Herren sind. Soviel herrlicher die Reginsburg, die mächtige alte Römerstadt ist vor diesem rohen Zaungehege, das sie die Wirthsburg nennen, so viel größer ist die Macht Theudos und seiner Söhne vor der Macht Hedans; denn jenen gehört alles Land von den Quellen der Naba am Fichtelberge an, weit über die Donau bis zu den Quellen der Isar und der Salzacha."

„Auch du gehörst zu seinem Gefolge?" fragte der Bischof. „Gefolge?!" rief Gisilhar beinahe entrüstet. „Ein freier Herr bin ich in meinem Eigenthum im Walde, das hab' ich dir schon einmal gesagt. Auf dem hohen Bogen steht das Haus meiner Väter und schaut hoch hinab in die Lande. Wenn ein Feind dem Lande droht und der Herzog die freien Mannen zu den Waffen ruft, dann trete auch ich in den Heerbann. Aber mit seinem Gefolge habe ich nichts zu schaffen."

„So dankst du es dem Heerbann, der dich nach Reginsburg rief, daß du dort den Mann Gottes Rupert und durch ihn den wahren Gott kennen lerntest?"

„Ja, als wir vor fünf Jahren uns wider die Chawaren sammelten.—Rupert ist kein Schotte?"

„Er ist ein geborener Franke; Worms am Rhein ist seine Heimath. Aber er trat als Schüler in das Cönobium ein, das unsere schottischen Brüder in Worms gegründet hatten, und von dort ist er vor sieben Jahren mit seinen zwölf Genossen nach Baiern gezogen, um in der Hauptstadt Reginsburg das Werk fortzuführen, das der Bischof Erhard zwanzig Jahre zuvor dort begonnen hatte."

Während der Greis mit dem Jüngling sich also unterredete, ließ sich von der Höhe des Berges herab der dröhnende Schall eines Büffelhorns vernehmen. „Der Wächter stößt ins Horn," rief Gisilhar, „Hedan ist angelangt; nun muß ich hinauf eilen, auf daß nicht die Herzogin schlimm mache, was ich gut gemacht."—

Hedan sprang droben in dem Burghof von dem Rosse und trat in die Halle, welche nebst der anstoßenden Kammer die einzigen Gemächer des Hauptgebäudes der Burg ausmachte. Der düstere Schein einer qualmenden Pechfackel beleuchtete nur spärlich das von Alter und Ruß geschwärzte Holzwerk der Decke und der Wände; Hedans Blicke suchten nach seiner Mutter und vermochten kaum die Gestalt zu erkennen, die, auf einem Schemel hinter dem Webstuhl zusammengekauert, regungslos saß und stier zur Erde blickte, ohne von dem Eintretenden Notiz zu nehmen. „Was macht der Vater?" rief Hedan. Lautlos richtete die hohe nornenähnliche Gestalt sich empor; lautlos ergriff sie die Fackel und öffnete die Thür der Kammer, wo Gozberts Leiche lag.

„Er ist todt?" rief Hedan schmerzlich bewegt. „Er ist todt," sagte sie eisig kalt, „du bist jetzt Herzog. Aber ein Anderer hat statt deiner die Zügel der Herrschaft in die Hand genommen."

„Was redest du?" rief der junge Herzog zornig. „Wer hätte sich deß unterstanden?"

„Die Hände sind dir gebunden," fuhr sie fort. „Herr Gisilhar vom Bogen hat dir vorgezeichnet, was du zu thun und zu lassen hast."

„Der?" schrie Hedan, vor Zorn zitternd. „Was kommt Dem zu Sinne? Wo ist er, daß ich ihm mit meinem Schwerte zeige, wer hier Herr ist?"

„Höre, bevor du handelst. Sechs Zeugen werden dir schwören, drei bei dem großen Wuotan, und drei bei dem Gehenkten, den die Fremdlinge als Gott anbeten, daß dein Vater auf die Frage Gisilhars, ob es sein Wille sei, daß du die Fremden in Frieden schalten und walten ließest, seine Hand erhoben habe zum Zeichen der Bejahung. Denn also hat es ihm Gisilhar ins Ohr geschrieen; er solle die Hand erheben. Und das hat er noch verstanden, aber die Frage, die ihm vorgelegt worden, hat er nicht begriffen."

„Und was hat Gisilhar weiter gethan?" fragte Hedan mit Spannung.

„Ist das nicht genug?" sprach seine Mutter.

„Er ist ein Christ," sagte Hedan; „es lag ihm daran, den Männern Gottes Schutz zu verschaffen."

„Er hat gewaltet und geschaltet, als sei er hier der Herr," fuhr sie fort. „Er rief die sechs Dienstleute in die Kammer, die außer deinem Vater und mir kein Fuß je betreten hat noch betreten durfte. Er gebot ihnen, zu schwören, als seien

*) Felsblock, Felsaltar.

sie seine, nicht deine Dienstmannen und Unterthanen. Er schloß sie in sein Gastgemach ein, wo er sie noch gefangen hält. Mich hat er mit dem sterbenden Manne kein Wort reden lassen, hat mich in den Winkel geschoben, und er allein war um ihn bis zu seinem letzten Hauche. Da kommt er, ich höre seinen Tritt. Er bringt seine sechs Eideshelfer mit sich. Spute dich, Hedan, ihn mit Züchten zu empfangen, und beuge vor ihm dein Knie!"

Gisilhar trat ein, die sechs Mannen hinter ihm. „Ihr bleibt draußen, bis ich euch rufe," herrschte Hedan den Letzteren entgegen. „Herr Gisilhar," fuhr er gegen diesen mit kalter Ruhe fort, „eure Bemühung war überflüssig. Daß es meines Vaters Wunsch war, daß die Hibernier sollten unverfolgt und in Frieden gelassen werden, deß habe ich gar keinen Zweifel, bedarf dazu auch keiner Zeugen und keines Schwures—"

„Er hat aber," fiel ihm Gisilhar in die Rede, „diesen seinen letzten Willen an euch mit einem lauten deutlichen Ja bestätigt und mit Erhebung beider Hände, und ich bin es überzeugt, Herr Herzog, ihr werdet das letzte Gebot, das euer Vater euch hinterließ, ehren und seinen Willen erfüllen."

„Ganz so, wie mein Vater den letzten Willen seines Vaters erfüllt hat," versetzte Hedan. „Sein Vater hat sterbend ihm gesagt: „du wirst unsern Göttern treu bleiben." Hat das mein Vater gethan? Herr Gisilhar, ist es in der Welt Sitte, daß der sterbende Fürst dem Erben seiner Gewalt die Hände bindet?—Wenn ich die Fremdlinge mit ihrem fremden Gottesdienst verfolgen und verstören will, so werdet ihr mit eueren sechs Helfershelfern mich nicht hindern. Ich will es nicht; ich will sie in Frieden belassen, nicht weil mein Vater es so geboten hat, sondern weil ich es also für klug und recht befinde. Wäret ihr nicht dareingefahren, so wollte ich ihnen kein Haar gekrümmt haben. Weil ihr aber euch unterfangen habt, den Herrn hier zu spielen, meinen Gefolgsmannen Eidschwüre abzunehmen, in meiner Mutter Kammer sie einzuführen, so will ich euch und den Fremden zuvor zeigen, wer hier Gewalt hat. Kunrat, rief er einem seines Gefolges zu, „geh hinunter und sage dem Bischof, daß ob meines Vaters Tode einen Mond lang keine Glocke geläutet und kein Psalm und Lied gesungen noch Gottesdienst gehalten werden darf. Ich will sie daran prüfen, ob sie mir, ihrem Herrn, gehorchen. Sage ihnen auch, daß ich meines Vaters Leichnam selbst begraben will im Walde, und daß sie nicht an ihn rühren sollen. Euch aber, Herr Gisilhar vom Bogen, könnte ich, weil ihr des Gastrechts mißbraucht habt, mit Fug und Recht von hinnen weisen. Ich will es nicht. Um des Herzogs Theudo willen, der euch gesandt hat, möget ihr bleiben, so lang es euch gefällt."

„Ich werde eure Gastfreundschaft nicht länger in Anspruch nehmen, Herr Herzog," sprach Gisilhar stolz und kalt. „Ich hatte euch die Hände nicht binden, sondern freihalten wollen." Damit wandte er ihm den Rücken, befahl seinen beiden Reisigen, die Rosse zu satteln, und ritt den Berg hinab. Der Tag graute.

Im Cönobium traf er Alles in großer Bestürzung ob der von Kunrat soeben überbrachten Botschaft. „Diesem Befehle können wir nicht gehorchen," riefen mehrere der jüngeren Brüder. „Es ist Gottes Gebot, daß wir das Osterfest feiern und Gottesgebot geht über Menschengebot."

„Sehet zu, was ihr thut," sprach der Bischof. „Die Glocke zu läuten, ist nirgends geboten in Gottes Wort. Als der Apostel Paulus in Rom gefangen war, hat er auch nicht das Osterfest mit der Gemeinde gefeiert. Er sprach nicht: es ist Gottes Gebot, so will ich aus meinem Gewahrsam brechen und zum Gottesdienste gehen, sondern er betete in seinem Gefängniß in der Stille. Also thut auch ihr; ihr seid jetzt Gefangene und Gebundene, nicht eingeschlossen in eure Zellen, aber ausgeschlossen von eurem Oratorium. So lese ein Jeglicher in seiner Hütte Gottes Wort in der Stille, und seufze in leisem Gebete, daß Gott den neuen Herzog erleuchte und Gedanken des Friedens ihm in die Seele gebe. Durch demüthigen Gehorsam und Fügsamkeit werden wir sein Herz am ersten gewinnen; trotzen wir aber, so lasset uns zusehen, daß wir nicht unser ganzes Werk selbst zerstören."

Gisilhar stimmte dem bei und die Brüder beschlossen, sich dem Befehle Hedans zu fügen. Die Taufe Bilihilds und der übrigen Katechumenen mußte also um einen Monat verschoben werden. Da Bilihild das hörte, seufzte sie: „Ach könnte ich doch nun zu meiner Mutter! Der alte Heddo, der gestern in Höchheim war, hat die Kunde mitgebracht, daß sie sehr krank sei und höchstens noch zwei Tage leben werde."

Der Bischof vernahm diese Worte und sagte: „Ich wollte dich wohl gerne nach Höchheim ziehen lassen, wenn ich nur Jemanden wüßte, der dich geleitete."

„Der ist gefunden," sagte Gisilhar. „Ich werde dies Land doch nicht verlassen, ohne den Brüdern in Höchheim Lebewohl gesagt zu haben. So mag das Mägdlein in meinem Schutze reiten."

Ein Roß wurde für sie gesattelt. An Gisilhars Seite ritt sie den Saumpfad dahin, hinter Beiden die zwei Knechte Gisilhars, der alte Trudpert und der schwarzlockige Dado. Das Morgenroth stand über den Höhen. Bilihild hielt die thränenbenetzten Augen gesenkt; sie dachte an ihre Mutter; es war Alles so dunkel um sie her; wohl freute sie sich, die arme, kranke Mutter noch ein Mal sehen zu können, aber was war das für eine wehmüthige Freude! Und wie wehe that es ihr, als Ungetaufte nach Höchheim zurückkehren zu müssen. Während sie schweigend ihres Weges ritt, und auch Gisilhar, dessen Blicke oft mit Wohlgefallen auf der lieblichen Gestalt ruhten, sie in ihrem Sinnen nicht zu stören wagte, führten die beiden Knechte eine desto lautere Unterredung: „Dado, du weißt gar nichts," sagte der alte Trudpert, „man sollte nicht meinen, daß du im Walde geboren wärest. Nicht ein Mal von der Tillenburg hast du etwas gehört?!"—„Wo soll die liegen?"—„Tief unter der Erde liegt sie, aber vor Alters lag sie auf der Erde, hoch auf der Platte des Tillen."—„Weiß ich doch gar nicht, wo der Tillen liegt. Ich bin am Hirschensteine zu Hause, da ist der Tillen gewiß weit weg."—„Nun freilich, wenn du vom Hirschenstein her bist, kannst du vom Tillen nichts wissen. Jetzt will ich dir's aber erzählen. Auf dem Tillen stand also vor alten Zeiten eine Burg, da wohnte ein freier Herr, der war ein wilder böser Räuber. Er hatte aber eine einzige Tochter, die war ein feines sanftes Mägdlein. Die wollte er einem seiner Raubgesellen zur Ehe geben, der noch schlimmer war, als er selbst, aber reich über die Maßen an Wäldern und an Viehheerden, und an goldenem und ehernem Geschmeide. Deß trauerte die Maid, und da schon das Brautmahl gerichtet war, ging sie hinaus in den Wald und weinte. Und da sie also weinte, verlor sie den Weg und irrete, bis daß die Sonne sank. Da trat ein holdseliger Jüngling aus dem Felsen und sprach: „Der Berg ist mein, ich bin der Tille und will dich heimgeleiten den rechten Weg." So führte er sie an der Hand, und ehe daß sie tausend Schritte gemacht, stand sie am Saume des Waldes vor ihres Vaters Burg. Da verschwand der Tille. Die Knechte ihres Vaters aber, die nach ihr suchten, hatten den Jüngling wahrgenommen, wie sie an seiner Hand aus dem Hage trat. Da gingen

sie hin und klagten sie der Untreue an. Da ergrimmete ihr Vater und ließ das Richtschwert wetzen und sie zum Tode führen. Und als ihr Haupt schon auf dem Blocke lag, siehe, da erscholl ein Donnern und Dröhnen, und die Erde that sich auf, und der Tille stieg herauf und sprach: „Die Maid ist schuldlos; deß gebe ich Zeugniß. Ich war es, der sie aus dem Hag geleitet, darin sie sich verlaufen hatte.“ Ihr Vater aber und ihr Bräutigam, da sie das höreten und den schönen Jüngling sahen, glaubten sie ihm nicht, sondern schrieen: „Ihr seid alle Beide schuldig, Henker, hau zu.“ So hieb der Henker ihr das Haupt vom Rumpfe, aber da das Haupt des Mägdleins ins Gras rollte, that die Erde ihren Mund auf und schlang den Vater und den Bräutigam hinunter, und die ganze Tillenburg versank. Und über der Stelle, wo die Burg versunken ist, jagt alljährlich in der längsten Nacht der Hohmann, der Woud.“

„Trudpert,“ sprach Gisilhar, sich nach dem Knechte umwendend, in strafendem Tone, „wie oft habe ich dir schon gesagt, du sollst den Teufel nicht bei seinem Namen nennen!“

„Ist Wuotan der Teufel?“ fragte Bilihild. Gisilhar sah sie erstaunt an und wußte nicht sogleich, was er antworten sollte. „Ein Priester aus Welschland,“ sagte er, „den ich auf einer Heerfahrt wider die Chawaren in Vindelicien traf, sagte mir ein Mal, das sei das beste Mittel, dem Volke die Anhänglichkeit an die heidnischen Götter zu verleiden, wenn man sage, daß dieselben keine anderen seien, als der Teufel mit seinen Engeln, der Widersacher Gottes und seines Reiches. Ich habe diesen Rath als sehr wirksam erfunden.

„Ich halte das nicht für recht,“ sagte das Mägdlein, „denn es ist nicht der Wahrheit gemäß.“

„Aber schreibt nicht der Apostel: was die Heiden opfern, das opfern sie den Teufeln?“

„Er schreibt aber auch, daß ein Götze nichts ist. Sage selbst: gibt es einen Wuotan?“

„Nein.“

„Es gibt aber einen Fürsten der Finsterniß, einen Obersten der gefallenen Engel. Weil es Trug und Lüge ist, daß es einen Wuotan gebe, darum ist auch der Dienst dieses Wuotan Trug und Lüge und geschieht im Dienste deß, der der Vater der Lüge ist. Sagst du nun aber deinem Knechte: ‚Wuotan selbst ist jener Vater der Lüge und Fürst der Finsterniß, so siehe zu, daß du ihn nicht irre und wirre macheſt. Hat er sich den Wuotan gedacht als einen alten Mann mit einem Bart von Moos, einen Scheibenhut auf dem Kopfe, einen Schimmel reitend, der im Sturmwind einherfährt und seinem treulosen Weibe, der Windin oder Freyd, nachjagt, so wird er sich nun von dem Widersacher Jesu Christi, dem Satan, ein eben solches verkehrtes Bild in Gedanken vormalen und wird aus dem Teufel der heiligen Schrift eine Fratze machen. Und so er heute von den Männern Gottes hört: es gibt keinen Wuotan, und morgen von dir: Wuotan ist der Teufel, muß er da nicht in Zweifel gerathen und entweder meinen, die Männer Gottes hätten ihm nicht die Wahrheit gesagt, oder, die Lehre der Schrift sei eben solch ein Fündlein und Mährlein, als der Heiden Sage vom Wuotan?“

„Du hast Recht,“ rief Gisilhar lebhaft, und schaute Bilihild mit einem langen, erstaunten Blicke an. Bisher hatte er im Grunde wenig auf sie geachtet; ihre holde Gestalt hatte ihm wohlgefallen, aber er hatte sie als ein seinem Schutze befohlenes, tief unter ihm stehendes Mägdlein betrachtet; jetzt — sah er mit Staunen eine ihm geistig überlegene Jungfrau vor sich; indem sie sprach, belebte sich ihr von Kummer gebeugtes Antlitz; ein wunderbarer Glanz strahlte aus dem klaren Augenpaar; er erkannte erst jetzt die vollendete Schönheit dieses Angesichtes, den Adel ihrer ganzen Erscheinung.

„Vater David hat mir schon erzählt,“ fuhr sie fort, „daß die Priester aus Rom und Welschland auch in Britannien, im Reiche der Angeln, solchen Mischmasch von Wahrheit und Lüge verbreiten und damit unsäglich viel Unheil und Verwirrung anrichten. Um nur recht schnell eine große Menge von Heiden in die christliche Kirche herüberzuziehen, lassen sie ihnen eine ganze Menge heidnischen Aberglaubens und heidnischer Sitten, und hängen dem heidnischen Lügenwesen nur andere Namen an. Der Name ist geändert, der Greuel der Abgötterei ist aber geblieben und ist nur greulicher geworden dadurch, daß er jetzt unter christlichem Namen geübt wird. Selbst die Thieropfer ließ man dem Volke unter dem Namen christlicher Festschmäuße. Unsere Männer Gottes, welche solcher Vermengung heidnischen Wesens mit dem Christenthum feind sind, und mit dem äußeren Schein und Namen des Christenthums sich nicht begnügen, und Niemanden taufen, der nicht von Herzen seine Sünden erkannt und zum Herrn sich bekehrt hat, haben von jenen römischen Priestern viel Anfechtung zu erleiden. Sie verachten und schmähen die Unseren, weil diese nach der Weisung des Apostels Paulus und dem Beispiele Petri in christlicher Ehe leben; sie selber haben das Menschenfündlein aufgebracht, daß es einem Priester nicht gezieme, ein Weib zu haben.“

„Welche Thorheit,“ rief Gisilhar, bedachte aber, daß Bilihild auf dem Weg zum Sterbebett ihrer Mutter begriffen sei, darum schwieg er.

Nach einer geraumen Zeit des Schweigens fuhr er fort: „Die Männer Gottes,“ fragte er, „sind durch keine Vorschrift gebunden, ihre Frauen gerade aus dem Kreise des Cönobiums zu wählen?“ — „O nein,“ sagte Bilihild, „sie können ihre Bräute wählen, wo sie wollen, nur versteht sich, nicht unter den Heidinnen. Es müssen ernste, wahre, demüthige Christinnen sein. Bruder Huckbald z. B. hat eine der bekehrten Heidentöchter gefreit, eine treue, Gott ergebene Seele, an der er eine echte Gehülfin seines heiligen Berufes gefunden hat.“

„Und umgekehrt,“ fuhr Gisilhar zu fragen fort, „werden auch Priestertöchter nicht blos an Brüder des Cönobiums verheirathet, sondern auch an Christen, die draußen leben? Ach ja,“ setzte er in zuversichtlichem Tone hinzu; „ich entsinne mich, eine Tochter unseres ehrwürdigen Bischofs Rupert in Reginsburg hat erst vor einem Jahre einen bairischen Herrn, einen Gefolgsmann des Herzogs Theudo, zum Manne genommen. Wenn nun in Jahr und Tag ein freier Mann, der nicht in Höchheim und nicht in Wirzburg daheim wäre, des Wegs geritten käme, und begehrte Bilihild zum Weibe, und sie wäre ihm nicht abhold, dann stünde kein Gesetz im Wege, daß sie einander angehörten für Zeit und Ewigkeit. Aber das,“ fuhr er fort, während Bilihild erröthend den Blick senkte, „das ist zur Unzeit von mir geredet. O daß Gott der Herr in seiner Gnade dir verleihen wollte, daß deine Mutter besser würde und genäse!

„Es geschehe Gottes Wille!“ sprach Bilihild ernst und leise.

Gisilhar schwieg. Seine stillen Gedanken waren heiße Gebete. Wurden diese Gebete erhört, so hatte es mit Bilihilds Mutter sich gebessert, so war sie im Stande seinen Besuch zu empfangen. Und dann wollte er den innigsten Wunsch seines Herzens ihr nicht verhehlen; dann sollte sie selbst ihre Tochter um das Jawort bitten, und ihre segnende Hand auf den legen,

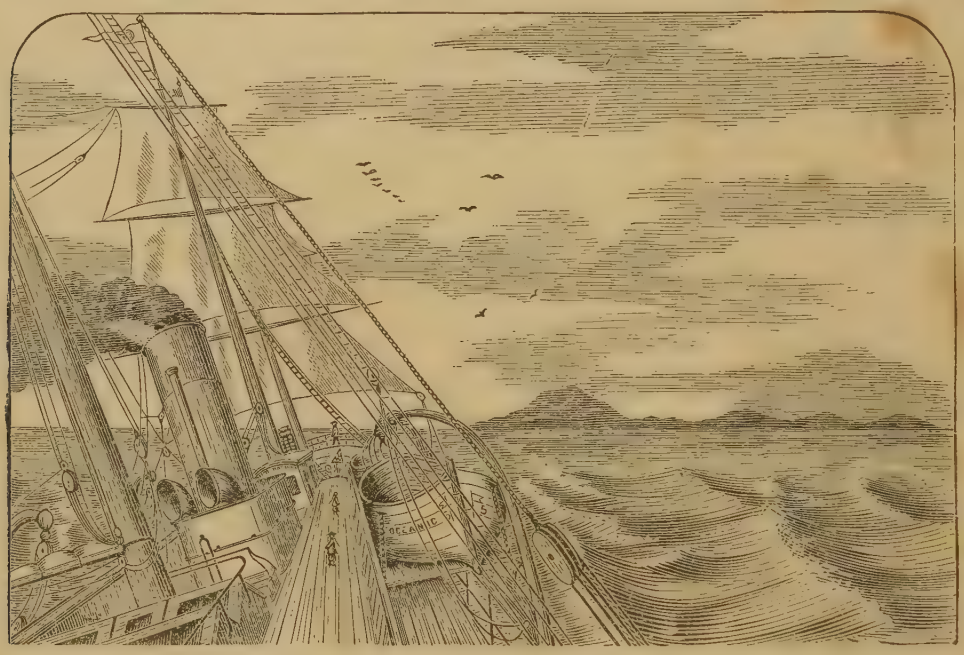
der fortan statt ihrer der Beschützer ihres geliebten Kindes sein wollte. Der Wald öffnete sich; Höchheim lag vor ihnen.

Aus dem Oratorium scholl der Hymnus der Abendmahlsfeier. Das Thor der Ringmauer, die das Missionsdorf umgab, war geschlossen aber nicht unbewacht. Der Wächter erkannte Bilihild von Weitem und öffnete sogleich. „Ach, es ist gut, daß du jetzt schon kommst," sprach er; „deine Mutter liegt in den letzten Zügen."

Eine Seefahrt nach Japan.

Von A. Halmhuber.

Obwohl schon manche Seefahrt Gegenstand der Beschreibung war, wage ich es doch, auch etliche Züge aus derjenigen aufzuzeichnen, die ich gegenwärtig selbst mitmache. Hat sie nicht allgemeines Interesse, so hat sie es doch wohl für die Leser des Magazins und die Glieder der Evangelischen Gemeinschaft, deren erste Heidenmissionare erst kürzlich auszogen und nun auf den Wogen des stillen Meeres dem nahen Ziele entgegensteuern. Wir verließen am Mittwoch den 18. October 1876, Mittags 12 Uhr, den vortrefflichen Hafen von San Francisco, passirten die Golden Gate und befanden uns nun auf der Höhe des Pacific. Zwischen Amerika, Japan und China sind zwei Dampferlinien etablirt: die



Der Vordertheil des Schiffes Oceanic und die Küste von Japan.
(Originalzeichnung von Ad. Halmhuber.)

Oriental und Occidental Steamship Compagnie hat drei Schiffe: „Oceanic," „Belgic" und „Gealic" genannt, welche je in der Mitte des Monats von San Francisco auslaufen; die Pacificlinie hat ebenfalls drei Schiffe, welche je im Anfang des Monats dort in See gehen.

Unser Schiff ist der „Oceanic," ein gutes, schönes Schiff, ein Viermaster und Schraubendampfer, 432 Fuß lang und 41 Fuß breit. Seine Einrichtung ist vortrefflich und die Bemannung ausgezeichnet. Die Officiere und etliche Dienstleute sind englisch, die Matrosen sämmtlich Chinesen. Auch unsere Bedienung, in Zimmer und bei Tisch, geschieht durch Chinesen (mit Zöpfen bis beinahe auf den Boden hinunterreichend.) Ueberhaupt sieht man's unserem Schiff wohl an, daß es nach Japan und China fährt, denn es hat als Passagiere etwa zwanzig Amerikaner und Europäer (wovon einer am elften Tage starb), drei Japanesen und 475 Chinesen an Bord. Die Maschine des Schiffes entwickelt eine furchtbare Gewalt und kann das Schiff bis zu dreihundert Meilen treiben in vierundzwanzig Stunden; doch machen wir bei fast beständigem Gegenwind durchschnittlich nur 210 — 220 Meilen. Wir erhalten täglich drei Mahlzeiten, Frühstück um 9 Uhr, Lunch um 1 Uhr Mittags, und Dinner um 6 Uhr Abends. Schade, daß man um der Seekrankheit willen auf manchen guten Bissen Verzicht leisten muß. Sonntags um halb 11 Uhr hält der Capitain und der erste Officier einen Gottesdienst nach dem Ritus der englischen Hochkirche; wenn Missionare an Bord sind, so steht ihnen der Abendgottesdienst zu.

Eine Fahrt über das stille Meer ist wundervoll, zumal in so einem schweren, großen Schiff wie das unsere. Bald gehen die Wogen wie Hügel mit langen Thälern einher, bald ist das Meer fast so ruhig wie ein Binnensee. Ich sah den Atlantischen Ocean nie so ruhig wie den Pacific, und ich sah dort auch keine so lange, hohe und scharf begrenzte Wogen wie hier. Ist das Meer ruhig, so fährt das Schiff einher wie ein Schwan in stolzer Majestät. Gehen die Wellen aber hoch, so scheint es mit dem Meere in furchtbarem Zweikampfe zu liegen. Von ferne

sieht man die Woge herankommen; unwiderstehlich scheint ihre Gewalt. Aber das Schiff trotzt ihr. Jetzt taucht es seine Spitze tief in die wallende See; hoch spritzt der schäumende Gischt, tobend wirbelt die Woge. Wer wird siegen? Beide. Stolz bäumt sich das Schiff; himmelan sieht seine Spitze und es klimmt den Wasserberg hinan, seinem Ziel entgegen, bis es sanft wieder hinabgleitet, um bald den Kampf aufs Neue zu beginnen. Aber auch die Welle nimmt ihren Weg; sie theilt sich, dem Schiff entlang rauschend und es benetzend mit ihrem Schaum, um bald wieder, den Coloß höhnend, mit ungebrochener Kraft dem Gebieten des Windes zu folgen. Und die Sonne, als ob sie beide Sieger krönen wollte, trägt ihr himmlisches Gold in den weißen Schaum der Wellen und läßt die Farben des Regenbogens über die Scene strahlen, das Schiff aber verklärt sie dem Wanderer zum lieblichen Heim. O, es ist erhaben, die Macht des gütigen Schöpfers zu bewundern und ihn, im Verein mit dem Rauschen des Meeres, zu preisen. Und könnten wir erst in die Tiefe dieser blauschwarzen Fluthen schauen, wo die Menschenhand nicht waltet! Welche Wunder müßten sich erst hier enthüllen! Nur ein springender oder ein fliegender Fisch geben uns zuweilen Zeugniß, daß auch da drunten Alles lebt und webt, und das Lob des Schöpfers verkündet. Die bewundernswürdige Scene kann sich freilich auch plötzlich zur schrecklichen gestalten. Trägt doch unser Schiff jene zehn kleine Boote nicht umsonst mit auf jeder Reise; eine Hülfe sollen sie sein im Falle der Noth, um wenigstens das Leben der Menschen wo möglich zu erhalten, wenn alles Uebrige in die Tiefe sinken sollte. Mit diesen Rettungsbooten macht die Mannschaft unseres Schiffes von Zeit zu Zeit Uebungen. Jeder muß seinen Platz antreten; beim Pfiff eines Officiers springen sie dann unter lautem Geschrei an die Rettungsboote und machen sie in größter Eile fertig zum Einsteigen und Abfahren. Eines Tages hatten sie in 55 Sekunden, nachdem der Pfiff ertönte, ein Boot über dem Wasser hängen. Wir getrösten uns aber mit jenen Worten des Dichters:

„Aufwärts, abwärts geht's im Wetter
Auf der grausen Wogenbahn;
Doch wir siegen, denn der Retter
Ist an Bord: Gefahr ist Wahn."

Wir hatten anfänglich besseres Wetter als wirklich mehr gegen Ende der Fahrt. Das Meer ist oft furchtbar wild; es kocht und saust und braust neben und über uns, daß man wünscht—in Japan zu sein. Daß es dabei, weil das Schiff sich nach allen Seiten bäumt und dreht, nicht an manch komisch-ernster Scene fehlt, läßt sich denken. Eines Morgens erwache ich und staune: Mein Reisekofferchen spaziert bald da, bald dorthin im Zimmer, wie wenn es auf einer Inspectionsreise wäre; die Stiefel, die schön im Eck gestanden hatten, schienen hocherfreut, denn sie machten Sprünge, allen Anstand vergessend, und die Gläser klirrten den Takt dazu. Draußen vor der Thüre stellte sich ein Koffer gar ungeberdig, und beim Frühstück bekam ich die Chocolade meines Gegenübersitzenden ganz ohne Complimente; nur kam sie nicht an den rechten Platz, denn sie erreichte nur meinen Rockärmel und meine Serviette. Mit einem Ausruf des Erstaunens verlor ein Anderer seinen Kaffee, denn seine Tasse hatte einen verzweifelten Sprung gewagt. An einem rauhen Morgen, gerade vor dem Frühstück, spielte sich ein Tisch aus den Schrauben und fiel um mit sammt Allem, was darauf war. Wie die Chinesen sprangen, um die Teller, Messer, Gabeln 2c. zusammenzulesen! Einmal kam auch das Wasser in Strömen die Stiege herunter bis in den Salon hinein. Dergleichen Sachen mehr unterbrechen den gewöhnlichen Gang der Dinge und helfen die Langeweile vertreiben.—Das Meer scheint in der Nähe von Japan sehr wild zu sein. Gestern machten wir nur 83 Meilen. Wir haben heute den dreiundzwanzigsten Tag unserer Fahrt und rechnen noch drei Tage bis zur Landung; haben also im Ganzen fünfundzwanzig Tage gebraucht von San Francisco nach Yokohama. Bald wird das Land in Sicht sein und ich eile aufs Verdeck um den ersten Anblick von Japans Küste zu genießen und ihn auf Papier zu fixiren, damit die Leser des Magazins auch eine Vorstellung davon haben mögen.

Reiseskizzen.

Von R. Dubs.

II.

Eine Seefahrt von San Francisco nach Portland, Oregon, ist für Viele mit schwerem „Magenleiden" verbunden. Den Namen „Stilles Meer" für diese See hat wohl ein Schalk erfunden. Die meisten Passagiere verspüren vor der Abfahrt keinen besonderen Hunger, dazu ist schon die Aufregung zu groß, um so sehnlicher erwarten sie die Mahlzeiten des ersten Tages auf dem Schiff. Es wollte mich aber bedünken, als ob die Schiffsbeamten sehr beflissen seien, recht weit in das Meer zu kommen, ehe wenigstens das Abendbrod des ersten Tages genossen wird. Gelingt dieses, so ist die Zahl der hungrigen Gäste in vielen Fällen eine bedeutend geringere, denn viele Passagiere verlieren durch öfteres Hinabblicken in die wogenden Fluthen des Meers allen Hunger, ja sie werden noch mildthätig gegen die armen Fische und theilen brüderlich mit den Wasserbewohnern das schon früher Genossene.—Mir wollten bei diesem Anblick immer die Geizigen einfallen, die so unersättlich sind und Alles krampfhaft festhalten, wenn man doch bei ihnen einen so gelinden, jedoch erfolgreichen „Zwang" zur Geltung bringen könnte. Diese Gesellen wollen aber nicht seekrank werden. Da geht es dem Hungrigen wie dem Haifisch, der einen ganzen Tag einem von China zurückkehrenden Schiff gefolgt war, ohne irgend welche Nahrung zu bekommen. Am Morgen warf der luth. Missionar Harpster—er selber ist mein Gewährsmann—eine leere Box von Pappendeckel hinaus, in welcher er wohl keine leinene Bäffchen, aber doch paper-collars, aufbewahrt hatte. In Ermangelung besserer Nahrung verschlang der hungrige Haifisch die Box ohne sie zu kauen, und so fand man sie am Nachmittag in seinem Magen, als er sich an einem fetten Bissen, an einer Angel befestigt, verbissen hatte. Herr Harpster beanspruchte den großen Fresser, weil man sein Eigenthum in ihm fand. Das Schiedsgericht stimmte ihm denselben zu. Die Geizigen haben nichts dagegen, wenn Solche, die auf ihre Gaben einen Rechtsanspruch haben, sich auch von paper-collars 2c. ernähren, nöthigenfalls gehen sie mit gutem (?) Exempel voran.

Zweimal gab es beträchtliche Aufregung auf unserem Schiff; indem das „Brand- oder Feuersignal" gegeben wurde. Das

erstemal lag ich krank im Bett und war allein in meinem Zimmer. Ich hatte mich beim Betreten des Schiffes über die Nothsignale genau informirt, somit verstand ich sogleich das „Feuersignal." In meinem Bette hörte ich wie die Mannschaft an ihre Posten eilte, die Pumpen in Bewegung setzte, die Schläuche anbrachte, die Boote bereit machte ꝛc. Bestürzung herrschte bei vielen Passagieren. Ich meinte selbst es sei völliger Ernst und dachte über meine Lage nach, und wie ich wohl im Nothfall meine Rettung bewerkstelligen könnte, da kam die Botschaft, das ganze sei nur „blinder Lärm" gewesen, um die Mannschaft zu prüfen, die sich Berichten zufolge als prompt erwiesen hat. Ich schaute während der Aufregung auf mein Gepäck, um zu sehen, was ich wohl mitnehmen könnte ꝛc. Der Mann kam mir in den Sinn, der bei dem Untergang eines Schiffes seine große Summe Gold nicht zurücklassen wollte und sie um sich schnallte, ehe er in das Meer sprang, wo kleine Kähne die Schiffbrüchigen auffischten. Das schwere Gold zog ihn fast pfeilschnell in die Tiefe und hielt ihn auf dem Meeresgrund fest. In dieser Weise verlor der Arme sein elendes Leben, und Andere empfingen später durch geschickte Taucher sein Gold. Ach, wie Viele werden durch Geld und Welt bis auf den Grund des ewigen Feuerpfuhls gezogen, um ewig da im größten Elend festgehalten zu werden. Bist du, lieber Leser, in dieser Gefahr?

Der Anblick des vom Sturm gepeitschten Meeres bei der Nacht ist grauenhaft. Mächtig erheben sich die stolzen Wellen und werfen kühn ihren weißen Gischt in die Höhe. Das stärkste Schiff ist in einem solchen Sturm wie ein Bretterkasten, fast wie eine auf dem tobenden Wasser tanzende Eierschale. Wie sehr fühlt der Mensch bei solchen Zeiten seine Ohnmacht. Die frechsten Spötter werden da kleinlaut und „zahm." Ich dachte an die Fahrt der Jünger auf dem galiläischen Meer. (Matth. 14.) Ihr Schiff war ein Spiel des Windes und der Wellen. Ihr Rudern half nichts, sie waren fast erschöpft. Da kam über die Wellen her ein Unbekannter geschritten, der so sichern Trittes einherschritt, als ob der Fußweg gepflastert sei. Wie eine Meermöve schwebte er auf und nieder über dem Wasserspiegel dahin. Im Sturme flatterte sein Mantel. „Es ist ein Gespenst!" schrie die ermüdete, erschreckte Jüngerschar und eilig kam der Geheimnißvolle auf ihr Schiff zu. Höre, durch des Sturmes Sausen und der Wellen Brausen tönen die merkwürdigen Worte: „Seid getrost, ich bin's, fürchtet euch nicht!" Ein Freudenschreck fuhr in den Jüngerkreis. Vom Berge des Gebets war der Bezwinger der gestörten und zerfahrenen Naturkräfte herbeigeeilt und auf sein Wort trat Ruhe, Heilung, ein. Wie köstlich ist bei einer solchen Meeresfahrt das Bewußtsein, daß Jesus, der Allgewaltige und König aller Könige, der alle Gewalt im Himmel und auf Erden inne hat, bei Einem ist!

Die fast täglich auf unserer Fahrt sich zeigenden Wallfische lenkten Aller Aufmerksamkeit auf sich. Es sind fast immer mehrere beisammen, was auf ihre Gesellschaftlichkeit schließen läßt. Die Burschen strecken zuerst den großen Kopf heraus, dann bewegen sie sich „Purzelbaumartig" vorwärts, so daß nacheinander der gewaltige Rücken und dann ihr großes Ruder, der Schwanz, zum Vorschein kommt. Man sollte meinen an diese Gesellen wage sich Niemand und doch haben sie ihre Gegner, ihre Feinde. Die Schwertfische rotten sich oft zusammen und bohren ihre scharfen „Schwerter" dem Ungeheuer mit einer wahren Bosheit in die Seite. Heftig schlägt der Wallfisch dann um sich, aber die kleinen Schurken bleiben aus Schwanzesweite. In seiner Verzweifelung stürzt sich der Verfolgte fast pfeilschnell in die Tiefe, aber eben so schnell stürzen ihm seine Feinde nach. Nicht selten flüchtet sich ein so verfolgter Wallfisch in Untiefen, wo er manchmal bei eintretender Ebbe elendiglich zu Grunde geht. Diese Schwertfische sind ein schickliches Bild von elenden Verleumdern mit scharfen Zungen, die oft ihr Opfer mit noch größerer Bosheit zerfleischen oder zu Tode hetzen.

Die Einfahrt an dem stolzen Columbiastrom ist eine sehr gefährliche, wegen den Untiefen und den Felsen. Hier ist schon manches Schiff gescheitert. Nur langsam läßt der bedächtige und erfahrene Lootse das Schiff vorandringen und beständig wird das Senkblei ausgeworfen. Die Matrosen, welche die Tiefmessungen vornehmen, verkündigen das Resultat in einer ganz eigenthümlichen Weise. In Matrosenlatein wird der Wurf des Senkbleis gemeldet, was aber nur wenige Passagiere verstehen. Diese Matrosen müssen auf ihrem Posten ausharren, wenn auch die Wellen über ihrem Kopfe zusammenschlagen. „Sei genau, John, im Angeben der Messungen," sagte der Steuermann einem Matrosen in meinem Beisein. Ein Fehler beim Messen kann das Schiff mit seiner kostbaren Ladung auf einen Felsen bringen und seinen Untergang herbeiführen. Dort oben, bei dem Steuerruder, steht der Lootse und horcht mit sichtlicher Spannung auf die Worte der Matrosen mit dem Senkblei, um dem Mann am Ruder den richtigen Befehl ertheilen zu können. Ist das nicht anwendbar auf den Prediger einer Gemeinde, der seine Pflegebefohlenen durch die gefahrvollen Untiefen und Klippen des sündlichen Weltlebens hindurchsteuern soll? Mit dem Senkblei des Wortes Gottes soll er alle Gefahren entdecken und mit lauter Stimme darauf aufmerksam machen, damit die Gläubigen sich darnach richten können. Viele Seelen blicken vertrauensvoll zu ihren Predigern und Vorgängern empor und erwarten in schwierigen Lebenslagen Warnung, Rath und Anweisung. Wie traurig sieht es da aus, wenn der Familienvater, der Vorgänger, der Sonntagschulbeamte oder der Prediger fleischlich sicher und schlaftrunken ist. Wie schwer wurde mir meine Aufgabe, als ich neben einem dieser über der Brüstung hängenden Matrosen stand, und seinen Angaben im Singsangton zuhörte. Im Heulen des Sturmes und dem Rauschen der furchtbaren Wellen vernahm man doch die Stimme des treuen Schiffsmannes. — Seine gefahrvolle Stellung schreckt ihn nicht, die gewaltigen Sturzwellen läßt er über sich hinfahren: er denkt nur an die ihm vertraute Pflicht, an die Gefahr und an die vielen Passagiere. Hört, vernehmet und beherzigt dieses, ihr Bedienstete im Reiche Jesu Christi.

Nach dem stürmischen Meer kam der ruhige, majestätische Columbiastrom, auf welchem unser Dampfer ruhig dahin fuhr. Die Kranken kamen zum Vorschein, die Müden reckten die Glieder, die Traurigen wurden fröhlich. Ein Jedes labte sich an dem herrlichen, lachenden Grün der stolzen, zum Theil steilen Ufern. Der Columbia ist ein gewaltiger Strom. Wir passirten viele Fischerdörfer, die sich hauptsächlich mit dem Salmonfang beschäftigen. Hier ist die Heimath der besten Salmons. Manchem Gaumen dürften sie aber nicht recht schmecken, sowie sie von dem Schiffskoch zubereitet werden. So dachte wenigstens eine alte Dame, die einmal am Tisch neben mir saß, und deren Tochter mit großer Umsicht Gekochtes und Ungekochtes im Bereich ihrer langen Arme „beherrschte," und sich und ihrer Mutter ganz nonchalant zuspedirte, ohne Rücksicht auf die hungrigen Menschenkinder neben ihr. Sie holte von allen Flanken der wackeren Alten ihre Nahrung; unter anderen Leckerbissen auch den gelben Salmon und sprach ihr Muth

zu zum köstlichen Gericht. „Was ist das?" fragte die Alte, als sie den Fisch den Weg nach innen geführt hatte; „ich weiß es nicht," war die Antwort der verdutzten Tochter. „Iß nur," kam es wieder von den jungen, lüsternen Lippen, „was man hier hat, muß gut sein," bildete den Schlußsatz. Pflichtschuldig würgte die alte Mutter den Salmon mit den andern Traktamenten hinunter, wenn es schon nicht schmeckte.

Die Naturschönheiten den Ufern entlang sind überraschend schön. In der Ferne sieht man den greisen Hood, dessen Firn mit glänzendem Schnee umkränzt ist. Ruhig und solid ragt er in die Wolken und scheint der Vergänglichkeit zu spotten. Andere Berge suchten in ihrem Aufwärtsstreben dem Alten den Rang abzulaufen, aber des Schöpfers Hand drückte ihr stolzes Haupt nieder und zwang sie dem Hood den Ehrenposten zu lassen. Und so stehen sie bescheiden neben ihm und um ihn. Dafür ist es auch auf ihren Spitzen weniger kalt, weniger öde, denn gewaltige Fichten und anmuthiges Grün krönt ihre Häupter. Ja, so ist es, je höher man steigt, desto isolirter, vereinsamter wird man. Man entzieht sich wohl dem Tumult und den Mißtönen des Alltaglebens, dafür muß man aber auch die innige Geselligkeit, den Verkehr mit den Vielen aufgeben und manchmal "lonely" sein. Wenn die Eisigkeit dann nicht kommt, so geht es noch.

Der Columbia führt nicht nach Portland, Oregon, wohl aber der schöne Willamette, der in den Columbia mündet. Auf letzterem fuhren wir nach Portland. Eine Musikkapelle, beinahe aus lauter Deutschen bestehend, die nach einem anderen militärischen Posten übersiedelte, erfreute uns mit herrlichen, mit Feuer vorgetragenen Piecen. Patriotische Deutsche ließen es sich etwas extra kosten, um die deutschen Nationalhymnen gespielt zu bekommen. Erhebend schallte „Die Wacht am Rhein" über das Wasser dahin, und das Echo in den Schluchten am Ufer weckte die bedächtigen Bewohner des Urwaldes und brachte sie auf die Hügelspitzen. „Na," sagte ein Sohn Abrahams, „das haben die Yankees in diesen Regionen noch nicht gehört, die Wacht am Rhein geht doch über Alles." Diesem mögen wohl alle Deutsche beigestimmt haben.

In Portland mußten wir uns durch die amerikanische Institution der "Hotel-runners" arbeiten, die uns wie hungrige Hyänen anfielen. Wehe dem Armen, der da nicht Bescheid weiß und nicht fest ist. Einem manchen armen Ankömmling vergeht in dem Geschrei und Drängen fast Hören und Sehen. Jener stämmige Bursche dort machte sich aber eine Gasse durch die Quälgeister. Wie der aber auch etliche der Schreihälse beim Kragen packte, als wollte er ihnen die Spitze des Berges Hood zeigen. Gehen wir getrost hinter ihm drein, der versteht Passage zu schaffen.

Im nächsten Heft mehr, auch von „Samri Tokaki," von dem der Editor des Magazins gesagt hat.

Aus der Heimath des Magazins.

Von W. Horn.

Da kommen gar viele Leute an der Heimath des „Magazins" vorbei gegangen, oder gefahren, oder geritten und gucken an dem Gebäude hinauf, dessen Abriß der Leser auf der folgenden Seite sieht. "Evangelical Association" steht oben an der Giebelfronte desselben, und da grübelt Mancher, was das wohl zu bedeuten habe. Für die Leser des Magazins wird es hoffentlich nicht nöthig sein, eine nähere Erklärung darüber zu machen. Es bedeutet einfach, daß hier das Druck- und Verlagswesen unserer Kirche, der gesegneten Evangelischen Gemeinschaft, etablirt ist. Aber was darin Alles gemacht, und wie es fabrizirt wird, und wo die fünfundsechzig Leute, welche darin beschäftigt sind, alle stecken u. s. w., das wissen viele nicht, und möchten's doch wohl gerne wissen. Diesem Verlangen nun soll durch eine Reihe von Abhandlungen und eine Anzahl von Abbildungen, welche in gehöriger Reihenfolge im Magazin erscheinen, entsprochen werden. Wir fangen also gleich vorne mit dem Hauptgebäude an. Dasselbe hebt sich mit seinen vier hohen Stockwerken sehr geschmackvoll und imposant gegen die benachbarten Gebäulichkeiten hervor. Das Aeußere ziert besonders eine solide Einfachheit, welche auf den Beschauer den Eindruck macht, daß hier nichts fehlt, aber auch nichts Ueberflüssiges angebracht ist. Neben dem alten Gebäude hebt es sich empor, als wenn einem ehrwürdigen, von der Arbeit gebückten Vater ein schlanker, stattlicher Sohn zur Seite empor schießt. Laßt uns nun eintreten und das Innere der ersten Etage etwas näher in Augenschein nehmen.

1. Die Amtsstube des Verwalters, der Buchladen 2c.

Unten vorne seht ihr drei große Flügelthüren. Die mittlere führt auf die Vordertreppe, über welche man in die oberen Stockwerke gelangt. Die Thüre zur Linken bildet den Haupteingang in den Buchladen, während man durch die zur Rechten in das Sanctum des Verwalters gelangt, wo wir auf den braunen Fensterrouleaux die Namen unserer Zeitschriften in netten Goldlettern glänzen sehen. Treten wir ein. Die Einrichtung und das Ameublement der Office ist einfach und zweckmäßig. Für gute Ventilation ist hinreichend gesorgt. Die großen Spiegelfenster gestatten dem Tageslicht ungehinderten Eingang, so daß das Local freundlich und hell ist; d. h. wenn es draußen nicht am Tageslicht mangelt, was man freilich in Cleveland oft zu beklagen hat, selbst wenn die Zeiger noch nicht auf die Nachtstunde hindeuten. Während der Buchführer und die andern ehrbaren Ritter von Feder und Stift an einem langen, halbkreisförmigen Pult arbeiten, thront der Aufseher in seiner verwalterlichen Herrlichkeit mit seinem Gold-(Feder) Scepter vor seinem Tisch im Hintergrunde des Zimmers, von wannen er mit einem Blick diesen engeren Bezirk seiner Monarchie übersehen kann.

Hinter dem Pult des Buchverwalters befindet sich eine schwere eiserne Thüre. Was mag dahinter stecken? Ist es etwa ein Zellengefängniß, wo man Spitzbüblein und Ketzer „aufhebt?" So nöthig man etwas dergleichen auch manchmal hätte, so ist es das doch nicht. Es ist einfach die Schatzkammer der Ev. Gemeinschaft. Nein, es ist auch das eigentlich nicht; denn die Schätze der Ev. Gemeinschaft sind die frommen Seelen, welche durch ihren Dienst zu Christo geführt worden sind, und deren Schätze sind im Himmel, da sie weder Diebe stehlen, noch Motten oder Rost fressen können. Es ist einfach das feuerfeste Gewölbe des Anstaltgebäudes, in welchem die Rechnungsbücher, Werthpapiere 2c. aufbewahrt werden, und worin sich auch die eiserne Geldspinde (Safe) befinde

(zu welcher aber der Magazinmann keinen Schlüssel hat). Der Leser denkt vielleicht, diese Bemerkung sei eine Frucht des Neides; aber es ist in Wahrheit gerade das Gegentheil. Ich habe schon das Ding aufschließen sehen; wer das nicht versteht, kriegt's gar nicht rund. Das ist eine ewige Dreherei, welche einem ganz leid wird, und es wundert mich gar nicht, daß die Geschichte den Dieben zu langweilig wird, und sie deßhalb die Kisten lieber auf andere Weise öffnen als mit dem Combinationsschloß. Der Verwalter sagt mir, daß, wer's nicht versteht, das Schloß einmillionenmal drehen kann, ohne es zu öffnen. Lieber als es zu probiren, will ich's glauben, wenn ich aber den Verwalter nicht als einen äußerst gewissenhaften Nachbar kennte, so dächte ich, er hätte einigemal zu viel gedreht.

In dem Gewölbe befindet sich auch ein systematisch geordnetes Register von allen Briefen und Rechnungen, welche seit zwei Jahren eingelaufen sind. Eine solche Einrichtung ist nothwendig, nicht nur, um die Papiere vor Feuer zu schützen, sondern man kann auch im Augenblick irgend einen der in der betreffenden Zeit eingelaufenen Briefe finden. Indem es das Geschäft erfordert, häufig die Bestellungen unserer Kunden nachzusehen, so ist diese Einrichtung sehr vortheilhaft.

Das neue Anstaltsgebäude.

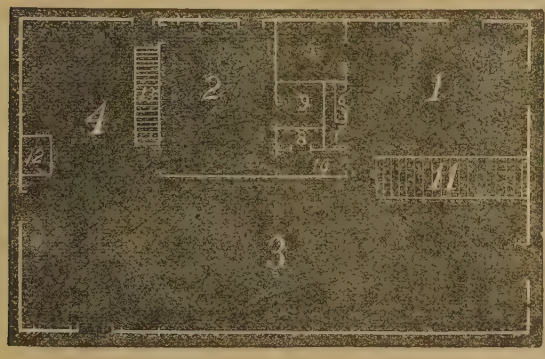
Wie nothwendig ein solches feuerfestes Gewölbe ist, hat sich in letzter Zeit bei großen Feuersbrünsten, wie z. E. in Chicago, Boston ꝛc. besonders bewiesen. Eigenthümliche Gefühle erregte es in mir, als ich nach jener denkwürdigen Feuersbrunst in Chicago sah, wie man die schweren Geldspinden aus den rauchenden Ruinen hervorschleppte. Wie ein gefesselter Dämon, dem man seine Zauberburg über dem Kopfe angezündet, bewegten sich die Colosse, an schwerer Kette gezogen, langsam durch die Trümmer: oder auch wie die Bekämpfer des wüthenden Elementes, welche ihrem Eigenthümer in ihren eisernen Eingeweiden das köstliche Eigenthum gerettet hatten.

Neben dem Schreibpulte des Verwalters zur Linken, in leicht erreichbarer Nähe gucken die Mundstücke einer Reihe Sprachrohre hervor, und wer das nicht weiß, dem kommt es oft ganz schauderhaft vor, wenn er dabei steht und an nichts denkt, und hört dann plötzlich einen schrillen Pfiff, als ob der Geist eines alten Räuberhauptmannes durch die Wand führe und seinen Vasallen pfiffe. Wenigstens muß Jedermann zu der Ueberzeugung gelangen, daß man hier recht „pfiffig" ist. Diese Sprachrohre laufen unter der Erde durch in das alte Gebäude in jedes Departement, so daß der Verwalter mit allen Arbeitern in sprachlicher Verbindung steht. — Oft habe ich schon gedacht, wie sich das freundnachbarliche in der Tiefe hausende Ungeziefer, wie Ratten und Molche verwundern werden, wenn sich die Sprachrohrbeflissenen gegenseitig ihre unterirdischen Erklärungen zublasen. Aus diesem Zimmer führt auch ein kleiner Elevator hinauf in den zweiten Stock, in welchem die Postoffice für die Editoren ist. Jeder Editor hat ein Postkästchen darin, in welches regelmäßig seine Postsachen vertheilt und die ganze Geschichte dann hinauf gelassen wird. Eine Mark und Bein durchdringende Schelle verkündigt darauf den „Schriftgelehrten", daß ihnen die Post „Freud und Leid" — oder auch gar nichts — aus der Ferne zugetragen hat.

In Verbindung mit der Amtsstube des Verwalters steht auch noch eine Privatoffice, wohin er sich zurückziehen kann, wenn ihn die böse Welt da draußen in die stille Einsamkeit treibt. In diesem Zimmer werden auch die Versammlungen der Executiv-Committee der Missionsbehörde, und noch sonstige Zusammenkünfte abgehalten; sowie auch Besuche empfangen und dgl. Dieses Zimmer steht wieder durch eine Thüre in direkter Verbindung mit dem Buchgeschäft, und ist der Verwalter immer in nächster Nähe, um Auskunft und Anweisung zu geben. Daß alle die Officen mit Waschvorrichtungen und Kleiderschränken versehen sind, können die Leser auf dem beigefügten Grundplan sehen.

Tritt man aus dem Sanctum des Verwalters links durch eine Glasthüre in den nebenanstoßenden Raum, so befindet man sich im Buchladen, welcher die westliche Hälfte und nordöstliche Ecke des unteren Stockes einnimmt (s. Grundriß). Die Hauptfronte des Ladens ist an der Woodland Avenue, und dient dieser Theil hauptsächlich dem Kleinverkauf (retail). Hier findet man die Geistesproducte der Gelehrten und auch solche von „Nichtsosehrgelehrten" im großen Folioeinband mit strahlendem Goldschnitt, bis herab zum mageren Anfangsbüchlein des A B C-Schützen. Die Fronte hingegen, durch wel-

che der Großhandel vermittelt wird, befindet sich an der Vinestraße, woselbst täglich schwere Lasten von Büchern und dgl. mit Fracht- und Expreßwagen abgeholt und hingebracht werden. Hier sind gewöhnlich drei oder vier Handelsgehülfen beschäftigt, um die bestellten Bücher auszuwählen, zu verpacken und die Rechnungen darüber zu führen. Das in Büchern angelegte Capital beläuft sich auf nahezu $100,000. Kein Wunder deßhalb, daß hier alle wissenschaftlichen Vorrathskammern oben, mitten und unten zum Ueberfluß angefüllt sind, und von hinnen tausende von Theologen und Nichttheologen, Gelehrte und Lernende mit Wissenschaftsmaterial befrachtet werden. Es ist aber oft keine geringe Aufgabe, die Bücherbestellungen befriedigend auszufüllen. Oft wird gewünscht, was man beim besten Willen nicht geben kann. Verlangt zum Beispiel Einer eine Bibel, welche die Geschichte des deutsch-französischen Krieges enthält, so befindet man sich in keiner kleinen Verlegenheit, den Artikel zu beschaffen. Ein Anderer



Eintheilung des ersten Stockwerkes.

1. Amtsstube des Verwalters.
2. Privatoffice des do.
3. Buchladen.
4. Raum zur Verpackung und Versendung der Bücher.
5. Feuerfestes Gewölbe.
6. Postelevator.
7. Wandschrank.
8. Waschzimmer.
9. do.
10. Corridor.
11. Fronttreppe.
12. Elevator.
13. Innere Treppe.

bestellt einfach gerade so viel Kalender, als er im verflossenen Jahre empfangen hat, und vergißt am Ende auch noch seinen Namen zu unterzeichnen. Nun verlangt Jemand „zwanzig kleine A B C," und kann man doch nicht gut viel weniger als ein ganzes A B C-Buch senden. Solcher Sachen gibt's viele zu enträthseln, und mit der größten Geduld wird Alles zur möglichsten Zufriedenheit ausgeführt; daß aber doch Irrthümer vorkommen, ist unvermeidlich und deßhalb verzeihlich.

Unter dem Buchladen befindet sich ein geräumiges Erdgeschoß, welches zur Aufbewahrung von Büchern, Kisten u. dgl. dient. Auch ist in demselben ein Gewölbe, worin die vorräthigen Stereotyp- und Electrotypplatten aufbewahrt werden.

2. Die Post.

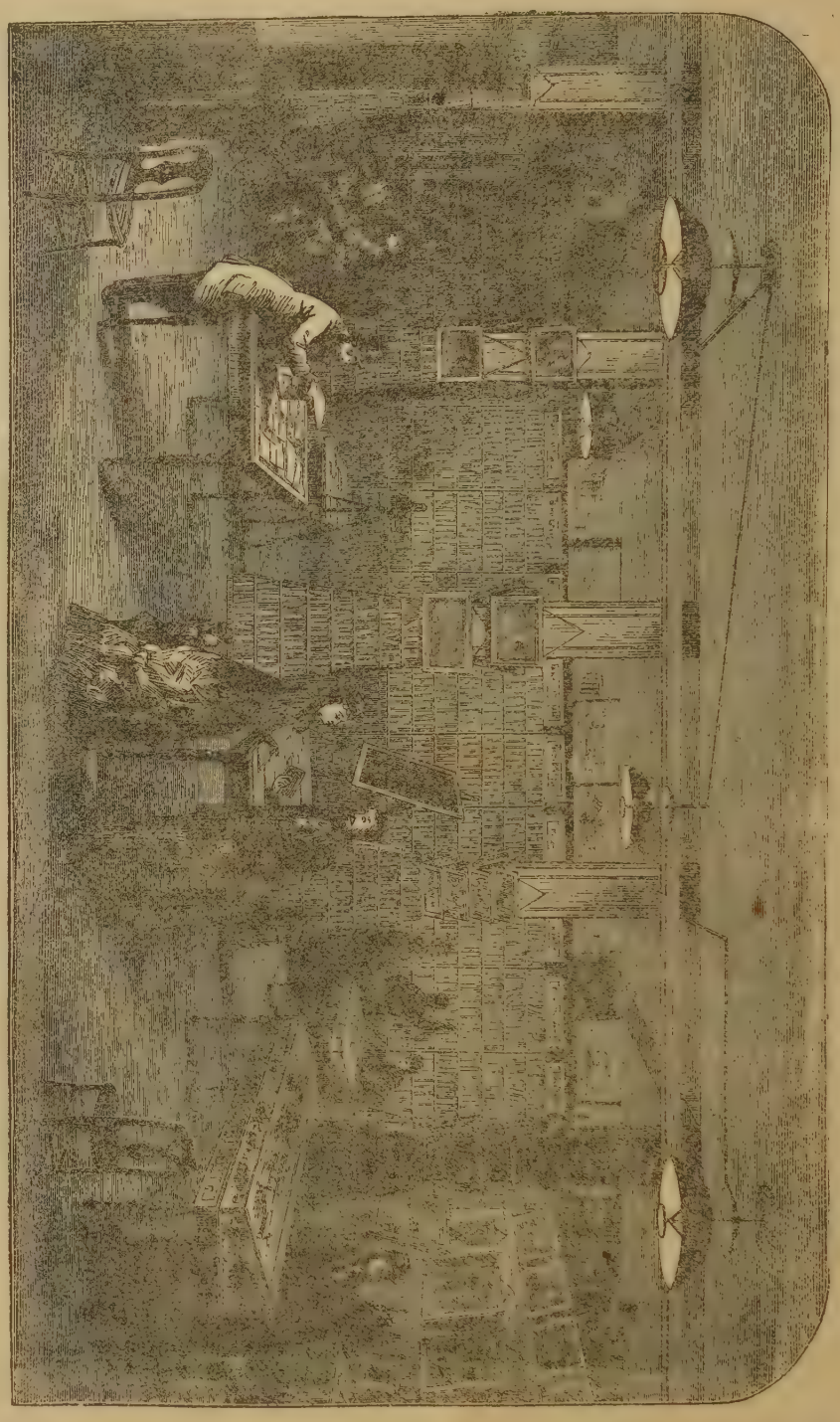
Dreimal täglich, Morgens, Mittags und Nachmittags, kommt der Mann im blauen Frack mit den Postsachen. Nach Empfang derselben werden die Briefe, Zeitungen 2c. sortirt und die Sachen der Editoren mit dem Postelevator sogleich „himmelan" gesandt. Sobald die obengenannte Schelle das Signal gibt, hört man Fußgetrappel auf dem Corridor, Schlüssel drehen sich und—was heraus kommt, wird anderwärts näher beschrieben werden. Für die in der Anstalt beschäftigten Arbeiter und Künstler jeglichen Ranges ist unten ein besonderer Postkasten angebracht, in welchen ihre Sachen eingelegt werden. Die für den Verwalter eingegangenen Briefe werden sogleich von ihm geöffnet und gelesen. Er selbst liest alle an ihn adressirten Briefe; nur wenn er wegen Abwesenheit oder Krankheit genöthigt ist, dieselben andern Händen anzuvertrauen, geschieht dasselbe vom Buchführer, Bruder F. Hoffmann, welcher seinen Posten mit Fähigkeit und der größten Zuverlässigkeit verwaltet. So wie die Briefe gelesen sind, werden sie drei verschiedenen Departements zugewiesen. Ein Theil derselben kommt an den Haken für den Buchführer, ein anderer Theil an den für die Bücherclerks und wieder ein anderer Theil an den Haken (gehängt werden sie alle) für die Zeitungsclerks. Nachdem der „werthvolle Inhalt" der Geldbriefe in Nummero Sicher untergebracht und der Betrag mit rothem Stift darauf (auf dem Brief) angemerkt ist, gehen dieselben dem Buchführer zu, damit er den Betrag in die Bücher einträgt. Alles eingehende Geld wird vier Mal registrirt: zuerst auf den Briefen, dann in der Briefliste der Wochenschriften; drittens in einer Geldtabelle und viertens in den Büchern. Enthalten Briefe Bestellungen für Bücher und Zeitungen zugleich, so müssen dieselben in das eine Departement wandern und dann aus demselben in das andere Departement gebracht werden, damit Alles richtig besorgt wird. Daraus erhellt auch, wie vortheilhaft es wäre, wenn die Bestellungen je für sich separat gemacht würden. Die Zusammenstellung der Orders auf einen Bogen ist auch oft die Ursache, warum Bücher so verspätet gesandt werden, weil die Bestellung sich einstweilen noch im andern Departement befindet. Würden die Besteller das beim Aufschreiben ihrer Orders bedenken und die Angaben gesondert halten, so würde manche Unannehmlichkeit vermieden. Sogleich, nachdem die Briefe gelesen sind, werden sie in die Briefliste eingetragen; die deutschen in die für den Chr. Botschafter, die englischen in die für den Ev. Messenger.

Ueber die einlaufenden Briefe ließe sich Mannigfaltiges sagen. Es laufen deren, diejenigen für die Editoren 2c. nicht eingerechnet, jährlich etwa 22,000 in der Amtsstube des Verwalters ein. Wollten wir dieselben hier zum Gegenstande des Anschauungsunterrichts machen, so kämen manche humoristische Winkelzüge zum Vorschein. Doch das würde nicht mit unserer Ansicht von guten Sitten harmoniren, deßhalb soll es unterbleiben. Genüge es zu sagen: Es kommen deutsche und englische, lange und kurze Briefe; Briefe, die sehr höflich sind, und solche, welche sich Das nicht nachrühmen lassen. Manche der Briefe sind streng geschäftlich; andere machen einen weiten Umweg, ehe sie „ins Geschäft" kommen. Hin und wieder kommen Lobebriefe (Raritäten); oft auch Tadelspatronen aus dem Zündnadelgewehr eines Unzufriedenen. Manche der Briefe flößen mit ihrer schönen Schrift und dem gediegenen Inhalt Respect ein; andere enthalten eine Combination von Hieroglyphen, welche die Brille des gelehrtesten Philologen kaum zu entziffern im Stande ist.

3. Ein Tag aus dem Leben des Verwalters.

Da ich eigentlich oben schon in dieses Fahrwasser gerathen bin, so dachte ich, es möchte dem Leser nicht uninteressant sein, etwas über die Routine des Alltagslebens des Verwalters zu vernehmen, wozu er mir natürlich den Text geliefert hat. Morgens um sieben Uhr läßt die Dampfpfeife ihren schrillen Pfiff erschallen. Und welch ein Pfiff ist das! Wer seine Nerven prüfen will, darf sich nur neben die Dampfmaschine stellen, wenn der gellende Schrei ertönt. Die Schläfer fahren aus dem Schlafe empor, die Leute beim Frühstück halten mit dem Bissen inne, mit welchem sie eben unterwegs zum Munde wa-

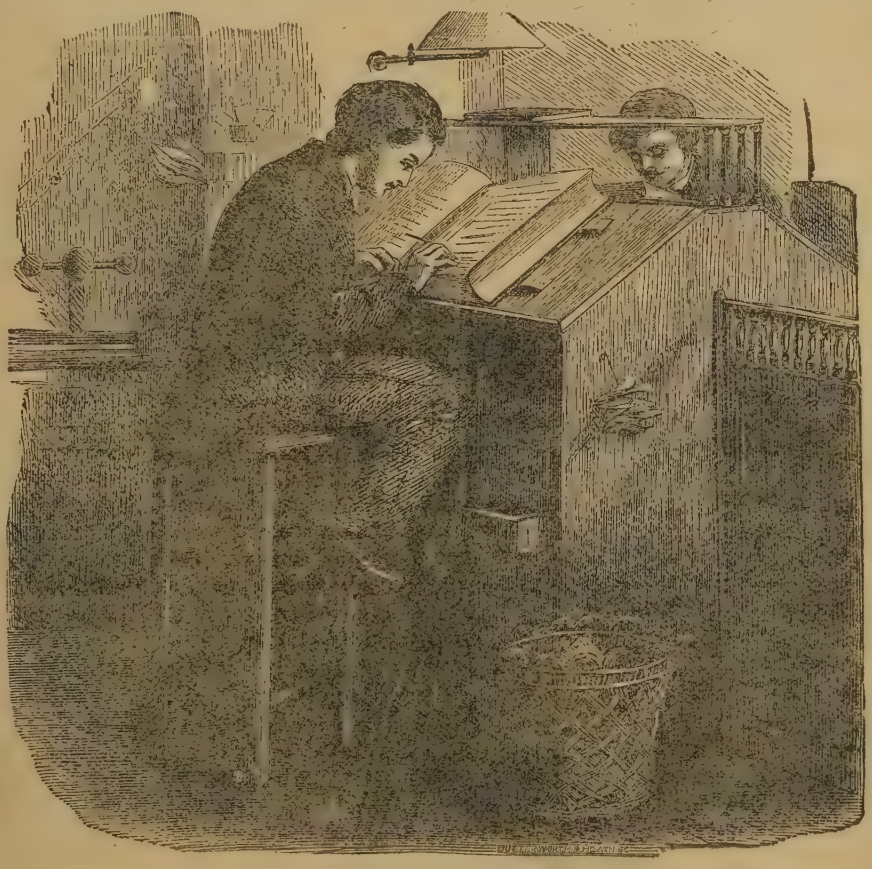
ren; die Kranken werden kränker, die Pferde werden scheu, die Arbeiter ziehen unwillkürlich ihre Hände aus der Tasche, und die übrigen Leute, welchen nicht Hören und Sehen vergangen, wünschen, daß sich die Pfeife möglichst kurz fassen möge. Jetzt macht der Verwalter seinen Rundgang durch die Anstaltsgebäude, um nachzusehen, ob Alles seinen richtigen Gang geht und Jedermann auf seinem Posten ist. Um acht Uhr trifft dann die Vormittagspost ein und er setzt sich an sein Pult, um dieselbe zu lesen. Da kommt nun, wie schon oben angedeutet, allerlei Neues zum Vorschein. Besonders interessant sind oft die Bezeichnungen des Verwalters in den Briefen. Er wird angeredet als Bruder, Herr, Freund, Mitwanderer zur Ewigkeit, Verwalter, Buchhalter, Buchverwalter, Hauptbuchverwalter, Professor, Editor, Evangelische Gemeinschaft, Herr Pfarrer, Pastor, Herr College, Herr Amtsbruder, Rev., D. D. ꝛc. ꝛc. Doch stört dieses seine Gemüthsstimmung wenig, denn die liebe Gewohnheit überbrückt manchen Zwischenraum. Auch ist er unter den Briefen so zu Hause, daß er an der Handschrift schon die meisten der Schreiber kennt—besonders solche, welche gern mit aufgehobenem Zeigefinger kommen.



Der Buchladen.

Noch sind die Postsachen nicht alle nachgesehen, so kommen schon allerlei Besucher. Die Avantgarde derselben bilden gewöhnlich die Feuer- und Lebensversicherungsagenten. Dann folgen Pressenfabrikanten, Kohlenhändler, Oelhändler, Papiermüller, Verleger, Buchhändler, Buchagenten u. s. w. Nun kommt eine arme Frau, deren Sohn gerne das Drucker- oder Buchbindergeschäft lernen möchte. Ihr auf dem Fuße folgt ein Mann, welcher Arbeit sucht und froh ist, daß er keine findet. Diesen löst ein vagirender Invalide ab, der alle möglichen Schlachten mitgemacht haben will und deßhalb glaubt, alle Leute seien verpflichtet, ihr Scherflein dazu beizutragen, daß es ihm am täglichen—Bier — nicht fehle. Ein solcher fahrender Schüler in sieben brodlosen Künsten kam unlängst in die Office und verlangte ein Almosen. Da er aber, wie jener schwäbische Schultheiß von dem Geruch einer Seifenfabrik ans Oberamt berichtete, „sehr schmackhaft" war, und zwar nach Bier, so wurde er abschläglich beschieden. Das empörte aber seinen Bettelmannscharakter so sehr, daß er entrüstet fortging und sagte, nun

wolle er auch nicht mehr zur Evangelischen Gemeinschaft gehören, sondern von Stund an lutherisch werden. Da sieht man, wie man mit der besten Absicht Leute in Versuchung bringen kann, daß sie die Kirche verlassen. Ja, die bösen Leute! Andere Kunden und Petitoren folgen. Da kommt ein Mann, der fragt, ob man denn hier auch Zwiebeln zu verkaufen hätte. Andere wünschen Auskunft wegen Bücher, Zeitungen 2c. Plötzlich pfeift der Vormann aus dem Preßzimmer durchs Sprachrohr und macht Fragen. Kaum sind dieselben beantwortet, so läßt sich der Vormann im Setzerzimmer eben so „pfiffig" vernehmen. Und da bekanntlich aller guten Dinge drei sind, so intonirt der Vormann aus der Binderei in das Pfeifenconzert und begehrt ebenfalls Auskunft und Anweisung. Daß darüber zwei Stunden hingegangen, wird den geneigten Leser gewiß nicht wundern. Also zehn Uhr; die Zeit in die Bank zu gehen und sonstige Geschäfte in der Stadt zu besorgen. Der Nachmittag wird dann mit Briefelesen, Correspondiren und dgl. zugebracht, bis es Abend geworden und der Tag sich geneiget hat.



Der Buchhalter an der Arbeit.

4. Sonstige Geschäfte in diesem Departement.

In der Office des Verwalters ist auch der Standort des Hauptbuchführers. Sein Geschäft ist, alle Einträge zu machen; deßhalb gehen alle Documente, welche sich auf Einnahmen und Ausgaben beziehen, durch seine Hand; denn es muß nicht nur jeder Posten pünktlich eingetragen werden, sondern auch der Barrechnungsausgleich, welcher jeden Abend gemacht wird, muß pünktlich stimmen. Auch hat er alle Rechnungsbücher in Ordnung zu halten und die Anzeigen, welche bezahlt werden, sowie noch andere Geschäfte zu besorgen, woraus zur Genüge erhellt, wie verantwortlich diese Stelle ist.

Die Erneuerung der Zeitungsunterschriften wird von einem eigens dazu angestellten Clerk besorgt, welchem je nach Bedürfniß die erforderlichen Gehülfen beigegeben werden. Am Ende des Jahres, wenn die Zeitschriften alle erneuert werden, hält es vier Mann beschäftigt, diese Arbeit gehörig zu versehen. — Zur näheren Erklärung sei hier bemerkt, daß die volle Adresse eines jeden Abonnenten, mit Angabe der Zeitdauer seiner Subscription in Druckschrift aufgesetzt ist und bleibt, bis die betreffende Zeitschrift gekündigt wird, (wovor uns der Himmel bewahre, daß es je geschehe). Diese Adressen sind dann regelmäßig in Listen geordnet; jeder Staat für sich und die Postömter in demselben, wohin die Zeitungen gehen, in alphabetischer Reihenfolge arrangirt. Diese Listen werden dann bei jeder neuen Ausgabe der betreffenden Zeitschrift, worauf sie sich beziehen, abgedruckt, und die Namen von neuen Abonnenten werden am Rande dieser Liste nach ihrer regelmäßigen Reihenfolge beigefügt. Bei der Erneuerung eines Abonnements wird einfach der Name des Unterschreibers aufgesucht und demgemäß bezeichnet. Das Allerunangenehmste was auf diesen Subscriptionslisten geschehen kann, ist — wenn man den Namen eines alten Abonnenten streichen muß. — Diese so corrigirte Liste geht dann in die Setzerstube, wo die nöthigen Veränderungen gemacht werden; nun wird die Probe gelesen, damit alle Irrthümer möglichst vermieden werden. Die Abdrücke von diesen Formen werden dann gebraucht, um die betreffenden Publikationen zu adressiren, welches später noch näher beschrieben werden wird. In dieser Office werden auch die Bestellungen für Druck- Electrotypir- und Buchbinderarbeiten entgegengenommen. Selbstverständlich geht in dieser Office auch das Geld ein und wird gezählt, wenn's kommt, — ja wenn's kommt — und wird wieder gezählt wenn's geht. Daher haben sich natürlich Alle, welche Geld von der Anstalt zu fordern haben, hier zu melden. Samstag ist Zahlung, wo die Arbeiter „empfangen, was ihre Thaten werth sind." Daß man dann fröhliche Gesichter sehen kann, ist natürlich. Zur

Bezahlung des Wochenlohns ist wöchentlich, ohne die Ansprüche der Beamten, eine Summe von etwa $600 erforderlich.

In dem Buchladen arbeitet der Vormann des Bücherdepartements mit seinen Gehülfen. Sowie Bestellungen auf Bücher einlaufen, werden sie diesem Vormann übergeben, welcher dann Sorge zu tragen hat, daß die bestellten Artikel ausgewählt, verpackt und versandt werden. Auf vorhandenen langen Tischen wird die Waare ausgelegt und pünktlich in die Bücher eingetragen, ehe sie ihre Reise in die Ferne antritt. Sachen, welche per Post geschickt werden, müssen vorher gewogen und gestempelt werden. Die Packete, welche per Expreß versandt werden, holen die Expreßboten regelmäßig ab. So werden im Jahre etwa 4500 Packete per Post und 2000 per Expreß befördert; wohingegen nur etwa 150 per Fracht abgehen.

Die auf Lager befindlichen Bücher sind vorsichtig classifizirt und in ihrer Ordnung aufgestellt, so daß ohne Mühe jedes Buch bald gefunden werden kann. Ueberhaupt ist es das Bestreben des Verwalters, Alles in bester Ordnung zu halten, damit die Waaren nicht nur in einem guten Zustande erhalten werden, sondern auch das Aussehen des Buchladens einen möglichst günstigen Eindruck macht.

Tritt man von Woodland Avenue in den Hauptladen ein, so sieht man rechts eine ganze Bildergallerie von colorirten Wahlsprüchen, Stahlstichen und Gemälden aller Art, vom Bismarck bis auf den Ysop, der aus der Wand wächst. Daneben steht ein schöner Bücherschrank, welcher voll des köstlichsten Inhalts ist. Er enthält Schätze, köstlicher als alle Banken Rothschilds—Schätze, mit welchen hauptsächlich der innere Bau der Ev. Gemeinschaft aufgeführt wird. Es befinden sich in demselben nemlich lauter Bibeln. In den verschiedensten Ausgaben und Formaten ist da das „Brod des Lebens" feil, von der großen Quartobibel im schillernden Prachteinband bis herab zum Zehncents-Testamentchen des Sonntagschülers. Auf derselben Seite, weiter nach hinten, befinden sich theologische und wissenschaftliche Werke in der englischen Sprache, sowie englische und deutsche Schulbücher.

An der entgegengesetzten Seite sind die Sonntagschulbücher in langen glänzenden Reihen massenweise aufgereiht; deutsche und englische schön und friedlich neben einander. Der Vorderthüre gegenüber, im Hintergrunde des Ladens, befinden sich die importirten Werke, welche so mannigfaltig und reichhaltig auf Lager sind, daß man wohl kaum in Amerika eine bessere Auswahl deutscher theologischer Werke finden kann. Daneben stehen Exemplare von deß Publikationen unseres eigenen Verlags. Der übrige Vorrath von Büchern ist theils im Basement, theils im dritten und vierten Stockwerk aufgespeichert.

In der Mitte des Ladens befinden sich zwei lange Reihen Tische, auf welchen eine Anzahl Schaukästen mit dem allerverschiedensten Inhalte stehen: Albums, Stereoscopen, Schreibmaterialien und sonstige schöne Sachen groß und klein, wie sie der Hirt zum Thor hinaustreibt. Daneben liegen Bilderbücher von aller Form und Qualität, von der prachtvollsten Naturgeschichte mit colorirten Tafeln bis herab zum burschikosen Struwelpeter. Die vielen Schubläden sind mit Notizbüchern, Couverts u. dgl. angefüllt.

Die Buchanstalt bildet so eine Art geistiges Hauptquartier, wo man gegenseitig Gedanken austauscht und Bücher einkauft, die sich vornehmlich auf die Betreibung und Entwickelung des Reiches Gottes beziehen. Aber nicht nur die Prediger unserer eigenen Kirche erfreuen uns hier mit ihren Besuchen, um sich mit geistigen Nahrungsmitteln zu verproviantiren; sondern auch Prediger anderer Benennungen beehren uns, aus derselben Ursache, hier sehr oft mit ihrer Gegenwart. Erst neulich beobachtete ich ein eigenthümliches Kleeblatt in der Amtsstube des Verwalters: Der katholische Redacteur von „Maria Hilf" saß gemüthlich auf einem Stuhl; am Pult des Buchführers erledigte Rabbi Dr. H. seine Geschäfte, während in der Thüre ein Prediger der Bisch. Meth. Kirche seine Erscheinung machte. Bisweilen werden auch ganze Committeen von ihren resp. Sonntagschulen hergesandt, um eine geeignete Bibliothek für die Schule auszuwählen.

Soviel für diesmal über diese Branche des Geschäfts. Im Märzheft wird eine Abhandlung nebst Illustrationen erscheinen, welche das editorielle Departement behandelt.

Kopernikus.

Von Schwarzwälder.

Es wundert mich, ob die Leser des Magazins alle bekannt sind mit der Geschichte des Mannes, dessen Namen hier obenan steht? Dann wundert mich noch, ob nicht wohl noch hie und da Einer ist, der den Kopf schüttelt und zweifelt, wenn er liest, was der Mann für eine neue Lehre in die Welt gepflanzt hat. Kopernikus ist der Name des Mannes, der sich getraute zu behaupten, daß die Sonne stillstehe und die Erde sich bewege!

Vor ihm mögen Andere schon so geglaubt haben, aber sie fürchteten sich es zu behaupten, aus Furcht vor dem Narrenhaus. Kopernikus aber hat es behauptet und noch mehr; er hat es bewiesen, daß es so sein muß und nicht anders sein kann. Ob nun alle meine Leser ihm glauben, lassen wir dahin gestellt, genug, es gibt heute noch Leute wie damals: sie behaupten, daß sie es gerne glauben würden, wenn es nur nicht gegen die Bibel wäre.

Nikolaus Köpernik — so heißt er auf gut Deutsch, denn das Copernicus haben ihm die Lateiner angehängt; aber bei Weitem nicht der Papst, als er ihn kanonisirte, denn Kopernikus steht noch nicht unter den Heiligen im Kalender. Er war ein geborener Preuße, von Thorn; den 19. Februar 1473 geboren. Ueber seinen Vater ist man nicht im Reinen; Einige sagen, er sei Bäcker gewesen, Andere ein Rathsherr, und noch Andere ein Kaufmann. Die Magazinleser mögen nun nehmen, was sie wollen; aber eins ist gewiß, sein Onkel, Lukas Watzelrode, war Bischof von Ermelande. Dieser nahm ihn zu sich, als er zehn Jahre alt war, und sandte ihn in die Schule. Im achtzehnten Jahre bezog er die Universität und studirte Theologie und Mathematik. Im dreiundzwanzigsten Jahre ging er nach Italien und wurde Arzt und Astronom. Als er wieder nach Deutschland kam, wurde er ordinirt zum Priester, und sein Onkel verhalf ihm zur Stelle eines Kanonicus am Domstift zu Frauenberg; hier lebte er des Tages seinem Beruf als Geistlicher und Arzt, aber Nachts saß er auf dem Thurm des Domes und guckte nach den Sternen; die Instrumente machte er selbst aus Holz. Für sich selbst war er bald im Rei-

nen wegen der Erdbewegung, aber erst nach langem Zögern gab er den Bitten seiner Freunde nach, ein Werk darüber zu veröffentlichen. Dieses Werk erschien aber erst, als sein Verfasser schon auf dem Todbette lag; er konnte nicht mehr sprechen, nur das Aufleuchten des matten Auges zeigte seine Freude. Nach seinem Tode bauete ihm die Stadt Krakau ein Denkmal in der St. Annekirche mit der Inschrift: "Sta sol, ne move are!" „Stehe, Sonne, bewege dich nicht!" Während seines Lebens nahm er etlichemal hervorragende Stellungen ein; er war einigemal Landtagsmitglied im preußischen Hause.

Kopernikus war einer der edelsten Menschen, die je gelebt haben; er selbst war so glücklich, der Verfolgungswuth nicht anheimzufallen, die später über seine Anhänger und sein Andenken hereinbrach. Als Geistlicher wartete er seines Amtes, doch blieb er jener großen Bewegung der Reformation fremd; das Firmament fesselte sein Gemüth nach Oben.

Als Arzt ward er viel gesucht, besonders von den Armen, denen er die Arznei gewöhnlich schenkte.

Es ist hier noch zu bemerken, daß das Kopernische Planetensystem schon einmal gelehrt wurde, aber nicht bewiesen, weßhalb es verloren ging. Im Jahr 1616 verdammte der unfehlbare Papst Paul V. den Kopernikus mit seinem ganzen System; aber im Jahr 1821 hob ein anderer gleich Unfehlbarer, Papst Pius VII., jenes Urtheil wieder auf. Seither bewegt sich die Erde ruhig in ihrem Rundgang.

Aus der alten Heimath.

Correspondenz von J. Berger.

Lieber Br. Horn!

Da ich das Ev. Magazin seit seinem Bestehen lese, aber selbst noch nie etwas dafür geschrieben habe, so möchte es mir mit deiner Erlaubniß gestattet sein, nun in der Form einer Correspondenz deinen Lesern etwas vom alten Vaterlande mitzutheilen.

Vor einigen Wochen besuchte ich auch wieder dein und Br. Schneiders Heimathsland, nemlich das Siegerland, kam aber nicht in deinen Geburtsort, weil mir die nähere Auskunft bezüglich deiner Verwandten fehlte. In Eiserfeld predigte ich zu einer zahlreichen und andächtigen Versammlung. In Niederschelten wurde meine Bestellung durch Mißverständniß vereitelt. Was mir ganz besonders gut im Siegerlande gefällt, ist das offene, biedere Wesen der Leute und der herrliche Gesang. Nirgends habe ich noch einen besseren Gesang gehört als daselbst. Wie dir bekannt sein wird, so besteht schon seit etlichen zwanzig Jahren ein Evangelischer Verein des Siegerlandes, dessen Aufgabe es ist, „innere Mission" zu treiben. Die Arbeit dieses Vereins blieb auch nicht ohne Segen, indem wohl schon Tausende durch denselben zu der Erkenntniß der seligmachenden Gnade geführt wurden. Gegenwärtig ist nun eine bedeutende Bewegung unter den Gliedern dieses Vereins, sich in eine selbstständige von der Landeskirche getrennte kirchliche Gemeinschaft zu organisiren. Verschiedene Ursachen scheinen diese Bewegung hervorgerufen zu haben. Bisher waren die Glieder dieses Vereins mit der Staatskirche verbunden, gingen da zum heil. Abendmahl, ließen da ihre Kinder taufen und waren wohl der Landeskirche ihre besten Glieder. Nun aber will besonders der jüngere Theil dieses Vereins nicht mehr so mit dem großen Haufen der Welt zusammen kirchliche Gemeinschaft machen, sondern möchten viel lieber nach dem Worte Gottes einer Gemeinde, wo die Sacramente nach Gottes Wort verwaltet, das Evangelium in der Kraft verkündigt, und christliche Zucht und Ordnung gehalten wird, angehören. Auf der andern Seite sind es hauptsächlich die Darbisten oder „Plymouth Brüder," die im Siegerlande zu einer bedeutenden Macht geworden sind und gänzlich von der Landeskirche getrennt ihre eigenen Gemeinden haben, und bisher die Frucht des Ev. Vereins in ihre Scheune sammelten, welche besagten Verein auch fast nöthigen, voran zu gehen und zu einer Selbstständigkeit zu gelangen. Diese Darbisten haben besonders hier in Rheinpreußen, durch die Arbeit der verschiedenen landeskirchlichen Vereine, welche sich nur mit „innerer Mission," aber nicht mit Organisirung selbstständiger Gemeinden befassen wollten, vorbereiteten Boden gefunden. Denn nach dem die Leute nun mal erleuchtet, wenn auch noch nicht wahrhaft gläubig sind, werden sie gewöhnlich mit den verfallenen Verhältnissen der Staatskirche unzufrieden, suchen etwas Besseres, und da bisher keine feststehenden kirchlichen Gemeinschaften vertreten waren, bei denen sie ihre Bedürfnisse hätten befriedigen können, so war der Darbismus ihre einzige Zuflucht. So weit ich Gelegenheit hatte diesen Darbismus zu prüfen, so muß ich gestehen, daß er mir als eine gefährliche Carricatur auf religiösem Gebiete erscheint. Sie geben vor, die wahre Versammlung oder Kirche der letzten Zeit zu sein; haben keinen Beruf zu missioniren unter den Ungläubigen, sondern nur die Gläubigen „zu sammeln," daher sie denn auch am liebsten ernten, wo Andere gesäet haben. Was aber das Gefährlichste bei ihnen ist, ist die Lehre, daß der Wiedergeborene zwei Menschen, den alten und den neuen Menschen besitze, und daß der alte Mensch immer fort sündige, der neue Mensch aber nie sündigen könne und auch für die Sünden des alten Menschen nicht verantwortlich sei. Diese Lehre hat nun die Folgen, daß man sich ganz ruhig den Lüsten des Fleisches und den Begierden des alten Menschen überläßt, den alten Menschen nicht tödtet und auszieht, sondern einfach mit dem Verdienst Christi zudecken will und also Christi Verdienst zum Deckel der Bosheit macht. „Durch Christum sind wir ganz frei, ganz heilig," sagen sie, ohne zu beachten, daß auch diese Freiheit eine wirkliche, praktische und subjektive sein muß.

Oft hört man sie Römer 8, 1. so anführen, wo sie aber den zweiten Theil des Verses ganz weglassen, weil sie offenbar von einer gänzlichen Heiligung, nach Leib, Seele und Geist nichts wissen wollen. Bei all diesen gefährlichen Auswüchsen trifft man jedoch unter ihnen recht fromme und ernste Christen, die aber gewöhnlich ihre Lehre selbst noch nicht so durch und durch verstehen, und noch weniger eingeweiht sind; hingegen scheinen Diejenigen, die einmal recht in diesem Irrthum befangen sind, gewöhnlich auch ziemlich oberflächlich und leichtsinnig im Leben zu sein.

Gegenüber diesen vielen und gefährlichen Ansichten bezüglich der Heiligung, ist es wohl die Aufgabe der Ev. Gemeinschaft mit ihrer Bundesgenossin, der Methodistenkirche, auch in Deutschland die Lehre von der wahren und schriftmäßigen Heiligung zu vertreten, und zum Siege zu führen. Vor einem Jahre schien es, als ob diese Lehre, welche eine Centralwahr-

heit des Wortes Gottes und auch des Methodismus ist, durch die Wirksamkeit P. Smiths mit einem Mal auf den Thron erhoben würde; allein wie ein Komet ist dieser Mann am Kirchenhimmel Deutschlands erschienen, und auch wieder verschwunden. Zu einer allgemeinen Umwälzung der bisherigen Ansicht bezüglich der Heiligung unter den Landeskirchlichen, ist es noch nicht gekommen. Und doch hat die Wirksamkeit P. Smiths noch seine segensreiche Nachwirkungen; manche der durch ihn Angeregten suchen und dringen nun weiter und stellen sich auf den Standpunkt, den auch wir schriftgemäß einnehmen.

Orwigs Heilsfülle hat in dieser Umgegend schon Manchen zum richtigen Begriffe der Sache gebracht; und ich lebe der Ueberzeugung, daß dieses kernige Buch den Schriften Smiths in noch vielen Familien folgen, und großen Segen stiften wird. Mit meinem Besuch im Siegerlande verband ich auch eine Missionsreise ins Kurhessische. Da traf ich zu meiner Freude eine evangelische Gemeinde, von der wir bisher nichts wußten, die schon seit etlichen zwanzig Jahren besteht, und durch zwei Laienbrüder unserer Gemeinschaft, Namens Hetche, gegründet wurde. Es scheinen ernste, kindlichfromme Leute zu sein, die schon wegen ihres Glaubens Vieles leiden mußten. Was eigentlich die Ursache ist, daß die Gründer dieser Gemeinde so ohne alle Verbindung mit der Ev. Gemeinschaft, deren Glieder sie doch waren, hier ihre Arbeit betrieben und fortsetzten, kann ich eigentlich nicht recht sagen, hoffe aber es kann hier mit unserer Hessen-Mission der Anfang gemacht werden. Mir schien es, als sollten wir ohne Verzug im Kurhessischen eine Mission anlegen.

Am 12. Nov. wurde auch unsere erste Kirche in Preußen, zu Mühlheim a. d. R., eingeweiht. Es war ein rechter Segenstag. Die Brüder Gülich und Beck schwangen das Schwert des Geistes kräftig, und es gab unter den vielen Hunderten viele Verwundeten, die seither den Heiland der Welt mit Ernst suchen. Einige haben ihn auch schon gefunden, worunter ein Katholik, der sich hoch im Genuß der Gnade erfreut.

Bei den Bekehrungen gibt es hier mitunter wunderbare Ereignisse. Hier nur eins: Die Frau eines Bergmanns wurde durch das Lesen des Wortes Gottes erweckt, die bis dahin ein sehr weltlustiges Leben führte. Der Mann erzählte eines Tages im Bergwerk seinen Kameraden, daß seine Frau mit einem Mal so still geworden sei, viel weine und fast immer in der Bibel lese; was das noch mit ihr werde, wisse er nicht. „Ei," sagten ihm seine Collegen, „die ist ‚Fine'*) geworden, das mußt du nicht zugeben, sonst ist dein ganzes Lebensglück mit ihr verloren." „Ich will dir," sagte ein Nachbar, „etwas zum Lesen mitgeben, das mache sie dir vorlesen, dann werden ihr die Grillen schon wieder vergehen." Der Mann kam nun mit einem ganzen Pack Romanen des Abends nach Hause und gebot der Frau, ihm diese vorzulesen. Die Frau schaute betrübt drein und wagte es nicht zu widersprechen, sondern fing geduldig zu lesen an, übersprang aber jede andere Zeile und las schnell darauf los. Eine Zeitlang hörte der Mann, der selbst nicht lesen konnte, mit sichtlichem Behagen zu, aber endlich wurde es ihm doch zu viel. „Ich weiß nicht, was sind denn das für Schriften," sagte er. „Warum?" frug seine Frau. „Ei, ich kann ja gar nichts davon verstehen, das ist ja Alles durcheinander," entgegnete er. Die Frau las aber ruhig weiter, bis endlich der Mann ganz ungeduldig wurde und ihr befahl „das tolle Zeug" bei Seite zu werfen. Dann machte die Frau den Vorschlag ihm etwas aus der Bibel vorzulesen, worauf er einwilligte. Sie las und siehe, das konnte er alles verstehen und heute geht er mit ihr in unsere Versammlungen und wird hoffentlich auch bald Jesum finden.

Grüßend Dein ꝛc.

Joh. Berger.

*) Mit dem Ausdruck „Fine," was eigentlich „Feine" bedeuten soll, werden dort alle Leute bezeichnet, welche ein frommes, eingezogenes Leben zu führen suchen. Die Red.

Blicke in den schwarzen Erdtheil.

Von J. J.

Afrika wird sehr oft als der „schwarze Erdtheil" bezeichnet, wahrscheinlich aus zweifacher Ursache: erstlich von wegen der schwarzen Hautfarbe der Bewohner dieses Welttheils, und aber hauptsächlich von wegen der dort immer noch herrschenden Nacht des Heidenthums. Nehmen wir eine Missionskarte zur Hand, so sieht man beim ersten Anblick an den schwarzbezeichneten Stellen, daß beinahe die ganze südliche Hälfte dieses bedeutenden Continents noch dem abscheulichen Götzendienst angehört. Die andere Hälfte bildet sodann die 200 Meilen breite und über 120,000 Quadratmeilen umfassende ungeheure Wüste Sahara. Das schwarze Feld des Heidenthums auf der Karte ist da und dort mit einer geringen Anzahl rother Pünktchen übersäet, wodurch der bisherige Erfolg der Evangelisation und der Mission bezeichnet ist.

Mit der Erforschung Afrikas hatte es bis heute einen überaus schwierigen und nur langsamen Gang gehabt. „Aber die Zeit ist gekommen," sagt Schauenberg in seinem Werk: „Reisen in Centralafrika," Bd. I, S. 3, „wo die Erdkunde der unabläßigen Ausbreitung des Weltverkehrs und der Bildung die Wege bahnend, auch die letzten undurchforschten Gebiete unseres Erdballes zu erhellen verspricht. Bis auf die öden Tiefen des jüngsten Continents: Neu-Holland, bis auf die fast unzugänglichen Höhen und Klüften in den Gebirgsländern und die wüsten Steppen auf den Hochflächen Asiens, bis auf die grauenvollen, eisigen Einöden des äußersten Nordens und Südens, an denen mit eiserner Ausdauer der Forschungs- und Entdeckungsgeist sich abmüht, liegen alle Theile der Erde offen vor uns da—und nur Afrika spottet bisher, wie jene fast unerstürmbaren Bollwerke der Natur, der Wißbegierde und Neugierde der Menschheit. Und doch streckt sich Tausende von Meilen lang sein Küstensaum durch vielbefahrene Meere; es fehlt nicht an trefflichen Hafenplätzen, breite Ströme versprechen, die Schiffe bis tief in das Innere zu führen, herrliche Produkte locken den Kaufmann, weite fruchtbare Strecken verheißen dem fleißigen Ansiedler reichen Ertrag, viele Millionen bildungsfähiger und bildungsbedürftiger Menschen harren dem Einzuge jener friedlichen Eroberer, der aufopfernden, hingebenden Boten des Evangeliums und ihrer milden Lehre entgegen."

So schrieb Schauenberg im Jahre 1859, wobei natürlich die von dem berühmten Afrika-Forschenden David Livingstone gemachten Entdeckungen auf seinen späteren Expeditionen von 1865—1872 noch in Betrachtung zu nehmen sind, in welchen

er soweit in das Innere von Afrika vordrang, wie es bis dahin noch kein Europäer gewagt hatte. Uebrigens aber behält die Aussage des erwähnten Schriftstellers wesentlich noch immer ihre Richtigkeit.

Afrika hat, wie Amerika, seine Entdeckungsgeschichte, die sich bis auf das fünfte Jahrhundert und noch früher zurückdatiren läßt. Jedoch seien hier nur die bedeutendsten Entdeckungsreisen, bei welchen es hauptsächlich darauf abgesehen war, oder doch wenigstens bahnbrechend dazu diente, das Missionswerk zu betreiben, oder das dort so furchtbar herrschende Uebel des Sklavenhandels zu entfernen erwähnt. Unter diesen Entdeckungsreisen sind dann vorzüglich die von Mungo Park von 1795—1806, und die seiner Zeitgenossen Houghton, Denham, Oudney und Clapperton, späterhin Lander, und noch später Richardson, Barth, Overweg und Vogel hervorzuheben.

Unter allen diesen südafrikanischen Reisenden ist David Livingstone wohl der größte. Seine Reisen umfassen mit geringen Unterbrechungen einen Zeitraum von 29 Jahren (von 1840—1869). Vom Kap der guten Hoffnung her drang er durch die Kalahariwüste in das Herz Südafrikas vor, entdeckte den oberen Lauf des Zambesi und dessen Naturwunder, die Victoriafälle. (Siehe Abbildung im Heft 1 v. Jahrg. des Ev. Mag. S. 20.) Hierauf durchzog er den ganzen Südcontinent, ein Mal nach Westen bis Loanda, an der Küste des atlantischen Oceans, dann den Zambesi abwärts bis Kilimane, am Canal Mosambik. Auf einer zweiten großen Reise erforschte er den Schire, einen Nebenfluß des Zambesi, sowie den Njassa-See, den 1859 gleichfalls der deutsche Albert Roscher erreichte. Im Jahre 1844 hatten sich bei Mombas, an der Küste des indischen Oceans, die deutschen Missionare Krapf, Rebmann und Erhardt niedergelassen und Forschungsreisen in das Innere unternommen. Eine große Anzahl anderer Afrikareisenden könnte noch genannt werden, welche alle die Wissenschaft durch wichtige Entdeckungen bereicherten. Am meisten aber lernen wir, mit Bezug auf die neuere Geschichte, aus Livingstones Werken.

Ueber den Culturzustand sei nur kurz erwähnt, daß trotz einer mehr als dreihundertjährigen Wirksamkeit, die mit großem Aufwand an Geld und Thatkraft betriebenen christlichen Missionen, in deren Interesse viele tüchtige Männer ihr Leben bei dem wenig Dank einbringenden Werke des Missionsdienstes lassen mußten, doch im Ganzen nur äußerst geringe Erfolge erzielt haben. Desto mehr aber greift von Jahr zu Jahr in ganz Afrika der Muhamedanismus um sich, welcher ganze heidnische Negerreiche wie im Fluge erobert, schon aus dem einen Grunde, weil er die in Afrika heimische Vielweiberei gestattet. Manche wohlthätige Folgen aber erwartet man bei einer späteren Einlenkung des Landes zur Gesittung, von dem culturfördernden Einfluß des Handels, wodurch ein viel näherer Verkehr zwischen den Wilden und den civilisirten Völkern herbeigeführt wird. Der bisherige geringe Erfolg ist übrigens gar keine Ursache zur Entmuthigung, wenn man bedenkt, daß auch in anderen Ländern nach jahrelangem hartnäckigem Widerstand gegen das Christenthum, dieses dennoch zuletzt seine Siege daselbst feiern durfte. In Grönland haben z. E. die Missionare fünfzehn, in Tahiti sechzehn und in Neu-Seeland siebenzehn Jahre gearbeitet, ehe die ersten Heiden sich aufmachten, um die Gnade des Sünderheilandes zu suchen. Und mit

Der Tafelberg in Afrika.

Bezug auf Afrika wird die Weissagung des Psalmisten: „Mohrenland wird seine Hände ausstrecken zu Gott," Ps. 68, 32., wenn auch bisher in verhältnißmäßig nur wenigen Fällen sich verwirklichend, doch endlich und vielleicht sehr bald ihre völlige Erfüllung finden.

Eines der schrecklichsten Uebel des heidnischen Afrikas ist der Sklavenhandel, welcher „nach Außen," Dank der Wachsamkeit europäischer Kriegsschiffe, ziemlich eingeschränkt und im Verhältniß zu seinem früheren Umfang sehr verringert ist, wenngleich aus dem einen Hafen von Sansibar allein jährlich an 20,000 Stück „schwarzer Menschenwaare" versandt wird. Im Inneren dagegen blüht seit Jahrtausenden der Sklavenhandel nach wie vor üppig fort, und man kann nur da von Abschaffung reden, wo der Europäer, hauptsächlich aber da, wo das Christenthum herrscht. Am grauenvollsten sind die Zustände am oberen weißen Nil, wo egyptische und griechische Banden große Razzias unter den Eingeborenen anstellen und die armen Menschen in Sklavengabeln gefesselt karawanenweise auf den Markt schleppen.

Vielweiberei und Sklaverei erscheinen im „schwarzen Erdtheil" als Zwillinge, und es kann annähernd für die in Rede stehenden Länder als richtig gelten, daß drei Viertel aller Bewohner Sklaven sind; Kinder und Weiber des freien Mannes sind Sklaven des Vaters, der wieder Sklave des Landesherrschers ist, wie z. B. in Dahomeh und Aschanti. Uebrigens liegt zwischen Sklave und Gebieter keine so große Kluft, weil die niedrige Bildungsstufe, oder vielmehr der völlige Mangel an Bildung, beide geistig gleichstellt. Im Handel werden die Mädchen für Cattun, ja sogar für Branntwein verkauft. Auch die Frau des Afrikaners gilt als Waare des Sklavenhandels. Der Mann ernährt auch nicht die Frau, sondern sie muß für ihren eigenen Lebensunterhalt sorgen, und für den ihrer Kinder obendrein. Je mehr Frauen der Mann hat, desto mehr vertheilt sich die Arbeitslast; alle aber sind Sklavinnen, und ihre Arbeit Sklavenarbeit. Im Allgemeinen ist ihnen das Zusammenleben in Familien nicht bekannt. Diese wenigen Citaten mögen genügen, um uns einen Einblick in das Familienleben der armen Schwarzen zu gewähren.

Uebrigens zeichnen sich die Afrikaner, wie überhaupt viele anderen wilden Völker, aus durch blutige Kriege und Mordthaten. Alles zeugt von Blut, Wildheit und Barbarei, unheimlichen Tanzfesten, Beschwörungen und allerlei abscheulichen Götzendiensten. — Das Klima in Afrika ist ein sehr heißes, und wird dieser Erdtheil mit Recht der „große Glutofen" genannt.

Vegetationsbild am Golf von Guinea.

Besonders berüchtigt ist die Hamada, die Wüste am Murzuk, deren arabischer Name „die Durchglühte" bedeutet. Ganze Striche, namentlich im Süden, sind einer zunehmenden Austrocknung unterworfen, die das Land für den Menschen unbrauchbar macht. Jene wohlthätigen Uebergänge zwischen den Jahreszeiten, die in der gemäßigten Zone ihre segensreichen Wirkungen zeigen, fehlen in einem bedeutenden Theile Afrikas.

Wichtig für Afrikas klimatische Verhältnisse sind die tropischen Regen, die im nördlichen Theil vom April bis in den September andauern und dort auch die Ueberschwemmungen des Nils verursachen, während sie im Süden umgekehrt von September bis in den April herrschen. Zwischen dem 20. und 30. Grade nördlicher wie südlicher Breite erquickt dagegen nur selten ein wohlthuender Regen die verschmachtende Natur, und oft vergehen Jahre, ohne daß nur das lechzende Erdreich mit dem befruchtenden Wasser getränkt wird.

Im Zusammenhang mit den klimatischen Verhältnissen steht das Pflanzenreich, welches in Folge der starken Regengüsse wie durch Zauber aus einem Boden schießt, der kurz zuvor noch wie todt und sonnenverbrannt dalag. Daher ist es kein Wunder,

daß die Eingeborenen nach diesem Umschwung sich aufs Lebhafteste sehnen. „Wenn mächtige Regenschauer während der Nacht gefallen sind, welche die Erde, die Blätter, das Vieh rein gewaschen haben, wenn die aufgehende Sonne an jedem Grashalm einen blitzenden Thautropfen zeigt, dann haben wir die Heiligkeit," sagte ein Betschuane zu Dr. Livingstone. Steht auch die afrikanische Vegetation gegen die amerikanische, was Fülle und Ueppigkeit betrifft, zurück, so finden wir doch die riesenhaften Affenbrodbäume, zahlreiche nützliche Palmen, wie die Dattel-, Kokos-, Dum-, Deleb- und Oelpalme, den Butterbaum, Tamarinden, Sykomoren, gummitragende Akazien, die Kigelia mit ihren wurstartigen Früchten, den Papyrus u. s. w. Als Nahrungspflanzen dienen: die Erdnuß, die Hirse, der Reis, Bananen, Mais, Maniok, Yams. Unter den Colonialprodukten ragt hervor: der Kaffee, welcher hauptsächlich in Kaffa heimisch ist, der Indigo, Zucker, Tabak, Sennesblätter, die Baumwolle u. s. w.

Daß die Thierwelt in diesem Tropenland reichlich vertreten sei, wird kaum nöthig sein zu erwähnen. Der afrikanische Urwald herbergt überhaupt fast Alles, was wild, grausam und schreckhaft ist. Unter den Schlangen tritt neben kleinem giftigem Gewürm die Riesenschlange „Boa Constrictor" in den Vordergrund, und in den Seen und Flüssen lauern Krokodile, die Schrecken aller Flußbewohner.

Auch die zahlreichen Affenarten sind reichlich vertreten. An einer gewissen Stelle am Ufer des Senegals—einer der Hauptströme Afrikas — befindet sich ein Fels, von der Natur durch große Stufen, gleich wie eine große Riesentreppe, gestaltet. Dieser Fels bildet einen allgemeinen Tummelplatz und Aufenthaltsort von zahlreichen Affen, und deßhalb wird dieser Fels der Affenfels genannt.

Der Affenfelsen am Senegal.

Ueberhaupt fehlt es in Afrika, trotz allen Nachtheilen im Klima, nicht an Romantik und malerischen Landschaften, wie auf den beigefügten Abbildungen, namentlich dem Vegetationsbild von Guinea, zu ersehen, und das Wort des Dichters, wenigstens in manchen Gegenden, findet seine volle Anwendung:

„Es glänzt Natur und Leben,
Schlecht sind die Menschen nur."

Möge doch auch bald für das arme Afrika die frohe Stunde der Erlösung schlagen, und die Friedenskunde des Evangeliums das ganze Volk, ja alle Welt von Pol zu Pol durchdringen und beglücken.

Rebekka, das Trommlermädchen.

Aus dem Englischen nach Barnard, von W. M.

Im Jahre 1812 war es, als plötzlich eines Morgens das sonst so stille amerikanische Küstenstädtchen Scituate-Harbor in große Aufregung und Bestürzung gerieth. Es war nemlich ein britisches Kriegsschiff in Sicht gekommen, das sich langsam dem Lande zu nähern schien. Der Leser wird bereits wissen, daß damals England und die Ver. Staaten in heftiger Fehde zur See lagen; oft landeten die Engländer unversehens und brannten dann die nächsten Küstenorte nieder,

oder ließen sonstige verheerende Spuren ihrer kurzen Anwesenheit zurück; dies gelang ihnen um so leichter, als damals von der Bewachung des amerikanischen Gestades durch Monitors oder sonstige moderne Vertheidigungsmittel noch gar nicht die Rede war, während England zu jener Zeit schon als die bedeutendste Seemacht galt, dessen Schiffe kühn alle Meere durchkreuzten.

Darum beobachteten auch die guten Bewohner jenes Städtchens, meist Fischerleute, mit ängstlicher Spannung das Gebahren des feindlichen Schiffes. Wohl fehlte es den wackern Männern nicht an Muth und Entschlossenheit, aber was konnten sie gegen eine wohlbewaffnete und trefflich organisirte Truppe von Seesoldaten ausrichten, deren weittragenden Musketen und Kanonen sie nur durch Kugeln aus ihren kurzen Vogelflinten und Pistolen antworten konnten? Noch verhinderte die Ebbe das Kriegsschiff, sich dem Lande soweit zu nähern, daß es bequem seine Boote aussetzen und mit der Mannschaft nach der Küste senden konnte. Aber in ein paar Stunden mußte die Fluth wieder eintreten, und wer verhinderte dann die stolzen, britischen Rothjacken, die Häuser der armen Bewohner in Asche zu legen und ihre Boote in den Grund zu bohren oder durch Feuer zu vernichten!

Fast an der äußersten Landspitze von Scituate-Harbor, die einen kleinen Hafen bildete, stand das Häuschen des Wächters, welcher den Leuchtthurm zu versehen hatte. An jenem erwähnten Tage hielt sich der Aufseher Bates unten in der Stadt auf, während seine Frau, mit ihren beiden kleinen Knaben und der vierzehnjährigen Tochter Rebekka, daheim geblieben war. Außerdem befand sich noch ein junges Mädchen, Sarah Winsor, bei der Familie, die ihrer Freundin Rebekka einen Besuch abgestattet hatte.

Rebekka hatte, während sie hoch oben auf dem Leuchtthurm mit Putzen der Lichtspiegel beschäftigt war, das feindliche Schiff zuerst entdeckt. So schnell als sie ihre Füße zu tragen vermochten, war sie die enge Wendeltreppe hinuntergeeilt und hatte ihre beiden jüngeren Brüder nach der Stadt geschickt, um dort Alarm zu schlagen.

Mittlerweile war die Fluth eingetreten und das Wasser im Hafen gestiegen. Männer, Frauen und Kinder standen am Ufer; ihre Angst und Spannung steigerte sich nun aufs Höchste, als sie wahrnahmen, wie das Schiff nach verschiedenen Schwenkungen seinen Cours nach der Küste zu richtete und langsam, aber stolz und majestätisch herankam. Aus seinen Luken blitzten die verderbendrohenden Schlünde der Kanonen, während das englische Banner hoch in der blauen klaren Luft wehete. Der entscheidende Augenblick schien gekommen. Hier galt kein Widerstand. Darum wurden eiligst Vorbereitungen zur Flucht getroffen. Die Fischerboote waren bald ans Land gezogen. Alle Wagen und Karren, die man nur in der Stadt auftreiben konnte, wurden mit den Habseligkeiten der Einwohner beladen, und fort ging der Zug dem hinter der Stadt gelegenen Walde zu. Weiber und Kinder folgten ihm in großer Schar, und Jedes trug noch, was es mit fortzunehmen vermochte. Die Männer wollten vorerst noch zurückbleiben, sich in den Häusern verschanzen und von da mit ihren leichten Flinten ein Kreuzfeuer auf die vordringenden Seesoldaten eröffnen; konnten sie sich dann gegen die Uebermacht nicht mehr halten, so blieb ihnen immer noch der Rückzug nach dem entfernten sicheren Walde übrig.

Es war in der That ein imposanter Anblick; fünf große Boote ruderten dem Lande zu. Die Mannschaft bestand aus lauter kräftigen Gestalten, und gar prächtig sahen die Soldaten mit ihren rothen Röcken und den in der Sonne glitzernden Gewehren aus, commandirt von Offizieren in reicher, goldgestickter Uniform. Und eine solche tapfere Truppe suchte nun Lorbeeren in einem Kampfe gegen wehrlose Fischerleute zu erringen!—

Solcher Art waren die Gedanken, mit denen sich Rebekka Bates und Sarah Winsor beschäftigten, als sie sahen, wie die Boote eins nach dem andern in den Hafen einliefen.

„O! Wenn ich nur ein Mann wäre!" rief Rebekka aus.

„Was könntest du thun? Sieh', wie viele ihrer sind und was für Gewehre sie haben!"

„Davor habe ich keine Furcht. Ich würde des Vaters alte Flinte oder sonst irgend etwas nehmen und mich in den Kampf stürzen. Denke nur an Onkels neues Boot und die Schaluppe!"

„Ja, und an all' die andern Boote!"

„Das ist doch recht traurig, meinst du nicht auch?"

„Ja, und dazu noch der Gedanke, daß wir hier unthätig sitzen müssen und zuschauen, ohne auch nur im Geringsten helfen zu können."

„Aber wie still es unten in der Stadt ist, es scheint kein Mensch mehr darinnen zu sein."

„O, die Männer halten sich nur verborgen, bis die Soldaten näher herankommen werden. Dann werden wir sie schießen und auch trommeln hören."

„Trommeln! Das ist unmöglich; der Vater brachte die Trommel gestern Abend heim, um sie auszubessern."

„Ist das so? Dann sage mir schnell, wo ist die Trommel?"

„Sie ist in der Küche."

„Mir ist ein trefflicher Gedanke beigekommen: wir wollen hinuntergehen und den Feind schlagen."

„Was könnten wir wohl gegen diese Masse Soldaten ausrichten?"

„Wir wollen sie verscheuchen."

„Wenn sie uns beide Mädchen erblickten, so würden sie nur lachen und sich nicht im mindesten stören lassen."

„Nein, wir können uns hinter den Sandhügeln und den Büschen hinschleichen. Komm, laß uns— —"

„O, sieh' nur, schon fängt die Schaluppe an zu brennen!"

„Komm, ich kann nicht länger mehr hier stehen und ruhig zusehen, wie die grausamen Briten unser Eigenthum zerstören. Warum ziehen sie nicht nach der Stadt und kämpfen wie —"

„Komm, laß uns trommeln gehen, Schaden werden wir damit nicht anrichten, aber wer weiß, vielleicht— —"

„Nun wohlan! Da ist die Pfeife, wir möchten sie wohl auch mitnehmen."

Doch jetzt war keine Zeit mehr zu weiterem Gespräch. Wie im Wirbelwind stürmten die beiden jugendlichen Patriotinnen die enge Treppe hinab zur Küche. Frau Bates, die auch ängstlich und sorgenvoll dem Vorgang im Hafen vom Fenster aus zugeschaut hatte, aber in ihrem Herzen zu Gott um Hülfe betete, schaute verwundert den jungen Mädchen nach, wie sie mit aufgelösten Haaren und gerötheten Wangen durchs Zimmer stürzten, aber sie hielt sie nicht zurück.

In der Küche angelangt, bemächtigten sie sich der Pfeife und der Trommel.

„Du nimmst die Pfeife Sarah, und ich die Trommel."

„Ist mir recht; aber wir dürfen nicht stille stehen, wir müssen längs der Küste hin marschiren."

„Da werden sie uns aber sehen."

„O nein, wir halten uns immer hinter den Büschen und Sandhügeln."

„So geht es, da werden sie denken, es kommen Soldaten heranmarschirt."

„Ja wohl, nun voran! Eins, zwei—eins, zwei!"

Nun hörte man eine Zeit lang ein lautes Trommel- und Pfeifenconcert, aber mit militärischem Tact.

Ohne Störung wurde nun das sonderbare Duett fortgesetzt. Die in der Stadt zurückgebliebenen Männer hörten es und waren über die Maßen verwundert und erstaunt. Sollten ihnen so schnell Truppen von Boston zur Hülfe gekommen sein, und aus welcher Richtung mochten sie heranmarschiren, da sie doch noch Niemand sahen? Das war in der That seltsam!

Lauter und lauter erklang das Wirbeln der Trommel, von den durchdringenden Tönen einer Pfeife begleitet. Die Soldaten in den Booten hörten das Geräusch und hielten einen Augenblick in ihrem Zerstörungswerk inne. Ein panischer Schrecken ergriff sie. Sie glaubten, die gefürchteten Amerikaner kämen mit einer ganzen Armee gegen sie herangestürmt, und welches Schicksal ihnen bevorstand, wenn sie gefangen wurden, das wußten sie nur zu gut!

Und die schreckliche Armee, sie bestand nur aus zwei kleinen Mädchen! Aus allen Kräften schlug Rebekka auf die Trommel los, während Sarah mit ihren Lungen das Möglichste zu leisten suchte und in gellenden Tönen den "Yankee Doodle" abpfiff, daß es den Feinden gar unheimlich zu Ohren drang. Als aber das Trommeln und Pfeifen immer näher kam, da löste sich die bisherige Ordnung der Feinde in die wildeste Flucht auf. Die Offiziere befehligten alle Mannschaften in die Boote, und das geschah in solch ängstlicher Hast, daß mehrere von den Soldaten über Bord fielen, aber mit einem kalten Wasserbade davon kamen. Wie griffen da die Matrosen in die Ruder, um nur recht bald das sichere Schiff zu erreichen!

Als die guten Einwohner des Städtchens den Abzug der feindlichen Boote bemerkt hatten, liefen sie alle mit Jubel und Hurrahgeschrei dem Strande zu; ein Theil der Fischer machte sich ans Löschen der vom Feinde in Brand gesteckten Kähne und Schaluppen, während fünfzig oder sechzig andere in die unversehrten Boote sprangen, um den Feind zu verfolgen und ihm einige Schüsse nachzusenden.

Die beiden Mädchen waren beinahe halbtodt vor Müdigkeit und Erschöpfung, aber immer wieder rafften sie ihre Kräfte zusammen, und erst als sie sahen, wie das Kriegsschiff, nachdem es alle seine Mannschaft an Bord genommen, die Anker lichtete und eilig in die offene See hinaussteuerte, da ließen sich die jugendlichen Patriotinnen auf den Sand nieder, um von ihren Strapazen auszuruhen und über den gelungenen Streich zu lachen und zu jubeln.

Als die Nacht über Land und Meer herniedersank, war von dem stolzen, britischen Kriegsschiff nichts mehr zu sehen, und ruhig konnten die Bewohner von Scituate-Harbor sich unter Gottes Schutz dem Schlaf überlassen.

Rebekka lebt noch und ist jetzt ein altes Mütterchen, schwach am Körper, aber noch frisch und kräftig am Geist und von glühender Liebe zu ihrem Vaterlande beseelt. Sie hat jenes Erlebniß aus ihren Jugendjahren dem Schreiber dieses selbst erzählt.

Knels Wölm.

(Strandbild von Moritz Dentler.)

1.

„Mutter, hörst du das Rollen der See?"

„Ich höre es, Knels."

„Der heulende Nordsturm fegt über die Dünenhaide und bricht sich an der Dachfirst unserer Kathe."

„Es war heute schwüles Wetter — man konnte das erwarten."

„Hörst du wieder, Mutter, den Lärm auf der Dorfstraße?"

Kaum hatte der Knabe diese Worte gesprochen, als ein lautdröhnender Faustschlag von außen auf die Fensterlade fiel, daß Mutter und Sohn zusammenfuhren. „Wacht auf, wacht auf, Ihr Schläfer!"—tönte dazu eine kräftige Baßstimme. „Ein Schiff liegt im Strande."

Mutter Moth hatte schnell Licht gemacht, und ihr fünfzehnjähriger Sohn Knels warf sich behende in die Kleider.

Vor einer Stunde gerade bis Mitternacht häkelten Beide noch Fischernetze zum Flunderzeisen, dann legten sie sich müde und abgespannt zu Bette. Das Brausen des Sturmes, das Rollen der See erweckte sie.

Es war ein kleines, reinliches Gemach, welches das Licht erhellte. Fischergeräthschaften, Angeln, Netze und Käscher und eine Schwarzwälderuhr mit langem, knarrenden, sich hin und her bewegenden Perpendikel, der so aussah, als wollte er die schnell daherrauschende Zeit hemmen und aufhalten, zierten die weißübertünchte Stube. Die sauber gescheuerten, ungestrichenen Stühle, der höchst reinliche Tisch, von rohem Kiefernholz gezimmert, die große massive, gelbgestrichene Kiste mit blankem Messingbeschlag, erhöhten die behagliche Wohnlichkeit des engen aber friedvollen Raumes, der für Mutter und Sohn stets das trauliche Heim gebildet. Friede herrschte in der stillen Hütte, Friede, Vertrag und Glück; aber vor einiger Zeit waren auch herbe, bittere Thränen geflossen. Hinaus auf die See fuhr der Vater des kleinen Knels zum Zeisen, und als Leiche brachten sie ihn daheim—er fiel beim Aufhissen der Segel ins Meer und ertrank.

Das war ein schrecklicher Anblick, als die Fischer des Dorfes die Leiche ins Haus getragen. Das liebe Vaterauge hatte sich für immer geschlossen, verstummt war die bleiche Lippe, und todt der Versorger und Broderwerber.

Damals, als die Moth Wittwe geworden, zählte der kleine Knels erst dreizehn Jahre, aber er verstand schon das Zeisen, die See- und Hafffischerei. Oft nahm ihn der Vater mit hinaus in Sturm und Wogenprall. Der Knabe sollte Alles erlernen, um später auf eigenen Füßen zu wandeln, denn das Wasser war seine Heimath, vielleicht auch sein künftiges Grab.

Die arme Moth weinte so bitterlich am Begräbnißtage, als man den Sarg in die Lomme laden und nach Pröbbernau auf den Kirchhof bringen wollte. Sie schaute noch immer auf die irdische Hülle des zu früh Heimgewanderten und vermochte sich nicht von ihm zu trennen.

„Wer wird für mich sorgen im Alter, wer wird mir Kleider und Nahrung verschaffen und mich so treu lieben, wie er?"—rief sie im Ausdruck des tiefsten Wehs.

Der kleine Cornelius barg schluchzend das Haupt in den Händen, denn auch ihm wollte das Herz der Brust entweichen, auch er fühlte so herbe, was er verloren habe.

„Sei ruhig, lieb' Mütterlein," rief er, daß alle die Leidtragenden es hörten, „das Auge Gottes wacht über uns Alle, auch über dich. Nie sollst du Hunger leiden, so lange ich lebe. Ich will arbeiten für dich und Alles mit dir theilen, was ich selber verdiene. Hier am Sarge des theuren Entschlafenen gelobe ich es."—

Und wie Knels alles Das hielt, was er versprochen, wußte die Mutter nicht genug den Nachbarsleuten und Dörflern zu erzählen. „Er vernachläßigt nicht die Schule," rief sie im Ausdruck der höchsten Glückseligkeit, „arbeitet und fischt in den Feierstunden und sorgt so treu, so liebevoll für mich, daß ich noch nie gedarbt, gehungert habe."

Ja, Ihr lieben Kinder, der Gottessegen ruht auf Euch Allen, Allen, wenn Ihr Eure Mutter so liebt, wie es der kleine Knels gethan. Die Mutter ist die Stellvertreterin Gottes auf Erden, die Eure Jugend beschirmt und beschützt, und immer nur Güte spendet. Was Mutterliebe heißt und bedeutet, das erfahrt Ihr in späteren Tagen und reiferen Jahren. Ihr kennt nicht die Sorge, den Schmerz, den sie gehabt, wenn Krankheit Euch auf das Leidenslager geworfen, nicht die schlaflosen Nächte, die sie um Euch durchwachte, nicht die stillen Thränen, die sie um Euer Wehe und Wohl geweint.

Als Knels vor einem Jahre die Schule verließ, woselbst er einer der fleißigsten Schüler gewesen, fing er das Fischen im Haff, das Zeisen in der See an und verschmähte es auch nicht, Schasch zu käschern.*)

Hell brannte im Kamin die Kiefernreisigflamme — die alte Moth lief ab und zu, denn ohne Kaffe durfte ihr Knels nicht in die Nacht hinaus. Er stand denn schon sehr ungeduldig da, obgleich er kein böses Wort der Mutter sagte. Ein breiter Südwester bedeckte sein blondgelocktes Haupt und umrahmte ein frischrothes, jugendliches Antlitz, aus dem ein Paar recht freundliche Augensterne leuchteten. Die hohen Wasserstiefel, die Pigge fehlten nicht und gaben dem schlank aufgeschossenen, jungen Menschen das nationale Aussehen eines Nehrunger Fischerbuben.

„Die See rollt gewaltig, Knels," sagte die besorgte Mutter, während der Sohn den warmen Kaffee trank und sich ein Stück Grobbrod in die Tasche schob, „sei nicht zu tollkühn und fahre nicht mit dem Rettungsboote hinaus in die Brandung. Ueberlasse das den Männern und denke, daß dein Tod für mich das entsetzlichste Unglück wäre."

„Ich will so thun, wie du befiehlst, lieb' Mütterlein," erwiderte Knels. „Die Männer nehmen mich ohnehin nicht mit hinaus, weil mir die Kraft fehlt, die bei einer solchen Ruderfahrt verlangt wird."

„Nimm noch die Wandhandschuhe, sie könnten dir nützlich sein," rief die alte Moth — aber der Junge stürmte hinaus — er hörte nicht mehr.

„Hätte ich nicht diesen herzlieben Buben, der dem Vater, meinem unvergeßlichen Lieper immer ähnlicher wird — was wäre ich dann auf dieser Erde. Ein armes, verlassenes unglückliches Weib!" So dachte die Mutter.

2.

Kennst du das Meer im Sturme, lieber Leser? Hast du je sein dämonisches Rauschen und Rollen gehört, das dich erbeben machen würde, wenn du in seiner Nähe weiltest?

Horch auf, wie es brüllt und zischt, wie es sprüht und donnert!

Nacht ist's!

Schiefergraue, geballte Wolken jagen, vom Sturm gepeitscht, über den Himmelsdom und verhüllen die lichtspendenden Sterne.

Blitzt einer dieser funkelnden Weltkörper auf und tritt ein Stück blauer Himmel hervor, erhellt sich momentan die Nachtlandschaft und zeigt dem stillen Beschauer ein wildgrausiges Bild.

Dunkelgrün erscheint dann das auf- und niederrollende Wasser, gewaltige, weißberandete Mulden bildend. Haushoch rauscht es empor und schleudert den Gischt in die Lüfte. Wie geisterhaft ringende Gestalten rütteln und schütteln und reiben sich diese Wogenkämme, auf denen die weiße Schaumspitze diademartig prangt.

Und wiederum ruht die alte Finsterniß auf Land und Meer und breitet über die öde, baumlose Strandgegend ihre dunklen Fittige.

Wie ein dunkler gewaltiger Vorhang sinken die Wolken tiefer und mengen sich mit dem aus dem Wasser aufsteigenden Dunst und Nebel, der, Form und Gestalt annehmend, meerwärts fleucht und im fernen Horizonte verschwimmt.

In schauerlichen Dissonanzen heult der Sturm seine Lieder über die öden Dünenwipfel, äolsharfenartig in den Glowen und Thälern, leise pfeifend in den Rispen der dem Boden entsprossenen Sandhaferhalme. Accordiös klagt der Sturm und das Meer — wie Wehe und Klage.

Die sprühende, zischende Woge rollt hoch auf den Strand, den die Fischer von Liep beleben.

Der Raketenapparat zur Rettung der Schiffbrüchigen befindet sich auf der hart am Meere grenzenden Düne, wohin die Wellen der See ihren Anlauf nehmen. Der Commandeur des Apparats schaut durch das Nachtglas auf die zusammensprühende Brandung, worin ein fast zertrümmertes Wrack liegt. Die Rakete, woran die Rettungsleine mit dem Block befindlich, war bereits über das Schiff geschossen und von den unglücklichen Gestrandeten am großen Mast befestigt worden. Schon hatten dieselben die, durch den Block gehenden Doppeleinen nachgezogen, und vom Lande aus sollte der Rettungskorb in Bewegung gesetzt werden, als der in die Brandung stürzende Wogenprall vom Meere aus das bisher erhaltene Schiff fast gänzlich zertrümmerte, in ein Wrack verwandelte.

Man sah einige der Seeleute ins Wasser stürzen und sofort ertrinken. Andere retteten sich noch auf umherschwimmende Schiffstrümmer und Balkenstücke, sanken aber auch in die Tiefe.

Das ganze Wrack rollt um sich selbst dem Lande entgegen— da endlich bemerkt der Commandeur mit seinem Nachtglas einen auf demselben balancirenden Menschen. Wie ein Seiltänzer schwankt er her und hin, klammert sich fest, fällt nieder, steht auf und alle Paar Minuten überrauscht ihn die See mit ihren Sturzwellen.

Die Fischer am Lande kennen zur Genüge ihre Pflicht — ein Pfeifensignal ertönt—Alles ordnet sich um den Apparat.

„Feuer!"—klingt das laute Commando.

Die Lunte wird auf den Zünder der im Apparat befindlichen Kanone gehalten — er sprüht auf und aus dem Rohr züngelt die flammende Rakete, wie der Schweif eines Kometen, meerwärts hinüber nach dem Wrack; gleichzeitig erhellen farbige, in die Luft himmelan geworfene Raketen die nächste Umgebung.

Während die Leine genau über das auf- und niederhüpfende Wrack und hinter demselben die eiserne Raketenhülse ins Was-

*) Bernstein fischen.

ser fällt, sieht man den Mann auf dem Wracke die Leine fest umklammern.

Er bückt sich nieder, durchschneidet sie mit einem Taschenmesser und hält ihr Ende fest—in dem Augenblick überrauscht ihn eine Sturzwelle—er ist verloren.

Nein—nein—noch nicht!—

Furchtbar ist die Aufregung am Strande. Keiner der Leute spricht ein Wort—der Commandant bebt—das Leben des Unglücklichen auf der See hängt, so zu sagen, an einem Haar.

Jetzt steht der muthige Kämpfer wieder auf dem Wrack—es gelingt ihm mit großer Mühe und Anstrengung, die Leine um den Leib zu wickeln und sie dann fest zu knüpfen. Noch nmmer verleihen die aufsteigenden Leuchtkugeln der Gegend die nöthige Helle, um Alles zu erkennen.

Was beginnt der Gestrandete jetzt?

Er macht mit den Händen ein Zeichen zum Ufer hinüber; die Fischer verstehen es—sie postiren sich alle an der Leine.

Jetzt kniet er nieder und betet; dann stürzt er mit erhobenen Händen in die donnernde See.

„Uohip," rufen die Fischer und ziehen die Leine an — und der Mann aus dem Wrack liegt, durch das Wasser gezogen, am Strande.

„Ich danke Euch Allen!" — ruft er, dann fällt sein Haupt auf den Sand; ihm schwinden die Sinne.—(Schluß folgt.)

Die Brücke des Todes.

Von W. F. Schneider.

„Bad news this morning!" Mit diesen Worten begrüßte mich der offenherzige Ingenieur unserer Anstalt am Morgen des 30. December v. J. Ehe die Erklärung kam, dachte ich zuerst an die Anstalt und Gedanken an Diebstahl, Einbrüchen u. dgl. durchzuckten im Nu mein Gemüth, allein es war etwas ganz Anderes — die hohe Eisenbahnbrücke an der Lake Shore und Michigan Southern Eisenbahn zu Ashtabula, O., war Abends vorher um 7.30 Uhr mit einem Expreßzug eingestürzt. War diese Schreckensbotschaft schon genügend an und für sich, ein jedes menschliche Herz mit Trauer und Mitleid zu erfüllen, so hatte ich besondere Ursache, den Schlag zu empfinden. Es sollte nemlich auf diesem Zug ein Bruder (C. F. Vogel) von Albany, N. Y., kommen, um die Aufsicht unserer Electrotypen-Gießerei zu übernehmen. Ich eilte so schnell wie möglich an den Bahnhof, um Nachforschungen anzustellen, und fand Alles bestätigt, was die Zeitungen gebracht hatten, obwohl ich mich der Hoffnung hingegeben hatte, die erste Nachricht möchte übertrieben sein. In ein bis zwei Stunden sollte der Zug eintreffen mit Denen, welche dieses schauderhafte Unglück überlebt hatten und im Stande waren, hierher befördert zu werden.

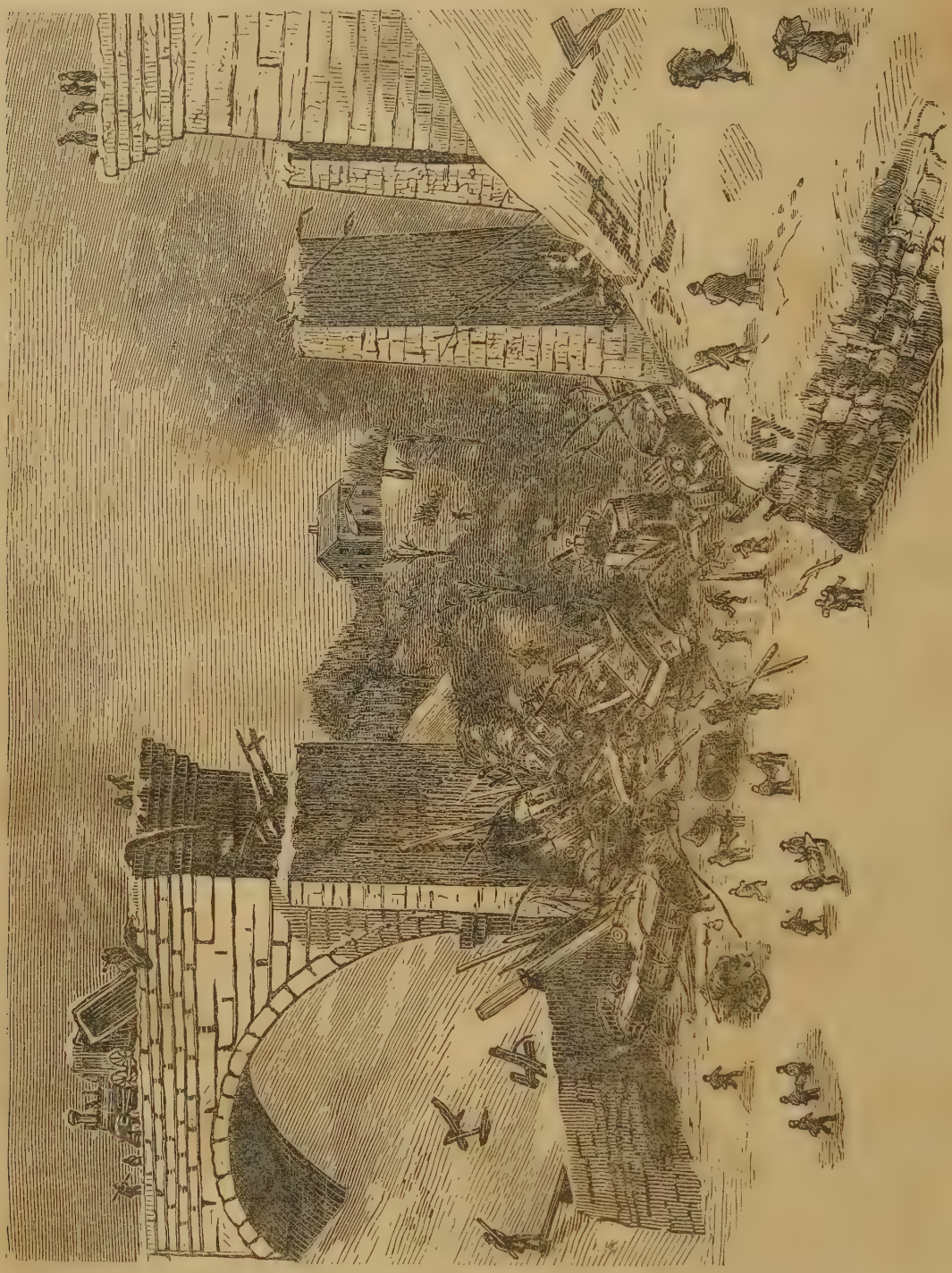
Nachdem ich mich auf telegraphischem Wege befragt hatte, ob der liebe Bruder wirklich auf dem verunglückten Zuge gewesen sei, wartete ich geduldig auf den Trauerzug, der endlich etwa um 10.30 Uhr eintraf. Mittlerweile hatte sich eine große Menschenmasse eingefunden, unter welchen Viele waren, denen man's ansehen und abfühlen konnte, daß ihre Herzen mit banger Ahnung erfüllt waren, bezüglich Dessen, was die nächste Zukunft enthüllen würde über das Schicksal der Lieben, die auf dem Unglückszuge gewesen waren.

Nie zuvor ist ein Zug unter solchen Umständen in den Bahnhof zu Cleveland eingelaufen; es schien, als wenn selbst die Dampfmaschine trauere. Der kleine Rest, welcher von den Hunderten, die in die gräßliche Tiefe gestürzt wurden, noch vorhanden war, wurde theilweise aus den Cars geführt und theilweise getragen. Etliche waren schwer verwundet, unter welchen sich der Ingenieur befand. So wie diese Armen ausgeladen und in Schlitten gebracht wurden, drängten sich Solche, die Verwandte oder Bekannte auf dem Unglückszug erwartet hatten, mit suchenden Blicken um sie her, allein in fast jedem Fall wurden sie getäuscht. Auch ich wurde getäuscht, denn der liebe Bruder, den ich suchte, war nicht vorhanden. — Eine Hoffnung blieb mir noch; vielleicht war er unter den schwerer Verwundeten und konnte deßhalb die Reise hierher nicht aushalten.

Ich gab daher dem Br. Hofmeister, der denselben Tag noch nach Ashtabula, der Stelle des Unglücks, reiste, um seine Schwägerin aufzusuchen, welche er ebenfalls mit jenem Zug erwartete, den Auftrag, genau nachzuforschen, um das Schicksal des Br. Vogels zu erfahren und mir noch denselben Tag das Resultat seiner Nachforschungen per Telegraph mitzutheilen. Spät am Abend kam die Antwort, er könne ihn nicht finden, worauf ich mich sogleich entschloß den nächsten Morgen mit dem ersten Zug selbst nach Ashtabula zu reisen, um weitere Nachforschungen anzustellen.

Ich muß gestehen, die feste Ueberzeugung einer christlichen Pflicht allein bewegte mich, oder hätte mich bewegen können, diese traurige Reise zu machen, denn meine ganze Natur sträubte sich gegen den zu erwartenden Anblick; aber als Christ und christlicher Arbeitgeber hatte ich nur einen Weg vor mir und dieser war mir deutlich. Also am 31. December, dem letzten Tag des Jahrs 1876, reiste ich in Begleitung von Br. Bornheimer, dem Prediger der Erie Str. Gemeinde, den ich ersucht hatte mich zu begleiten, weil er Br. Vogel kannte, in das Thal des Todes. Ashtabula, wo das Unglück stattfand, ist eine bedeutende Landstadt und liegt etwa sechzig Meilen von Cleveland in nordöstlicher Richtung, und brachte uns der Zug daher in etwa zwei Stunden an Ort und Stelle. Nachdem wir uns durch genaue Erkundigung überzeugt hatten, daß Br. Vogel leider nicht unter den Verwundeten zu finden war, eilten wir zur Unglücksstätte, woselbst sich schon viele Menschen eingefunden hatten, theils um die Ueberreste der lieben Todten aufzusuchen und theils um die Neugierde zu befriedigen. Der Anblick war schauderhaft; nie werde ich denselben vergessen. Da unten in der Tiefe liegen die eisernen Ueberreste der Cars, der Locomotive und der trügerischen Brücke, die für so Viele das Thor bildete, durch welches sie aus der Zeit in die Ewigkeit gingen.

Zuerst kam die Locomotive dicht am westlichen Ufer des Ashtabula River, welcher hier von Süden nach Norden fließt. Die Locomotive war dicht am Pfeiler herabgefallen und zwar so dicht, daß sie mehrere große Stücke Steine in ihrem Fall von dem Pfeiler abgeschlagen hatte. Die Oehlkannen u. dgl. lagen noch zerstreut am Ufer umher. Der Tender war natürlich mitgefolgt und hatte seine Kohlen am Ufer ausgeleert, wo sie noch brannten. Bei dieser Maschine befanden sich der In-



Ansicht von der Schreckensstätte.

genieur und Feuermann, wovon Ersterer sich auf guter Besserung befindet, Letzterer jedoch an seinen Verletzungen erlegen ist. Wie der Ingenieur unter solchen Umständen mit dem Leben davon gekommen ist, gehört zu den wunderbaren Vorkommnissen, die sich bei fast allen großen Unglücksfällen zutragen. Hinter der Locomotive lagen die Expreß-Baggage, und Postwägen. In der Mitte lagen die Cars neben einander. Diese schienen zuerst auf einander gefallen zu sein, denn eine derselben war weit ab von der Brücke, und konnte nicht wohl dahin gefallen sein; es sei denn, daß sie zuerst auf eine andere Car gefallen und dann herabgerollt wäre. Hier hatte jedenfalls der Zug am meisten gelitten; und hier gerade war es, wo sich die meisten Passagiere befanden, denn dieses waren von den regelmäßigen Passagierwaggons; vorn waren Expreß- und Postwägen, und hinten waren Schlafwägen. Die hinterste Car lag auf dem jenseitigen Ufer und, obwohl ihr Fall fast so tief war wie der der anderen, so war sie jedoch nicht in den Fluß gefallen. Alle Passagiere in dieser Car wurden ge-

rettet, obwohl etliche bedeutende Verletzungen davon getragen haben. Einen derselben traf ich zufällig an, der mir erzählte, er habe, als die Brücke nachgab, mit einem seiner Mitreisenden Karten gespielt. Wie sie hinunter in die Tiefe gekommen seien, könne er nicht sagen; Alles was er wisse sei, daß er einen gewaltigen Schlag auf den Kopf erhalten habe, und wäre es nicht für seinen Hut gewesen, so könnte es sein Leben gekostet haben. Er habe sodann seinen Collegen, der ein Bein gebrochen hatte, aus der Car geschleppt, und sie wären endlich durch die Einwohner fortgebracht worden. Sein Rock war noch blutig von seiner nicht unbedeutenden Kopfwunde.

Der Zug bedeckte, zur Zeit des Unglücks, die ganze Brücke; die große Locomotive [denn es waren ihrer zwei] hatte die Brücke schon passirt [s. Bild] und die letzte Car war noch nicht auf der Brücke. In dieser Position befand sich der Zug, als die Brücke unter ihrer köstlichen Ladung nachgab. Der Ingenieur der vordersten Locomotive hörte einen Krach und fühlte einen Ruck nach hinten, in welchem Moment er mit ungewöhnlicher Geistesgegenwart die Dampfkraft vermehrte, so daß sich die Locomotive losriß und vorwärts ging. Wo die Brücke zuerst nachgab, darüber theilen sich die Ansichten; mir scheint es sicher zu sein, daß sie in der Mitte anfing zu sinken. Die Lage der Cars scheinen mir dieses deutlich anzudeuten. Die Brücke war 75 Fuß hoch über dem Wasserspiegel des Flusses, und die Länge derselben etwa 175 Fuß und sie war ganz von Eisen gemacht. Der Fluß ist nur etwa vier Fuß tief, aber gerade hier sehr breit.

Es ist eine schauerliche Tiefe, es ist ein unheimlicher Ort. — Außerhalb der Stadt, entlegen und allein, kein Wohnhaus in der Nähe, sieht der Ort aus wie eine rechte Mördergrube. An diesem Ort stürzten am 29. December, Abends 7.30 Uhr elf Cars und eine Locomotive 75 Fuß in die Tiefe auf das Eis und in das Wasser. An die Witterung jenes Abends wird man sich leicht erinnern können; es war der ungestümste Abend des gegenwärtigen Winters. Ein furchtbar rauher Nordwind kam vom Eriesee her und hatte ein schweres Schneegestöber in seinem Gefolge. Und durch das ungestüme und geheimnißvolle Geheul des Windes drang das Geschrei und die Hülferufe und das Stöhnen der armen Verunglückten. O, welch eine Schreckensnacht! Wer kann sie beschreiben? Der Tag der Ewigkeit wird's erst offenbaren, was sich Alles zutrug in jener Unglücksstunde. Da liegen sie, die Unglücklichen, in wildem Durcheinander. Lebendige und Todte, Männer, Frauen und Kinder, dem Schnee und der bitteren Kälte ausgesetzt und keine Hülfe und keine Hoffnung auf Rettung.—Keine Hoffnung? Nein! Denn eben fangen die Flammen an, ihre Opfer mit unerbittlicher, zischender Wuth zu fordern. Da, wo noch ein wenig Hoffnung war, um gerettet zu werden, da verlöscht sie bald, während das Feuer nicht verlöscht, sondern immer heller brennt. Ist denn keine helfende Hand, die retten könnte? Müssen denn diese Armen dieses doppelte Unglück erleiden, ohne daß sich Hülfe zeigt? O, wer kann den Schmerz und den Jammer dieser Unglücklichen beschreiben? Der Vater könnte vielleicht noch das Kind, der Gatte die Gattin, der Freund den Freund retten, allein die Flammen sind unerbittlich, sie verbreiten sich mit unbeschreiblicher Schnelligkeit und lassen hinter sich nur graue Asche und verkohlte Ueberreste, wo vor einer Stunde noch lebendige menschliche Wesen waren, welche einer friedlichen Heimath entgegen fuhren.

Warum die Feuerwehr von Ashtabula dem Feuer nicht Einhalt gebot, ist ein Geheimniß; hatte sie doch etliche Spritzen und keinen Mangel an Wasser. Es wird jedoch mit jedem Tag deutlicher, daß der Hauptmann seine Geistesgegenwart verloren hatte. Es war schon spät als er kam, und da er gekommen war, that er einfach—gar nichts. Ueberhaupt scheinen viele der Einwohner von Ashtabula, sich wenig um die Verunglückten gekümmert zu haben, denn sie standen da, als müßige Zuschauer, ohne einen Finger zu krümmen, in der Rettung dieser Leute. Es ist bezeugt worden, daß das Nothgeschrei der Verunglückten Menschen, noch anderthalb Stunden nach dem Sturz der Brücke gehört wurde, und es wird behauptet, daß viele Menschenleben hätten gerettet werden können, wenn die Feuerwehr ihre Pflicht gethan hätte. Endlich aber verstummt der Hülferuf und das Gestöhn der Verunglückten, und Alles wird stille wie das Grab. Es ist ein Grab—ein großes, schreckliches Grab, in welchem hunderte auf eine schauderhafte Weise Gestorbene, und ebenso schauderhaft Begrabene schlummern.

Die Brücke scheint sich nach Norden umgedreht zu haben ehe sie stürzte, denn sie lag gegen Norden, während der Zug, mit Ausnahme der letzten Car, gegen Süden gefallen war. Da die letzte Car, bei dem Sturz der Brücke, noch nicht auf der Brücke war, so war es natürlich, daß sie durch die Bewegung des Zuges, in die entgegengesetzte Richtung geworfen wurde.

Ein großes Heer von Arbeitern waren beschäftigt, das Eis aufzuhauen und die Ueberreste der menschlichen Leichname, sowie etwaige Werthsachen, die dem Feuer entgangen waren, aus dem Wasser zu fischen. Die Leichen und Theile von menschlichen Körpern, wurden in die dazu bereit stehenden Kisten gelegt, und Sachen, welche gefunden wurden, vorsichtig gesammelt, um aufbewahrt zu werden, für die Freunde der Verunglückten. Diese Arbeit war nothwendigerweise eine langsame, denn nicht nur sollte ein jeder kleine, selbst der unbedeutendste Artikel aufgesicht werden, sondern es sollte auch wenn möglich ermittelt werden, zu welcher Leiche er gehöre. Allem nach sind viele der Unglücklichen gänzlich verbrannt und die Ueberreste, welche vorgefunden wurden, sind durchaus unerkennbar.

Am Ufer her und wo sonst ein Plätzchen ist zum stehen, da wimmelt es von Menschen. Unter diesen befinden sich Viele, die mit traurigen aber begierigen Blicken, die Gegenstände, die aus dem Wasser und Eis gezogen werden, betrachten. Ach, wenn sie doch nur noch einmal das Angesicht der Lieben sehen könnten, wenn es auch im Tode wäre! Dieses scheint die Sprache des sehnsuchtvollen Blickes zu sein. Allein überall Täuschung, doppelte Täuschung.

Als wir zuerst hinkamen, begaben wir uns bald an den Ort der Ausgrabung, um wenn nöthig helfende Hand zu bieten und um das Resultat besser bobachten zu können. Allein wir wurden zurückgewiesen, indem man uns bedeutete, wir wären nur im Wege der Arbeiter, somit mußten wir uns begnügen, mit Andern am Ufer zu stehen.

Endlich gingen wir in das Todtenhaus, in das Frachthaus der Eisenbahn-Compagnie, um die allbereits gefundenen Leichname zu besichtigen. Der Anblick, welcher sich uns hier darbot, war wenn möglich noch schrecklicher, als wie der des Schuttes im Fluß. Das Haus war angefüllt mit den verstümmelten Leichnamen der Unglücklichen, die theilweise in Kisten, theilweise auf dem Boden ausgelegt waren. Zerstückelt, verstümmelt und verkohlt lagen sie da, erkennbar nur noch an der Kleidung, wo noch Fetzen derselben vorhanden waren, oder an besonderen Kennzeichen. Hier lag ein Leichnam ohne Kopf, dort einer ohne Hände und Arme, daneben einer ohne Beine. In manchen Fällen waren die Eingeweide herausgerissen, bei Anderen waren nur noch etliche verkohlte Stücke Menschen-

fleisch vorhanden, denen man es gar nicht ansehen konnte, daß sie je einem Menschen angehörten. In welchen Fällen ist nur noch der Schädel da und wieder in anderen etliche Knochen. — Auch fanden wir Kisten, in denen sich eine Sammlung von solcher Mannigfaltigkeit und Verschiedenheit vorfand, daß es jedenfalls Theile von vielen verschiedenen Körpern waren. — Etliche der Leichname waren schon von den Freunden der Verstorbenen erkannt und bezeichnet worden, hingegen warteten die meisten noch auf Identification. Dieses unvergeßliche Todtenhaus war angefüllt mit den Verwandten und Bekannten der Verunglückten, denn Anderen war der Eintritt verboten. Da findet nun ein Suchen und Untersuchen statt, als wie wenn das Leben von dem Auffinden der Betreffenden abhinge. Man geht von Einem zum Anderen, man prüft Alles mit der größten Genauigkeit, und wenn die Runde gemacht, ohne den geringsten Erfolg, so fängt man wieder vorne an. — In Fällen, wo man seiner Sache nicht ganz gewiß ist, werden kleine Stücke aus der Kleidung, wenn überhaupt noch solche da ist, geschnitten, um diese anderen Freunden, die nicht anwesend sind, vorzulegen. Manche der Ueberreste werden als Verwandte bezeichnet und nachher stellt es sich heraus, daß man sich geirrt hat. Viele, ich vermuthe, die Mehrzahl Derjenigen, die hierher kommen, um die irdischen Hüllen ihrer Lieben zu suchen, finden gar nichts, es sei denn ein kleiner Gegenstand aus der Habe der Verunglückten, vielleicht eine Uhr, oder ein Messer, oder eine Brille, oder sonst eine Kleinigkeit, die dem Feuer Trotz geboten hat. Diese Gegenstände werden mit der größten Begierde empfangen, um als Andenken an die Verstorbenen aufgehoben zu werden. Ein Fall erregte besonders mein Mitgefühl; ein junger Mann suchte, mit der Photographie einer schönen Jungfrau in der Hand, nach dem Leichnam derselben und fand ihn während meiner Anwesenheit. Der Anblick war zu viel für ihn, er brach zusammen und weinte laut und bitterlich. Wir selbst fanden durchaus keine Spur von Br. Vogel, wohl aber fanden wir die Ueberreste seiner Begleiterin, Fräulein Martha Volk von Rochester, Tochter von unserem Br. Volk daselbst. Br. Vogel hatte sich nemlich auf seiner Reise hierher in Rochester aufgehalten und hatte die junge Schw. Volk die Gelegenheit benutzen wollen, in seiner Gesellschaft nach Cleveland zu reisen, um daselbst ihre Schwester, die Frau des oben benannten Br. Hofmeister, zu besuchen. Beide kamen um. Müde und mit Wehmuth und Trauer erfüllt, traten wir Abends um 9 Uhr unsere Heimreise an, indem wir stille Betrachtungen anstellten über die Hinfälligkeit des Menschen und die wunderbaren Wege der Vorsehung.

Zwei Tage später traf die Schw. Vogel und Br. Volk in Begleitung von Br. Unholz, Prediger in Rochester, N. Y., bei uns ein. Schw. Vogel, welcher ich die Verhältnisse auf telegraphischem Wege mitgetheilt hatte, konnte dem Drang nicht widerstehen, selbst die Stätte des Unglücks zu besuchen, um den Leichnam ihres Mannes zu suchen. Ihr Suchen war nicht ganz ohne Erfolg, allein es ist dieses immerhin eine schlechte Befriedigung, denn ihr Mann, ihr lieber Gatte, der mit ihr die Freuden und Leiden ihres Lebens getheilt und der sie mit seiner Hände Arbeit versorgt hatte, der ist nicht mehr. Er hatte sie verlassen in der Hoffnung, daß sie bald nachkommen werde, und wie wurden die Hoffnungsblüthen so bald zerknickt! Dieses läßt die liebe Schwester in traurigen Verhältnissen, denn die Quelle ihres Unterhaltes ist auf einmal versiegt. Gott tröste sie und ihre fünf Kinder, und erwecke ihr Freunde, damit sie diesen furchtbaren Schlag um so leichter ertragen kann!

Während ich traurig und niedergeschlagen meinen Blick von der Schreckensscene abwende, hätte ich noch gern ein Wort gesagt über das Verhältniß der Eisenbahn-Compagnie zu diesem schauderhaften Unglück, allein es ist zu früh, um ein richtiges Urtheil fällen zu können, daher will ich dieses Anderen überlassen. Sicher ist es bei mir, daß die Brücke nicht in Ordnung war, sonst hätte sie unter diesem nicht sehr schweren Zug nicht nachgegeben.

Gott, wie sind deine Wege so wunderbar!

Sonntagschule.

Dreierlei Sonntagschullehrer.

Nach dem Engl. bearbeitet von J. J.

Wollte ich ein neues Wörterbuch verfassen, so würde ich höchstwahrscheinlich das Wort Sonntagschullehrer unter drei verschiedenen Rubriken behandeln. Wohl mag es mehr als dreierlei Sonntagschullehrer geben, doch mögen dieselben ganz füglich in folgende drei Hauptklassen eingetheilt werden:

Nummer Eins. Ein Lehrer übernimmt eine Klasse von Kindern, anscheinend mit der Absicht, dieselben in den Heilswahrheiten der christlichen Religion zu unterrichten, weil er das als Pflicht betrachtet. Er hat keine Liebe, weder zum Werk, noch zu den Schülern. Nie denkt er an seine Klasse, ausgenommen am Sonntag. Er betet weder für seine Schüler, noch auch für sich, um als Lehrer tüchtig werden zu können. Er hält es für durchaus überflüssig, seine Lection zu studiren. Er weiß selten, ob irgend welche, oder wie viele seiner Schüler Gott lieben. Er beschränkt sich in seinen Fragen nur auf sein Fragebuch. Nie weiß er die Ursache von der Abwesenheit irgend eines Schülers anzugeben. Es würde ihn sehr überraschen, zu hören, daß ein Mitglied seiner Klasse nach einer drei- oder vierwöchentlichen Krankheit gestorben sei. Auf der Straße kennt er keinen seiner Schüler. Er besucht die Lehrerversammlung nicht und ist ihm unlieb, wenn der Superintendent viel davon spricht, weil er keine Nothwendigkeit dafür erkennt. Bleibt nach Belieben von der Sonntagschule weg, ohne den Superintendent auch nur einmal davon in Kenntniß zu setzen, oder für einen Stellvertreter zu sorgen. Er kümmert sich wenig oder nichts darum, welcherlei Vorkehrungen getroffen werden zum Besten der Sonntagschule. Er ist frohe wenn die Schulstunde vorüber ist, und athmet leichter, sich wieder einmal einer sehr unangenehmen Pflicht entledigt zu haben.

Nummer Zwei. Ein Lehrer, der einigermaßen ein Interesse in der Wohlfahrt seiner Klasse bekundet und zu Zeiten sogar sehr begeistert wird in der Sonntagschulsache. Ist froh seine Schüler alle in der Klasse anwesend zu sehen, ist aber sehr behutsam, sie nicht mit einem Besuch zu belästigen, auch nicht wenn einer derselben abwesend war. Studirt seine Lection etwa eine halbe Stunde, ehe er sich auf den Weg zur Sonntagschule begibt. Selten weiß er während der Woche, wo oder was die nächste Lection ist. Oder vielleicht fängt er schon früh, damit an und verhandelt dann das Historische oder Geographische in der Lection ziemlich eingehend, läßt aber das Praktische—den Kern der Lection gänzlich im Hintergrund, nichts zu sagen von den persönlichen Nutzanwendungen auf das Herz. Auch er besucht die Lehrerversammlungen nicht oder nur selten, sondern fühlt sich viel bequemlicher zu Hause. Möchte gern regelmäßig in der Sonntagschule anwesend sein, bleibt aber gelegentlich zu Hause, ohne den Superintendent davon in Kenntniß zu setzen. Der wird's ja schon ausfinden, wenn er ihn nicht in der Sonntagschule sieht. Bei der Eröffnung der Schule und beim Beginn der Lection so pünktlich da zu sein, ist nicht gerade so nöthig, ein Bischen hintendrein hat auch nichts zu sagen. Gute Ordnung und ein gedeihlicher Zustand der Sonntagschule ist nicht zu verachten, dafür mag jedoch der Superintendent sorgen. Hofft, die Schüler werden noch alle einmal Christen, ladet sie aber niemals ein, zu Jesu zu kommen.

Nummer Drei. Er ist ein Lehrer, der seine Aufgabe übernimmt, weil er Lust und Liebe dazu hat. Er betrachtet es nicht blos als Pflicht, sondern als ein theures Vorrecht. Er bekundet dabei 1. Begeisterung, 2. Gläubiges Gebet, 3. Vorbereitung, 4. Liebe zu Christo und 5. Liebe zu seinen Schülern. Er trägt seine Schüler gleichsam auf dem Herzen und betet für sie. Er betet viel zu Gott um Weisheit zum richtigen Verständniß der Lection und um Kraft, dieselbe auch den Herzen seiner Schüler beizubringen. Zu dem Ende macht er die Lection zu seinem täglichen Studium, und sollte es auch nur etliche Minuten des Tages sein. Bestrebt sich den Hauptgrundgedanken aus der Lection heraus zu finden um denselben sodann den Herzen der Kinder tief einzuprägen.

Vor allem aber erwartet und betet er für die baldige und gründliche Bekehrung eines jeden seiner Schüler und betrachtet kein Opfer zu groß, um diesen Zweck zu erreichen. Ist regelmäßig in der Lehrerversammlung; denn dort erwartet er Gutes zu thun und Gutes zu lernen. Nie ist er von seiner Klasse abwesend während der Sonntagschulstunden, es sei denn, es liegen die allertriftigsten Gründe vor; eben so wohl würde er daran denken können, von seiner Familie fortzulaufen, ohne dieselbe davon in Kenntniß zu setzen, als daß er in einem nöthigen Fall seine Abwesenheit von der S. Schulklasse nicht gebührend anzeigen sollte. Ist zu irgend einer Zeit ein Schüler abwesend, so wird er sich nach der Ursache erkundigen, und zwar noch vor dem folgenden Sonntag.—Denn merke: selten wird sich ein Schüler eines solchen Lehrers durch gewöhnliche Hindernisse von der Sonntagschule abhalten lassen. Immer hat er einen freundlichen Gruß für seine Schüler, sei es in oder außer der Schule. Er ist immer bereit, den Superintendenten in der Ausführung irgend eines guten Planes zu unterstützen und betrachtet sich als dessen Mitarbeiter.

Hier haben wir also die drei verschiedenen Klassen von Sonntagschullehrern. In Nummer eins befinden sich Viele. In Klasse Nummer zwei noch Mehrere. In Klasse Nummer drei aber verhältnißmäßig nur Wenige. Lehrer, zu welcher der genannten drei Klassen gehörst du?

Kürzere S. Schul-Artikel.

Ein Sonntag in der Rauchstadt.

Auf eine freundliche Einladung von Freund „Schwarzwälder" besuchten wir unlängst einmal Pittsburg. Freundlicher Empfang und gute Aufnahme waren da natürlich selbstverständliche Dinge. Der Sonntag wurde größtentheils der Sonntagschulsache gewidmet. Am Vormittag in der Schule hatten wir das Vergnügen, dem wackeren Superintendenten, Bruder Renz, ein prächtiges Banner zu überreichen, welches dazu bestimmt war, von der „Ehrenklasse" —der artigsten und fleißigsten Klasse getragen zu werden. Die Sonntagschule scheint mit allen erforderlichen Requisiten versehen und in gedeihlichem Zustande zu sein. Der Gesang war besonders anziehend.

Daß sich die Freunde für die Sonntagschulsache interessiren, zeigte die große Versammlung, welche sich eingefunden hatte, den Vortrag über: „Das Verhältniß der Gemeinde zur Sonntagschule und die Pflicht der Gemeindeglieder der Sonntagschule gegenüber," anzuhören, den wir zu halten verurtheilt waren. Am Nachmittag war ebenfalls eine Sonntagschulfeier anberaumt, bei welcher in gemüthlichem Beisammensein Sonntagschulfragen erörtert und liebliche Gesänge vorgetragen wurden. Glück zu, ihr lieben Sonntagschulfreunde in Pittsburg! Abends mußten wir predigen. Die Versammlung war zahlreich und äußerst andächtig, welches natürlich dazu beiträgt, daß der Prediger mit freudigem Aufthun seines Mundes die Wahrheit verkündigt. Montag wurde dazu verwendet, die Höhen und Tiefen der berühmten Industriestadt etwas näher in Augenschein zu nehmen, wobei wir mancherlei interessante Fahrten, Beobachtungen und Bekanntschaften machten. Es sind dort in unseren Gemeinden viele liebe Leute, zu denen sich ein liebendes Gemüth sehr hingezogen fühlt. Es hat uns sehr gefallen, und wir haben deßhalb nicht gesagt: „Adje, auf Nimmerwiedersehn." Schönen Dank den Schwarzwälder, und Rauchstädtern!

Das Reich Israel vor und nach seiner Trennung.

In Verbindung mit den Sonntagschullectionen der ersten Hälfte dieses Jahres, möchte es zeitgemäß sein, den Lehrern zur Veranschaulichung eine chronologische Tabelle der Könige der beiden Reiche zu geben.

Saul war der erste König der über Gottes Volk regierte. Die Dauer seiner Regierung wird im Alten Testamente nirgends angegeben. Paulus sagt in der Apostelgeschichte daß es 40 Jahre waren. Ihm folgte David und regierte auch etwa 40 Jahre; darnach bestieg sein Sohn Salomon den Thron und regierte 40 Jahre. Diese drei Könige waren die Herrscher des

vereinigten Reiches. Unter dem Letztern erreichte das Reich den Höhepunkt seines Glanzes und seiner Herrlichkeit.

Nach Salomon kam sein Sohn Rehabeam auf den Thron, aber durch seine Unvorsichtigkeit und durch die Befolgung des Rathes seiner Minister, spaltete sich das Reich, blos zwei Stämme blieben ihm treu; die andern Zehn wählten sich ihren eigenen König und behielten den Namen „Reich Israel" bei, während die Zwei unter dem Namen „Reich Juda" bestanden. Die Spaltung geschah etwa 975 v. Chr. Das Reich Israel fand seinen Untergang etwa 722 v. Chr. und das Reich Juda 588 v. Chr.

Die Reihenfolge der Könige und die Dauer ihrer Regierung kann ungefähr so gestellt werden:

Das Reich Juda.	Dauer der Regierung.	Das Reich Israel.	Dauer der Regierung.
Rehabeam	17 Jahr	Jerobeam	22 Jahr
Abia	3	Nadab	2
Asa	41	Baesa	24
Josaphat	25	Ela	2
Joram (mit seinem Vater)	3	Simri (ungewiß)	—
Joram (allein)	5	Amri	12
Ahasja	1	Ahab	22
Athalja	6	Ahasja	2
Joas	40	Joram	12
Amazia	29	Jehu	28
Usia	52	Joahas	17
Jotham	16	Joas	16
Ahas	16	Jerobeam II.	52
Hiskia	29	Sacharja	6 Mo.
Manasse	55	Sallum	1
Amon	2	Menahem	10 Jahr
Josias	31	Pekajah	2
Joahas	3 Mo.	Pekah	20
Jojakim	11 Jahr	Hosea	9
Jachajim	3 Mo.		
Zedekias	11 Jahr		

Hosea war der letzte König in Israel. Zwischen der Regierung Jerobeams II. und der nachfolgenden herrschte 11 Jahre lang Anarchie in Israel; dann bestieg sein Sohn den Thron und regierte 6 Monate, wurde ermordet und sein Mörder Sallum wurde König.

Unter Zedekia wurde Jerusalem zerstört, der König gefangen und die heiligen Geräthe nach Babel gebracht.

Das Reich Juda hatte in den 387 Jahren 20 Könige, alle aus David's Geschlecht, ausgenommen Athalja die Tyrannin. 2. Chron. 22, 24.

R. Matt.

Die Charakterzüge eines S. Schul-Lehrers.

Das höchste und wichtigste Amt, das einem Menschen anvertraut werden kann, sagt man mit Recht, sei das christliche Predigtamt, denn nicht Gold und Silber, nicht bürgerliche Rechte und was mehr ein Mensch verwalten kann, sind demselben anvertraut; sondern unsterbliche mit dem theuren Blut Jesu erkaufte Seelen. Welch eine Aufgabe! Als nächststehendes Amt zu dem des Predigers möchte ich das des S. Schul-Lehrers nennen. Welche wichtige und ernste Aufgabe—dein Werk, lieber S. Schul-Lehrer, ist nicht eine Arbeit für diese Zeit allein, sondern für die Ewigkeit, für die lange Ewigkeit arbeitest du. Ueberlege es doch recht ernstlich, ehe du zu deiner Klasse trittst, bedenke welch eine wichtige Aufgabe du hast. Die Seelen dieser lieben Augäpfel Gottes sind dir für eine Stunde ganz allein anvertraut, bedenke jedesmal, es könnte für dich dein letzter Gang sein; oder du habest einen deiner Schüler zum letzten Mal unter deiner Stimme; siehst das Kind vielleicht nicht mehr bis vor Gottes Thron. In Anbetracht deiner so ernsten und wichtigen Aufgabe, wird dir ein Wort der Lehre und Ermahnung von Einem. der auch in der S. Schule thätig ist, nicht unwillkommen sein. Was ist denn der S. Schul-Lehrer für ein Lehrer?

Erstens ist er ein Lehrer göttlicher Wahrheiten, göttliche Lehre soll er dem Kinde mittheilen. Daraus folgt, daß der Lehrer selbst in der Wahrheit ist und in der Wahrheit steht. Du solltest selbst zuerst ein Christ sein, ehe du unternimmst, Andere zu unterrichten. Als S. Schul-Lehrer mußt du den rechten Glauben haben, den Glauben, der das Herz reinigt, in der Liebe thätig ist und die Welt überwindet.

Zweitens brauchst du christliche Erfahrung, damit du sicher und gewiß bist in deinem Unterricht. Wenn du dem Kinde den schönsten Vers der Bibel vorlegst: „Das Blut Jesu Christi macht uns rein von aller Sünde," solltest du mit Wahrheit sagen können: „Auch mich hat Jesu Blut gereinigt."

Drittens mußt du als S. Schul-Lehrer einen guten christlichen Charakter haben, damit deine Kinder Achtung, Liebe und Ehrfurcht vor dir haben. Bemühe dich, daß dein Charakter unbescholten sei.

Viertens: Sei ein rechter Christ im täglichen Leben. Kinder haben scharfe Augen, sie beobachten dich zu Hause, auf der Straße, in Gesellschaft und erwarten, daß du selbst das belebst, was du den Sonntag lehrst. Hast du einen Knaben unter dir, den du Sonntags vor dem Bösen warnest und er sieht dich im Lauf der Woche ins Wirthshaus gehen, so ist deiner Lehre Kraft genommen und das Zutrauen deines Schülers zu dir für die Zukunft geschwächt. Sei behutsam.

Fünftens hast du viel Erkenntniß und Wissenschaft nöthig; erschrecke nicht, es ist die Weisheit, die von Oben herab kommt (Jakobi 3, 17), die man durchs Gebet erlangt und durch anhaltendes Studium der Bibel gewinnt. Der S. Schul-Lehrer muß selbst die lebendige Lehre sein, ein wandelndes Buch von Gottes Geist beschrieben, ein lebendiger Spiegel Jesu Christi. Gott mache uns geschickt zu diesem guten Werk.

Atlantic.

Die Hauptsache in der Sonntagschule

ist die Arbeit. Es ist aber nicht genug, daß gearbeitet werde, sondern daß die Arbeit auf die beste Weise gethan wird. Wenn das Sprichwort „Man muß auf Gott vertrauen, als ob man gar nichts könne, und arbeiten, als ob Alles davon abhinge," irgendwo gilt, so ist es in der S. Schule. Auf redlicher Arbeit läßt Gott hier seinen Segen ruhen. Aber manche S. Schularbeiter gleichen einem trägen Bauern, der sich beklagt, weil seine Ernte so schlecht ausfällt und vergißt, daß er es am Pflügen, Düngen ꝛc. vernachlässigt hat. Klage nicht über Mangel an Erfolg, S. Schul-Lehrer, wenn du nicht anhaltend, fleißig und im Glauben gebetet und gearbeitet hast, sonst ist deine Klage eine—Selbstanklage.

☞ Um für den Artikel: „Die Brücke des Todes," mit Abbildung, in dieser Nr. noch Raum zu machen, mußten wir leider den Schluß von dem Artikel von Br. C. A. Thomas: „S. Schul-Conventionen," welcher im S. Schuldepartement vorne an stand, bis auf das Märzheft zurückstellen. Wir müssen deßhalb Br. Th. und die Leser um Nachsicht bitten, welche sie uns unter Umständen gewiß gerne gewähren werden.

Elias und Ahab.

5. Lection für Sonntag den 4. Februar 1877. 1. Kön. 18, 5—18.

Grundgedanke: Aus der Sünde kommt das Unheil. **Haupttext:** Josua 7, 25.

I. **Historischer Zusammenhang.** Das ganze 18. Capitel ist in drei Abschnitte getheilt; der wichtigste Abschnitt ist der mittlere, Vers 21—40. Der erste, unsere Lection ist Vorbereitung für jenen. Der erste Vers bezieht sich deutlich auf das 17. Capitel und den 1. Vers. Hier wird uns das Ende der dürren Zeit angekündigt, die der Prophet verkündigte. Während des dritten Jahres kam das Wort des Herrn zum Propheten. Es scheint, am Bache Krith hielt sich Elias ungefähr ein Jahr auf, und in Zarpath etwa zwei Jahre und sechs Monate; dieses würde die, in Luc. 4, 25., erwähnten drei Jahre und sechs Monate ausmachen. Ueber die Zeit und deren Bild vergleiche Dan. 7, 25., und Offenb. 12, 14. Während dieser Zeit trieben Ahab und Isebel ihre Abgötterei auf die höchste Stufe. Die Priester und Leviten des Herrn flohen (2. Chron. 11, 13. 14.). Die Gerechten verschwanden oder wurden getödtet, und nur wenige blieben übrig in Israel; doch immer waren noch etliche, die treu blieben im Glauben an Gott, und diese hielten sich im Verborgenen zusammen. Sie opferten zwar nicht, aber unterrichteten das Volk, doch treu zu bleiben und auszuharren. Aber auch diese waren bedroht und es schien, als wollte die gottlose Isebel nicht ruhen, bis auch der letzte Funke wahrer Gottesverehrung ausgerottet sein würde; wahrscheinlich trugen ihre Baalspfaffen viel dazu bei. So schlimm es nun auch war, scheint doch noch *ein* Frommer gewesen zu sein, und dieser am königlichen Hof. Zwei Dinge sind sonderbar, nemlich: 1. Daß der König ihn ehrte und bevorzugte. 2. Daß er die Ehre annahm. Auch ist es auffallend, daß gegenseitiger Einfluß keinen Conflikt hervorrief. Doch lernen wir hier auch, daß Gott überall die Seinen zu beschützen weiß. Es waren Fromme im Hause Ahabs, und es waren Fromme im Hause Neros.

Es wird von Manchen angenommen, daß die Königin die Frommen so martern ließ aus Verdruß, weil sie Elias nicht finden konnte, denn sie ließ keinen Stein unbewegt, es zu erreichen.

II. **Texterklärung.** Wir haben hier die Noth in Israel Vers 5. und 6. Ferner das Wiederauftreten des Propheten Vers 7—15.; und dann die Begegnung mit Ahab.

Der König und sein Hofmeister Obadja gingen aus, um Gras zu suchen für die Pferde; denn es war große Noth unter Menschen und Vieh. Lange schon suchten sie den Thisbiter, ihm gab man die Schuld am ganzen Unglück, aber er war nicht zu finden. Es war ein morgenländischer Gebrauch, wenn große Noth herrschte, daß der König und seine Obern dem Volke ihr Mitleiden zeigten, indem sie persönlich ausgingen, um Hülfe zu suchen.

Vers 6. *Sie theileten sich das Land*, d. h. sie trafen ein Uebereinkommen, daß Jeder eine besondere Richtung einschlug, um eher und sicherer Erfolg zu erzielen. Um seine Pferde und Maulthiere war Ahab sehr bekümmert, aber um seine Seele zitterte er nicht. So geht es leider oft bei den Menschen; um zeitlicher Dinge willen versäumen sie ihr ewiges Heil.

Vers 7. Die Stunde nahte, da Elias wieder auftreten sollte. Der Bann, der auf Israel lag, sollte gelöst werden, und der Bote Gottes, den man so lange gesucht und nirgends fand, sollte sich nun selbst stellen; nicht als Flüchtling, nicht als Gefangener, sondern als Gottes Botschafter. Zweifelsohne war es Gottes Fügung, daß Elias dem Prophetenversorger Obadja zuerst begegnen sollte. Auf dem Wege treffen sie sich; Obadja sieht ihn, erkennt ihn und erschrickt. Kein Wunder! Nachdem Alles aufgeboten, ihn zu finden, hohe Summen auf seinen Kopf gesetzt, geht er frei und am hellen Tage bis an die Thore der Stadt, die seine Todfeindin birgt. Obadja redet ihn an als *Herr*, aber Elias will davon nichts wissen, er gibt diesen Ehrentitel einem Andern; nenne ihn deinen Herrn, einen Titel für Fürsten und nicht für Gottes Diener.

Vers 8—9. Hier ist ein Bild des Muthes, Elias; und ein Beispiel der Menschenfurcht, Obadja. Rede nichts gegen Obadja, Menschenkind. Denke an Petrus und prüfe dich, ob du nicht auch selbst oft zu beschuldigen wärest. Diese Furcht hat folgende Gründe: 1. Die genaue, aber erfolglose Forschung. 2. Die Furcht Elias möchte sich abermals entziehen, V. 12., vielleicht geschah es schon. Vgl. 2. Kön. 2, 16. 3. Der Zorn Ahabs in solchem Falle, und 4. dachte der arme Mann, er hätte solches Loos nicht verdient. V. 13. Er redete nicht von Dem, was er gethan, um sich hervorzuthun, sondern um zu zeigen, daß er Gott fürchte, obschon er Ahabs Diener sei.

Nach dem 13. Vers läßt sich schließen, daß Ahab erfuhr, wie dieser Diener die Propheten versteckte und ernährte, wohl aber nicht Isebel; nun denkt Obadja wohl: „Sage ich dieses meinem Herrn, dann denkt er vielleicht, ich hätte den Elias die ganze Zeit versteckt gehalten und tödtet mich."

Elias bezeugt mit einem Eide, daß er den König heute sehen will, und Obadja läßt sich überreden. Ein Diener Gottes braucht niemals zu zittern, wenn er die Befehle seines Gottes ausrichtet.

Es war wohl gut und nützlich, daß Ahab vorher bekannt gemacht wurde, der Prophet käme, das Volk soll es wissen, daß er nicht gefangen noch erwartet wurde, sondern vom Herrn gesandt war. Hätte Ahab ihn mit Häschern fangen können, wäre er im Vortheil gewesen, nun aber der Prophet sich meldet unerwartet, hat Ahab keinen Vortheil; doch als er die Botschaft hörte, ging er hin, ihn zu sehen.

Vers 17 und 18. *Die Begegnung.* Zum zweitenmal treffen sich die zwei leitenden Personen, aber Gott kann auch einem Löwen den Rachen zustopfen, daß er unschädlich wird. Unbewaffnet und allein; allein und doch nicht allein tritt Elias vor den König.

Dieser beschuldigt den Propheten als Unglücksstifter. So geht es gewöhnlich. Menschen suchen die Ursache ihres Unglücks überall, nur nicht in ihnen selbst. Die gleiche Beschuldigung wurde auch Christo zu Theil und seinen Aposteln. Vgl. Apstg. 17. 6. Elias aber erwidert freimüthig; als Einer, der Autorität hat, zeigt er, wo die Quelle des Unheils und des Unglücks ist. „Du und deines Vaters Haus" u. s. w. Abfall von Gott bringt Unglück allezeit. Wenn Fürsten gottlos leben, muß das Land zu Grunde gehen. „Die Sünde ist der Leute Verderben," nicht aber die Ermahnung zur Buße.

III. **Nutzanwendung.** In dieser Lection sollen wir lernen und zu Gemüth fassen:

1. Was unsere Pflicht ist, selbst in Zeiten allgemeiner Gottlosigkeit und Laster; nemlich Obadja zum Vorbild betrachten. Gott fürchten hält vom Bösen ab.

2. Wie uns der Glaube stärken soll zur Treue und Geduld in der Zeit der Trübsal und Leiden.

3. Was es ist, das den Menschen von Gott trennt und Elend über Nationen, Völker und Personen bringt, nemlich die Sünde.

4. Wie Gott in seiner Vorsehung die Bösen bestrafen, die Frommen aber beschützen kann.

5. Wie wir uns verhalten sollen, selbst dann, wenn Frömmigkeit uns zeitlichen Schaden bringen sollte. Der Weg der Pflicht ist der einzige richtige Weg. Mögen die Folgen auch noch so gefährlich scheinen; „Denen, die Gott lieben, müssen alle Dinge zum Besten dienen."

Wortstudien.

Obadja. (Des Herrn Diener.) Hofmeister des Königs Ahab.

Mäuler. (Maulthiere, Maulesel.) Siehe V. 5. Ps. 32. 9.

Antlitz. (Das Angesicht.) *Darauf fallen*, ein Zeichen der Ehrerbietung.

Eid. Wenn man Gott auffordert zum Zeugen der Wahrheit einer Sache und seine Strafe herabfordert im Falle der Unwahrheit.

Zebaoth. (Herr der Heerschaaren.) Zeigt die Majestät Gottes.

Baalim. Die Mehrzahl von Baal; auch die Götzenbilder Baals.

Fragen. Wer war Obadja? Wo war Elias während dieser ganzen Zeit da man ihn suchte? Warum suchte man ihn? Wem begegnete Elias zuerst? Warum erschien er dem König

nicht sogleich? Was fragte ihn der König, da sie sich begegneten? Was war die Antwort? Welches der zehn Gebote übertraten die Israeliten, um dessenwillen die große Noth über das Land kam? Was lehrt die Schrift bezüglich der Uebertreter der Gebote Gottes?

Kleinkinderklasse. Schildere auf eine einfache Weise den Haß Ahabs gegen den Propheten Elias. Zeige, worin der Grund dieses Hasses zu suchen sei, nemlich in der natürlichen Feindschaft des menschlichen Herzens wider Gott. Wer den lieben Gott haßt, der haßt auch seine Knechte, sein Wort und überhaupt Alles, was göttlicher Natur ist. Führe zur Erläuterung dieser Wahrheit solche Beispiele an, die dir etwa bekannt sein mögen. Aus dem Exempel Obadjas zeige, wie manche Leute zwar fromm sind, aber noch zu viel Menschenfurcht hegen. Aus dem Exempel Elias lernen wir, wie man sich selbst nicht vor dem Zorn eines Königs zu fürchten braucht, so lange wir recht thun und Gott auf unserer Seite wissen.

Illustration. Zu Vers 17. Der König Ahab, wie so viele Anderen seinesgleichen, die irgend ein Unglück, das in Folge ihrer eigenen Gottlosigkeit hereinbricht, vielmehr die Kinder Gottes deßwegen beschuldigen möchten, gleichen einem Menschen, der in seiner Verstandesverwirrung umherläuft und Jedermann, der ihm begegnet, für verrückt hält.

Zu Vers 18. Wahrer Muth. Von Hans Joachim von Zieten wird erzählt, daß derselbe ein Mal von Friedrich dem Großen zu einer königlichen Mahlzeit geladen worden sei. Ganz getreu seinen ungläubigen Grundsätzen machte der Monarch bei seinem Mahl, seine Witze über Christus und die Religion. Nachdem Joachim von Zieten eine Weile stillschweigend zugehört hatte, fing er endlich mit folgendem Verweis an: „Ihre königliche Majestät wissen wohl, daß ich stets in jeder Schlacht, trotz allen Gefahren, mein Leben für Sie und das Vaterland aufs Spiel setzte. Aber es gibt Einen, der größer ist, als wir Beide—ja größer als alle Menschen. Es ist Christus, der Erlöser der Welt. Seinen Namen lästern zu hören, ohne für ihn einzutreten, kann ich nicht. Auf ihm allein besteht mein ganzer Trost und meine Hoffnung im Leben und Tod." Der König war betroffen und schwieg.

Wandtafel.

Ahab's Zorn und Obadja's Furcht zur Linken.	A und O Elias Gott zur Rechten.

Gott ist hier, der da gerecht macht, wer will verdammen?

Elias und die Propheten Baals.

6. Lection für Sonntag den 11. Februar 1877. 1. Kön. 18, 19—29.

Grundgedanke: Erwählet euch heute, welchem ihr dienen wollt. **Haupttext:** 1. Kön. 18, 21.

I. **Geschichtlicher Zusammenhang.** Ungefähr 40 Meilen südlich von Tyrus und etwa 20 Meilen westlich von Nazareth erhebt sich der höchste Punkt des ganzen östlichen Uferlandes am mittelländischen Meer 1500 Fuß über den Meeresspiegel. Es ist der berühmte Berg Carmel. Von ferne gewahrt ihn der müde Schiffer und freut sich seines Zieles. Bebend erhebt sich das Herz des Reisenden; denn Carmels Spitze bietet ihm den ersten Blick und ein freundliches Willkommen zum heiligen Lande. Die Naturschönheit an sich selbst war oft schon der Gegenstand alter Dichter; aber umkleidet mit den Begebenheiten des prophetischen Zeitalters, wird Carmel geradezu bezaubernd. Hier war es wo Elias und Elisa einen Wohnsitz hatten; heute noch zeigt man den Reisenden eine Höhle, die den Propheten öfters barg. Hier war es, am Fuße dieses Berges, wo Elias dem König Ahab begegnete, und dieser Berg, auf dem damals noch ein zerfallener Altar Gottes war, wurde vom Propheten ausersehen als Wahlplatz des Kampfes zwischen Gott und Baal.

Elias war wahrlich mehr als ein Prophet, ein zweiter Moses erschien in ihm. Elias verkündete nicht blos des Herrn Willen, er steht auf als Erneuerer des abrahamitischen Bundes und Zerstörer Baals und dessen Anhang. Furchtlos erläßt er eine Herausforderung an Ahab und durch ihn an das Volk, die Macht der Götter zu versuchen. Kaum würde Ahab getraut haben darauf einzugehen, wenn Isebel gegenwärtig gewesen wäre; aber die erhabene Autorität des Propheten machte ihn beben und ohne die Folgen zu bedenken, nimmt er die Herausforderung an. Ahab ist ein Bild erbärmlicher Schwäche und Feigheit; selbst wenn man geneigt wäre ihm gute Eigenschaften zuzuschreiben, muß man zweifeln, wenn man sieht, wie er so ganz der Sklave eines verruchten Weibes ist. Die Stunde der Entscheidung naht, denn des Herrn Prophet tritt wieder auf.

II. **Texterklärung.** Der alte Streit, ob ein Gott lebe und walte, ob Jehova Gott sei oder Baal, soll zu einem Ende kommen in Israel, und die Götter selbst sollen entscheiden; zu diesem Zweck soll alles Volk sammt den 450 Baalspfaffen sich auf Carmel versammeln. Der König hat den Handel eingegangen, scheint fast er glaubte von Herzen daß Baal sich helfen könnte. Auch die Propheten des Hains kamen ihrer 400 stark, so daß die Pfaffen allein 850 Mann zählten. V. 19.

V. 20—21. Als die Menge versammelt war, trat Elias auf; gekleidet in härenem Gewand, ein wahrer Wüstensohn, aber in seinem Blick leuchtete Trotz gegen den abgöttischen König und sein verführtes Volk; Glaube an den Gott Israels und Strafe für den Uebelthäter. Er kam nicht, um das Land zu segnen, er kam die Ehre Gottes zu wahren. Er wirft dem Volke seine Sünde vor; nicht als dienten Einige Baal und Andere Jehova, sondern, daß sie manchmal Diesem, dann Jenem dienten; keine Gewißheit hatten; „auf beiden Seiten hinkten." Solcher Menschen gibt es heute noch; bald suchen sie Gott zu dienen, dann hängen sie der Welt wieder an und lassen sich bezaubern von ihrer Lust.

Er erklärt nun seinen Vorschlag; er bestraft das Volk um seines Lebens willen. Sie antworteten ihm nicht ein Wort. Bekennen wollen sie nicht aus Furcht vor dem König und seinen Priestern, und wehren durften sie sich nicht, denn das Gewissen schlug sie, darum blieben sie stille. Merke: Gott verlangt nicht von uns, daß wir irgend etwas glauben sollen, als was er durch seine Kraft beweisen kann; dem Menschen aber läßt er die Wahl. Jos. 24, 15. 1 Kön. 18, 21.

V. 22. Diese Prüfung war unparteiisch; menschlicher Ansicht nach waren die Baalspfaffen im Vortheil, 850 gegen Einen, und dieser schon drei Jahre ein Verbannter, eben erst zurückgekehrt. Jehova soll entscheiden.

V. 23, 24. Das Opfer soll als Mittel dienen und Feuer die Entscheidung geben. Merke: Baal war der Sonnen- oder Feuergott; wenn also das Feuer in seiner Gewalt ist, kann er leicht helfen.

Das zeigt Glaube und Muth. Elias allein! Umgeben von lauter Feinden und solche Sprache. O für solchen Glauben! Jehova hat schon ehe diesem, durch Feuer geredet: auf Sinai, auf Sodom und Gomorrah; mit Abraham. Moses u. s. w. Sünder, er wird es wieder thun. V. 24. Es scheint das Volk ist aufgewacht, sie wollen nun selbst Gewißheit haben und rufen „das ist recht."

V. 26—29. Die Probe der Götter: Die Baalspfaffen zuerst; sie verlangen es, Elias ist willig, denn er ist seiner Sache gewiß. er fühlte Gott in jedem Pulsschlag. Wir haben hier: 1. Eine lärmende Menge, die es mit Geschrei abmachen wollen. Vgl. Apstg. 19. 34. Thöricht, indem sie sprangen wie wild, wahnsinnig, indem sie sich ritzten und Blut abzapften. Wohl im Gedanken, daß wenn das Blut des Farren Baal nicht bewege, möchte es das ihrige thun. 2. Einen sarkastischen Zuschauer. V. 27. 3. Einen stummen Götzen.

Solche Götzendienste kommen nur unter Heiden vor: wir sehen daraus, wer den wahren Gott verläßt, der geht wieder rückwärts ins Verderben. 4. Ein getäuschtes Volk. Elias hinderte sie nicht, er gab ihnen volle Gelegenheit, bis Abend mögen sie schreien, er ist des Sieges gewiß. Denkt da wohl Mancher: ob es die Baalspfaffen nicht reute, daß sie den Handel eingingen? Wie mag wohl Elias gefühlt haben, während dieser Zeit? Trotz seiner schneidenden Reden, mußte er doch wohl das irre geleitete Volk bedauern, sein Aerger entbrannte blos über die Verführer.

Nicht nur Elias freute sich des tollen Treibens dieser Baalspfaffen, hier ging wohl der 21. Psalm in Erfüllung: „Der im Himmel wohnet, lachet ihrer, und der Herr spottet ihrer." Alle Götter der Heiden sind nichts. Sie können nicht helfen. Aber, o Christ, bedenke; es ist heute noch Gefahr, ein Anderer möchte auf dem Thron deines Herzens regieren, außer unserem Gott. Die feine Abgötterei im Neuen Testament ist so verwerflich, als die zu Ahabs Zeit.

III. **Nutzanwendung.** Durch diese Lection werden wir belehrt über folgende Punkte:

1. Wie nothwendig es ist, daß das Herz fest sei. Der Mensch, der keine bestimmte Begriffe über Gott und Religion hat, ist zu bedauern. Im Unglück und in Trübsal hat er keine Hoffnung.

2. Daß es nicht immer gut ist, wenn man der Mehrzahl nachgeht. In Sachen des Herzens sollte Gott zu Rathe gezogen werden, und wenn man auch allein stehen müßte. Ein Sprichwort sagt: „Auch ein todter Fisch kann mit dem Strom schwimmen." Wer auf Gott vertraut steht fest, selbst wenn er allein steht.

3. Daß der Fromme sich nicht zu fürchten braucht, selbst mitten in der bösen Schar. Wo es sich um die Ehre Gottes handelt, braucht kein Christ allein zu stehen, Gott ist mit ihm.

4. In Religionssachen sollten wir nie zaudern, Gott dem Herrn die Ehre zu geben. Wenn nur zwei Wege möglich sind, Recht und Unrecht, wähle das Recht und sollte auch der Himmel darüber einstürzen. Der bedauernswürdigste aller Menschen ist wohl der, welcher sich nicht entscheiden kann für Gott. Prüfe dich, liebe Seele, dienest du Gott von ganzem Herzen? Oder hinkest du auch noch auf beiden Seiten?

Worterklärung.

Carmel. Ein fruchtbares Feld.
Propheten des Hains. Baals Prediger.
Pfaffen. Abgöttische Priester.
Pfriemen. Spitzige Eisen. Vgl. 2. Mos. 21, 6.
Speisopfer. Opfer, bestehend aus Früchten u. s. w., welche man genießen konnte. Eigentlich nur ein Anhang zum rechten Opfer.

Fragen. Wo liegt Carmel? Wer waren die Baalspfaffen? Wer waren die Propheten des Hains? Was meint auf beiden Seiten hinken? Was sagt Gott zum Eingang der zehn Gebote? Was sagt Jesus zu solchen Hinkenden? Matth. 6, 24. Warum antwortete Baal nicht? Wie lange dauerte der Lärm? Ist auch im Neuen Testament ein Fall, der diesem ähnlich ist, und wo?

Kleinkinderklasse. Erzähle auf die einfachste und lebhafteste Weise den merkwürdigen Vorgang auf Carmel. Stelle mittelst einer Wandtafel oder sonstwie die beiden Altäre Baals und Jehovahs zum Unterschiede neben einander. Erkläre den Kleinen wie nichtig und hülflos die heidnischen Götter und wie thöricht ihre Verehrer sind. Zeige wie man sich völlig für den lieben Gott entscheiden soll, nicht wie die Israeliten, die Gott und auch zugleich Baal dienen wollten. Gott will das ganze Herz.

Illustrationen. Vers 21. Wie lange hinket ihr u. s. w. Ein römischer Prinz hatte einen Kriegsgefangenen. Derselbe verlangte Bedenkzeit von ihm, ob er sich künftig für oder gegen Rom erklären wolle. Der Prinz nahm seinen Stab, zog einen Kreis auf den Boden und erklärte dem Kriegsgefangenen, daß er sich entscheiden müsse, ehe er den Kreis überschreiten dürfe. So verlangt Gott Entschiedenheit von allen Menschen. Erwählet euch heute.

Vers 29. Hilflosigkeit der Götzen. Ein kleiner Knabe, der im Hause eines Götzendieners wohnte, schlug eines Tages mit einem Stock sämmtliche Götzenbilder desselben in Stücke, bis auf einen einzigen, den größten derselben, dem er darauf den Stock in die Hand gab. Bald mußte er Verantwortung deßwegen thun. Er sagte, der Götze werde seine jüngeren Brüder selbst erschlagen haben. Das wollte aber der Heide nicht glauben. Darauf sagte der Knabe: „Wie, du traust deinen Götzen nicht einmal so viel Stärke zu, daß er solches thun könne? Wie vermag er denn noch viel größere Dinge zu thun? Wie kann der euch helfen? Und wenn ich selbst es gethan habe, warum konnte er nicht einmal die andern vor meinem Stock schützen?"

Wandtafel.

Elias und sein Opfer.

7. Lection für Sonntag den 18. Februar 1877. 1. Kön. 18, 36—46.

Grundgedanke: Die Antwort durch Feuer.—Der heilige Geist. **Haupttext:** 1. Kön. 18, 24.

I. **Geschichtlicher Zusammenhang.** Von früh Morgens bis zur Zeit des Speisopfers (Nachmittags zwischen zwei und drei Uhr) dauerte das Treiben um den Altar Baals; endlich des wilden Treibens müde, zog sich das müde Volk ein wenig zurück, ein Zeichen, daß ihre Hoffnung zernichtet und ihr Glaube gesunken sei. Jetzt trat Elias auf, ruhig und fest; er rief den Priestern zu: „Laßt's nun gut sein," und dem Volk: „Her zu mir." Oben auf dem Berge lag die Ruine eines Altars, von Israel in seinen bessern Tagen erbaut, aber von Isebel niedergerissen; den richtete er wieder auf und zwar aus folgenden guten Gründen: 1. Den Altar Baals wollte er nicht benützen, denn er war unrein und mit Baal wollte Elias nichts gemein haben. 2. Wollte er dem Volke zeigen, daß heute nichts Neues gegründet werden soll, sondern das Alte wieder hergestellt. 3. Soll es ein Bild sein: So wie ich diesen Altar wieder baue, so möge der Herr Israel wieder bauen. Vgl. Kap. 19, 10.; 2. Mos. 24, 4. 4. Zeigte er mit den zwölf Steinen, daß die zwölf Stämme ein Volk seien, und ob die Zehn sich auch Israel nannten, gehörten doch vor Gott die andern Zwei auch zu ihnen. Die Vorbereitung mit dem Wasser geschah auch aus sehr wichtigen Gründen: a. Sollten alle Vorurtheile wegen Betrugs oder Vortheils zernichtet werden. b. Sollte es ein Bild sein von dem Kommenden. Vgl. 5. Mos. 28, 12. 23.; 4. Mos. 20, 2.; 24, 7.; 33, 14.

Elias selbst versteht Alles so, daß an Vorbereitung nichts mangelte. O wie der Mann gebetet haben muß für sein Volk, während dieser Arbeit. Mit welchen Gedanken muß das Volk zugeschaut und geholfen haben. Welch ein Aerger und Neid es wohl in den Baalspfaffen hervorgerufen hat. Wie zerschlagen und gedemüthigt Ahab wohl dabei gestanden hat. Dann aber, welch ein geheimer Schauer, welche tiefe, erwartungsvolle Stille unter dem Volke geherrscht haben muß! Lehrer, es wäre eine Lebenszeit werth, dabei gewesen zu sein. Die Entscheidungsstunde hat geschlagen.

II. **Texterklärung.** Vers 36. 37. Die Zeit war gekommen, da man bei den wahren Israeliten Speisopfer zu opfern pflegte: Drei Uhr Nachmittags. Elias nahet sich zum Altar und betet. Diesmal redet er Gott nicht an wie in Kap. 17, 20., sondern als „Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs," und zwar absichtlich; er hatte wohl 2. Mos. 3, 15. in seinem Gemüthe. Auch sollte ja der mit den Erzvätern gemachte Bund nun wieder erneuert werden.

Elias bittet um zwei Dinge: 1. Die Kundgebung der Herrlichkeit Gottes. Damit es kund werde, daß außer Jehovah kein Gott sei; auch damit bewiesen werde, daß er (Elias) der Prophet des Allerhöchsten sei. Nicht als bitte er um Selbsterhöhung, sondern um ein Himmelszeugniß zur Bestätigung seiner göttlichen Sendung. 2. Die Ueberzeugung des Volkes. Damit „dies Volk wisse." Damit sie durch dieses Wunder ihre Herzen dem Herrn wieder zuwenden möchten. Alle Zeugnisse, die gegeben werden, müssen die Wahrheit bestätigen, so daß durch dieselben die gerechte Sache siege durch Erkenntniß. Elias wußte, daß sich dieses Volk nicht bekehren würde, es sei denn, sie werden überzeugt. Also ruht Bekehrung auf Erkenntniß.

Vers 38-40. Die Antwort kam sogleich. Schon darin wurde Baal zernichtet. Der lebendige Gott läßt nicht auf sich warten, wo es sich um seine Ehre handelt. „Feuer des Herrn." Kein Blitzschlag, kein gewöhnliches Feuer; Gottes Feuer, das auch Steine, Erde und sogar Wasser verzehrt. Daß auch der Altar mit verbrannte, sollte ein Zeichen sein, daß hinfort nur ein Gott und nur ein Altar sein solle. Den Schrecken des Volkes und der Baalspfaffen kann man sich wohl vorstellen, aber nicht beschreiben. Gott hat gerichtet und das Volk spricht das Urtheil. Solchem Zeugniß muß man glauben. 1. Das Urtheil lautet: „Der Herr ist Gott;" hierin liegt indirekt: 2. Baal und seine Pfaffen sind Betrüger; das Gesetz werde ausgeführt. Vgl. 5. Mos. 13, 1–11. Der Höhepunkt des Eifers war erreicht, mit Donnerstimme ruft er, „Wohlauf, greifet sie" u. s. w., genau nach 5. Mos. 13, 9. Das Volk aber tödtete sie, alle 400. Hier zeigt sich wieder deutlich wie elend Ahab war, anstatt zu helfen oder zu wehren, erwartete er wahrscheinlich, daß es nun auch ihm gelten würde. Nein, ihn wird Gott richten.

Vers 41–46. Das Feuer hat kaum geantwortet, so hört auch Elias schon die Stimme des Wassers. Ahab hatte gefastet, ob aus Frömmigkeit für Baal, oder aus Mangel an Zeit, ist nicht gesagt; doch soll er nun essen und trinken. Elias darf noch nicht ans Essen denken, seine Arbeit ist noch nicht fertig; er hatte wohl auch keinen Hunger; das war ihm Speise und Trank, daß Gott wieder gnädig und das Volk bekehrt war. Gott hat Regen verheißen, Elias muß gehen darum zu bitten. Sein Diener soll auf der Wache stehen, soll ihm Nachricht bringen, so oft eine Veränderung vorgehe am Himmel über dem Meer hin. Siebenmal kommt der Bote ohne gute Nachricht, das hindert Elias nicht, er betet um so inbrünstiger. Eine kleine Wolke wie eine Manneshand. Schadet nichts, große Segnungen haben oft einen kleinen Anfang. Nun soll Ahab fliehen vor einem gewaltigen Regen. Er ließ sogleich anspannen und nach seiner Sommerresidenz Jesreel hinfahren. Der langersehnte Tag brach an, der Himmel öffnete seine Schleusen und gab Regen. Vom Geist getrieben steht Elias auf und flieht auch; durch Sturm und Wetter eilt er vor Ahabs Wagen hin, und dieser gottlose Fürst gibt ihm nicht einmal Gelegenheit mitzufahren; er war wohl bange seine Isebel möchte es erfahren und ihn dann auszanken darum. Dieses Vorherlaufen verstand Ahab wohl, denn er kannte die Gebräuche; es geschah um ihm zu zeigen, daß der gehaßte Prophet des Herrn ein guter Unterthan und Diener ist, ausgenommen wenn er Befehle von Gott auszurichten hat. Zum Schluß will ich mit Krummacher sagen: „Das ist die Geschichte von der Aufschließung des eisernen Himmels durch das Wort Elias des Thisbiters."

III. **Nutzanwendung.** Gott erhört das Gebet der Seinen. Nicht um die Länge, Schönheit oder Worte willen. Er blickt auf das Herz.

Christen sollten gewisse Stunden dem Herrn weihen. Elias betete zur Zeit des Speisopfers. Daniel dreimal des Tages.

Gott beschützt die Seinen. Die Rechte des Herrn müssen den Sieg davontragen.

Elias Gebet sollte uns oft zum Gegenstand unserer Betrachtung dienen, denn er war ein Mensch wie wir. Vgl. Jac. 5, 17. Wir beten oft und sehen keine Hülfe, weil wir das kleine Wölkchen nicht beobachten wollen.

Wir sollen nie müde werden zu beten, selbst dann nicht, wenn es fast umsonst scheint.

Bedenke jenes kleine Wölkchen brachte endlich den großen Regen. So bringt oft ein kleiner Anfang einen großen Erfolg.

Wortstudien.

Brandopfer. Dieses Opfer mußte immer durch Feuer aufgehen.

Kison. Ein Bach der am Tabor entspringt und durch Untergaliläa fließt.

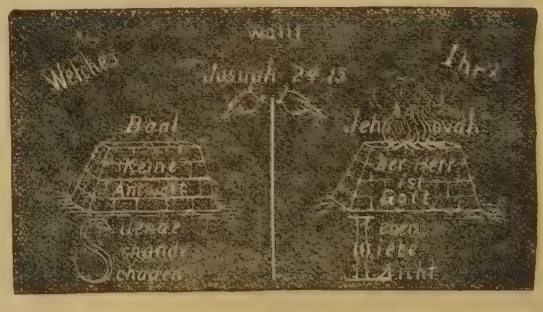
Jesreel. Eine Stadt im Stamme Isaschar, wo Ahab eine Residenz hatte.

Fragen. Warum nahm Elias einen zerfallenen Altar? Warum ließ er so viel Wasser zugießen? Warum redete er Gott an wie er that? Was für ein Wunder fand statt? Wie lange war es seit dem letzten Regen? Warum sandte ihn Gott jetzt? Siehe Jac. 5, 17—18.

Kleinkinderklasse. Wiederholung der Geschichte vom Opfer der Baalspfaffen und dem des Elias. Zeige durch verschiedene Beispiele wie Gott sowohl durch Feuer als auch durch Wasser seine Macht beweisen kann. Gott vermag Alles. Zeige auch wie man an Gott glauben, ihm vertrauen und zu ihm beten soll. Wenn es im Sommer bisweilen lange nicht regnet, sollte man auch dann seine Zuflucht zu Gott im Gebet nehmen, wie überhaupt in allen Fällen der Noth.

Illustration. Archimedes, der größte Mathematiker des Alterthums und Erfinder der Hebemaschinen, sagte einmal bei Gelegenheit: „Gib mir einen Punkt außerhalb der Erde und ich setze den Erdball in Bewegung."—Einen solchen Stützpunkt hatte Elias im gläubigen Gebet gefunden, auf welchem er nicht allein den Erdball, sondern auch den Himmel in Bewegung setzen konnte, indem er zuerst das Feuer Gottes auf den Altar und das Opfer und gleich darauf Regen auf die schmachtende Erde herab betete. Einen solchen Stützpunkt hat auch der Christ, wodurch er den Himmel zur Erde herabziehen, und Feuer das Wasser in der Grube auflecken machen kann.

Wandtafel.



Elias auf Horeb.

8. Lection für Sonntag den 25. Februar 1877. 1. Kön. 19, 8—18.

Grundgedanke: Gottes Trost für die Verzagten. **Haupttext:** Hiob 23, 6.

I. **Geschichtlicher Zusammenhang:** Man sollte wohl glauben, die Begebenheit auf Carmel hätte Ueberzeugung in jedes Herz getrieben, aber es war nicht der Fall. Ob Ahab, der Isebel die Vorgänge erzählte, um sie aufzuhetzen, ist nicht gesagt, aber das war der Erfolg. Elias erhielt die Weisung, daß er binnen 24 Stunden das Loos der Baalspfaffen theilen

werde. Elias sah den Sturm kommen, den er herauf beschworen, und er floh! Sonderbar. Gestern noch brachte sein Gebet Feuer vom Himmel, heute flieht er vor einem Weibe. Es scheint, Gott überließ ihn sich selbst für eine Zeit lang. Auf den Triumph, den er feierte, kam nun die Nachwirkung. So hoch sein Nervensystem stieg in der Stunde des Sieges, gerade so tief war jetzt seine Niedergeschlagenheit. So geht es uns; nach Sieg kommt Prüfung, wir mögen es in der Stunde der Freude bezweifeln, aber es ist so. Würde ein Baum fortwährend blühen, wo bliebe da die Frucht? Ob sich auch Ahab nicht bewegen ließ, die Geschichte auf Carmel war nicht umsonst; sie ist immer neu und zeigt Gottes Macht durch alle Zeiten. Elias floh bis gen Versaba, hier ließ er auch seinen Diener; er verlangte allein zu sein. Weiter gings in die arabische Wüste hinein, fort von allen menschlichen Wohnungen, bis ihn Müdigkeit überfiel, daß er nicht mehr weiter konnte. Hier fiel er in den Schatten eines Baumes und verlangte zu sterben. — Sonderbar! Der Mann, der von Gott erwählt war, daß er den Tod nicht schmecken soll, der verlangt jetzt darnach. Von Jesreel floh er vor dem Tod, hier sucht er ihn. Ueber diesen Gedanken schlief er ein.

Glücklich ist der Mensch, dem Gott Schlaf schenkt. Unglücklich, wer sich durch Trübsale auch noch den Schlaf rauben läßt. Der schlafende Prophet ist nicht allein, wie er glaubte, er ist bewacht. Nach Ruhe sehnte er sich; Ruhe soll er haben; aber Gottes Engel bewachen ihn und wann es Zeit ist, werden sie rufen. Und so geschah es; zweimal wecken sie ihn und er genießt wunderbare Speise; endlich heißt's: „Auf, du hast einen weiten Weg vor dir."

II. Texterklärung. Vers 8. Durch die wunderbare Speisung wurde Elias wunderbar gestärkt. Er fastete 40 Tage lang. Gott hat wunderbare Wege, aber sie führen alle zum nemlichen Ziel. Auf Horeb fastete Moses zweimal eben so lang; 2. Mos. 24, 18; 34, 28, und in einer anderen Wüste that Jesus ein Gleiches wie Elias, Matth. 4, 2. Zwischen Moses und Christus steht unser Prophet; er blickt zurück zum Gesetz und vorwärts zum Evangelium. Er erneuert das Eine und bereitet den Weg fürs Andere.

Horeb, der Berg Gottes, 2. Mos. 3, 1. Seitdem Gott das Gesetz gab auf jenem Berge, hat denselben nie ein Jude besucht, ausgenommen Elias. Einige berühmte Schriftsteller nehmen an, daß Horeb schon vor Moses Zeit ein heiliger Ort gewesen sei und gründen diese Ansicht eben auf 2. Mos. 3, 1. Doch mag auch erst der Schreiber ihn so genannt haben nach der Erscheinung im Busch.

V. 9. Ob das die nemliche Höhle war, in welcher einst Moses stand, 2. Mos. 34, 6, kann nicht bestimmt werden. Was den Propheten bewog, hierher zu kommen, wird nicht gesagt; vielleicht hoffte er, Jehova zu sehen, vielleicht sollte es auch andeuten, daß, so wie er nun Israel verlassen, so werde es auch Gott verlassen. Hier erhielt Elias einen göttlichen Besuch und soll eine Frage beantworten. Adam beantwortete auch einst eine, die fast an diese erinnert. Vgl. 1. M. 3, 8. 9. Beim Lesen dieser Frage lege den Nachdruck auf Du, dann erhält dieselbe eine viel größere Wichtigkeit.

V. 10 ist die Antwort. Diese Antwort ist schwer zu erklären, wohl so schwer, als es war, sie zu geben; sie drückt jedoch die Ursache seines Hierseins aus: 1. Eine Entschuldigung, weil seine Arbeit so erfolglos gewesen sei. 2. Eine Klage gegen das Volk, weil es ihm nicht folgen wollte. Vgl. Röm. 11, 2. 3. — Dann redet er deutlicher und nennt als Ursache: a. Weil er keinen Erfolg mehr erwarten konnte, indem er allein übrig blieb auf Seite Gottes. b. Weil er seines Lebens nicht mehr sicher sei. Aus der Antwort läßt sich schließen, daß Elias selbst zweifelte, ob er sich rechtfertigen könne wegen seiner Flucht. — Merke: Es ist gut, wenn wir uns oft prüfen, ob wir am rechten Platz sind.

V. 11. 12. Elias erhielt Befehl, herauszutreten. Gott will ihn unterrichten von erhabenen Dingen, dann soll er zurück zum Volk, ein weiserer Mann, fertig zu machen die Arbeit, die der Herr ihm gab.

Was sich nun zutrug, hat so viel Aehnliches mit 2. Mos. 33, 21—23 und 34, 6, daß die beiden Begebenheiten und die Ursachen verglichen werden sollten, denn im Vergleich findet man die Absicht und Meinung. Weder im Feuer, Sturm noch Erdbeben war der Herr, d. h. in dem Sinn, wie er im „stillen sanften Sausen" war.

In der chaldäischen Sprache liest sich der Vers schön und lehrreich; er lautet nach Lange: „Und vor ihm her war die Heerschaar der Engel in einem Sturmwind, Berge zerreißend und Felsen zerbrechend, aber die Herrlichkeit des Herrn war nicht in der Heerschaar der Engel des Windes; nach diesem kam das Heer der Engel des Erdbebens, aber die Herrlichkeit des Herrn war nicht im Heer der Engel des Erdbebens, und nach dem Heer der Engel des Erdbebens ein Feuer, aber die Herrlichkeit des Herrn war nicht im Heer der Engel des Feuers; und nach dem Heer der Engel des Feuers Stimmen der Engel im Stillen (leise) singend, und die Herrlichkeit des Herrn war darin." Ein anderer Schriftsteller sagt: „Und Elias hörte die Schrecken des Gesetzes im Wind, im Feuer und im Erdbeben; aber er hörte die entfernte Stimme der Liebe im Evangelium, in dem sanften Sausen."

V. 13. Die Vorgänge hörte Elias, da er noch in der Höhle war, erst bei dem sanften Sausen trat er heraus in die Gegenwart Gottes; gedemüthigt mit verhülltem Angesicht, wie einst Moses that. 2. Mos. 3, 6.

V. 13. 14 wiederholt sich die im 9. und 10. Vers gegebene Frage und Antwort.

Dann ertheilt ihm der Herr Befehle, die er ausrichten soll. V. 15—17.

V. 18 wird Elias unterrichtet und zugleich beschämt, indem er meinte, er sei der Einzige, der noch Gott diene, sagt ihm nun der Herr, daß noch 7000 im Lande seien, die ihre Kniee vor Baal nie gebeugt. Es ist nicht nöthig, unter dieser Zahl die mathematische Zahl oder genau 7000 zu verstehen, denn sieben ist die symbolische Bundeszahl und bezieht sich hier auf den kleinen Rest, der noch übrig war. Der Herr hat ein wachsames Auge, er kennt die Seinen, ob auch die Welt sie nicht kennt. Es gibt mehr gute Leute in der Welt, als manche Weise denken.

Wandtafel.

Die Offenbarung Gottes an Elias.

Errert um Gott.	**G**ibt ihm einen Verweis.
Læsst den Muth sinken.	**O**ffenbart sich ihm.
Ist des Lebens muede.	**T**hut ihm seinen Willen kund.
Ahnt, er sei allein.	**T**rœstet ihn mit seinem Beistand.
Sieht den Tod vor sich.	

III. Nutzanwendung. — z. Hier lernen wir deutlich, wie gefährlich es ist, wenn der Gläubige Furcht und Zweifel Raum gibt; sie führen zur Verzagtheit und endlich in Unglauben.

2. Lernen wir, daß Gott sehr liebreich und zärtlich ist gegen seine schwergeprüften und verfolgten Kinder. O, könnten wir dieses immer einsehen.

3. Daß wir nie untreu und zaghaft werden sollten in der Erfüllung unserer Pflichten, so groß auch die Gefahr sein mag.

4. Daß Gott sehr oft wirket auf Wegen, die uns unbegreiflich und dunkel sind.

5. Daß wir das Unbegreifliche deßhalb nicht verwerfen sollen, denn des Herrn Wege sind nicht unsere Wege. Er hat das Natürliche und das Uebernatürliche in seiner Gewalt.

6. So du auf einmal fliehest vor der Pflicht, suche Gott in der Wüste (Kämmerlein), wie Elias that, und dann gehe neubelebt wieder an die Arbeit.

Wortstudien.

Horeb. (Berg Gottes.) Dürre, liegt in der arabischen Wüste, ist der Gipfel eines Berges, der noch eine andere Spitze hat, Sinai genannt.

Wüste Damaskus. Liegt zwischen Damaskus und Gilead, so wird es angenommen; es war wahrscheinlich die frühere Heimath des Propheten.

Hasael. (Ein Prophet Gottes.) So meint das Wort. Wer es war, siehe 2. Kön. 8, 8.

Jehu. Er, Selbst.

Elisa. (Gottes Heil.) Von Geschäft ein Ackersmann. Elias Nachfolger im Amt.

Fragen. Wohin floh Elias? Wo ruhete er? Wo ist Horeb? Was bedeutet Horeb? Was erhielt Elias auf Horeb? Wie offenbarte sich ihm Gott daselbst? Wer fastete auch 40 Tage vor und nach Elias Zeit? Wie ist es möglich, so lange zu fasten?

Kleinkinderklasse. Auch in dieser Lection ist Hinreichendes, um sie den Kleinen begreiflich und interessant zu machen. Aus der Geschichte geht erstlich hervor, wie auch bei den allerdeutlichsten Beweisen von Gottes Allmacht viele Leute, wie z. B. Ahab und Isebel, doch noch hartnäckig und verstockt in Sünden bleiben, ja oft noch gottloser werden. Ferner lenke die Aufmerksamkeit der Kleinen auf die Thatsache hin, daß es oft nur scheint, als wären die Frommen alle ausgestorben. Benutze das Bild vom Wind, Erdbeben, Feuer und dem stillen, sanften Säuseln, um zu zeigen, wie Gott sich zwar auf mancherlei Weise offenbart, aber nicht immer, wie wir es erwartet haben.

Antiquitäten.

Die Chinesen sind eines der ältesten Völker. Fohee, ihr erster Kaiser, regierte 2950 Jahre v. Christus. Confucius, ihr großer Lehrer in der Moral, lebte 600 vor Christus.

Im Jahre 1543 machte Blasco de Guraz, ein Schiffskapitain, Karl V. den Vorschlag ein Schiff zu bauen, das ohne Hülfe von Wind und Segeln getrieben werde. Am 17. Juni desselben Jahres ward mit dieser Erfindung in Barcellona ein Versuch gemacht, und zum Erstaunen aller Anwesenden bewegte sich das Fahrzeug mit großer Kraft und Behendigkeit. Die Maschinerie ward nicht bekannt, nur so viel erfuhr man, daß ein siedender Kessel zwei außerhalb des Fahrzeuges angebrachte Räder in Bewegung setze. Die zur Prüfung niedergesetzte Commission gab ein günstiges Gutachten, aber der Finanzminister Ravago that den Ausspruch: die Maschine sei zu künstlich und tauge nichts. So ward die Welt dreihundert Jahre lang der Wohlthat der Dampfschifffahrt beraubt.

Speckfuppe war im 15. Jahrhundert eine der größten Delikatessen der adeligen Damen in Braunschweig. Es war bei den Junkherrn Gebrauch, eine Schüssel voll dieses beliebten Gerichts mitzunehmen, wenn sie Abends ihre Geliebten besuchten. Sie seien, sagt die Chronik unverblümt, „gar oft besoffen mit ihren Schüsseln dahin getaumelt."

Philipp von Hessen schrieb im Jahre 1562 an den Herzog von Württemberg: „Aber solch große Straf (Pestilenz und Hungersnoth) geschieht nicht ohne Ursache, daß Gott geschehen lässet oder dem Teufel gestattet. Wäre gut, daß wir alle Buße thäten; auch das unordentliche Leben des Ueberfressens, Bankettirens und Saufens uns mäßigten und abstellten und die Gabe Gottes so nicht mißbrauchten.

Sparsam. Als Kaiser Rudolph in Straßburg Hof hielt, freuten sich die Bürger, daß er noch dasselbige graue Wamms trug, in dem sie ihn zehn Jahre zuvor gekannt, als er noch der Stadt Hauptmann gewesen.

Die Doktorwürde wurde vormals gar leichtsinnig von den Fakultäten ertheilt. Als einst die Fakultät in Orange, in Frankreich einen Advokaten für 10 Thaler ohne weiteres zum Doktor gemacht hatte, schickte der Mann des Rechts noch weitere 10 Thaler an den Decan der Fakultät, mit dem Ersuchen, auch sein Pferd zur Doktorwürde zu erheben. Die Fakultät aber gab zur Antwort: sie nehme nicht zwei Stück Vieh an Einem Tage auf.

Im Laufe des 17. und 18. Jahrh. wurden an Hexen und Hexenmeistern öffentlich verbrannt: in Deutschland, Holland und der Schweiz 100,000; in England 30,000; in Genf wurden 500 Personen in einem Zeitraume von drei Monaten geopfert; Würzburg allein verbrannte in diesen zwei Jahrh. 15,700. Im Ganzen kann man annehmen, daß eine halbe Mill. Menschen diesem gräßlichen Wahne geopfert worden sind. Auch Nordamerika brachte ihm seinen Tribut; im Jahre 1692 wurden in Neuengland über 400 Personen der Hexerei angeklagt, und 19 davon hingerichtet. Die Ehre, die letzte Hexe verbrannt zu haben, gebührt dem Kanton Glarus (1786), und die Ehre die Hexenstrafgesetze zuletzt abgeschafft zu haben Irland (1821).

Zäume und Sättel. In den frühesten Zeiten ritt man ohne Zaum und Sattel; die Nubier, Libier und Griechen leiteten ihre Pferde mit der Ruthe und mit Worten. Sättel kamen erst im 3. Jahrhundert auf. Alexander ward auf seinem Zuge nach Indien aufgehalten, weil die Pferde ihre Hufe ausgetreten hatten, indem man damals noch nicht die Pferde mit Eisen zu beschlagen verstand.

Wunder des Jahres 1634. Folgende Exempla haben wir von den Wunderwerken dieses Jahres zu berichten, nemlich: daß zu Olsenburg im braunschweiger Lande ein Kind, welches zwei Zöpf und drei Nestelbänder auf dem Kopfe und ein Paar Schuhe mit großen Rosen an den Füßen gehabt, auf die Welt ist geboren worden, so aber bald nach der Geburt wieder verstorben. Im Eingange des Martii aber zu Meldorf im Ditmarschen ein Kind, welches einen rechten Helm auf dem Haupte gehabt und einen türkischen Säbel an der Seiten und ein unbekanntes Gewehr in der Hand.—Endlich ist zu Gottorf in des Herzogs von Holstein Garten bei angehender Frühlingszeit ein Wunderseltsames weder gesäet noch gepflanztes Gewächs hervorgesprossen, welches Niemand erkennen konnte, auch an diesem Orte war niemals gesehen worden, dessen Blätter als Spieße und Hellebarden anzusehen gewesen — So uns von Hamburg unterm 19. Februarii geschrieben worden. — Item eine Zauberin für einen Hasen geschossen: Im Monat Junio schoß bei Glatz in Böhmen ein Jäger einen Haasen, wie er aber der Spur nachgegangen, hat er ein Weib, so auf einem Meierhofe Schäfferingewest, durchschossen und todt gefunden, und also in der Gaukelei drauf gegangen.

Der Gebrauch der Gabeln bei Tische kam in Deutschland erst im 16. Jahrhundert auf. Zu dieser Zeit aß der König von Frankreich das Fleisch, nachdem es zuvor aufgeschnitten worden war, noch mit den Fingern. Der Engländer Coryat, der zu Ende dieses Jahrhunderts Italien bereiste, konnte sich nicht genug wundern „über den absonderlichen und seltsamen Gebrauch mit Gabeln zu essen, maßen ich solches in keinem Lande der Christenheit wahrgenommen, denn allein in Italien, und habe ich mich selbst daran gewöhnet und solches nach meiner Heimkunft continuirlich practiciret, worüber ich öfters bin von Spöttern aufgezogen worden, wie denn mein Freund Lorenz Whiteacker, der Advokat, mir den Spottnamen Furcifer aufgebunden, darum und wegen keiner andern Ursache."

Werth eines Hundes. Wie hoch der Werth eines Hundes bei den alten Deutschen angeschlagen wurde, geht aus folgenden Bestimmungen hervor.

Ein Hundedieb mußte bei den Burgundern, wenn er nicht Strafe zahlte, vor dem versammelten Volke den Hund küssen.

Bei den Angelsachsen betrug die Buße für einen erschlagenen Hund so viel Weizen, als hinreichte, den am Schwanze aufgehangenen Hund zu bedecken.

Eben so wurde der Hund bestraft, wenn Schaden durch ihn geschehen war. So enthalten die alemannischen Gesetze diese Verordnung: wenn ein Hund Jemanden todt gebissen hat, der Herr desselben aber das Wehrgeld (Strafgeld) nicht zahlen will, so wird der Hund 9 Fuß hoch über seiner Thür aufgehangen, bis er verfault.

Im 5. und 6. Jahrhundert unserer Zeitrechnung galt bei den Sachsen ein Ochse 1 Thaler (Sol, Solidus, etwa unserem Thaler gleich), bei den Schwaben der beste Ochse 1 Thlr. 16 Gr., bei den Niederländern 2 Thlr., ebendaselbst ein Hengst 6 Thlr., eine Stute jedoch nur 3 Thlr.

Für einen Schlag wurde damals bei den Niederländern 1 Thlr. Strafe bezahlt, Brandstiftung und Straßenraub aber nur mit 62 Thlrn. bestraft.

Menschenmord wurde gleichfalls mit Geld gebüßt. Für einen freien Mann zahlte man 200 Thlr., für einen Stadtdiakonus 400 Thlr., für einen Diakonus 500 Thlr., für einen Presbyter 600 Thlr., für einen Bischof 900 Thlr., für den Mord eines Vaters aber nur der Verlust des Erbes!! — Für eine Jungfrau 200 Thlr., für eine Frau in mittleren Jahren 600 Thlr., für einen Knaben unter 12 Jahren 600 Thlr.

Bei den heidnischen Deutschen mußte der Bräutigam für die Braut eine Summe bezahlen, welche das Haupt der Familie (Vater, Oheim) erhielt. Die Vermählung geschah häufig öffentlich, indem das Brautpaar Ringe wechselte (sinnbildliche Darstellung der Vereinigung), oder indem die Braut in einen Schuh trat, welchen der Bräutigam mitbrachte (sinnbildliche Darstellung des gemeinsamen Lebensweges und Wandels). Wenn eine Ehefrau auf Untreue ergriffen ward, so hatte der Mann das Recht, das Weib und den Verführer auf der Stelle zu tödten, ohne Strafe bezahlen zu müssen.

Weib und Kind war Eigenthum des Mannes, welcher, wenn er in Gefahr war, wegen Schulden seine Freiheit zu verlieren, beide verkaufen konnte.

Wenn ein Schuldner sein Haus den Gläubigern überlassen mußte, so sprang er barfuß und im Hemde mit einem Stabe über den Zaun, welcher das Haus umgab. Daher die Redensart: Haus und Hof mit dem Rücken ansehen.

Eine Hexe, welche einen Menschen verschluckt aber wieder von sich gegeben hatte, mußte 200 Thlr. Strafe zahlen.

Wenn unter den heidnischen Deutschen ein Eid geleistet werden sollte, so berührte dabei der Mann die Waffen, das Weib das Haupthaar. War die zu beschwörende Sache wichtig, so mußten Eideshelfer beim Eide sein. Die Eideshelfer hielten einander bei der Hand. Bei den Ditmarsen in Holstein wurden bisweilen an 360 Eideshelfer verlangt.

Mit besonderer Pracht und außerordentlichem Aufwande wurden während des 16ten und 17ten Jahrhunderts die ehelichen Verbindungen der Fürsten gefeiert.

Im Jahre 1716 verband sich die sächsische Prinzessin Anna mi dem Grafen Wilhelm Prinz von Oranien. Die Hochzeit ward in Leipzig gehalten. Außer dem sächsischen Hofstaate, welcher 1544 Pferde mit sich führte und dem Bräutigam nebst seinen Grafen, Herren und Edelleuten, welche 1100 Pferde mitbrachten, waren als Gäste zugegen: der Kurfürst von Brandenburg, der Markgraf zu Küstrin und Markgraf zu Anspach, der Herzog von Mecklenburg, drei Fürsten von Anhalt, der Pfalzgraf von Neuburg, vier Herzöge von Braunschweig, die Herzoginnen von Lauenburg und Braunschweig, die Gesandten der Könige von Spanien, Dänemark und des Herzoges von Braunschweig, des Erzbischofes von Halle, die Bischöfe von Meißen, Merseburg und Naumburg, und überdies noch eine Menge Grafen, Herren und Edle zu Pferde, so daß die Gesammtzahl der Pferde, 5647 betrug. Die Feierlichkeiten begannen am 25. Aug. und endigten am 31. Aug. In dieser Zeit waren verzehrt worden 4000 Scheffel Weizen, 8000 Schfl. Korn, 3600 Eimer Wein, 1600 Faß Bier, 13,000 Scheffel Hafer.

Eine hölzerne Konstitution. Als man bei der ersten Konstituirung des löbl. Kantons Aargau in der Stadt Bruck das Volk auf die Konstitution schwören lassen sollte, fand sich kein Exemplar vor. Der sinnige Kommissair wußte aber bald Rath; er ließ vom Tischler ein Buch fertigen und anstreichen, und darauf mit Oelfarbe die Worte setzen: Konstitution des Standes Aargau. Diese hölzerne Konstitution beschwor auch wirklich der fünfte Theil der Bevölkerung des Kantons. Ob sie von hartem oder weichem Holze gewesen, darüber schweigt die Geschichte.

In einer alten Sammlung von Polizeigesetzen der Stadt Wien liest man folgende Verordnung: „Die Fischer sollen die Fische auf dem Markte mit unbedecktem Haupte feil haben, um sie durch die Sonnenhitze zu zwingen, ihre Waare wohlfeiler zu geben."

In Folge einer Verordnung des Rathes von Nürnberg ward 1540 auf gemeine Stadtkosten ein Wägelchen angeschafft, worauf die Betrunkenen nach Hause gefahren wurden.

Winter.

Winter ist herbeigekommen
Und das Bäumlein steht beschneit,
Aber durch den weißen Schleier
Leuchtet grün das Sommerkleid.

Fröhlich tummeln sich die Kleinen
In dem weißen, weichen Flaum,
Vöglein sitzen auf den Zweigen,
Wie im stillen Frühlingstraum.

Horch! es sagt's des Ostwinds Rauschen,
Der den Schnee zur Erde treibt,
Und der Tanne Grün bezeugt es,
Daß es nicht stets Winter bleibt.

Nach dem Dunkel kommt der Morgen,
Nach dem Sturme Sonnenschein,
Nach des Winters starrem Walten
Kehrt der holde Frühling ein. W. H.

Räthsel.

Meine ersten 5 bilden den Namen eines Propheten
Lässest du ein e für ein i hintreten.
Meine letzten 4, mein Bester,
Bilden vielleicht den Namen deiner Schwester
Mein Ganzes als ein Jubellied klingt,
Womit man den größten König besingt. W. H.

Silbenräthsel.

Mein Köpfchen liegt im fernen Süden,
Des Schiffers hoffnungsreiches Ziel;
Mein Schwanz, ein Paradies hienieden,
Entzückt durch heitrer Künste Spiel.
Mein Ganzes heißt das A und O
Des Geldmarkts. Was erscheint dir so?

Bilderräthsel.

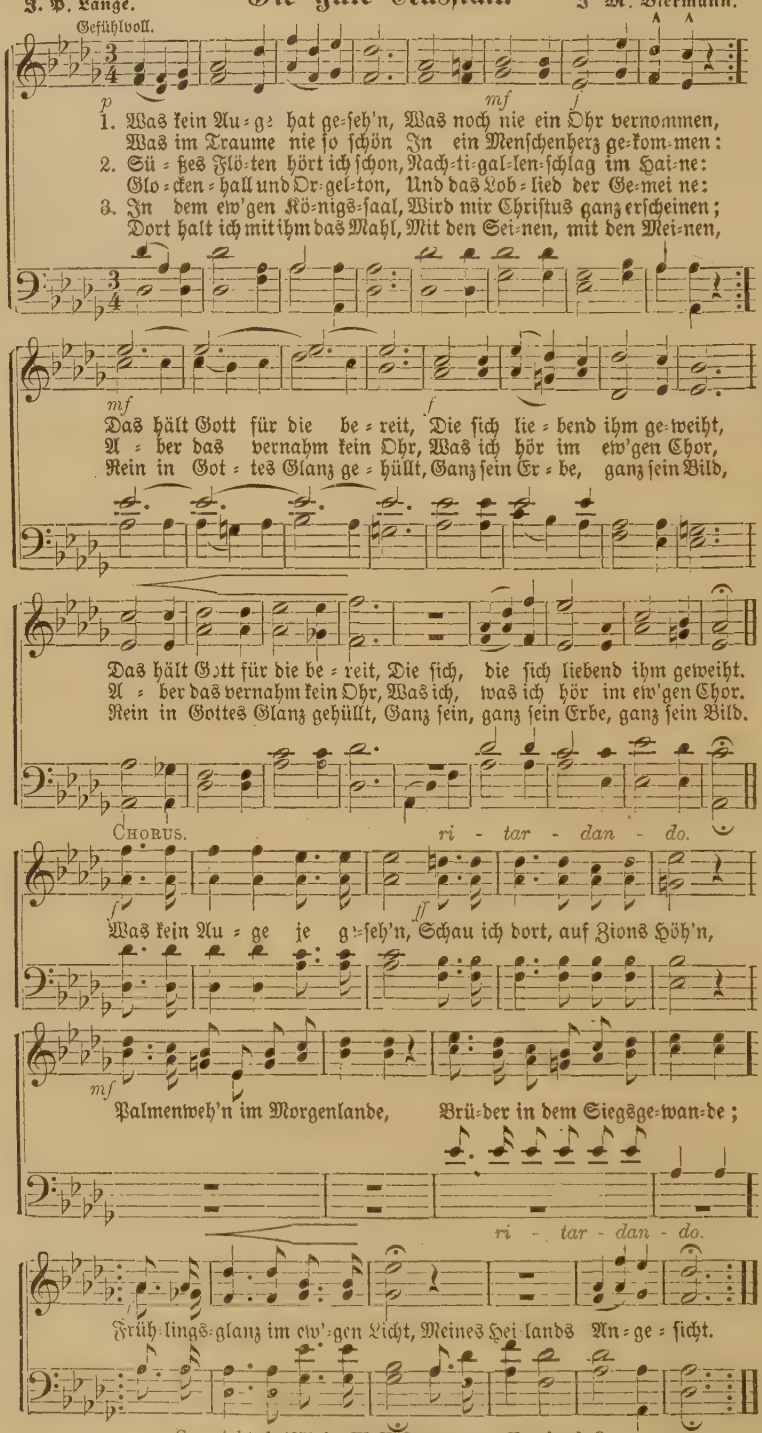
T t T t T t T t T t
t T t T t T t T t T

Auflösung des Silbenräthsels in dem Januarheft:
Steinmetz.

Die gute Aussicht.

J. P. Lange. J. M. Biermann.

Gefühlvoll.


p
mf
f
1. Was kein Au=ge hat ge=seh'n, Was noch nie ein Ohr vernommen,
Was im Traume nie so schön In ein Menschenherz ge=kom=men:
2. Sü=ßes Flö=ten hört ich schon, Nach=ti=gal=len=schlag im Hai=ne:
Glo=cken=hall und Or=gel=ton, Und das Lob=lied der Ge=mei=ne:
3. In dem ew'gen Kö=nigs=saal, Wird mir Christus ganz erscheinen;
Dort halt ich mit ihm das Mahl, Mit den Sei=nen, mit den Mei=nen,
mf
f
Das hält Gott für die be=reit, Die sich lie=bend ihm ge=weiht,
A=ber das vernahm kein Ohr, Was ich hör im ew'gen Chor,
Rein in Got=tes Glanz ge=hüllt, Ganz sein Er=be, ganz sein Bild,
Das hält Gott für die be=reit, Die sich, die sich liebend ihm geweiht.
A=ber das vernahm kein Ohr, Was ich, was ich hör im ew'gen Chor.
Rein in Gottes Glanz gehüllt, Ganz sein, ganz sein Erbe, ganz sein Bild.
Chorus.
ri - tar - dan - do.
f
ff
Was kein Au=ge je ge=seh'n, Schau ich dort, auf Zions Höh'n,
mf
Palmenweh'n im Morgenlande, Brü=der in dem Siegsge=wan=de;
ri - tar - dan - do.
Früh=lings=glanz im ew'gen Licht, Meines Hei=lands An=ge=sicht.

Copyrighted, 1876, by W. F. Schneider, Cleveland, O.

Das Evangelische Magazin.

Band 9. März 1877. Nr. 3.

Die stille Woche.

(Zum Titelbild.)

Sei mir gegrüßt, o stille Woche,
Voll Schwermuth und voll Seligkeit,
Wo von des Todes bitterm Joche
Die Liebe sterbend uns befreit!
Wie ernst, mit heilger Todesmahnung,
Und doch wie gnadenreich und mild,
Voll zauberischer Frühlingsahnung
Betrittst du wieder mein Gefild!

Noch birgt in leichten Wolkenschleiern
Die Frühlingssonne ihr Gesicht,
Daß nur verstohlen, matt und bleiern
Ihr schwüler Strahl den Flor durchbricht;
Sie denket ja der heiligen Stunden,
Da überm Kreuz auf Golgatha
Man trauernd ob des Heilands Wunden
Ihr Angesicht erbleichen sah.

Wohl duftet schon manch süßes Veilchen
Verborgen am besonnten Rain,
Doch hüllt es schüchtern noch ein Weilchen
Sein Haupt in zarten Blättern ein;
Wohl säumen lichtgrün sich die Hecken,
Doch muß noch nackt und unbelaubt
Der Rosenstrauch die Zweige strecken
— Zum Dornenkranz um Jesu Haupt.

Schon zwitschert da und dorten leise
Ein Vögelein aus warmer Brust,
Und girrt die alte süße Weise
Von Frühlingswonn und Liebeslust;
Doch plötzlich stockt sein holdes Locken,
Womit es um sein Bräutchen wirbt,
Dumpf mahnen die Charfreitagsglocken:
Der Herr der Creaturen stirbt!

Wohl künden schon die längern Tage:
Der goldne Sommer ist nicht weit;
Doch steht noch Tag und Nacht in Wage,
Noch Finsterniß und Licht im Streit,
Doch sinkt mit heilgen Dämmerungen
Ein stiller Abend noch herab
Und lädt zu tiefern Anbetungen
An Jesu Kreuz und Jesu Grab.

Und steigt mit friedlicher Geberde
Der Mond herauf in blauer Höh,
Dann dünkt mich rings die weite Erde
Ein Garten von Gethsemane;
Und weht der Nachtwind von den Hügeln,
Dann mahnt michs wie die Abendluft,
Die feierlich mit Engelsflügeln
Umsäuselte des Heilands Gruft.

Und doch—in stillen Grabesklüften
Regt sichs von neuem Leben schon,
Und doch—in hohen Himmelslüften
Erklingts wie ferner Harfenton,
Dort stimmen schon zu Osterpsalmen
Die Engel ihrer Saiten Klang
Und schwingen grüßend ihre Palmen
Dem Auferstandnen zum Empfang.

Drum kann das Kindlein kaum erwarten
Das rosenfarbne Osterkleid,
Drum hält schon Wiese, Wald und Garten
Den bunten Frühlingschmuck bereit;
Drum heb auch du aus Gram und Sorgen,
Gebeugte Seele, dein Gesicht— —
Und freu dich, daß ein Ostermorgen
Aus dem Charfreitagsdunkel bricht.

K. Gerok.

Der Ritter, der Eremit und der Mensch.

Von Schwarzwälder.

1) Der Ritter.

Sir Guy de Montfort war ein tapferer Ritter; selten hat einer tapferer die Lanze geführt, oder die Streitaxt geschwungen. Er besaß viele gute Eigenschaften, aber sie waren alle verdunkelt durch seinen Durst nach Blut und Ritterruhm. Er lebte in einer Zeit, da es hieß: „Liebe deine Freunde, Tod deinen Feinden." Zehn Ritter, gleich tapfer wie er, fielen schon durch seine geübte Hand in der Arena, dafür erntete er das Lob des Adels, die Fräulein von Hof schmeichelten ihm, und Minnesänger besangen seine Thaten in den Festhallen.

Ein neues Tournement war ausgeschrieben, zu Ehren der Königstochter, an ihrem Vermählungstage; Sir Guy sandte seine Herausforderung zum tödtlichen Zweikampf aus, aber noch fand sich am zweiten Tage Niemand ein, der es mit ihm aufgenommen hätte, obschon der Herold es dreimal täglich ausrief.

Am dritten Tage erschien ein fremder, junger Ritter; mit geschlossenem Visir ritt er in die Reihe und nahm Sir Guy's Herausforderung auf. Seine Gestalt und sein schwacher Körperbau zeigten deutlich, daß er nicht Stand halten werde gegen de Montfort's Lanze, und so kam es auch. Sie trafen sich. Sir Guy's Lanze durchdrang des jugendlichen Ritters Panzer und drang bis in sein Herz. Vom Pferde fallend, fiel der Helm von des Sterbenden Haupte, und eine Wolke gelber Locken fiel über das Antlitz. Wie ein Feuer verbreitete sich die Kunde, daß der unter de Montfort's Lanze gefallene Ritter eine Jungfrau sei! Die berühmte, schöne und gepriesene Agnes St. Bertrand, deren Vater vor etlichen Monaten auch unter Sir Guy's Lanze den Staub küssen mußte.

Auf königlichen Befehl kam das Tournement zu Ende, und die ruhmsüchtigen Ritter und fröhlichen Damen gingen in betrübter Stimmung nach Hause.

Allein auf seinem Schloß ging Sir Guy de Montfort in der Halle auf und ab, die Gesichter seiner Ahnen schienen von der Wand auf ihn herniederzublicken als auf einen Entehrten, ein Ritter, der des Namens unwürdig sei, indem er eine Dame tödtlich traf. Der Engel der Barmherzigkeit kam ihm näher als je zuvor, und die Stimme erreichte Sir Guys Herz. Ruhm und Ehre waren vergessen, ja der Ritter vergaß sich selbst. In seinem Gemüth stieg die Frage auf: „Für was? Er tödtete St. Bertrand, und für was? Blos um ein frisches Blatt zum Siegeskranz zu winden; aber war das Blatt die Kosten werth? Das gebrochene Herz der lieblichsten Maid im Reich, ja noch mehr, ihr Herzblut. Zum ersten Mal war sein Triumph verbittert, beim Gedanken des Erwerb's; er dachte an die Wittwe St. Bertrand's auf ihrem Schlosse, er gedachte der Braut seines Freundes, die durch seine Hand gefallen, er gedachte seines Freundes, den die Nachricht plötzlich wahnsinnig machte.

Große, schwere Schweißtropfen standen auf einer Stirne, als er so auf und ab ging in seinem Schmerz.

„Und warum Dieses?" rief er aus, „bin ich besser oder tapferer für dies blutige Werk?"

Es kam kein Schlaf in sein Auge, die ganze Nacht durchschritt er so die Hallen seines Schlosses, aber mit dem Grauen des Tages ritt er fort von dannen, er ganz allein. Die Sonne ging auf und unter, die Jahreszeiten wechselten, Jahre vergingen, aber Sir Guy de Montfort kehrte nicht zurück.

2) Der Eremit.

Weit entfernt vom geschäftigen Treiben der Welt, wohnte ein frommer Einsiedler; durch Beten, Fasten und andere Arten Büßungen suchte er Ruhe für sein klagendes Gewissen zu finden. Seine Nahrung waren Hülsenfrüchte und Kräuter, sein Trank das Wasser einer nahen Quelle. Nur hie und da kam ein verirrter Wanderer oder ein Jäger auf des Wildes Fährte, in des Klausners Einsamkeit. Zu ihnen redete er stürmisch von der Eitelkeit des Lebens und von der Weisheit, die nach Gott fragt; sie verließen ihn, glaubend, er sei ein weiser und glücklicher Mensch.

Aber sie irrten. Weder im Gebet noch Kasteien fand er den Trost, den er so sehnlichst suchte. Noch nichts hat bis jetzt die Oede und Leere seiner Brust gefüllt, noch ihm sein banges Herz mit Trost gestillt. So vergingen die Tage und wechselten die Jahreszeiten, noch immer stiegen des Armen Gebete auf mit jedem Morgen, und die untergehende Sonne schimmerte auf seiner kniecnden Gestalt. Er ging gebückt, aber nicht vom Alter, sein langes Haar war weiß, aber nicht vom Froste vieler Winter. Doch es schien umsonst, er fand nicht den Frieden, der alle menschliche Vernunft übersteigt.

Einmal Nachts, allein in seiner Hütte, träumte er; abermals war der Engel der Barmherzigkeit ihm nahe und sprach zu ihm: „Es ist umsonst—Alles umsonst! Bist du nicht ein Mensch, dem Gott Kraft gab, seinen Mitmenschen Gutes zu thun? Sind die Vögel auf den Bäumen, oder die Thiere des Waldes deiner bedürftig? Wird deine Einsamkeit und deine Büßung dich reinigen? Werden solche Werke deinem Gott gefallen? Sind das Liebeswerke? Du nennst dich Gottes Diener, wo aber ist dein Dienst? Wo sind die Hungrigen, die du peisest? Die Durstigen, die du tränkest? Die Kranken, die du besuchest? Ich sehe sie nicht, sie sind nicht in dieser Wüste, du raubst dir selbst den Frieden, den du suchst?

Der Engel verließ ihn, und der Eremit erwachte. Es war Mitternacht. Vom klaren Himmel blickten Millionen funkelnde Sterne hernieder. Der finstere Wald war stille wie der Tod, kein Ton ließ sich hören, als nur das Plätschern des Baches, der seinem Laufe folgte, sein Werk verrichtete selbst in Nachtesdunkel.

„Wo ist mein Werk?" fragte sich der Eremit, als er so mit entblößtem Haupte vor seiner Hütte stand. „Die Sterne haben ihren Lauf, die Bäume geben ihren Schatten, und das Bächlein fließt zum Meer; aber ich?—Begabt mit Willen, Verstand und Freiheit, ich thue nichts, das nennenswerth wäre! Du bist über Wenigem getreu gewesen, gilt mir nicht."

Diese Gedanken beschäftigten ihn bis zum Morgen, er blickte um sich, er sah die Biene am Sammeln, den Vogel am Bau-

en, und die Spinne am Weben. „Und sollte keine Arbeit für mich sein?“ fragte er sich.

Dort kniete er, um zu beten, aber er fand keine Worte. „Was ist mein Werk? Nur Böses! Ich habe meinen Mitmenschen noch nichts genützt, mein Einsiedlerleben hat mir und ihnen nichts geholfen.“ So sann er. Endlich rief er aus: „De Montfort! Es ist umsonst! Es gehört Liebe und Barmherzigkeit zu wahrer Frömmigkeit!“

Er stand auf, und als die Sonne am Mittag über der Hütte stand, war dieselbe öde und verlassen.—Der Eremit war in weiter Ferne.

3) Der Mensch.

Die Pestilenz herrschte und schaffte furchtbare Verheerung in der Stadt. In den engen Straßen, wo die Armen wie zusammengepfercht lebten, starben sie zu Hunderten täglich. Wer nicht von der Krankheit ergriffen war, floh, und die Sterbenden und die Todten waren sich selbst überlassen, der Schrecken tödtete alles Mitgefühl.

Während solcher Schrecken in der Stadt hauste, kam ein Fremdling auf dieselbe zugeschritten, gekleidet war er in der Tracht des Bürgersmannes. Die fliehenden Einwohner warnten ihn, umzukehren, aber er achtete es nicht. Festen Schrittes betrat er die Stadt und ging sogleich nach dem gefährlichsten Stadttheil zu.

In dem ersten Haus, das er betrat, lag eine Jungfrau, allein und fast im Todeskampf, ihr schwacher Ruf war: Wasser! den brennenden Durst zu stillen. Er reichte es ihr, und sie trank mit gierigen Zügen, bald legte sich das Fieber, und sie schlief ein. Auf seinen Armen trug er sie außerhalb der Stadt in's Krankenhaus, wo die Luft frischer und rein war, wo auch Krankenwärter ihrer pflegen konnten.

Auf ein neues ging er zurück in die vergiftete Atmosphäre unter die Todten und Sterbenden, bald kam er wieder mit einem Kinde, das er der todten Mutter aus den Armen nahm, und so ging es fort von Tag zu Tag. Ein stilles, zufriedenes Lächeln ruhte auf seinen Zügen, und wer ihn sah, sprach bei sich selbst: „Er thut es dem Herrn,“ oder: „Wahrlich, sein Lohn ist groß.“

Wochenlang hing die Pestilenz als wie auf schwarzen Flügeln über der Stadt, und während der ganzen Zeit ging dieser Fremdling von Haus zu Haus, hier einen Trunk Wasser reichend, dort ein sterbendes Haupt haltend und auf seinen Armen rettend, wo er noch Hoffnung für das Leben sah.

Endlich ging die Plage vorüber. Die geflohen waren, kamen wieder, das Lob des Fremdlings war in Aller Mund, er selbst aber war nirgends zu finden.

Jahrelang war das Schloß de Montfort ohne einen Herrn gewesen, sein ritterlicher Eigenthümer war fortgezogen, doch wußte Niemand, in welches Land. Endlich kam er wieder, nicht auf gepanzertem Pferd, mit Küraß und Speer, nicht als kampfdurstiger Ritter, nicht mit Händen, an denen Bruderblut klebte, aber auch nicht als Mönch aus einer Klosterzelle. Er kam als Mensch, mit menschlichem Herzen und menschlichen Gefühlen aus der Stadt, da er unter Sterbenden Werke der Liebe und Barmherzigkeit verrichtete.

Er nahm Besitz von seinen Gütern, aber nicht als Ritter, sondern als Mensch unter Menschen, um die Güter, die ihm Gott gab, zum Wohl seiner Mitmenschen zu gebrauchen. Er machte Andere glücklich, und dieses Bewußtsein beglückte ihn. Er ging nicht mehr als Ritter nach der Arena, er war nicht mehr kaltherziger Eremit, in sich selbst gekehrt, er war ein Mensch, der seines Nächsten Wohlfahrt suchte und so seine eigene fand.

Hier ist der tapfere Ritter, der fromme Eremit und der echte Mensch und Philanthropist. Welcher ist der Beste und Glücklichste?

Japanische Skizzen.

Von A. Halmhuber.

1. Der Barbier.

Indem wir keinen Barbier auf dem Schiff hatten, so stellte sich bei uns Passagieren bald die Nothwendigkeit ein, einen solchen in Japan zu gebrauchen. Ich lasse nun eines Nachmittags den Barbier kommen. Er klopft an, und unter tiefer Verbeugung tritt er ins Zimmer. Ich merke bald, daß er kaum ein paar Worte englisch kann, und gebe ihm durch Geberden zu verstehen, daß er meine Haare schneiden soll. Er kommt ohne Stock und ohne Hut, hat einen weiten Rock und enge Hosen, und seine Schuhe sind eine Art Sandalen. Als er mich verstanden hat, zieht er ein Päckchen aus seinem Rock und packt Kamm, Scheere ꝛc. aus. Unter Stillschweigen nehme ich Position auf einem Stuhl, und die Scheere beginnt ihr Werk. Sie ist ausgezeichnet, wie auch die Messer hier zu Lande, denn der japanische Stahl ist berühmt. Nachdem er eine Zeit lang geschnitten hat, fragt der Barbier: “short?” “Not too short” antworte ich. „He, He“ (ja, ja) sagt er und fährt fort im Schneiden. Er macht seine Arbeit langsam und gut und behandelt mich so behutsam, als ob ich von Glas wäre. Da dachte ich an die deutschen Barbiere mit ihren Kugelbürsten, womit sie Einem den Kopf traktiren, daß man ihn kaum gerade halten kann. Nachdem er nun mit Schneiden

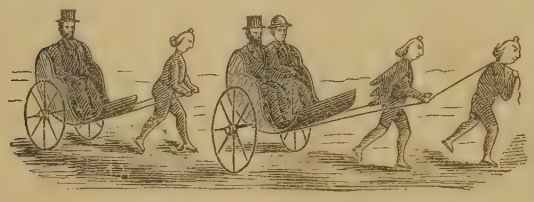
Eintritt des Barbiers.
(Originalzeichnung von A. Halmhuber.)

fertig ist, schickt er mich an den Spiegel. Ich gebe ihm zu verstehen, daß es recht ist, und nun sagte er: “burst, burst.” Ich denke, er wolle eine Haarbürste, und gebe ihm die meine, mit einer Verbeugung nimmt er sie in Empfang und vollendet

sein Geschäft. Ich sage: "good," was ihn höchlich zu freuen schien. Nun muß ich bezahlen. Ich frage ihn, wie viel? verstehe aber von seiner langen Antwort nur: "think." Offenbar sagte er, ich solle geben, was ich denke. Da war nun guter Rath theuer; ich erinnerte mich aber, daß man uns auf dem Schiff sagte, das Haarschneiden koste einen Dollar. Das ist mir aber zu viel, weßhalb ich ihm einen halben Dollar hinhalte. Er nimmt ihn und dreht ihn um und um und sagt: "american." Ich frage ob's genug sei. "Half a doll" sagt er lächelnd, nimmt sein Zeug, macht Bücklinge bis zur Thür hinaus und geht fort. Das ist die erste Scene in meinem Verkehr mit einem Japaner.

2. Japanische Kutschen und Lastwagen.

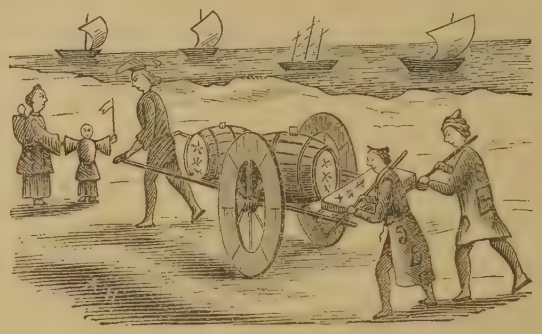
Hier nun übersende ich dir, lieber Editor, noch zwei Bleistiftskizzen, welche auf diese Ueberschrift Bezug haben. Die erste stellt eine echt japanische Kutschenfahrt, ein Substitut für die amerikanischen Straßeneisenbahnen, vor. Der Kutschenkasten ist gewöhnlich schwarz lackirt, die Räder sind roth, auf der Rückseite ist eine japanische Nummer und oft auch Malereien, Karrikaturen und dgl., der Sitz ist mit rothem Tuch gepolstert. Die Kutscher (welche Fuhrmann und Pferd in einer Person spielen) sind meist kleine, muskulöse Leute. Sie haben selten Mäntel an, seltener Hüte auf und oft nur kurze Ho-



Japanische Straßenkutschen.
(Originalzeichnung von A. Halmhuber.)

sen an; die Kleidung ist meistens aus blauem Zeug gemacht. Als Schuhe tragen sie Strohsandalen. Nachts haben sie Papierlaternen.

Wunderbar ist es, wie diese Leute das Fahren aushalten können. An ihnen kann man sehen, was die Gewohnheit vermag. Da laufen diese gesetzten Kerlchen mit ihrem Wagen und Passagier meilenweit in ununterbrochenem Trabe, einem guten Pferde zum Trotz. Dabei hat man denn wenigstens die Beruhigung, daß sie nicht davonlaufen oder hinten ausschlagen, wie es bei einem Vierbeiner oft vorkommt, wenn er



Japanischer Lastwagen.
(Originalzeichnung von A. Halmhuber.)

launige Einfälle bekommt. Uebrigens aber bin ich der Meinung, daß diese Arbeit doch dem Menschen nicht zukommt und den Pferden überlassen werden sollte. Ich werde mich dieser Kutschen wenigstens nur dann bedienen, wenn ich keinen andern Ausweg habe. Aber bequem ist die Sache, wenn man Zieher, Kutscher und Wegweiser in einer Person hat, das habe ich bei einer längeren Fahrt in Tokio (Yeddo), der Residenz des Mikado, erfahren. Schade nur, daß ich mit meinem Cicerone nicht japanisch parliren konnte.

Die Frachtfuhrleute sind ärmlicher gekleidet als die Kutscher. Oft haben sie nur als einziges Kleidungsstück einen langen Mantel an. Aber außerordentlich stark sind sie. Der geneigte Leser wird das leicht einsehen können, wenn er auf dem Bilde sieht, wie die drei Männer die schweren Fässer auf schwerem Lastwagen schieben.

Wenn dir, lieber Editor, solche Skizzen willkommen sind, so werde ich damit fortfahren. Ich erwarte, sobald ich einmal ein wenig mehr mit dem Leben und Treiben der Eingebornen bekannt bin, noch Interessanteres zu liefern. Also nächstens mehr.

Bilihild.

(Erzählung von G. Flammberg.)

Drittes Kapitel.

Das Todtenopfer.*

Er ist begraben wie die Gottlosen. Jes. 53, 9.

Gisilhar sah Bilihild nicht wieder. Ihn drängte sein Ehrgefühl und sein beleidigter Stolz, Hedan's Lande so rasch als möglich zu verlassen; schon am Nachmittage ritt er fort, auf einem Umwege durch die Taubergegend nach Baiern. Bilihild kniete derweilen an ihrer Mutter Sarg und weinte. An Gisilhar dachte sie nicht mehr.

Und als die sterbliche Hülle der treuen Mutter Mechild unter dem Psalmgesang der Missionsgemeinde dem Schooß der Erde übergeben war, da zog gleich unheildrohendem Wettergewölke ein Heer beängstigender Sorgen über die Gemeinde herein. „Der Einfluß Geila's auf Hedan ist groß"—dies Wort des Bischofs David zu Gisilhar bewahrheitete sich von Tag zu Tage mehr, und was der letztere in bester Absicht am Sterbebette Gozberts zu unternehmen sich erkühnt hatte, war nur geeignet, der alten eingefleischten Heidin jenen Einfluß auf ihren Sohn zu erleichtern. Dieser setzte seine Ehre darein, von dem Fremdling sich nichts gebieten zu lassen; dem Fortreitenden sah er nach als einem tückischen Schleicher, mit dem triumphirenden Gefühle, ihm die Thüre gewiesen zu haben, und war dieser Fremdling ihm verhaßt, so übertrug sich diese Abneigung ganz naturgemäß auf seine hibernischen Glaubensgenossen; mit ihnen hatte Gisilhar in täglichem, regem Verkehr gestanden, und so wurde es der alten Herzogin nicht schwer,

*) Zur Befriedigung der Leser, wäre es vielleicht zweckmäßig zu bemerken, daß die Grundzüge dieser Erzählung lauter historische Thatsachen sind. Der Zweck derselben ist, den Triumph des Christenthums über das Heidenthum und den Götzendienst zu zeigen.

ihrem Sohne einzureden, daß drunten im Cönobium der Rathschlag ausgeheckt worden sei, den der Edeling droben auf der Burg ins Werk zu setzten versucht habe.

Zwei Knechte, mit Speeren bewaffnet, erschienen am frühen Morgen des Osterfestes vor der Thür des Oratoriums, wo sie sich aufpflanzten, um Wache zu halten, daß kein Christ sich unterstehe, das Kirchlein zu betreten. Es waren zwei Heiden, Pillung und Morung, welche Geila zu diesem Dienste ausgesucht hatte. Sie brachten Wildpret mit und einen großen Zuber Bieres, aus dem sie den ganzen Tag über unter lautem Reden und dem rauhen Gesange heidnischer Lieder zechten. Der Lärm, den sie verursachten, war so groß, daß den Brüdern nicht einmal die Möglichkeit blieb, in ihren Hütten, die keiner zu verlassen wagte, ungestört Gottes Wort zu lesen und in der Stille zu beten. In der Nacht lösten zwei neue Wächter die ersten ab, und der Lärm wurde noch ärger. Am folgenden Morgen wurden zwar die Wachen entfernt, aber das Cönobium blieb die ganze Woche hindurch von Spähern umstellt, und am nächsten Sonntag fand sich auch die Wache vor dem Oratorium wieder ein.

Im Lauf der Woche fand das Leichenbegängniß des Herzogs Gozberts statt. Völlig unbekümmert darum, daß er ein Christ gewesen, vollzog seine Wittwe dasselbe nach heidnischem Brauch. In dem großen Forste, der sich im Westen der Burg über den Rücken des Hügellandes nach den Hettstädter Höhen erstreckte, ließ sie aus dem Holze heiliger Erlen den Scheiterhaufen errichten; der Leichnam Gozberts in voller Rüstung wurde von seinem Leibrosse an die Stelle geführt; die Herzogin mit ihren Mägden folgte dem Rosse unter wildem Klagegeschrei; Hedan mit all seinen Dienstmannen—denn auch den getauften hatte er geboten, ihren Herrn zu Grabe zu geleiten—schloß den Zug. Während derselbe sich durch die Buchenhallen bewegte, trat Haimerich keck an die Seite des jungen Herzogs und sprach: „Was werden denn deine Götter mit der Seele deines Vaters anfangen? In Valhal können sie ihn nicht brauchen. Sie werden ihn zur Hel hinunterstoßen.“ „Was erfrechst du dich?“ unterbrach ihn Hedan, verstummte aber sogleich wieder, denn der Gedanke, den der christliche Gefolgsmann geäußert, war zu unwiderleglich, um ihn nicht mit Schauder zu erfüllen. Haimerich fuhr fort: „Du sorgest schlecht für deinen Vater. Unser Bischof sollte besser für ihn gesorgt haben. Der wollte ihn der Gnade des höchsten Gottes Himmels und der Erde empfohlen haben, daß der durch Christi Erbarmen ihn aufnähme in den seligen Himmelsgarten.“ Hedan schwieg und blickte finster zur Erde. „Meine Mutter,“ murmelte er, „hat es nicht anders gewollt. Sie ist schuld, nicht ich. Sage deinem Bischof, er solle für die Seele des Herzogs beten.“ Er winkte mit der Hand, Haimerich solle ihm von der Seite gehen, und dieser trat unter die Dienstmannen zurück.

Der Zug langte an der Stelle an, wo der Scheiterhaufen errichtet war. Der Priester Wuotans, Hezzilo, stand mit seinen Gehilfen bereit, die Leiche zu empfangen. Sobald Haimerich des Götzenpriesters ansichtig ward, machte er Kehrt und mit ihm alle diejenigen Gefolgsmannen und Knechte, welche gleich ihm dem christlichen Glauben anhingen. In geschlossenen Reihen kehrten sie festen Trittes den Weg zurück, den sie gekommen waren. Hedan ließ es geschehen. Es war die Minderzahl, die am Scheiterhaufen verharrte. Als Geila sich umwandte und das Geschehene bemerkte, waren die Christen schon in einer Krümmung der Waldgasse verschwunden. „Wo sind die Andern?“ fragte sie ihren Sohn. „Ich habe sie zum Bischof geschickt,“ erwiderte er; „da mein Vater bei den Göttern, die er verlassen hat, doch keine Aufnahme finden kann, so wird es gut sein, wenn der Bischof für ihn zu dem fremden Gotte betet, daß er doch wenigstens dort ein Plätzchen für seine Seele finde.“ „Thorheit!“ rief Geila. „Meinen Gatten nehmen die Götter auf.“—„Die Hel nimmt ihn auf!“ dröhnte eine entsetzliche Stimme. Es war die Stimme einer Seherin, die plötzlich, wie aus der Erde gestiegen, vor der entsetzten Herzogin stand. Ein riesenhohes Weib mit flatternden Haaren, kreischte sie: „Meinst du, Geila, weil du die Frau Herzogin bist, sollen die Götter sich vor dir bücken, und um deinetwillen dem Frevelmanne verzeihen, der ihnen abgesagt hat? Die Götter verzeihen nicht. Bei den Kindern Loki's ist deines Gatten Platz; die Schlange Jörmungander wird ihn in ihren Ringeln festhalten; der Fenrirwolf wird ihm das treulose Herz benagen, und die wilde Hel wird über ihn hohnlachen!“

„Was willst du, Walda?“ sprach der Götzenpriester. „Habe ich dir nicht gesagt, du solltest dieser Stätte fern bleiben? Und nun kommst du dennoch, das frohne Opfer zu stören?“—„Wohl hast du mir das gesagt,“ schrie die Seherin, „aber wähnst du, Walda gehorche der Stimme eines schwachen Menschen, eines schlauen Priesters, wenn die Stimme der Götter in ihr spricht?“—„Das sind unwissende Götter, die aus dir reden,“ versetzte der Priester, indem er seine Bestürzung und Angst hinter dem Ton der Geberde kecker Zuversichtlichkeit verbarg. „Unwissende falsche Götter reden aus dir, Götter des Irrwahns. Sie haben dir davon nichts gesagt, daß Gozbert vor seinem Tode seinen Fehltritt bereut und dem fremden Gotte den Abschied gegeben und den Göttern seiner Väter sich wieder zugewandt hat, nichts davon, daß ich auf seinen eigenen Befehl hier stehe, das Roßopfer für ihn dem großen Wuotan darzubringen, nichts davon, daß Pillung den fremden Edeling, den Gisilhar, belauscht hat, wie der dem Bischof klagte, daß der Sterbende von seinem Gebete nichts habe hören wollen, sondern nach mir, dem Priester Wuotans, verlangt habe. Geh, Walda! Geh ruhig in deine Höhle. Ich weiß, du hast es gut gemeint. In dem Wahne, daß Gozbert als Christ gestorben sei, bist du gekommen, um zu verhindern, daß ich für einen Frevler den Göttern ein Opfer brächte. Gestehe es: es war keine Götterstimme, es waren deine eigenen Gedanken, die aus dir redeten.“

Die Seherin zog sich schweigend in das Dickicht zurück.

„Wie war das mit Pillung?“ fragte Geila und Hedan in Einem Athem; denn was der Priester da erzählt hatte, war auch ihnen beiden völlig neu. „Fragt ihn selbst!“ sprach der Priester. Pillung trat vor, und bestätigte unter Schwüren die Lüge, die der auf Gisilhar rasend erbitterte Götzenpriester ihm angelernt hatte.

Er war ein schlauer Mann, dieser Priester. Dem Verlangen Geila's, den christlichen Herzog mit heidnischem Opferbrauch zu bestatten, hätte er von Rechtswegen die Gewähr versagen und darin eine Entweihung des Wuotansopfers ebenso erblicken müssen, wie dies die Seherin Walda in ihrem ehrlichen Fanatismus that. Aber Hezzilo in seiner Schlauheit bedachte, daß nichts dem Heidenthum einen so tödtlichen Stoß versetzen würde, als eine solche Weigerung, und nichts dem Christenthum einen so tödtlichen Stoß, als wenn der aus der Wirthsburg verbannte Götterdienst bei der Bestattung des Herzogs wieder im Triumph öffentlich auftreten dürfe. Dies zu ermöglichen, ersann er jene Lüge, für die er den Pillung als falschen Zeugen gewann. Damit erreichte er sofort das Weitere und Größere, daß in Hedan jedes Bedenken, dem letzten

Willen seines Vaters ungehorsam zu sein, erstickt wurde. Denn der letzte Wille seines Vaters war ja nach Pillungs Aussage das gerade Gegentheil Dessen, was Gozbert eine Stunde früher auf Gisilhars Veranstalten vor jenen sechs Zeugen als seinen Willen kundgegeben hatte. Und Pillung hatte seine Aussage beschworen; er hatte die Rechte erhoben und gerufen: „Wenn ich lüge, so soll mir Wuotan diese meine rechte Hand vom Leibe schmettern!"—

Die Opferhandlung erlitt keine weitere Unterbrechung. Der Leichnam Gozberts wurde auf den Scheiterhaufen in sitzender Stellung festgebunden; Hezzilo schlachtete das weiße Leibroß des Verstorbenen; nachdem dasselbe ebenfalls auf den Scheiterhaufen gelegt worden, wurde dieser von Hedan eigenhändig entzündet. Die Flammen loderten empor, und verzehrten unter dem wilden Gesange der Priester die Leiche des Fürsten und den Cadavre seines Zelters. Die Lohe leckte an den Eichen empor; den erstickenden Qualm trug der Westwind bis ins Mainthal. Als der Holzstoß zu Asche eingesunken war, wurde diese zusammengescharrt und mit Erde und Rasen bedeckt. Die unverbrannte Schwertklinge und was sonst von Eisen sich in der Asche vorfand, wurde im Umkreis des flachgewölbten Hügels vergraben.

Als der Zug sich heimbewegte, triumphirte Geila in ihrem Innern. Was der Priester und Pillung erzählt hatten: Gozbert habe im Sterben nach Hezzilo verlangt und dem Christengotte abgesagt, das ergriff sie mit Begier, und glaubte es, weil sie es glauben wollte. Sie selbst war in der Kammer zugegen und Zeugin gewesen, als der Herzog mit einem deutlichen Ja und Aufheben beider Hände seinen Willen, daß die Männer Gottes im Frieden bleiben sollten, kundgethan hatte. Als jene sechs Zeugen sich entfernt hatten, war sie in einem Winkel der Kammer sitzen geblieben und hatte gesehen und gehört, wie Gisilhar dem Sterbenden vorbetete. Die Worte dieses Gebetes wurden zu leise gesprochen, als daß sie dieselben hätte vernehmen können; daß aber je der Sterbende den Betenden unterbrochen hätte, davon hatte sie nicht das mindeste wahrgenommen; es war überhaupt nicht wohl denkbar, daß Gozbert nach jenem mühevoll hervorgestoßenen „Ja" noch einen Versuch zu sprechen gemacht haben sollte; war er doch wenige Augenblicke, nachdem Gisilhar zu beten begonnen, in ein erst leises und dann immer vernehmlicheres Röcheln verfallen, das mit dem letzten Athemzuge schloß. Das Alles wußte Frau Geila sich recht deutlich zu erinnern, und dennoch machte sie sich das Gegentheil glauben. Pillung hatte es ja beschworen; Gisilhar hatte es ja dem Bischofe eingestanden: Gozbert habe nach Hezzilo verlangt, habe Wuotan angerufen. Sicher! er hatte es gethan: sie hatte sein leises Wort in ihrem Winkel nur nicht gehört!

Sie war sehr erfreut über diese unverhoffte Enthüllung und redete mit Hedan auf dem ganzen Heimwege im Triumph davon. Und dennoch war sie unruhig in ihrem Innern, und als die Nacht ihre dunkeln Schwingen über die Landschaft breitete, wuchs ihre Unruhe. Der Abendimbiß war gegessen; Hedan hatte sich in sein Schlafgemach begeben, das jenseits des Hofes lag; nicht ohne Grauen verließ Geila die Halle und betrat ihre Kammer, dieselbe, worin Gozbert gestorben war. Sie streckte sich auf ihr Lager, aber sie fand keinen Schlaf. So oft sich ihre Augen schlossen und die ersten Traumbilder ihr vor dem Auge gaukelten, meinte sie das laute Röcheln ihres sterbenden Gatten zu hören, und fuhr entsetzt aus dem Schlummer empor. Mitternacht war vorüber, als sie endlich fest einschlief. Ihre Träume waren anfangs undeutlich; gegen Morgen, als der aufgehende Mond sein bleiches Licht durch das Fenstergitter auf die gegenüberliegende Mauer warf, an welcher das leere Lager des Verstorbenen stand, warf sie, halb wachend halb schlafend, einen erstaunten Blick dorthin, und meinte Gozbert zu sehen, wie er beide Hände nach dem Kreuze emporhob. Entsetzt schloß sie das Auge wieder und lauschte gespannt, ob er nun nicht bald sich anders besinnen und nach Hezzilo verlangen werde; aber das Gebet Gisilhars dauerte endlos lange, bis sie zuletzt wieder in festen Schlaf versank. Nun träumte sie, sie irre im Wald umher, um nach dem Aschenhügel zu suchen. Aber sie konnte den Weg nicht mehr finden. Bald zur Rechten, bald zur Linken sah sie in geringer Entfernung Haimerich mit der Christenschaar nach der Wirthsburg zurückziehen; jedesmal wollte sie auf diese Schaar losstürzen, aber ihre Füße waren wie mit Blei ausgegossen, und sie stand wie in den Boden gewurzelt; da sprang plötzlich Walda hinter einem Busche hervor und schrie: Die Hel hat ihn aufgenommen." Geila erwachte.

Hätte sie gewollt, sie hätte in diesen Tagen von Hedan Alles erlangen können. Ein Wort von ihr, und er hätte die Hibernier sammt und sonders aus dem Lande gejagt und seinen getauften Unterthanen bei Todesstrafe befohlen, dem Wuotan zu opfern. Aber Geilas Hand und Mund waren im Wachen gelähmt wie ihre Füße im Traume. Sinnend und brütend saß sie Tage lang in der Halle und redete nichts. Ihr Sohn schrieb es ihrer Wittwentrauer zu. Er für seine Person war seiner Sache gewiß: sein Vater war vor seinem Tode zum Dienste der Götter zurückgekehrt; Ränke waren es gewesen, die Gisilhar ihm vorgegaukelt hatte, Ränke, welche drunten im Cönobium ihren Ursprung genommen; dafür mußten diese fremden Eindringlinge streng bestraft werden. Wenn Hedan mit diesen Strafen nicht im Sturme vorwärts ging, sondern gemächlich Schritt vor Schritt jenen Männern das Leben sauer zu machen gedachte, so lag die Ursache darin, daß er, der den Christenhaß seiner Mutter kannte, nichts zu versäumen glaubte, wenn er ihr die erste Anregung überlassen würde. Wenn sie die Anwesenheit der Fremdlinge noch ein haar Tage lang duldete, durfte er's ja wohl auch.

Nur Eines stand ihm fest: der Dienst des fremden Gottes mußte für immer untersagt bleiben. Geläut und Psalmengesang durfte nie mehr wieder ertönen. Am Sonnabend nach Ostern sagte er zu seiner Mutter: „Ich kann in Höchheim so wenig als hier den Gottesdienst der Fremden dulden. Ich werde heute selbst hinreiten und ihnen meinen Willen kundgeben." Geila sah ihn erstaunt an; ein Strahl der Freude leuchtete aus ihrem Auge. „Reite unverzüglich, mein Sohn!" sagte sie, und er bestieg sein Roß und ritt den Berg hinab.

Ihre Unruhe war plötzlich beschwichtigt. Hedan handelte selbst; für Das, was er verfügte, trug sie ja keine Verantwortung. War er doch der Herzog und Herr des Landes. Sie schaute ihm nach, wie er auf einer Fähre über den Fluß setzte und in dem Walde verschwand.

„Er ist ein herrlicher Recke," sprach sie bei sich selbst. „Der Geist seines Eltervaters ist in ihm, des ersten Hedan, dessen Namen er trägt, und der Geist Hruod's seines Ahnherrn. Er wird das Land von den fremden Frevlern säubern und den Dienst der hohen Asen, Wuotan's und Donar's und Ere's und Phol's, wiederherstellen. Eine Last ist mir vom Herzen genommen. Meines Rathes bedarf er nicht. Aber eines Weibes bedarf er, die seine Kammer mit ihm theile und den edlen Stamm fortsetze, die dem Hause vorstehe und den Mägden gebiete an meiner Statt. Es ziemt sich nicht, daß ich noch

länger in der Kammer des Herrenhauses wohne und er im Gemach der Knaben über dem Hofe. Ich bin alt und auf meine Locken ist der Reif der Jahre gefallen; mir ziemt es, in das Wittwenhaus zu ziehen, und er führe ein blühend Weib in die Herrenkammer ein. Aber daß er nicht etwa an eine Tochter der Baiernherzoge denke, die ihr Ohr zu den Fremden geneigt und den Göttern abgesagt haben! Der Sachsen Volk und Herrscherstamm ist den Göttern noch treu. Der Sachsenherzog Horsa hat eine Maid, von der sie Wunder sagen. Während ihre Mutter ihr das Leben gab, schlachtete ihr Vater zehn Knechte und zwanzig Mägde der Frigg zum Opfer. Dafür hat die Göttin das Kind gesegnet mit Schönheit und Stärke. Rothblonde Locken umwallen Irminfrida's breite Schultern; sie sitzt zu Rosse wie ein Degen, und jagt den Elch und den Ur, und den Mühlstein schleudert sie zehn Schritte weiter, als der stärkste Recke es vermag. Die will ich ihm rühmen, daß er hinreite und um sie freie, daß er sie heimhole und sie ihm ein Geschlecht gewaltiger Männer auferziehe."—

Während Geila so mit sich selbst redete, ritt ihr Sohn Hedan unter den Hallen des Buchenforstes dahin, der, sich selbst und den treibenden und zerstörenden Kräften der Natur überlassen, den vollen Zauber eines Urwaldes darbot. Zwischen mächtig ragenden Bäumen, die in dem ersten zarten Grün des Frühlings prangten, lagen hier und dort zu Boden gestürzte Riesenstämme oder „Rannen;" die einen, vom Sturme niedergerissen, reckten ihre gewaltigen Wurzelpolster haushoch in die Höhe; die andern, vor Alter morsch in sich zusammengestürzt, hatten Strünke von Mannshöhe und ungeheurem Umfang zurückgelassen, und in dem hohlen Innern dieser Strünke wie auf jenen bemoosten Rannen hatte sich junges Leben—hatte sich eine Welt von blühenden Kräutern und Sträuchern in manchfaltiger Fülle angesiedelt. Die Morgensonne schien freundlich durch die noch schwach belaubten Kronen auf das Moos. Die Vögel zwitscherten fröhlich, und erzählten einander, wie sie nun Nester bauen wollten und Eier legen und ihre Jungen ausbrüten und ätzen. Eine Rohrdommel flog aus einem nahen Altwasser auf, und ließ ihren dumpfen, ernsten Schrei ertönen, der weithin wiederhallte. Hinter einem Maßholderbusche streckte eine Rehgeiß ihren Kopf hervor und schaute ganz zutraulich den Reiter an, der kaum zwanzig Schritte von ihr entfernt war. Als er näher kam, wendete sie sich und sprang in munteren Sätzen in das nächste Dickicht. Ein schwarzes Eichhorn huschte am glatten Stamm einer jungen Buche empor, blieb auf dem untersten Aste sitzen und sah dem Reiter ins Gesicht; lachend streckte er seine Hand gegen das Thierchen aus; da nahm es Reißaus auf den höchsten Wipfel und schwang sich von da von Baum zu Baum hinüber. Der junge Herzog folgte ihm mit seinen Blicken, und dann ließ er sein Auge auf der Fährte eines Hirsches ruhen, die seinen Pfad kreuzte, und dann ergötzte er sich an dem Sonnengold, das durch die lenzesgrünen Zweige schimmerte und das Nest einer Amsel beleuchtete, das in den Zweigen hing. Daß er mit der Absicht ausgeritten war, ein friedliches Nest zu zerstören, daran dachte er gar nicht mehr; so ganz nahm ihn der Genuß jenes Frühlingsmorgens hin. Und nun klang es durch die Waldesstille wie ferne Musik. Es war das Gebimmel des hellen Glöckchens auf dem Thurme des Oratoriums zu Höchheim, das die Brüder zum Morgengebete lud. Wunderklar wogten die silbernen Klänge drüben durch das Thal und in den Wald herein. Es war für Hedan kein ungewohnter Klang; hatte er ihn doch auf der Wirthsburg, als sein Vater noch lebte, jeden Morgen aus dem Thale heraufschallen hören, und gar oft war er als heranwachsender Knabe an des Vaters Hand dem Klange gefolgt, und hatte im Oratorium dem sanften Psalmengesang der freundlichen Männer Gottes gelauscht. Der Klang des Höchheimer Glöckchens überraschte ihn daher nicht; er schien zu diesem einzig schönen Morgen hinzuzugehören. Unwillkürlich hielt der junge Fürst sein Roß an und lauschte; so reizend schön hatte das Geläute noch nie geklungen. Er lauschte lange; ein Heher, der mit wildem Schrei über seinem Haupte dahinflog, weckte ihn aus seinen Träumen; erst jetzt besann er sich, daß er diesen Glockenklang heute zum letzten Male höre, und daß er selbst gerade dazu unterwegs sei, um ihn verstummen zu machen für immer. Darüber erschrak er und war verwirrt in seinem Innern. Aber ehe er noch seine widerstreitenden Gedanken und Gefühle entwirren konnte, folgte dem ersten Schrecken ein zweiter. Hinter einem hohen Felsblock, der vor Zeiten von den ihn umklammernden Wurzeln einer umgestürzten Buche mit emporgerissen und aufrecht gestellt war, erscholl plötzlich ein Jammergeschrei, ein Stöhnen, so tief und so kläglich, daß er zusammenschaudernte. Er wandte sein Roß und ritt hinter den Felsblock, und wie geblendet zuckte er zusammen. Vor ihm stand eine Jungfrau in weißem Gewande, hold wie Freia, das Antlitz voll himmlischer Sanftmuth über einen bleichen Mann gebeugt, der mit blutenden Schläfen auf der Erde lag. Sie hielt ein Gefäß mit Oel in der Rechten, in der Linken eine weiße linnene Binde. Bei dem plötzlichen Geräusch des durch die Zweige brechenden Reiters hob sie erstaunt das ruhige Auge zu diesem empor.

„Wer bist du?" fragte Hedan, und sprang vom Rosse. „Wie eine Walkyre erscheinst du mir, bereit, einen gefallenen Helden gen Valhal zu tragen. Bleib und schwinge dich nicht, in einen Schwan verwandelt, in die Lüfte!"

„Ich bin keine Walkyre," sprach die Jungfrau, „ich bin eine sterbliche Maid, Bilihild, die Tochter des verstorbenen Mannes Gottes, Iberius."

„Und du wagst dich allein in den wilden Wald?" fragte der Herzog, während das Mädchen sich sofort wieder über den Verwundeten neigte, ihm Oel in die Wunde goß und die linnene Binde sanft um sein Haupt wand.

„Ich bin nicht allein," sprach Bilihild. „Mein Herr, der allgegenwärtige Gott, in dessen Beruf ich hier bin, ist mit mir."

„In Gottes Beruf? Was heißt das?" fragte der Herzog. „Kennst du den Mann, dem du das Haupt verbindest?"

„Ich kenne ihn nicht," erwiderte sie, „aber Damoalis sagte, daß es der nemliche Kathalt sei, der vor drei Tagen den Feuerbrand in eine unserer Hütten schleuderte, daß das Cönobium in Flammen aufgegangen wäre, wenn Bruder Finn nicht das Unglück sogleich bemerkt und den Brand im Entstehen gelöscht hätte."

„Und diesem Menschen erzeigst du Gutes? Wie kommst du dazu?"

„Der Knabe Damoalis, der in den Wald gegangen war, Kräuter zu suchen, fand ihn wund und halb erschlagen hier liegen, und lief sogleich ins Cönobium, und da schickte der Bischof mich voraus, und zwei Brüder sollen bald nachkommen, den armen Blutenden in unser Hospiz zu tragen, daß er dort gepflegt werde und mit Gottes Hülfe genese."

„Den Menschen, der euch das Dach über'm Kopfe angezündet hat?"

„Sollen wir ihn wieder hassen, weil er uns gehaßt hat? Er hat uns gehaßt, weil er ein armer blinder Heide ist. Er meinte seinen Göttern einen Dienst damit zu thun. Unser

Herr hat uns geboten: Thut wohl denen, die euch beleidigen und verfolgen."

„Bilihild!" sagte der Herzog nach einem Augenblick tiefer Bewegung, „Bilihild, du sagst, dein Gott sei hier gegenwärtig" —Er wollte weiter reden und wußte nicht was. Wenn der Sturm durch den Wald heulte und die Kronen der Fichten brach und tausendjährige Eichen niederwarf, dann sagten die Heiden: ‚Wuotan ist gegenwärtig, Wuotan zieht über den Wald dahin mit seinem wilden Gejaid.' Hier aber, in dieser heiligen, seligen Morgenstille voll Friedens, hier, wo die zarte Jungfrau sicher und getrost im Waldesdickicht stand, um Liebe zu üben an dem Feind ihrer Brüder und ihres Glaubens—hier fühlte Hedan auch eines Geistes, eines Gottes Wehen, aber eines andern Gottes als Wuotans. Er konnte es aber nicht in Worte fassen, was er fühlte. Er sprach nur: „Bilihild, du sagst, dein Gott sei hier gegenwärtig?"

„Ja, er ist gegenwärtig," sprach sie zuversichtlich; „er ist es auch, der euch, Herr Herzog, hierhergeführt hat."

„Du kennst mich?" rief Hedan verwundert.

„Wie sollte ich nicht?" sagte sie; „Ich habe euch oft in Wirthsburg am Cönobium vorüberreiten sehen."

„Und dein Gott, sagst du, hat mich hiehergeführt? Wozu meinst du, daß er mich hergeführt habe?"

„Daß der leidende Mann nicht länger hilflos hier liegen und nicht warten müsse, bis die Brüder eine Tragbahre gezimmert haben. Daß ihr ihn auf euer Roß hebet und ihn hinein geleitet ins Cönobium.

Und der Herzog hob den Verwundeten auf sein Roß und schwang sich hinter ihm auf dasselbe. Ihn mit seinen starken Armen umfassend, das verbundene Haupt an die eigenen Schläfe lehnend, ritt er im Schritt voran, auf das Cönobium zu, in Gehorsam den Befehl des Gottes erfüllend, dessen Dienst zu zerstören er gekommen war.

Bilihild ging langsameren Schrittes in stets wachsender Entfernung hinterdrein.

„Wer hat dich geschlagen?" fragte Hedan den Verwundeten.

„Othmar," sagte dieser. „Ich kam mit ihm in Streit über einen Rehbock, den er erlegt zu haben behauptete, da ich ihn erlegt hatte."

„Und warum schriees't du so kläglich in dem Augenblick, ehe ich zur Stelle kam?"

„Es that mir wehe, als das Weib mir den Splitter der Keule aus der Wunde zog."

„Das Weib?" rief Hedan. „Kannst du nicht ehrerbietiger von der Jungfrau reden?"

Als Bilihild eine halbe Stunde nach Hedan das Eingangsthor der Mauer erreichte, die das Cönobium umgab, fiel es ihr seltsam auf, daß der alte Thorwächter und Pförtner, Bruder Faramund, bei ihrem Eintritt zur Seite sprang, die Arme vor der Brust kreuzte und geneigten Hauptes stehen blieb, wie er vor dem Bischofe zu thun pflegte. Sie wußte nicht was dieser Scherz—denn dafür hielt sie es—bedeuten solle, und wollte ihn eben darüber zu Rede stellen, als er mit dem ernsten Worte sie grüßte: „Gesegnet sei dein Ausgang, gesegnet dein Eingang! Wohlauf Deborah, wohlauf und singe ein Lied!" Staunenden Blickes ging sie vorüber und wollte ihrer Hütte zueilen. Auf dem Platze vor dem Oratorium standen die Brüder und Schwestern in Gruppen. Sie fand dies nicht verwunderlich; die Anwesenheit des Herzogs erklärte diese ungewöhnliche Bewegung. Aber kaum hatten die Brüder ihre Ankunft bemerkt, so stürzte Gertrud auf sie zu, fiel ihr sprachlos um den Hals und preßte sie an ihr Herz. Und hinter Gertrud wankte der greise Totman heran und sprach, „Bilihild, du sollst augenblicklich zum Bischofe kommen."

Gehorsam ging sie nach der Hütte Kolman's des Bischofs, die nicht viel größer und eben so einfach und ärmlich war, als die der andern Brüder. In dem ärmlichen Gemache stand an der Seite des Bischofs der Herzog. „Bilihild," sagte Ersterer, „der Herzog hat etwas mit dir zu reden." Unbefangen schaute sie den jungen Fürsten an. „Ja, ich habe eine Frage an dich," sagte Dieser. „Du hast mir gesagt, dein Gott habe mich den Weg hiehergeführt. Eigentlich war es nicht so. Nicht dein Gott hatte mich hiehergeführt, sondern mein fester Wille, euch euren Gottesdienst zu untersagen, wie ich ihn in Wirthsburg untersagt habe. Du aber hast meinen Willen gewendet. Du hast mich in deinen Dienst genommen, und ich, der Herzog und Herr, habe deinem Dienst und Gebot mich gefügt. So du nun ein Herz zu mir trügest, wollte ich gerne in deinem Dienste verbleiben. Sprich, Bilihild, willst du mein Ehegemahl werden? So du das wolltest, wollte ich dich in deinem Glauben schützen und deinen Brüdern auf alle Zeit die Freiheit gewähren, ihrem Gott zu dienen und sein Werk zu treiben."

Bilihild antwortete nicht. Bei der Frage hatte sie sich verblaßt.

„Verzeiht ihr, Herr!" sprach der Bischof; „solche Frage hat sie nicht erwartet. Das hat sie übermannt. Sie ist ein demüthiges armes Mägdlein; daß sie Herzogin werden solle, das war wie ein Blitz vom Himmel, der sie erschreckte. Habt Geduld, sie wird bald wieder bei sich sein."

Totman trug sie in die Kammer hinaus. Die Frau des Bischofs bespritzte ihre Schläfe mit frischem Wasser. Sie kam zu sich, und als sie sich besann, war ihr Alles wie ein Traum.

Der Herzog will nicht von hinnen ohne Antwort," flüsterte Totman ihr zu. „Bilihild, bedenke: es gilt die Erhaltung des Dienstes und Werkes Gottes; es gilt das Heil von Hunderten und Tausenden von Seelen. Du weißt, wie es noch vor einer Stunde um uns stand. Sage dir selbst, was es für Folgen hätte, den Herzog durch ein Nein zu erbittern. Es ist eine Gottesfügung, die ihn dich im Walde treffen ließ; es ist ein Ruf Gottes, der an dich ergeht."

„Ich weiß es," sprach Bilihild. „Ich will nicht meinen Willen haben. Gott will ein Opfer. Gottes Wille geschehe."

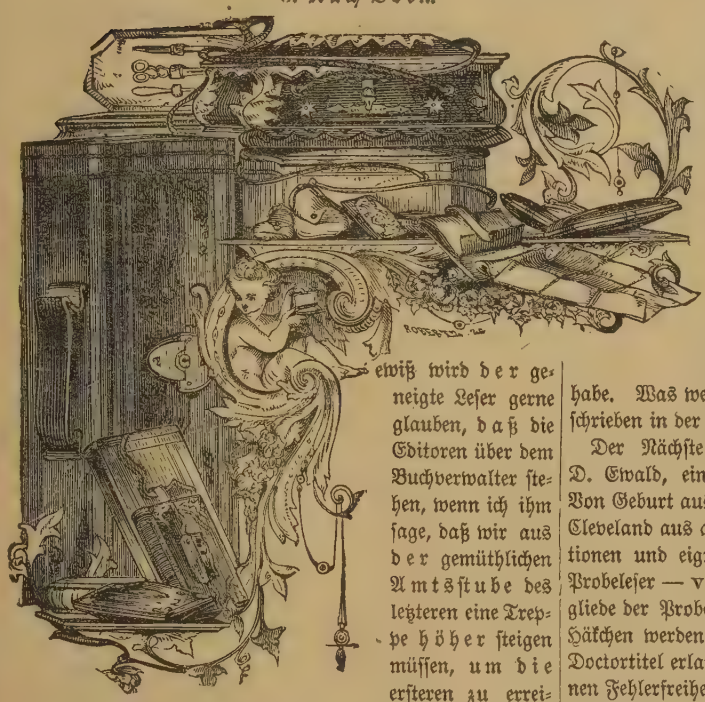
Festen Trittes ging sie in das Gemach zurück. Klar schaute sie dem Herzog ins Auge, und sprach: „Herr! Wenn ihr mit eurer Hand mir euer Manneswort gebt, daß ihr mich und alle meine Brüder und Schwestern hier und in Wirthsburg frei unsres Glaubens wollt leben und unserm Gotte wollt dienen lassen, so ergreife ich diese Hand und gelobe: Ja, ich will euch ein treu und gehorsam Ehegemahl sein. Aber vergeßt es nie, daß mein Gott bei mir gegenwärtig ist."

Sie reichte ihm die Hand. Er erfaßte dieselbe und versprach feierlich alle die gestellten Bedingungen zu erfüllen.

Aus der Heimath des Magazins.

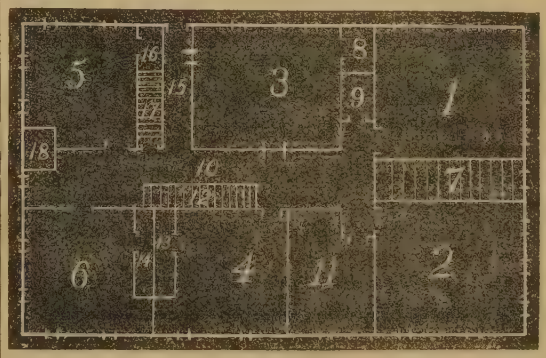
Von W. Horn.

5. Nach Oben.



Gewiß wird der geneigte Leser gerne glauben, daß die Editoren über dem Buchverwalter stehen, wenn ich ihm sage, daß wir aus der gemüthlichen Amtsstube des letzteren eine Treppe höher steigen müssen, um die ersteren zu erreichen. Also hinauf ins zweite Stockwerk, über die breite Vordertreppe. Da bemerken wir gleich links zwei Thüren, jede mit einem zierlichen Schildchen versehen. Auf dem Einen derselben stehen die Worte: „Der Christliche Botschafter;" auf dem andern heißts: "Library." Zur Rechten sind zwei ähnliche Thüren. Die Eine trägt die Inschrift: "Evangelical Messenger;" die Andere: "Post Office." Gehen wir auf dem breiten Corridor einige Schritte weiter, so kommen wir wieder an zwei gegen einander stehende Thüren. Die zur Linken führt "The Living Epistle" im Schilde; die zur Rechten hat den Schild verloren. Früher hatte dort Bruder Fr. Merckens, der Gehülfe des Editors vom Botschafter, sein Wesen; derselbe ist jedoch seit einiger Zeit in höhere Regionen verduftet. Ziemlich am Ende des Ganges treffen wir abermals zwei Thüren. Die zur Linken führt in die Office des „Evangelischen Magazins." Wenn nun der Leser fragen sollte: „Warum liegt denn das Zimmer so weit hinten, so diene zur Antwort: Das ist von wegen dem „Hinterstübchen." Gegenüber an der Thüre steht geschrieben: "Proof-Reading." Daß sich ein so armer, fehlerhafter Mensch, wie der Editor des Magazins, in der Nähe der fehlersuchenden Zunft befindet, kann man sich leicht denken. Treten wir ein wenig in das Probelesezimmer ein. Die Insassen nähren sich vom Fehlersuchen; man könnte sie deßhalb auch professionelle Verleumder tituliren. Da nun bis Dato erst ein „unfehlbarer" (?) Mensch auf Erden ist — und der ist ziemlich baufällig — so haben dieselben ein unbegrenztes Feld ihrer Thätigkeit. Es sind ihrer Drei — ein gemüthliches Kleeblatt. Da ist der alte Vater Versch, ein Pionier unseres Verlagswesens, welcher ein gut Stück von der Geschichte desselben trägt, und den ich deßhalb dem Leser hiermit vorstellen möchte. Im Jahre 1837 trat er in den Dienst der Anstalt, und heute noch ist er den fehlerhaften Probebogen ein unerbittlich strenger Richter. Er steht also schon über ein Menschenalter unwandelbar treu hier auf seinem Posten, hat manchen Wechsel überlebt und ist in der Anstalt alt—oder ich sollte am Ende sagen, wieder jung geworden; denn er scheint von den schweren Leiden, welche ihn Jahre lang niederdrückten und ihn zu fällen drohten, fast völlig genesen. Wenn aber der Leser den Vater Versch fragt, wie die Wunderkur zu Stande gekommen sei, so erklärt er dieselbe mit der Antwort, daß er unerschütterliches Vertrauen in das gläubige Gebet habe. Was weiter von Bruder Versch zu sagen ist, stehet geschrieben in der Chronika—einer späteren Abhandlung.

Der Nächste in den „drei guten Dingen" ist Bruder D. Ewald, ein äußerst friedsamer und gefälliger Nachbar. Von Geburt aus deutsch, von Canada aus englisch und von Cleveland aus amerikanisch, kennt er die Fehler aller drei Nationen und eignet sich deßhalb besonders zum Vormann der Probeleser — vulgo „Fehlerfinder." Von dem Juniormitgliede der Probeleserfirma kann gesagt werden, daß „was ein Häkchen werden will, spitzt sich bei Zeiten," und daß er den Doctortitel erlangen wird, sobald er allen unseren Publicationen Fehlerfreiheit proclamirt, wozu es ihm am guten Willen nicht fehlt.



Eintheilung des zweiten Stockwerkes.

1. Evangelical Messenger.
2. Der Christliche Botschafter.
3. Office.
4. Living Epistle.
5. Probelesezimmer.
6. Das Evangelische Magazin.
7. Vordertreppe.
8. Waschzimmer.
9. Postoffice.
10. Corridor.
11. Bibliothek.
12. Treppe ins dritte Stockwerk.
13. Kleiderschrank.
14. do.
15. Ausgang ins alte Gebäude.
16. Waschzimmer.
17. Treppe.
18. Elevator.

☞ Der Holzschneider hat die Waschzimmer in den beiden vorderen Offices vergessen.

Um dem Leser eine um so deutlichere Einsicht in die Eintheilung dieser Räumlichkeiten zu geben, haben wir einen Abriß der zweiten Etage des Gebäudes beigefügt. Wir treten einstweilen sonst nirgends ein, denn die gestrengen Herren Ritter von der Feder darf man in ihrem Dichten und Trachten nicht unnöthigerweise stören. Wir setzen uns deßhalb ein wenig auf das breite Fenstersims, um auszuruhen und nachzudenken.

6. Ein kurzer Rückblick.

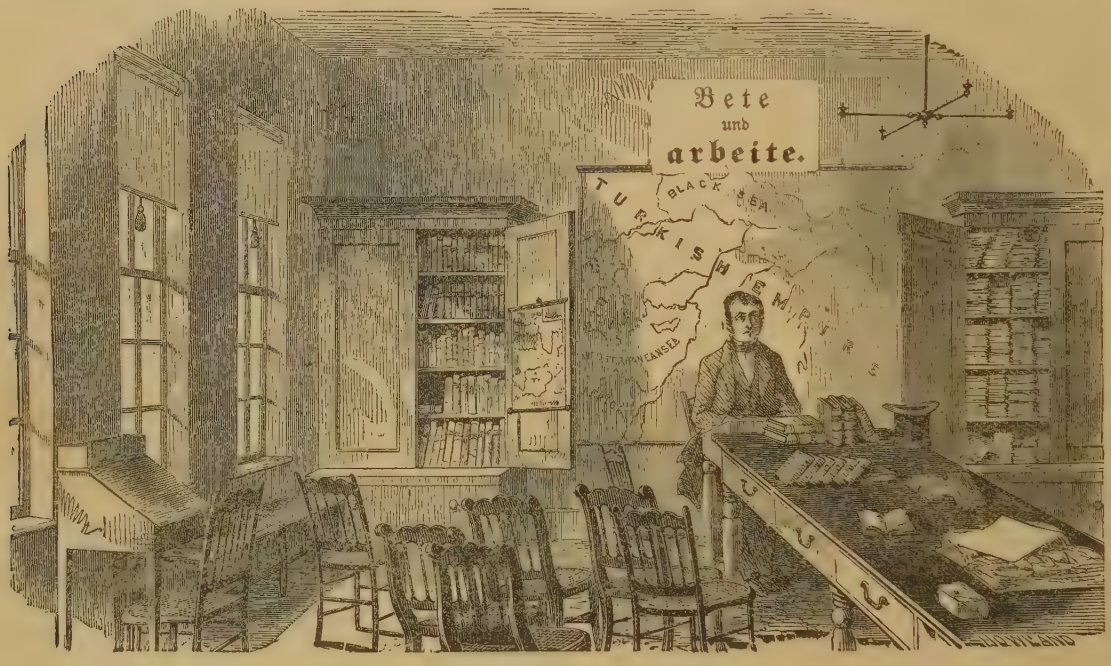
Wie ganz anders sieht es doch jetzt hier aus, als vor fünf Jahren. Manche der Leser mögen sich der Schilderung im Magazin, Jahrg. 1873 S. 79: „Der erste Tag" noch entsinnen. In der kleinen Office war es wie auf der Mutter Erde vor dem ersten Schöpfungstage, „wüste und leer." Kaum etwas Gutes fand sich, als die Nachbarschaft und der Ruf der Office. Sind doch aus derselben weiland zwei Bischöfe hervorgegangen, und aus der Nachbarschaft einer. Ich bin aber keiner davon. Oder wissen das die Leser vielleicht schon? Will auch Keiner werden. Da braucht Niemand zu lachen, ihr werdets sehen.

Nun ist das „Officechen" sammt dem denkwürdigen alten „Oefelchen" verschwunden und damit so manches Andere—ach ja, so manches Andere—vielleicht auch ein Stückchen Gemüthlichkeit und Phantasie.

„Wo sind die Lieder, die sonst ich gesungen?
Sie sind verklungen."

Traufe. Kaum hatten sich die durch den Einzug veranlaßten Staubwolken ein wenig verzogen, und am Himmel der Gemüthlichkeit fing soeben das erste Sternlein zu lächeln an, da wurde mir die Boutique über dem Kopf verkauft. Man denke! Ich ballte die Faust im Sack und nahm mir nun fest vor—wieder auszuziehen. Wenn man mit einem Sack voll Aepfel auf der Schulter an einem Schulhause vorbeigehen will und, gerade als die Buben herauskommen, auf einen plötzlichen Ruck das Band reißt, der Sack aufgeht, und die Aepfel höhnisch über die Erde hin den verklärten Blicken der Rangen entgegenrollen, so braucht man Geduld zum Zusehen. Mit einer ähnlichen Geduld machte ich mich wieder an's „Musen." Heimging's nun auch. Da hatte man nun wenigstens den Vortheil, daß man das Schreien der Kinder, das Rasseln der Kessel und den Ruf zum Mittagsessen sogleich aus erster Hand vernahm. Der Leser mag dies mit der obigen Citation von „der Heimath süßen Stille" reimen, so gut er kann.

Endlich wurde dann der Neubau fertig, der Einzug und die



In der Office.

An der Stelle, wo das Schauplätzchen meiner ersten editoriellen Thätigkeit sich befindet, haben jetzt die Jünger der schwarzen Kunst ihr Wesen und die Stätte kennet man kaum mehr. Von dort gings in das alte Främhaus, welches früher an der Stelle des gegenwärtigen neuen Gebäudes stand. Aber auch dort war des Bleibens nicht lange. Bald hieß es, es solle gebaut werden, und das alte Haus müsse von dannen. Der Theil, in welchem ich meine Amtsstube hatte, sollte abgerissen, das Uebrige zurückgeschoben werden. Die nahebeiwohnenden Collegen packten ihre Siebensachen zusammen und hoben sich in ihre Häuser. Ich packte auch zusammen, aber anstatt, „nach der Heimath süßen Stille" zu ziehen, verfügte ich mich in eine der andern Stuben und gedachte mich mit dem Gebäude zurückschieben zu lassen. War ich ja doch, theils aus Bescheidenheit, theils aus Gewohnheit schon, so in das „Zurückgeschobenwerden" eingeschossen, daß es mir nicht mehr sonderlich drauf ankam. Aber da kam ich aus dem Regen in die Einweihung kamen, und ich hatte das tröstliche Bewußtsein, seit meiner Ankunft in Cleveland fünf officielle Umzüge durchlebt zu haben. Anbetrachtlich dieser Thatsachen ist es doch wohl gar kein Wunder, daß mir Freund K. unlängst ein Rezept gegen graue Haare zugesandt hat. Und doch steht wieder ein neuer Umzug bevor. Da geht's aber doch vorwärts und aufwärts. Es soll dies in allen Dingen denn auch als Losung gelten: „Vorwärts und aufwärts!"

7. Daheim.

Wie traulich klingt das Wörtchen Daheim. Kein Wunder, daß der Fuchs sagte: „Wie muß es doch den Leuten draußen zu Muthe sein," als er beim Sturme hinter einer Distel saß. Deßhalb tritt nur ein, lieber Leser, und mache dir's einen Augenblick bequem in der Office —'s kostet weiter nichts. Der Sehenswürdigkeiten kann ich dir freilich nicht viel bieten. Da sind Tische, Stühle, Schreibpulte, Bücher, Zeitungen, Landkarte ꝛc.; aber das hast du vielleicht schon Alles früher

gesehen. Auch ein Bücherschrank, eine Uhr und ein Dampfheizapparat befinden sich in der Stube. Jede Office hat auch eine Wasserleitung, sowie einen Kleiderschrank. Die Zimmer der verschiedenen Editoren sind hell und bequem und haben so viel Aehnlichkeit, daß die Schilderung des einen mehr oder weniger die Schilderung aller ist.

Wenn es dich nun interessiren sollte, so würde ich dir gerne ein wenig von den alltäglichen Erfahrungen in der Amtsstube, erzählen. Daß Editoren doch wenigstens Leute sind wie andere Leute, wird jedermänniglich bekannt sein.

„Sie leiden am Fleische, so wie auch die Sünder,
Sie essen und trinken nach nöthigem Brauch;
In leiblichen Sachen
Sieht man sie vor Andern nichts Sonderlichs machen;
Nur daß sie es Jedermann r e c h t gern gemacht,
Und haben's bis heut noch nicht fertig gebracht!"

Fast Jedermann glaubt, er sei der geplagteste Mensch auf Gottes Erde. Die Editoren auch. Daß sie darin „ein Bischen Recht" haben, kann man schon daraus schließen, weil sie für so viele Leute arbeiten. Aber gerade deßhalb haben sie in obiger Behauptung auch „ein Bischen Unrecht," und ihr Beruf hat daher auch eine Lichtseite. Sie bekommen viele Freunde und Gönner, und auch Viele—die das nicht sind. Dieses erfährt man so recht, wenn man die Postnachrichten mustert. Die Leute werden doch alle gerade so schreiben, wie sie es meinen. Wir nehmen es wenigstens so an. Freilich, hat uns neulich einmal Jemand am Schlusse eines Aufsatzes geschrieben: „Lieber Editor! Wenn dies Stück nichts nutz ist, so wirf es in den Papierkorb." Nutz war das Stück wirklich nichts, und wir warfen es, gehorsam dem Rath seines Autors, in den Papierkorb. Aber siehe da! Nächstens hagelte es—doch wir wollen nicht vorgreifen.

Die Postschelle klingelt, und wir sehen nach, was Onkel Säm's Blaurock gebracht hat. Da ist ein neuer Abonnent des Magazins, der freut sich königlich über das „schöne Heft." Ein Anderer klagt, das Magazin sei ein schäbiges Ding. Der schönste Artikel sei gar nicht hinein gekommen. (Ins Ohr sei's dem Leser geflüstert, daß dies eben s e i n Artikel war.) Nun klagt eine Correspondentin, daß im Kinderfreund ein Aufsatz sei, welcher vor sechzehn Jahren auch einmal drin war. Da sieht man, welche Denkerinnen zu unserem Leserkreis zählen. Ein anderer Brief enthält ein Geschichtchen mit einem bunten Bilde. „Thue die Geschichte in den zweimonatlichen Kinderfreund und das Bild, und mach's gerade so bunt, sonst ist's nichts," sagt der Schreiber. Der also will's bunt haben. Einem Andern nun ist's zu bunt. Da war nemlich das Bild eines harmlosen Speckträgers im Kinderfreund. Das hat einen Freund „Ohnenamen" ans Grunzen gebracht. Ob das christlich sei, ein solches Bild in eine Kinderzeitung zu thun? will er wissen. Es ist weder christlich noch unchristlich, sondern einfach die Darstellung eines Thieres, wie es Gott geschaffen hat, und dessen fleischerne Bestandtheile sich sogar auf einer christlichen Mittagstafel gar nicht übel ausnehmen. Nichts ist aber mehr Gegenstand eines Ideenkampfes, als das gemüthliche „Hinterstübchen." Da öffnen wir ein Brieflein mit bekannter Aufschrift. Es enthält einen Beitrag für das genannte Local. Es gefällt dem Autor so gut, daß er meint, eine kleine Vergütung sei wünschenswerth. Wir müssen es aber um der Schwachen willen in das „gefürchtete geflochtene Möbel," wie einer unserer Correspondenten den Papierkorb nennt, wandern lassen. Eine Postkarte enthält ebenfalls ein allerliebstes Stückchen; aber um Anstoß zu vermeiden, theilt es das wenig beneidenswerthe Schicksal seines Vorgängers. Jetzt kommt aber ein Brief, in welchem schwer Geschütz gegen das Hinterstübchen aufgefahren wird. Der Autor meint, er habe sogar das Magazin deßhalb aufgegeben, lese es aber bei andern Leuten, und er weiß den Inhalt des H. fast auswendig. Wie kommt das wohl? Ja, ja! ein wenig mehr Duldsamkeit könnte wohl nicht schaden. Wenn der müde Landmann oder Tagelöhner des Abends heim kommt, und ihm neben den vielen ernsten Sachen nach des Tages Last und Mühe eine harmlose, heitere Anekdote geboten wird, so ist das doch wahrlich kein Verbrechen. Wem's nicht gefällt, darf ja daran vorbeigehen, es ist etwas für Alle da. Vielen gefällt's sehr.

Es würde uns natürlich zu weit führen, wollten wir die mannigfachen Gesuche, Bitten, Aufträge 2c., 2c., welche in den Briefen enthalten sind, hier anführen. Das wollen wir noch anführen, daß es gerade so billig ist, seine Meinungsverschiedenheit in die Form eines wohlwollenden Rathes zur Besserung einzukleiden, als gleich mit dem Bajonet beißenden Tadels drauf los zu fahren, und daß ein Wort verdienter Anerkennung an einen Editor gerichtet, keine unnöthige Verschwendung ist. Ein solches Wort der Aufmunterung lassen wir seines offenen, wohlgemeinten Inhalts wegen gerade hier folgen, und zwar mit Weglassung eines Satzes und des Namens so, wie wir es erhielten. Es enthält beherzigenswerthe Winke und illustrirt noch manches Andere mehr.

„Ein Freund fon M.

Lieber B. Horn und B. B. der Botschafter vom 29. Nov. zeichte vom Buch Hosiana, So fiel fehler durch B. Kahl, das es Keinen Sechsbenß; werd sein mus. Aber wen man. . . . . Darum seid unferzagt ier Jungens Ich lese den Botschafter Schon 9 bis 10 Jahre und das Magazin; Schon 2 Jahre. Aber schon eine Geraume Zeiht finde ich das sich Zwei oder Dreie sich mit einander zupfen und zehren da mögte ich eich zum Nagdenken Geben,

es sachte eine Vrau Zumir in W. Gesacht ich weis; das die Weiber Schlege haben misen aber mein (Narr) Schlegt mich Alle Tage, wen ich ein Fehler im Schreiben gemacht. Habe so hab ich es nicht mid Fleis gethan, und ich denke so wirts B. Horn und B. B. auch Gegangensein, Darum beist nicht Einander bis afs Blut, sonst Freset ihr einander Auf; — darum seid Gluch wie die Schlange und Schweigt,—und one Falsch und sed die Volche welge Nachkommen–, Wen der (Papst) dises Lesen thut der, Lacht euch aus und sagt; Ich bin (unfehlbar)

Fiele Grüse von mir . . . .

Wen du mein Schreiben Braugen kanst: rücke es ein wen nicht Gibs dem Fegfeuer."

So wechseln also Lob und Tadel, Zufriedenheit und Unzufriedenheit; darüber geht der Tag herum und—es bringt doch Veränderung. Aber diese Veränderung befördert die Entwickelung. Mahnworte und Keulenschläge sind eben Erinnerungspunkte (oft sehr empfindliche), welche den Zweck haben uns zu bilden. Sagt ja doch Tersteegen sogar:

„Es kann ein guter Mensch auf Erden
Durch böse Menschen besser werden."

Das Beste aber von Allem ist die Hülfe und Gnade Gottes und die Lust zum Werk. Das ist nicht nur das Beste, sondern es ist am Ende Alles; denn so lange man noch die Stränge anziehen und im leidlichen Trab gehen kann, passirts; hängt aber die Wage einmal zurück, so wird mit mitleidsvollem Achselzucken das Urtheil gefällt: „Der Alte will leider nicht mehr mit."—Er w i l l am Ende wohl, aber er k a n n nicht. Das ist aber so der Gang der Dinge. Die abgehenden Gene-

rationen werden durch neue ersetzt, das Rad der Zeit geht um, Menschen, selbst solche, die sich für unentbehrlich hielten, sterben, andere nehmen ihre Plätze ein und die Welt besteht, selbst ohne jene und man nimmt die sich täglich wiederholende Veränderung kaum irgendwo wahr.

Dem Editor des Magazins steht Br J. Jauch einen Theil der Zeit helfend zur Seite, denn seit der Vermehrung der Publicationen bei der Gen. Conferenz, ist die Arbeit für einen Mann zu viel. Das mag manchem der Leser gar nicht so vorkommen, wenn er das Magazin und den Kinderfreund säuberlich in die Hand bekommt, da denkt er: „Ich weiß kaum, wie man da so viele Zeit dran zubringen kann.“ Wenn aber die viele Arbeit der Vorbereitung dieser Sachen und die Nebenarbeiten in Betracht gezogen würden, dann mag es doch plausibel erscheinen. Da gibt's Arbeit am Magazin, Kinderfreund, Lämmerweide, S. Schullectionen, S. Schulbücher, S. Schulgesangbücher, Kirchengesangbuch, Festgespräche, Traktate, Kalender, Probelesen, Sitzungen der Missionscommittee, S. Schul und Traktatverein 2c. 2c. Wem's dabei ernst gilt, der seufzt nicht nach weiterem Zeitvertreib.

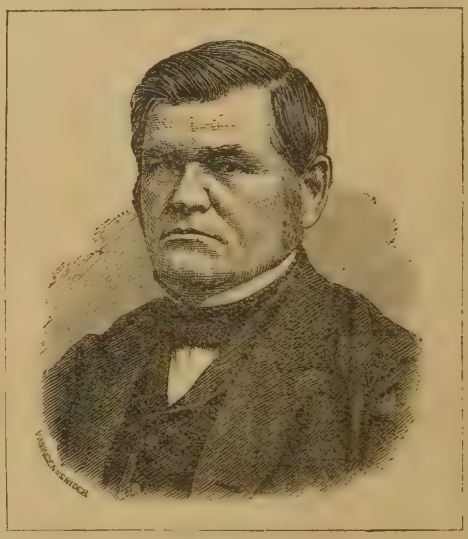
W. Horn.

In dieses rege Treiben des Alltagslebens kommt bisweilen dann auch eine rechte Feierstunde, wenn sich nemlich das Gesicht irgend eines uns besuchenden lieben Bruders in der Thüre zeigt. Dann gibt es ein Plauderstündchen über das Walten der göttlichen Gnade und die Entwickelung des Reiches Gottes. Doch diese Besuche sind seltener, als sie gewünscht werden; wogegen die von flügellahmen Pfarrern ohne Gemeinde, verjagten Schullehrern und sonstigen vagirenden Gelehrten in brodlosen Künsten, über die gewünschte Zahl gehen.

Von dem Manne schließlich, welchen das vorstehende Bild repräsentirt, ist nicht viel zu sagen. Dort, wo in der alten Heimath, die liebe Sonne auf die grünen, romantischen Berge des Siegerlandes lacht, stand seine Wiege. Westphalen ist also sein Geburtsland. Am 7. Mai des Jahres 1839 war Freude im elterlichen Hause, denn es hieß: „Es ist ein Männlein geboren.“ Im Jahre 1855 ging's nach Amerika. In den Urwäldern Wisconsins hat er der poetischen Stimme der Vergangenheit gelauscht und auch weiland das Scepter des Schulmonarchen geschwungen. Im Jahre 1862 wurde er Prediger, wovon er seiner Zeit Manches im „Magazin“ erzählt hat. Im Jahre 1871 wurde er Editor, wovon er auch schon im „Magazin“ Manches erzählt hat. Da sitzt er nun so verlegen am Pult, als ob er seine eigene Lebensgeschichte schriebe, welche ihm sehr unbedeutend vorkommt, deßhalb— „Punktum, streu Sand drum.“

8. Bei den Nachbarn.

a. Beim Editor des „Christlichen Botschafters.“ —Da führe ich dir nun gleich einen Mann vor, lieber Leser, welchen du schon längst einmal gerne gesehen hättest. Wer es ist, magst du vielleicht nicht wissen; aber daß ihm die Sache höchst ernst ist, wird dich ein Blick auf das Bild lehren. Es ist Bruder M. Lauer, der Editor des Christlichen Botschafters. Geboren im Jahre 1824 am 18. Januar zu Ruchheim bei Ludwigshafen in der Rheinpfalz, kam er 1835 in dieses Land. Im Jahre 1844 trat er ins Predigtamt und zwar in der Ostpenn. Conferenz, denn die New York Conferenz war damals noch nicht vorhanden. Später wurden die New York- und Canada Conferenzen gebildet, in denen beiden er Arbeitsfelder bereiste; besonders aber hat er in den letzten Jahren, in der New York Conferenz gestanden, aus welcher er

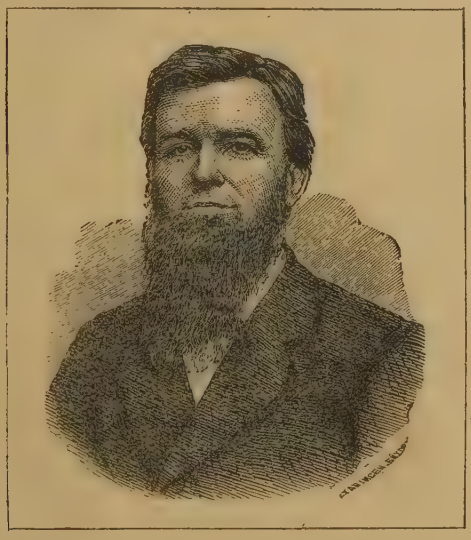


M. Lauer.

dann auch von der Gen. Conferenz in Philadelphia, zum Editor erwählt wurde. Er ist ein höchst gemüthlicher Nachbar, bewahrt ein so unerschütterliches Gleichgewicht, daß er darin vom Gesetz der Natur kaum übertroffen wird, es sei denn, daß ihm etwas gar zu nahe kommt — dann . . . . . Er steht in den besten Mannesjahren, in denen unser Großvater Methusalah wahrscheinlich noch ein bartloser Jüngling war, und kann deßhalb seinem Beruf mit ungebrochener Kraft obliegen. Da ich ihn behufs seiner gewöhnlichen Tageslaufbahn ein wenig "interviewed" habe, so sagt er, daß er Morgens um sieben auf sein Zimmer komme, für sich die Bibel lese und dann die Postnachrichten mustere. Er erhalte wöchentlich etwa einhundert Briefe und ebensoviel Zeitungen und wird der Leser merken, daß es keine Kleinigkeit ist, sich dahindurchzuarbeiten, um Alles recht und es Allen recht zu machen. Mittwochs müßten die Leitartikel bereit sein und habe es etwas zu bedeuten, während des Jahres circa zweihundert Leitartikel herzustellen. Wir wollen das gerne glauben. Auch komme viel Besuch, meint Bruder Lauer, wovon die meisten Bittsteller seien, welche mit Rath oder That auf irgend ei-

ne Weise Hülfe begehrten. Da gilt es denn „Gutes zu thun, und nicht müde zu werden," welches einem Editor besonders zu statten kommt, um ihn im praktischen Wohlthätigkeitsgange zu halten.

b. Beim Editor des "Evangelical Messenger." Und wem würde der Leser dieses Gesicht, welches wohlwollend und menschenfreundlich ihn anschaut, zudictiren? Es wird ihn nicht lange nehmen, damit bekannt zu werden. Ist der Mann, dem es angehört, ja doch die gute Stunde selbst. Als Nachbar müssen wir's doch wissen, und wir wissen's auch. Bruder Jacob Hartzler kommt von den Quäkerfluren Pennsylvaniens; also von einem körnigen Menschenschlage, der Männer wie Penn und Edwards zu seinen Ahnen zählt. Im Jahre 1833 wurde er am 18. Januar zu Lower Windsor, in York County, Pa., geboren — ist also zur selben Zeit geboren wie Bruder Lauer, nur—elf Jahre später. Ins Predigtamt trat er im Jahre 1856 in der Centralpenn. Conferenz, aus welcher er auch von der Gen. Conferenz in Naperville zu gleicher Zeit mit dem Schreiber zum Editor erwählt wurde. Er hat also auch eine andere Gen. Conferenz glücklich durchgemacht und ist der Gefahr entronnen Bischof zu werden, das ein anderer unserer früheren Nachbarn nicht rühmen kann. Wir wollten ihm auch einige seiner Erfahrungsgeheimnisse ablocken, aber er verhielt sich ziemlich zugeknöpft. Als wir die Thüre hinter uns zumachten, fiel uns ein Schulkamerad ein, welcher einmal mit „gefuchsten" Aepfeln durch die Gartenhecke schlich, als der Eigenthümer des Gartens gerade heraus kam und ihm nachrief: „Hennerche, warte ich will dir was sagen!" Unser Hennerche aber entgegnete altklug: „O, kleine Bube brauche net Alles zu wisse," und schob von dannen.

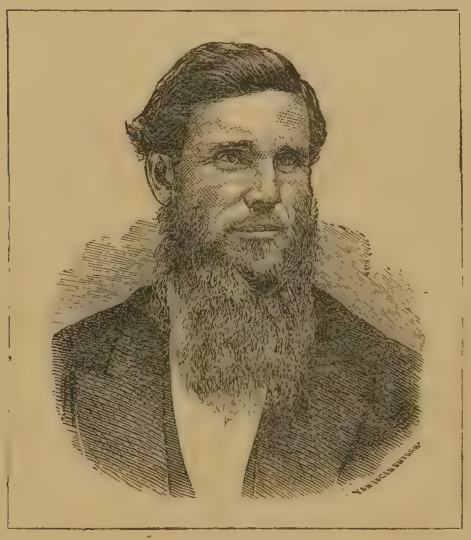


J. Hartzler.

Was uns nun aber Bruder Hartzler gesagt hat, müssen wir um so treuer berichten. Der Gedanke, daß man es beim besten Willen nicht allen Leuten recht machen könne, scheint der Mittelpunkt bei allen Editoren zu sein. „Es geht Einem da," sagt Freund H., „wie jener Frau, zu welcher ihr etwas angenebelter Mann Abends bei seiner Heimkunft sagte, als er den Hut in die Stube geworfen hatte: ‚Wenn du diesen Hut aufhebst, bekommst du Schläge; hebst du ihn aber nicht auf, so bekommst du auch Schläge.'" Da ist der einzige Trost, daß man versucht, es vor Gott und seinem Gewissen recht zu machen. Die Gesammterfahrungen des Lebens faßt Bruder Hartzler in zwei Worte, welche er von einem Juden gelernt hat, zusammen: „Man hat auf dieser Welt nichts als Trubel und Plaisir."

Dem Editor des "Ev. Messenger" zur Seite steht ein jüngerer Bruder H. B. Hartzler, ein Mann von guter Feder, voll Poesie und Leben, von edler Gemüthsrichtung und dem redlichsten Streben beseelt. Er kann jetzt eine Rundreise mit Pegasus im Reich der Phantasie vollenden und dann gleich den politischen Droschkengaul besteigen, um über die Knüppelbrücke der Tagesereignisse zu kutschiren; jetzt der klingenden Aeolsharfe die süßesten Töne ablauschen, und sich dann in die Erbaulichkeit eines Probebogens vertiefen und Correktur lesen —Alles an einer Schnur und mit gutem Humor.

c. Beim Editor der "Living Epistle." —Bruder H. J. Bowman wurde am 23. Juni 1835 in Somerset Co., Pa., geboren. Im Jahre 1859 trat er in die Ohio Conferenz als Reiseprediger und 1862 in die Jowa Conferenz, aus welcher er bei der vorigen Sitzung der Gen. Conferenz zum Editor der "Living Epistle" und der englischen S. Schulliteratur unserer Kirche gewählt wurde. Er ist also gegenwärtig einundvierzig Jahre alt und steht somit im besten Mannesalter. Freundlich und redlich blickt er hinaus in Gottes Welt, wie ein Blick auf sein Portrait den Leser belehren wird, und ist wacker hinter seinen Pflichten her. Ueber seine editoriellen Erfahrungen hatte er die Güte uns Folgendes mitzutheilen:



H. J. Bowman.

„Vor allem Andern habe ich erfahren, daß die Leute von einem Editor erwarten, daß er Alles wisse. Es wäre in der That gut, wenn er Alles wüßte, denn wegen der vielen Arbeit findet man kaum Zeit, sich zu informiren. Die Mannigfaltigkeit, welche von ihm erwartet wird, um Allen, von den Lämmern bis zu dem gereiften Mann in Christo, Nahrung zu reichen, fordert mehr Anstrengung, als Vielen lieb sein würde. Die größte Versuchung in diesem Punkt ist wohl der Gedanke, daß Das, was man mit der größten Mühe und Vorsicht bereitet hat, zum intellektuellen und geistlichen Wohl der Leser, nicht die gebührende Anerkennung findet. Deßhalb werden entweder unsere Fähigkeiten von Andern unterschätzt, oder von sich selbst überschätzt, und da das Letztere wahrscheinlich die Wahrheit ist,

so ist das eine neue Quelle zur Muthlosigkeit und Anfechtung."

Nach meiner Meinung sind die Vorzüge eines Editors die folgenden: 1. Wird er durch die Berichte, welche ihm täglich von allen Richtungen zufließen, bekannt mit dem Gang der Dinge in der ganzen Welt. 2. Daß er die Gelegenheit hat, auf eine so große Anzahl Leser seinen Einfluß auszuüben. 3. Die gute Gesellschaft, in welcher er sich zu bewegen das Vorrecht hat. Auf der andern Seite muß er sich es dann auch gefallen lassen, immer zwischen den Mauern zu sitzen, wenn Andere sich in der freien Natur ergötzen. Im Laufe der Dinge gibt's natürlich Tadel und Aufmunterung. Aber selbst die Aufmunterung gibt oft Anlaß zur Entmuthigung, indem sie in mir den ernsten Willen weckt, immer besser zu thun, und ich doch oft nicht recht weiß wie? Doch bin ich von Anfang mit dem ernsten Vorsatz hierher gekommen zu suchen, wie ich den meisten Menschen am meisten Gutes thun könnte, welches ich auch festhalten werde.

Die größte Mühe, welche ein Editor hat, ist vielleicht die Entzifferung moderner Hieroglyphen. Manche Correspondenten scheinen ganz zu vergessen, daß man von ihren Zuschriften nur Dasjenige versteht, was man zu lesen vermag, und nicht was sie denken, und da bleibt zuletzt nichts Anders übrig, als daß man Das, was man nicht in den Kopf bringen kann, in den Korb bringen muß. Ein Editor muß viel Geduld haben, deßhalb muß er viel beten. Ein ermuthigender Punkt für ihn ist, daß er durch Gebet und Pflichttreue ein reines Gewissen erhalten kann, was auch Menschen von ihm urtheilen mögen, und ein anderer Punkt der Ermuthigung für einen christlichen Editor ist der, daß die besten seiner Leser für ihn beten. — Schließlich noch die Bemerkung, daß es gut ist, daß die Feiertage und die Picnics nicht öfter kommen, denn weil Editoren dabei so großmüthig taxirt werden, so würden ihre Taschen die ‚gelinden Raubanfälle' nicht aushalten."

Wegen der Länge dieser Abhandlung müssen wir jetzt abbrechen. Das nächste Mal werden wir uns vielleicht noch ein wenig in der Bibliothek verweilen und dann den Herren Schriftsetzern einen Besuch abstatten.

Reiseskizzen.

Von R. Dubs.

III.

Die bedeutendste Stadt in Oregon ist Portland, meistens aber etwas tief gelegen, so daß sie schon etliche Mal durch Ueberfluthung großen Schaden erlitten hat. — Astoria, am Ausfluß des Columbia, sucht ihr den Rang abzulaufen. Die Juden haben die meisten „Handelsgeschäfte" in ihren Händen, ihre Geschäftsverbindungen erstrecken sich über den ganzen Staat. Deutsche Capitalisten controlliren fast alle künstliche Verkehrsstraßen. Die Dampferlinie von San Francisco nach Portland und die Eisenbahnen Oregons sind in den Händen deutscher Capitalisten. Das ist auch die Ursache, warum die Eisenbahn von Roseburg in der Richtung nach Californien nicht weiter gebaut wird. So geschwind man per Eisenbahn nach Oregon reisen kann, dann werden Viele den Meerweg meiden, und das Capital der Schiffsgesellschaft wird dann keinen Gewinn von 24 Prozent jährlich abwerfen, wie es jetzt der Fall ist. Und die Eigenthümer der Eisenbahn sind auch die Eigenthümer der Dampferlinie. Die deutschen Capitalisten verstehen die Vortheile des Monopols so gut als die schlauen Amerikaner, und wo sich ihnen die Gelegenheit dazu darbietet, da greifen sie so schnell zu, als die Yankees. Wenn man jetzt über Land via San Francisco nach Oregon geht, dann kostet es bedeutend mehr als per Dampfer, und man hat auch gegen 300 Meilen mit der Postkutsche zu fahren. Was das für eine Fahrt ist, das haben die Herren Gough und Talmage in ihren Vorlesungen dem Lande kund gethan. Die Treiber der Postkutschen kümmern sich wenig darum, ob die armen Reisenden in der Kutsche hin und her geschleudert werden oder nicht, mit einer boshaften Wuth und in einem break-neck-style geht es oft in sausendem Galopp die steilen Hügel hinab. Zum Theil habe ich dieses erfahren. Da freut man sich über das Bergaufgehen und nich über das Berghinabgehen. Die alten stage Gäule sind auch erstaunlich gescheidte Gesellen, und manche sind so voll mischief, als die Herren Treiber. Es sagte mir ein Postkutschenpassagier, daß er lieber die schlimmste Seekrankheit aushalten wolle, als in der Postkutsche das Herz beinahe abgeschüttelt zu bekommen.

Oregon ist ein Hügelland. Die Berge ragen majestätisch in die Wolken und in den lieblichen, herrlichen Thälern fließen klare Bäche und Flüsse dahin. Sehr viele „Landhäuser" sind im primitiven Hinterwäldlerstyl aufgeführt, wobei Winkel 2c. nicht requirirt wurden; es hat aber auch schöne Bauernhäuser. Die Städte blühen allmälig empor und haben eine versprechende Zukunft.

Auf dem Heimweg gab es nichts Sonderliches. Ich ging mit demselben Dampfer zurück nach Californien, mit welchem ich nach Oregon gereist war. Die Seekrankheit stellte sich etwas milder ein, doch genug, um uns die Langeweile zu vertreiben. Ueber die Mormonenwirthschaft in Utah Territory fühlte ich gründlich entrüstet. Man meint, es könnte kein solcher Unfug in den Ver. Staaten existiren, und doch ist es so. Ich sah Männer, die zwei, drei, vier und noch mehr Frauen haben; die Zahl der Kinder ist groß. Manche dieser Mormonen bauen für eine jede Frau eine kleinere oder größere Wohnung, so wie es ihre Mittel erlauben, in welcher eine jede Frau mit ihren Kindern allein ihre Haushaltung führt. Nicht Wenige bauen aber große Häuser, die so eingerichtet sind, daß drei oder vier Frauen wohl unter einem Dache, aber doch getrennt von einander wohnen können. Ich sahe auf manchen Häusern drei bis vier Schornsteine rauchen, die innere Einrichtung des Hauses, mit Rücksicht auf die Vielehe, bekundend.— Gram kann man in dem Angesicht einer jeden Frau lesen. Die Kinder, die ich gesehen habe, waren sehr verwahrlost, wie es bei den geringeren Klassen nicht anders der Fall sein kann. Unter den Mormonen herrscht eine wahre Tyrannei und ein Spionirsystem, das kaum in Japan übertroffen wird. Wird eine Frau „unruhig," und will sich nicht beschwichtigen lassen, so wird ihr oft in einer Weise der Mund gestopft, daß sie nie etwas mehr sagen kann. Dieser Mormonismus ist eine große Eiterbeule am amerikanischen Staatskörper; nur eine gründliche Operation kann da Abhülfe schaffen. Merkwürdig

ist es, daß diese Lüdriane noch die Worte an ihre Kaufläden schreiben: „Heiligkeit dem Herrn," oder „dem Herrn geheiligt." Mit frommen Phrasen suchen sie die moralische Fäulniß zu verbergen. Ob es bei dem Tod des alten Lübrian Brigham Young besser werden wird, ist sehr zu bezweifeln.

Die Indianer zwischen Carlin und Humboldt an der Pacific Eisenbahn scheinen sich recht oft einander zu besuchen. Zu diesem Zweck gebrauchen sie ganz ungenirt die Eisenbahn, ohne jedoch Zahlung zu leisten. Sie nehmen einfach die Platform des Rauch-, des Expreß- und des Postwagens mit Weib und Kind in Beschlag, wickeln sich in ihre Teppiche ein und sitzen in stoischer Gleichgültigkeit, bis sie nach dem Orte ihres Reiseziels gelangen. Ich sahe keinen dieser Indianer in eine Car eintreten, die freie Luft scheint ihnen am besten zu behagen. Die Reisenden nach und von Californien müssen diesen Steppensöhnen in der Form von „Bettelgeld" einen regelmäßigen Tribut entrichten. Diese „Abgaben" müssen aber die Frauen mit den Kindern eintreiben, ein Indianer ist dazu zu stolz und vornehm. Dutzende fauler Kerle sahen zu, wie ihre Frauen und Kinder von Wagen zu Wagen gingen und bettelten, das schien sie rein nichts anzugehen; wenn aber die arme Squaw dem Herrn nicht genug heimbringt, dann läßt er sich herab und schlägt sie, und das oft in grausamer Weise. Zum Aerger der zuschauenden Männer verzehren die Squaws oft die besten Leckerbissen, so geschwind sie ihnen von den gütigen Reisenden verabreicht werden. Ich sah eine solche indianische Dame im primitiven Habitus mit ihren Kindern auf der Platform des Stationshauses in Carlin Ueberreste von Fleisch, Kuchen, condensirter Milch 2c. mit großem Appetit verzehren, während das männliche Haupt nicht weit davon „vornehm" that, aber einen leeren Magen behielt. Wie der Bursche so ärgerlich drein sah, als die guten Bissen so rasch verschwanden, und er nur das Zusehen hatte. Die brave Alte ließ sich nicht beirren, das fehlende Messer und die fehlende Gabel ersetzten die braunen Finger, worüber gewiß die Pharisäer in große Gewissensangst gerathen wären, denn das viele Waschen ist ein Luxus, den die Indianer gut entbehren können. Und was die Alte Zähne hat, das bekunden die krachenden Knochen, die zwischen ihr Gebiß kamen; kein Wunder, schauen die umstehenden weißen Damen mit ihren falschen Zähnen im Munde so verblüfft drein. „Beißen" können freilich auch manche Zahnlose; aber zum Knochenmahlen muß man ein Indianergebiß haben.

Unter meinen Mitreisenden auf dem Rückweg befand sich auch Herr Samro Takaki, Seiner Majestät des Kaisers von Japan Consul in San Francisco, mit seiner Gattin. Ich wurde dem Herrn vorgestellt, und so hatte ich das Vergnügen, mich mit ihm und seiner Frau Gemahlin zu unterhalten. Ich drückte Herrn Takaki mein Erstaunen darüber aus, daß er seine Gattin in einer Weise behandele, wie es nach altjapanischem Recht nicht erlaubt sei. Sie läßt ihre Augenbraunen wachsen und hat den schwarzen Lack von ihren Zähnen entfernt. Sie aß Speisen, die der Buddhismus den Frauen streng untersagt, und dann genoß sie auch ihre Mahlzeiten mit ihrem Gatten nach amerikanischer Weise. Mrs. Takaki war nach der neuesten Mode gekleidet und hat sich mit großer Fertigkeit die gesellschaftlichen Umgangsformen der Amerikaner angewöhnt. Die Anwesenheit des Herrn Takaki selbst, in seiner Eigenschaft als japanischer Consul, bekundet den gewaltigen Umschwung in jenem merkwürdigen Lande. In eingehender Weise besprach ich diese Dinge mit ihm.

Vom 11. October 1872 datirt in Japan ein großer Fortschritt. Früher durften die Japaner den Namen des Mikado nicht aussprechen, weil er durch das Aussprechen gefährdet, durch das Nichtaussprechen aber und durch das Nichterscheinen des Mikado erst recht geweiht und geheiligt werde. Aber an jenem Tage erschien der Kaiser unter den gemeinen Menschenkindern. Er saß, umgeben von den Großwürdenträgern seines Hauses auf seinem Thron. Die vielen Röcke, unter deren Ballast sonst manche seiner Vorgänger fast erstickten, die prächtigen Staatskleider mit dem ganzen Zubehör in Gold und Silber, in Perlen und Edelsteine gestickten Wappen fehlten. — Die theuere asiatische Garderobe war in eine einfache, weißseidene Tunica, in einen weiten, gelbseidenen Mantel verwandelt. Saubere Gamaschen, mit goldenen Schnüren besetzt, bedeckten die Füße, ein kleiner, leichter Hut den Scheitel. An jenem Tag wurde die Eisenbahn, welche die Hauptstadt Yeddo mit dem Hafen von Yokohama verbindet, eingeweiht. Während der Papst Gregor XVI. (1830 bis 1846), der Vorfahr Pius IX., der scheinheilige Camaldulenser Mönch, dieser Feind der Bildung, unter seinem Pontificat den Bau von Eisenbahnen im Kirchenstaat streng verbot, gestattete der Kaiser von Japan denselben.

Der Kaiser ging in seinen Reformen immer weiter. Zum Entsetzen aller Altjapaner, erschien er öffentlich in abendländischer Tracht, das Beispiel wirkte, viele ahmten dasselbe nach. Man denke sich die Pein eines japanischen Schneiders, der bisher nur Chiramonien und Chauris mit seinen bezopften Gesellen gemacht, nun aber auf einmal genöthigt ist, Röcke und Westen, Hosen und Hemden anzufertigen. Der luth. Missionar Harpster erzählte mir, daß es in diesem Stück in Japan auch drollige Auftritte gebe. Bei seinem neulichen Besuch in Japan sah er manchen Japaner in abendländischer Kleidung, dem der eingeborene Schneider aber einen schlechten "fit" gemacht hatte. Die Rockschösse sind oft nicht gleicher Länge, mit den Beinkleidern ist es ebenso, Anderer Dinge nicht zu gedenken. Die armen Schneider wollen doch ihren Broderwerb nicht verlieren, und „abendländische Künstler" können sie auch nicht im Händeumdrehen werden. Die Armen werden noch manchmal seufzen über die Wankelmuth und Unbeständigkeit abendländischer Moden, da heißt es aufgepaßt, wenn man sich auf dem Laufenden halten will.

Mit der abendländischen Kleidung kam auch der Wegfall des „klassischen" japanischen Zopfes. Früher trug ein jeder japanischer Gentleman ein kurzes Schwert an der Seite. Zuerst gestattete der Kaiser einem Jeden, ohne das Schwert zu erscheinen, später wurde das Tragen desselben untersagt. Seitdem sind die Schwerter in Japan spottbillig. Missionar Harpster hatte zwei mitgebracht, um sie seinen Freunden zu zeigen. Seit 1872 hat der Kaiser die abendländische, die christliche Zeitrechnung eingeführt und hiermit wieder einen bedeutenden Schritt vorwärts gethan. Die egyptischen Zahlen sind gefallen. Es ist ein neuer japanischer Staatskalender eingeführt, aus dem, um das Volk nicht zum Müßiggang zu verleiten, viele heidnische Feste entfernt sind. Vor Allem aber sind die glücklichen und unglücklichen Tage, mit denen der heidnische Aberglaube die Völker des Alterthums „beglückte," entfernt. Dagegen ist der christliche Sonntag, der Lichttag genannt wird, als Ruhetag geblieben. Ich fragte Herrn Takaki, welches heidnische Religionssystem eigentlich bei ihnen die Oberhand habe. „Wir glauben nichts mehr," war die Antwort. Die alten heidnischen Religionen haben ihren Einfluß verloren, und zur Annahme des Christenthums können sich Viele noch nicht entschließen. In dieser Uebergangsperiode

verfallen Viele der Gleichgültigkeit und dem Unglauben. Die Bestrebungen der römischen Kirche, Japan für sich zu gewinnen, sind bekannt, die blutigsten Verfolgungen, brachen über Roms Sendlinge und Anhänger ein. Später fand das reine Evangelium eine Stätte, aber seine Anhänger keine Duldung. Die Missionare wirkten heimlich, öffentlich wurden sie verhöhnt, ausgewiesen, gesteäupt. Noch im Jahr 1870, also unter dem Regiment des duldsamen und intelligenten Mikado, wurden gegen 2000 Christen, aus Nangasako, der großen Hafenstadt auf der Insel Kiu-Siu, verbannt. Allermeist aber richtete sich der Zorn der Behörden und der Haß des Volkes gegen die Lehrer, die zu Dutzenden in grauenhaften Gefängnissen, unter der Hefe der Gemeinheit, ohne Kleidung, Reinigung und Nahrung förmlich vermoderten. Takaki ist der Ansicht, daß keine solche amtliche Verfolgung mehr vorkommen werde, wenn die gegenwärtige Regierung die Oberhand behalte; Volksaufläufe dürfte es aber noch geben. Die Bonzen und Altgläubigen sind am Wühlen.

Seit dem 24. October 1872, wo der amerikanische Gesandte dem Mikado an dessen 20. Geburtstage eine köstliche Bibel in japanischer Sprache überreichte, ist es in den obersten Regierungskreisen anders geworden, trotz der Einsprache der Bonzen. Schon am 21. Februar 1873 erschien ein ministerieller Erlaß, gezeichnet Tome-Tomi, in dem es hieß, daß die japanische Regierung den Wunsch habe, die Gefühle der befreundeten Mächte zu schonen, weßhalb keine weiteren Verfolgungen wegen Uebertritt zum Christenthum mehr vorgenommen werden sollen. Es sind daher, so heißt es wörtlich weiter, von heute an die Verordnungen, welche das Christenthum verboten, von den Tafeln, an welchen sie bisher angeschlagen gewesen, abzunehmen.

Erfreulich ist es, in Bezug auf diesen Punkt, daß die gebildeten Japaner den Unterschied zwischen dem evangelischen Glauben und dem römischen Aberglauben einsehen, und selbst die gewöhnlichen Leute immer mehr darüber ins Klare kommen. Dem evangelischen Glauben gibt man in den besseren Kreisen entschieden den Vorzug. Die politischen Umtriebe der früheren kath. Missionare sind noch nicht vergessen, und Deutschlands, Italiens und anderer Länder Kämpfe mit der römischen Curie machen die Regierung vorsichtig. Der Einfluß der Ver. Staaten fällt auch hier schwer in die Wagschale. Unser Regierungseinfluß, sowie die Gesinnung des Volkes im Ganzen betrachtet, ist, wie die Ueberreichung der Bibel beweist, protestantisch. Die entschiedene antikatholische Gesinnung des überwiegenden Theils unserer Bevölkerung, Roms Agitation gegen die öffentlichen Schulen, die Japan zu pflegen sucht, und andere Uebergriffe Roms geben dem evangelischen Christenthum entschiedene Vortheile in seinen missionellen Bestrebungen. „Wir blicken zu den Ver. Staaten empor, wie ein Mündel zu seinem Vormund. Auf Schritt und Tritt brauchen wir ihren Rath und ihre Freundschaft," sagte Takaki. Zu keinem andern Lande hat Japan mehr Zutrauen, als zu den Ver. Staaten; Japan glaubt, daß wir es in allen Stücken mit ihm wohl meinen.

Oben habe ich schon angedeutet, daß Herr Takaki und seine Gemahlin Nahrungsmittel genossen haben, die durch die alten heimischen Speisegesetze verboten sind. Diese Ernährungsfrage bildet einen wichtigen Punkt. Jedermann weiß, was dem Asiaten der Reis ist, wie hoch sie ihn halten. Lassen sich ja Millionen eine Handvoll Reis mit ins Grab geben. Der Reis ist des Chinesen, des Japaners, des Indiers bestes Labsal. Der Mikado meint aber, daß der Reis schlechter nähre als Brod und Fleisch, weßhalb die Abendländer größer, schöner, kräftiger, klüger wären als die Asiaten, daher herbei mit abendländischer Kost. Französische Küche folgt der französischen Mode.

Von dem wißbegierigen Mikado erzählt man sich Dinge, die uns lebhaft an den alten Fritz von Preußen und Peter den Großen von Rußland erinnern. Er tritt oft aus seiner Residenz hervor und besucht verschiedene Häfen, verkehrt da mit den Schiffscapitains und den Steuerleuten, sieht sich die Kauffahrer und die Kriegsschiffe, die Maschinen, Instrumente und Geschütze an. Abends macht der Kaiser meist ohne alle Begleitung im strengsten Incognito aus seiner Residenz einen Gang nach Yeddo. Hier bewegt er sich, stets Auge und Ohr offen in den lebhaftesten Straßen, in den einsamsten Gassen, besucht die öffentlichen Vergnügungsplätze, um Dinge zu sehen und zu hören, von denen seine Vorgänger, seine Umgebung, keine Ahnung haben. Der Kaiser ist Allem nach ein strebsamer, wackerer Mann, ein sorgsamer, kenntnißreicher Monarch, der die Zeichen der Zeit versteht und die Wohlfahrt seines Volkes will.

Es dürfte kaum sonderlich schwierig sein, die Frauen in die ihnen vom Christenthum angewiesene Stellung einzuführen. Der Kaiser hat selbst damit den Anfang gemacht, indem er die Kaiserin den abendländischen Gesandten vorgestellt hat. Sie hat auch ihre Augenbraunen wachsen lassen und den schwarzen Lack von ihren Zähnen entfernt. Mädchen sowohl als Knaben werden ausgebildet und höhere Töchterschulen sind gegründet worden. Von den 123 japanischen Herrschern waren neun Frauen. Das Exempel der Frauen der Missionare wirkt sehr heilsam in dieser Richtung. Bald werden auch die Japanesinnen „getändelt" werden. Herr Takaki bekundete große Gewandtheit in diesem, er schenkte seiner Gattin große Aufmerksamkeit, die Dame sah aber oft etwas scheu um sich und schien nicht recht im Klaren zu sein, ob die Galanterien ihres gefälligen Gatten auch in „Ordnung" seien,—Takaki schien weniger Scrupel zu haben. Ich fragte ihn auch, wie es komme, daß China sich minder geneigt zeige, vom Abendland zu lernen? Darauf antwortete er, Japan sei im Vergleich mit China wie ein Kieselstein im Vergleich mit einem großen Felsen, ein Kieselstein sei leichter umzuwenden als ein großer Felsen; China werde noch kommen, davon sei er überzeugt, es werde aber nur langsam seine alten Gewohnheiten und Sitten aufgeben. Auf der ganzen Reise machten Herr Takaki und seine Gattin auf alle Reisenden den Eindruck gründlich gebildeter Leute, von Allen wurden sie hochgeschätzt, und die Stunden, die ich in ihrer Gesellschaft zubrachte, gehören zu den angenehmsten meiner Reise. Der Schluß meiner Reise war sehr prosaisch, so daß ich meine Skizzen mit diesem Bericht zum Schluß bringe.

Wer hat das Schwerste?

Von J. Jauch.

Sokrates sagte einmal: „Wenn alle Trübsale und Beschwerden der Menschheit auf einen Haufen zusammen geworfen und als Gemeingut hernach wieder gleichmäßig ausgetheilt würden, so vertauschten bestimmt Diejenigen, die sich als die Geplagtesten betrachtet hatten, ihr nunmehriges Geschick gern wieder mit ihrer vorigen Lage und würden sich hernach glücklich dabei schätzen." Horaz, ein anderer Gelehrter, sagt in Uebereinstimmung damit, daß das Kreuz und Unglück Anderer, falls wir auch nur für kurze Zeit mit ihnen tauschen könnten, für uns viel unerträglicher sein würde, als unser eigenes.

Eine vor Andern vielgeprüfte Dame sagte einmal, der alte Jakob habe ihr das Wort aus dem Mund genommen, als er wehklagte: „Es geht Alles über mich," und ob ihr am Ende nicht noch eine Portion mehr eingeschenkt sei, als selbst dem alten Patriarchen, das sei noch eine Frage. Warum gerade über ihrem Haus alle Wetter zusammentreffen müßten, das könne sie durchaus nicht verstehen. Kaum sei ein Sturm vorüber, so müsse schon wieder ein anderer hereinbrechen. Und warum mußte der Prediger gerade zu der Zeit, als sie sich in einem nervösen, schwächlichen Zustand befand, über die Worte predigen: „Fluchet der Stadt Meros, sprach der Engel des Herrn, und fluchet ihren Bürgern," 2c. da sie doch viel eher hätte getröstet werden sollen mit einem Sprüchlein vom Himmel. Und warum schwächlich und nervös? Ja, das mußte sie auch noch erzählen. Vor etlichen Jahren sei ihr das einzige Kind, ein allerliebstes Söhnchen, durch den Tod entrissen worden. Warum mußte auch das noch geschehen und ihr einziges Kind genommen werden, während ihrem Herrn Nachbar G—. drüben alle sechs Kinder verschont geblieben seien. Ja, wer könne da noch an eine Vorsehung Gottes glauben, die das Alles so zulassen könne? Seither sei sie durch vielen Kummer so ganz herab gekommen, daß sie jetzt gar nichts mehr aushalten könne. Solcherlei Auslassungen sind wahrlich nichts Seltenes auf Erden, wobei die Bedauernswürdigen wegen erlittener Trübsale den lieben Gott gern schulmeistern möchten. Aber ihr Lieben! haltet ein mit euren Klagen. Legt die Hand auf den Mund. Laßt euer Gewissen reden und hört, ob euch dasselbe nicht etwa sagt: Ihr habt wohl hundert Mal härtere Schläge verdient.

Ja, wenn der liebe Gott sich von den Staubgebornen müßte zur Rechenschaft ziehen lassen, so käme er gewiß fast alle Mal zu kurz. Denn wie Wenige sind geneigt, ihm immer Recht zu geben, wenn er's für gut befindet, ein Kreuz zu senden, wie gut er es auch mit ihnen meinen mag. Noch immer hat es, wie zu Hiob's Zeiten, neben dem geduldigen Mann auch eine böswillige Ehehälfte gegeben, die da redete, wie die närrischen Weiber reden. Und ist es nicht merkwürdig, daß Gott gerade bei Denjenigen in die Schuld fällt und in Mißcredit kommt, die ihn kaum jemals im Leben eines ernsten Gedankens, geschweige denn eines Gebetes würdigen?

Wie Wenige sind ihrer, die es mit jenem christlichen Matrosen halten, der, nachdem er in der Seeschlacht nahe bei Trafalgar ein Bein verloren hatte, sich einmal folgendermaßen ausdrückte: „Ich kann fast immer den Thermometerstand des Glaubens bei den verschiedenen Leuten erkennen aus der Art und Weise, wie sie mein Mißgeschick beurtheilen. Neun aus Zehn werden stets sagen: „Welch ein Unglück, daß Sie Ihr Bein verloren haben." Nur der Zehnte sagt vielleicht: „Welch ein Glück, daß Ihnen das Andere verschont blieb." Wenn Gott aus wohlbedachtem Rath uns ein geliebtes Kind durch den Tod entreißt, wäre es nicht hundert Mal besser, anstatt zu murren, vielmehr Gott zu danken, daß er uns die übrigen noch gelassen. Oder, wenn es ja wirklich das Einzige gewesen sein sollte, daß der himmlische Gärtner dasselbe an jenen viel besseren Ort verpflanzt hat. Hiob sagte beim schmerzlichen Verlust alles Dessen, das ihm lieb und theuer war: „Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen. Der Name des Herrn sei gelobet!"

Aber da fängst du nun gleich wieder von vorn an und sagst: Warum muß ich denn so viel leiden? Ja frage den Schmelzer, der vor dem Schmelztigel sitzt und das Gold und Silber läutert. Mal. 3, 3. Warum? „Ei," wird er dir wohl antworten. „Du Thor! Was würde denn wohl die ungereinigte Masse von rohem Quarz, da und dort mit einem Quentchen köstlichen Silbers oder Goldes untermengt, nutzen? Welch einen Werth hätte es wohl für dich? Ist auch je ein Stückchen dieses werthvollen Metalls ohne diesen vorherigen zwar herben Prozeß auf den Markt gekommen, oder zu gangbaren Geldmünzen geprägt und umgesetzt worden?" Hören wir nun für einen Augenblick dem originellen Alban Stolz in seiner Abhandlung unseres Gegenstandes zu:

„Das Spital ist die Erde, wir Menschen sind krank an der Seele, Gott ist der Arzt; die verschiedenen Schicksale sind die Mixturen, und du mit deiner Unzufriedenheit im Leiden bist der spitzfindige Kranke mit dem dummen Geschwätz. Oder aber du brummst aus einem andern Register, und der Teufel tritt den Blasebalg dazu. Du sagst: Was mir Gott schickt, das wollte ich noch gern annehmen, aber was schlechte Menschen mir Unbilden anthun, das wurmt mich am ärgsten, und ich kann es nicht hinunterschlucken, geschweige denn verdauen. Da fährt mir der Berechner über die Wiese, die Schulkinder werfen mir Obst von den Bäumen und vertreten mir dabei noch das Korn; die Vorgesetzten haben mich zu hoch in der Steuer angelegt, weil sie mich nicht leiden können, meine eigenen Schwäger schimpfen und lästern über mich, seit sie den Prozeß verloren haben, und mein ältester Sohn—aber halt, es ist genug, sonst kämest du an kein End' mit deinen Klagen. Wir wollen von etwas Anderem anfangen.

Sag mir einmal, ob du schon Blutigel gesehen hast. Vielleicht hast du schon eine Hals- oder Brustentzündung gehabt, und man hat dir an deinen eigenen Leib solche lebendigen Quasten angehängt. Sie beißen und saugen Einem das Blut aus und meinen es dabei gar nicht gut mit dir; denn sie meinen eben gar nichts, sondern lassen sich dein Blut schmecken; ob es dir wohl bekomme, oder nicht, das gilt ihnen vollkommen gleich. Der Doctor aber hat in guter Absicht den schwarzen Wurm an dich gesetzt, damit du befreit werdest von deinem bösen, ungesunden Geblüt. Wenn es dann genug ist, so nimmt er den Blutigel wieder hinweg, mag er genug gesaugt haben, oder nicht. Wenn aber immer noch viel schlechtes Blut in dir steckt, so setzt er den anderen Tag wieder andere Blutigel an und läßt sie saugen, so lange er es für gut findet. Wenn du ein wenig Verstand hast, so rathe jetzt selbst, wer der Arzt ist, welcher Blutigel setzt und wegnimmt zur rechten Zeit und es all-

weg gut meint dabei. Die Blutigel, welche saugen und es dabei nicht gut meinen, die aber doch nützen müssen wider Wissen und Willen, das sind die Leute, welche dich plagen und dir Verdruß und Unrecht anthun. Und daß deine Seele keine böse Ader an sich habe und kein schlimmes Geblüt, das wirst du auch nicht gerade beweisen können. — Jedoch beißen dich die Blutigel manchmal gar zu arg, und lauft viel Blut nach, wo sie angebissen haben. Für diesen Fall weiß ich dir ein Rezept zu einem Pflästerlein auf die Wunde. Dieses Rezept hat zweierlei Tugenden: Erstlich kostet es dich keine 15 Kreuzer wie beim Doctor, zweitens bekommt es einem Jeden unfehlbar gut, der es recht nach der Verordnung gebraucht. Das Rezept steht im Evangelium Matthäus 5. Capitel, 44. und 45. Vers. Wenn du keine heilige Schrift im Hause hast, so borge eine, schlage das Capitel und die Stelle auf und schreibe das Rezept ab. So oft nun die Blutigel dir stark zusetzen und du meinst, jetzt sei es gar nicht mehr zum Aushalten, so suche das Rezept, lies es mit Verstand und gebrauche dann alle Species, wie sie darin stehen. Wer es allemal genau nach der Verordnung im Rezept macht, der freut sich im Tod über die Blutigel und das Pflästerlein mit einander; und es wäre ihm gar nicht recht, wenn ihm von Gott keine Blutigel gesetzt worden wären. Mach nur einmal die Probe, und du wirst sehen, daß es so ist."

Soweit Alban Stolz. Und wer wollte sagen, daß er nicht recht habe? Wenn aber Jemand immer noch steif behaupten will, er sei der Geplagteste auf der Welt, dem diene als Illustration Dessen, was zu Anfang dieses Artikels steht, noch folgendes Stückchen:

Während ein gewisser heidnischer Schreiber über diese Dinge nachdachte, trat ihm plötzlich ein allegorisches Bild, einem Traume gleich, vor das Gemüth, das er zu Nutz und Frommen der übrigen Menschheit niederschrieb:

„Mich däuchte," sagte er, „ich hörte den Jupiter auf seinem Strahlenthrone herabfahren, eine Proclamation an die Menschheit erlassend, daß Alle auf einem bestimmten Tag ihre verschiedenen Trübsale auf einem Haufen zusammentragen sollten, um sie mit anderen zu vertauschen. Da gab's nun aber ein Rennen und Laufen dem Orte zu, wo sie ihre Lasten loswerden sollten, und bald war der Haufen zu einem thurmhohen Berg heran gewachsen, indem der Eine dies, der Andere jenes Kreuz auf denselben warf. Welche Auftritte und Erscheinungen gab's da. Der Eine brachte z. B. seine Armuth als drückendstes Kreuz herbei, ein Anderer seine runzelige Stirn, ein Dritter seine von Branntwein geröthete Nase, ein Vierter seinen Stelzfuß u. s. w. Die meisten Trübsale, welche die Menschen herbei trugen, bestanden aus körperlichen Gebrechen. Hin und wieder sah man auch einen Mann seine Gattin als größtes Hauskreuz mühsam und keuchend herbeischleppen, so auch eine Frau ihren Mann, der ihr durch seine Trunkenheit zeitlebens schon unsäglichen Kummer und Herzeleid bereitet hatte. Als endlich ein Jeder sich seiner Bürde entledigt hatte, da hörte man überall laute Erholungsseufzer ertönen. Nun aber sollte es an dem in Aussicht gestellten Tausch kommen. Da brach das Elend erst an allen Enden los. Da bekam z. E. Derjenige, der eine Armuth auf den Haufen geworfen hatte, statt derselben den von einem Anderen hingeworfenen Rheumatismus, also daß er vor Schmerzen in den Gliedern es kaum aushalten konnte. Für eine runzelige Stirn bekam Einer einen furchtbaren Quälgeist von einer Frau ins Haus. Eine Dame, die gar zu gern rothe Wangen gehabt hätte und in dieser Erwartung ihre Bläße hergebracht hatte, bekam dafür des Trunkenboldes rothe Nase; der Trunkenbold hingegen mußte jetzt eines anderen Mannes Krücken tragen. Solcherlei Austausche gab's bei der Vertheilung, wobei die Meisten die Hände über dem Kopf zusammenschlugen, wenn sie anders noch solche hatten, und alle stimmten ein Zetergeschrei an, daß es zum Himmel emporschallte. Alle schrieen um Wiederherstellung ihres vorigen Zustandes, und nachdem ihnen das gewährt war, meinten sie vor lauter Freude, sie hätten jetzt gar kein Kreuz mehr."

Eine Hochzeit unter den Schweizer-Mennoniten.

Von R.

Längst schon, ehe die Einwanderung der Mennoniten aus Rußland begann, waren hin und her in unserem Lande viele Mennoniten zerstreut, die in den Hauptpunkten ihrer Lehre, Wehrlosigkeit, Taufe und Verweigerung des Eides, alle mit einander übereinstimmen; sonst aber in unwesentlichen Dingen in eine ganze Anzahl besonderer Gemeinschaften getheilt sind.

Unter denselben befinden sich auch mehrere Gemeinden Schweizer, die theilweise schon vor fünfzig Jahren eingewandert sind. In Ohio und Indiana haben sie ihre Hauptgemeinden, finden sich aber in geringerer Zahl auch an anderen Orten im Westen. Die Leute kamen arm in dieses Land, durch Fleiß und Sparsamkeit hat sich aber die Mehrzahl so aufgeschwungen, daß ihre Ansiedelungen jetzt Muster von Wohlstand sind. Wer dieses eigenthümliche Volk nie kennen lernte, kann sich kaum eine Vorstellung machen von ihren Sitten, Gebräuchen, Kleidung u. s. w. In den letzten Jahren hat freilich ihre frühere Abgeschlossenheit manchen Riß bekommen, und die „Welt" ist mehr zu ihnen eingedrungen, als es früher der Fall war; jedoch findet man immer noch besondere und eigenthümliche Sitten und Gebräuche.

Streng abgeschlossen von der übrigen Welt, waren sie früher eine Welt im Kleinen für sich. Ueber die Grenzen, die sie sich gesteckt, gerieth selten Jemand hinaus, und so bildeten sie früher und zum Theil heute einen kleinen Staat im Staate.— In den Schranken ihres Gemeinwesens war Alles nach eigener Ordnung regulirt. Die Vorsteher der Gemeinde sind die höchste Autorität, und in ihren Händen liegt Gesetzgebung und Ausführung desselbigen. Nach gewissen bestehenden und von Zeit zu Zeit revidirten Gesetzen richtet sich Alles im ganzen Gemeindeverband. Die Kleidung wird aufs Genaueste vorgeschrieben, wie sie getragen werden soll, Schnitt und Farbe sind Gegenstände von größter Wichtigkeit und öfters ausdrücklicher Gebote. Althergebrachte Gebräuche werden beobachtet und eingeschärft, und nur ungern wird Neuerungen in der Gemeinde Eingang erlaubt. Eigenthümlich und interessant werden unter diesen guten Leuten auch Ehen geschlossen und Hochzeit gefeiert. Auch in dieser Beziehung sind in den letzten Jahren bedenkliche Aenderungen eingeführt worden; jedoch bleibt noch genug von der guten alten Sitte, um der Sache den besonderen Charakter zu verleihen.

Eine Hochzeit, wie sie sonst unter diesen Leuten gebräuchlich

war, bildete ein Ereigniß, das für lange Zeit Tagesgespräch und brennende Frage war. Selbstverständlich müssen auch dort, wie unter allen Adamskindern, zwei Personen sein, ehe es zu einem solchen Ereigniß kommen kann, die zu dem Entschluß gelangen, daß sie mit einander Freude und Leid theilen wollen, bis der Tod sie trennt. Anstatt aber, wie es sonst gebräuchlich, daß ein junger Mann, der mit Heirathsgedanken umgeht, sich umsieht, bis er die geeignete Person findet, die willig ist, mit ihm fortan zu leben, war es unter den lieben Leuten Sitte und Gesetz, daß diese Sache durch Vermittelung einer dritten Person abgemacht wurde. Der junge Mann, der zu dem Entschluß kam, den wichtigen Schritt zu wagen, ging zum Diakon oder Almosenpfleger der Gemeinde und offenbarte demselben sein Verlangen, mit der Bitte, hinzugehen zu der und der Jungfrau und dieselbe für ihn zu fragen, ob sie geneigt fühle, ihr Schicksal mit dem seinigen zu verbinden, so wie auch die Einwilligung ihrer Eltern zu erlangen, falls die Tochter günstige Antwort gab. Der Diakon, nach dem Vorbilde Eliesers, der für seines Herrn Sohn um ein Weib zu werben ausgesandt wurde, ging dann hin und entledigte sich seines Auftrages. Auffallend zwar war es, daß die Jungfrau selten viel überrascht schien und sehr oft zum Voraus wußte, was der „Stecklimann" (so genannt wahrscheinlich, weil er mit einem Stock zu Fuß gegangen kam) bei ihr auszurichten hatte. Auch mag es sonderbar erscheinen, daß zufälliger Weise beinahe immer eine solche Anfrage gemacht wurde zu einer Zeit, wo die Eltern der Braut in keine Verlegenheit gesetzt wurden, Vorbereitungen zu treffen auf das Hochzeitmahl. Das Oechslein, das vielleicht schon Monate gemästet wurde, wußte freilich nichts davon, daß bis zu der oder der Zeit der „Stecklimann" komme, und daß in Folge davon es ihm ans Leben gehen werde. Man möchte aber doch fast auf den Verdacht kommen, daß im Allgemeinen Zeit und Stunde nicht so ganz ungewiß war, wie man glauben sollte bei dieser Werbung durch dritte Hand. Eigentlich ist in den letzten Jahren auch diese Sitte in Mißkredit gekommen, und selbst streng Orthodoxe beobachten dieselbe nicht mehr. Dagegen ist es jetzt noch Meder und Perser Gesetz, daß jeder Candidat für den Ehestand, wenn die ersehnte Zeit herbei kommt, und die Auserkorene sowie ihre Eltern ihr Jawort gegeben haben, den Diakon der Gemeinde in Kenntniß davon setzt. Den darauf folgenden Sonntag nach beendigtem Gottesdienst fängt dann diese Person an kraft ihres Amtes nach üblichem Husten und Räuspern, der lauschenden Gemeinde das Vorhaben der zwei Personen bekannt zu machen. Der Name des Bräutigams wird genannt, sowie auch die Namen seiner Eltern, damit ja kein Irrthum vorfalle und Jedermann wisse, wer es sei, der in den Ehestand zu treten gedenkt. Ebenso wird die Auserwählte und ihre Eltern umständlich bezeichnet, und schließlich Meldung gethan, daß die zwei Personen gesonnen sind, ehelich zu werden, wofern kein Hinderniß angezeigt werde. Eine solche Verkündigung ist jedes Mal ein Ereigniß und wird oft Monate lang erwartet.

Beiläufig sei hier bemerkt, daß es gänzlich gegen allen guten Ton verstoßen würde, wenn die Verlobten persönlich zugegen wären bei ihrer Verkündigung. Ist die Verkündigung einmal vom Stapel gelassen, so bildet dies doch nur den Anfang von den vielen nothwendigen Dingen, die nun folgen müssen bei einer Hochzeit im guten alten Styl, wie sie früher und jetzt noch zuweilen gebräuchlich. Der erste Schritt, der gewöhnlich folgt, ist, daß Eltern und zuweilen auch andere nahe Verwandte des Bräutigams nach beendigtem Gottesdienst im elterlichen Hause der Braut sich einfinden. Hier wird nun der Sonntag Nachmittag damit zugebracht, daß die beiderseitigen Eltern und sonstige Rathgeber aus der nächsten Verwandtschaft alle nöthigen Pläne machen und Berathungen pflegen, die Hochzeitsfeier betreffend. Hier wird nun auch beschlossen, ob und wer außer der Verwandtschaft geladen werde, wer die Ehrenstellen als Köchinnen, Aufwärter u. s. w. haben soll und dergleichen mehr.

Am Montag oder Dienstag darauf lächelt das rosige Glück schon, nicht allein den Verlobten, die an diesem Tage jetzt öffentlich als Braut und Bräutigam erscheinen; sondern den Kaufleuten des nächsten Countysitzes, die heute eine nicht geringe Ernte zu erwarten haben. Früh Morgens geht es fröhlich nach der Stadt, um die nothwendigen Einkäufe zu besorgen auf das künftige Hochzeitfest. Da wird nun besehen, verglichen, geprüft und geschätzt, gehandelt, gemarktet und gekauft, bis der ganze Vorrath von nöthigen Dingen angeschafft ist.

Als früher noch streng die alte Sitte durchweg beobachtet wurde, galt auch in Bezug auf die Kleidung des Bräutigams und der Braut an ihrem Ehrentage ein gewisses, zwar ungeschriebenes Gesetz, dessen Uebertretung Niemand wagen durfte, ohne dadurch Mißtrauen oder sogar Zurechtweisung sich zuzuziehen. Mochte die Welt ihre vornehmen Vermählungen feiern, wie sie wollte, der Mode derselben wurde nicht gefolgt. — Von weißem, seidenem Kleide, von weißem Schleier, von Perlen und Gold wissen hier Braut und Bräutigam nichts. Und doch, wie schon bemerkt, eine gewisse Mode wird wenigstens theilweise jetzt noch beobachtet, und wurde früher rücksichtslos durchgeführt bei Allen, die orthodox und den Traditionen der Gemeinde treu waren oder sein wollten. Feine Stoffe durften den Anzug des Bräutigams liefern, aber der Schnitt desselben durfte ja nicht nach der Welt Mode sein. Ein ganz besonders wichtiger Theil seiner Kleidung war der Rock. Was auch sonst für Freiheit gestattet wurde in Bezug auf diesen Punkt, wurde erwartet, daß Jeder sich ins Unvermeidliche füge und seinen Rock nach traditionellem Muster trage. Da der Schreiber kein Kleiderkünstler ist, so vermag er kaum eine genaue Beschreibung von diesem Stück hochzeitlichen Kleides zu geben. Drei Dinge gehörten aber dazu, die nicht fehlen durften: Der Kragen des Rockes mußte steif aufrecht stehen; anstatt der Knöpfe mußte der Rock mit „Haften" versehen sein, oder wie man es im üblichen Schweizerdeutsch nennt, mit „Häftli," und der Schnitt des Rockes mußte nach Quäkermanier vorn abgerundet und hinten in eine vorschriftsgemäße Spitze auslaufen. — Auch an der Weste durften die geächteten Knöpfe nicht angebracht werden, war ja doch einmal eine Zeit, wo Knöpfe im alten Vaterland unbekannt waren, und nur als Eindringlinge und weltförmige Neuerung hatten sie die ehrbaren „Haften" verdrängt.

Den Anzug der Braut zu beschreiben ist vollends eine schwierige Aufgabe, welcher sich der Schreiber nicht gewachsen fühlt. Doch sei bemerkt, daß unter den mannigfaltigen Dingen, deren Einkauf besorgt werden mußte, um die Braut auszustaffiren, ihre Kopfbedeckung sorgfältig ausgewählt werden mußte. — Diese besteht aus einer niedlichen Haube oder Käpplein vom feinsten, glänzendsten Taft oder Seidenstoff, mit einer Schleife von breitem Seidenband hinten, und breiten seidenen Bändern unter dem Kinn befestigt. Diese Haube bildet nicht nur die Kopfbedeckung der Braut, sondern ebenfalls aller erwachsenen weiblichen Glieder der Gemeinde. Nebst der Haube gehört zum Hochzeitsputz ein schweres und feines seidenes Halstuch, das oft eigens für solche Zwecke von Europa importirt und Jahre lang

für diese festliche Gelegenheit aufbewahrt wird. Das Kleid der Braut ist gewöhnlich von feinem schwarzem Stoff, jedoch nach längst veraltetem Muster und ohne Roffels oder Verzierungen irgend welcher Art.

Nachdem nun Alles angeschafft ist, werden die Vorbereitungen zur Hochzeit erst recht ernstlich betrieben. Die Feier und das übliche Mahl finden gewöhnlich die zweite Woche nach der Verkündigung statt, und zwar allgemein auf Donnerstag der zweiten Woche.

Ehe der wichtige Tag erscheint, ist aber noch viel zu thun und vorzubereiten. Der geplagte Bräutigam muß zuvor von Haus zu Haus überall, so weit es beschlossen ist, die Leute einzuladen. An jedem Ort sagt er auf die herzlichste Weise, daß bis den und den Tag die Hochzeitfeier stattfinden soll, und daß hiemit sie (nemlich die Bewohner dieses Hauses) als werthe Vettern und Basen oder Nachbaren, je nachdem ihr Verhältniß sein mag, freundlichst eingeladen seien, mit ihrer Gegenwart das Brautpaar zu erfreuen.

Aus Verwandtschafts- oder anderen Rücksichten werden aber auch manchmal die freundlichsten Einladungen ertheilt, während dem vielleicht Niemand beleidigt fühlte, wenn die Einladung gar nicht beachtet würde. Es geht eben auch, wie in der großen Welt; man spricht nicht immer gerade so, wie die Gesinnung im Herzen eigentlich ist.

Mit den letzten Tagen vor der Feier ist an dem Ort, wo dieselbe stattfinden soll, ein überaus rühriges Leben eingekehrt.— Da wird gebacken und gekocht, geschlachtet und gebraten, daß es eine Lust ist. Einige ältere und in solchen Geheimnissen erfahrene Schwestern führen jetzt unumschränktes und gebieterisches Commando. Die verschiedenen Abtheilungen des Küchenregimentes haben sie unter sich getheilt, und jede derselben besorgt ihr eigenes Fach und beschäftigt in demselben eine Anzahl dienstbare Geister, die ihre Befehle ausführen. Eine in dieser Kunst erfahrene Matrone besorgt das Brodbacken; eine andere die Kuchen; eine dritte überwacht die nöthige Herbeischaffung des Tafelgeschirrs, wozu nicht nur das eigens dazu Gekaufte erfordert wird, sondern auch alle Nachbaren ihr Contingent leihen müssen. Alle diese Departementhäupter haben ihre Gehülfinnen, und mit der Sicherheit eines Uhrwerks wird die Arbeit beseitigt und werden alle Vorkehrungen getroffen, damit an dem verhängnißvollen Tage Alles in Ordnung sei.

Wenn endlich der Morgen des Hochzeittages erscheint, kommt auch der interessanteste Theil sowohl als der wichtigste für alle Betheiligten in der ganzen Affaire. Früh Morgens schon kommen von allen Richtungen die Festgäste fröhlich und guten Muths daher. Am Orte angelangt, versammeln sich dieselben hie und da in Gruppen, in welchen Witterung, Marktpreis, Politik, Tagesneuigkeiten und alles nur Denkbare verhandelt wird. Junge Burschen stehen oder sitzen beisammen und beschäftigen sich mit wichtigen Fragen, die jetzt noch unentschieden, vielleicht aber vor Abend erledigt werden. Junge Mädchen bilden eigene Gruppen, die schon von frühe an suchen, wie weit sie es bringen können in der Kunst, sich sehen zu lassen, ohne Verdacht zu erregen, daß sie absichtlich Aufmerksamkeit auf sich ziehen wollten. Vom Brautpaar sieht man jetzt noch nichts.

Das gesammte Predigerpersonal der Gemeinde, das vom Bischof bis zum Diakon herab vielleicht ein halbes Dutzend oder mehr zählt, findet sich nun ein und wird in ein eigenes Zimmer gewiesen. Dorthin vor die versammelte Klerisei der Gemeinde wird jetzt durch den Diakon das Brautpaar vorgeladen. Hier wird nun noch einmal gefragt, ob sie noch immer entschlossen, wie bereits verkündigt worden, in den Stand der Ehe zu treten, und wenn so, ob ihnen kein Hinderniß bewußt sei. Nach befriedigtem Examen beginnt nun erst die eigentliche Feierlichkeit. In einzelnen Fällen wird der Gottesdienst, der vor der Copulation stattfindet, in der Kirche abgehalten, wenn dieselbe nicht zu weit entfernt ist; gewöhnlich aber wird bei warmer Witterung und Jahreszeit die Dreschflur der großen Scheune sauber gekehrt und mit provisorischen Sitzen versehen zur Abhaltung des Gottesdienstes und der Ceremonien nach demselbigen. Hier wird jetzt ein förmlicher und früher oft sehr langer Gottesdienst abgehalten. Ein Abschnitt der Schrift wird vorgelesen; die darauf folgende Predigt nimmt natürlich Rücksicht auf den Zweck der Versammlung, und werden daher die Pflichten und die Verantwortlichkeit des Ehestandes gehörig betont. Gewisse stereotype und dahin passende Exempel werden dabei sehr gern benützt; als da sind Elieſers Werbung um Rebecca; Rebeccas Entschluß, daß sie mit dem Manne ziehen will, um Isaaks Gattin zu werden. Besonders beliebt war diese Geschichte früher, als der Diakon noch als Brautwerber ausgesandt wurde und dann am Hochzeitstage öffentlich Bericht abstattete von seinem Erfolg und damit die Ceremonien eröffnete. Heutzutage ist dieser Theil weggefallen, allein Elieſer, Isaak und Rebecca werden immer noch passend verwendet. — Selbst die Apokryphen liefern ihren Beitrag zur Hochzeitsrede. Die Geschichte vom jungen Tobias wird treulich verwerthet, obschon man nicht recht weiß, was mit dem bösen Asmodi anzufangen, der in Tobias Geschichte eine solche hervorragende Stelle beansprucht.

Uebrigens sind die Ermahnungen zweckmäßig, und die Vorgesetzten oder Diener der Gemeinde, wie sie sich nennen, nehmen die Sache sicherlich ernst, obwohl manchmal die Predigt ziemlich lang wird und des Brautpaares Geduld auf die Probe setzt.

Die Trauungsformel ist einfach im Vergleich zu den umständlichen vorhergehenden Ceremonien. Bräutigam und Braut stehen auf vor dem amtirenden Bischof und reichen sich auf sein Geheiß die Hände, worauf er sie als Mann und Weib erklärt.

Ist die Trauung einmal vollzogen und dieser Theil der Feierlichkeit zu Ende, so beginnt dann erst der charakteristische und eigenthümlich merkwürdige Theil einer echt Schweizer-mennonitischen Hochzeit.

Sogleich nach dem Schlußgesang begeben sich die sämmtlichen Gäste und Theilnehmer am Feste zum Hochzeitsmahl, das unterdessen fertig geworden und aufgetragen ist. Zuerst kommt eine kräftige Fleischsuppe, und zwar eine Suppe, die nicht blos aus Höflichkeit so genannt wird, in Wirklichkeit aber fast nur aus warmem Wasser besteht, eine ehrliche und derbe Suppe, die in großen Schüsseln in regelmäßigen Zwischenräumen auf den Tischen vertheilt wird, so daß Jedermann nach Belieben sich dazu helfen kann. Nachdem der erste Angriff auf die Suppe mit Erfolg ausgeführt worden ist, folgen die übrigen Gerichte, und zwar so mannigfaltig, daß sie nicht Alle hier angeführt werden können. Eine wahre Masse von Rind- und Schweinefleisch wird gekocht und gebraten aufgetragen, dazu natürlich auch das Gemüse, und damit auch den Forderungen des Durstes Jedermann Folge leisten könne, wird in mächtigen Kannen Thee und Kaffee gebracht und Alle aufgefordert zu trinken. Eine Zeit lang wird jetzt munter zugegriffen. Man ißt, trinkt und ist guter Dinge, als ob Essen und Trinken die höchsten Ideale geselligen Vergnügens seien.

An einem kleineren Tisch, aber ebenfalls im nemlichen Raum

mit den Gästen, hat das Brautpaar, die Prediger und allenfalls auch einige geachtete Personen der nächsten Verwandtschaft sich niedergelassen. Auch sie befolgen die nemliche Ordnung der Dinge, wie die Uebrigen, und ist in keiner Hinsicht ein Unterschied bemerkbar, außer in dem einen Stück, daß ihre Tafel mit feinerem und hübscherem Besteck versehen ist.

Nach dem Essen nun beginnt der Vorsinger das uralte Hochzeitslied, mit welchem der Freude und Lust des Tages zuerst Ausdruck verliehen wird. Wer der Dichter dieses Liedes ist, weiß wahrscheinlich Niemand, auch hat dasselbe durchaus keinen dichterischen Werth; allein seit Menschengedenken wird es von diesen Leuten gesungen bei jeder Hochzeit, und zwar immer als Anfang der vielen Lieder und Gesänge, die jedesmal gesungen werden, wenn die Hochzeit nur halbwegs nach guter alter Sitte gefeiert wird. Besagtes Hochzeitslied wird kaum in irgend einer Liedersammlung gefunden, die heute gebräuchlich ist. Vor dem Schreiber liegt aber ein altes Exemplar der Psalmen Davids nach Dr. Ambrosius Bearbeitung, gedruckt in Bern im Jahre 1762, und in einem Anhang zu demselbigen findet sich das ehrwürdige alte Hochzeitslied mit Melodie. — Die Worte:

„Gnad', Fried' und reichen Segen
Willst, Herr! in dieser Stund',
Als der Ehstifter, legen
Auf Die, so in den Bund
Der Eh' vor dir nun treten!
Wie sie und wir dich beten
Von ganzem Herzensgrund!"

bilden den ersten Vers desselben.

Nachdem dieses Lied zu Ende gesungen ist, folgen darauf je nach dem Geschmack des Vorsingers, Psalmen und Lieder in buntem Durcheinander. Davids Bußpsalmen werden eben so wohl gesungen, als wenn ihr Charakter eigens für solche Zwecke passend wäre. Die älteren Leute halten nemlich sehr viel auf die Lobwasser'schen Psalmen, und diese Version derselben ist es allein, die gebraucht wird, obwohl sie längst aus Druck sind und nur mit Mühe und Kosten in der Schweiz als Antiquitäten aufgesucht und nach diesem Lande gebracht werden.

Das muß man den lieben Leuten lassen: Singen können sie, und obschon jetzt bei der Hochzeitsfeier keine Rücksicht genommen wird auf den Text der Gesänge, sondern Alles auf einander oder unter einander kommt, wie mans eben findet im Buch, so ist doch der Gesang insgemein der anziehendste Theil der Feierlichkeit.

Ist einmal Alles so ziemlich im Geleise und vergnügt und guter Dinge, so wird jetzt Cider oder auch Bier hereingebracht von den „Wirthen" (so heißen die Männer, welche den Ehrenposten bekleiden, Aufwärter zu sein bei Tische), welche gewöhnlich aus der angesehensten Verwandtschaft des Brautpaares gewählt werden, und diese Auszeichnung gebührend zu schätzen wissen. Gänzliche Enthaltsamkeit wird von den guten Leuten nicht beobachtet, doch ist auch gänzliche Unmäßigkeit nicht gewöhnlich unter ihnen, und habituelle Trunkenheit würde die Strafe der Exkommunikation unfehlbar nach sich ziehen.

Mit Gesang, Unterhaltung, essen und trinken wird der Nachmittag zugebracht.

Wenn die Nacht endlich kommt, werden die Tische geräumt und wieder fleißig und sorgfältig neugedeckt, worauf die nemliche Routine folgt, die schon im Nachmittag beobachtet wurde. Die Prediger begeben sich gewöhnlich schon früh Abends heim, nachdem sie noch den Brautleuten Glück und Segen gewünscht haben, und von denselben mit einigen geringen Geschenken bedacht worden sind. Nach und nach schicken sich auch die übrigen Gäste an zur Heimkehr, hingegen eine ganze Anzahl nichtmennonitischer junger Leute aus der Umgegend erscheint gewöhnlich spät Abends, um zu sehen und wohl auch zu essen und trinken, wozu sie Alle eingeladen werden, die sich einfinden. Ehe die Gäste Abschied nehmen, ist es Sitte, den jungen Eheleuten Segen und Glück zu wünschen und zu danken für die Bewirthung, die man erfahren. So geht eine Truppe um die andere fort, der Gesang verstummt allmälig und bis zehn oder elf Uhr Abends finden sich die Bewohner des Hauses und das junge Ehepaar allein. Das Fest ist vorüber und ein Ereigniß, das noch lange Stoff zur Besprechung liefert, gehört schon der Vergangenheit an. Auch hier haben wir einen Beweis, daß bei aller sittlichen Strenge und allen Widerstand gegen Neuerungen, der Mensch eben doch auf eine oder andere Weise sich gesellige Vergnügen schafft und auf seine Weise dieselben genießt. Was wir bewundern, ist die alte Sitteneinfalt und Zufriedenheit bei derselben, und was uns thöricht erscheint, ist die sinnlose Vermengung des religiösen und rein geselligen zu einer steifen Form.

Minnehaha.*

Bearbeitet von W. H. nach J. Krais.

Viel gibts der Wasserfälle weitgepriesen,
Umragt von rothen Firnen, Alpenriesen;
Die donnernd sich aus jähem Felsenschlund
Hinunter stürzen in der Tiefe Grund.

Doch jenen weicht fürwahr nicht deine Schöne,
Wie du mit wonnig brausendem Getöne
Vom jähen Fels, aus waldumkränztem Raum,
Dich jauchzend wirfst im Silberwellenschaum.

Wie zauberhaft vom Abgrund niederschweifen,
Gleich schimmerndem Smaragd, lichtgrüne Streifen.
Und durch sie hin manch fluthgewobnes Band
Sich abwärts schlingt, gleich reinstem Diamant.

Wie dann die Wasser, die beweglich raschen,
Sich in Gebüsch und Wurzeln spielend haschen,
Hinmurmeln über Kieseln, hell und bunt,
Durchziehn den goldgeblümten Wiesengrund.

Schön bist du, wenn in blüthenvollen Lenzen
Das Thal, die Haine rings um dich erglänzen,
Schön auch im Winter, wenn dein Wogenschwall
In Irisfarben funkelt als Krystall.

Die Berg', in dichter Wälder Pracht sich hüllend,
Stehn da, wie durch die Thalschlucht schaurig brüllend,

* Der Minnehaha — welches in der Indianersprache lachendes Wasser heißt — ist ein prächtiger Wasserfall in Minnesota, zwischen Minneapolis und Fort Snelling mit einer höchstromantischen Umgebung, und derselbe wird, seiner Schönheit wegen, von Touristen häufig besucht. Das Wasser fällt von einem hervorragenden Felsen 45 Fuß senkrecht herab und gewährt einen Durchgang zwischen dem Felsen und dem Fall. Unsere Holzschnitte veranschaulichen den Fall von verschiedenen Seiten.

Der Bär, die Büffelheerde und der Ur
In grauer Vorzeit hier vorüberfuhr.

Da trank aus deiner silberklaren Welle,
Das fromme Reh, die flüchtige Gazelle,
Und dort entquoll der himmelblaue Rauch
Dem schlichten Wigwam hinterm Erlenstrauch.

Hier spannte seines Bogens straffe Sehne
Der rothe Sohn des Waldes. Vom Getöne
Des Kriegsgesangs, der schaurig hier erscholl,
Ward oft der Wald des dumpfen Echo's voll.

Hier mahnt es mich auch an den Rhein, den großen,
Der rast vom Fels mit Sturms und Donners Tosen:
Zum Riesensohn meergleicher Seen dort,
Zum Niagara reißt der Sinn mich fort.

Doch nicht bei ihres Wogenkampfs Getümmel,
Vor dem die Erde zittert und der Himmel,
Wird mir so wohl, wie hier im stillen Thal,
O Bach, bei deines Sturzes Silberstrahl.

Harmonisch rauschts in deiner Wasser Klange
Mir, wie von lieblich tönendem Gesange;
Dich schmückte rund umher des Himmels Gunst
Mit Schönheit, Gleichmaß, wie die echte Kunst.

Hier möcht' ein Sänger wohl für die Gebilde,
Die das Geschick ihm oft gestört, das wilde,
Ein Zelt sich baun, von Hainesgrün umhaucht,
Ir dich, als in des Liedes Born getaucht.

In deinem Lichtkleid, deinem holden Liede,
Neigt sich zu mir herab ein süßer Friede,

Umweht ein Geist mich, der in Schmuck und Kraft
Niemals verblühter Jugend ewig schafft.

Du mahnst mich aufwärts—höher aufzuschauen
Nach jenes Landes immergrünen Auen.
Da wo der Strom des ewg'en Lebens, licht und helle,
Durch Paradiesesfluren führet seine Silberwelle.

Knels Wölm.

(Strandbild von Moritz Dentler.)

Der Ort Liep befindet sich auf der frischen Nehrung, dem Fischerstädtchen Tolkemit gegenüber und besitzt etwa dreißig Feuerstellen.

Von der Seeseite umschließt ihn die Haide, die Düne; von der Haffseite der binsen- und calmusumrauschte Strand.

Eine sandige Landstraße schlängelt sich mitten hindurch; zu beiden Seiten liegen die Häuser.

Auf einem Anberg, dem Seeberg gegenüber, bemerkt der freundliche Leser ein einzeln stehendes Haus, aus Fachwerk und Lehmstock erbaut. Vor ihm erhebt eine Kiefer mit kurzer, krauser Krone ihr alterndes Haupt und breitet melancholisch

das dunkelgrüne Gezweig über die rohrgedeckte Dachfirst. Ein Stückchen Kartoffelgarten, von einfachem Stangenzaun umfriedigt, umgibt das kleine Haus, und sieht so traurig und öde aus, wie das ganze, im Sande gelegene Dorf.

Hier wohnt die Wittwe Moth Wölm.

Ueber das ganze Dorf zieht der volle Sonnenmorgen seine hellen Lichtstreifen. Die Haide duftet. Bienen summen, Käfer schwirren, und in der Kiefer vor dem bezeichneten Hause singt ein farbiger Fink seine Morgenaccorde.

Das Fenster in dem bekannten kleinen Zimmer steht offen; die schwarzwälder Uhr tickt langsam fort; sonst ist es still darin, wie im Todtenhaus.

Moth sitzt am Ofen und spinnt; ein großer schwarzer Kater scheuert sich am Spinnrad und schnurrt, wie der Faden auf der sich emsig hin und her bewegenden Spule.

Im Bette liegt ein Mann und schläft. Cornelius steht neben ihm und betrachtet seine Züge.

Halb ergraut ist das Haar des Schläfers und dunkel gelockt; kühn geschweifte Brauen, welche Energie des Charakters verkünden, wölben sich über das geschlossene Auge und die Adlernase. Ein voller, fast grauer Bart umgibt den schmerzvoll verzogenen Mund. Jetzt regt sich der Schläfer und erwacht.

„Wo bin ich?" — fragt er und schaut neugierig im Zimmer umher.

„Bei Leuten, die's gut mit Ihnen meinen," — ruft Moth Wölm, verläßt das Spinnrad und tritt an das Bett.

„Ich erinnere mich an Alles," — ruft der Mann und sein dunkles Auge füllt sich mit Thränen; „an den Schiffbruch, die Strandung und Rettung, aber auch an dich, mein Knabe, der sich meiner so liebevoll annahm, als ich hülflos am Ufer lag."

Cornelius lächelte.

„Verloren ist das Schiff mit voller Ladung," — fährt der Fremde fort; „der Fleiß vieler Jahre, aber auch mein Sohn, mein einziger Sohn. — Vor meinen Augen verschlang ihn das Meer; gebettet liegt er in seinen Tiefen. Kaum erfaß ich den Schmerz und — was wird seine Mutter, mein armes Weib, sagen, deren ganzer Stolz er gewesen?"—

Der Mann schluchzt heftig, krampfhaft hebt sich die Brust; er ist gebrochen, verzweifelt.

„Gott wird Sie trösten," ruft Moth. „Er, der die Wunden schlägt, vermag sie auch zu heilen."

Still wird's im Zimmer; nur die alte Uhr tickt fort und auf der Kiefer vor dem Hause vollendet der Fink sein Lied und fliegt der dumpfrauschenden Haide zu.

„Das war eine schreckliche Nacht," fährt der Mann fort, „in welcher der Tod seine Ernte gehalten. Mit voller Ladung kamen wir von Riga, um im Danziger Fahrwasser einzulaufen. Der Nordsturm überraschte die Schiffs-Equipage und wir liefen in den Strand. Ich allein, der Capitain der Brigg, bin gerettet—zwölf Menschen ertranken."—

„Dankt Gott dafür!"—rief Moth.

„Mein einziger Junge sollte, wie ich, Seemann und Schiffs-Capitain werden, denn ich habe mir ein großes Vermögen erworben, das Alles sein Erbe war. Als Kajütenjunge machte er die erste Reise mit, um die Luft auf dem Salzwasser zu riechen und mußte so entsetzlich umkommen—sterben! Wie ich noch selbst den Muth besaß, den furchtbaren Kampf in der Brandung zu überstehen, kaum weiß ich es selber?"—rief der Mann im Ausdruck des tiefsten furchtbaren Schmerzes.

„Ich bedaure Sie," sagte Knels.

„Ich bin auch zu bedauern, mein herziger, lieber Junge," erwiderte der Capitain, „denn für mich ist alle Freude, alles Glück dahin! Betrachte ich dein blondes Haar, deine blauen, treuen Augen, deine Größe, so erinnere ich mich lebhaft an Kurt. Am Strande lag ich wie todt — du knietest zu meinen Häupten und benetztest mir die Schläfe mit Wasser, als meine Sinne sich umdüsterten. Dein schwacher Arm stützte mich, als ich in das Dorf wankte; da die Beine mich nicht weiter trugen, nahmt ihr mich auf in eure Hütte. Habt Dank, ihr Lieben. Wie kann ich euch Das vergelten?"—

„Die Vergeltung liegt in dem Bewußtsein, seine Pflicht erfüllt zu haben!"—rief Moth.

„Ich wollte wohl Alles gut machen," fuhr der Capitain fort, „aber da müßtest du mit mir kommen, mein Junge, in meine Heimath nach Bremerhafen. Da hab' ich ein Haus und noch ein Schiff. Da könntest du etwas Tüchtiges lernen und selber ein Seemann werden, wie ich es bin."

„Wo bliebe so lange meine Mutter?"—fragte Knels.

„Nun, nun, die Welt ist groß, mein Junge. Wie heiß'st du eigentlich?"

„Cornelius."

„So, so.—Wo sie bliebe, fragst du, Cornelius? Nun, hier in deinem Dorfe."

„Trennen kann ich mich nicht von ihr; ich muß sie ernähren."

„Oho, will's da hinaus! Du kannst gleich als Halbmann bei mir eintreten, da gibt's schon einen guten Taglohn, den sendest du deiner Mutter. Für's Uebrige sorg' ich!"

Moth Wölm erbebte.

4.

Es vergingen schreckliche Tage. — Die Brigg war gänzlich zerschlagen und mitsammt der Mannschaft und vollen Ladung untergegangen. Einzelne an den Strand gespülte Leichen hatte man auf dem Kirchhofe in Pröbernau zur ewigen Ruhe bestattet, doch die irdische Hülle Kurts konnte nicht gefunden werden. Capitain Kolmke, so hieß der Gerettete, bot Geld auf Geld; man scheute nicht Mühe noch Kosten, jedoch Alles blieb vergebens.

Die Aufregung, der Schmerz warfen den Capitain auf ein langes Krankenlager. Die treue, opfermuthige Pflege Moths half über die Leiden hinweg und trug sie—freilich zur langsamen—Genesung bei, die denn auch endlich erfolgte.

Die Scheidestunde rückte näher und näher und innerhalb 24 Stunden wollte Capitain Kolmke Liep verlassen. Noch ein Mal beschloß er, auf den Kirchhof seines Kurt—dem Platze nach dem Strande zu gehen, wo das Schiff zertrümmert worden, und forderte Cornelius auf, ihn zu begleiten.

Der Herbsttag prangte in ersterbendem Gewande, wie ein dem Tode entgegeneilender Greis, dessen Tage gezählt sind. Die Heidelbeere hing voll gelber Blätter, der Moosboden in der Haide verlor seine Elasticität und der Raben Geschrei in den Kieferkronen verkündete die bereits kurzen, kalten, wenig vom Sonnenlicht erwärmten Tage, die schnell und unmerklich in den Winter übergehen.

Nieder neigten die Sandhaferbüschel ihre samengefüllten Rispen und hingen, halb geknickt, das ersterbende Haupt auf die bereits vertrockneten Strandpflanzen im Dünensand.

Die Ostsee prangte in der majestätischen Schönheitsfülle und wob sich im Horizont mit des Himmels blauem Zeltdach zusammen, das seine Riesenkuppel über die stille Strandgegend ausbreitete. Kein Lüftchen bewegte das dunkle, stahlblaue Meer; wie ein blankgeschliffener Spiegel lag es ausgebreitet, und der Sonnenschein streute kometenartig seine blitzenden Funken darüber. Wie der friedvollste, heiligste Gottestempel

sah die stille, öde Strandgegend aus, welche sich scheinbar in Schlummer bettete.

„Laß uns hier ein wenig in den Sand setzen, mein Junge," sprach der Capitain Kolmke feierlich, „und uns die öde Schlummerstätte meines Kurt betrachten," als Knels und er das Meerufer erreicht hatten. „Hier möge mein stilles, einfaches Gebet zum himmlischen Vater hinaufklingen, hier in der erhabenen Gotteskirche, wo sein ewig befruchtender Geist seine Schöpfung verherrlicht und laß es denn gleich ein Abschied sein von ihm für lange, lange Zeit, vielleicht fürs ganze Leben."—

Die Stimme des Capitains klang so feierlich, so tief ergreifend, daß Knels eine Thräne in das Auge trat, denn er hatte den braven Seemann recht lieb gewonnen.

„Ich habe an diesem Küstensaume," begann er aufs Neue, „ein theures, geliebtes Kind verloren, das mich zu glänzenden, herrlichen Hoffnungen berechtigte und mit erhabenem Stolz meine Vaterbrust schwellte, aber ich habe auch einen hochherzigen Knaben wiedergefunden, von dem ich mich nie mehr trennen, dem ich alle jene dem Todten geweihte Liebe übertragen möchte. Wer so, wie du, lieber Knels, seine Mutter ehrt und in so jungen Jahren schon ein kleines Hauswesen zu erhalten versteht, ist würdig, auf eine höhere Lebensstufe zu gelangen, die du dir muthvoll erkämpfen wirst."—

Knels senkte das Auge zu Boden.

„Folge mir nach Bremerhafen, wo dich in meiner Frau eine zweite Mutter erwartet, und werde Schiffscapitain und— bei guter Führung—mein Erbe," rief der Capitain.

„Und was beginnt meine Mutter?"—fragte Cornelius.

„Höre mich aus, mein Junge," rief der Seemann. „Für deine Mutter, von der du dich vorläufig trennen mußt, ist gesorgt. Noth und Hunger soll sie nicht leiden; ich verdanke ihr mein Leben. Sie willigt in deinem Interesse in Alles, obgleich ihr das Scheiden entsetzlich ist; aber sie weiß, daß ich es ehrlich mit dir meine."

„Wie sind Sie gütig," rief Cornelius.

„Auf dem Wasser mußt du auch hier das tägliche Brod verdienen und bleibst nichts, als ein armer Fischer. Kommst du aber mit mir, sollst du ein ganzer Mann werden. Also entschließe dich, in deine eigenen Hände lege ich die Zukunft," sprach der Capitain würdevoll.

Dem Knaben war ein glühendes Roth in die Wangen gestiegen. Freude belebte die Züge, aber auch Kummer, um die baldige Trennung. „Wenn's so ist, wie Sie sagen, mein Wohlthäter," rief er, „so folge ich Ihnen; ich kann dann in Zukunft besser für meine Mutter sorgen."—

„So sei mein Sohn, mein geliebter Sohn," rief der Capitain und umfaßte Cornelius. — — —

Tags darauf schied Knels von Moth. Sie weinten Beide; das Herz wollte ihnen brechen. Als er aber mit Kolmke das Dorf verließ, hatte sie nur Segen und Thränen. — —

So verstrichen acht lange Jahre.

Die Haide rauscht, die See rollt—und im Kiefernzweig vor dem einsamen Hause auf der Anhöhe singt der Fink seine alten Lieder. Knorriger ist die Kiefer, höher der Wald, aber das Dorf dasselbe.

Der Sommertag geht zu Küste; die Calmus- und Binsenblätter am Haffufer neigen sich auf und nieder, als halten sie ein flüsterndes Abendgebet. Tief ergreifen die traulichen Töne die Menschenbrust.

Das Fenster des Hauses steht offen; der neugierige Sonnenstrahl schaut hinein. Moth sitzt noch am Spinnrad und der schnurrende Kater zu ihren Füßen und, wie er schnurrt noch immer die alte schwarzwälder Uhr.

Moth ist ergraut, älter, hagerer geworden.

Eben legt das Dampfboot neben Liep im Seebade Kahlberg an und entladet eine Menge Passagiere, unter andern auch zwei Herren. Der eine ist jung, wettergebräunt, blond und schlank gewachsen, der andere klein und völlig ergraut.

Sie eilen beide nach Liep in Moth Wölm's Haus.

Der Jüngere tritt zuerst in das Zimmer und ruft: „Mutter!"

Die alte Moth springt vom Spinnrade auf und kreischt: „Cornelius, mein Cornelius!"

Der alte Herr tritt an das Fenster und wischt sich mit einem Sacktuch die Thränen ab.

„Ich bin heimgekehrt nach langer Zeit," spricht Knels, „um dich nach Bremerhafen zu holen. Ich besitze dort ein Schiff und bin der Capitain desselben. Fortan trennen wir uns nicht mehr in diesem Leben. Hier, diesem edlen Manne"—er deutete auf Kolmke—„verdanke ich Alles, was ich bin."—

Friede und Freude war in Moth Wölm's Hütte. — Der Sonnenschein tanzte über die Haide und im Kiefernzweig vor dem Hause sang der Fink seine accordiösesten Lieder. — —

Sonntagschule.

Der Einfluss der Sonntagschule auf die Zukunft der Nation.

Von E. J. Hielscher.

Die Sonntagschule als Religions-Unterrichtsanstalt der christlichen Kirche, zur religiösen Entwickelung der Jugend und Fortbildung der Erwachsenen, ist ein Kind göttlicher Vorsehung mit der Bestimmung zum unaussprechlichen Segen aller Völker der Erde, in der Erreichung ihres zeitlichen und ewigen Glücks zu werden.

Von Deutschland nach Amerika kommende und sich hier wohnhaft machende Personen beklagen sich darüber, daß in den öffentlichen Schulen kein Religionsunterricht ertheilt wird, und rühmen das deutsche Lehrsystem und den deutschen Schullehrer, daß ihm der religiöse nebst dem wissenschaftlichen Unterricht anvertraut und somit die Jugend in beiden Zweigen bilde 2c. Diesem Umstande ist aber zum großen Theil die umsichgreifende religiöse Gleichgültigkeit, der Unglaube und die leeren Kirchen in Deutschland zuzuschreiben, weil die religiöse Lehransicht und Praxis der meisten deutschen Schullehrer eine flache, angelernte, der inneren Herzenserfahrung ermangelnde, wenn nicht gar eine materialistische und gottesleugnerische ist. In der amerikanischen Sonntagschule hingegen nimmt der Prediger mit den Kirchengliedern den Religionsunterricht der

Jugend selbst in die Hand und verwerthet die in der Gemeinde vorhandenen Lehrtalente. Dies hat die amerikanische Sonntagschule zu einem Volksinstitut gemacht. Sie ist eine Macht zur religiösen Erziehung der Jugend des Volkes geworden, die das deutsche Religionsunterrichtssystem weit in den Schatten stellt. Von Gott aus dem Herzen des religiösen Theiles des Volkes geboren, steht sie jetzt als lebensfrisches, segenbringendes Institut da, welches das Gottesbewußtsein nicht nur im Volke lebendig erhält und fortpflanzt, sondern dasselbe im Herzen des Volkes praktisch ins Leben überträgt.

Wir erkennen daraus die Macht des Einflusses der Sonntagschule auf die Jugend des Volkes, daß derselbe ihren Charakter, Sinn, Denk- und Handlungsweise bestimmt, und daß daraus zum Theil das zukünftige Wohl und Glück oder — (möchte Gott es verhüten) das Unglück des Volkes hervorgeht; weil das eine oder das andere von dem Einfluß der Denkungsweise des Lehrerpersonals abhängt. Es kommt daher auf die Quelle, welcher der Einfluß entspringt, an, ist er der des Glückes und der Wahrheit entsprungen, so ist Beglückung, ist er der des Unglücks und Unwahrheit entquollen, so muß Unglück die Folge sein. Wenn man die die Völker der Erde umgebenden Segnungen, welche ihnen vom Himmel und der Erde zufließen, betrachtet, so sind sie der Ausfluß der ewigen Wahrheit und bestimmt, glücklich zu machen; also muß auch der Schöpfer Himmels und der Erde als die Quelle der Wahrheit und wahren Glückes betrachtet werden, dem die alleinige Verehrung gebührt. Die Sonntagschule muß deßhalb die Jugend beeinflussen, ihren Schöpfer verehren und anbeten zu lernen und sie mit seinem Willen bekannt zu machen, soll sie als zukünftige Generation wahrhaft glücklich sein.

Damit nun die Jugend einen bleibenden Einfluß zum Guten bekomme, muß sie ein Vorbild haben; dies Vorbild muß in leiblicher, geistlicher und moralischer Beziehung und für alle Zukunft bleibendes, vollkommenes sein. Wo finden wir unter den Völkern der Erde, die je gelebt haben, einen Menschen, der dieser Anforderung entspricht? Alle sind fehlerhaft in Moralität, Lehre und Handlungsweise, nur Christus, der Gottmensch, entspricht den Anforderungen; folglich haben wir den Charakter der Lehre, den eine Sonntagschule haben muß, um einen guten Einfluß auf die Jugend ausüben zu können, nemlich: Jesus Christus als Vorbild.

Auf Grund dessen müssen die Leiter der Sonntagschule gottesfürchtige Personen sein, dann kann es gar nicht ausbleiben, daß eine Sonntagschule, deren Lehre Gottesfurcht nach Jesu Vorbild ist, den allerbeglückendsten Einfluß auf die Jugend als die zukünftige Nation ausüben muß und zwar: Glück und Friede in der Familie; gehorsame, lernbegierige Kinder; talentvolle Jünglinge und Jungfrauen; nüchterne, fromme, thätige, sparsame, Gerechtigkeit liebende, genügsame Väter und Mütter. Solcher Hände Arbeit wird gesegnet sein. In ihrem Hause wird die Fülle wohnen. Wohlstand, Weisheit und Gottesfurcht ist die Zierde ihres Hauses und der Grund ihres Familienglückes.

Eine Nation besteht aus einem zahlreichen Verband einzelner Familien zu einem Ganzen. Einer aus solchen glücklichen Familien bestehenden Nation wird es nie an talentvollen, ehrlichen, gottesfürchtigen Beamten fehlen. Die Regierung des Landes wird mit Weisheit und Gerechtigkeit gehandhabt. Die natürlichen Hülfsquellen des Landes werden entwickelt. Durch sparsame Verwaltung wird der Nationalwohlstand in Reichthum sich verwandeln. Vom Ueberfluß werden fremde Völker sich nähren können. Drückende Steuerlast wird aufhören. Luxus und Uebertriebenheit im Hauswesen und Kleidung werden wegfallen. Der Unmäßigkeit wird kein Raum gegeben. Das Land wird von den Mörderhöhlen der Trinksaloons befreit. Brennereien und Brauereien werden zugeschlossen. Betrug, Schlägerei, Mord hören auf. Für Reformhäuser, sowie County- und Staatsgefängnisse ist keine Nothwendigkeit mehr vorhanden. Polizisten und Soldaten suchen friedlichere Beschäftigungen. Kirchen, Schulen und höhere Lehranstalten werden errichtet. Der Segen des Allmächtigen ruht auf dem Volk. Er öffnet die Fenster des Himmels, und seine Segensfülle ergießt sich über die Nation. Seine Herrlichkeit erscheinet über ihr. Die gotterleuchteten Friedensboten tragen das friedenbringende Evangelium in alle Welt, daß die Menge am Meer sich bekehrt, Gold und Weihrauch bringt und des Herrn Lob verkündigt. Fremde werden seine Mauern bauen, und Könige ihm dienen. Kein Frevler wird mehr im Lande gehört, noch Schande und Verderben in seinen Grenzen. Das ganze Volk wird eitel Gerechte sein und werden das Erdreich ewiglich besitzen.

Dies ist der Einfluß, den die Sonntagschule auf die Zukunft der Nation bewirkt. Darum vorwärts zum heiligen Werk! Denn aus einer einzigen Sonntagschule sollen tausend werden und aus der geringsten derselben ein mächtig Volk. Amen.

Sonntagschul-Conventionen.

„Was haben wir bereits durch dieselben gewirkt, und nach was streben wir mit ihnen in Zukunft?"

Von C. A. Thomas.

(Schluß.)

5) Seitdem die Sonntagschulzusammenkünfte so im Gange sind, ist Wetteifer unter den verschiedenen Benennungen ꝛc. gewirkt worden. Ja Wetteifer unter uns selbst als Gemeinschaft und den verschiedenen Conferenzen. Vor dem Wetteifer schon entstand die Nachahmung. Diese halten, hieß es, so können wir auch halten. — Canada, in ihren provinzial Conventionen wetteifert mit den internationalen Conventionen (alle drei Jahre) drüben in den Ver. Staaten und umgekehrt. Amerika eifert mit England und Deutschland und umgekehrt. Dr. J. H. Vincent aber mit seiner Chautauqua Convention (sie hält 14 Tage an) übertrifft sie indessen Alle. Der Wetteifer erstreckt sich über die einzelnen Schulen und die resp. Beamten derselben. Jede Gemeinde, jeder Präsident will die beste Schule haben. Der heilige Wetteifer erstreckt sich bis aufs Ministerium im Einzelnen. Keiner will mit seinem Arbeitsfelde der Hinterste sein. Die Convention fragt nach, sie fordert Statistiken. Kein Wunder dann. Es stünde in manchen Kreisen sehr ärmlich, wäre es nicht für den segensreichen Einfluß dieser Zusammen-

künfte. Da geht es nicht wie Lord Russel letzthin den Standpunkt der auswärtigen Mächte, (namentlich auch Englands) betreffs der orientalischen Kriegsfrage verglich. Sagt er, es klinge ihm (die Maßnahmen und Reden im Parliamente) wie die Rede des alten John Miller: Tom, was thust du? Nichts. Jack, was thust du? Ich helfe Tom. Nein hier wetteifern und arbeiten Alle. Dahin habens die Conventionen viel gebracht.

6) Ich komme nun an den Gesang, ihr Freunde und Brüder! denn der ist seit den Tagen der Conventionen unter uns besser geworden, in der Kirche, wie in der Sonntagschule. Man schaue zurück nach dem Anfang ans Lingelbachs! Gewiß konnten wir schon singen dort und schön singen; Wie herrlich tönten z. B. die süßen Melodien, meistens gesungen am letzten Abend von den Berliner Freunden aus dem „Singvögelein." „Jubeltöne" hatten wir noch nicht dazumal. Unser Kirchengesangbuch schien nicht passend für die Schule. Jetzt haben wir „Jubeltöne" genug. Unsere kleinen Knaben und Mädchen singen sie, wenn sie kaum die Worte lallen können. Welcher Umschwung der Dinge! Kürzlich ist in unserem Verlag „Hosianna" erschienen, eine jüngere Schwester der „Jubeltöne." Man singe auch diese. Durch den Einfluß der Conventionen haben sich in unserer Conferenz Gesanglehrer ausgebildet, so daß wenigstens dem dringenden Bedürfniß abgeholfen ist. Gott sei Dank!

7) Weiter ist durch die Conventionen viel, viel Verbesserung gewirkt worden in dem praktischen Schulhalten selbst. Das mußte so kommen. Verbessert ist seit unsern Conventionen:

a. Die Führung und Einrichtung der Schule. An der Convention werden die Präsidenten ausgebildet; sie können es wenigstens werden. Ihr Charakter, ihr hohes Amt, ihre Verantwortlichkeit, ihre Eigenschaften und dgl. werden eingehend besprochen und frei dargelegt wie nirgends sonst. Man bestrebt sich diese Elemente der Amtstüchtigkeit zu erbeten und praktisch anzueignen und in Folge davon wird die Schule besser geführt und organisirt. So ists mit den übrigen Schulbeamten und dem Lehrerpersonal. Betreffs der Einrichtung haben wir jetzt Kleinkinderklassen und Großkinderklassen (alte Väter und Mütter) die wir früher nicht hatten, und noch andere gute Neuerungen zu zahlreich hier anzuführen.

b. Besser ist die Lehrweise. Wir haben nun fast überall Lehrerversammlungen. Wo waren die früher unter uns? Sie schliefen ruhig im Schooße der Zukunft. Die Zeitverhältnisse haben sie geweckt. Hier ist für jeden Lehrer eine Rüstkammer für den kommenden Sonntag. Die Weise, wie dem Schüler die Lection am besten beizubringen, wird diskutirt. Der Lehrer betet darüber und er steht geharnischt und fähig vor seiner Klasse. Auch lehrt der Eine, was der Andere lehrt; denn darüber hat man sich zuvor geeinigt.

c. Besser ist die Ausstattung der Schullokale. Wo sah man früher ein Motto wie: „Gott segne unsere Sonntagschule! eine Karte über Palästina, eine Wandtafel udglm.? Die Bibliotheken sind besser im Allgemeinen. Auch ist mehr Geld da und wird viel mehr für diesen guten Zweck verwandt.

d. Größer und besser ist seit den Conventionen die Einheitlichkeit und Gleichförmigkeit fast aller Schulen geworden. Die „allgemeinen Lectionen" (Internationale Reihenfolge) sind, denke ich, in jeder Schule unserer Conferenz. Eine Lection. O, wie schön das! Die Ordnung ist fast eine. Man kann in die entfernteste Hinterwalds S. Schule gehen und man weiß woran man ist. Es ist dort wie daheim, vielleicht mit wenig Ausnahme. So soll es sein.

8) Die Conventionen wirkten und wirken noch viel christliche Vereinigung. Man sehe in diesem Punkte z. B. unsere englischen Mitarbeiter an. Bei den Provinzial- International- Staat- und Countyconventionen arbeiten die Methodisten mit Presbyterianern, Congregationalisten, Baptisten udglm. friedlich zusammen; sie reichen einander von Herzen die Bruderhand, als in einem großen Werke begriffen. Dort lernt man andere S. S. Arbeiter kennen, das Herz bindet sich an sie u. s. w. Nur wir Deutschen kommen sehr langsam zum Ziel. Wir sollten bald einen kirchlichen Sonntagschul-Bismark haben, das wäre die Sache. In der Vereinigung liegt Stärke.

9) Und sind nicht hie und da durch den Einfluß der Conventionen auch neue S. Schulen gestiftet worden? Ohne Zweifel. Viele Conventionen unterhalten einen reisenden Missionar. In unserem statistischen Formular ist bereits die Frage eingeschaltet: „Wie viele neue S. Schulen sind im Laufe des Jahres gestiftet worden?" Die Convention drängt, sie will neue Schulen, wie die Conferenz neue Klassen und Gemeinden. Sie wird sie auch bekommen. Gebe das der Herr!

10) Wirkten sie viel Erbauung in persönlicher Beziehung. Ei, ich meine es lohnt sich reichlich eine jährliche Convention zu halten der eigenen Erbauung wegen. Kann man zwei, drei Tage in der Welt viel nützlicher zubringen? Ich achte nicht. Mancher ging wieder mit neuen Entschlüssen nach Haus und Andere, die an Krücken hinkten, warfen sie weg. Viele Thränen der Dankbarkeit entströmten frohen Gemüthern zu Jesu empor für diese herrliche Einrichtung. Und wie freut sich unser junges Volk an den Conventionen allemal königlich! Diesen Nutzen kann keine Feder beschreiben.

11) Zuletzt gewahren wir Fortschritt und mehr Aufschwung im Ganzen. Ich nehme hier die S. Schule als Anstalt im Gesammt. Ach! ein großer Unterschied zwischen jetzt und vor sieben bis zehn Jahren unter uns. Rückschritt, ich hoffe in keiner Sache. Die Ewigkeit allein wird erst klar machen, was diese Volksversammlungen Gutes schufen. Wir schreiben es aber nicht uns, sondern Gott zur Ehre. Und was ich hier sagte, kann nicht blos auf unsere, sondern vielleicht auf alle S. S. Conventionen in der ganzen Welt angewandt werden. Doch wir eilen und zeigen noch kurz nach was wir mit ihnen in Zukunft streben. Ich ertheile die folgende Antwort:

1. Nach allem, nach was wir in der Vergangenheit strebten. Wir schämen uns unserer vergangenen Motive und Ziele nicht. Unser Zweck war redlich und soweit unsere Erkenntniß reicht unsere Mittel heilig und rein; obgleich manches Menschliche mag je und dann mit untergeschlichen sein.

2. Nicht nach Menschenehre und Popularität. Beide Dinge sind einer Sonntagschulconvention und eines tüchtigen S. S. Arbeiters gänzlich unwürdig. Wir haben Gottes Ehre, wir haben die Bildung und Erziehung, zumal unserer eigenen Jugend, im Augenmerk. Wir halten die Conventionen nicht ihres gesellschaftlichen Charakters wegen; denn nur mit der Wahrheit und der Gerechtigkeit ist der Herr.

3. Wir streben in Zukunft darnach Seelen, viele jugendliche Seelen für Jesum zu gewinnen. Unser General Grundsatz ist: Die Jugend, die Jugend unserer

Conferenz für Jesum! Das steht auf unserer Fahne. Mächtig wollen wir sie im Siegesglanze schwingen. Alle S. S. Conventionen, alle S. Schulen zusammen sagen: Die Jugend der ganzen Welt für Jesum. Ist dieses Ziel zu hoch? Mit nichten. Wozu anders könnten wir als Prediger unsere Arbeitsfelder verlassen und ihr, theure Brüder, eure verschiedenen Berufssphären als zu diesem Ende?

4. Nach eigener fortgesetzter Erbauung. Wir haben eine große Sonntagschularmee in unserer Conferenz, die muß gepflegt und erhalten werden. Feinde der Jugend gibt's zu Tausenden. Sie treten zu Hauf und rathschlagen wider den Herrn und seinen Gesalbten und wider sein hl. Volk. So sei die Convention denn ein hohes Bollwerk gegen alle feindliche Anläufe. Wir streben darnach eine Macht zum Guten zu werden und uns selbst zu bauen.

5. Wir streben nach Fortschritt in der rechten Richtung. In keiner Sache noch betrachten wir uns als vollkommen. Wir sind keine Meister. Lernen wollen wir, immer lernen. Andere Conventionen sind uns weit voran. Sie sind indessen auch älter. Wir haben noch nicht alles gethan, was wir thun können und vielleicht thun werden. Welcher Raum ist noch zum Wachsthum, zur Verbesserung in vielen, vielen Sachen! Nicht alle unsere Leute sind noch beeinflußt für dies große Schulwerk. Unser Bestreben ist, daß die Conventionen immer größer und besser werden möchten. Rückwärts nur geht der Krebs, vorwärts, himmelwärts soll unsere Losung sein!

6. Schließlich, wir streben darnach die S. S. Conventionen fortzuhalten. Stelle das „r" in dem Worte „streben" hinter das „e," so heißt es: Sterben. Siehe die Verwandtschaft der beiden Wörter, siehe aber auch den Contrast. Die Extreme berühren sich, sagt hier die Gelehrtenwelt. Berühren hin, berühren her: unsere Conventionen sollen nicht sterben, leben sollen sie! Hat es ja doch auch schon Propheten gegeben, die sich an ihnen versucht haben.— Ich behaupte sie sind unter uns ein Bedürfniß geworden; sie haben sich eingereiht und eingeleibt in unsern kirchlichen Organismus, die Kirche, wie es auch sein soll, ist zur Sonntagschule geworden. Den Erfordernissen des Zeitalters und den Zeitumständen, namentlich in der Sonntagschulwelt, wird durch sie vielseitig Rechnung getragen. Sie sind treffliche Anstalten, die helfend der Kirche zur Seite treten; daher sollen sie leben und fortgesetzt werden. Ich weiß in Millionen jugendlicher Herzen, in Millionen fleißiger S. S. Arbeiterherzen, in den Herzen aller Sonntagschulfreunde in der Welt steht geschrieben in großen Lettern: Es leben die S. S. Conventionen. So sei es! Amen.

Unsere Lectionen.

Von M. Jauch.

Ist nicht Gefahr vorhanden, daß die Internationalen Sonntagschul-Lectionen, wie sie in manchen Sonntagschulen gebraucht werden, formelles und steifes Wesen hervorbringen?

Ehe ich auf die Beantwortung obiger Frage eingehe, möchte ich zuvor auf die Zweckmäßigkeit der nun schon seit einer Reihe von Jahren von competenten Sonntagschulmännern ausgewählten und längst im ganzen Lande, ja sogar im Auslande in den Sonntagschulen eingeführten Internationalen Sonntagschul-Lectionen aufmerksam machen. Schon das Wort „International" (früher nur „National") deutet an, daß sich die Sache jetzt „Völkerrechtlich" gemacht hat, d. h. von verschiedenen Ländern der Welt als gemeinsame Sache, weil praktisch und zweckmäßig, anerkannt wird.

1) Wird dadurch bezweckt, daß die Jugend in wenigen Jahren mit dem Hauptinhalt der heiligen Schrift systematisch bekannt gemacht wird. Dies ist auch der Zweck der zur Auswahl der Lectionen angestellten Committee, und deßhalb geschieht auch die öftere Uebergehung minder wichtiger Theile der Schrift.

2) Ist es sehr ermunternd für Sonntagschulen und trägt sehr viel zum allgemeinen Interesse bei, zu wissen, man ist mit Tausenden von Sonntagschulen gleichzeitig mit einer und derselben Lection beschäftigt. In sehr vielen Fällen gehen Kinder in zwei Sonntagschulen an einem Sonntag. Die gleiche Lection in beiden Schulen vermehrt nicht allein das Interesse des Kindes, sondern die Lection wird durch die Wiederholung desto tiefer in ihr Gemüth eingeprägt.

3) Durch das gleichmäßige System werden den Sonntagschularbeitern überall Hülfsmittel an die Hand geboten zur Erklärung der Lectionen. Wo immer ein Lehrer hinkommen mag und ein Sonntagschul- oder Kirchenblatt oder Magazin in die Hand bekommt, findet er Erklärungen über die betreffende Lection und kann sich überall darüber orientiren. Das System ist wie ein regelmäßiges Uhrwerk.

Nun ist aber die Frage, ob nicht Gefahr vorhanden sei, daß die Internationalen Sonntagschul-Lectionen steifes und formelles Wesen hervorbringen. Zwar bin ich nicht hinlänglich bekannt mit der Art und Weise, wie die Sonntagschul-Lectionen da und dort gebraucht werden. Aber vermuthlich geschieht Solches an manchen Orten auf eine steife mechanische Weise. Und eben da ist keine Gefahr mehr, sondern das Uebel selbst. Erlaubt mir aber zu sagen, daß nicht die Lectionen, sondern die Leute, die dieselbe also gebrauchen, schuld daran sind. — Solche Schulen würden es mit anderen, selbstgewählten Lectionen gerade so machen.

Die Gefahr liegt also nie in der Lection, denn die ist Gottes Wort, sondern in gebet- und taktlosen Sonntagschul-Lehrern, die keinen höheren Zweck im Augenmerk haben, als mechanisch ihre Lection systematisch durchzunehmen. Wie wir es deßhalb auch immer betrachten mögen, die Gefahr liegt immer bei den Leuten selbst, wenn Steifheit und Formalität dadurch hervorgehn. Man wendet freilich ein, die vielfältigen Erklärungen, oder die den Lehrern gebotenen Hülfsmittel erzeugen Gleichgültigkeit bei denselben, und sie verlassen sich darauf. Wenn aber die Erklärung des Schriftwortes Steifheit erzeugt, und man es deßhalb entfernen sollte, so meine ich, mit demselben Recht und Grund müßte alsdann auch die Predigt des Evangeliums, welche ja auch Erklärung der Schrift ist, entfernt werden.

Summa: Wenn die Sonntagschul-Lectionen recht gebraucht werden, können dieselben nur zweckmäßig und der Sonntagschulsache förderlich sein.

Utica, N. Y.

Das Verhältniss der Gemeinde zur Sonntagschule.

Von G. Fuchs.

Die Sonntagschule ist der Zögling der Gemeinde und hängt gänzlich von ihrer Verpflegung ab. Wenn eine Sonntagschule nicht gedeiht, so darf die Schuld Niemand zugemessen werden, als gerade der Gemeinde, welcher die Schule angehört. Hat eine Sonntagschule unter Entbehrungen zu leiden, so liegen denselben verschiedene Hauptfehler zu Grunde.

Da mag sich als erster Grund, der Mangel an Interesse von Seiten der Eltern kund thun. Manche Sonntagschule könnte sich herrlichen Gedeihens erfreuen, wenn es die Eltern der Mühe werth achten würden sich an derselben zu betheiligen. Viele Eltern schicken ihre Kinder in die Schule und sie selber, die voran gehen sollten, bleiben daheim. Wenn's Alle so machen würden, dürfte man gleich mit allen Sonntagschulen zur Leiche gehen. So lange in den Sonntagschulen nicht mit Vereinigung geschafft wird, muß die Gemeinde ihren Uebelstand bei Denen suchen, die ihre Pflichten versäumen.

Ein zweiter Fehler mag auch der sein, daß manche Gemeinden zu wenig Auslagen für ihre Sonntagschulen haben wollen. Die Folgen davon sind, Mangel an Lehr- Sing- und Erbauungsbüchern, sowie auch an den nöthigen Zeitschriften. Ohne dieselben kann heutzutage keine Sonntagschule ihrem Zweck entsprechen. Es ist nur Schade, daß so manche dem Beispiel eines unwissenden und geldliebenden Vaters folgen, welcher der Mutter, da sie ihn um Geld fragte, um den Kindern Bücher zu kaufen, zur Antwort gab: „Dort an der Wand hängen noch drei Kalender von verschiedenen Jahren, sie haben diese noch nicht durchgelesen." Es ist doch sonderbar, daß Solche, die etwas nicht gerne thun, immer Auswege haben. Es ist oft nur gut, daß man die Vögel an den Federn kennt. Bei Gemeinden, wo in der Sonntagschule zu sehr gespart wird, ist zu befürchten, daß sie sich den unrichtigen Finger verbinden. Mit einer Sonntagschule kann man nicht leicht zu liberal, aber sehr geschwind zu sparsam sein. Wenn man sein eigenes nicht einmal versorgt, wie es sein sollte, wie wird es mit der Unterstützung des Anderen ausfallen. Gott gebe uns Herzen und Hände für die wichtige Sonntagschulsache. Soll eine Sonntagschule gedeihen, so muß sie von Seiten der Gemeinde als dritter Punkt, auf den Armen des Gebets getragen werden. Es ist nicht nur der Beamten Aufgabe für dieselbe zu beten, sondern auch eines jeden Gliedes. Wenn dieses mehr gethan würde, so könnten die Beamten viel besser zur Befriedigung der Leute dienen, das unnöthige ja oft unverständige Tadeln würde mehr wegfallen, welches für manche sehr heilsam wäre. Wenn die Glieder im allgemeinen nicht viel Herz und Anliegen für ihre Schule haben, dann ist es kein Wunder, daß der Präsident oft nicht weiß woher Lehrer zu nehmen. Es wird vielleicht manchem befremdend vorkommen, sagen zu hören, daß, wenn man mit einer Gemeinde bekannt werden will, braucht man nur in ihre Schule zu gehen. Wie diese ist, so ist auch die Gemeinde. Dieses sollte Manchen zur Warnung dienen.

Wie die Gemeinde ist, so ist auch die Sonntagschule. Ist Die eine fromme und dem Herrn geweihte, so ist es die Sonntagschule auch, denn die Sonntagschule und Gemeinde sind nicht Zwei sondern Eins, nur hat sich die Gemeinde als anderer Körper organisirt. Lahme Kirchenglieder sind ebenfalls träge Sonntagschularbeiter. Wer für Gemeindebedürfnisse ein enges Herz hat, gibt auch nicht gerne für die Sonntagschulsache. Wer seinen Pflichten als Gemeindeglied nicht nachkommt, der versäumt sie auch der Sonntagschule gegenüber, denn diese gehören ebenfalls jedem Kirchengliede zu und wenn es auch von Manchen nicht anerkannt werden will. Wem es in der Erntezeit zu viel ist, in die Sonntagschule zu gehen, der achtet es des Winters ebenfalls nicht der Mühe werth. Der Kinder Sonntagschul-Interesse ist gewöhnlich nach dem der Eltern. Laßt uns aber Gutes thun, und nicht müde werden.

Der beste Weg, um die Kinder der Massen für die S. Schule zu gewinnen, ist von Haus zu Haus zu gehen, und sie persönlich einzuladen. Durch Anwendung dieses Planes wuchs eine gewisse Schule in zwei Wochen von 35 bis auf 90 Mitglieder.

Schon mancher Schüler ist durch die rege Theilnahme seines Lehrers, wenn alle andere Mittel fehlschlugen, für Jesum gewonnen worden. Es liegt eine Kraft in diesem Talisman—Sympathie.

Das war ein zweischneidiges Schwert, welches manches Herz durchbohrte, nemlich die Bemerkung eines gefallenen Frauenzimmers. „Sie bauen schöne Anstalten für uns, nachdem wir gefallen sind, wer will eine bauen, um unser Fallen zu verhüten?" Wir antworten: Die S. Schule sucht die Jugend unsers Landes vor dem Fall in Sünde und Ungerechtigkeit zu bewahren. Es ist leichter ein Uebel zu verhindern, als dasselbe zu heilen.

Wer war Abraham? Dieses ist ein sehr annehmbares Exempel der Fragen, welche viele von unsern Schülern hören müssen. Wenn ein solcher Anschlag ihnen nicht allen Verstand aus dem Kopfe treibt, so ist es nicht des Lehrers Schuld. Ein Dutzend oder mehr Antworten könnten auf diese Frage gegeben werden, zum Beispiel: Er war der Sohn Tharahs, der Vater Isaaks, &c. Des Lehrers Fragen sollten klar und bündig und so gestellt sein, daß sie die richtige Antwort bezeichnen. Dann wird auch die Aufmerksamkeit der Schüler geweckt und sie warten auf die Fragen, wie die Fische auf den Köder und beantworten sie auch. Wenn der Lehrer schon am Anfang die Gedanken der Schüler verwirrt, so hat er kein Recht sich über die Dummheit seiner Klasse zu beklagen. Er macht sie eben dumm durch die Mittheilung seiner eigenen Dummheit.

Der Zweck einer Illustration ist, erstens: die Wahrheit zu beleuchten: zweitens, sie zu schmücken und drittens, den Verstand zu unterstützen.

Von den 60,000 deutschen Kindern in St. Louis erhalten nur 10,000 regelmäßigen religiösen Unterricht. Kein Wunder, daß „Lager" und Sonntagsentheiligung dort floriren.

Mit Bezug auf Lehrerversammlungen sagt eine S. Schulzeitschrift: „Ebensowohl ließe sich ein gedeihlicher Zustand eines Wechselgeschäfts erwarten, ohne die zeitweiligen Berathungen der Direktoren desselben, als ein blühender Zustand einer S. Schule ohne die brüderlichen Berathungen in einer Lehrerversammlung.

Anreden an Sonntagschulen.

Sind dieselben zeitgemäß, und wie sollen sie beschaffen sein?

Von A. Schabacker.

Daß Anreden an S. Schulen zeitgemaß und nothwendig sind, lehrt uns die tägliche Erfahrung, zumal unser Land in unsern Tagen so zu sagen überschwemmt ist mit Lockungen und Verführungen aller Art und Weise, die Jugend an sich zu ziehen und ins Verderben zu stürzen. Die Welt und alle bösen Menschen sparen keine Zeit, Mühe, noch Geld, um die Jugend an sich zu reißen, und bietet ihnen Vergnügen aller Art an, um sie in ihre Klauen zu haschen und dieselben abwendig zu machen von allem Guten und allen göttlichen Dingen, und den bösen Samen des Unglaubens in die zarten Herzen der Jugend zu streuen.

Es geht ihnen wie jenem Priester, welcher sagte: „Gib mir ein Kind vom zweiten bis zum neunten Jahr und ich hab's gewonnen." Nun in Anbetracht von allem Diesem sollten wir als Prediger, S. Schul-Beamte und Lehrer, die wir dies Alles wissen, auch alle unsere Kräfte, Talente und dazu unsre Opfer bringen und die Jugend mit schönen und christlichen Ermahnungen und Anreden an uns ziehen. Allerdings ist es unsre Pflicht und Schuldigkeit, so oft es thunlich ist und uns sich eine Gelegenheit darbietet, Anreden an die S. Schulen zu halten. Der Herr sagt durch den Propheten Joel im 1. Cap. V. 3.: „Saget euren Kindern davon, und laßt es eure Kinder ihren Kindern sagen, und dieselben Kinder ihren andern „Nachkommen" u. s. w., nemlich alles Das, welches der liebe Gott für seine Kinder thun will, im Fall sie in seinen Gesetzen und Geboten einhergehen in diesem Leben. Ps. 78, 3. heißt es: „Die wir gehöret haben und wissen, und unsere Väter uns erzählet haben" u.s.w. Aus Diesem können wir sehen, daß auch schon zu jener Zeit Anreden an die Kinder gemacht wurden, wenn auch gleich nicht in S. Schulen, wie wir es jetzt haben. Wie sollen diese Anreden aber beschaffen sein?

Fürs Erste sollte der Prediger oder Redner voll von Gottesliebe und voll Liebe zu den Kindern sein, damit er in Liebe zu den Schülern sprechen und ihnen in Kindlichkeit die Wahrheiten Gottes recht warm an das Herz legen kann. Ohne Das ist es nutzlos. Zweitens muß es auch in Einfachheit geschehen, nicht mit hohen Worten, wie der Apostel einmal sagt, sondern in solcher Weise, daß es auch die kleinen Kinder verstehen können, und sie dadurch aufgemuntert werden, des Herrn Sache lieben zu lernen, nicht wie jenes Weib, da sie aus der Kirche kam, rühmte sie so gar sehr, wie ihr Pfarrer aber heute so merkwürdig gepredigt hätte, und da ihre Nachbarin sie fragte, was denn der Herr Pfarrer eigentlich gepredigt hätte, antwortete sie: „O er hat solche hohe Worte gebraucht, daß ich es gar nicht verstehen konnte," u. s. w.!

Nun Drittens und Letztens sollten die Ansprachen vor allen Dingen kurz und bündig sein, dem Zweck entsprechend; vielleicht eine Begebenheit oder eine kleine biblische Geschichte, oder irgend eine andere Tagesbegebenheit, welches den Kindern leicht faßlich und was zu ihrem Nutzen und zur Lehre gereichen kann, und somit vor allen Dingen das Wohl der theuren Seelen im Augenmerk zu haben Dies sind so meine geringen Ansichten über diesen Gegenstand.

Die Geschichte Naboths.

9. Lection für Sonntag den 4. März 1877. 1. Kön. 21, 4—14.

Grundgedanke: Niemand lebet davon, daß er viele Güter hat. Luc. 12, 15. **Haupttext:** 1. Kön. 21, 20.

I. Geschichtlicher Zusammenhang. Die Geschichte dieses Capitels gehört eigentlich zwischen das 19. und 20. Capitel, wird aber hier gegeben wegen des engeren Zusammenhangs. Bisher hatten wir Ahab als König, nun wird uns auch ein Bild seines Familienlebens oder seiner Haushaltung vorgestellt, um uns zu zeigen, daß die Sünde das allerinnerste Leben durchdringt, und wer ihr dienet, ganz ihr Knecht ist. Wir haben hier einen Beweis, daß alle Mittel, den gottlosen König zu retten, fruchtlos blieben. Haben wir bisher diesen König als Feigling kennen gelernt, ein Mann ohne Religiösität, ohne Standhaftigkeit, unter dem Einfluß eines Weibes, so lernen wir ihn hier als gemeinen Verbrecher kennen. Um eines Weinberges willen, den ihm ein Mann aus guten Gründen nicht verkaufen will, wird Ahab zum Dieb und zum Mörder. Naboth war ein frommer Mann und gehörte zu jenen „Stillen im Lande." Er hatte seine Kniee noch nicht gebeugt vor Baal, denn er fürchtete den Herrn.

Die Ursache, warum er den Weinberg nicht verkaufen wollte, war, weil derselbe ein Erbgut war, und zu jener Zeit war Erbgut heiliges Gut, das gewöhnlich in der Familie blieb durch undenkliche Zeiten. Nie durften sie es verwerthen, blos in der größten Noth versetzen, und dann kam es wieder zur Familie im Jubeljahr. Vgl. 3. Mos. 25, 28. Es war Gewissenssache mit diesem Manne, und Ahab sollte es gewußt haben. In dieser traurigen Geschichte sehen wir aber deutlich, was Israel that, da sie einen König verlangten. Samuel hatte es dem Volke zur Warnung gesagt, daß es so kommen würde; 1. Sam. 8, 14., aber das Volk wollte nicht hören.

Mit Ahab aber hieß es auch in Wahrheit: „Der Krug geht zum Brunnen, bis er bricht."

II. Texterklärung. V. 4. Die Antwort Naboths war eine Demüthigung für den königlichen Stolz, sie machte ihn unmuthig und bitter. Sein stolzer Geist empörte sich, daß ein Armer, ihm, dem Könige, abschlägige Antwort geben durfte. Vor Verdruß und Aerger warf er sich auf sein Bett und verlor den Appetit. Merke: 1. Unzufriedenheit ist eine Sünde, die sich selbst schon bestraft, sie macht das Herz traurig, den Leib krank und verbittert alle Freuden. Unzufriedenheit macht schwermüthig. 2. Es ist eine Sünde, die sich nicht auf Umstände, sondern auf das Gemüth stützt. Paulus war zufrieden in seinem Kerker; Ahab in seinem Palast unzufrieden. Der Unzufriedene ist nie glücklich, denn: „Er wünscht und wünscht und wenn er's hat, ist er des Wünschens doch nicht satt."

V. 5. 6. Unter dem Schein einer Trösterin kam Isebel zu ihm, er klagt ihr seine Demüthigung, sagt aber kein Wort von Naboths angegebener Ursache. Er läßt sein Weib auf der Meinung, Naboth hätte gesagt: „Ich will nicht," anstatt: „Ich kann nicht." Merke: Die halbe Wahrheit schadet oft so viel als die ganze Unwahrheit. Dieses sollte man im Leben nie vergessen. Rede immer die ganze Wahrheit.

V. 7. 8. Diese Worte bedeuten ungefähr: Bist du König in Israel und lässest dir etwas abschlagen von einem Unterthanen? oder nach Andern ist es eine spottende Bemerkung. Was für ein König ist das, der sich so tief neigt um seine Unterthanen um Etwas zu fragen? Ich will dir den Weinberg

bald verschaffen; ich, dein Weib, so du als Mann nicht Muth hast. Um ihren Willen durchzusetzen, ist kein Mittel zu gemein. „Gib mir nur Macht deinen Namen oder dein Siegel zu gebrauchen und der Weinberg wird bald dein Eigenthum sein. Um einem königlichen Schreiben Werth zu geben, mußte des Königs Siegel darauf gedrückt sein. Diesem Siegel wurde große Macht zugeschrieben im Morgenlande, welches auch durch die ganze heilige Schrift deutlich ist. Die Obersten waren also Naboth's Mitbürger, aber es scheint sie waren Werkzeuge, die sich zu Allem brauchen ließen.

V. 9. 10. Naboth's Tod war beschlossen. Nicht blos sein Land, sein Leben muß er verlieren. Naboth hat den König gedemüthigt, dafür muß er sterben und zwar: 1. Als ein Uebelthäter; 2. öffentlich; 3. unter dem Schein des Gesetzes und 4. unter dem Schein der Religion. Fasten wurden ausgerufen: a. unter großer Trübsal des Landes, Joel 1, 14.; b. unter schwerem Verlust, 1. Sam. 31, 13.; c. nach schweren Sünden, 1. Sam. 7, 6. und d. um Abwendung von drohender Gefahr, 2. Chron. 20, 2–4. Dieses Fasten war immer ein Zeichen von Buße. Naboth soll vor das Volkstribunal gestellt und schwerer Klage beschuldigt werden, denn die gottlose Isebel wußte wohl, daß das Volk ihr zu Willen lebte. Für Zeugen sorgte sie auch, V. 10. Nach dem Gesetz 5. Mos. 17, 6., mußte man zwei Zeugen haben, um einen Menschen zum Tode zu verurtheilen. Zwei Belialsbuben ließen sich auch bald finden, die als Zeugen auftraten. Die Klage war also: Naboth hat Gott und den König gesegnet. Die Meinung, der Sinn des Wortes segnen hier, ist eigentlich l ä s t e r n. Die Ursache, warum es segnen heißt, kommt von der Ursprache und den jüdischen Gebräuchen her. Des Wortes Bedeutung ist: Entlassen, verabschieden, fortwünschen oder verwünschen. Nun war aber bei den Juden keine größere Sünde, als Lästerung Gottes, oder des Königs, der an Gottes Statt regiert. Gotteslästerung wurde mit dem Tode bestraft, und zwar durch Steinigung. Vgl. Stephani Tod.

V. 11. In diesem Vers wird uns das ganze Geheimniß aufgedeckt, wie solche Dinge geschehen konnten: „Die Aeltesten und Obersten, die in der Stadt wohneten, thaten wie Isebel sagte." Entweder aus Furcht vor ihr, oder aus sündlichem Diensteifer, oder vielleicht auch, weil sie Naboth um seiner Frömmigkeit willen haßten. Naboth und seine Söhne starben. Die Söhne hätten sonst später das Erbe noch beanspruchen mögen, also mußten sie mitsterben. Vgl. 2. Kön. 9, 26.

Ahab hatte nun das gewünschte Gut, aber es sollte ihm und seinem Weibe schlecht gedeihen, denn der gefürchtete Mann Gottes war schon wieder auf seiner Spur mit Jehovas Botschaft.

III. **Nutzanwendung.** Lerne hieraus erkennen:

1. Die Gewalt, die Satan hat in den Kindern des Unglaubens. Welch ein heiliger Eifer muß nicht in jedes Christenherz eindringen, wenn man solche Dinge sehen muß. Vgl. Pred. Sal. 4, 1.

2. Bemitleide Den, welcher unschuldiger Weise in die Hände eines gottlosen Gerichtes fällt. Weine mit Denen, die in solchen Umständen sind, sie haben keinen Tröster, denn die Gewalt ist auf Seite des Unterdrückers. Vgl. Pred. Sal. 4, 1.

3. Befiehl deine Wege dem Herrn, denn selbst die Unschuld ist nicht immer ein Beweis für Sicherheit.

4. Freue dich, daß noch ein Gericht am Kommen ist, wo dann auch solche Richter gerichtet werden, denn hier muß das Gericht oft schweigen, vgl. Pred. Sal. 8, 14. Aber es kommt ein Tag, der Alles ins Recht bringt.

5. Lerne aber auch, daß dieser Welt Güter das Herz nicht befriedigen können.

6. Daß eine Sünde in die andere führt, und daß sündliches Verlangen und Selbstsucht den Menschen unglücklich machen.

Fragen: Warum verkaufte Naboth seinen Weinberg nicht? Was war die Wirkung auf Ahab? Wie lautet das 10. Gebot? Was sagt Paulus über den Geiz? Col. 3, 5.; Eph. 5, 5. Wie kam Ahab in Besitz des Landes, das er nicht kaufen konnte? Warum wurde ein Fasten ausgerufen? Was waren für Zeugen da gegen Naboth? Wie viele und welche Gebote Gottes wurden übertreten in dieser Lection und wie? Wurde Naboth allein getödtet, oder starben noch mehr mit ihm?

W o r t s t u d i e n.

N both. Prophet. Ein Bürger Israels.

Jesreel. Gottes Same. Eine Stadt im Stamme Isaschar und ein Thal nahe bei.

Pitschier. Siegel, welches man aufdrückt, um die Echtheit zu bezeugen.

Kleinkinderklasse. Die Lection enthält eine schreckliche Warnung vor Habsucht und Geiz, mit welchen auch schon kleine Kinder behaftet sind. Der Lehrer erzähle die Geschichte und die Folgen. Dann mag er das zehnte Gebot: „L a ß d i c h n i c h t g e l ü s t e n" 2c., sich von einem Schüler auffagen lassen oder selbst anführen, wenn es die Schüler nicht wissen, und davon mache er Illustrationen und Anwendungen auf das tägliche Leben, besonders auf das Leben der Schüler, damit sie die Sache praktisch verstehen lernen. Das wird hinreichend sein für eine Lection.

Fragen: Welche Namen von Personen werden in dieser Lection genannt? Wer war Ahab? Isebel? Naboth? Was verlangte Ahab von Naboth? Warum wurde Naboth getödtet? Welche Gebote hatten Ahab und sein Weib besonders übertreten?

Illustration. Folgen der Habsucht. Drei Kameraden hatten eine Zeit lang in einer Goldgrube gearbeitet und sich ein bedeutendes Vermögen gesammelt. Eines Tages mußte der Eine in die Stadt gehen, um Speise zu kaufen. Da nun an den Herzen der Drei die Habsucht nagte, so dachte der Eine unterwegs, wie er wohl seine Kameraden aus dem Wege schaffen und so das Gold für sich behalten könnte. Er that deßhalb Gift unter die Speise. Die andern Beiden aber beschlossen aus derselben Ursache, ihren abwesenden Genossen bei seiner Heimkunft zu tödten. Gedacht, gethan! Als derselbe heim kam, wurde er von seinen Collegen ermordet, welche ihn verscharrten und sich dann über die Speise, welche der Getödtete gebracht hatte, hermachten, als ob nichts geschehen sei. Aber o weh! Bald fing das Gift an zu wirken und in kurzer Zeit waren Beide Leichen. So hatte also die Habsucht alle Drei getödtet.

Wandtafel.

A berglaube
H ass
H absucht
A bgœtterei
B œse Rathgeber

} S atan's S chnellzug in S uende.

Elias Himmelfahrt.

10. Lection für Sonntag den 11. März 1877. 2. Kön. 2, 1—12.

Grundgedanke: Wer mir dienen wird, den wird mein Vater ehren. Joh. 12, 26. **Haupttext:** 1. Mos. 5, 24.

I. **Geschichtlicher Zusammenhang.** Die Zeit des Thisbiters und sein Werk sind nicht genauer angegeben in heiliger Schrift, als es mit andern großen Männern jener Zeit der Fall ist. Sein Alter wissen wir nicht, noch das Regierungsjahr Ahabs, in welchem er auftrat, ebensowenig in welchem Jahre Jorams er abtrat von der Schaubühne dieser Welt. Sein Wirkungskreis umfaßt etwa eine Zeit von 20 Jahren. Die Himmelfahrt Elias fand statt in der Nähe, wo Moses starb und begra-

ben wurde. Vgl. 5. Mos. 34, 5. Beide erschienen dem Herrn auf dem Berg der Verklärung; es liegt daher etwas von Interesse darin für den Forscher, wie die Beiden diese Welt verließen. Moses starb in der Wüste. Er gab das Gesetz, und um der Uebertretung willen starb er dort. 5. Mos. 32, 50. 51. Er gab das Gesetz und verließ die Welt unter demselben. Elias, des Herrn Vorläufer im bildlichen Sinne, sollte den Tod nicht sehen, denn er verkündete ja Freiheit vom Gesetz Dem, der da glaubt. Das Ende dieses Gottesmannes ist ein so herrliches, daß man fast sagen kann: Es ist heiliger Grund. Die Geschichte fesselt Jeden, und das Leben und Wirken des Propheten zeigt uns das Christenleben in allen seinen Proben und Siegen. Vor ihm war nur Einer, der den Tod nicht schmecken durfte, und nach ihm keiner mehr. Einen Punkt besonders sollte jeder Christ im Augenmerk behalten (denn was nützt uns die Geschichte, so sie uns nicht weiser macht): Elias wußte, daß sein Ende nahe war, und er war vorbereitet auf dasselbe. Wir müssen auch dahin; die Zeit ist ungewiß, „Darum seid Ihr auch bereit."

II. **Texterklärung.** V. 1—8. Hier haben wir folgende Punkte dargestellt:

1. Gott hatte beschlossen, den Propheten zu sich zu nehmen. Elias wußte das, Gott offenbarte es ihm vorher und auch die Art und Weise. „Elias war ein Mensch wie wir." Warum wurde ihm solche Ehre zu Theil? a. Gott sah auf das Werk, das Elias vollbrachte. Solche Treue muß belohnt werden. b. Gott blickte auf den dunkeln verfinsterten Stand seiner Kirche und wollte dadurch den Frommen einen sichern Trost geben bezüglich eines bessern Lebens in der andern Welt. c. Er blickte vorwärts in die Zukunft auf die herrliche Zeit des Evangeliums und gab in der Himmelfahrt Elias ein Bild der Himmelfahrt Christi. Sein Wandel war im Himmel, nun soll er selbst hingehen uns zum Vorbild und Trost, so wir anders würdiglich wandeln.

2. Elisa hatte beschlossen, seinen Meister nicht zu verlassen, so lange derselbe noch auf Erden wallete, denn auch er wußte, was kommen würde. Elias suchte ihn zu bewegen, ihn zu verlassen, vielleicht aus Demuth oder auch um ihn zu prüfen. Elisa wollte bei ihm sein, nicht blos aus Liebe, sondern: a. Auch um noch gestärkt zu werden und zu lernen, was er lernen konnte in der kurzen Zeit. Wir sollten uns liebreich beistehen und einander Gutes thun, denn bald müssen wir scheiden. b. Wollte er auch befriedigt sein wegen der Wegnahme, damit sein Glaube gestärkt und sein Gemüth noch mehr geistlich gesinnet würde. c. Erwartete er noch einen Abschiedssegen, und er hoffte nicht umsonst.

3. Elias besuchte die Prophetenschulen noch einmal vor seinem Abschiede. Diese Schulen, in welchen Propheten unterrichtet wurden, waren ohne Zweifel durch ihn gegründet worden; nun macht er seinen letzten Besuch, um dort noch Unterricht, Aufmunterung und Segen zu spenden. Merke: Die, welche uns im Tode verlassen, sind oft noch sehr um uns und unser Wohl besorgt. Auch die Propheten wußten um den Abschied und fragten deßhalb Elisa noch darum. Ob sie nun erwarteten, Elisa werde hernach ihnen gleich gestellt sein, eine Art Schadenfreude, oder ob es Mitleiden war, ist nicht gesagt, genug Elisa wußte es, und sein Herz war traurig. Auch diese Propheten wollten Zeugen sein, wenn auch nur von Weitem.

4. Die wunderbare Theilung des Jordans bildete den Anfang von der noch wunderbareren Vollendung. Josua theilte einst diesen Fluß, Moses das Meer und Elias den Jordan, es war ihm der Todesjordan, kein Sterben, blos ein Uebergang. So soll der Tod dem Frommen sein. Christi Tod hat uns den Todesjordan getheilt, unser Uebergang ist gesichert.

V. 9—14. Hier haben wir einige wichtige Punkte:

1. Den letzten Willen des Propheten. „Bitte, ehe ich gehe." Unsere Gemeinschaft endet bald. Der Prophet that dieses aus Liebe und Dankbarkeit, denn Elisa diente ihm treulich. Elisa hatte nun die Gelegenheit, sich zu bereichern, und er versäumte sie nicht, er bittet: a. Um den Geist, nicht als könnte Elias ihn geben, aber für ihn bitten. b. Um deinen Geist, denn er mußte ja Elias Stelle einnehmen und brauchte einen solchen Geist. c. Ein doppeltes Maß, damit er ihm gleich würde sein; Elisa erhob seinen Vorgänger im Amt weit über sich. Ein gutes Beispiel. Elias verspricht ihm dieses auf zwei Bedingungen. 1) Daß er die Gabe schätze, denn ein solcher Geist hat große Verantwortung. V. 10. 2) Daß er nahe beim Meister bleibe und ihn sehe. Dieses war vielleicht ein Zeichen für ihn. Keine Erscheinung nach dem Abschied, ein Segen während des Scheidens.

2. Die Vollendung. Ueber diesen Punkt ließen sich tausend Fragen aufwerfen, die Niemand beantworten könnte. Genug, Elias war der „Zweite der den Fluß übersprang ohne darein zu fallen." Wie fand ihn sein Herr? a. An der Arbeit, nicht müßig. Elias war am Predigen, Vermahnen und Unterrichten bis auf den letzten Augenblick. b. Vorbereitet. Er war am Schlußwerk seines thatenreichen Lebens. Merke: Selbst im Tode können wir noch segenbringend wirken unter den Unsrigen. Wie holte er ihn? Engel waren die Gesandten; himmlische Vorbereitung in Gestalt feuriger Rosse: „Wägen Israels und seine Reiter," rief Elisa voll Begeisterung. In einem Wetter fuhr er heim.

Elisa sah es, dieses war das Zeichen der Erfüllung seines Wunsches. Er trauerte, wie man den Verlust eines Vaters betrauert. Er erhielt den Mantel als Insignia seines Amtes und erprobte auch, daß Gott mit ihm war in der Theilung des Wassers. Der Nachfolger im Amt war also schon installirt in seine Würde.

III. **Nutzanwendung.** Lerne aus dieser Lection:

1. Daß Gott die Schicksale der Menschen in seiner Hand hält und regiert. Ihm dürfen wir im Leben und im Tode vertrauen.

2. Daß Gott die Seinen belohnt, und der Dienst, den man ihm weiht, nicht vergebens ist. Darum lasset uns Gutes thun und nicht müde werden, u. s. w.

3. Wie viel Gutes können wir stiften unter unsern Mitmenschen, wenn wir unserem Beruf getreu leben!

4. So wie man lebt, so stirbt man gewöhnlich. Lerne am Leben Elias, wie du ein erfolgreiches, nützliches, gottergebenes und geweihtes Leben führen kannst.

Fragen: Von wo aus gingen Elias und Elisa? Wohin? Warum? Wer waren die Prophetensöhne? Was hatte der Mantel für Bedeutung? Wer war der erste Mensch, der den Tod nicht sah? Kam Elias je wieder zurück auf die Erde?

Wortstudien.

Gilgal. Eine Stadt im Stamme Benjamin, etwa 1 Stunde vom Jordan.

Beth-El. — Bethel. Gotteshaus. Sehr berühmte Stadt in den Grenzen Ephraims.

Jericho. Siehe im vorigen Magazin.

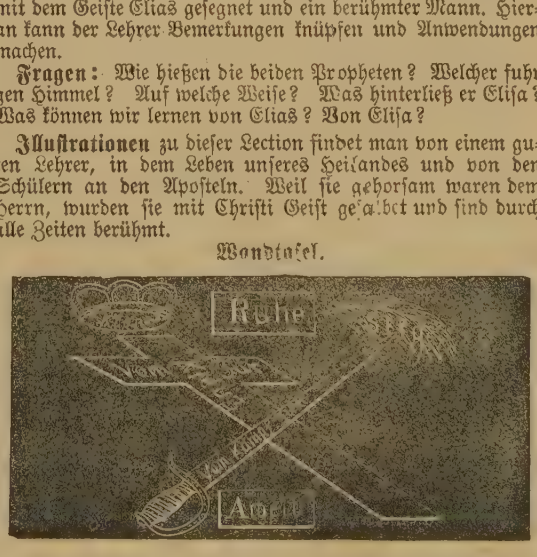
Kleinkinderklasse. 1. Der fromme Lehrer. Elias war ein frommer, gottseliger Mann. Gott ehrte ihn deßhalb, indem er mit ihm redete, ihn segnete und ihn endlich in den Himmel aufnahm. Wehe Dem, der einen frommen Lehrer verachtet. (Jene bösen Buben, welche Elisa spotteten.) Wohl Dem, der einen frommen Lehrer ehrt. (S. bei Elisa.)

2. Der gehorsame Schüler. Elisa liebte seinen Lehrer, er folgte ihm, war ihm gehorsam. Dafür wurde er mit dem Geiste Elias gesegnet und ein berühmter Mann. Hieran kann der Lehrer Bemerkungen knüpfen und Anwendungen machen.

Fragen: Wie hießen die beiden Propheten? Welcher fuhr gen Himmel? Auf welche Weise? Was hinterließ er Elisa? Was können wir lernen von Elias? Von Elisa?

Illustrationen zu dieser Lection findet man von einem guten Lehrer, in dem Leben unseres Heilandes und von den Schülern an den Aposteln. Weil sie gehorsam waren dem Herrn, wurden sie mit Christi Geist getauft und sind durch alle Zeiten berühmt.

Wandtafel.



Der Geist Elias.

11. Lection für Sonntag den 18. März 1877. 2. Kön. 2, 13—25.

Grundgedanke: Werdet voll des heiligen Geistes. **Haupttext:** 2. Kön. 2, 15.

I. Geschichtlicher Zusammenhang: In Elias und seiner Schule erreichte die gesetzliche Prophetie ihren Höhepunkt. Das Größte und das Erhabenste trat in ihm zu Tage; aber in diesem Höhepunkt zeigte es sich auch, daß durch sie die Entwickelung des großen Heilsplanes nicht mehr gedeihen konnte. Es mußte eine Wendung stattfinden, um einer neuen Prophetie Platz zu machen; dieselbe nahm in Elisa ihren Anfang und erreichte in Hosea und Jesaia ihre volle Herrlichkeit. Die große Milde, die sich in Elisa kund that, zeigte diese Wendung deutlich. Am Horeb erhielt Elias den göttlichen Befehl, hinzugehen nach Abel Mehola und dort Elisa, den Sohn Saphats, zu seinem Nachfolger zu machen, indem er ihn salbete und weihte. Als Elias hinkam, fand es sich, daß ihrer Zwölfe pflügten und ackerten mit zwölf Joch Ochsen, und unter diesen Ackerleuten fand der Prophet seinen Mann. Er ging auf ihn zu und warf seinen Mantel auf ihn, als Zeichen seines Berufes. Elisa verließ seine Rinder sogleich, er erbat sich nur noch Zeit heimzugehen, um von seinen Eltern Abschied zu nehmen, wie es einem braven Sohn zukommt. Dieses wurde ihm erlaubt, und von Stund an folgte er seinem Herrn. Elisa bietet einen Contrast gegenüber seinem Herrn. Das, was Elias mit dem Hammer des Gesetzes verwundet und zerschlagen, das sucht Elisa mit liebender Hand nun zum Vater zu führen. Doch, ist nicht zu übersehen, daß Elisa dennoch manche schwere Gesetzesarbeit zu verrichten hatte. Elias legte ein sicheres Fundament, und auf dasselbe bauete sein Nachfolger, er führte das Schwert mit sicherer Hand, und der Geist Elias war nicht umsonst in zwiefachem Maß auf ihm. Elisas Beruf ist von Manchen auf das Jahr 906 v. Chr. datirt, und sein Auftreten nach Elias Himmelfahrt um das Jahr 896 v. Chr. Demnach wäre Elisa noch etwa 10 Jahre ein Schüler seines Meisters gewesen.

II. Texterklärung. V. 13. 14. Elisa hob den Mantel auf, und damit das ganze Interesse und die ganze Pflicht seines Meisters. Was Elias war bisher, das muß nun Elisa sein in der Zukunft. Am Jordan legt er eine Probe ab, indem er das Wasser theilt gleich wie Elias gethan; dieses mag wohl ein Zeugniß gewesen sein, daß er nicht blos den Mantel, sondern auch den Geist besitze.

V. 15. Die fünfzig Propheten, die in V. 7 genannt werden, empfingen ihn, sie sahen das Wunder und blickten auf ihn als ihren künftigen Herrn. Sie glaubten nicht recht an die Himmelfahrt, sie wollen sich überzeugen und ihn suchen im Gebirge. Elisa widersteht, erlaubt es aber endlich, um des Friedens willen. Und als sie zurückkamen, berichteten sie, daß Elias nicht zu finden sei, darauf erkannte Jedermann Elisa als Haupt der Propheten an.

V. 19–25. Der Prophet kam nach Jericho, einer lieblichen Stadt, aber ohne gutes Wasser. Die Beamten ersuchen ihn, etwas für sie zu thun in dieser Sache. Der Prophet war willig, er verlangt eine neue Schale und Salz. Diese Dinge waren bildlich und hatten eine Bedeutung. Ein neues Geschirr, noch nie gebraucht zu gewöhnlichen oder unheiligen Dingen. Salz hat an sich selbst eine reinigende Kraft, sowohl als auch erfrischend, doch war hier nicht Salz als Mittel gebraucht, sondern als Bild, denn es war nur wenig davon. So wie Salz vor Tod (Fäulniß) bewahrt, so soll Gottes Wort vor dem geistlichen Tode bewahren. Vgl. Marc. 9, 50.

Nicht Elisa, sondern Elisas Gott hat das Wasser gereinigt, V. 21. Gott durch Elisa. So hat Christus durch seine Apostel das Salz der ewigen Wahrheit in dem neuen Gefäß des Evangeliums durch die Welt streuen lassen. Vgl. hiemit Cap. 4, 38–41. 2. Mos. 15, 25.

Dieses war ein Wunder zum Segen, aber auch ein Wunder des Fluches, ist uns aufgeschrieben zur ernsten Warnung: Auf dem Wege nach Bethel, wo der Prophet hinging, wahrscheinlich die Schule zu besuchen, trug sich die im 23. Vers erzählte Begebenheit zu. Luther hat recht, wenn er sagt, daß dieses keine kleine Kinder waren, d. h. solche, die noch nicht verantwortlich sind.

Zwei Gründe zeugen dagegen 1. die Spottworte, die sie gebrauchten, und 2. die Strafe, die darauf folgte. Das Wort Knaben bezieht sich nicht immer auf kleine Kinder. Joseph wird Knabe genannt, da er wenigstens 17 Jahre alt war. Nach den letzten Auslegern bedeuten diese Worte, als man ihnen ansieht in unserer Uebersetzung: „Fahre auf Kahlkopf" (wie Elias that, wenn du ein Prophet bist). Zweifelsohne kannten sie ihn am Mantel, den sie oft sahen an Elias. Dieses machte den Spott zur Gotteslästerung. Auch „Kahlkopf" meint unmöglich einen kahlen Kopf in dieser Stelle, denn er war ja nicht nahe, und sein Haupt war wohl auch bedeckt. Einige erklären es als ein Spott des Amtes und würden das Wort Dickkopf gebrauchen, welches immer als Spottname galt. Doch selbst dann, wenn es sich auch wirklich auf einen kahlen Kopf bezog, war es ein Spott und eine Schmach, denn, wenn Elisa schon vor der Zeit kahl war, dann war es seine Schuld nicht. Der Prophet betrachtete die Handlung dieser Jungen als Gotteslästerung; eine Frucht, die von abgöttischen Eltern gesäet, nun reif ist zur Ernte. Er fluchte ihnen im Namen des Herrn, und 42 derselben starben unter den grimmigen Zähnen zweier Bären. Es waren demnach mehr Knaben da, und scheint die Geschichte, der Spott-Empfang des Propheten war geplant.

Manche nehmen Anstoß an diesem Strafwunder und beschuldigen den Propheten unnöthiger Härte, dieses ist unrecht, denn der Prophet brachte ja die Strafe nicht auf die Buben, er überließ das dem Herrn. Und so wie diese zwei Bären unter den Buben hauseten, so werden Hasael und Jehu unter dem Volke hausen. Zwei und vierzig waren der Söhne Ahasias, die durch die Hand Jehus fielen. Es ist ein Beweis der Wahrheit des Herrn, wenn er sagt: „Ich, der Herr, bin ein eifriger (eifersüchtiger) Gott.

In dieser Gegend hielt sich Elisa nicht lange auf, er ging zurück nach dem früheren Wohnsitz seines Meisters auf Carmel und von dannen nach Samaria. Er wollte eine Zeit lang allein sein und sich mehr vorbereiten, ehe er seinen Wohnsitz in Samaria bezog.

III. Nutzanwendung. Wir lernen hieraus:

1. Was sich Gott vornimmt, das führt er auch aus. Auf Elias folgt Elisa.

2. Seine Verheißungen und Drohungen sind gleich wahrhaftig.

3. Die schrecklichen Folgen einer bösen Kinderzucht. Eine Warnung für Eltern und Lehrer.

4. Die schrecklichen Folgen, die den Spötter erwarten. Straft Gott schon die jungen Lästerer, was wird die Strafe der alten sein?

5. Besonders sollten Kinder gewarnt werden, nie über Religion und religiöse Dinge zu spotten.

6. Sind die Verrächter eines Propheten schon so hart bestraft worden, was wird aus Denen werden, die das Kreuz Christi und sein Heil verachten und verspotten?

Du sollst nicht sitzen, wo die Spötter sitzen u. s. w. Ps. 1.

Fragen. Wo ging Elisa hin, als er von Elias kam? Was war sein erstes Wunder? Warum wollten die Propheten den Elias suchen? Wie lange suchten sie ihn? Warum streuete Elisa Salz in die Quelle? Wo ging er hin von Jericho? Was begegnete ihm? Wer brachte die Strafe auf jene Spötter? Was sollen wir daraus lernen?

Wortstudien.

Böses Wasser. Ungesund, Krankheit erzeugend.

Kahlkopf. Einer, dem die Haare ausgefallen sind, oder sie abgeschoren. Im Allgemeinen ein Spott und Schimpfname.

Kleinkinderklasse. Die Geschichte von den spottenden Knaben sollte den Hauptgegenstand bilden. Der Lehrer erzähle dieselbe. Dann erkläre er sie: Wenn Kinder über andere Leute spotten, so ist es immer strafbar. Spotten sie über alte oder gebrechliche Leute, ist es so viel schlimmer. Spotten sie über Gottesdiener oder die Religion, so spotten sie

über das Göttliche—über Gott. Man warne sie und flöße ihnen Ehrfurcht ein vor dem Alter, dem Prediger, der Religion —dem Göttlichen überhaupt.

Fragen. Wo trat Elisa die Knaben? Von woher kam er? Was thaten die Knaben? Was that Elisa ihnen? Wie wurden sie gestraft? Wie Viele wurden zerrissen?

Illustration. „Wollen wir nicht in die Wette laufen?" sagte ein muthwilliger Bursche zu einem blinden Knaben. „O ja, sagte der Blinde, wenn ich Ort und Zeit bestimmen darf." Der Andere lachte und war es zufrieden. Der Blinde bestimmte darauf einen Wald, welchen sie in der Nacht durchwandern wollten. Ihm war ja Tag oder Nacht gleich und deßhalb fand er sich auf dem ihm bekannten Wege zurecht und gelangte glücklich ans Ziel. Der Andere hingegen kam immer vom Wege ab, stieß jetzt den Kopf an einen Baum, dann fiel er über eine Wurzel und endlich verirrte er sich noch, so daß er erst am nächsten Tage sich verwundet, hungrig und todesmüde zurecht fand. Dazu mußte er noch die verlorene Wette bezahlen. Jedermann sagte darauf: „Dem Spötter ist ganz recht geschehen."

Wandtafel.

Wer Christi Geist nicht hat, der ist nicht sein.

CHRISTI FOLGET!

Gehorsam.
Geduld.
Erkenntniss.
Erfahrung.
Innige Liebe.
Selbstverleugnung.
Feindenhass
Tugend.
Thätigkeit.

Vierteljährliche Uebersicht.

Sonntag den 25. März 1877. Schriftabschnitt: Ps. 75. Haupttext: Ps. 75, 7.

Uebersichts-Tabelle.

Nr.	Inhalt.	Thema.	Grundgedanke.	Haupttext.
1.	Israels Abfall von Gott.	Das Königreich getheilt.	Wenn ein Fürst ohne Verstand ist, so geschieht viel Unrechtes.	1. Kön. 12, 8.
2.		Die Sünde Jerobeams.	Abfall von Gott und Hinneigung zum Götzendienst.	1. Kön. 14, 6.
3.		Amri und Ahab.	Vermehrte Sünde und Abgötterei der Könige Israels.	2. Tim. 3, 13.
4.		Elias der Thisbiter.	Gott versorgt die Seinen zur Zeit der Noth.	Hiob 5, 20.
		„Die Sünde ist der Leute Verderben."		
5.	Ein Prophet des Herrn gesandt.	Elias und Ahab.	Aus der Sünde kommt das Unheil.	Jos. 7, 25.
6.		Elias und die Propheten Baals.	Erwählet euch heute, welchem ihr dienen wollt.	1. Kön. 18, 21.
7.		Elias und sein Opfer.	Die Antwort durch Feuer.	1. Kön. 18, 24.
8.		Elias auf Horeb.	Gottes Trost für die Verzagten.	Hiob 23, 6.
		„Euch und euren Kindern ist die Verheißung."		
9.	An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen.	Die Geschichte Naboths.	Niemand lebt davon, daß er viele Güter hat.	1. Kön. 21, 20.
10.		Elias Himmelfahrt.	Wer mir dienen wird, den wird mein Vater ehren.	1. Mos. 5, 24.
11.		Der Geist Elias.	Werdet voll des heiligen Geistes.	2. Kön. 2, 15.
12.		Uebersicht.		Ps. 75, 7.
		„Der Gerechte lebt seines Glaubens."		

Uebersichtsplan.

1. Lection: a. Des Volkes Bitte; b. Des Königs Antwort; c. Das neue Reich. Fragen: Wer war Salomons Nachfolger? Was verlangte das Volk? Was war des Königs Antwort? Was waren die Folgen? Was können wir aus dieser Lection lernen?

2. Lection. a. Die Absicht des Königs; b. Die Mittel, die er anwendete; c. Der Irrthum. Fragen: Was fürchtete Jerobeam? Wie suchte er dieses zu verhüten? Worin bestand der Irrthum, den er beging? Was lernen wir aus dieser Lection?

3. Lection. a. Amri—seine Werke; Abgötterei begünstigt; b. Ahab—seine Werke; Baalsdienst eingeführt. Fragen: Welche Stadt bauete Amri? Was war der Charakter seiner Regierung? Wer war sein Nachfolger? Was wissen wir von ihm? Wie kam es, daß er den Baalsdienst einführte? Wer trat auf unter seiner Regierung? Was sollen wir aus dieser Lection lernen?

4. Lection. a. Elias vor Ahab: b. Elias am Bach; c. Elias bei der Wittwe. Fragen: Was verkündete Elias? Wo ging er dann hin? Wie lange blieb er? Wo ging er dann hin? Wie wurde er dort ernährt? Was sollen wir aus dieser Lection lernen?

5. Lection. a. Die Hungersnoth; b. Des Propheten Aufruf an den König; c. Das Zusammentreffen. Fragen: Wie lange dauerte die Hungersnoth? Was that der König und sein Diener Obadja? Wie kamen der König und der Prophet zusammen? Was verhandelten sie? Was sollen wir aus dieser Lection lernen?

6. Lection. a. Die Baalspfaffen versammelt; b. Elias Rede an das Volk; c. Die Herausforderung: d. Dieselbe angenommen. Fragen: Was that Ahab nach der Unterredung? Wo redete Elias zum Volk? Was war die Herausforderung an die Baalspriester? Was thaten sie? Was war ihr Erfolg? Was lernen wir hieraus?

7. Lection. a. Das Gebet des Propheten; b. Die Antwort darauf; c. Die Abschlachtung der Baalspfaffen; d. Die Hungersnoth endet. Fragen: Was war der Unterschied in den Opfern? Was war Elias Gebet? Was war die Antwort? Was folgte darauf? Wie endete die Noth? Was lernen wir hieraus?

8. Lection. a. Des Propheten Flucht; b. Seine Klage; c. Des Herrn Antwort. Fragen: Was war die Ursache der Flucht? Wie erfrischte ihn der Herr? Wo kam er hin? Was war seine Klage? Was antwortete ihm der Herr? Was lernen wir hieraus?

9. Lection. a. Der Weinberg Naboths; b. die Habsucht des Königs; c. Dieselbe gestillt. Fragen: Wer war Naboth? Warum wollte er nicht verkaufen? Wer legte den teuflischen Plan? Gelang er? Gegen welche Sünde zeugt diese Lection?

10. Lection. a. Der Prophet mit den Propheten; b. Die letzte Reise; c. Elisas Bitte und des Propheten Ende. Fragen: Was hatte der Herr vor mit Elias? Wer war sein Gefährte bisher? Was geschah am Jordan? Was war Elisas Bitte? Was war die Antwort? Wie schieden sie? Was lernen wir hieraus?

11. Lection. a. Elisas Rückkehr; b. Das Suchen nach Elias; c. Das Wasser gereinigt; d. Die bösen Kinder bestraft. Fragen: Was that Elisa nach der Himmelfahrt seines Herrn? Wie kam er über den Jordan? Was sagten die Propheten? Wie lange suchten sie? Erzähle die Geschichte von dem Wasser? Auch von den spottenden Kindern? Was lernen wir aus diesem Allem?

Wenn es die Zeit erlaubt, lasse man die Schüler noch antworten über folgende Punkte. Lage und Beschreibung von: Sichem, Bethel, Dan, Pnuel, Samaria, Jericho, Jesreel, Sidon, Zarpath, Krith, Gilead, Carmel, Horeb, Damascus, Jordan und Jerusalem.

Hinterstübchen.

Die gerettete Knospe.

Von der Berge kahlen Warten
Schimmert schon der erste Schnee,
Meinem herbstlich stillen Garten
Sag' ich wehmuthsvoll Ade.

Von der Bäume nackten Zweigen
Rieselt leis das bunte Laub,
Und die letzten Astern neigen
Matt ihr welkes Haupt in Staub.

Doch da hinten in der Ecke
Schau' ich mit Verwunderung
An der Monatrosenhecke
Noch ein Knöspchen frisch und jung.

Armes Kind der späten Sonne,
Die dich noch ans Licht gelockt,
Allzu flüchtig war die Wonne,
Und dein zartes Wachsthum stockt.

Deinen Blüthenkelch zu färben,
Fehlt der Sonne holde Macht;
Mußt erfrieren, mußt verderben
In dem Frost der nächsten Nacht.

Und ich brach es, trug's ins Zimmer,
Setzt' es in ein Wasserglas,
Und beim nächsten Morgenschimmer—
Sieh, mein Rosenkind genas!

Fröhlich ist es aufgegangen
In der warmen Zimmerluft,
Rosig blühen seine Wangen,
Dankbar haucht es süßen Duft.—

Fandst du nie an deinem Wege,
Rauh umsaust vom Winterwind,
Ohne Wartung, ohne Pflege,
Ein verwaistes Menschenkind?

Steht vergessen und verlassen,
Liebearm und sonnenlos;
Muß verwelken und verblassen,
Weil das Mutterauge sich schloß!

Fühlst du nicht ein sanft Erbarmen?
Bring das Knösplein unter Dach:
Lieblich wird es bald erwarmen,
Wird dir's danken tausendfach.

Kannst du nimmer ihm ersetzen
Seiner Mutter trauten Schooß:
Kannst du's pflegen doch und letzen,
Bis die Knospe sich erschloß.

Dann wird Gottes Sonne scheinen
Ueber seinem Lebenslauf;
Wer ihm aufnimmt eins der Kleinen,
Nimmt den Heiland selber auf. Karl Gerok.

ICHTHUS.

Es haben wohl schon sehr viele Leser des Magazins bemerkt, daß oben auf der Spitze des Kirchthurms ein Fisch angebracht ist, und haben dabei weiter nichts gedacht, als der Fisch dient als Wetterfahne, andere haben wohl schon gewundert, wie man auf den Gedanken kam, einen Fisch zu wählen, der doch sonst kein Luftthier ist.

Ebenso findet man auch in den alten römischen Catacomben, sehr oft das Bild eines Fisches über den Gräbern der Verstorbenen; dieses mag gerade so oder noch sonderbarer erscheinen, als der Fisch auf dem Kirchthurm, und doch ist die Thatsache von Bedeutung, und das Bild sehr trefflich gewählt. So geschah es auch, als die Christenverfolgung zu Rom ausbrach, daß die Gläubigen in Felsen und Grüften sich verborgen hielten, auch daselbst ihre Gottesdienste feierten: sie durften nicht einmal ein Zeichen ihres Glaubens machen, noch andeuten, wo ihre Gottesdienste gehalten wurden aus Furcht vor Entdeckung, daher wählten auch sie das Bild des Fisches; es hatte keine Bedeutung für den Uneingeweihten, war aber sehr inhaltsreich für die Gläubigen.

Der Fisch oder sein Bild enthält ein vollständiges Bekenntniß der christlichen Religion, aber in solcher Weise, daß es ganz verborgen ist, bis man es erklärt, wie folgt:

Ichthus ist ein griechisches Wort und bedeutet auf Deutsch Fisch, schreibe nun das Wort so, wie es hier folgt, dann siehst du die volle Bedeutung:

I.	Iesous.	Jesus.
Ch.	Christos.	Christus.
Th.	Theou.	Gottes.
U.	Uios.	Sohn.
S.	Soter.	Erlöser.

Wo nun immer ein Verfolgter das Zeichen des Fisches sah, war es ihm ein sicheres Zeichen, daß Christen in der Nähe waren, und er Schutz finden konnte. Nachdem die Verfolgung aufhörte, wählte die Kirche das Bild als Symbol ihres Glaubens und hat sich so auch vererbt bis auf die gegenwärtige Zeit.

Gar Manches ist uns heutzutage bedeutungslos und gleichgültig, das einst von großer Bedeutung und lehrreich war.

Schwarzwälder.

Wechsel auf dem Rücken. Ein origineller Geschäftsbrauch war früher unter den holzhandelnden Bauern Norwegens im Schwange, der sich sogar bis in die erste Hälfte unseres Jahrhunderts hinein erhielt. In Christiana wird nemlich ein bedeutender Handel mit Brettern getrieben, die wegen ihres genauen und guten Schnittes sehr gesucht sind. Sie werden auf zahllosen Schlitten von den Gebirgen herab nach der großen Niederlage zwischen der Stadt Christiana und der Vorstadt Waterland gebracht, wo sich alle Winter eine Brettstadt bildet, in deren Straßen und Gängen man sich leicht verirren kann. Hatten nun ehedem die Bauern ihre Bretter und Planken den Aufsehern überliefert, so schrieben ihnen diese mit Kreide große Zeichen und Zahlen auf den Rücken, die den Kaufherren den Ort, wo die Bretter herkamen, sowie die Menge der gebrachten Bretter anzudeuten hatten. Mit diesen Wechseln

oder Zahlungsanweisungen auf dem Rücken liesen sodann die Bauern eiligst nach den Comptoirs der Großhändler in der Stadt. Jeder Aufenthalt oder jedes andere Geschäft konnte ja die Zeichen auf dem Rocke in die Gefahr des Verwischens bringen, und dann wäre der Beweis der Schuldforderung unwiederbringlich verloren gewesen, denn die Aufseher in den Niederlagen hatten sich die Ablieferungen auch nirgends weiter notirt. Kamen die Bauern nun in die Comptoirs, so sagten sie kein Wort, drehten stumm dem Kassirer den Rücken zu und empfingen sofort ihr Geld. Als Quittung dienten einige kräftige Bürstenstriche, die der Kassirer auf dem Rücken der Bauern ausübte, die Kreidestriche waren dann verschwunden, und das Geschäft war erledigt.

Ein Ausspruch Michel Angelo's. Ein Freund besuchte einst Michel Angelo, der eben eine Statue vollendete. Einige Zeit später kam er wieder, und der Bildhauer war noch an seinem Werke. Als sein Freund die Statue erblickte, rief er aus: „Du bist träge gewesen, seit ich dich zuletzt sah?" — „Keineswegs," antwortete der Bildhauer; „ich habe diesen Theil überarbeitet und diesen mehr geglättet; ich habe diesen Gesichtszug sanfter gemacht und diesen Muskel mehr heraus gebracht; ich habe dieser Lippe mehr Ausdruck gegeben, und diesem Gliede mehr Energie." — „Nun gut," sagte sein Freund, „aber dies Alles sind Kleinigkeiten!"—„Das mag so sein," erwiderte Angelo, „aber erinnere Dich, daß Kleinigkeiten die Vollendung oder Vollkommenheit machen, und daß Vollkommenheit keine Kleinigkeit ist."

Türkische Schimpfnamen. Es ist interessant, wie die Türken, die alle Nationen glauben mit Verachtung ansehen zu können, die einzelnen Völker mit Zu- oder Spottnamen belegt haben, welche bei ihnen so häufig gebraucht werden, daß man manche Nation unter dem eigentlichen Namen gar nicht kennt, und daß sogar einzelne türkische Geschichtsschreiber, um von ihren Landsleuten besser verstanden zu werden, sich ihrer bedient haben. Es heißen in der türkischen Volkssprache z. B. die Deutschen: freche Lästerer; die Russen: Verruchte; die Polen: prahlende Ungläubige; die Franzosen: Arglistige; die Holländer: Käsekrämer; die Spanier: Müßiggänger: die Venetianer: Fischer; die Italiener überhaupt: Leute von tausend Farben (d. h. Betrüger); die Perser: Rothköpfe; die Araber Unsinnige; die Griechen: Schafe ohne Hörner; die Serben: Räuber; die Bosnier: Herumstreifer oder Landesverheerer.

Der Frauensteiner Teufel. — Zu Frauenstein im sächsischen Erzgebirge lebte vor mehreren Jahrhunderten ein Bürgermeister, welcher die unlöbliche Gewohnheit hatte, seinen Bekräftigungen oft die Aufforderung hinzuzufügen, „daß, wenn er nicht die Wahrheit gesprochen, der Gottseibeiuns ihn bei der Nase fassen möchte," eine Einladung, die um so gewagter war, weil der Bürgermeister sich eines ungewöhnlich großen Riechorgans erfreute. Man kann sich also den Schreck des Mannes denken, als derselbe, der ein alter Junggeselle war, einstmals im Bette lag und ein kleines, seltsam gekleidetes Männlein in die Kammer trat, das eine glühende Zange in der Hand hielt. Das Männlein trat vor des Bürgermeisters Bett, faßte diesen mit der Zange bei der Nase, zog ihn heraus und führte ihn in der Kammer herum. Nach Solchem ließ es ihn wieder los und sagte: „Nun hat Dich der Teufel bei der Nase gehabt!" So lange dieser Bürgermeister gelebt, hat er das Brandmal an der Nase mit sich herumgetragen. Sein Aerger darüber war aber um so größer, als sich nach Jahren herausstellte, daß das Männlein mit der glühenden Zange gar kein Teufel, sondern der Edelmann, auf dem Schlosse, Hanz v. Metzsch, gewesen war, welcher, ärgerlich über des Bürgermeisters Frevelworte, mit dem Meister Schmied im Städtlein eine Verabredung getroffen hatte, ihm eine heiße Zange zu schaffen und bei der Bestrafung zu helfen, wozu auch des Bürgermeisters Haushälterin sich willig finden lassen. Den Bürgermeister verfolgte der Spott wegen dieses Teufelsbesuchs bis an sein Lebensende. Wenn aber Jemand nach der Zeit sich mit großen Worten vermaß, so pflegten die Leute zu sagen: „Hab' Acht, daß Dich der Frauensteiner Teufel nicht bei der Nase faßt."

Bewundernswerthe Hartnäckigkeit. — Der italienische Schriftsteller Edmund de Amicis machte im Jahre 1875 mit dem italienischen Geschäftsträger in Tanger eine Reise durch Marokko, um dem neuen Beherrscher dieses Landes Glückwünsche und Geschenke des Königs von Italien zu überbringen. Als sie aus der Stadt Alkazar aufbrachen, sahen sie einen zwölfjährigen Knaben mit weit aus einander gesperrten Beinen des Weges daherkommen. Bei näherer Untersuchung entdeckten sie, daß dem Knaben ein langer schwerer Eisenstab, mittelst zweier Ringe oberhalb der Knöchel befestigt, die Beine aus einander hielt. Der italienische Gesandte ließ das Kind durch den Dollmetscher befragen, wer ihm diese Eisenstange angelegt habe. Es stellte sich heraus, daß der eigene Vater des Kindes über dasselbe diese Strafe verhängt habe, weil es nicht lesen lernen wolle. Schon drei Jahre trug der Knabe diese Bürde, ja er mußte sogar mit dem Eisen an den Füßen schlafen. Auf die Ermahnung der Reisenden, doch durch fleißiges Lernen sich von der Last und Schmach zu befreien, antwortete der Knabe mit erschütternder Dreistigkeit: „Meinethalben trage ich das Eisen mein Leben lang, aber lesen will ich nicht lernen, lieber lasse ich mich todtschlagen."

„Sind Sie jemals für etwas gelaufen?" fragte ein Politiker einen Deutsch-Amerikaner. — „Ja wohl, neulich lief ich mit aller Kraft, um den abgehenden Zug noch zu erreichen, glitt aber auf der Stations-Platform aus und stürzte."— „Ja, ja," seufzte der Andere, „schlechte Platformen richten oft großes Unheil an, wenn man für Etwas läuft."

Ein Geburtstagsgeschenk. „Liebes Weibchen, hier bring' ich Dir zu Deinem Geburtstag ein Stück der feinsten Leinwand. Deiner geschickten Hand wird es gelingen,—mir daraus sechs feine Oberhemden zu fertigen."

Rare Arbeit. Stadtbürger: „Ach mei guter Härre, ich bitte Ihnen um eine kleine Gabe."

Herr: „Was? Er bettelt im hohen Sommer, wo überall Arbeit?"

Stadtbürger: „Ja mei guter Härre, aber mei Geschäft geht jetzt nicht."

Herr: „Was treibt ihr denn?"

Stadtbürger: „Ich bin Schneeschipper."

Die Aehnlichkeit. Ein Bürger besuchte seinen Nachbarn, den sein Weib kurz vorher mit gesunden Zwillingen beschenkt hatte.

„Ei," sagte der Nachbar, „wie die beiden Kleinen einander ähnlich sehen!"

„Ja freilich," erwiderte treuherzig der glückliche Vater, „absonderlich der Jacob."

Die Verrückten. „Gibt es bei Euch auch noch so viele Verrückte?" fragte ein Herr einen Bauer aus dem Dorfe, wo er Amtmann gewesen war.

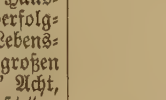
„Gottlob! nicht mehr so Viele als damals, wo Sie noch bei uns waren," antwortete der Bauer.

Unterschied. Ein Gesandter an einem fürstlichen Hofe stritt sich mit einem Gelehrten über den Unterschied zwischen den beiden Wörtern senden und schicken, indem er behauptete, beide Wörter seien gleichbedeutend; der Gelehrte verneinte dies, und als der Gesandte sich durch keine Gründe überführen lassen wollte, sondern ein Beispiel verlangte, antwortete der Gelehrte lakonisch: „Nun Acht, mein Herr, Sie sind ein Gesandter, aber gewiß kein Geschickter!

Buchstabenräthsel.

Das Ganze wächst an manchem Ort,
Auf jeder Wiese, jedem Acker;
Doch nimmst du vorn zwei Zeichen fort,
So wird es gleich ein Wurfgeschoß,
Durch welches Blut in Strömen floß,
Einst brauchten's Helden kühn und wacker.

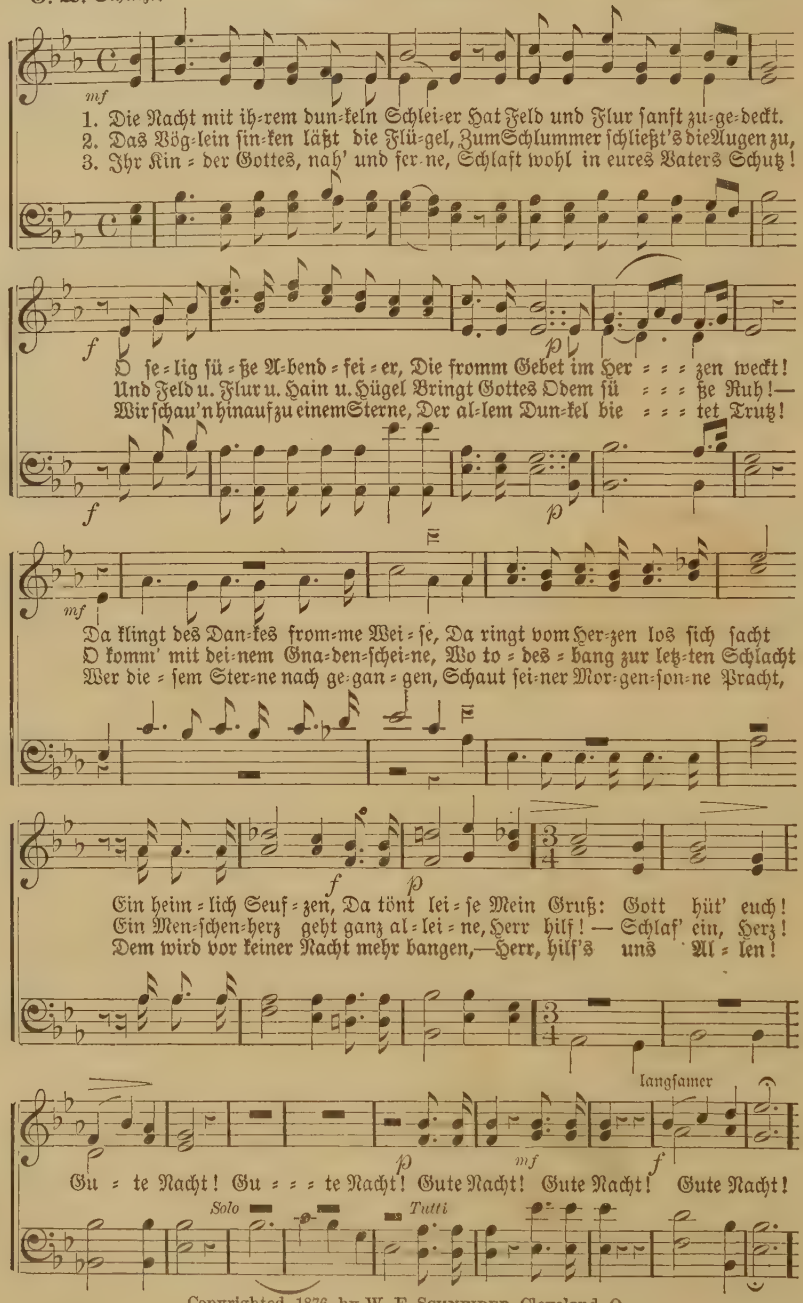
Bilderräthsel.



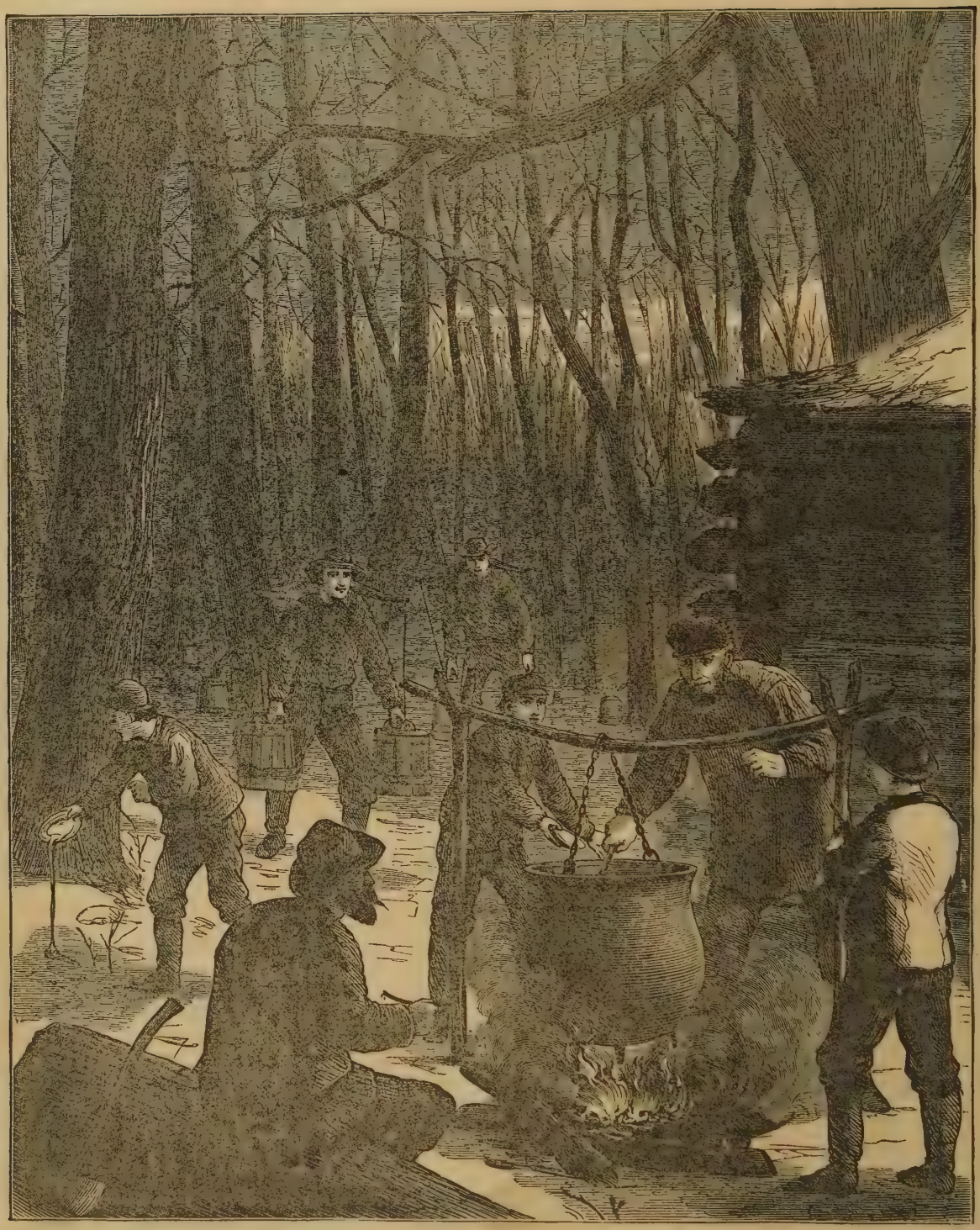
Auflösung der Räthsel im Februarheft:

Räthsel: Hosianna; Silbenräthsel: Kapitalien; Bilderräthsel: Theegesellschaft.

Gute Nacht

G. W. Schulze. J. M. Biermann.

mf
1. Die Nacht mit ih=rem dun=keln Schlei=er Hat Feld und Flur sanft zu=ge=deckt.
2. Das Vög=lein sin=ken läßt die Flü=gel, Zum Schlummer schließt's die Augen zu,
3. Ihr Kin = der Gottes, nah' und fer=ne, Schlaft wohl in eures Vaters Schutz!
f
p
O se=lig sü = ße A-bend = fei = er, Die fromm Gebet im Her = = = zen weckt!
Und Feld u. Flur u. Hain u. Hügel Bringt Gottes Odem sü = = = ße Ruh!—
Wir schau'n hinauf zu einem Sterne, Der al=lem Dun=kel bie = = = tet Trutz!
f
p
mf
Da klingt des Dan=kes from=me Wei = se, Da ringt vom Her=zen los sich sacht
O komm' mit dei=nem Gna=den=schei=ne, Wo to = des = bang zur letz=ten Schlacht
Wer die = sem Ster=ne nach ge=gan = gen, Schaut sei=ner Mor=gen=son=ne Pracht,
f
p
Ein heim = lich Seuf = zen, Da tönt lei = se Mein Gruß: Gott hüt' euch!
Ein Men=schen=herz geht ganz al=lei = ne, Herr hilf! — Schlaf' ein, Herz!
Dem wird vor keiner Nacht mehr bangen,—Herr, hilf's uns Al = len!
langsamer
p
mf
f
Gu = te Nacht! Gu = = = te Nacht! Gute Nacht! Gute Nacht! Gute Nacht!
Solo
Tutti

Copyrighted, 1876, by W. F. Schneider, Cleveland, O.



Im Zuckerbusch.

Das Evangelische Magazin.

Band 9. **April 1877.** **Nr. 4.**

Im Zuckerbusch.

(Zum Titelbild.)

Wunderbar ist es, daß es Umstände und Verhältnisse gibt, die das Freundschaftsband zwischen entfernt wohnenden Verwandten auf einmal merkwürdig anziehen. Dies ist namentlich der Fall bei den Freunden, welche auf dem Lande wohnen, wenn in der Stadt etwa eine Kunstreitergesellschaft oder Thierschau durchzieht, oder der vierte Juli und dergleichen gefeiert wird. Bei den Stadtverwandten hat die Freundschaft der Landvettern besondere Anziehungskraft, wenn im Herbste auf Baum und Strauch das saftige Obst reift, oder wenn im Frühjahr, vom warmen Sonnenstrahl gelockt, der süße, klare Saft von den riesigen Ahornbäumen tröpfelt.

„Es ist nun schon eine geraume Zeit her, daß wir den Vetter Frühauf draußen auf dem Lande nicht besucht haben," sagte Mutter R. eines Tages zu ihren beiden Söhnen. „Man muß doch zeigen, daß man etwas auf die Verwandtschaft hält, die Landleute sind in diesem Punkt gar empfindlich. Zudem ist ja auch jetzt gerade die Zeit, daß sie Zucker kochen werden, da könnt ihr vielleicht ein wenig behülflich sein." Hätte aber gerade jetzt Jemand Frau R. plötzlich gefragt, welches der stärkste Beweggrund für die Besuchslust sei: Die Verwandtschaft, oder die Aussicht auf einen schönen Zuckerkuchen, sie wäre wahrlich wegen der Antwort ein Bischen in Verlegenheit gekommen. Auch wußte man nicht recht, wie das „Behülflichsein" gemeint war, ob es sich auf die Hände oder auf den Mund bezog. Die Jungens aber ließen sich's gefallen, zum Vetter aufs Land zu gehen, und trafen noch an demselben Tage alle Vorkehrungen, um am nächsten Morgen reisefertig zu sein.

Fast zur selben Zeit, als Frau R., aus Verwandtenliebe gedrungen, ihren Söhnen den obenerwähnten Vorschlag machte, sagte Farmer Frühauf zu seinen Söhnen—er hatte deren vier—: „Buben, ich bin soeben durch den Zuckerbusch gegangen, der Schnee ist nicht mehr so tief, an einigen Stellen ist die Erde schon ganz bloß. Wenn's diese Nacht wieder friert und morgen helles Wetter wird, dann heißt's angebohrt. Heute Abend müssen wir nachsehen, ob die Eimer und Rinnchen alle in Ordnung sind."

Das war nun freilich eine erwünschte Nachricht für die Farmersöhne. Am Abend wurde Alles in gehörigen Stand gesetzt, und am nächsten Morgen wachten die Burschen schon in aller Frühe auf und guckten nach dem Wetter. Richtig! Der Morgenstern strahlte freundlich vom unbewölkten Himmel und verhieß einen schönen Tag. Schnell wurde aufgestanden, die Hausarbeit verrichtet, und nach dem Frühstück gings fröhlich hinaus zum Walde. Dort begrüßte sie schon ein Frühjahrsvöglein mit seinem munteren Gesang, welches ebenfalls früh aufgestanden und schon bei der Arbeit war. Es kochte freilich keinen Zucker, sondern suchte sich eine Baustelle für sein Sommerhaus in den knospenden Zweigen eines hohen Ahornbaumes.

Nun ging's flink an die Arbeit. Wo fleißige Hände wacker zugreifen, da gibt's bald ein Stück. Während die Söhne die Bäume anzapften und die Eimer daran befestigten, richtete Vater Frühauf die Feuerstelle her. Als der Mittag kam, war nicht nur schon Alles fertig, sondern manche der Eimer an den großen, schlanken Bäumen, wo die Sonne hinschien, waren schon beinahe voll Saft.

Es ist gewiß eine schöne Sache, wenn man so zwischen den himmelanstrebenden Bäumen steht und den perlenden Saft in die Kübel rinnen sieht. Horch! Klipp, klapp tropft's in die Eimer hinein, und jeder Tropfen trägt zur Vermehrung der Zuckerernte bei. Schnell wird nun das mitgebrachte Essen aus dem Korbe gelangt—mit dem süßen Safte dazu schmeckt's um so besser—und dann heißt's zusammentragen.

„Erst sauer, dann süß." Dies gilt bei allen Sachen, wobei man ein schönes Ziel im Augenmerk hat. Erst die Arbeit, dann der Lohn. Bei der Ahornzuckerbereitung ist's auch so. Ist dies ja doch auch ein Bild des christlichen Pilgerganges.

Der Herr behält den besten Wein bis zuletzt. Wenn nur das Süße folgt, so erträgt man das Bittere in der Hoffnung: „Die mit Thränen säen, werden mit Freuden ernten." In dem Katechismus der Welt aber steht's umgekehrt.

„Es ist ein köstliches Ding einem Manne, daß er das Joch in seiner Jugend trage." So sagt Jeremias. An den strammen Söhnen Frühauf's konnte man das recht sehen. Sie gingen so sicheren Trittes mit dem Joch auf ihren Schultern, an welchem zwei schwere Eimer voll Saft hingen, über Wurzeln und umgefallene Baumstämme hin, als ob es Federn seien. Aber den Bürschchen aus der Stadt, welche im Laufe des Nachmittags angekommen waren, schien das Joch nicht sonderlich „köstlich." Aber der alte biedere Farmer hatte die absonderliche Idee, daß Essen und Arbeiten zusammengehören, und veranlaßte deßhalb die Stadtvettern zum „Zugreifen," wie er es nannte. Das thaten sie denn auch anfangs recht willig, aber nach und nach preßte ihnen das Tragen herbe Seufzer aus, die Farmersöhne hingegen lächelten mitleidig, wenn sie sahen, wie ihre Vettern unter dem Joche einen Katzenbuckel machten.

Endlich kam aber nach der Saat auch die Ernte. Immer brauner und dicker wurde der brodelnde Saft in dem Eisenkessel, und wenn man davon in den Schnee schüttete, so wurde er ganz steif wie Wachs. Der braunen Masse schien es endlich selbst sehr heiß und langweilig in dem eisernen Gefängnisse zu werden, deßhalb mußte Vater Frühauf aus allen Kräften rühren, um demselben nur am Herausspringen zu verhindern.

Nun aber hieß es: „Abgehoben und ausgeschüttet." Da kam die eigentliche Festzeit mit ihren süßen Leckerbissen. Die Stadtvettern ließen sich den frischen, prächtigen Syrup und Zucker trefflich munden, aber dazwischen warfen sie auch manchmal ganz herzbrechende Blicke nach dem verdächtigen Jo-

che, welches einstweilen, an einen Baum gelehnt, müßig stand.

Jedoch sie brauchten das Joch nicht mehr zu schultern. Ihr Vetter hatte ihnen blos zeigen wollen, daß es manchen sauren Tritt kostet, um die süßen Früchte zu pflücken. Sie verlebten einige sehr vergnügte Tage in der Gesellschaft ihrer Verwandten auf dem Lande, und als die Zeit der Abreise kam, packte Mutter Frühauf noch jedem einen prächtigen Zuckerkuchen ins „Ränzel," um ihre Mutter damit zu beschenken. Vergnügt kamen sie zu Hause wieder an, aber auf der Schulter hatten sie ihre Reisetaschen nicht getragen. Warum wohl nicht?

Wir aber wollen aus diesem lernen, daß man sich Mühe und Arbeit nicht muß verdrießen lassen, wenn man in irdischen Dingen ein schönes Ziel erreichen will und—noch mehr wenn man das vorgesteckte Ziel der himmlischen Berufung zu erreichen wünscht. W. H.

Friedhofsskizzen von Yokohama, Japan.

Von Ad. Halmhuber.

Als ich meine Heimath verließ, lebte ich der freudigen Hoffnung, selbst im fernen Japan einen Freund und Altersgenossen aus meiner Vaterstadt vorzufinden und in ihm in manchen Stücken einen Rathgeber zu haben. Er heißt Robert Motz und ist der Sohn desselben Herrn Kaufmann Motz, von welchem unsere Stuttgarter Gemeinde schon viele Jahre ihr Gottesdienstlokal gemiethet hat und Bruder zu einem unserer lieben Mitbrüder in Stuttgart. Er kam vor etwa vier Jahren in dieses Land, nachdem er zuvor etliche Jahre in China gewesen war, und schwang sich bei außerordentlicher Sprachbegabung und großer Liebe zu japanischem Haushalte in kurzer Zeit zum Dolmetscher des japanischen Gerichtshofes hier empor. In dieser seiner Stellung genoß er Vorrechte, deren sich bisher wenige Ausländer erfreuten; er wurde mit vielen hervorragenden Persönlichkeiten des Landes bekannt und konnte ungehindert ganz Japan durchreisen, und so von Land und Leuten Manches erforschen, das Andern noch verschlossen ist. Da ich seine ehrwürdigen Eltern und Brüder persönlich kannte und dieselben noch kurz vor meiner Abreise sah und sprach, so konnte ich um so eher hoffen, auch mit ihm in freundschaftliche Beziehung zu treten. Allein der Mensch denkt und Gott lenkt. Noch ehe ich Japans Boden betrat, erhielt ich die traurige Kunde, daß der junge talentvolle Mann zur großen Betrübniß der Seinigen wie der japanischen Behörden in Folge einer Knieentzündung vom Schauplatz dieses Lebens abgerufen worden sei. Ich konnte ihn nur noch unter den Todten aufsuchen.

Da ich von Niemanden Auskunft über seine Grabstätte bekommen konnte, so wandelte ich eines Sonntag Nachmittags auf den Friedhof der Fremden in Yokohama, um sie zu suchen. Schon beim Hineintreten auf den christlichen Friedhof im heidnischen Lande und beim Gedanken, daß diese Alle, die hier liegen, fern von der Heimath gestorben sind, wandelte mich Ernst und Feierlichkeit an, und es war mir, als ob ich eine eindrucksvolle Predigt nach allen Richtungen des christlichen Lebens hörte, als ich Grab um Grab musterte, die Namen entzifferte, die Wohnorte suchte und die verschiedenen Alter ausrechnete.

Japanischer Friedhof.—(Originalzeichnung von A. Halmhuber.)

Der Friedhof ist sehr geräumig und liegt terrassenförmig an einem Hügel hinauf, er ist reichlich mit halbtropischem Pflanzen- und Baumwuchs bedeckt. Höher und höher stieg ich, bis ich ganz oben zwischen etlichen deutschen Gräbern das Gesuchte fand. Jeder Friedhof ist geeignet, tiefe Gefühle in der Seele zu erwecken, ein solcher aber, wie der hiesige, hat diese Eigenschaft in erhöhtem Maße. Man wird hier an die Ferne erinnert, in der man von den Seinen lebt; man fragt sich, ob

man nicht auch so weit von ihnen entfernt sein Ruheplätzlein haben solle; man fragt sich, wie wohl Dieser oder Jener starb, und wer ihm wohl zum letzten Mal bettete und ihm wohl sein Grabmal habe setzen lassen; man sieht es wohl, wie sich um Diesen noch nach dem Tode treue Freundeshand bemühte, wie Jener aber ungekannt und unbeweint von hinnen schied; Deutsche und Schweizer, Engländer und Amerikaner, Franzosen und Italiener, Russen und Holländer 2c., sie alle liegen in stiller Eintracht beisammen, das kräftige Mannesalter konnte dem König der Schrecken nicht widerstehen, Frauen und Kinder fielen ihm zur Beute. Und lese ich, wie alt Diese wurden, so muß ich mir's gedankenvoll gestehen: Viele erreichten nicht

Denkmal zweier russischen Offiziere.
(Originalzeichnung von A. Halmhuber.)

dreißig Jahre, Viele nicht viel über dreißig und Wenige nur über vierzig Jahre. Als mich der Aufseher eines Tages Notizen aufnehmen sah, kam er zu mir her und erklärte mir Einiges, und war selbst so freundlich mich in seine Office zu nehmen und mir das Todtenregister zu zeigen, in welchem dieselbe Wahrheit, die ich schon auf den Steinen gelesen, nur noch deutlicher hervortrat. Allerdings muß man hier in Betracht nehmen, daß die Ausländer fast ohne Ausnahme noch jüngere Leute sind. Die Angehörigen der verschiedenen Nationen liegen ziemlich beisammen, doch sind öfters auch die verschiedensten Sprachen in kleinem Umkreis zu lesen. Es dürfte vielleicht interessant sein, etliche dieser Grabschriften hier wiederzugeben, so vermag man sich eine bessere Vorstellung zu machen. Ein italienischer Grabstein sagt: Qui giace Franchi Giovanni, morto il 24tro Marso d'anni 29, 1875. (Hier ruht F. G., gest. den 24, März, 29 Jahre alt, 1875.)

Auf einem französischen Grabe ist zu lesen:

Ci-Gît. Carron de la Morinais, Yves Jean Marie,
Commissaire du Menzaleh,
décédé á Yokohama le 26 Janvier 1875, á l'âge de
29 ans.
Priez pour lui!

(Hier ruht C. de la M., Y. J. M., Commissär des Menzaleh, verschieden zu Y. den 26. Jan. 1875 im Alter von 29 Jahren. Betet für ihn!)

Ein dänischer oder schwedischer Stein trägt die Inschrift:

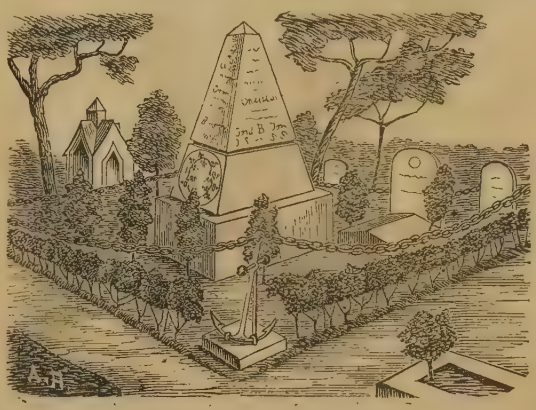
Ter Nagedachtenis aan Gerrit Lelz,
geboren te Buiksloot, Juni 20. 1837,
overleden te Yokohama, Sept. 27., 1870.
Zyn Asche ruste in vreden.

Das Denkmal für zwei deutsche Matrosen sagt:

Hier ruhen Matrose Paul Mundkowsky,
geb. den 18. Dez. 1851, gest. den 25. Mai 1872;
Matrose Friedrich Meinke, geb. 15. Sept. 1850,
gest. den 28. Mai 1872.
von der Besatzung S. M. S. "Nymphe."
„Dem Andenken der fern von der Heimath Gestorbenen,
gewidmet von ihren Kameraden."

Russische und japanische Schrift wäre schwierig wiederzugeben. Die Aufschrift des Obeliskartigen Denkmals (s. Skizze) über dem Kranze lautet:

In Memory of the Officers and Men, who went down with the U. S. S. "Oneida," when that vessel was sunk while homeward bound, by the steamship



Denkmal der Mannschaft des Oneida.
(Originalzeichnung von A. Halmhuber.)

"Bombay," in the Yeddo-bay, Japan, Jan. 24. 1870. (Zum Gedächtniß der Offiziere und Mannschaft, welche untergingen mit dem Ver. Staaten Dampfschiff „Oneida," als dieses Schiff heimwärts ausgerüstet, von dem Dampfschiff „Bombay" versenkt wurde, 2c.)

Das Schiff „Oneida" war ein amerikanisches Kriegsschiff, es hatte 3 Jahre hier gelegen, voll Freuden folgte die Besatzung dem Befehl heimzukehren. Aber, o des Schicksals, am Ausgang der Bay von Yeddo rannte es an den „Bombay" und sank sofort. Das Denkmal ist für fünfundneunzig Mann, die in der See liegen, nur drei ihrer Kameraden liegen neben dem Stein auf dem Friedhof. Das kappellenartige Denkmal (s. Skizze) ist für einen russischen Kapitain und einen russischen Commandanten, die in 1859 ermordet wurden. Nicht weit davon ist ein anderes für einen deutschen Kapitain und einen deutschen Commandanten, die dasselbe Schicksal hatten. Viele Seeleute und Seesoldaten haben ihre Ruhestätte hier. Denkmäler der mannigfachsten Art neben einfachen Kreuzen zieren die Gräber.

Ganz anders sieht ein japanischer Todtenplatz aus. Wie die Skizze zeigt, sind es meist kleine Gruppen, da und dort an Hügeln angebracht. Die Grabsteine sind enge und unregelmäßig zusammengestellt und haben die verschiedensten Formen und Inschriften. Götzenbilder sind an denselben nicht so häufig, als man erwarten sollte. Zwischen den Steinen sieht man viele schmale Holzstreifen mit Schrift bedeckt, sie scheinen eine Art Opfer zu sein. Dann und wann sieht man auch ein umzäuntes Grab mit regelmäßig gehauenem Stein und Opfergeräthe. Im Allgemeinen scheinen sich aber die Japaner nicht viel um ihre Todten zu bekümmern. Möge ihnen auch hier das Evangelium den schönen Weg christlicher Liebe zeigen.

Der Freund der Waisen.

Nach dem Englischen von F. Kurtz.

In einer der ärmlichsten Gegenden des westlichen Irlands, lebte in einem kleinen Dorfe eine arme Wittwe, deren ganze Erbschaft von ihrem verstorbenen Manne in zwei gesunden kleinen Mädchen bestand. Mit der größten Anstrengung gelang es der Mutter in gesunden Tagen sich mit den beiden Kleinen nothdürftig durchzuschlagen; aber die Anstrengung war so groß, daß sie nach Verlauf von zwei Jahren unter der Last zusammenbrach. Sie würde krank und der Tod erlöste sie bald von ihrem Leiden. Hülflos und ohne Versorger blieben die beiden Mädchen als arme Waisen zurück. Die Armuth der ganzen Ortschaft war so groß, daß Niemand sich im Stande glaubte, etwas für die unglücklichen Kinder thun zu können.

„Wenn die Mädchen nur nach Kilburn" (einem einige Meilen entfernt liegenden Orte) „gebracht werden könnten," sagte eines Tages ein Nachbar; „denn dort wohnt ein Vetter von ihnen, ihrer Mutter Bruder, möglicherweise würde der für sie sorgen."

Ein Fuhrmann, welcher in die Nähe von Kilburn zu fahren im Begriffe war, erbot sich, die Kinder aus Barmherzigkeit so weit mitzunehmen, als sein Weg ginge. Lizzie, das ältere der Mädchen war sieben und ihre jüngere Schwester Märy fünf Jahre alt. Der Mann nahm also die Armen zu sich auf seinen Karren und fuhr des Weges auf Kilburn zu. Gegen Mittag erreichten sie die Stelle, wo der Fuhrmann ablenken mußte; er hob die köstliche Ladung von seinem Fuhrwerke, zeigte den Kindern den Weg nach Kilburn und zog sodann seine Straße weiter.

„Ich bin so hungrig" jammerte Märy, „wir haben den ganzen Tag noch nichts gegessen." Lizzie war eben so hungrig als ihre Schwester, und so weinten sie miteinander die Thränen des Mangels. Hand in Hand wankten sie auf dem Wege ihrer Bestimmung dahin; weil sie aber so schwach und ausgehungert waren, konnten sie sich nur mühsam voranschleppen. Endlich sehen sie das erste Haus des Ortes. Mit zögernden Schritten gehen sie darauf zu und schüchtern betreten sie den Hof, denn so arm sie auch bisher gewesen waren, so war es doch bis jetzt noch nicht zum Aeußersten gekommen—gebettelt hatten sie noch nie. Jetzt aber blieb ihnen nichts anders übrig, der Hunger trieb sie dazu. Erschrocken blieben sie vor der Hausthüre stehen, denn drinnen hörten sie eine zornige Stimme laut reden. Wartend, bis diese Stimme schwieg, wagten sie es dennoch schüchtern die Thüre zu öffnen und einzutreten.

„Was wollt ihr?" schrie ihnen ein Mann laut und zornig entgegen.

„Könnt ihr nicht sprechen?" fuhr er zu schreien fort, als die Kinder, aufs höchste geängstigt, nicht sogleich zu antworten vermochten.

Da faßte sich Lizzie ein Herz und sagte: „O, wenn Sie wollten so gut sein und uns ein klein Wenig zu essen geben; ein Stückchen Brod, oder eine Kartoffel, wir sind so sehr hungrig."

„Dachte mirs doch, daß ihr Bettelvolk seid," entgegnete der Mann rauh, „und wie es scheint, gehört ihr nicht einmal in diese Nachbarschaft. Wir haben hier Bettler genug, ohne daß noch welche sonstwo herkommen. Wir haben in diesen harten Zeiten nicht Brod genug für uns selbst. Packt euch sogleich fort, sage ich euch!" Die Kinder fuhren erschrocken zusammen und fingen an bitterlich zu weinen.

„Wir haben heute noch keinen Bissen gegessen und sind so müde, daß wir fast keinen Schritt mehr gehen können," hielt Lizzie an, „wenn Sie uns auch nur das Allergeringste geben könnten."

„Ich habe euch gesagt, daß Bettler hier nichts bekommen," sagte der Hartherzige, indem er aufstand und den Mädchen drohte.

Schnell öffnete das älteste der Kinder die Thür und zog ihre Schwester mit sich hinaus. So standen sie wieder einsam und verlassen auf dem Hofe ohne Rath, was nun anzufangen sei. Plötzlich ließ die kleine Märy die Hand ihrer Schwester fahren und trat hastig auf die andere Seite des Hofes. Dort lag ein böser Hund an der Kette und vor ihm stand in einer Schüssel sein Futter. Hastig langte Märy mit der Hand in die Schüssel und fing an mit dem Hunde zu essen. Nun kam auch die ältere Schwester herzu und betheiligte sich an der eigenthümlichen Mahlzeit. Der Hund, an solche Gäste nicht gewöhnt, sah die Kinder einen Augenblick erstaunt an und zog sich dann schweigend in seine Hütte zurück, den fremden Tischgenossen die Mahlzeit allein überlassend. In diesem Augenblicke trat auch der Bauer aus dem Hause auf den Hof hinaus, um zu sehen, ob die Kinder auch wirklich fortgegangen seien. Als er nun sah, daß dieselben sich in der Nähe des Hundes befanden, wurde ihm doch heiß ums Herz, denn der Hund war sehr böse, so daß er selbst sich ihm blos nahen durfte. Erschrocken eilte er auf die Kinder zu und rief: „Seht ihr den Hund da nicht? Wenn er euch packt, so seid ihr des Todes."

Aber plötzlich stand er still, als ob er an die Erde festgewachsen wäre; denn er sah wie der Hund aufstand, sich ruhig neben die Kinder stellte und dann, mit dem Schwanze wedelnd, seinen Herrn ernst anblickte, als ob er sagen wollte: „Unterstehe dich nicht meine Gäste hier fortzutreiben."

In diesem Augenblick ging eine große Veränderung mit dem hartherzigen Manne vor. Der Anblick wirkte so auf ihn, daß sein rauhes Gemüth plötzlich von Wohlwollen gegen die Kinder erfüllt wurde.

Die Mädchen waren, erschreckt durch das laute Rufen des Bauern, schnell aufgestanden und fürchteten er werde sie strafen, weil sie seinem Hund das Futter weggenommen hatten und mit niedergeschlagenen Augen standen sie vor ihm.

„Seid ihr denn wirklich so hungrig, daß ihr das Futter meines Hundes nicht verschmäht?" sagte er jetzt in einem von seinem früheren Wesen ganz verschiedenen Tone. „So kommt herein in's Haus, ihr sollt zu essen haben, so viel ihr wollt;" und die Kinder bei der Hand nehmend, führte er sie ins Haus und im Vorbeigehen rief er der Magd zu: „Biddy, hole schnell Brod und Milch für diese Kinder herein." — Der böse Hund, das unvernünftige Thier hatte seinen Herrn beschämt.

Jetzt setzte er sich zu den Kindern an den Tisch, fragte sie nach ihrem Namen und hieß sie tüchtig essen.

„Wißt ihr meinen Namen, Kinder?" fragte er dann.

„Nein," sprach Lizzie.

„Wie kommt es denn, daß ihr gerade zu mir gekommen seid? Hat euch Jemand hierhergeschickt?" fragte er.

„Es hat uns Niemand geschickt," sagte darauf das Mäd-

chen. „Die Leute in unserem Dorfe sagten uns nur, wir sollten nach Kilburn gehen, wo unser Onkel wohnt; wir würden dort mit Freuden aufgenommen werden, sagten sie, aber wir glaubten es nicht, denn unsere Mutter sagte uns immer, der Onkel sei ein harter Mann, der sich nichts um seine Verwandten bekümmere."

„Eure Mutter hatte ganz recht," erwiderte der Bauer. „Was wollt ihr aber anfangen, wenn euch der hartherzige Onkel nicht aufnimmt?"

„Dann bleibt uns nichts anders übrig, als Hungers zu sterben," antwortete Lizzie.

„Nein! nein!" rief der Mann aus; „dazu soll es nicht kommen. Der barmherzige Gott hat Mitleiden mit eurer Hülflosigkeit und hat den bösen Hund gebraucht, das harte Herz eures Onkels zu erweichen, darum wird er euch nie verlassen."

Verwundert schauten die Mädchen den Mann an, er aber fuhr fort: „Ich bin euer Onkel Sullivan; ich weiß, ihr seid die Kinder meines Bruders Martin, ich heiße euch deßhalb willkommen. Jetzt weinten die Kinder Freudenthränen, sie blieben da und der Onkel hat Wort gehalten: Sie fanden bei ihm eine gute Heimath.

Wie wunderbar sind doch die Wege unseres himmlischen Vaters. In seiner Weisheit und Güte leitete er die Schritte der armen Mädchen und der böse Hund, die unvernünftige Creatur, mußte ihren Meister lehren, gütig und mitleidig zu sein. Gott hat verheißen, den Waisen ein Vater zu sein, und er hält sein Wort.

Eine schlaflose Nacht.

1.

Es war im Sommer des Jahres 1785. Eine warme, weiche Nacht hatte sich auf die Straßen von London und auf die Fluren, welche die Riesenstadt umgeben, herabgesenkt. Das laute Getümmel des Tages war schon längst verstummt. Nur hie und da hörte man das Rollen eines Wagens, welches weithin durch die Nacht klang. Die Straßen waren still und öde geworden. Nur hie und da eilte ein einzelner Wanderer durch sie dahin. Woher kam und wohin ging er? Hatte er sich im Taumel der Lust und des Vergnügens verspätet, und eilte nun, um daheim sein Lager aufzusuchen? Oder kam er von dem Krankenbette eines seiner Lieben und wollte nun den Arzt suchen und holen? Oder ging er auf dem Wege der Sünde und des Verbrechens, das sich in das Dunkel verbirgt? Ich weiß es nicht. Klar und golden leuchtete die Sterne von dem blauen Himmel hernieder. Die Sterne haben es gesehen, aber sie wußten es auch nicht. Aber über den Sternen, da wachet ein Auge, das Alles sieht und Alles weiß. Es ist der Hüter Israels, der nicht schläft noch schlummert. Es ist der allwissende Gott, der unsere Gedanken von ferne versteht und alle unsere Wege von oben sieht.

In einer der vielen Vorstädte von London stand ein niedriges und armseliges Häuschen. Man sah es ihm an, daß hier nur arme und geringe Leute wohnten. Wir treten in ein kleines, dürftiges Stübchen, welches zwei Betten und außerdem nur knappes und sehr bescheidenes Hausgeräthe enthielt. In einem dieser Betten lag ein zwölfjähriges Mädchen. Sie konnte nicht schlafen, sondern wälzte sich unruhig von einer Seite auf die andere. Endlich wurde die Mutter, die in dem anderen Bette lag, darauf aufmerksam und fragte: „Märy, mein liebes Kind, bist Du krank?"

„Nein, meine liebe Mutter; ich bin ganz gesund und wohl," antwortete die Tochter.

„Aber, Kind, warum schläfst Du nicht?" fragte die Mutter wieder.

„Ich weiß es nicht, aber ich kann nicht schlafen," war die Antwort.

„Du mußt nur ganz still und geduldig liegen," sprach die Mutter, „dann wird der Schlaf schon kommen."

Das kleine Mädchen antwortete nicht. Sie lag ganz still. Aber der Schlaf wollte doch nicht kommen. Endlich klang es, wie ein leises, stilles Weinen und Schluchzen aus ihrem Bette. Die Mutter, die es hörte, sprang schnell auf und eilte zu ihrer Tochter. Sie setzte sich auf den Rand ihres Bettes, faßte liebreich ihre Hand und sprach: „Aber, meine liebe Märy, was ist Dir denn? warum weinest Du?"

Die Tochter antwortete zuerst kein Wort. Sie weinte lauter als zuvor. Endlich aber unterdrückte sie ihre Thränen und sprach auf die wiederholten, ängstlichen Fragen der Mutter: „Ach meine liebe Mutter, ich kann nicht schlafen, ich muß immer fort an unsern armen Vater denken. Er ist nun so lange schon in dem Gefängniß. Die Kinder haben gesagt, wir würden ihn wohl nimmer wieder sehen. Und ich habe den Vater doch so lieb. Darum bin ich so traurig und kann nicht schlafen."

Die Rede des Kindes erinnerte auch die Mutter an das Leid, welches sie still und schweigend in ihrem Herzen trug. Sie warf sich auf das Bett der Tochter und schloß sie in ihre Arme. Dann aber brachen ihre Thränen heiß und heftig hervor. Und so weinten Mutter und Kind lange mit einander in der stillen Sommernacht. Endlich sprach Märy: „Weißt Du, Mutter, was ich heute in der Sonntagschule gehört habe? Die Lehrerin sagte, wir sollten nur in aller Noth zu dem Herrn rufen und beten. Er würde uns dann gern helfen und erhören. Und wenn Zwei mit einander eins würden im Gebet, dann würde es so recht kräftig und erhörlich. Ach, liebe Mutter, wir wollen beide mit einander beten, daß der liebe Gott unserm armen Vater helfen möge. Wir wollen ihn bitten, daß er ihn aus dem Gefängniß führen und ihn uns wieder geben wolle. Was meinst Du, Mütterchen? Wird uns der liebe Gott nicht erhören?" Die Mutter wurde durch die Fragen ihres Kindes tief bewegt. Ach, sie hatte schon so oft um die Befreiung ihres Gatten gebeten. Bisher hatte sie der Herr noch nicht erhört. Sie hatte aber den Glauben daran nicht aufgegeben. So sank sie denn vor dem Bett ihres Kindes auf die Kniee, und sie beteten mit einander. Der Wind, der warme, weiche Wind, der an dem kleinen Fenster des Stübchens vorüberwehte, hat das Gebet nicht gehört. Die kleinen, goldenen Sterne, die vom blauen Himmel hernieder leuchteten, haben es nicht vernommen. Aber Einer hat es doch gehört. Das war der allwissende Gott, von welchem geschrieben steht: „Es ist kein Wort auf unserer Zunge, das Du, Herr, nicht Alles wissest."

Es ist eine kurze, aber traurige Geschichte. John Rennington besaß bei seiner Verheirathung einen kleinen Laden, den er von seinem Vater ererbt hatte. Das Geschäft, welches er in demselben betrieb, nährte ihn in bescheidener, aber doch aus-

reichender Weise. Er war ein fleißiger und ordentlicher Mann gewesen. Sein junges Weib waltete still und treu in dem kleinen Haushalt. Das Töchterlein, das ihnen geboren wurde, war des Vaters und der Mutter Freude gewesen. Ein trautes, liebliches Glück wohnte im dem Kreise der kleinen Familie manches Jahr. Dann waren böse, schlimme Zeiten gekommen. Der Vater war in schlechte Gesellschaft gerathen und hatte sich den Trunk angewöhnt. Die Bitten und die Thränen seines Weibes hatten ihn nicht halten und retten können. Er kam Schritt für Schritt immer weiter und immer tiefer in die Sünde und das Verderben hinein. Mangel und Armuth waren in dem kleinen Hause eingekehrt. Das stille Glück, das sonst in seinen Räumen waltete, war gewichen. Der Mann kam nur sehr selten nach Hause. Wenn er kam, so ging er finster und mürrisch umher. Vergebens härmte sich die arme Frau und weinte bei Tag und Nacht Thränen des Grames und der Sorge. Endlich war der schwere, schmerzliche Schlag gefallen. John Remington hatte im Verein mit mehreren seiner Kameraden falsches Geld gemacht. Die Verbrecher waren entdeckt und in das Gefängniß gesteckt worden. Das Urtheil war gesprochen worden. Es lautete nach den strengen Gesetzen Englands auf: Tod durch den Strang. Die arme Frau hatte das erfahren, aber sie hatte es ihrem Kinde verschwiegen. Sie konnte es nicht über das Herz bringen, der Tochter die traurige und entsetzliche Nachricht mitzutheilen. Sie hoffte noch immer, daß der König ihren armen, verführten Mann begnadigen würde.

So lag die Mutter weinend vor dem Bett ihres Kindes. So beteten sie mit einander in der Stille der Nacht unter heißen und heftigen Thränen. Der Wind hat ihr Gebet nicht gehört. Die Sterne der Nacht haben es nicht vernommen. Aber es stieg hinauf zu dem blauen Himmel, zu dem Throne des barmherzigen Gottes.

2.

Es ist dieselbe Sommernacht. In einem der glänzenden Stadttheile von London steht ein stattliches Haus. Man sieht es ihm sogleich von außen an, daß hier vornehme und reiche Leute wohnen. Wir treten in ein freundliches und behagliches Gemach, das mit reichem Schmuck geziert und mit allen möglichen Bequemlichkeiten des Lebens ausgestattet ist. Hier stehen zwei Betten. In einem dieser Betten liegt ein zwölfjähriges Mädchen. Sie kann nicht schlafen, sondern wälzt sich unruhig von einer Seite auf die andere. Endlich wird die Mutter, die in dem andern Bette liegt, darauf aufmerksam und fragt: „Alice, mein liebes Kind, bist Du krank?"

„Nein, meine liebe Mutter, ich bin ganz gesund und wohl," antwortet die Tochter.

„Aber, Kind, warum schläfst Du nicht?" fragt die Mutter weiter. Dann steht sie sorglich auf, tritt an das Bett ihrer Tochter und streicht ihr mit liebkosender Hand über das blühende Angesicht. Das Mädchen küßt zärtlich die Hand der geliebten Mutter und spricht dann: „Ach, ich kann nicht schlafen. Ich bin so glücklich und fröhlich, meine geliebte Mutter. Ich kann meinen heutigen Geburtstag noch gar nicht vergessen. Was war das für eine Freude, als ich den reichen Tisch sah, den mir mein Väterchen und Mütterchen aufgebaut hatten. Und was sind das für schöne Geschenke, die Ihr mir gegeben habt, viel mehr, als ich verdient, viel schöner und reicher, als ich sie gehofft habe: Und weißt Du, Mütterchen? der Nachmittag und Abend waren wundervoll. Das war so lieb von Dir, daß Du alle meine Freundinnen mir geladen hast. Wie schön haben wir mit einander gespielt, wie hübsch haben wir uns unterhalten! Und der gute Papa hat uns noch eine so große Freude gemacht, daß er uns die schöne Spazierfahrt veranstaltete. Ich bin so glücklich und fröhlich. Ich habe doch eine gute, liebe Mamma und einen so prächtigen Papa. Ach, ich habe Euch so lieb dafür!"

Die glückliche Mutter umarmte und küßte die Tochter zärtlich. Dann sprach sie: „Du bist unser gutes, liebes Kind. Darum machen wir Dir auch so gern eine Freude und haben uns an dem heutigen Tage herzlich mit Dir und Deinen Freundinnen gefreut. Aber nun mußt Du auch schlafen, meine liebe, kleine Alice!"

Das kleine Mädchen küßte wieder die Hand ihrer Mutter und sprach: „Ich will ja so gern schlafen. Aber ich möchte Dir und dem lieben Papa recht viel Freude machen. Und da liege ich und denke nun darüber nach, wie ich das wohl fertig bekommen könnte."

„Die beste Freude, meine liebe Alice," sprach die Mutter, „machst Du deinen Eltern, wenn Du ein frommes, fleißiges und gehorsames Kind bist. Du mußt den lieben Gott darum bitten, daß er Dich immer mehr dazu mache."

„Das will ich von Herzen gern, liebe Mutter," sagte Alice. „Das will ich noch heute thun. Aber ich möchte Dir und dem lieben Papa auch noch eine große und ganz besondere Liebe erzeigen und weiß nicht, wie ich das anfangen soll."

„Bete für deinen Vater und für mich!" antwortete die Mutter. „Das ist das Beste und Liebste, was Du für uns thun kannst. Bete besonders für Deinen lieben Vater, daß Gott ihn uns noch recht lange erhalten und ihn reichlich segnen möge. Denn sein Glück ist unser Glück, und sein Segen ist unser Segen. Und nun schlafe sanft und wohl, mein geliebtes Kind!" Sie umarmte und küßte noch einmal ihr Töchterlein mit herzlicher Zärtlichkeit und kehrte dann zu ihrem Lager zurück.

Es war still geworden in dem Schlafzimmer. Alice faltete ihre Hände und betete von Herzen, daß der liebe Gott ihren Vater und ihre Mutter ihr erhalten, sie segnen und ihnen alle die Liebe, die sie ihrem Kinde erwiesen, reichlich vergelten möge. Sie betete still, aber inbrünstig. Dazwischen flüsterte sie immer wieder: „Ach, wie bin ich doch so glücklich!" und schlief endlich ein.

In dem großen und schönen Garten, der hinter dem Hause ihres Vaters lag, rauschten die Bäume im Wehen des warmen und weichen Sommerwindes. Der Wind, der am Fenster leise vorüber fächelte, hat das Gebet des kleinen Mädchens nicht gehört. Die goldenen Sterne, die vom blauen Himmel hernieder leuchteten, haben es nicht vernommen. Aber Einer hat es doch gehört. Es war der treue Gott und Vater, der im Himmel wohnt, und der auf die Bitten seiner traurigen wie seiner fröhlichen Menschenkinder achtet.

3.

Es ist dieselbe warme, weiche Sommernacht. Nicht weit von dem Schlafzimmer, in welchem wir so eben Alice mit ihrer Mutter gesehen haben, liegt ein anderes Gemach. Hier schläft der Vater des Kindes, der Unterstaatssecretär im Ministerium des Innern, Sir Evan Nepean. Er kann heute nicht schlafen. Er ist ganz gesund und munter, er trägt sich auch mit keiner Sorge und keinem aufregenden Gedanken, die den Schlummer etwa fern halten könnten. Aber er kann doch nicht schlafen und wälzt sich auf seinem Lager unruhig hin und her. So hat er seit elf Uhr Abends gelegen. Nun ist es zwei Uhr Morgens geworden. Der Tag dämmert schon an dem

Morgenhimmel herauf, und der ersehnte Schlaf will nicht kommen.

Endlich gibt Sir Evan es auf, in dieser Nacht noch Schlaf zu finden. Er steht auf und kleidet sich an. Dann geht er hinunter in den nahe gelegenen, schönen Regents-Park. Er hofft, durch einen Spaziergang in der kühlen Morgenfrische sich vielleicht noch einige Stunden des Schlummers zu verschaffen. Der Park ist leer. Kein Spaziergänger wandelt in den Wegen, die während des Tages so zahlreich besucht sind. Nur hier und dort stehen die Schildwachen und gähnen oder schlafen. Der Unterstaatssecretär wandelt einsam auf und nieder. Er kommt auf seinem Gange mehrmals an dem Amtsgebäude des Ministeriums des Innern vorüber. Ohne es zu wissen und zu wollen, lenken sich seine Schritte immer wieder dahin. Endlich kommt ihm der Gedanke, durch eine Seitenthüre, deren Schlüssel er beständig in der Tasche hatte, in das Gebäude hineinzugehen. Er weiß nicht, warum ihm dieser Gedanke kommt. Er weist ihn mehrmals von sich ab, aber er kommt immer und immer wieder. Und weil er sonst nichts anzufangen weiß, so gibt er ihm nach, schließt die Thüre auf und tritt hinein. Seine Schritte hallen in die Stille des Morgens durch das weite, menschenleere Gebäude. Er steigt die Treppe hinauf und tritt in sein Amtszimmer. Dort ist Alles noch unverändert, wie er es am Sonnabend verlassen hat. Auf seinem Pulte liegt das Buch, in welchem die eingegangenen Schreiben verzeichnet sind. Er nimmt das Buch in die Hand und blättert darin, ohne zu wissen, was er darin sucht. Da fallen seine Augen auf eine Stelle. Hier steht ein eingegangenes Schreiben verzeichnet: „Begnadigung für die zum Tode verurtheilten Falschmünzer, sofort nach York zu melden." Der Mann erschrickt. Es fällt ihm ein, daß er am Sonnabend den Befehl gegeben hat, den Begnadigungsbrief sofort durch einen zuverlässigen Boten nach York zu senden. Aber es ist ihm nicht angezeigt worden, ob und wann der Abgang der Nachricht erfolgt sei. Am folgenden Morgen, am Dienstag, ist die Hinrichtung der Falschmünzer festgesetzt. Wenn nun die Begnadigung nicht gemeldet worden ist, wenn die Hinrichtung dennoch stattfindet! Es wäre ein schreckliches Unglück, das hierdurch veranlaßt würde. Vier Männer, welche der König begnadigt hatte, würden durch die Nachlässigkeit eines Beamten dem Tode verfallen. Vier Familien würden des Gatten nnd des Vaters beraubt werden. Und auf wessen Haupt würde die Schuld dieses Unglücks fallen? Es würde freilich zunächst dem Kanzlisten zur Last fallen, welcher den gegebenen Befehl nicht niedergeschrieben und abgeschickt hatte. Aber war es nicht auch Sir Evans Schuld? Warum hatte er sich nicht darum gekümmert, ob der Abgang des Begnadigungsbriefes auch wirklich erfolgt war? Warum hatte er sich nicht die Bescheinigung vorlegen lassen, daß das Schreiben wirklich abgesandt worden war? Es war eine unverzeihliche Nachlässigkeit, die er begangen hatte in einer Sache, wo es sich um den Tod und das Leben von vier Männern handelte. Ihn allein mußte der Zorn des Königs und der Unwille des Volkes treffen, wenn die Hinrichtung dennoch stattfand. Er sah voraus, daß er mit Schimpf und Schande seines Amtes entsetzt werden würde. Aber wie mußte sein Gewissen für seine ganze Lebenszeit sich gedrückt und belastet fühlen, wenn vier Menschen durch seine Vergeßlichkeit zu Tode kämen!

Dem armen Manne trat bei diesen Gedanken der kalte Angstschweiß auf die Stirn. Er griff nach dem andern Buche, in welchem die abgegangenen Schreiben verzeichnet standen. Er las und las, er suchte und suchte immer wieder. Aber da stand kein Wort davon, daß ein Brief nach York abgeschickt worden war. So sehr er sich auch dagegen sträubte, er mußte doch endlich zu der Ueberzeugung kommen, daß die Absendung des Schreibens vergessen worden war. Zerschmettert und zerschlagen sank Sir Evan in einen Sessel und rang die Hände. „Herr, mein Gott," so rief er in voller Verzweiflung, „erbarme Dich meiner!" Dann aber durchzuckte ihn plötzlich ein Gedanke. War es nicht eine Gnade seines Gottes, daß er ihm die schlaflose Nacht gegeben hatte? War es nicht die Gnade Gottes gewesen, die ihn ohne sein Wissen und Wollen in den Park hinunter und in das Arbeitszimmer getrieben hatte? War es nicht die Gnade seines Gottes gewesen, die seine Augen gerade auf dieses Buch und auf die so verhängnißvolle Stelle in demselben gerichtet hatte? Er blickte dankbar zum Himmel. Die Hinrichtung sollte am Dienstag um 10 Uhr Morgens stattfinden. Jetzt war es Montag früh drei Uhr. Noch fehlten einunddreißig Stunden bis zu der bestimmten Zeit. Die Stadt York ist freilich sechsundreißig deutsche Meilen von London entfernt. Aber, wenn der Brief sogleich abgesandt wurde; wenn der reitende Bote, der ihn beförderte, sich so viel als nur immer möglich beeilte und sich auf allen Stationen frischer Pferde bediente: so war es noch immer möglich, daß er die Stadt York vor der Stunde der Hinrichtung erreichte.

Nun aber durfte kein Augenblick versäumt werden. Sir Evan sprang von dem Sessel auf, eilte die Treppe hinunter aus dem Hause heraus und bestieg einen der öffentlichen Wagen, die bei Tage und bei Nacht in den Straßen von London zu finden sind. Er fuhr nach Downing Street in die Wohnung des Kanzlei-Direktors seines Ministeriums. Nachdem er heftig und lange an der Hausthüre geklopft hatte, wurde sie endlich geöffnet. Es war unterdessen vier Uhr Morgens geworden. Der Diener, der den Unterstaatssecretär kannte, führte ihn auf sein Verlangen schnell in das Schlafzimmer seines Herrn und weckte denselben auf. Dieser war sehr erschrocken, als er seinen Vorgesetzten in so früher Morgenstunde bei sich sah. Sir Evan ließ ihm nicht lange Zeit, darüber nachzudenken, welche Veranlassung ihn wohl hergeführt habe. Er fragte ihn schnell: „Sie erinnern sich, daß ich Ihnen am Sonnabend den Befehl ertheilt habe, den Begnadigungsbrief sofort durch einen zuverlässigen Boten nach York zu senden. Haben Sie meinen Befehl ausgeführt? Hat der Beamte, dem Sie die Angelegenheit übertragen haben, Ihnen eine Bescheinigung darüber vorgelegt, daß er den Auftrag pünktlich vollzogen hat?"

„Jetzt besinne ich mich," erwiderte der Direktor, „ich habe sogleich am Sonnabend dem Kron-Kanzlisten die ganze Sache übergeben. Er muß das Schreiben nach York befördert haben, es gehört dies in sein Amt."

„Ganz wohl" fuhr Sir Evan fort, „aber haben Sie eine Bescheinigung von ihm in Händen, daß das Schreiben wirklich abgegangen ist?"

„Nein, ich habe sie nicht," war die Antwort.

„Dann müssen wir ihn auf der Stelle aufsuchen," sprach der Unterstaatssecretär; „stehen Sie schnell auf und ziehen Sie sich so rasch als möglich an. Es ist noch früh, wir müssen den Mann finden."

Gesagt, gethan. In wenigen Minuten war der erschrockene Kanzlei-Direktor fertig. Beide Männer eilten hinunter auf die Straße und bestiegen den bereit stehenden Wagen. Der Kron-Kanzlist wohnte ziemlich weit davon in Chancery-Lane. Sie jagten in stürmischer Eile durch die leeren Straßen der

Hauptstadt. Endlich kamen sie an dem Hause an. Sie mußten wieder eine Weile gar heftig klopfen, bis ihnen die Thüre geöffnet wurde. Sie eilten hinauf, sie traten in das Schlafzimmer des von ihnen gesuchten Mannes. Der Kron-Kanzlist erschrak nicht wenig, als er seine beiden Vorgesetzten an seinem Bette stehen sah. Aber sein Schrecken wurde noch viel größer, als er die Ursache des frühen Besuches erfuhr. „Barmherziger Gott!" so rief er voller Verzweiflung; „ich habe den Befehl niedergeschrieben, aber die Absendung vergessen. Das Schreiben liegt dort in meinem Pulte. Was soll aus mir unglücklichem Manne werden?" Doch jetzt war keine Zeit, zu schelten und zu klagen. Er mußte das Schreiben sofort herbeiholen. Dann fuhren Sir Evan und sein Begleiter in aller Eile nach dem Postamte. Der Name des Unterstaatssecretärs öffnete ihm sogleich die Thüren und bahnte die Wege. Er bat sich den allerschnellsten und zuverlässigsten Boten aus, dem er unter dem Versprechen einer glänzenden Belohnung die dringendste Eile zur Pflicht machte. Eine Viertelstunde später jagte der Bote mit dem wichtigen Schreiben auf schnellem Roß in fliegender Eile davon. Nun erst kehrte Sir Evan ruhiger in seine Wohnung zurück. Die Aufregung der letzten Stunden hatte ihn matt und müde gemacht. Er warf sich auf sein Bett, um nun einige Stunden zu schlafen. Vorher faltete er seine Hände und dankte dem Herrn für die schlaflose Nacht, die er ihm geschickt hatte. Er bat ihn, daß er in seiner Barmherzigkeit alles Unheil abwenden und zu dem unternommenen Werke nun auch ein gesegnetes und glückliches Ende verleihen möge. Dann schlief er schnell und ruhig ein.

Sein Töchterlein aber war schon wieder aufgewacht und blickte mit fröhlichen Augen in den blauen Morgenhimmel. Sie gedachte des Gespräches, das sie in der vergangenen Nacht mit ihrem Mütterlein geführt hatte. Sie betete wieder, daß doch der treue, Gott ihr den geliebten Vater erhalten und segnen wolle. Und draußen in der Vorstadt, da lag ein anderes kleines Mädchen auf ihrem Bette. Ihre Augen waren naß von vielen Thränen, die sie geweint hatte. Sie rang die Hände und rief zu dem barmherzigen Gott, daß er ihren armen Vater aus dem Gefängniß führen und ihnen wiedergeben wolle. Der Morgenwind hat die Gebete der beiden Kinder nicht gehört. Die goldene Sonne, die am Rande des Himmels sich erhob, hat sie nicht vernommen. Aber die Englein haben sie gehört und hinaufgetragen zu dem König Himmels und der Erde, zu dem Gott, welcher der rechte Vater ist über Alles, was Kinder heißt im Himmel und auf Erden, und der über die traurigen wie über die fröhlichen Menschenkinder sich in gleicher Weise erbarmet.

Draußen auf der Landstraße, die von London nach York führt, jagte ein Postillon mit verhängten Zügeln dahin. Eine Station nach der andern ließ er hinter sich zurück. Ueberall erhielt er auf den vorgezeigten Befehl das beste und schnellste Pferd. Der treue Mann kümmerte sich nicht um Staub und Hitze. Er achtete nicht auf Hunger und Durst. Vorwärts, immer nur vorwärts! so hieß es in seinem Herzen. Es wurde Mittag. Der Abend senkte sich hernieder. Die Nacht brach herein. Eine Stunde der Nacht nach der andern schwand. Der treue Mann fühlte wohl die Ermüdung in seinen Gliedern. Aber er fragte nicht darnach. Vorwärts, immer nur vorwärts! so hieß es in seinem Herzen. Eine Station nach der andern schwand hinter dem flüchtigen Reiter.

Der Morgen des Dienstags war angebrochen. John Remington saß einsam und sinnend in seinem Gefängniß. Der Kerkermeister hatte ihm und seinen Gefährten mitgetheilt, daß sie um zehn Uhr Vormittags zum Tode geführt werden sollten. Der arme Mann hatte seine schweren Sünden in der Einsamkeit des Kerkers erkannt. Er hatte sie von Herzen bereut und seinen Gott und Heiland um die Vergebung derselben gebeten. Nun gedachte er seines armen Weibes und seines geliebten Kindes. Ach, er hätte sie so gern wiedergesehen, er hätte so gern an ihrer Seite ein neues, besseres Leben angefangen. Aber kein Hoffnungsstrahl leuchtete in seine Seele. Er wußte nicht, daß der König ihn und seine Gefährten begnadigt hatte. Er wußte nicht, daß sein kleines, liebes Mädchen, seine Märy, in jener Nacht so herzinnig für ihren armen Vater gebetet hatte. Nun war es neun Uhr geworden. Die letzte Stunde war angebrochen. Er ergab sich in den Willen seines Gottes und wollte die verdiente Strafe geduldig erleiden.

Da ritt ein Postillon mit verhängten Zügeln und in rasender Eile durch die Straßen von York. Er hielt vor dem Gefängniß, sprang von seinem Pferde und eilte hinein. Wenige Minuten darauf,—so waren die armen Verurtheilten frei. Mit namenlosem Entzücken traten sie hinaus aus den Kerkermauern in die wonnevolle Freiheit. Zwei Tage darauf erzählte der Unterstaatssecretär Sir Evan Nepean mit fröhlichem Munde im Kreise seiner Familie, was ihm in jener schlaflosen Nacht geschehen war. Vielleicht war es zu derselben Zeit, als der befreite Remington in den Armen seiner jubelnden Gattin und seines Kindes lag. An jenem Abend haben zwei kleine Mädchen herzinnig und unter Freudenthränen dem lieben Gott gedankt und eine jede für ihren Vater gebetet. Der Abendwind hatte ihre Gebete nicht gehört. Die kleinen, goldenen Sterne haben sie nicht vernommen. Aber die Englein haben sie hinaufgetragen zu dem Vater im Himmel, der Alles so wunderbar und so herrlich gemacht hatte.

Black Hawk.

Von C. F. Finger.

Jedes Volk hat seinen Nationalcharakter und jeder Mensch seine Eigenthümlichkeiten. So hat auch wohl jede Gegend neben ihren Schattenseiten ihr Anziehendes, wenn's gleich Thäler oder Bergesketten sind. Es ist den lieben Lesern des Magazins wohl bekannt, daß die Riesenstadt London, nebst den Palästen auch kleine Häuser hat, und wer im hundertjährigen Jubiläum Amerikas, die Welt wollte ausgestellt sehen, mit gesunden Augen und mit gutem Gelde nach Philadelphia reisen mußte. Dieses Alles und tausend anderlei Dinge sind den lieben Lesern wohl bekannt. Aber Vielen dürfte es doch noch unbekannt sein, daß in Europa eine Wunderquelle entdeckt worden ist, bei dem Orte Lourdes, wenn da ein vernagelter Student seine Feder hineintaucht, er bei keinem Examen mehr durchfällt, und wer noch das Vorrecht genießt, daraus trinken zu dürfen, den wird noch öfter dürsten. Aber ebenso dürfte es vielen Lesern auch noch nicht zur Kenntniß gekommen sein, daß der schöne Staat Wisconsin in seinem romantischen County Sauk, ein Black Hawk hat. Bestimmt

wurde es dem gelehrten Professor Shem in New York nicht in seinen wissenschaftlichen Kasten geschoben, sonst hätte er demselben in seinem Lexicon auch ein Denkmal gesetzt. Und doch liegt dieses Stück Gottes Erde nicht in der Region, wo der Pfeffer wächst, und wo die Füchse und Hasen gute Nacht sagen. O nein! es hat dies seine geschichtliche Denkwürdigkeiten und hatte einmal in der Idee vieler Leute die Aussicht weltberühmt und allen Menschen gefällig zu werden. Denn von hier sollte die magische Kraft ausgehen, alles Saure süß zu machen. Hier wurde nemlich die erste große Rübenzuckerfabrik in Wisconsin gebaut, die ihrer Zeit epochemachend war, und manchen Stillen im Lande, in ihrem Strom mit fortgerissen hat. Black Hawk ist nun noch keine Großstadt geworden, wie es ja allen Plätzen ergeht, mit denen die Orakel Scherz treiben; aber man kann doch für gutes Geld und gute Worte schon Nahrung und Kleider haben, und das will bei den schlechten Zeiten viel sagen. Unweit Black Hawk hat die Ev. Gemeinschaft ihre Bethlehems Kirche und der gegenüber das Predigerhaus, die eine Zierde der Gegend und ein schönes Monument für unsern Immanuel ist, dem sich die Weisen vom Morgenlande ja auch nicht schämten, ihre Kniee zu beugen und ihre Schätze ihm darzubringen. Doch ich wollte ja nur den lieben Lesern mittheilen, daß Black Hawk (auf deutsch der schwarze Falke) nicht nach einem Vogel seinen Namen trägt, sondern nach einem Indianer Häuptling dieses Namens, der Black Hawk genannt wurde, und der das Oberhaupt der Sac und Fox Indianer war und hier einmal seine Herrschaft führte. Dieser Black Hawk wurde geboren ums Jahr 1768 im Hauptdorfe der Sac Indianer, am linken Ufer des Mississippi an der Mündung des Rock River. Nachdem sein Vater getödtet war, übernahm er die Führerschaft der Stämme und hat sich seiner Zeit als ein grausamer, aber gewaltiger Häuptling bewiesen, der vielen weißen Ansiedlern sowohl im Staate Illinois, als wie in Wisconsin ein Schrecken war. Natürlich wären alle die Ansiedler wahre Christen gewesen, und hätten so viel Menschenfreundlichkeit bewiesen, wie William Penn, auch Black Hawk wäre ihnen bestimmt nicht so schrecklich geworden. Ja, hätte die Regierung mit ihren Agenten nicht blos die Gebietserweiterungen und die Geldmacherei im Augenmerk gehabt, sondern mehr darnach getrachtet, Gott gefällig und den Menschen werth zu sein, und sich mehr bestrebt, diese heidnischen Indianer christlich heranzubilden, manches Ach und Weh, auch durch Black Hawk, wäre unterblieben. Aber das Sprichwort sagt: „Wie man zum Walde hineinruft, so rufts wieder heraus."

Im Jahre 1804, als Thomas Jefferson Präsident der Ver. Staaten war, und General Harrison das Obercommando im Westen führte, machte Letzterer einen Vertrag mit den Sac und Fox Indianern, daß sie ihr Land, 700 Meilen längs des Mississippi für $7000 jährlich an die Ver. Staaten abträten. Black Hawk, der wie es scheint, nicht zugegen gewesen, da dieser Vertrag gemacht wurde, behauptete, die Häuptlinge seien alle betrunken gewesen, als sie den Vertrag unterzeichneten, erklärte sich dagegen und nahm im Kriege 1812 zu Gunsten der Engländer Theil. Doch der Vertrag wurde etliche Mal erneuert und im Jahre 1816 unterzeichnete ihn Black Hawk in St. Louis selbst. In Ausführung desselben zogen die mehrsten Sac und Fox Indianer im Jahr 1823 zu dem Häuptling Keokuk, jenseits des Mississippi. Black Hawk aber blieb auf seinem vorigen Besitz mit seinen Anhängern. Das Land, worauf ihr Dorf stand, wurde im Jahre 1829 an weiße Ansiedler verkauft. Nun schwur Black Hawk den Ansiedlern Rache. Herr Reinolds, der damals Gouverneur von Illinois war, berief die Miliz und unter Commando von General Gaines wurde das Indianerdorf genommen und Black Hawk besiegt. Da versprach er dann über den Mississippi zu gehen und nicht ohne Erlaubniß wieder nach Illinois zu kommen.

Dessen ungeachtet kam er im Frühling 1832 doch wieder über den Mississippi und ging den Rock River hinauf bis zum Winnebago Dorfe. Hier wurde eine Schar von fünfzig seiner Krieger von 300 Mann Miliztruppen zu Pferde angegriffen, die einen an sie gesandten Parlementär des Häuptlings erschossen hatten, wurden aber in die Flucht geschlagen. Nun übte Black Hawk wieder Rache, vertheilte seine Leute, und die Ansiedler wurden ermordet, wo sie erreicht wurden. Es gerieth ganz Wisconsin und Illinois in Schrecken und militärische Hülfe war absolut nöthig. Es kamen dann auch Soldaten von Osten unter dem Obercommando von General Scott; wo dann in einem Haupttreffen am 21. Juli 1832 unter General Dodge, etliche Meilen von hier, am Wisconsin-River, etliche vierzig ihrer tapfersten Krieger das Leben einbüßten. Am 2. August bestanden sie abermal eine Schlacht, wo General Atkinson sie besiegte. Nun entfloh Black Hawk, wurde aber von etlichen Winnebago Indianern in Prairie du Chien eingefangen und am 27. August 1832, an General Scott ausgeliefert. Nun kam am 21. September ein neuer Vertrag zu Stande, wonach die Sac und Fox Indianer ihr Land am Mississippi verkauften und etwa 3000 an der Zahl in die Gegend von Fort des Moines sich niederließen. Black Hawk und seine beiden Söhne und noch sieben Andere der bedeutendsten Krieger wurden als Geißeln zurückbehalten, und nach Fort Monroe als Gefangene gebracht. Am 5. Juni 1833 wurden sie wieder freigelassen, wo sie zu ihrem Stamme nach Des Moines zurückkehrten. Hier im Indianerdorfe am Des Moinesflusse in Jowa starb dann auch Black Hawk am 3. October 1838. So endete das tragische Leben dieses kriegerischen und blutdürstigen Indianer-Häuptlings, der durch diesen Platz, der nach seinem Namen genannt ist, ein Denkmal gesetzt bekommen hat. Es hat sich zwar hier in dieser Gegend Manches geändert und zum Bessern gestaltet, seitdem er die Herrschaft hier nicht mehr führt, obwohl aus jener Zeit nur leider noch zu viel Uncultivirtes zurückgeblieben ist. Doch was noch nicht ist, das kann noch werden. Ein Dichter sagt:

Edelster von allen Segen,
Die uns Gott durch Jesum gab,
Du treufst als ein milder Regen
Aus des Himmels Schooß herab.
Du machst harte Herzen weich,
Wüsten auch an Früchten reich;
Du willst nun auch diesem Orte,
Reichlich spenden Lebensworte.

Aus der Heimath des Magazins.

Von W. Horn.

9. In der Bibliothek.

Obgleich das Bibliothekzimmer nicht sehr geräumig und dasselbe auch noch nicht ganz mit Büchern angefüllt ist, deßhalb bei dessen Schilderung an keinen Vergleich mit berühmten öffentlichen Bibliotheken gedacht werden kann, so enthält es dennoch manches werthvolle literarische Erzeugniß, und würden dieser Bibliothek die Officebibliotheken der verschiedenen Editoren, welche ja ebenfalls Eigenthum der Anstalt sind, einverleibt, so würde es das Zimmer mit einigen Tausend sauberen Bänden angenehm füllen. Viele der Werke gehören der Magazin- und Missionsliteratur an. Daneben steht eine Anzahl guter Commentare und von den besten Predigtbüchern. Einen nicht geringen Theil der Bibliothek bilden antiquarische Werke, welche aber gerade ihrer Alterthümlichkeit wegen werthvoll sind und immer werthvoller werden.

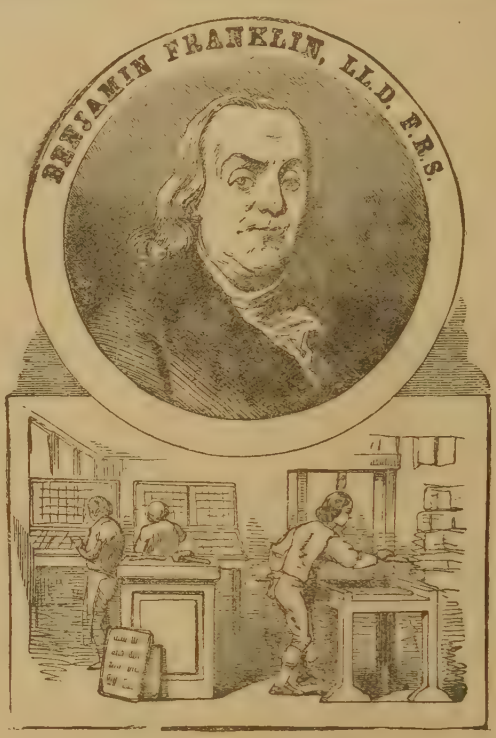
Dem sel. Bischof Seybert ist die Bibliothek zu besonderem Danke verpflichtet, denn er hat derselben seine reichhaltige und werthvolle Privatbibliothek vermacht, welche den eigentlichen Kern der Büchersammlung bildet. Durch diesen Umstand haben jene Bücher einen doppelten Werth, weil dieselben an sich selbst zu den besten Werken gehören, und zum Andern sind sie ja ein theures Andenken an jenen unvergleichlichen Gottesmann, von welchem besonders in der Ev. Gemeinschaft immer noch das Wort gilt: „Wie wohl er gestorben ist, so redet er noch."

Auch verschiedene Reliquien befinden sich in dem Bibliothekzimmer, welche das Andenken an Bischof Seybert wach rufen. Da sind unter Andern seine Tagebücher und sein Hut. Wir hatten nicht wenig Lust, den Holzschneider den Hut abconterfeien zu lassen und das Bild dann im Interesse unserer Leser ins Magazin zu setzen; doch befürchteten wir am Ende noch des Reliquienhandels beschuldigt zu werden, und so ließen wirs bleiben.

Daß im dritten Stockwerke ein Theil der vorräthigen Bücher 2c. aufgehoben wird, ist schon in einem früheren Artikel gesagt worden, und so bliebe denn hier weiter nichts mehr übrig, als die Bemerkung, daß in dem dritten Stocke sowohl der rastlose Missionsschatzmeister W. Jost, sowie der klangreiche Tonkünstler J. M. Biermann ihre Amtsstuben haben. Sie haben also in der Anstalt die höchsten Stellungen, es sei denn, daß bisweilen ein besuchender Freund aufs Dach hinauf steigt, um die schöne Waldstadt zu betrachten, der steht freilich noch höher. Aber auch abgesehen von dem buchstäblichen Sinne dieser Bemerkungen, behält sie immerhin noch einigermaßen ihre Bedeutung, denn die beiden gemüthlichen Männer arbeiten für das Gedeihen des Reiches Gottes, und das ist das edelste Geschäft, welches ein Mensch auf dieser Erde haben kann.

10. Im Setzerzimmer.

Wir wenden uns nun aus dem neuen Anstaltsgebäude dorthin, wohin das Manuscript geht, wenn es die Editoren verläßt. Wenn ich aber dem gefühlvollen Leser sage, daß dieses Manuscript meistens vom Teufel abgeholt wird, so wird er sich gewiß eines gelinden Schauderns nicht erwehren können. Doch soll er sich nur nicht übermäßig ängstigen, denn dieser Geist, welcher den wenig ruhmreichen Namen des Höllenfürsten trägt, ist blos der Laufbursche der Setzer, welcher gewöhnlich das Manuscript holt, Probebogen hin und wieder trägt und sonstige Botengänge verrichtet. Ich stelle mir vor, die Thatsache, daß er ein ewiger Plagegeist für die Editoren ist



Benj. Franklin und seine Setzerstube.

und sie beständig mit dem Schreckenswort „Copy" verfolgt, hat dem armen, harmlosen Burschen den grausigen Namen eingebracht. Auf dem Bildchen da seht ihr einen, von zwei solcher Teufelchen geplagten, unbekannten Editor, und ich wer-

Der Verfolgte.

de euch deßhalb nicht zu sagen brauchen, warum demselben die Haare so zu Berge stehen.

Die beiden Gebäude sind durch Brücken verbunden, und gelangt man über die Brücke, welche aus dem zweiten Stockwerke führt, hinüber in die Räumlichkeiten, wo die Jünger der schwarzen Kunst ihr Regiment führen. Die beiden Setzerlokale nehmen mit Ausnahme eines Eckzimmers, in welcher die Electrotypengießerei sich befindet, die ganze zweite Etage des alten Anstaltsgebäudes ein. Das Personal besteht aus fünf-

zehn Setzern und fünf Lehrjungen, an deren Spitze der rührige, wackere Bruder H. Koch steht. Sein immereiliges, nimmerrastendes Wesen scheint beständig zu sagen: „Zeit ist Geld, und Geld ist rar.“ Er steht seinem Posten schon eine Reihe von Jahren mit gewissenhafter Pünktlichkeit vor.

Die Setzer werden im Allgemeinen, mit Ausnahme der Lehrjungen und derer die besondere Stellen oder Beschäftigungen haben, beim sogenannten „Tausend“ und nicht im Tagelohn beschäftigt. Ein „Tausend“ bedeutet den Raum, welchen tausend „m“ einnehmen, welches der größte Buchstabe ist. Auf ein tausend „m“ gehen durchschnittlich drei tausend Buchstaben der verschiedenen Gattung. Da nun ein Setzer im Durchschnitt täglich ungefähr sechs Tausend „m“ setzt, so macht das achtzehn tausend Buchstaben pro Tag. Wenn er nun, um einen jeden einzelnen Buchstaben zu holen, eine Bewegung mit der Hand von durchschnittlich zwei Fuß machen muß, so hat diese Hand am Abend eine Kunstreise von etwa sieben Meilen zurückgelegt. So könnten also die Hände unserer Setzer hier, täglich etwa 360,000 Buchstaben aufsetzen, wobei dieselben den netten Spaziergang von ungefähr einhundert vierzig Meilen zu machen hätten.

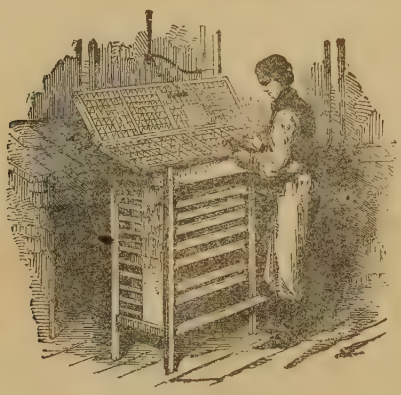
Der Unterschied in der Größe der Buchstaben, wird durch gewisse Abtheilungen und Namen bezeichnet. Das Magazin wird in Petit oder Jungfernschrift gesetzt. In englisch nennt man diese Schrift (Brevier), weil die römischen Breviarien und Kirchenbücher gewöhnlich in dieser Schrift gedruckt wurden. Die Schrift im Christl. Kinderfreund hingegen heißt Corpusschrift (Long Primer). Der Christl. Botschafter wird theils in Corpus- theils in Petitschrift gedruckt. Diese Schrift wird beim Buch- und Zeitungsdruck am meisten verwendet. Größere und kleinere Typen werden meistens nur bei Annoncen und sonstigen Accidenzarbeiten benützt.

Kein Wesen auf Gottes Erde, selbst nicht das possirliche Spitzmäuschen, ist wohl lüsterner nach Speck als die Herren Typographen. Wenn nemlich in einer Spalte viele kurze Schriftzeilen vorkommen, wie z. E. bei Gedichten, Dialogen u. dgl., so bleibt der übrige Raum bis ans Ende der Zeilen leer, welcher sich schnell mit „Quadraten“ auffüllen läßt. Dadurch geht die Arbeit schnell voran. es gibt bald ein großes Stück, und deßhalb wird dieses in der typographischen Blumensprache „Speck“ genannt. Nun ja, das Schriftsetzen ist eine mühevolle und nicht einmal besonders gesunde Beschäftigung, wobei häufig viel Magerfleisch, nicht selten sogar klappendes Gerippe aufgetragen wird; oft wimmelt das Manuscript von Trychinen, die man sogar ohne Vergrößerungsglas entdecken kann. Wer wollte nun angesichts solcher horriblen Thatsachen den wackeren Schwarzkünstlern nicht hin und wieder ein Stückchen Speck gönnen?

Setzerstube.

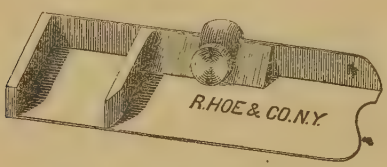
Die Arbeit des Setzens vollzieht sich wesentlich noch eben so, wie seit Erfindung der Buchdruckerkunst, denn die so vielfach versuchten Setz- und Ablegemaschinen haben im Allgemeinen noch keinen Platz im Geschäft gewinnen können, so viel auch in jüngster Zeit von günstigen Erfolgen berichtet wird. Wenn der Setzer das fertige Buchstabenmaterial erhält, muß er dasselbe, um es für den Satz zu benutzen, erst in einen Schriftkasten einlegen, in welchem jede Sorte von Buchstaben und Zeichen ein Fach hat, das je nach dem öfteren Vorkommen größer oder kleiner und der die Typen greifenden Hand des Setzers näher oder ferner liegt. Wenn Leute, die nicht mit der Einrichtung des Schriftkastens bekannt sind, eine Druckerei besuchen, so fragen sie gewöhnlich, warum man denn die Fächer nicht alphabetisch geordnet habe, und ist diese vermeintliche Ungereimtheit Niemand auffallender als den Damen, welche oft zu meinen scheinen, es sei dieses Mangel an Ueberlegung und sei bis heute Niemand auf den gescheidten Gedanken gekommen, die Buchstaben regelmäßig zu ordnen. Unsere deut-

schen Setzkasten hier haben achtundneunzig Fächer, die englischen zwei weniger. Die Antiqua—lateinische Druckbuchstaben, im Gegensatz zur gothischen und deutschen Schrift—hingegen verlangt 166 Fächer, was daher rührt, daß die Antiqua, wenn man mit ihr fremde Sprachen setzen will, eine große



Der Setzer am Kasten.

Zahl accentuirter Buchstaben, sowie der halbgroßen Anfangsbuchstaben erfordert. Am complizirtesten sind die Kästen einiger orientalischer Schriften: Hebräisch, Arabisch, Sanskrit (von chinesisch und Hieroglyphen nicht zu reden), welche mehrere hundert Fächer gebrauchen, theils wegen vieler Accente, theils wegen mancherlei Ansatzstücke. Der Musiknotensatz verlangt einen Kasten mit über 300 Abtheilungen.

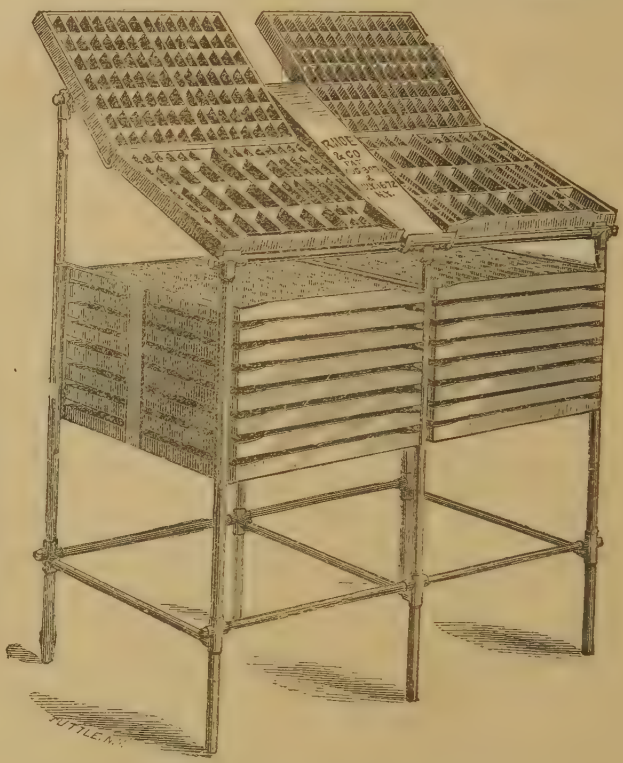


Winkelhaken.

Der Setzer steht vor dem mit Buchstaben ꝛc. gefüllten Setzkasten, der in Brusthöhe des Setzers schräg auf dem Setzpult (Setzregal) ruht, in dessen unterem Theile gewöhnlich Raum für fünf bis sechs weitere Schriftkästen ist. Das abzusetzende Manuscript legt er auf ein dünnes Brett vor sich und beschwert es mit einem an einer Schnur befestigten, linealförmigen Eisen, welches er den abzusetzenden Zeilen nachrückt. In

Ahle.

der linken Hand hält er den eisernen Winkelhaken, den man mit einem langen, schmalen Kästchen vergleichen könnte, dessen vordere Längewand fehlt, während die eine Seitenwand, wie es die Länge der Zeile erfordert, durch eine Schraube gestellt werden kann. Der Setzer ergreift mit dem Daumen und dem Zeigefinger der rechten Hand einen Buchstaben nach dem andern und reiht sie von links nach rechts im Winkelhaken auf einen an die hintere Wand desselben gelegten Metallstreifen, die Setzlinie, deren Höhe die der Typen etwas überschreitet. Nach jedem Wort bringt der Setzer eine niedrige Type ohne Buchstaben an, um den nöthigen Zwischenraum hervorzubringen. Da jedoch jede Zeile mit einem vollen Wort oder wenigstens mit einer vollen Sylbe schließen muß, so ist der Setzer oft in der Lage, einige Buchstaben für die folgende Zeile zurückzustellen oder Platz für noch einige schaffen zu müssen. Dies kann nur geschehen, indem im ersten Falle der Raum zwischen den einzelnen Worten durch Einschieben von Ausschlußstückchen vergrößert, im letztern Falle durch Wegnehmen der

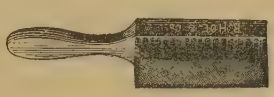


Setzregal.

größern und Ersatz derselben durch kleinere Ausschlußstückchen verringert wird. Dieses „Ausschließen" ist eine der wichtigsten Arbeiten des Setzers. Denn von der richtigen Raumvertheilung hängt die Schönheit, von der gleichmäßigen Festigkeit des Ausschließens die Sicherstellung gegen das Auseinanderfallen der vielen einzelnen, selbst die Zahl von 100,000 überschreitenden Theilchen, ab, aus welchen ein Bogen zusammengesetzt ist. Nach den Interpunktionszeichen, namentlich nach dem Schlußpunkt, wird ein größerer Raum gelassen, zwischen den einzelnen Wörtern ein kleinerer, etwa einem kleinen e gleicher. Zum Ausfüllen werden dicke, mittlere und dünnere „Spatien" benützt. Ist eine Zeile fertig gesetzt, so zieht der Setzer die Setzlinie heraus, legt sie über die fertige Zeile und drückt sie an diese fest, und fängt die zweite Zeile an. Sollen die Zeilen nicht dicht aneinanderstehen, wie im Magazin z. E., so wird ein Zwischenraum durch dünne kurze Bleistücke, „Durchschuß," hervorgebracht. Ist der Winkelhaken voll von Zeilen (er faßt etwa vierzehn Zeilen des Magazins), so stellt der Setzer denselben auf den Rand des Setzkastens, legt die Setzlinie über die letzte Zeile und hebt nun mit den Daumen, den Mittel- und Zeigefingern beider Hände den Satz mit einem festen Griff aus dem Winkelhaken und auf das „Schiff," d. h. eine Messingplatte mit einem niedrigen Rande von Holz. Einen solchen Winkelhaken voll nennt man ein Stock. So reiht der Setzer Stock an Stock bis das Schiff voll, oder je nach Umständen das Stück, oder die Seite fertig ist.

Ist nun der Theil des Stoffes soweit fertig, so wird oft ein Abzug (Probe) genommen, und den Probelesern übergeben, um es zu corrigiren; oft wird es auch zuerst in die gehörige Form gebracht und dann abgezogen und corrigirt. Das „Aufmachen" geschieht auf folgende Weise: Der Satz wird der Reihenfolge nach zu Seiten vertheilt, diese dann mit einer festen Schnur umwickelt, damit dieselben leicht gehandhabt und auf den Schließtisch gestellt werden können. Dieses wiederholt der Setzer, bis die zu einem Bogen gehörenden Spalten oder Seiten beisammen sind. Er hat dabei besonders Achtung zu geben, daß die Stellung der Schriftseiten der beiden „Formen," von welcher die eine die Vorderseite, die andere die Rückseite des Bogens füllt, so geordnet sind, daß die Seitenzahlen, wenn der Bogen gefalzt ist, richtig aufeinanderfolgen. Ist der Bogen auf diese Weise „ausgeschossen" und der Raum zwischen den einzelnen Columnen durch Einfügung größerer, hölzerner oder bleierner „Stege," ausgefüllt, so legt man nun das ganze in einen eisernen Rahmen; der übrige Raum wird mit Stegen ausgefüllt und die vielen einzelnen Bestandtheile werden durch Keile oder Schrauben fest aneinander gedrückt, so daß es möglich ist, den Rahmen mit der Schrift zu transportiren, ohne daß man zu fürchten hat, daß der Satz auseinanderfällt, was indeß, trotz aller Vorsicht, doch mitunter geschieht; man sagt dann, die Form sei in „Zwiebelfisch" gefallen. In der englischen Sprache nennt man es "Pi". Aber sei es "Pi" oder „Zwiebelfische," es muß das köstlichste Gericht nicht sein, denn nach dem verdutzten Gesicht des armen Schlingels, welcher da auf der Treppe steht (siehe Seite 122), zu schließen, schmeckt der Zwiebelfisch nichts weniger als angenehm. Er hat die Form, welche ziemlich schwer ist, an die Treppe angestoßen, und bums, da rasselt der ganze Krempel klirrend über die Stufen hinunter. Natürlich bringt das Gerassel den Vormann auf die Beine, welcher ihm eine erschütternde Vorlesung hält, die dann der Unglückliche auch in aller Demuth und Zerknirschung mit dem ernsten Vorsatz der Besserung hinnimmt.

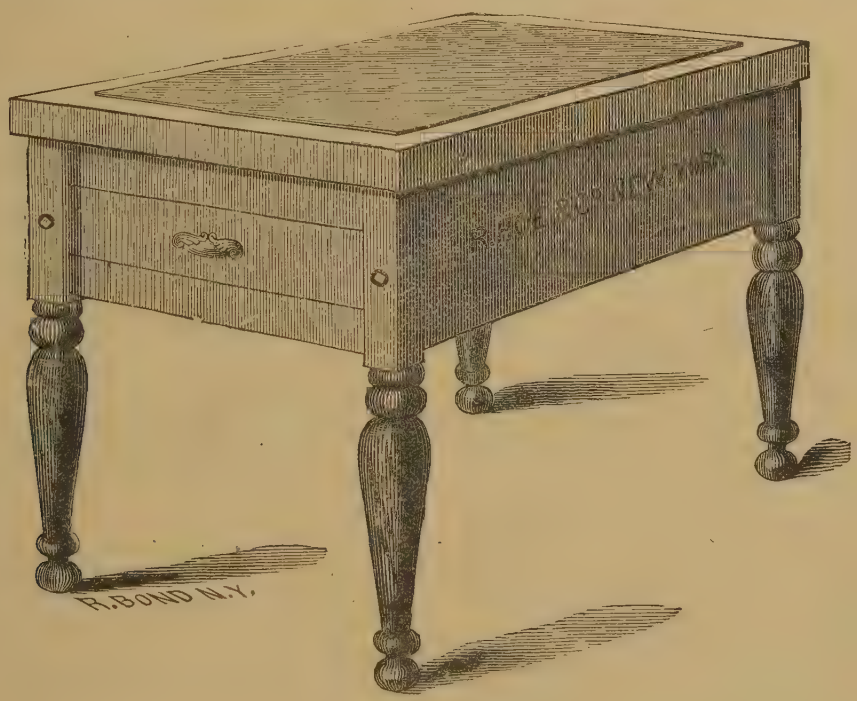
Preßhammer.



Probebürste.

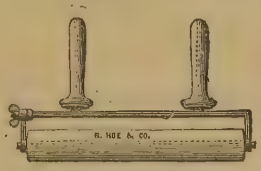
Klopfholz.

Bei Zeitungen, und häufig auch bei Büchern, wird der Satz schon ehe derselbe aufgemacht und in die Form gebracht wird abgezogen und den Probelesern zur Correctur übergebracht. Sind die Bogen mit den angezeichneten Fehlern vom Corrector zurück, so berichtigt der Setzer die Fehler, indem er mit Hülfe einer Ahle oder feinen Zange die falschen Buchstaben oder Wörter herauszieht und durch richtige ersetzt. Bestehen die zu corrigirenden Fehler jedoch darin, daß Worte oder ganze Sätze doppelt gesetzt, („Hochzeiten") oder daß Stellen ausgelassen sind, („Leichen") oder macht der Verfasser wesentliche Veränderungen, so muß der Setzer oft viele Zeilen, ja ganze Seiten „umbrechen," bis der erforderliche Raum gewonnen oder ausgefüllt wird, was eine mühsame Arbeit ist.



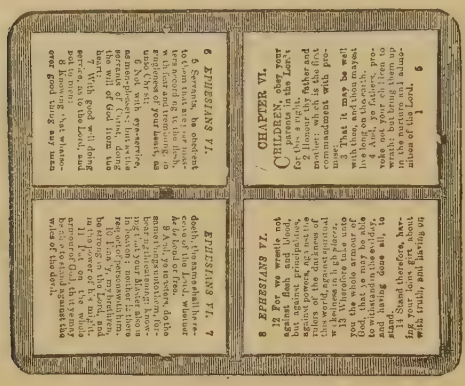
Schließtisch.

Keiltreiber.



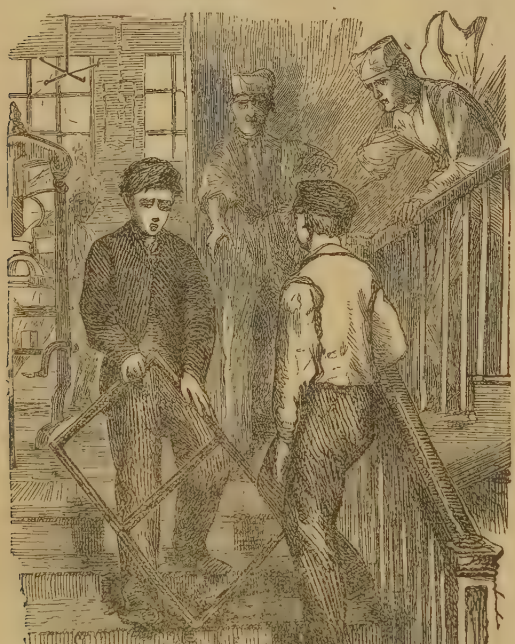
Schwärzwalze.

Beim Niederschreiben der Gedanken schleichen sich oft Nachlässigkeiten ein, Worte werden übersprungen, andere oft wiederholt; der Schreibende fällt aus dem Satzbau u. dgl. Alle solche Nachlässigkeiten zu beseitigen, Einheitlichkeit in der Rechtschreibung, der Interpunktion, der Abkürzung herzustellen,


CHAPTER VI.
CHILDREN, obey your parents in the Lord: for this is right.
2 Honour thy father and mother; which is the first commandment with promise;
3 That it may be well with thee, and thou mayest live long on the earth.
4 And, ye fathers, provoke not your children to wrath: but bring them up in the nurture and admonition of the Lord.
EPHESIANS VI.
5 Servants, be obedient to them that are your masters according to the flesh, with fear and trembling, in singleness of your heart, as unto Christ;
6 Not with eyeservice, as menpleasers; but as the servants of Christ, doing the will of God from the heart;
7 With good will doing service, as to the Lord, and not to men:
8 Knowing that whatsoever good thing any man doth, the same shall he receive of the Lord, whether he be bond or free.
EPHESIANS VI. 7
9 And, ye masters, do the same things unto them, forbearing threatening: knowing that your Master also is in heaven; neither is there respect of persons with him.
10 Finally, my brethren, be strong in the Lord, and in the power of his might.
11 Put on the whole armour of God, that ye may be able to stand against the wiles of the devil.

Geschlossene Form.

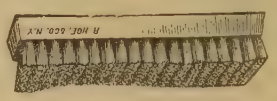
Citate durch Vergleichen und Nachschlagen zu controliren, eventuell zu berichtigen, ist die Aufgabe des Correctors. Ganz besonders fallen diese Obliegenheiten dem Corrector zu bei Zeitschriften ꝛc., wo viele Verfasser, die oft den verschiedensten orthographischen Systemen huldigen, mitwirken. Außerdem



Zwiebelfisch.

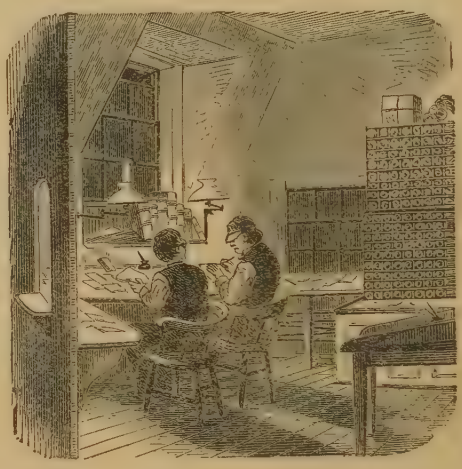
hat der Corrector seine Aufmerksamkeit auf das richtige Fortlaufen der Seitenzahlen und der Ueberschriften, der Signaturen, der Kapitel- und Paragrapheneintheilung, der Anmerkungen und Aehnliches zu wenden. Ferner muß er alle beschädigten, oder nicht zu der vorkommenden Schriftgattung gehörenden Buchstaben bezeichnen, auch gleichmäßige oder angemessene Vertheilung der Zwischenräume bei den einzelnen Worten, Zeilen oder Absätzen, sowie auch die vollkommene Geradlinigkeit des Textes, die Symmetrie bei Versen, Tabellen und auf noch manches Andere achten, was dazu gehört, um eine Arbeit nicht blos zu einer brauchbaren, sondern auch zu einer tadellosen und eleganten zu machen.

Von jedem Druckwerk werden in der Regel wenigstens zwei



Bürste zum Abwaschen der Schrift.

Correcturen und eine Revision gelesen, bei schwierigem Satz, bei fremden Sprachen, sehr unleserlichen Manuscripten, kann diese Zahl noch steigen. Gewöhnlich liest der Verfasser oder Redacteur selbst eine Correctur, was selbstverständlich fast eine Nothwendigkeit ist; doch darf man sich nicht darauf verlassen, daß der Verfasser stets ein guter Corrector seines eigenen Werkes ist, da er, mit dem Inhalt so ganz vertraut, oft das zu sehen glaubt, was da stehen sollte, nicht aber, was dasteht.



Correctoren.

Der Corrector muß, neben einem vielseitigen Wissen, die genaueste Kenntniß typographischer Technik, ganz besonders aber ein geschärftes Auge haben, welches, ohne den Sinn und Zusammenhang des Ganzen zu verlieren, doch auch zugleich ein jedes Wort in seinen einzelnen Buchstaben überblickt. Deßhalb sind geübte Probeleser, oder Setzer von guter Bildung, oft bessere Correctoren als Gelehrte vom Fach. In der ersten Zeit nach Erfindung der Buchdruckerkunst wurde die Correctur in der Regel von den Herausgebern der Werke besorgt, manchmal auch tüchtigen, selbst berühmten Gelehrten übertragen. Hervorragende Drucker, wie Stephanus und Plantin, hingen die corrigirten Bogen ihrer Druckwerke öffentlich aus und versprachen Belohnung an Denjenigen, der noch Fehler entdeckte. So lange aber die Proben überhaupt von fehlbaren Menschen gelesen werden, mögen sich beim größten Fleiß und besten Willen Fehler einschleichen. In England hatte einst eine Gesellschaft beschlossen, ein ganz fehlerfreies Werk zu drucken, und im Einklang mit dieser Absicht wurde alle mögliche Aufmerksamkeit auf die Correctur verwendet. Als das Werk jedoch fertig war, fand sichs, daß in der ersten Ueberschrift schon ein Fehler stehen geblieben war. Man darf deßhalb auch nicht gleich mit dem Todesurtheil bei der Hand sein,

wenn man hie und da ein Fehlerchen findet. Doch wer weiß, was das nächste ökumenische Concil in der Richtung der „Unfehlbarkeitserklärung" für uns thun mag.

Das Abziehen der Probebogen geschieht, wenn es so vom Satz in einzelnen Spalten (Fahnen) abgedruckt wird, indem der Setzer mit der geschwärzten Handrolle über den Satz fährt, dann ein Papier darauf legt und mit einer eigens dazu verfertigten harten Bürste drauf klopft, bis der Abdruck vollständig ist. Dasselbe wird aber auch oft auf der sogenannten Probepresse —ein schmaler Tisch mit einer kurzen, schweren Preßrolle— vollzogen. Die Revision wird gewöhnlich auf einer ordinären Handpresse abgezogen; in unserer Anstalt auf der alten, ehrwürdigen Smith's Presse, auf welcher der Botschafter in seiner ersten Kindheit gedruckt wurde, und die noch immer willige und gute Dienste leistet.

Hat aber nun der Leser auch wohl schon daran gedacht, daß doch in einer Druckerei nicht Buchstaben genug vorhanden sein können, um stets neue zu gebrauchen, und wenn so, wären dieselben doch nicht geordnet und zum Setzen vorbereitet? Was muß da geschehen? Ei der Setzer muß die Buchstaben, nachdem die Form abgedruckt und zurückgekommen ist, mit aller dazu gehörigen Geduld gerade wieder so Stück für Stück ablegen und in die verschiedenen Fächer des Setzkastens sortiren. Ist er bei dieser Vertheilung sicher und vorsichtig, daß kein Buchstabe in das verkehrte Fach kommt, so wird der Satz gewöhnlich correct, widrigenfalls gibt es mangelhaften Satz, denn bei der Vertheilung der Buchstaben kommen die meisten Fehler vor.

Schadhafte Buchstaben müssen ausgesondert und in den Behälter für abgenutzte Schrift geworfen werden, welchen man die „Hölle" nennt. Also Teufel und Hölle sind bei den Schriftsetzern vertreten, wem sollte da nicht grauen? Glücklicherweise ist nicht Alles so schlimm, als es sich anhört. Zu wünschen wäre es übrigens sehr, wenn die beiden genannten grausigen Gegenstände bei den Typographen nur vor dem munteren Laufburschen und dem alten Schriftkasten ihre harmlose Anwendung fänden.

Bilihild.

(Erzählung von G. Flammberg.)

Viertes Kapitel.

Die zwei Herzoginnen.

Ich will sie führen auf den Steigen, die sie nicht kennen, ich will die Finsterniß vor ihnen her zum Lichte machen und das Höckerichte zur Ebene. Jes. 42, 16.

In der düstern, holzgezimmerten Halle der Wirthsburg stand das Mittagsmahl schon bereit, als Hedan in den Schloßhof sprengte und sich vom Rosse schwang, das einer der Knechte ihm abnahm. Sein Antlitz zeigte freudige Erregung, während er eintrat und auf die erhöhte Bühne zuschritt, auf welcher für ihn und seine Mutter der Tisch gedeckt war. Nicht minder strahlenden Blickes empfing ihn die Letztere. „Wie freue ich mich deß," hub sie an, „daß du mit kräftigem Willen die Zügel in die eigenen Hände nimmst. Du bedarfst meines Raths nicht. Ruhigen Herzens mag ich mich in mein Wittwengemach zurückziehen."

Dem jungen Herzog kam dieses Wort sehr erwünscht. Lächelnd setzte er sich, und während er den Hirschziemer zerlegte, den einer der Dienstmannen aufgetragen, warf er scheinbar harmlos die Frage hin: „Wo wirst du deinen Wittwensitz nehmen? Als mein Vater zur Regierung kam, zog seine Mutter auf die Hamelburg, nicht wahr?"

Das kam der alten Herzogin unerwartet. An ein Wittwengemach auf der Wirzburg selbst, nicht an einen Wittwensitz zehn Meilen von da, hatte sie gedacht. Stolz sprach sie: „Ich werde mich dahin verfügen, wohin mein Sohn mich weisen wird."

„Die Hamelburg," fuhr dieser unbefangen fort, „ist noch jetzt im besten Stande. Diese Wirzburg hier muß gänzlich erneuert werden, ehe ich einem Ehgemahl zumuthen darf, bei mir zu hausen. Diese finstere, niedrige Halle! Wand und Decke schwarzbraun — —"

„Du denkst daran, dich zu vermählen," rief Geila lebhaft. „Siehe, ganz das war auch mein Gedanke, der diesen Morgen mich beschäftigte. Auch habe ich dir ein herrliches Weib zur Braut ausgesucht. Zum Sachsenherzog Horsa mußt du reiten; seine Tochter Irminfrida—"

„Ach hättest du mir das doch früher gesagt," unterbrach sie Hedan, „damals als mein Vater noch lebte. Da kam es euch zu, mir die Braut auszuwählen. Jetzt bin ich oberster Herr des Landes; der Herzog wählt sich seine Braut selbst."

„Aber auf den Rath seiner Mutter wird er doch hören?" erwiderte sie mit einer Stimme, hinter deren schmeichelndem Tone sich die wildeste Erregtheit ihres Blutes nur mühevoll barg.

„Deines Rathes bedarf ich nicht; so hast du mir selbst vor wenig Augenblicken gesagt. Meine Wahl ist getroffen. In drei Wochen, wenn die Trauerzeit vorüber ist, führe ich die minnige Braut, die Gott mir zugeführt, heim."

Die Herzogin sah ihn an—sprachlos—starr vor Staunen und, als sie das Wort „Gott" vernahm, vor Entsetzen. „Welcher Gott?" wollte sie fragen, aber ihr blieb nicht Zeit dazu; denn im Tone des harmlosen Geplauders fuhr Hedan fort: „Bis dahin muß viel geschehen. Ich lasse sogleich Bauleute kommen aus Reginsburg. Dort haben sie von den alten Römerzeiten her ganz andere Häuser, als hier. Von Stein sind die Mauern; die Dielen der Decke sind mit weißem Kalk beworfen: das Estrich besteht nicht, wie hier, aus dem festgestampften nackten Erdboden, sondern ist mit Steinplatten und in den Schlafgemächern mit Dielen belegt. Der Herzog Theudo hat in seiner Burg auch statt der Holzgitter in den Fenstern Scheiben von Glas, die er um ein schweres Gold hat aus Welschland oder Byzanz kommen lassen. Solche werde ich nicht so leicht und schnell bekommen können; doch will ich es versuchen. Ist's kein Glas, so gibt es in Neustrien einen durchsichtigen Stein, Fraueneis genannt; ich achte, er würde mir dieselben Dienste thun." In dieser Weise plauderte er fort, bis der Hirschziemer und das Gericht Hechte verzehrt war. Er rief auch sogleich etliche seiner Gefolgsmannen heran und ertheilte ihnen Aufträge, die auf die Beischaffung von Arbeitsleuten Bezug hatten. Nun trat einer der Gefolgsmannen, die in dem tiefer gelegenen Theile der Halle an besonderer Tafel saßen, auf die erhöhte Bühne zu, den Birkenpokal in der Hand, und rief: „Heil dem Herrn Herzog und Heil seiner tugendlichen

Braut!" Da stieß der Herzog freudig mit ihm an und trat hinab an die Tafel, von der ein lautes Hurrahgeschrei erscholl, und stieß mit allen Einzelnen an. Als er auf die Bühne zurückkehrte, hatte seine Mutter schweigend die Halle verlassen.

„Haimerich!" rief der Herzog, „komm mit in mein Gemach, ich habe mit dir zu reden." Haimerich folgte ihm über den Hof in den kleinen, über dem Roßstall gelegenen Söller, den der Herzog zur Zeit noch bewohnte. Dieser hub an: „Heute sollst du zum Bischof hinuntergehen und ihm sagen, daß er den Gottesdienst halten solle mit Glockengeläute und Psalmengesang, morgen und alle Tage, ganz wie zu meines Vaters Zeit."

Da faltete Haimerich die Hände und rief: „Gelobet sei Jesus Christus, der starke Himmelsherr, der euer Herz gelenkt hat. Dachte ich mir's doch, daß ihr den letzten Willen eures Vaters ehren würdet.

„Da bist du schlecht berichtet," sprach Hedan freundlich lächelnd. „Es ist der erste Wunsch meiner Braut, nicht der letzte meines Vaters, den ich erfülle. Sein letzter Wille war ein ganz anderer."

„Ach," sagte Haimerich, „wie möget ihr das doch glauben? Ich weiß von dem Gerede, das der Priester Hezzilo und der Trunkenbold Pillung vorgebracht haben. Aber wenn daran ein wahres Wort wäre, so hätte doch eure Mutter die Sache zu allererst wissen müssen, da sie ja mit Gisilhar zusammen in der Kammer bei dem sterbenden Herzog war. Sie hat aber kein Wort von einer Sinnesänderung eures Vaters gewußt, bis daß Hezzilo davon erzählte."

„Was sagst du da?" rief der Herzog. „Meine Mutter war bei dem Sterbenden zugegen, als Gisilhar sich mit ihm unterredete?"

„Keinen Augenblick hat sie die Kammer verlassen. Fragt sie selbst."

„Es ist gut. Geh hinunter zum Bischof und richte deine Botschaft aus. Doch noch eins; rufe mir sogleich den Pillung herein."

Pillung erschien, wankend und lallend, denn er hatte bei Tische in gewohnter Weise dem Humpen zugesetzt. Der Herzog forderte ihn auf, genau zu erzählen, zu welcher Stunde, an welchem Platze und unter welchen Umständen er jenes Geständniß Gisilhars belauscht habe. Der Knecht nahm alle seine Seelenkräfte zusammen und beantwortete die an ihn gestellten Fragen bündig.

Hedan trug ihm eine Arbeit im Pferdestall auf. Er selbst aber ritt spornstreichs in den Wald hinaus an die Stelle, wo Hezzilo seine halb über, halb unter der Erde liegende Behausung hatte. Er pochte den Priester aus seiner Höhle hervor, und stellte an ihn die gleichen Fragen. Er hatte erwartet, die Antwort würde der von Pillung gegebenen widersprechen. Aber sie stimmte genau. Der Wuotanspriester war schlau genug gewesen, sein Werkzeug sorgfältig zu instruiren. Auf diesem Weg war keine Lüge nachzuweisen.

Als Hedan zurückkam, traf er im Hofe der Burg seine Mutter beschäftigt, ein Saumroß zu beladen. „Was hat das zu bedeuten?" fragte er betroffen. „Du hast mir," sagte sie, „die Hamelburg zum Wittwensitz angewiesen, und ich bin im Begriffe, dorthin abzuziehen."

„Du wirst dich auf die Hamelburg begeben, sobald ich es anordnen und für ein geziemendes Geleit gesorgt haben werde," versetzte Hedan ruhig, aber bestimmt. „In zwei oder drei Tagen soll allerdings der Bau beginnen, und du wirst die bisherige Fürstenkammer verlassen müssen. Aber in den Gastgemächern ist Raumes genug. Wähle dir, welches dir am besten gefällt, und laß dein Geräthe dorthin bringen. Vor meiner Hochzeit wirst du die Wirzburg nicht verlassen."

In ihrem Innern vor Wuth knirschend, im äußern Benehmen kalt und ruhig, gehorchte sie den Befehlen ihres Sohnes. Dieser hatte sich fühlen gelernt. Dem einen, bestimmten Ziele seines Sehnens zustrebend, das alle seine Willensregungen beherrschte, fühlte er, daß er einen Willen habe, und empfand mit Behagen die ihm gewordene Stellung, welche ihm die Macht gab, jeden Widerspruch gegen diesen Willen niederzuschlagen.

Ermüdet von den Abenteuern dieses Tages zog er sich in seinen Söller zurück. Auf seiner Lagerstätte von Reh- und Bärenfellen sitzend, die ihm des Nachts zur Schlafstatt, des Tages zum Ruhesitze diente, rief er sich den morgendlichen Ritt und die Begegnung mit Bilihild in die Seele zurück. Ihr liebliches Bild, ihre hohe herrliche Erscheinung stand vor seinem innern Auge, er erinnerte sich jedes Wortes, das sie geredet hatte; so lebhaft versetzte er sich in die Ereignisse dieser Morgenstunde zurück, daß er sogar das Gebimmel des Höchheimer Glöckleins zu hören meinte, wie es über den Wald herüberschallte. Aber was war das?! Diese Glockenklänge waren doch nicht nur in seiner Einbildung vorhanden? Deutlich und immer deutlicher schallten sie vom Fuße des Berges, nicht aus dem Höchheimer, sondern aus dem Wirzburger Cönobium herauf und trugen an seinem Ohre vorüber zu Gottes Thron empor die Dankgebete der Männer Gottes, die mit der ganzen Gemeinde im Oratorium sich zur Vesper versammelt hatten, den Herrn zu preisen und seinen Segen über den Fürsten herabzuflehen.

Ueber den Fürsten und über seine Braut. Denn schon vor Haimerich war ein rascher Bote von Höchheim angelangt den Brüdern das Unglaubliche zu melden. Haimerichs frohe Botschaft kam daher nicht unerwartet. Aber um so unerwarteter für ihn war die Kunde, die er aus des Bischofs David Mund nun hörte, und groß die Ueberraschung der christlichen Dienstleute droben auf der Burg, denen er diese Kunde als ein Geheimniß zuflüsterte.

„Morgen," sprach er, „wird sie die heilige Taufe empfangen. Aber nicht in Wirzburg, sondern in Höchheim, wo sie nun einmal ist und wo sie nach des Herzogs Wunsche bis zur Hochzeit bleiben soll."—

Hedan lag noch immer auf sein Ruhebette hingestreckt. Die Töne des Glöckchens klangen ihm wie Musik. Jeder Klang rief ihm Bilihilds Namen vor die Seele.

Da ward plötzlich die Thür seines Gemaches aufgerissen, Geila stand vor ihm, bleich wie eine Norne, vor Wuth an allen Gliedern zitternd. „Nur von seiner Mutter," zischte sie, „verlangt der neue Herzog den Gehorsam einer Magd. Die Fremdlinge dürfen ungestraft seiner Befehle spotten."

„Wer spottet meiner Befehle?" fragte Hedan ruhig, indem er sich langsam erhob. „Ich habe dem Bischof die Erlaubniß gegeben, Gottesdienst zu halten, wie er es bei meines Vaters Lebzeiten gethan."

„So?" sagte die Herzogin kurz und schneidend. „Du hast also diesen Morgen dein Spiel mit mir getrieben, und mich belogen, da du sagtest, du rittest nach Höchheim, um auch dort den Frevel und Unfug zu untersagen."

„Das war wirklich meine Absicht gewesen," sagte Hedan. „Aber unterwegs, da ich eine dieser Frevlerinnen im Walde traf, wie sie einem heidnischen Manne, der vor drei Tagen den Feuerbrand in ihre Dächer geworfen, die Wunde verband, die

sein heidnischer Feind ihm geschlagen—da bin ich anderen Sinnes geworden. Ich habe bedacht, daß mein Vater auf dem Volksthing die Edelinge befragt und nach des Things Beschluß den Hiberniern die Freiheit ihres Gottesdienstes zugesagt hat, und daß ich, ohne den Thing zu hören, dies zu ändern keine Macht habe."

„Wer war das Weib?" kreischte Geila.

„Eine Jungfrau, Bilihild mit Namen. Doch was kümmert dich das? Sage mir lieber, wie es kommt, daß du mir von den letzten Worten meines Vaters nichts gesagt hast. Erst von Hezzilo und Pillung mußte ich hören, daß er seinen Abfall von den Göttern bereut, den Wuotan angerufen und nach Hezzilos Beistand verlangt hat."

„Wie konnte ich dir davon sagen?" erwiderte Geila. „Hab' ich es doch selbst erst aus Hezzilos Munde gehört." „Erst aus Hezzilos Munde hast du die Sache gehört? Nun, dann hat diese Lüge einen weiten Umweg gemacht, bis sie an mein Ohr gelangte. Du warst in meines Vaters Kammer, als Gisilhar ihm vorbetete; du hast die Kammer nicht verlassen, bis mein Vater todt war, und du—hast nicht aus seinem Munde, sondern erst durch Gisilhar, Pillung, Hezzilo seinen Ruf zu Wuotan gehört!"

„Aber ich saß im hintersten Winkel," versetzte Geila mit ängstlichem Eifer; „ich vermochte die leisen Worte des Sterbenden nicht zu verstehen. Gisilhar hielt das Ohr über Gozberts Lippen geneigt. Er hielt mich getrennt von meinem Gatten.—Pillung hat die Sache beschworen."

„Die sechs Mannen," fuhr der Herzog fort, „die Gisilhar als Zeugen brachte, sagten einstimmig aus, daß mein Vater nur mit höchster Anstrengung ein ‚Ja' hervorgebracht und dann sogleich zu röcheln angefangen habe. Ich werde die Sache weiter untersuchen. Geh nun und laß mich allein."

Die Herzogin ging, und Hedan ließ Pillung noch einmal rufen. „Du hast einen Meineid geschworen," herrschte er ihn an. Aber mit einem zweiten Eide verschwur sich Pillung, daß sein erster Eid wahr gewesen. Hezzilo hatte ihm angelernt, er solle nur kecklich weiter schwören; wenn er dabei nur die Vorsicht brauche, den kleinen Finger der linken Hand abwärts zu strecken, während er die Rechte erhebe, so könne ihm ein falscher Schwur nicht schaden. Hedan, der diese Tücken und Künste des Götzenpriesters nicht ahnte, war über die Zuversicht, womit Pillung sich verfluchte, daß, wenn er falsch geschworen, Donars Hammer ihn zerschmettern solle, doch einigermaßen betroffen, und wurde unsicher in seinem Verdachte.

Weit mehr aber fühlte die alte Herzogin den Boden unter ihren Füßen schwanken. Daß die Braut ihres Sohnes niemand anders sei, als eben jene Jungfrau Bilihild, die Hibernierin, die er auf seinem Ritte nach Höchheim im Walde getroffen, darüber hegte sie keinen Zweifel. Der Gedanke, daß eine Tochter dieser verhaßten götterfeindlichen Fremden Hedans Thron theilen sollte, war der schrecklichste, den es für Geila geben konnte. Aber wie die Sache jetzt stand, ließ sich nichts ändern. An eine Ausrottung des Christenthums, eine Vertreibung der irischen Sendboten, eine Vernichtung ihrer Cönobien konnte — das sah sie ein — nun gar nicht mehr gedacht werden; sie durfte zufrieden sein, wenn es ihr gelang, wenigstens ihren Sohn vom Abfall von den Göttern, vom Uebertritt zur Religion der Fremdlinge zurückzuhalten. Auf die Erreichung dieses Zieles war jetzt all ihr Sinnen gerichtet.

Sie bezog das ihr angewiesene Gemach, und weit entfernt, daß sie eine sofortige Abreise nach der Hamelburg hätte ertrotzen wollen, suchte sie vielmehr die Uebersiedelung dorthin gänzlich zu hintertreiben und es so einzufädeln, daß sie auch nach Hedans Vermählung entweder auf der Wirzburg selbst oder wenigstens in deren Nachbarschaft wohnen zu bleiben die Möglichkeit erhalte.

Hedan hatte erwartet, daß sie am folgenden Tage aus Trotz dem Mittagsmahl in der Halle unter irgend einem Vorwande fern bleiben werde. Sie saß aber, als er eintrat, schon an ihrem Platze. Ehrerbietig stand sie auf; freundlich begrüßte sie ihn; sie that keine Fragen, wer seine Braut sei, fing dagegen selbst von dem Umbau der Burg, den er beabsichtigte, zu reden an, und ging mit Theilnahme auf seine Pläne ein. Er wunderte und freute sich, wie sie so rasch in die veränderte Stellung, die sein Benehmen ihr angewiesen, sich zu schicken wußte. So blieb es auch an den folgenden Tagen.—

Bilihild hatte den Rest des Tages hindurch, an dessen Morgen sie des Herzogs Braut geworden, unter Thränen und Gebeten theils in ihrer Hütte, theils am Grabe ihrer Mutter verweilt. Sie hatte sich Gott zum Opfer gebracht, als sie dem Herzog ihr Jawort gab; aber an den Lebensweg voll Dornen dachte sie, der vor ihr lag; sie betete zu Gott um Kraft, diesen Weg in stillem Gehorsam zu wandeln. Ihre Taufe, die am folgenden Morgen bevorstand, war von ihrer Seite eine Besiegelung der Hingabe ihrer Person und ihres Lebens an Gott und an den Beruf, den Gott ihr zugewiesen. Mit ihrem klaren besonnenen Geist erkannte sie recht wohl, welch hohen Grad von Weisheit es bedürfe, um der ebenso arglistigen, als fanatischen alten Heidin gegenüber das richtige Maß zu halten, zwischen der Ehrerbietung, die sie der Mutter ihres fürstlichen Gemahles—und der Festigkeit, die sie ihrem Christenbekenntniß schuldete. Sie flehte ihren Gott und Herrn an, ihr diese Weisheit zu verleihen; ihrer eigenen Schwäche bewußt, war sie nur demüthiger als je, und diese Gesinnung der Demuth, dies Bewußtsein, eine gehorsame Magd des Herrn zu sein, sprach sich unwillkürlich in ihrem Benehmen aus. Es war höchst natürlich, daß die Brüder und Schwestern des Cönobiums, den Bischof nicht ausgenommen, in ihr die künftige Herzogin sahen und ihr als einer Höhergestellten mit Ehrerbietung begegneten, einer Ehrerbietung, die um so aufrichtiger war als sie nicht nur der Stellung Bilihilds galt, sondern in der Hochachtung und Bewunderung ihrer Gesinnung und ihres Entschlusses wurzelte. Sie aber vermochte sich in diese Umkehr ihres bisherigen Verhältnisses nicht zu finden; jene Unterwürfigkeit der Brüder that ihr wehe; sie senkte das Haupt, und hob dann das Auge in kindlich flehendem Blick zu denen empor, die ihre geistlichen Väter waren, und deren Fürbitte und deren Rathes sie sich so sehr bedürftig fühlte.

„Bilihild," sprach eines Tages Totman, der greise Freund ihres seligen Vaters, zu ihr, „deine Demuth will ich nicht tadeln; Demuth ist der Schmelz auf der Blüthe jeglicher Christentugend. Aber gleichwohl möchte ich, daß du anfingest, dich in die Stellung hineinzufinden und hineinzudenken, die Gottes Rath dir angewiesen hat. Du wirst und bist unsere Herrin: beuge dich vor Gott, aber beuge dich nicht vor uns. Freundlich und gütig sollst du immer bleiben, auch gegen die geringsten, aber mit der Freundlichkeit und inwendigen Demuth des Herzens ist es wohl vereinbar, daß man die Herzogin und Fürstin dir ansehe. Du sollst in die Wirzburg einziehen nicht als die Magd des Herzogs, sondern als sein Ehgemahl; ein gehorsames Gemahl sollst du ihm—eine treue Magd sollst du Gott dem Herrn sein, aber eben darum eine entschlossene Sachwalterin unseres Glaubens und unseres guten Rechtes. Ich sage nicht, daß du den Herzog drängen soll-

test mit Bekehrungsworten und eifrigen Reden! handle vielmehr nach dem Worte des heiligen Petrus: ‚die Weiber sollen ihren Männern unterthan sein, auf daß auch die, so nicht glauben an das Wort, durch der Weiber Wandel ohne Wort gewonnen werden, wenn sie ansehen ihren keuschen Wandel in der Furcht Gottes.' Aber es gibt eine Grenze, über die deine Nachgibigkeit nicht hinausgehen darf; an deinem Gebet und deinem Besuche des Gottesdienstes darfst du dich nicht hindern lassen und mußt darin auch die Schutzherrin der christlichen Dienstmannen, Knechte und Mägde auf der Burg sein. Sonderlich vor der alten Herzogin mußt du dein Recht als Herzogin und herzogliches Ehgemahl behaupten, und soll dir das Alles gelingen, so mußt du schon jetzt als Herrin dich geberden lernen. Wie, wenn es eines Tages dem Herzog einfiele, hierher zu reiten und dich aufzusuchen, und er sähe dich vor unser jedem dein Haupt beugen? Wie sollte ihm das gefallen? Oder wolltest du in einem Augenblick dein Wesen und Gebaren wandeln?"

„Vergib, Vater," sprach Bilihild. „Die Schwere des Berufes, den ich übernommen, hat mir Haupt und Nacken niedergedrückt. Vor euch beugte ich mich; daß ich auf der Wirzburg anders fahren müßte, habe ich mir wohl gesagt. Aber du hast Recht; ich kann nicht in einem Augenblick mein Gebaren wandeln. Ich muß schon jetzt anfangen, und das will ich."

Und sie ging aufgerichteten Hauptes von dannen, freundlichen Blickes und demüthigen Herzens wie immer, aber in Gang und Schritt zeigte sie wieder jene angeborene Hoheit, jenen natürlichen Adel, wie damals im Walde, wo Hedan sie im ersten Augenblick für eine Walkyre angesehen hatte.

Und wer kam dort plötzlich herangesprengt auf lichtweißem Rosse, den glänzenden kupfernen Schild am linken Arme schwingend? Es war Hedan; hinter ihm ritt Haimerich.

„Endlich kann ich kommen!" rief er aus; „denn ich wollte nicht mit leeren Händen kommen, und der fahrende Händler aus Augsburg hat mich so lange warten lassen." Haimerich hatte eine Truhe vom Sattelknopf seines schweren Rosses losgebunden, und trug sie hinter dem Paare her in das Speisehaus des Cönobiums, wohin die Brüder den Herzog geleiteten. „Du bist meine Braut," sprach dieser, „so will ich dich auch bräutlich schmücken." Er öffnete die Truhe und nahm ein kostbares Gewand von purpurner Seide, ein „Phellol," heraus, und ein Mäntelein von Pelz, und goldene Spangen und Geschmeide. Bilihild mußte in der nächstgelegenen Hütte diese Kleider anlegen; wahrlich fürstlich war ihre Erscheinung, als sie in solcher Zier wieder eintrat.

Hedan schwamm in Seligkeit, und Bilihild glaubte zu ahnen, daß die Stellung, in die sie so schweren Herzens sich hingegeben, doch nicht blos Dornen, sondern auch Rosen bringen werde. Eine natürliche Freude an Kleiderschmuck ist dem Weibe angeboren; Eitelkeit war der ernsten Jungfrau fremd, aber als Beweise der Liebe ihres Bräutigams waren diese Gewande und Geschmeide ihr werth und theuer. Sich geliebt zu wissen von ihrem künftigen Herrn und Ehgemahl, machte sie glücklich, und die Pflicht, ihm mit hingebender Liebe zu erwidern, wurde ihr nicht schwer; denn mehr und mehr lernte sie ihn als einen von Natur edlen Mann, hellen Geistes und kräftigen Charakters kennen und hochachten.

Man setzte sich zum Mahle. Der Bischof betete den 67. Psalm, und der Herzog hörte andächtig zu. Die Tafel war nicht spärlich besetzt. Zwar die Brüder und Schwestern an den langen Tischen begnügten sich mit ihrer gewohnten einfachen Kost, dem Brei von Habergrütze, dem grünen Gemüse, das der Garten lieferte, und einem Nachtisch getrockneten Obstes. Aber auf dem kleineren Tische, an welchem außer dem fürstlichen Brautpaare nur noch der Bischof Kolman mit seiner Frau, der greise Vater Totman und der biedere Haimerich saßen, prangte ein herrlicher Spiegelkarpfe, den der Bischof aus dem Fischkasten hatte holen lassen, und dann erschien ein Gericht Schnepfen, welche durch einen glücklichen Zufall gerade gestern der kluge Knabe Damoalis in der Schlinge gefangen hatte, und zuletzt kam ein goldgelber Kuchen, den der Koch aus Waizenmehl, Milch, Butter und Kibitzeneiern gar geschickt gebacken, und zu dem Kuchen eine Schüssel klaren Honigs, frisch aus der Wabe geflossen, und Brombeeren, die im Honig eingekocht waren.

Während der Herzog, der von dem scharfen Ritte einen wackern Hunger mitgebracht, es sich trefflich schmecken ließ und seine Braut bescheiden an den Speisen nippte, ließ sich unerwarteter Weise abermals der Hufschlag eines Rosses vernehmen. „Wer kommt da, Haimerich?" rief der Herzog; Haimerich eilte nach der Thür; aber schon ward diese geöffnet, und herein trat Pillung, einen fetten Rehbock auf der Schulter, that aber sehr erstaunt und fast erschrocken, als er den Herzog erblickte. „Wo kommst du her? und was willst du!" fragte dieser. „Ach Herr," stotterte der Knecht, „die Frau Herzogin hat mich geschickt; Morung hat gestern diesen Rehbock erlegt, und da er so schön und feist ist, schickte sie mich hieher, ihn eurer Braut zu bringen als einen Gruß von ihr." „Siehe da, Bilihild!" rief Hedan erfreut, „auch meine Mutter denkt an dich und ist dir hold."

Auch Pillung ward bewirthet. Der Herzog aber ließ sich von Bilihild im ganzen Cönobium herumführen, sich den wohlgepflegten Garten und die Fischreusen und Fischkästen zeigen, und die einzelnen Familien sich vorstellen. Er redete mit allen freundlich, und ehe er gegen Abend Abschied nahm, sagte er zu Kolman dem Bischofe: „Weil ich euch einen so kostbaren Schatz und Edelstein aus eurem Cönobium entführe, so ist es billig, daß ich euch einen Ersatz dafür gebe. Den Fuchswald sammt der Erlenhalde vom Gibikostein bis an den Bach sammt den Wiesen, die dazwischen liegen, schenke ich eurem Cönobium auf ewige Zeiten. Empfanget hier die Urkunde."

Abenteuer eines Reisepredigers.

Ueber sechzig Jahre sind nun verflossen, seit der berühmte Methodisten-Missionar, Gideon Ousley — ein Mann voll Tugend, Kraft und Humor—in der Blüthe seiner Thätigkeit als Friedensbote unter den Irländern stand. Kein Reiseprediger zwischen Cap Clear bis zum Giants Causeway wurde von der römischen Priesterschaft so gefürchtet, wie er! Die Ursache war, daß Gideon die Massen der Armen in ihrer Muttersprache erfolgreich anredete, und es war wohl kein stärkerer, furchtloserer Mann in Großbritannien als er.

Wenn er dann so eine Rede aus dem Stegreif an die Leute hielt, diente ihm nicht selten eine alte Kiste, ein Markttisch oder ein vorbeikommender Karren, wenn der Fuhrmann einigermaßen gefällig war, zur Kanzel. Oft trug er auch selbst aus einem benachbarten Hause einen Tisch an den Ort, wo er zu sprechen beabsichtigte und stand schon auf demselben, wenn die Leute aus der Messe kamen. Seine vollkommene Kenntniß

der irischen Sprache sicherte ihm in irgend einem Theile des Landes, wo die Irischredenden in der Mehrzahl waren, eine Versammlung, wobei er sich dann auch hin und wieder in englisch an Solche wendete, welche die irische Sprache nicht verstanden.

Der Leser kann sich leicht denken, daß dieser unerschrockene Verkündiger des Evangeliums manchmal mit knapper Noth den Nachstellungen jenes unwissenden und abergläubischen Volkes, gegen dessen verkehrte Glaubensansichten er so muthig kämpfte, entging. Zu verschiedenen Malen war er schon überfallen und mißhandelt worden, aber sonderbarer Weise schien ihm das Alles nichts zu thun; er war bald wieder im Sattel.

Einmal jedoch schien die Sache eine ernstere Miene anzunehmen und er kam in die größte Lebensgefahr. Es war gerade Markt in Mohill, und da Gideon in Drumsna gepredigt, entschloß er sich auch, nach Mohill hinüberzureiten, um zu versuchen, unter den zahlreich versammelten Landleuten ein wenig für seinen Meister zu arbeiten.

Mit dieser Absicht sattelte er des Morgens früh sein starkes, großes Pferd, und nahm, wie gewöhnlich, statt der Peitsche, einen derben Schwarzdornstock mit sich; und so ausgerüstet war er bereit im Palast und in der Hütte das Wort des Herrn zu verkündigen. Er trug niemals Feuerwaffen, obgleich ihm seine Freunde oft dazu riethen, denn sie befürchteten, daß seine Feinde, welche es auf sein Leben abgesehen hatten, irgend eines Tages ihre gottlosen Pläne an ihm verwirklichen würden.

Er aber sagte: „Nein, ich werde niemals nehmen, was ich nicht geben kann; und wen ich mit meinem Dornstock nicht überzeugen kann, daß er zur Hölle geht, den will ich auch nicht mit einer Pistole dahin senden."

So ritt er also auch nach Mohill auf den Markt und bestieg seine Kanzel im Freien. Bald sammelte sich eine ganze Anzahl Zuhörer um ihn, und er sang mit ihnen und predigte zu ihnen in der irischen Sprache zum großen Aerger Vater Banan's und der hervorragenden Katholiken des Ortes.

So groß war der Anstoß, welchen das kühne Auftreten dieses Gottesmannes gab, daß ein riesiger Kerl sich fest vornahm, Gideon auf seinem Rückwege aufzulauern und ihn derb durchzuhauen. Dieser Mensch, welcher Jack Conroy hieß, war in seiner Weise ein derber und gutmüthiger Bursche. Er hatte Gideon auf dem Markt reden hören und glaubte sich berufen demselben dafür, daß er die Kirche auf so unbarmherzige Weise durchgenommen hatte, das Wams ausklopfen zu müssen.

Als der Markt vorbei war, machte sich Gideon, nachdem er bei einem Freunde eine Tasse Thee getrunken hatte, auf den Rückweg, an welchem Jack Conroy etwa drei Meilen von Mohill an einer einsamen Stelle auf ihn wartete. Als er an dem Platze in einem langsamen Trabe ankam, war es schon dunkel. Er war deßhalb nicht wenig überrascht, als plötzlich ein Mann, welcher aus dem Graben mitten auf den Weg sprang, seinem Pferd in die Zügel griff und dasselbe zum stehen brachte.

„Jetzt hab' ich dich endlich, du lügnerischer Galgenstrick, du Vagabund!" schrie Conroy, denn er war's, „ich will dir zeigen, ob du je wieder Gelegenheit hast, die Priester so zu beschimpfen, wie du heute gethan hast. 'Raus aus dem Sattel, oder ich jage eine Kugel durch dich; ich will's zu Fuß mit dir abmachen, denn ich sehe, du hast einen Stock, wie ich auch."

„Des Herrn Wille geschehe," sagte Gideon, langsam vom Pferde steigend, denn er fürchtete, der Kerl möge ihn schießen, wenn er versuche, sich durch die Flucht zu retten. „Doch laß mich meinen Billy hier an das Bäumchen binden, daß der, welcher von uns Beiden am Besten davon kommt, den Andern in den Sattel heben kann."

„Zugestanden," sagte Jack, „aber schnell, denn ich kann kaum warten, bis ich an dich komme."

„O, dazu mag's immer noch früh genug sein," sagte Gideon, der es so gut verstand einen Schwarzdorn zu schwingen, als irgend ein Mann in Irland. „Aber wäre es nicht viel besser, wir würden uns die Hand reichen und miteinander beten, ehe wir anfangen?"

„Nimm das zu deinem Text," sagte Conroy, indem er ihm einen gewaltigen Streich mit seinem Stocke auf die Schulter gab, „und jetzt vorwärts."

„Geben ist seliger als Nehmen," sagte Gideon, indem er den Streich derb zurückgab, wohl einsehend, daß keine Aussicht auf einen gütlichen Vergleich vorhanden war, und die Sache ausgefochten werden mußte. Und ausgefochten wurde sie, denn Conroy wollte weder Wort noch Verstand annehmen, bis er fast zu einem Brei zusammengeschlagen war und kein Glied am Leibe mehr rühren konnte. Auch Gideon hatte manchen blutigen Streich und Schlag in dem Kampfe empfangen.

Conroy war ein sehr schwerer Mann, und als Gideon versuchte ihn auf sein Pferd zu heben, fand sich's, daß ihm die Sache, in Folge seiner eigenen Wunden und Quetschungen fast unmöglich war. Dieses einsehend, sagte er mit gutem Humor, welcher ihn nie verließ: „Die Ernte ist in der That groß, aber wenige sind der Arbeiter." Endlich, nach fast übermenschlicher Anstrengung, gelang es ihm doch, seinen Widersacher in den Sattel zu bringen; worauf er sich dann selbst auf den riesigen Rappen schwang und Conroy vor sich festhielt, und so langsam in den etwa zwei Meilen entfernten Ort hineinritt.

Es war spät, als sie dort ankamen. Das erste was Gideon that war zu Tom McDermotts zu reiten, seinen Jack ins Bett zu schaffen und einen Arzt zu rufen. Der Doktor kam und fand, daß der Zustand des Patienten sehr bedenklich war; da aber Gideon wünschte, die Sache verborgen zu halten, bis es sich herausstelle, was das Resultat sein würde, so fanden es nur wenige aus.

So lag Conroy, der weder Freunde noch Verwandte hatte, Wochen lang bei McDermotts, und Gideon verließ sein Bett weder Tag noch Nacht, und pflegte ihn mit einer Aufopferung, als ob er sein leiblicher Bruder wäre.

Als Jack anfing besser zu werden, wunderte er sich nicht wenig über das Verhalten des Mannes ihm gegenüber, den er zu beschädigen beabsichtigt hatte. Nach und nach machte er unbeholfene Entschuldigungen und zeigte Reue über seine Thorheit und Gottlosigkeit. Aber Gideon sagte ihm, daß alle Vergebung von dem Herrn kommen müsse, dessen Gebot der Liebe er übertreten habe. Dieses veranlaßte Jack zum Nachdenken, und da Gideon schon angefangen hatte, ihm die Schrift vorzulesen und zu erklären, ging ihm ein ganz neues Licht auf. Die Folgen waren, daß er, noch ehe er sein Lazareth verlassen konnte, die rettende Gnade an seinem Herzen erfuhr, durch welche er nun auch den Geist erkennen lernte, der den treuen, selbstaufopfernden Missionar beseelte.

Als es bekannt wurde, daß Jack Conroy die Kirche seiner Väter mit der Lehre der Ketzer vertauscht habe, brauchte er nicht für Feinde zu sorgen. Aber er war dem empfangenen Glauben treu und fest entschlossen, sich seinem Lehrer in der Betreibung der guten Sache anzuschließen. Als Gideon deßhalb Drumsna verließ, begleitete ihn Jack, von welchem er nachher zu seinen Freunden immer als der „Frucht seines Dornstocks" redete.

Unsere Wachslieferanten.

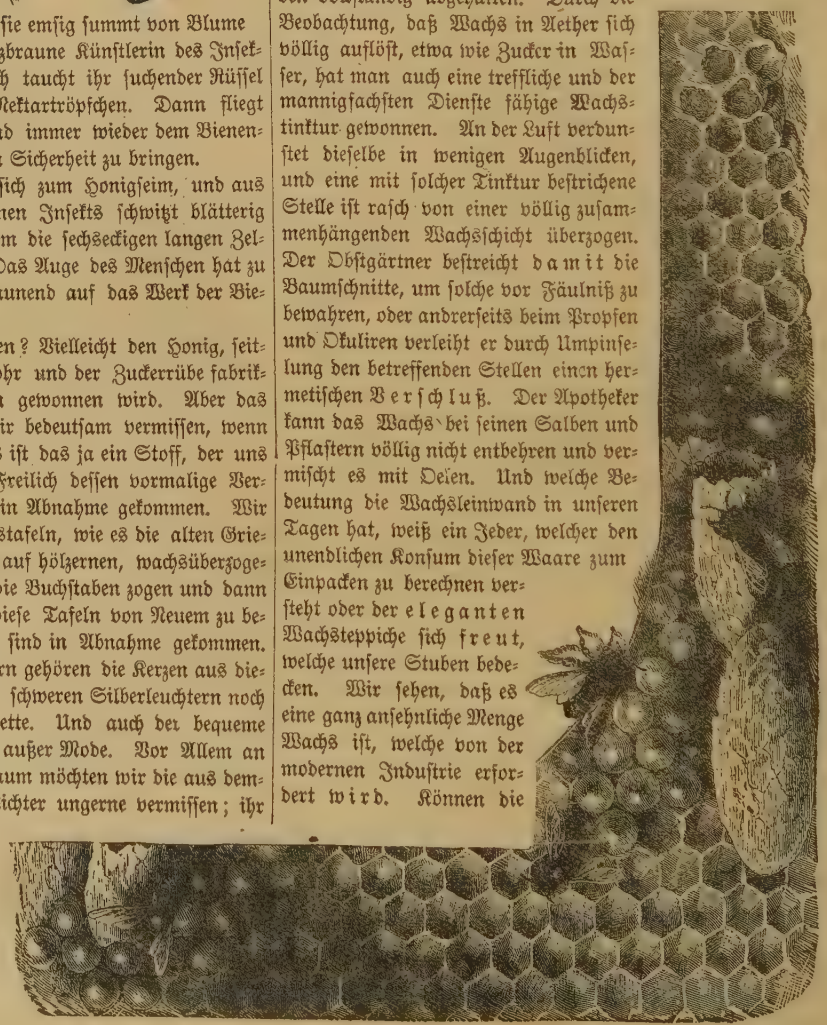
(Von Paul Kummer.)

Wie sie emsig summt von Blume zu Blume—die beflügelte schwarzbraune Künstlerin des Insektenvolkes! In jeden Blüthenkelch taucht ihr suchender Rüssel und findet das verborgenste Nektartröpfchen. Dann fliegt das eifrige Thierchen immer und immer wieder dem Bienenstocke zu, um das Gesammelte in Sicherheit zu bringen.

Der Blumennektar entwirkt sich zum Honigseim, und aus den Hinterleibsringen des kleinen Insekts schwitzt blätterig das Wachs hervor, aus welchem die sechseckigen langen Zellen kunstvoll gebaut werden. Das Auge des Menschen hat zu allen Zeiten nicht anders als staunend auf das Werk der Bienen geblickt.

Und können wir sie entbehren? Vielleicht den Honig, seitdem derselbe aus dem Zuckerrohr und der Zuckerrübe fabrikmäßig in großen Quantitäten gewonnen wird. Aber das Wachs, so scheint es, würden wir bedeutsam vermissen, wenn keine Biene mehr schwirrte. Es ist das ja ein Stoff, der uns unentbehrlich geworden ist. Freilich dessen vormalige Verwendung ist zum großen Theil in Abnahme gekommen. Wir schreiben nicht mehr auf Wachstafeln, wie es die alten Griechen und Römer thaten, welche auf hölzernen, wachsüberzogenen Tafeln mit spitzem Griffel die Buchstaben zogen und dann nur zu glätten brauchten, um diese Tafeln von Neuem zu benutzen. Auch die Wachslichter sind in Abnahme gekommen. Nur in den fürstlichen Gemächern gehören die Kerzen aus diesem edelsten Leuchtstoff auf den schweren Silberleuchtern noch immer zur herkömmlichen Etikette. Und auch der bequeme Wachsstock ist noch nicht ganz außer Mode. Vor Allem an dem festlich strahlenden Christbaum möchten wir die aus demselben geschnittenen haftbaren Lichter ungerne vermissen; ihr mit dem frischen Tannenduft vermischter Geruch weht uns in Erinnerung aus den Kindheitstagen erst die volle Weihnachtsempfindung entgegen.

Aber noch andere Verwendungen hat das Wachs erhalten, welche mit dem Fortschritt unserer Zeit zum Theil innig zusammenhängen. Die Hausfrau, welche in ihrem Zimmer die Dielen bohnen lassen will, um nicht immer scheuern zu müssen, verwendet dasselbe in der Form von Wachsseife, welche einfach dadurch hergestellt wird, daß man Wachs in Kalilauge auflöst. Diese Seife dient industriell auch, um das Papier oder sonstige rauhe Gegenstände glänzend zu machen. Anderntheils will zur Zeit des Einmachens von Früchten die Hausfrau ihre Glaskruken fest verschließen: sie braucht nur Papier mit heißem Wachs zu durchtränken und sie damit zu überbinden, so hat sie einen vollen Ersatz für thierische Blase, und Luft und Feuchtigkeit werden vollständig abgehalten. Durch die Beobachtung, daß Wachs in Aether sich völlig auflöst, etwa wie Zucker in Wasser, hat man auch eine treffliche und der mannigfachsten Dienste fähige Wachstinktur gewonnen. An der Luft verdunstet dieselbe in wenigen Augenblicken, und eine mit solcher Tinktur bestrichene Stelle ist rasch von einer völlig zusammenhängenden Wachsschicht überzogen. Der Obstgärtner bestreicht damit die Baumschnitte, um solche vor Fäulniß zu bewahren, oder andrerseits beim Propfen und Okuliren verleiht er durch Umpinselung den betreffenden Stellen einen hermetischen Verschluß. Der Apotheker kann das Wachs bei seinen Salben und Pflastern völlig nicht entbehren und vermischt es mit Oelen. Und welche Bedeutung die Wachsleinwand in unseren Tagen hat, weiß ein Jeder, welcher den unendlichen Konsum dieser Waare zum Einpacken zu berechnen versteht oder der eleganten Wachsteppiche sich freut, welche unsere Stuben bedecken. Wir sehen, daß es eine ganz ansehnliche Menge Wachs ist, welche von der modernen Industrie erfordert wird. Können die



kleinen beschwingten Künstlerinnen das auch hinlänglich beschaffen?

Nein! Die Menschen mußten sich noch andere Quellen zur Gewinnung des Wachses suchen, nemlich da, woher die Bienen es selbst erst holen. Aus der Pflanzenwelt wird das Wachs heutzutage in großen Massen ganz unmittelbar gewonnen. Es ist daselbst so allgemein vorhanden, daß es eigentlich zu den gemeinsten Pflanzenstoffen gehört. Wir freuen uns wohl des Anblickes eines mit bläulich bereiften Früchten behangenen Pflaumenbaumes, oder der zarte Hauch auf den Beeren einer sorgfältig abgeschnittenen Weintraube entzückt uns als der poetische Charakter ihrer noch unangetasteten Natürlichkeit. Dieser weißliche Reifhauch ist aber nichts als ein feiner Wachsüberzug dieser Früchte: so werden wir bei wissenschaftlicher Untersuchung belehrt, und die Früchte mögen sich desselben freuen, denn er schützt sie vor den schädlichen Einflüssen, besonders der äußern Feuchtigkeit, so daß sie dadurch vor Fäulniß bewahrt werden. Ueberaus dünn ist freilich dieser Ueberzug; ein Blatt, welches der Sturm gegen solche Frucht schleudert, sowie jede Berührung unserer Hand verwischt ihn schon. Die Schale der Aepfel und Birnen ist schon ziemlich reicher an Wachs, ebenso die firnißartige Außenfläche aller glänzenden Blätter und Stengel. Aller Blüthenstaub enthält Wachs, aus welchem die Bienen es auffaugen, um es als Baumaterial ihrer Zellen zu verwenden. Freilich scheinen die Bienen als tüchtige Chemiker sich dasselbe aus Nektarzucker theilweise auch selber zu bereiten, da Versuche gezeigt haben, daß die Bienen, die nur mit Zucker gefüttert wurden, aus diesem bequem Wachs abzugeben vermochten.

Sogar bis in das innere der Pflanze hinein waltet die Wachsbildung, so daß wir es als einen ganz bedeutsamen Stoff für das vegetabilische Leben ansehen müssen — mag immerhin dessen Nothwendigkeit uns nicht in jedem Fall so in die Augen springen, wie bei dem Reif der Früchte und Blätter. Man braucht nur einmal grünes Laub mit Aether auszuziehen, so erhält man eine grüne Flüssigkeit; wenn man diese verdampft, den Rückstand dann in Alkohol auflöst, so wird der Grünstoff allein darin gelöst, die Flüssigkeit wird wieder grün, aber zugleich scheidet sich beim Erkalten eine weiße fettige Masse ziemlich reichlich aus, welche Wachs ist. Das letztere ist nemlich zum guten Theil enthalten in allen Chlorophyllkörnchen; das sind die in den an und für sich farblosen Zellen aller grünen Pflanzentheile reichlichst aufgespeicherten Grünkörnchen (Chlorophyllkörchen), welche durch ihre Menge den Gewächsen die grüne Farbe verleihen. Kein einziger Theil einer Pflanze ist ohne Wachs, so wenig es sich auch bei den verschiedenen Pflanzenarten gleicht, so daß die Chemiker es fast für eine jede als eine besondere Substanz zu unterscheiden wissen, als verschieden in Farbe und Geruch, in Schmelzbarkeit und Weichheit.

Wer wollte aber das Wachs aus unseren Gräsern und Kräutern sammeln, um Wachslichter daraus zu ziehen! Es ist ja dort in solcher Wenigkeit vorhanden, aber doch so umständlich zu gewinnen, daß wir es gern der Natur für ihre Zwecke überlassen und den Bienen sehr dankbar sind, daß sie uns wenigstens einiges aus den Blüthenkelchen sammeln.

Was indessen unsere Pflanzenwelt nicht vermag, das bietet uns um so reichlicher mancher Baum fremder Länder. Nach dem stolzesten aller Bäume besonders ist ein Wachs benannt, welches im Handel als bedeutender Artikel aus Südamerika bezogen wird. Das ist das Palmenwachs, welches man in der That aus einigen Arten dieses Königs der Baumwelt gewinnt, und das mit dem Bienenwachs fast völlig überein-

stimmt. Zumal eine tropische Palme, die Ceroxylon andicola, welche in Granada sehr häufig wächst, ist solch edler Segensspender. Der schlanke bis zwei Fuß dicke Stamm ist mit einer Schicht von sprödem dunkelgelbem Wachs überzogen, welches man nur abzuschaben nd dann in heißem Wasser zu reinigen braucht, dann kann man es, mit etwas Talg vermischt, damit es weicher werde und sich zu Formen kneten läßt, in den Handel bringen. Dieser gewaltigen Palme steht im Werth zur Seite noch eine andere, welche in Brasilien, besonders in der Provinz Ceara wächst und von dem berühmten Reisenden Martius als Copernicia cerifera bekannt worden ist. Bei ihr schwitzen die Blätter eine Wachsschicht aus, welche abspringt, wenn sie austrocknen.

Die Palme ist indessen nicht unser einziger vegetabilischer Wachslieferant. Die praktischen Chinesen haben schon seit vielen Jahrhunderten an einer Eschenart (Fraxinus chinensis) einen Wachsüberzug beachtet, der, durch ein Insekt veranlaßt, die Zweige als dicke weiche Kruste bedeckt. Sie verstanden es, dasselbe zu benutzen als Heilmittel sowohl als um Lichter daraus zu fabriziren, und pflanzten den Baum um der Wachsgewinnung willen plantagenartig an. Es ist dies werthvolle Pela, wie sie es nennen, glänzend weiß und gleicht fast dem Walrath. Aber was der kluge Chinese so entdeckt hatte, das wußte auch der europäische Verstand bald zu schätzen, und seit einiger Zeit kursirt das chinesische oder japanische Wachs im Handel auch für unsere Fabriken als sogenannter vegetabilischer Walrath oder auch als Pela oder chinesisches Insektenwachs. Und sowohl dies als das Palmenwachs ist unserer modernen Industrie ein willkommener vollgültiger Ersatz für das heutzutage nicht mehr ausreichende und immer theurer werdende Produkt der Biene, deren Blüthenwaide ja auch durch die bei uns fortschreitende Landkultur immer mehr verringert wird.

Doch wir können auch in nächster Nähe eine wachsreiche Pflanze bewundern, und zwar ganz eine solche, aus der die Betriebsamkeit anderer Länder reichliches Pflanzenwachs gewinnt. In unseren Parkanlagen wird jetzt häufig ein myrtenblättriger Strauch gezogen, dem wir es anfühlen, wie überreich die Natur eine Pflanze mit Wachs ausstatten kann. Mancher Leser wenigstens wird die balsamisch duftende Wachspappel oder Wachsmyrte (Myrica cerifera) kennen, deren kleine goldbronzige rauhe Beerenklumpen im Herbst zähklebrig übergossen sind und von denen die Finger, wenn wir jene einmal berührt und zerdrückt, noch lange den angenehm starken Balsamgeruch behielten. Dieser Strauch, der auch baumartig wird, und von Pennsylvanien an südlich herab bis Mexico wächst, liefert in seinen Früchten und Hüllblättern das Myrtelwachs, welches auch exportirt wird. Als eine weiße Substanz erscheint es an den Früchten und wird durch Auskochen und Pressen derselben so reichlich gewonnen, daß sie bis 25 Proz. Wachs ergeben; nach den Erfahrungen kann aber ein einziger Strauch jährlich zwölf bis fünfzehn Kilogramm Früchte tragen. Aehnliches gilt von noch andern amerikanischen Myrica-Arten. So erzielt man nach Mittheilungen von Herrmann Karsten in Neugranada von einer Myrica in Caracas jedes Jahr mehr als tausend Centner Wachs, aus dem dort Lichter gefertigt werden; es ändert sich, wie er hinzufügt, ähnlich wie an dem Stamm der Palme, auch an den Früchten dieser Myrica die Hüllhaut und die Membran der Oberhautzellen im Verlauf ihrer Entwickelung geradezu in Wachs um. Ebenso wird in Afrika, besonders im Kaplande, von einigen dort heimischen Myricaceen aus deren balsamischen Beeren gutes Wachs gewonnen.

Bei all dieser Produktion unter den Strahlen einer tropischen Sonne können wir füglich die Bienen als unsere herkömmlichen Wachslieferanten entlassen.

Ein Besuch bei den tanzenden Derwischen

Von M.

Es wird den Lesern bekannt sein, daß die Derwische bei den Bekennern des Islam ungefähr dasselbe sind, was man bei uns unter Mönche versteht. Ihr Orden besitzt im Orient eine weite Verbreitung, die Hauptniederlassungen der Derwische aber befinden sich in den Städten Constantinopel, Damascus und Cairo, wo sie meist in großen, bequem eingerichteten Klöstern wohnen und ihr Leben unter Gebeten, Ceremonien, Essen, Trinken, Schlafen und behaglichem Faulenzen zubringen, denn an die gute Regel: „Bete und arbeite" denken diese Herren ebensowenig wie die meisten ihrer Collegen und Vettern in andern Ländern, welche in der Cultur schon weiter vorgeschritten sind.

Sowie unter den Mönchen, so gibt es auch unter den Derwischen verschiedene Arten, welche sich von einander durch Tracht, Sitten und Gebräuche unterscheiden. Eine sehr hervorragende Stellung davon nehmen die sogenannten tanzenden Derwische ein. Hören wir, was ein englischer Reisender, der erst kürzlich den Orient besuchte, darüber berichtet.

Mein erster Besuch in Constantinopel galt dem Kloster der tanzenden Derwische; merkwürdigerweise liegt dieses nicht in dem türkischen Stadttheile, sondern mitten in einem Distrikt, wo nur Christen oder Franken wohnen, und befindet sich in einer der fashionabelsten Straßen, deren modern gebaute Häuser einen wohlthuenden Contrast zu den schmutzigen Hütten der muhamedanischen Bevölkerung bilden. Das Kloster selbst ist ein großes, geräumiges Gebäude und von einem schönen Garten umgeben. Auch mehrere der daranstoßenden Häuser gehören dazu, und die Einkünfte, welche die Derwische daraus ziehen, gewähren ihnen einen bequemen Lebensunterhalt. Der Garten dient zugleich als Begräbnißplatz für die verstorbenen Derwische, welche auf eignen Wunsch dort ihre letzte Ruhestätte haben wollten, sonst bringt man die Todten für gewöhnlich nach dem öffentlichen Kirchhof Constantinopels, der weit draußen auf einer Anhöhe gelegen ist.

Die Derwische gestatten es den Fremden gern, ihr Kloster zu besuchen und ihrem Tanz beizuwohnen, wofür sie nur ein kleines "Back-sheesh" (Eintrittsgeld) nehmen, dessen Größe aber dem Belieben des Zuschauenden anheimgestellt ist. Da nun fast jeder Reisende, der nach Constantinopel kommt, sich die tanzenden Derwische besehen will, so läßt es sich leicht denken, daß diese aus ihrem "Back-sheesh" eine ganz erkleckliche Einnahme haben. Die einzige Bedingung, welche dem Besucher gestellt ist, besteht darin, daß er sich am Eingange des Klosters seiner Stiefel entledigen muß, und dafür ein paar weiche Filzpantoffeln geliehen erhält.—Nachdem ich mich also dieser Bedingung unterzogen, trat ich in das Innere des Gebäudes und gelangte unter Führung eines alten Derwisches nach dem Platz, wo der Tanz stattfinden sollte. Es war ein großer zirkelrunder Raum, von einer niedrigen Gallerie umgeben, die so eingetheilt war, daß auf einer Seite sich die fremden, auf der anderen die muhamedanischen Zuschauer befanden. Für die moslemischen Frauen und den Sultan, der auch manchmal zu seinem Privatvergnügen diesen Vorstellungen beiwohnt, waren besondere Logen eingerichtet; in einer Ecke befand sich das Orchester. Der Fußboden war sorgfältig gedielt und so mit Wachs geglättet, daß er beinahe wie ein Spiegel glänzte.—Bei meinem Eintritt harrten schon ungefähr vierzig bis fünfzig Zuschauer auf den Anfang des Tanzes. Nachdem wir noch eine Weile gewartet, öffnete sich plötzlich die Thür, und ein alter, ehrwürdig aussehender Derwisch trat in den Saal. Auf dem Kopfe trug er eine hohe, graue Filzmütze, die große Aehnlichkeit mit einem Zuckerhute hatte. Langsam und gemessenen Schrittes ging der Alte auf einen kleinen Teppich zu, der gerade dem Eingang gegenüber auf dem Fußboden ausgebreitet lag. Sobald er sich hier niedergelassen, folgten ihm ungefähr dreißig Derwische in den Saal. Aber sie kamen nicht auf einen Haufen, sondern schritten einzeln oder paarweise zur Thür herein, ebenfalls langsam und feierlich. Wenn sie an dem Alten, der ihr Scheik oder Oberhaupt war, vorbei passirten, dann beugte sich Jeder soweit zur Erde nieder, daß sein Rücken eine horizontale Linie bildete. Alle trugen, gleich ihrem Scheik, hohe, zuckerhutförmige Filzmützen, und waren in lange, dunkelblaue Gewänder gehüllt. Es verging auf diese Weise wohl eine Viertelstunde, ehe alle Derwische ihre Plätze eingenommen hatten. Endlich, nachdem sie einen Kreis um ihr Oberhaupt gebildet, wurde das bisherige Stillschweigen durch den Scheik unterbrochen, der in dumpfem Tone Gebete und Stellen aus dem Koran hersagte, während seine Untergebenen alle möglichen Verbeugungen, Fußfälle und sonstige Körperbewegungen ausführten, was auf mich einen fast komischen Eindruck machte. Nach diesen Ceremonien folgte ein allgemeiner Gesang, dessen Melodie dann vom Orchester aufgenommen und fortgespielt wurde. Obgleich dasselbe nur aus Flöten und leichten Trommeln bestand, so wäre die Musik gar nicht so übel gewesen, aber die vorgetragenen Stücke litten, wie dies bei allen orientalischen Liedern der Fall ist, an großer Einförmigkeit, denn eine Weise erklang fast wie die andere.—Sobald als die Musik begonnen hatte, standen die Derwische kerzengrade still und schlossen die Augen; kein Laut mehr wurde gehört. Nach einigen Minuten fing einer von ihnen sich an zu drehen, indem er beide Arme ausgestreckt hielt, während die Hand des linken Armes nach oben, die des rechten nach unten gerichtet war. Einer nach dem andern folgte seinem Beispiele in gleicher Weise und bald wirbelte die ganze Schar in wildem Tanz herum, indem jeder Derwisch sich mit solch rasender Schnelle um sich selbst drehte, daß man keine Gesichtszüge mehr zu erkennen vermochte, sondern nur eine Anzahl riesiger, dunkelblauer Spindeln zu sehen vermeinte, die sich selbst in Bewegung setzten; jede Spur einer menschlichen Figur war aus dieser sich wirbelnden Masse verschwunden, und die emporgestreckten Arme glichen zweien Windmühlenflügeln, welche sich mit furchtbarer Schnelligkeit herumdrehten. Trotzdem die Hälfte der Tanzenden die Augen geschlossen hielt, so bewegte sich der Tanz doch in einer gewissen Ordnung, und keiner war dem andern im Wege oder kam in Collision mit ihm. Der Scheik tanzte nur zuweilen mit; öfters munterte er die Musiker zu schnellerem Tempo auf oder ließ eine Pause eintreten, worauf dann die tanzenden Derwische inne hielten, die Arme niedersinken ließen und tief Athem schöpften. Doch bald gab der Scheik wieder das Zeichen zum Anfang und von neuem begann der rasende Tanz, der immer mehr an Schnelle und Heftigkeit zuzunehmen schien, bis es uns Zuschauern selbst schwindelte.—Endlich schienen sich bei einigen Spuren von Ermüdung zu zeigen; einer von den Derwischen sank erschöpft und athemlos

zu Boden, und es dauerte gar nicht lange, so folgten noch mehrere seinem Beispiel, bis der Scheik das Zeichen zum Aufhören des Tanzes gab, worauf sich die ganze Gesellschaft zur Ruhe und Erholung auf dem spiegelglatten Fußboden des Saales niederließ. Wenigstens zwanzig Minuten lang hatten die Derwische diesen rasenden Tanz fortgeführt, und ich sah nach Beendigung desselben, daß bei vielen der Tänzer die Zehen und Fußadern furchtbar geschwollen waren.

Zum Schluß der Vorstellung bildeten die Derwische wieder eine bestimmte Reihenfolge, und schritten langsam und schweigend dem Ausgange zu, sich tief verbeugend, wenn sie bei ihrem Scheik vorüberkamen. Bald war keiner mehr von ihnen zu sehen, und auch wir Zuschauer verließen unsere Plätze; ich war froh, wieder in frischer Luft und heitrem Sonnenschein zu sein, denn jenes Schauspiel hatte wohl Kopf und Nerven eines jeden der Zuschauer empfindlich berührt.

Unter diesen Derwischen konnte ich keinen einzigen corpulenten Mann bemerken, alle sahen äußerst mager und erdfahl im Gesicht aus, was wohl mit ihrem gebräuchlichen Tanzen und Herumwirbeln zusammenhängen mag. Selbstverständlich werden diese Leute schon von Jugend an im Kloster für solchen Tanz dressirt und nur langjährige Gewohnheit vermag es, eine solche Anstrengung zu ertragen. Aber es kommt doch zuweilen vor, daß ein solcher Derwisch mitten im rasenden Tanze todt zu Boden stürzt. Es ist ein entsetzlicher Anblick, einen solchen Menschen zu sehen. Das leichenblasse Antlitz ist verzerrt, wild stieren die Augen umher und weißer Schaum tritt vor den Mund; aber trotzdem wirbelt der Unglückliche weiter, bis er mit gellendem Aufschrei niederstürzt und unter krampfhaften Zuckungen seinen Geist aufgibt. Gar manches Opfer dieses schrecklichen Todes bergen die Grabhügel im Klostergarten und nicht viele von den tanzenden Derwischen sind es, die eines anderen Todes sterben.—

Die Tage des „kranken Mannes" werden wohl bald gezählet sein und hoffentlich schwinden dann mit seiner Herrschaft auch jene Scheußlichkeiten, und sie werden aufhören, wenn in jenem Lande überall das Kreuzesbanner des Christenthumes wehen wird, wo bis jetzt der türkische Halbmond aufgepflanzt ist.

Der schwedische Trompeter.

Ballade von Felix Dahn.

Was klingt so hell und heiter zu Librach auf der Au?
Das ist ein Schwedenreiter mit der Schärpe gelb und blau,
Das war ein frommer Beter, ein tapfrer Degen auch
Der wackere Trompeter—das war so Schwedenbrauch;
Zum Rheingraf soll er's tragen von des Königs eigner Hand,
Wie sie den Tilly schlagen, der Magdeburg verbrannt.

Er zieht auf schlimmer Reise, und doch, dem Feind zum Spott,
Bläst er die kühne Weise: Eine feste Burg ist Gott!
Er bläst so laut und helle, es schallt den Wald entlang,
Es klingt so scharf und schnelle wie Schwertschlag jeder Klang.
Laß ab, du guter Reiter, zieh' heimwärts rasch und stumm,
Nicht reit' und blase weiter, denn Feinde sind ringsum.

Deine Botschaft ist verrathen dem Grafen Isolan,
Es lüstet die Croaten nach König Gustav's Plan;
Du lockst mit deinen Klängen die Feinde selbst herbei—
Sechs aus dem Walde sprangen und von jeder Flanke drei,
Von links und rechts sie traben heran mit Hurrah jetzt,
Und vorn der breite Graben—kein Roß darüber setzt.

Er richt't sich auf im Bügel, er blickt um sich im Zorn,
Er gibt dem Roß die Zügel, er gibt dem Roß den Sporn,
„Greif' aus, mein Rapp, mit Springen, jetzt gilt es scharfen Trott,
Wenn Gott will, kann's gelingen—eine feste Burg ist Gott!"
Und mit verhängtem Zügel zum Graben geht's im Flug.
„Glaubst du, dein Rapp hat Flügel?" lacht der Croaten Zug.

Dicht hinterher sie brausen mit Schießen und mit Schrein—
Hei! wie die Kugeln sausen und die Rosse hinterdrein:
Nun bis zur Sattelkappe im Sprung den Kopf er biegt,
Und hui! der treue Rappe hoch über den Graben fliegt.
Die Croaten halten am Rande, sie fluchen ob der Schmach,
'S ist eine kecke Bande—doch Keiner thut's ihm nach.

Doch er ritt drüben weiter, im Schritt, dem Feind zum Spott,
Und fromm blies er und heiter: „Eine feste Burg ist Gott!"

Sprüche.

Man sieht wohl an den Thaten,
Wie das Herz berathen.

Sei nur einmal erst zufrieden,
Gleich ist dir genug beschieden.

Hat ein Mann Gewissensbisse,
Hilft ihm nicht, wie viel er wisse.

Sprich wenig, schaffe viel,
Das führt zu gutem Ziel.

Vor dem Anfang richt' aufs Ende
Du dein Augenmerk,
Dann erst munter und behende
Leg' die Hand ans Werk.

Abends geh nicht sorglos schlafen,
Eh' du verwahrt das Feuer;
Morgens fahr' nicht aus dem Hafen,
Eh' du geprüft das Steuer.

Was du heute nicht gethan,
Morgen kommt dir's sauer an;
Fröhlich macht ein rüstig Thun
Schuld'ge Pflicht, sie läßt nicht ruh'n.

Sage nicht jedem Gast,
Was du auf dem Herzen hast.

Dieser Welt Pracht zerfällt
Gleich den Blumen auf dem Feld.

Sonntagschule.

Unsere Jugend.

Von C. F. Mattheis.

Die Aufgabe unsere Jugend zu retten, das heißt, sie zu Jesu, dem Retter der Menschheit zu führen, daß er sie von Sünden befreie und von des Satans Gewalt errette, ist sicherlich eine der wichtigsten Pflichten, die wir als Eltern, Vorgesetzte und Vorangekommene im Christenthum zu lösen haben. Da die Erfahrung uns in vielen Fällen gelehrt hat, daß es leichter ist, Kinder zu Jesu zu führen, als sie im Gnadenstande zu erhalten und zu befördern, so stellt sich die Frage, wie die bekehrte Jugend für Gott und die Kirche zu erhalten sei, natürlich in ihrem ganzen Ernst uns gegenüber. Dieses nun richtig zu beantworten, und diese Aufgabe treulich und erfolgreich zu lösen, ist sicherlich von so großer Wichtigkeit als die, welche derselben zu Grunde liegt, nemlich die Bekehrung der Jugend. Wären Alle, die einmal zu Jesu gebracht und begnadigt wurden, standhaft geblieben und fortgeschritten im Gnadenstande, wie ganz anders würde es stehen in der Kirche und im Reiche Gottes als es wirklich der Fall ist. Ist es zu viel gesagt, wenn wir behaupten, daß der Satan nirgends so erfolgreich war in seinen Angriffen auf die Kirche, als in der Verführung der lieben Jugend zur Eitelkeit, dem Luxus, der Weltförmigkeit und Verschwendung der köstlichen Zeit und Güter, die uns Gott gegeben hat zu unserem Wohl und zu seinem Preise? Wollen wir unsere Jugend, die einmal zu Gott gebracht wurde, im Gnadenstande erhalten, befördern und sie für die Kirche suchen zu erhalten, so müssen wir sie vor diesen Uebeln zu schützen uns bestreben. Neubekehrte Seelen, und besonders junge Leute, sind sehr zart in ihren Gefühlen und daher sehr empfänglich für Eindrücke aller Art. Ihr Geistesleben ist sehr bildungsfähig und die Eindrücke, die in diesem Lebensstadium gemacht werden, sind gewöhnlich bestimmend für die Bildung des Charakters und die künftige Lebensrichtung. Wie wichtig ist es daher, daß gerade hier ein guter Grund in dem Kinde gelegt werde! Wie ein natürliches Kindlein in sich hülflos und höchst pflegebedürftig ist, eben so auch ein geistliches Kindlein. Wird es sich selbst überlassen und die so nöthige Pflege an ihm versäumt, so muß es natürlich verkümmern und jämmerlich zu Grunde gehen. Wie wichtig ist daher die Aufgabe und wie groß die Verantwortlichkeit Derer, denen die Pflege anvertraut ist! Welch ein wachsames Auge ist da erforderlich, über alle Gefahren, denen diese Gotteslämmer ausgesetzt sind, und sie nun beides durch Wort und Exempel ja zu warnen vor dem Feinde, der keine List noch Kunst unversucht läßt, sie wieder in seine Gewalt zu bekommen! Um nun unsere bekehrte Jugend in der Gnade zu fördern und sie für die Kirche zu erhalten, dürfte wohl das verborgene Gebet als erstes Mittel obenan gestellt werden, welches ihnen von ihren geistlichen Verpflegern als unerläßlich eingeschärft werden sollte; denn ohne dasselbe regelmäßig zu üben, ist an ein Wachsthum im Gnadenstande nicht zu denken. Dieses Beförderungsmittel und diese Pflichtübung zum Wachsthum im Geistesleben kann nicht zu ernst eingeschärft werden. Welch ein unersetzlicher Verlust wird bei der bekehrten Jugend durch die Vernachlässigung dieser wichtigen Pflichten erlitten! Ist es der bekehrten Jugend ein wahrer Ernst sich in der Gottseligkeit zu üben, und von aller Befleckung des Fleisches und des Geistes gereinigt zu werden, so muß sie auch willig guten Rath und Belehrung annehmen von Solchen, die von Gott eingesetzt sind, über sie zu wachen, so wie auch von Denen, die schon länger bekehrt und mehr Erfahrung im Christenthum gemacht haben und im göttlichen Leben schon weiter vorangerückt sind. Ferner, das öffentliche Gebet in der Familie, in der Betversammlung, sowie auch das öffentliche Bekenntniß von Dem, was Jesus an ihren Seelen gethan hat, ist nicht minder eine Pflicht, die bei der bekehrten Jugend nicht unterlassen werden darf, wenn ein Wachsthum im Gnadenstande stattfinden soll. Daher sollten Eltern und Klaßführer vor Allem darauf sehen, daß junge Christen sogleich nach ihrer Bekehrung angehalten werden, in der Familie und in den öffentlichen Gottesdiensten diese Pflicht regelmäßig zu verrichten. Durch langjährige Beobachtung und Erfahrung in dieser Sache hat man hinreichend gelernt, daß Solche, welche in dieser Uebung immer pünktlich und gewissenhaft waren, selten von der Gnade abgewichen sind, und folglich dieses als ein kräftiges Mittel zur Befestigung und Beförderung im Gnadenstande betrachtet werden dürfte. Ferner, ist die Absonderung von eitler und leichtsinniger Gesellschaft und die Gemeinschaft mit Gottes Kindern und gottgeweihten Seelen ein anderes Bedürfniß, das nicht unberücksichtigt bleiben darf. Die Dinge, die uns umgeben, üben einen starken Einfluß auf uns aus. Wie natürlich ist es daher, daß die zarten und empfänglichen Gemüther der jungen Kinder durch ihre Umgebung beeinflußt werden! Folglich muß nothwendig eine Absonderung von weltlicher und eitler Gesellschaft stattfinden, oder das zarte Geistesleben eines jungen Kindes in Christo wird wieder zum Eiteln und Weltlichen hingelenkt und verliert bald wieder das von Gott erhaltene Leben. Wie viele sind durch den Umgang mit verderblichen Kameraden, ehe sie es gewahr wurden, wieder von Gott in das Eitle verleitet worden, wo sie leicht hätten in der Gnade erhalten werden können, wären sie mit gottseligen Menschen in Gemeinschaft gestanden. Ferner ist auch die Geistesnahrung, welche solche junge Kinder in Christo erhalten, von größter Wichtigkeit für ihr gedeihliches Wachsthum im Gnadenstande. So wie gesunde Nahrung dem natürlichen Leben ein Bedürfniß ist, eben so dem Geistesleben. Daher sagt Petrus: „Seid begierig nach der vernünftigen lautern Milch, als die jetzt gebornen Kindlein, auf daß ihr durch dieselbige zunehmet." Das lautere Wort Gottes ist die einzige gesunde Nahrung für Gottes Kinder. Wie verderblich ist doch die moderne Novellenliteratur, womit unser Land so sehr angefüllt ist! Vom Zauber der Phantasie aufregender Gedichte, die solche Bücher enthalten, wird unsere Jugend hingerissen und sitzt als wie gebannt ganze Tage und oft noch spät des Nachts, um den Inhalt solcher verderblichen Lectüre zu verschlingen, und das kräftige Wort Gottes, das allein gesunde Geistesnahrung gibt, bleibt im Staube liegen. Diesem Uebel müssen wir mit ganzem Ernst entgegen treten und dasselbe

entfernen, wenn wir unsere Jugend für Jesum und seine Sache erhalten wollen. Ferner müssen wir auch dem verderblichen Luxus und der Verschwendung, die so hoch im Schwange gehen, mit mehr Nachdruck entgegen treten, wenn nicht endlich Alles zum Verderben gehen soll. Der schreckliche Hochmuth, der sich immer mehr in unsere Kirchen eindrängt und unsere Jugend mit fortreißt, ist einer der größten Feinde, den wir zu bekämpfen haben. Es muß dieser Feind ungescheut angegriffen werden, und dürfen wir uns nicht fürchten, diese Uebel zu strafen, und selbst mit gutem Exempel vorangehen, anders ist keine Abhülfe für dieselben zu hoffen. Lassen wir die einreißenden Uebel ungestraft hingehen, so wird Alles, was wir auch sonst thun mögen, für unsere Jugend wenig fruchten.

Es ist besonders unsre hohe und theure Aufgabe, als Prediger und Wächter auf Zions Mauern, in dieser Hinsicht unsre ganze Pflicht an unsere Jugend zu thun, so daß sie in der Gnade gefördert und für die Kirche erhalten werden. Wir sollten selbst recht treue Söhne der Kirche sein; der Kirche Wohlergehen sollte uns tief interessiren, wie unser eigen Heil, die jungen Seelen sollten an unserem Benehmen sehen können, daß wir für die Reichssache Gottes und der Kirche leiden und leben, die liebe Jugend auch recht herzlich lieben und ihnen zeigen, in unserm Umgang mit ihnen, daß uns ihr Seelenheil am Herzen liegt. Auch sollen wir beflissen sein, sie mit dem lautern Evangelium zu nähren und zu pflegen, und in jeder Predigt drauf hinzuweisen suchen, daß ein Stand der völligen Reinigung, von aller Befleckung des Fleisches und des Geistes durch den Glauben, in einer gänzlichen Uebergabe an den Herrn Jesum erreichbar ist. Ferner sollte die Jugend regelmäßig von uns besucht werden in ihrer Heimath. Da sollten wir, so oft als thunlich, mit ihr über ihre Erfahrungen im Christenthum reden, wie sie in demselben ankomme und sie zum Wachsthum in der Gnade Gottes und der Heiligung ermuntern. Nimmt man an ihr wahr, daß sie Versuchungen und Leiden zu bestehen habe, so sollten wir sie mit allem Fleiß zu trösten suchen und zu Jesu unserem Heiland weisen, der ja auch um unsertwillen viel zu leiden hatte und sollten sie zur Treue und Standhaftigkeit zu ihm ermahnen. Sollte sie sich etwa Irrungen, Abweichungen oder sonst Fehler zu Schulden haben kommen lassen, so sollten wir ihr dieselben privatim liebreich und väterlich zu offenbaren suchen, dabei aber auch die Gefahr zeigen, worin sie etwa durch dieselben gerathen möchte, und sie zur ferneren Vorsicht und treueren Wachsamkeit ermahnen. Nebst diesem sollten wir auch jeden Tag nicht versäumen, die liebe Jugend dem Herrn im Gebet vorzutragen und seinen Segen auf sie herab zu flehen. Ferner kommt es aber auch nun auf die Gemeinde selbst viel an, in welcher sich die bekehrte Jugend befindet, daß sie in der Gnade gefördert und für die Kirche erhalten wird. Ist ein Theil der Glieder dem Zeit und Weltgeist ergeben und dabei leichtsinnig und scherzhaft, oder vielleicht noch sogar, wie es der Fall bei den Galatern war, daß sie sich unter einander hassen und beneiden und so im Unfrieden mit einander leben, so braucht man sich gar nicht zu wundern, wenn die bekehrte Jugend nicht im göttlichen Leben vorankommt, die gebührende Achtung vor der Gemeinde verliert und endlich aus Verdruß der Kirche sich entzieht. Sucht aber im Gegentheil die Gemeinde sich von den erwähnten Uebeln fern zu halten, befleißigt sich in Liebe und Eintracht Gott zu dienen, geht der bekehrten Jugend mit einem frommen und gottseligen Wandel voran, beweist ihre Liebe gegen sie zur Zeit der Noth mit Rath und That und setzt ihr somit ein gutes Exempel der Gottseligkeit und Gottgeweihtheit, so unterliegt es gar keinem Zweifel, die Jugend gewinnt dadurch immer mehr Liebe zu der Kirche und wird gereizt, ihrem frommen Beispiel zu folgen, und kann also leicht in der Gnade gefördert und für die Kirche erhalten werden. Möge unsre ganze Jugend gerettet werden, ist mein herzlicher Wunsch und Gebet. Amen.

Zwischen dem Alten und Neuen Testament;

oder: die

Geschichte des jüdischen Volkes vom Abschluß des Alten Testaments bis zum Tode Herodes des Großen.

Von B. Pick.

Mit dem Propheten Maleachi schließen die Bücher des Alten Testaments und ungefähr 400 Jahre liegen zwischen dem letzten Buche des Alten und dem ersten Buche des neuen Testaments, ein Zeitabschnitt, der von größter Wichtigkeit ist, in der Geschichte des alttestamentlichen Volkes und auf die Entwickelung des Gottesreiches nicht ohne Einfluß geblieben war. Während dieses Zeitraums von beinahe 400 Jahren, wurde das jüdische Volk unter mancherlei Einflüsse gebracht: 1. unter die Perser; 2. unter die Griechen; 3. unter die Hasmonäer und 4. unter die Herodier, eigentlich jedoch unter die Römer. Im Verlaufe unserer Darstellung, werden wir bemüht sein, ein Bild von der Geschichte der Juden und der auf sie einwirkenden Einflüsse zu entwerfen, das uns in Stand setzen wird, einerseits die Verbindung zwischen dem Alten und Neuen Testamente zu zeigen, andrerseits die Thatsache uns vor die Augen bringen, wie nicht blos das auserwählte Volk selbst, sondern auch Persien, Syrien, Egypten, Griechenland und Rom auf die „Fülle der Zeit" vorbereiteten und den Weg bereiteten, dem lange vorherverkündeten Heiland, bei dem „weder Jude noch Grieche, Knecht noch Freier, Mann noch Weib ist." (Gal. 3, 28.)

1. Die Juden unter den Persern.

Die erste Periode der Geschichte der Juden nach dem Tode Nehemias (413 v. Chr.), ist fast ganz unbekannt. Was wir wissen, ist höchst nothdürftig. So viel scheint indeß sicher zu sein, daß Judäa zu Cölesyrien geschlagen war und wurde in seinen innern Angelegenheiten von dem jüdischen Hohenpriester regiert, der unter der Aufsicht der syrischen Regierung stand. Als Unterthanen des persischen Königs zeichneten sich die Juden besonders durch ihre Treue und Loyalität aus und nahmen schnell an Zahl und Reichthum zu. Ein schwarzer Flecken in der Geschichte des Volkes ist jedoch jenes Verbrechen, das in die Zeit fällt, die vom Tode Nehemias bis auf Alexander den Großen reicht. Zur Zeit Nehemias verwaltete das hohepriesterliche Amt, Eliasib, dem sein Sohn Jojada im Amte folgte. Dieser hatte zwei Söhne, Jonathan oder Johanan und Jeschua. Letzterer hatte besonders die Gunst des persischen Stadthalters Bagoses, der ihm die priesterliche

Würde versprochen hatte. Auf dieses Versprechen hin, fing er mit seinem Bruder Streitigkeiten an, der ihn in der Nähe des Heiligthums ermordete. (366 v. Chr.) Diese That erregte den Unwillen des Bagoses, der auf Jerusalem losrückte und Einlaß in den Tempel verlangte. Das wollten die Juden nicht zugeben, allein der persische General erklärte ihnen, daß er weniger unrein sei, als der Körper des Ermordeten und drang nicht blos in das Heiligthum hinein, sondern legte auch eine Contribution von 50 Drachmen auf für jedes Lamm, das in den nächsten sieben Jahren geopfert werden sollte. Johanan hatte ebenfalls zwei Söhne, Jaddua und Manasse. Jaddua folgte seinem Vater in der Priesterwürde 341 v. Chr., und war besonders ausgezeichnet dadurch, daß er den von Esra und Nehemia wiederhergestellten mosaischen Cultus aufrecht erhielt. Manasse jedoch schloß einen Ehebund mit der Tochter Sanaballats, des Horoniten, dem ärgsten Feinde Nehemias (Nehem. 2, 10. 19.; 13, 28.). Darüber wurden nun die Aeltesten in Jerusalem unwillig und erklärten dem Manasse, daß er entweder sein Weib oder seine Ansprüche auf das Priesterthum aufgeben müsse. Darauf ging Manasse jedoch nicht ein, ging vielmehr zu seinem Schwiegervater nach Samaria und fungirte daselbst als Priester in einem Tempel, welchen Sanaballat mit der Erlaubniß des persischen Hofes, auf dem Berg Gerizim erbaut hatte. So nun wurde, wie Josephus berichtet, Manasse der erste Priester der Samaritaner, und sein Anhang wurde von Zeit zu Zeit durch solche Juden verstärkt, die aus ihrem eigenen Lande Verbrechenshalber vertrieben oder mit den dasigen Zuständen unzufrieden waren.

Mittlerweile hatte der Krieg, der Kleinasien verwüstete, auch Palästina und Cölesyrien ergriffen. Der siegreiche Alexander drang immer weiter vorwärts und belagerte im Jahre 332 v. Chr. Tyrus. Von hier aus schickte er einen Brief an den Priester Jaddua nach Jerusalem, indem er verlangte, daß er ihm Treue schwören und seine Truppen mit Proviant versehen sollte. Darauf wollte Jaddua nicht eingehen. Er hatte dem König Darius Treue gelobt und die gehöre ihm, so lange er lebe. Alexander, ärgerlich über diese Antwort, wartete erst die Eroberung von Tyrus ab, 331 v. Chr., und zog dann mit seinen Truppen gegen die heilige Stadt auf demselben Wege, den Sennacherib früher genommen hatte. (Jes. 10, 28—32.) Ganz Jerusalem war in Aufregung. Opfer wurden gebracht und Gebete emporgeschickt, damit Gott den Zorn des Eroberers besänftigen möchte. Endlich wurde dem Priester, wie die Sage geht, im Traume gezeigt, wie er handeln sollte. Die Stadt wurde festlich geziert, die Thore geöffnet und so wie er von dem Anmarsche des Siegers benachrichtigt wurde, ging er in seinem Priesterornate, gefolgt von einem großen Zuge weiß gekleideter Priester und Leute dem Sieger bis nach Sapha entgegen. Als Alexander die ehrwürdige Gestalt des Hohenpriesters bemerkte, fiel er vor ihm nieder und betete den auf dem Kopfbunde eingeschriebenen heiligen Namen an. Seine Nachfolger erwarteten jeden Augenblick das Signal zum Plündern und Morden, und konnten sich nicht genug über das Benehmen ihres Führers wundern. Einer seiner Führer, Parmenio, trat an ihn heran und fragte ihn, wie er, den alle Welt anbete, vor dem Hohenpriester knieen könne. Alexander erwiderte, „es ist nicht der Hohepriester den ich anbete, sondern seinen Gott, der ihm die Priesterwürde übertragen. In einem Traum, den ich in Dium in Macedonien hatte, sah ich diesen Priester, gerade wie er vor mir steht; und als ich ihn fragte, wie ich Asien erobern könnte, ermahnte er mich, mich aufzumachen, über das Meer zu gehen und Persien sollte mir werden."

Alexander nahm alsdann den Priester bei der Hand, ging in den Tempel, opferte daselbst und erwies der ganzen priesterlichen Familie viele Ehrenbezeugungen. Die Rolle des Propheten Daniel wurde alsdann hervorgeholt, und die Verheißung wurde ihm vorgelesen, wonach ein Grieche das persische Reich zerstören sollte. Als Alexander dieses hörte, erlaubte er den Juden sich auszubitten, was sie wollten. Sie baten ihn, ihnen Freiheit und Leben, sowie ihren Brüdern in Medien und Babylon zu gewähren, außerdem sollten sie während der Sabbathjahre steuerfrei bleiben, was ihnen gewährt wurde.

Kürzere S. Schul-Artikel.

Ueber das Bibellesen.

Auf der neulich zu Plainfield tagenden Versammlung hielt Hr. J. E. Searles, jr. einen Vortrag über den Gebrauch des Bibellesens und entnehmen wir daraus folgende Stelle:

Es steht geschrieben: „Das Wort des Herrn hat sich bewährt." Die Geschichte hat es auf die Probe gestellt, und es bestand dieselbe. Die Geographie hat daran gerüttelt, aber es behauptete fest seinen Platz. Die Sprachwissenschaft hat es geprüft, und es konnte kein Mangel daran gefunden werden. Jetzt versucht es die Physik, seine Glaubwürdigkeit in Zweifel zu ziehen, aber wie der fabelhaften Schlange, welche den Faden zernagte, so wird es zuletzt Denen ergehen, welche die hl. Schrift angegriffen, sie nur werden als die Verurtheilten angesehen werden.

Gewissenlose Menschen haben die Bibel angefochten. Voltaire, Rousseau, Tom Paine und Andere suchten ihre Glaubwürdigkeit zu untergraben, aber wo sind sie jetzt? Wo sind nun die, welche so spotten können, wie jene dahingeschwundenen Männer? Es gibt auch jetzt Ungläubige, aber sie sind bescheiden. Sie wagen es nicht die Rohheit und Verworfenheit jener Männer nachzuahmen, welche die heiligsten Dinge mit ihrem Schmutz bewarfen.

Gute Menschen haben die Bibel bezweifelt; in der Jugend und im Alter; im Geschäft und im Hause, im Leben und im Tode. Rechtsgelehrte, Staatsmänner und Soldaten haben sie geprüft. Die bürgerliche Gesellschaft, hat sie in ihren mildthätigen Anstalten, ihrem Erziehungswesen und in ihren Gesetzen auf Probe gestellt; die Alten haben sie angefochten, aber sie ist nicht alt geworden; sie ist nicht abgenutzt; sie ist Gottes Buch; wir gebrauchen kein anderes: je länger es geprüft wurde, desto mehr hat es sich bewährt; es ist das Wort des Herrn, welches bleiben wird immerdar.

Bericht vom Ashton Bezirk, Ill. Conf.

Lieber Bruder Horn! Dieweil du auch ein Mithelfer im Aufbau des Reiches Gottes bist, so erachte ich es nicht aus Ordnung, für die Spalten des Magazins dir eine kleine Mittheilung von dem Zustand des Werkes Gottes zuzusenden.

Wenn man mit der Northwestern Eisenbahn (Iowa Division) von Chicago aus 83 Meilen westlich reist, so kommt

man auf mein Arbeitsfeld. Auf diesem Bezirk bestehen zwei Gemeinden mit zwei gut organisirten S. Schulen, welche ernstlich bestrebt sind, die lieben Kinder in den Wegen des ewigen Heils zu unterrichten. Als Mithülfe in dieser wichtigen Aufgabe leisten unsere Zeitschriften und Jugendblätter gute Dienste, welche auch hier stark verbreitet sind. Die Arbeit war auch dieses Jahr nicht vergeblich in dem Herrn. Es haben sich 18 Seelen zum Herrn bekehrt und 23 haben sich mit der Kirche vereinigt, welche mit etwas Ausnahme alle S. Schüler sind. Wir hielten auch ein Christfest in der Reynolds S. Schule und hatten eine herrliche Zeit mit den lieben Kindern. Die S. Schulen werden gut besucht und üben einen guten Einfluß aus. Auch sind die Beamten und Lehrer recht thätig in denselben.

Unsere Jugendliteratur, worunter das Magazin vornen an steht, hat sich unter Jung und Alt in und außerhalb der Kirche viele Gönner erworben und steht in hoher Achtung. Ihre Zahl hat sich etwas vermehrt, wäre aber noch mehr so, wenn es nicht um die geldrare Zeit wäre. Mit dem herzlichen Wunsche, daß der Herr sein Werk segnen wolle, schließe ich.

Achtungsvoll, A. S. Heilmann.

Schrifterklärung von Adam Clarke über St. Joh. 12, 24.

Vers 23. Es scheidenn, daß das Weizenkorn in die Erde falle, und ersterbe.

Unser Herr vergleicht sich mit einem Weizenkorn; seinen Tod mit einem Körnlein, das in die Erde gesäet wird und sich auflöset; seine Auferstehung mit einem Hälmchen, welches ausschießt von dem verstorbenen Körnlein: welches also sterbende Körnlein eine reiche Frucht hervorbringt. Ich muß sterben, um verherrlicht zu werden; denn wenn ich nicht verherrlicht werde, so kann ich keine herrliche Kirche von Juden und Heiden auf Erden errichten. Indem er sich also mit einem Weizenkorn vergleicht, so zeigt uns unser Herr:

1. Die Ursache seines Todes.—Die Ordnung Gottes, der die Erlösung der Menschheit diesen Preis werth geschätzt hatte; gleichwie er in der Natur die Vervielfältigung des Korns mit dem Tode, oder der Auflösung, des Samenkorns verbunden hat.

2. Den Endzweck seines Todes:—die Erlösung einer verlornen Menschheit; die Rechtfertigung, Heiligung und Verherrlichung der Menschen: gleichwie die Vervielfältigung des Korns der Endzweck ist von dem gesäeten und sterbenden Samenkorn.

3. Das Geheimniß seines Todes, dem wir Glauben beimessen müssen, ohne es völlig verstehen zu können; gleichwie wir glauben, daß das erstorbene Samenkorn sich vervielfältigt, und wir durch diese Vervielfältigung genährt werden, ohne begreifen zu können, wie Das geschieht. Der größte Philosoph, der je lebte, konnte nicht sagen, wie aus einem einzigen Samenkorn dreißig, sechzig, einhundert, oder gar ein tausend Körner entstehen—wie es in der Erde keimt und wächst—wie die Erde, Luft und das Wasser, die Bestandtheile desselben, eine solche Gestalt und Consistenz annehmen, einen solchen Geruch von sich geben, oder einen solchen Geschmack hervorbringen können. Noch kann der klügste Mann auf Erden sagen, wie die Körper der Thiere durch dieses Erzeugniß der Erde ernährt werden; wie zum Beispiel Weizen sich als Speise in Nahrungssaft verwandelt; und wie es zu Fleisch und Blut, Nerven, Flechsen, Knochen &c. wird. Alles, was wir davon sagen können, ist, daß es so ist; und es hat Gott wohlgefallen, daß es so sein soll, und nicht anders.

Ebenso gibt es auch viele Dinge in der Person, dem Tod und Opfer Christi, die wir nicht erklären noch begreifen können. Alles, was wir hier sagen können, ist: Durch dieses Mittel soll die Menschheit erlöst werden—durch dieses Opfer werden die Menschen gerettet: es hat Gott wohlgefallen, daß es so sein soll, und nicht anders. Einige sagen: „Unser Heiland sagte Dies gemäß der Philosophie der damaligen Zeit, was keineswegs richtig ist." Allein ich möchte fragen: Ist je eine richtigere Philosophie über diesen Punkt erschienen? Ist es nicht eine physische Wahrheit, daß das ganze Samenkorn erstirbt und in seine Erde umgewandelt wird, welches die erste Nahrung des Fruchtkeims bildet, und denselben bereitet, eine gröbere Nahrung von der umgebenden Erde zu empfangen; und daß nichts als der Keim lebt, der im Samenkorn eingeschlossen ist, welcher auch ersterben muß, so daß derselbe vom Tod oder der Verwesung des Samenkorns Nahrung empfange, um dadurch sich entfalten zu können? Obschon der Körper unseres Heilandes starb, so war dennoch der Keim, die neubelebende Kraft der Gottheit, vorhanden, welche den Körper wieder belebte und das Sühnopfer mit unendlichem Verdienst stempelte. Also wurde das Verdienst vervielfältigt und durch den Tod dieser einen Person, den mit dem ewigen **Wort** vereinigten Menschen Jesum Christum, Heil für die ganze Menschheit zu Wege gebracht. Nie war ein Gleichniß zweckmäßiger, noch eine Erläuterung besser angewendet. (Uebersetzt von W. Versch.)

Wann wird die Zeit kommen? Welche Zeit? Daß wir die fürchterlich redseligen Superintendenten einmal los werden. Ach wenn sich doch eine Anti-Kinderquälerei-Gesellschaft bildete und hier einschritte. Hat soeben ein langweiliger Lehrer die Klasse mit einer Moralpredigt mißhandelt, so kommt jetzt der Superintendent und läßt die ganze Lection noch einmal Punkt für Punkt Revue passiren, wobei er sich in nichts hervorthut, als in der Langweiligkeit. Die Alten sitzen dabei und schlafen oder gähnen doch wenigstens auf „schaudererregende Weise." Die armen Kinder aber sollen aufpassen. Ach wenn man doch hier Mäßigkeit in Anwendung brächte! Suche doch, lieber Bruder! auf interessante Weise den Schülern einen Hauptgedanken einzuprägen, dann ist doch etwas gewonnen, wohingegen du bei dem langweiligen Predigen nichts bezweckest, als den Schülern eine Abneigung gegen die Lection und einen Schrecken vor der Schule beizubringen.

Nur von Jesus. Bei einer Sonntagschulversammlung, der wir neulich beiwohnten, mußten die Lehrer über ihre Klassen Bericht abstatten. Auf die Frage: „Wie wird die Klasse während der Schulzeit unterhalten?" antwortete eine Lehrerin: „Nur von Jesus." Diese Antwort enthält den Grundton des Sonntagschulunterrichts. Nur von Jesus. Darauf muß Lehren, Singen, Beten, Erzählen und Alles von ausgehen. Als Jesu Diener, muß sich der Lehrer ansehen, und sich in der besonderen Gegenwart Jesu im Schulzimmer wissen. Als Jesu Wort, muß er die Lehre betrachten und demgemäß behandeln. Als Jesu Lämmer, muß er die Schüler betrachten und sie für Jesus von Jesus unterrichten. O, wenn dieses bei allen Sonntagschullehrern Anfang, Mittel und Ende wäre, was könnte, was würde ausgerichtet werden! Wir möchten alle S. S. Lehrer bitten dieses doch ja ernstlich zu beherzigen.

(Zweites Quartal.)

Elisas Wunderwerk.

1. Lection für Sonntag den 1. April 1877. 2. Kön. 4, 1—17.

Grundgedanke: An Gottes Segen ist Alles gelegen. **Haupttext:** 2. Cor. 9, 7.

I. **Geschichtlicher Zusammenhang.** In diesem und den folgenden vier Capiteln wird uns hauptsächlich eine Beschreibung des Propheten, seines Lebens und seiner Wunder gegeben. Wir erhalten auch einen Blick in das Leben der Prophetenschulen, von welchen Elisa nun „Vater" war, dieselben waren zu dieser Zeit eine feste und mächtige Institution des Landes.

Die Charakterzüge des Lebens und der Wunder Elisas, sind wesentlich verschieden von denen des Thisbiters. Ein Schreiber sagt ganz richtig: „Der rauhe Mantel seines Meisters erscheint nicht mehr, nachdem er Bethel verlassen. Elisa trägt einen Stab (V. 29), wie die andern geachteten Bürger. Er hielt sich nicht in Felsen und Klüften auf, sondern wohnte in seinem Haus in der Königsstadt oder bei den ‚Propheten Kindern'. Sein Leben brachte er nicht zu in erfolglosen Kämpfen, sondern in glorreichem Erfolg. Er wurde gesucht, nicht als Feind, sondern als Freund und Rathgeber der Könige. Seine Thaten waren nicht Wunder wilden Schreckens, sondern gnädige, tröstende Segnungen verknüpft mit dem alltäglichen Familienleben." Zusammengefaßt kann man sagen: Das Leben und Wirken Elisas war das stille, sanfte Säuseln, welches dem Sturm, Erdbeben und Feuer des Propheten Elias folgte, weniger erhaben und furchtbar als Jenes, aber größer in seinem wohlthuenden Einfluß auf das Herz des Volkes zum Guten.

In Bezug auf die Chronologie oder Zeitrechnung läßt sich leider nichts bestimmen, und Lehrer werden wohlthun, keine Zeit darüber zu vergeuden, so viel scheint jedoch sicher zu sein, daß die Wunder hier und in den folgenden Capiteln, nicht in unmittelbarer Reihenfolge geschahen, sondern aus des Propheten Lebenszeit zusammengezogen wurden. Seine Wirksamkeit erstreckt sich von der Zeit des Königs Joram bis zur Zeit des Königs Joas, während dessen Regierung seine Laufbahn schloß. Lehrer und Schüler werden belieben es sich zu merken, daß die Wunder Elisas alle Lehren sind, die gelehrt wurden durch Handlungen. Es war Anschauungsunterricht über den einzigen wahren Gott, deß Name ist Jehova. Die Einzelheiten erhalten wir in den folgenden Lectionen.

II. **Texterklärung.** Lectionsplan. a. Der Wittwe Hülferuf; b. des Propheten Antwort. V. 1–3. Diese Hülfsbedürftige war die Wittwe eines Propheten, sie war deßhalb berechtigt, sich an den Prophetenmeister zu wenden in ihrer Noth. Wir lernen hier: 1. Daß der Verstorbene nicht blos ein Prophet, sondern dem Elisa wohlbekannt war, und daß letzterer seinen Charakter und sein Leben kannte. 2. Daß er den Ruf eines guten Mannes hatte und den Herrn fürchtete. Er war einer der 7000, die zur Zeit des Abfalls ihre Kniee nicht beugten vor Baal. Einige jüdische Rabbiner wollen behaupten, es sei Obadja gewesen. 3. Daß er in großer Armuth starb und mehr Schulden hatte als Werthsachen. Manche nehmen an, er wäre einer von Jenen gewesen, die zur Zeit der Verfolgung die Propheten mit Brod versorgten. Auch der Fromme kann arm sein und der Gottesfürchtige in Armuth sterben. Ob dieser Mann nun seine Habe verlor während der Verfolgung, Hungersnoth oder durch andere Ursachen, so viel ist sicher, er war gottesfürchtig und es war nicht durch eitle Verschwendung. 4. Daß die Gläubiger hartherzige Menschen waren. Sie hatte zwei Söhne, auf die sie sich stützen konnte, die sie ernähren könnten, aber nun erlaubte das Gesetz, 3. Mos. 25, 39–41, daß man gerade in solchen Fällen wie dieser die Söhne als Werth anrechnen und bis zum Halljahr (7 Jahre) verkaufen konnte. Dieses Gesetz scheint noch bestanden zu haben zur Zeit Christi. Matth. 18, 25. In dieser Noth ging die Wittwe zu Elisa, im Vertrauen auf die Verheißung, daß der Same des Gerechten nicht vergessen sei. Der Aufrichtige darf seine Sache getrost Gott anheim stellen. Die Wittwe eines gottesfürchtigen Mannes mit zwei Kindern, arm und ohne Mittel, ja in Gefahr auch ihre Kinder noch zu verlieren. Das ist ein harter und trostloser Stand, doch ihnen ist die Verheißung: Ps. 68, 3. Ps. 82, 3. Ps. 146, 9. Mal. 3, 5. Jac. 1, 27. Seid nie hartherzig gegen Solche, denn Gott wird sie rächen.

V. 3–7. Die Hülfe kam in Zeit, die Arme wurde getröstet. Es hieß hier nicht „helf dir Gott" u. s. w. Der Prophet half ihr, er gab ihr, daß sie die Schulden bezahlen konnte und noch genug übrig hatte, eine kleine Oelhandlung anzufangen, deren Einkommen sie und ihre Söhne ernährten. Diese Weise Gutes zu thun ist die beste. Hilf dem Armen auf den Weg, sich selbst zu helfen durch Fleiß und Sparsamkeit.

1. Der Prophet überdachte die Sache. Die Propheten waren arm, eine Collecte unter ihnen hätte nicht weit gereicht. (Arme Predigerswittwen heutzutage können das bezeugen.) Elisa beschloß, ihr nicht zu helfen ohne ihre Mitwirkung, sondern das Wenige, das sie hatte, zu segnen, daß es sich vermehre. Wir können das nicht unser eigen nennen, was wir besitzen, aber noch nicht bezahlt ist. Sie hatte einen Krug voll Oel.— Gehe und borge Gefäße, nicht wenige, schließ die Thür, damit es kein Auffehen gibt, dann fülle, bis es nicht mehr fließt. Merke: a. Das Oel soll sich vermehren, während es fließt, so bei einer andern Wittwe, das Mehl während des Gebrauchs. Lerne hieraus: die Weise eine Sache zu mehren, ist Gebrauch davon zu machen. Vgl. Das Gleichniß von den Talenten. b. Sie selbst mußte es thun, nicht der Prophet. Daraus sollen wir lernen, daß wir allen Fleiß anthun sollen, dann mögen wir getrost auf Gottes Segen hoffen.

2. Sie that also. Im Glauben befolgte sie den Befehl. Sie leerte das Oel in die Gefäße, ein Sohn nahm die vollen weg, der andere brachte die leeren herbei, während ihr eigner Krug zur lebendigen Quelle ward.

3. Bis alle Gefäße voll waren. Lerne: Gott ist unbeschreiblich reich, es ist unser Glaube, der schwach ist, nicht Gottes Arm.

4. Sie bezahlte ihre Schulden. a. Sie verkaufte das Oel; lieber arm sein ohne Schulden, als im Ueberfluß leben und nicht bezahlen. Die Gläubiger waren hart gegen sie, dafür hätte sie nun sich rächen können, aber nein, erst bezahlt sie die Gläubiger, dann sorgt sie für sich und die Kinder. b. Sie that in allen Dingen, wie ihr geboten war. In der Erfüllung unserer Pflichten liegt Segen.

Diese Wittwe ist ein Bild der Heiden. Nicht mehr länger gebunden an ihre Götzendienste kommen sie, wie die Wittwe zum Propheten mit Eifer zum Heiland, seine Erlösung zu suchen. Das Vollmaß des Oeles ist ein Bild der völligen Erlösung bereitet im Evangelium. Dort ist Hülfe, die ganze Sündenschuld abzutragen, und ist noch genug zum Leben übrig.

III. **Nutzanwendung.** 1. Bist du arm und betrübt? Traue deinem Gott im Weg der Pflicht. Wenn wir auch keine Wunder erwarten können, so dürfen wir doch sicher auf Gnade rechnen.

2. Bist du Wittwe? Lerne hier deine Sache Gott anheim zu stellen.

„Hilft er nicht zu jeder Frist,
Hilft er doch wann's nöthig ist."

Den Wittwen will er ein Versorger und den Waisen ein Vater sein.

3. Hat dich Gott mit Gütern gesegnet? Gebrauche sie zur Ehre Gottes und zu deinem Heil nach Anweisung seines Wortes.

4. Handle gerecht, wie jene Wittwe, selbst mit zeitlichen Gütern.

5. Hast du Gelegenheit, Gutes zu thun? Sei willfährig wie Elisa, stehe dem Armen bei. Du wirst gesegnet sein in deiner That. Im Alten und Neuen Testamente sind Wittwen und Waisen immer unter dem besonderen Schutz Gottes gestellt. Wehe Dem, der sie drängt. Bedenke: Wir mögen nach dem Gesetze des Landes vollkommen im Recht sein und doch gegen das Gesetz Gottes sündigen.

6. Wer seine Schulden bezahlen kann und thut es nicht, sündigt gegen das achte Gebot.

Fragen: Was war der Wittwe Klage? Was war ihr Vermögen? Wie wurde ihr geholfen? Wie lange floß das Oel? Was war des Propheten Anweisung? Welches Wunder Elias gleicht diesem? Welches Wunder Christi ist diesem ähnlich? Was lernen wir aus der Lection?

Kleinkinderklasse. Erzählung und Erklärung der interessanten Lection ist die Hauptsache.—Seid mitleidig gegen Arme. Ihre Gläubiger drängten die Wittwe, Elisa half ihr. Wer war am glücklichsten dabei?—Gott verläßt nicht die Wittwen, die Waisen, die Armen, die auf ihn trauen.

Fragen: (Siehe oben.)

Illustration. Wittwe zu Sarepta.—Elias am Bach Krith.—Speisung der 5000 durch wenige Brode.—Eine Wittwe gerieth einst zur Zeit der Theurung in große Noth. Kindlich trug sie dem Herrn ihre Bedürfnisse vor in dem festen Glauben, daß der Herr ihr helfen werde. Nicht weit von ihr wohnte ein wohlhabender Mann, welcher eines Abends, nachdem er zu Bette gegangen war, gar nicht einschlafen konnte. Allerlei Gedanken durchkreuzten sein Gemüth, und unter Anderm fiel ihm auch die Wittwe ein. „Mag sie auch zu leben haben?" fragte er sich. Dieser Gedanke ließ ihm gar keine Ruhe und wurde endlich so lebendig, daß er seinen Knecht weckte und demselben auftrug, der armen Frau eine Portion Lebensmittel zu bringen. Dann erst konnte er einschlafen. Dies geschah aber zur selben Zeit, als die Wittwe auf ihren Knieen lag und Gott ihre Noth klagte.

Wandtafel.

Der Sohn der Sunamitin.

2. Lection für Sonntag den 8. April 1877. 2. Kön. 4, 25—37.

Grundgedanke: Ich bin die Auferstehung und das Leben. **Haupttext:** Matth. 15, 28.

I. **Geschichtlicher Zusammenhang.** Die Geschichte der Sunamitin zerfällt an sich in zwei Theile. Der erste Theil, V. 8–17., ist ein Ganzes für sich selbst. Aber die heutige Lection kann unmöglich verstanden werden, es sei denn das Ganze werde gelesen, denn die Lection selbst stützt sich auf das Vorangehende. Die ganze Geschichte enthält eine religiöse Lehre, deren wohl kaum eine andere alttestamentliche Geschichte gleichkommt. Drei Punkte sind ins Auge zu fassen: 1. Eine fromme gottesfürchtige Frau, die den Propheten in ihr Haus aufnahm, erwarb dadurch Gnade bei Gott. 2. Nach einer Zeit des Glückes und der Freude wird sie auf eine schwere Probe gesetzt. 3. Durch unerschütterliches Festhalten an der Verheißung hält sie die Probe aus und erhält das Zeugniß, daß Gottes Wort Wahrheit ist, und daß er alle Diejenigen, die auf ihn hoffen, endlich krönt mit Gnade und Barmherzigkeit.

Die Geschichte erklärt auf ein Neues wieder, wie Gott die Seinen gewöhnlich durch Trübsal zum Ziel führt. Vergleiche hiemit die Geschichte Abrahams 1. Mos. vom 17–22. Capitel; Ebr. 11, 17. ff., deßgleichen Hiob 1, 2–42. Wir sehen in dieser Begebenheit deutlich, wie wahr der Psalmist redet, wenn er spricht: „Die Wege des Herrn sind lauter Güte und Wahrheit Denen, die seinen Bund und Zeugniß halten." Ps. 25, 10. Die Sunamitin war gottesfürchtig und fromm. Sie lud den Propheten zu Tische ein, und dadurch erwarb sie sich Gnade vor Gott. „Siehe, ich bin hungrig gewesen, und ihr habt mich gespeist."

Das Gebet des Gerechten war dieser Familie zum großen Segen, doch blieb die Trübsal nicht aus; das Kind wurde krank und war nach wenigen Stunden eine Leiche. Die Mutter klagte nicht, sie murrte nicht gegen die Vorsehung, sie war eine wahre Abrahamstochter im Glauben. Sie hörte wohl, was zu Zarphat geschehen war, und ließ den Knaben nicht begraben, sondern auf des Propheten Bett legen, sie aber machte sich frühe auf, den „Mann Gottes" zu suchen.

II. **Texterklärung.** Lehrplan: 1. der Prophet verlangt und gesucht; 2. der Stab gesandt; 3. des Propheten Gebet; 4. das Kind erweckt.

V. 25–28. Sunem lag ungefähr 11 bis 12 Meilen vom Berge Carmel, wo der Prophet sich zur Zeit aufhielt. Der Prophet erkannte sie von Weitem und sandte seinen Knaben, dieser fragte nach dem Befinden der Familie; das Weib antwortete kurz: „Wohl." Sie kam nicht um ihre Klage vorzubringen, wo noch keine Hülfe war, sie ließ sich nicht aufhalten, sondern eilte zum Manne Gottes. Sie fiel ihm zu Füßen und umfaßte seine Kniee nach der morgenländischen Sitte. Gehasi wollte ihr wehren, aber der Prophet verbot es ihm und gestand, daß ihm das Leiden der Sunamitin noch ein Räthsel sei. Gott offenbarte es ihm nicht, damit er es ganz aus dem schmerzerfüllten Herzen der Mutter erfahren möge. Sie sagt es ihm nicht in so vielen Worten, sondern ließ es ihn merken aus ihrer Rede. Es scheint, sie fühlte als wie eine Betrogene, denn 1. sagt sie, sie hätte gar nicht um das Kind gebeten und 2., als er es dennoch verhieß, legte sie die ganze Sache in des Propheten Willen, d. h. sie warnte ihn, ihr nichts vorzuschwätzen V. 16., sondern nach Gottes Willen zu handeln.

V. 29–31. Der Schmerz der Mutter ergriff das Herz des Propheten so, daß er ihr unverzüglich Hülfe schaffen will und sendet darum seinen Diener. „Nimm meinen Stab" u. s. w. So wie früher Elias mit dem Mantel, so ist Elisa mit dem Stab ausgerüstet, es ist das Zeichen seines Amtes. In der Ueberreichung liegt also die Bevollmächtigung, etwas auszurichten. Die Ursache liegt in den Worten: „So dir Jemand begegnet, grüße ihn nicht" u. s. w. Den Sinn dieser Worte verstehen wir nur, wenn wir die verschiedenen Begrüßungsformeln jener Zeit kennen lernen; es nahm oft sehr viel köstliche Zeit in Anspruch, hier aber war keine Zeit zu verlieren. Es werden allerlei Ansichten vorgebracht, warum Elisa den Diener sandte, doch erachte ich es nicht der Mühe werth, sie anzuführen, die einzige und auch genügende Ansicht ist Starkes: „Auch Elisa ward ergriffen und im Schmerz, ohne zu bedenken, was er that; nur in Gedanken schleunig zu helfen, sandte er Gehasi." Doch die Mutter ließ sich nicht wegsenden. Entweder hatte sie kein Zutrauen zum Diener, oder sie dachte: nur Der, welcher mir das Kind zum erstenmal erbat, kann es jetzt wieder erbeten. Elisa machte sich auf und kam mit ihr.

V. 32–37. Auf dem Weg begegnet ihnen der Diener und sagte ihnen, daß das Kind nicht aufgewacht sei. Als Elisa in das Haus kam, fand es sich, daß das Kind todt war. Dieses ist ein deutlicher Beweis, daß von einer Ohnmacht nicht die Rede sein kann.

Er schloß die Thüre, er wollte allein und ungestört sein mit seinem Gott. Er war in tiefem Ernst, vielleicht auch machte es ihm Schmerz, daß er den Diener erst sandte und damit Gott versuchte, aber er betete inbrünstig. Dann legte er sich auf das Kind, wie einst Elias that, als wollte er ihm Lebenswärme beibringen, dann lief er hin und her, als Einer, der einen Kampf hat in seinem Innern. Endlich regte sich das Kind, es schnaubte (nießte) sieben Mal. „Seine Krankheit lag im Kopf, und durch diese Bewegung reinigt sich derselbe." Pling. Nun ließ er die Mutter rufen und übergab ihr den Sohn lebendig. Schon von Origenes Zeit an wurde dieser Fall bildlich gebraucht, der Knabe ist das Bild der in Sünden todten Menschheit. Der Stab bedeutet das Gesetz, das aber keinen

todten Sünder lebendig machen kann, der Prophet aber ist das Bild des verheißenen Welterlösers, durch dessen Erlösung Leben und Seligkeit wiedergebracht wurden. Ob auch dieser Vergleich kaum Grund hat im Text, ist das Bild doch immerhin mehr oder minder aufmunternd.

In der Erweckungsgeschichte sehen wir: 1. die Vorbereitung. Elisa demüthigt sich vor Gott, denn von Gott allein kommt Leben. 2. Gebrauchte Ceremonien, siehe V. 34–35. Es kostete einen schweren Kampf, so war es auch eine große That. 3. Den Erfolg. Des Propheten Gebet wurde erhört. Was Elisa mit schwerem Ringen und Kämpfen thut, vollbringt Jesus mit einem Wort. Luk. 7, 14.; Joh. 11, 43.

III. **Nutzanwendung.** 1. Offenbare deine Leiden nicht Jedermann, bringe sie vor den Herrn. Jeder Gehasi kann wundern, aber deine Hülfe steht im Namen des Herrn.

2. Sei nie rauh oder abstoßend gegen die Betrübten. Das gedrängte Herz braucht Trost und freundliche Blicke. Merke: Ein kleines Mädchen kam heim und erzählte ihrer Mutter, es sei so froh und glücklich, denn es hätte heute Jemanden Gutes erwiesen. „Wie so denn?“ fragte die Mutter: „Ei ein kleines Mädchen weinte in der Schule, weil ihr Brüderlein gestorben sei, dann setzte ich mich zu ihr und weinte auch, und darauf hörte es auf zu weinen und sagte, ich hätte sein Herz getröstet.“ Weinet mit den Weinenden u. s. w.

3. Die Sunamitin sagte: Ich lasse dich nicht u. s. w. O möchten wir immer zum Heiland sagen können: „Meinen Jesum laß ich nicht.“ Lerne dich geduldig zu fassen, dein Schicksal ist in Gottes allweiser Hand:

„Er ist Vater, du sein Kind,
Ist besser und ist länger gut,
Denn alle Väter sind.“

Fragen. Wo war der Prophet? Was that er, als er die Sunamitin sah? Wußte der Prophet, daß das Kind todt sei? Was that die Mutter, als sie zu ihm kam? Was sagte der Prophet, als er seinem Diener den Stab gab? Warum konnte Gehasi nichts ausrichten? Wie wurde das Kind wieder lebendig? Hatte der Prophet die Kraft, Todte zu erwecken? Was können wir aus dieser Lection lernen?

Wortstudien.

Sunem. Eine Stadt im Stamme Issaschar.
Sunamitin. Ein Weib von dort.
Gehasi. Schauthal. Elisas Diener.
Schnauben Nießen, Schnäuzen.

Kleinkinderklasse. Erzählung und Erklärung der Geschichte ist die Hauptsache. Diese Lection enthält Ueberfluß an Lehrstoff. 1. Der Frau ist ihr einziger Sohn gestorben. Sie klagt dem Propheten ihr Leid. 2. Gott gibt dem Propheten die Kraft, den Sohn der Sunamitin von den Todten zu erwecken. 3. So wie jener Sohn todt war, so ist jeder Mensch in der Sünde todt. 4. Gott sendet seine Diener, den Menschen zu verkündigen, daß in Jesu Leben ist, und daß es Alle finden können.

Fragen: (Siehe oben.)

Illustration. Sowie des Jairus Töchterlein, obwohl todt noch im Hause war und auf dem Bette lag, so ist es mit der Jugend. Sie ist todt in Sünden, aber noch am Morgen des Lebens im Vaterhause, nicht verhärtet in Sünden. Der Jüngling zu Nain war schon auf dem Weg zum Grabe; nicht mehr im Hause. Die Träger trugen ihn fort. Das ist ein Bild des im Alter weiter vorangeschrittenen Sünders, welchen böse Leidenschaften und Kameraden schnell dem schrecklichen Ende entgegen tragen. Lazarus hingegen lag schon im Grabe, und war bereits in Verwesung übergegangen. Ein Bild des alten Sünders, der mit seiner Gottlosigkeit seine Umgebung verpestet. Jesus aber kann sie Alle auferwecken. Wohl Dem, der seine Stimme frühe hört.

Wandtafel.

Glaeubiges ebet ibt rosse naden aben & Erloest von Suenden. rrettet vom Tode. rlangt die Verheissung rringt den Sieg. roeffnet den Himmel.

Swar Elisas Staerke. brachte der Sunamitin Trost. soll unsere Zuflucht sein.

Naeman der Aussätzige.

3. Lection für Sonntag den 15. April 1877. 2. Kön. 5, 1—14.

Grundgedanke: Die Sünde und ihre Heilung. **Haupttext:** Ps. 51, 7.

I. **Geschichtlicher Zusammenhang.** Dieses ist das einzige Wunder, das Elisa an einem Heiden verrichtete, wenigstens ist kein Weiteres aufgeschrieben. Naemans Heilung, welche zuwege kam durch die Erfüllung der Bedingung des Wortes Gottes, ist ein bleibendes Bild der Erlösung von Sünden durch das Evangelium. Keine andere alttestamentliche Geschichte ist aufgezeichnet, in welcher sich die Heilsordnung des Erlösungsplanes klarer spiegelt, als in dieser; sie ist so vollständig eine prophetische Geschichte, als sie eine geschichtliche Prophezeiung ist. Auf der einen Seite sehen wir die wunderbare Vorsehung Gottes und die Weise seiner Erlösung. Seine rettende Kraft und Gnade sowohl als seine heilige Strenge, auf der andern Seite aber sehen wir die menschlichen Leiden, Handlungen, Verlangen und Wünsche, beides in Trübsal und Glück.

In der Geschichte Naemans sind etliche Hauptgedanken, die wir wohl studiren und kennen lernen sollten. 1. Die Schule der Leiden, in welcher er war, d. i. seine Krankheit. 2. Der Stern der Hoffnung, der ihm aufging, durch ein Sklavenmädchen und 3. den Weg, den er zu gehen hatte, durch diese Hoffnung geleitet. Einige jüdische Gelehrte suchen zu beweisen, daß dieser Naeman es war, welcher dem Ahab die tödtliche Wunde beibrachte; so suchen sie darum auch Josephus zu erklären über diesen Punkt.

Es gab zu jener Zeit sehr viele Aussätzige in Israel, aber sie wurden nicht geheilt, denn sie suchten Elisas Gott nicht. Naeman aber zeigt einen Glauben, wie er in Israel nicht gefunden wurde, und wird darum geheilt; darin ist er ein Bild späterer Tage, da die Heiden kamen aus fernen Ländern und den Erlöser suchten und fanden, während die Juden, denen das Heil so nahe war, abgeschnitten wurden um ihres Unglaubens willen. Vgl. Luc. 4, 27.

II. **Texterklärung.** Lectionsplan. 1. Die Krankheit; 2. die Hoffnung; 3. die Heilung.

V. 1–3. Kein Sterblicher genießt des Lebens Freude ungetrübt. Naeman war nicht blos reich und geehrt, er war sich auch selbst bewußt, daß all die Ehre verdient war; er hätte glücklich sein können—a b e r!—Merke: 1. Kein Mensch ist so hoch, daß er über Leiden und Trübsale erhaben wäre. 2. Jeder Mensch hat auf irgend eine Art ein A b e r, das ihm das Leben bitter macht. Naeman war ein vortrefflicher Mann, a b e r er war aussätzig. Trotz seiner Größe hätte kaum der ärmste Sklave mit ihm getauscht. Im Krieg mit Israel wurden viele Gefangene gemacht, unter andern ein Mädchen, das Naeman seiner Gattin als Geschenk mitbrachte. Ein schweres Loos, fern von ihren Lieben in fremdem Lande, eine Sklavin unter Heiden. O legt doch den Kindern es ans Herz, wie gut sie es haben bei ihren Eltern. Tausende wissen ihr Glück nicht zu schätzen. Wie nothwendig, daß Eltern ihre Kinder in Gottes Wort unterrichten in frühester Jugend! Dieses Mädchen liebte ihre Frau und hatte auch von des Propheten Wundern gehört, daher ihre Rede. Es wurde Naeman angesagt, und dieser meldet es dem König. Zu bemerken ist, daß der Aussatz unter den Heiden nicht betrachtet wurde wie bei der Juden. Aussätzige waren keineswegs von der menschlichen Gesellschaft ausgeschlossen.

V. 4–8. Naeman verachtete die Worte des Kindes nicht; möchten doch alle geistlich Aussätzigen ein Beispiel nehmen.

In Unwissenheit wendet sich Naeman an den König von Israel, dieser aber kann die Hand Gottes nicht sehen in dem Allem und zerreißt seine Kleider. Ein Zeichen der Trauer, weil der Syrerkönig Streit anfangen will, denn so betrachtet er es. Geschenke zum Werth von $50,000 bar in Gold und Silber brachte Naeman; aber umsonst, die Gabe Gottes ist nicht mit Geld zu kaufen. Der König hatte auch zu viel andere Dinge im Gemüth, er vergaß, daß ein Prophet des Herrn in seiner Stadt wohnte. Der Prophet aber offenbarte sich. Merke: Auf den Wink des Sklavenmädchens geschah Folgendes: 1. Naeman ging nach Israel; 2. Er nahm große Geschenke mit; 3. Er ging ohne Falschheit, ohne sich zu verstellen. Durch wenige Liebesworte eines Kindes wird ein so großer Mann heilsuchend gemacht.

V. 8–14. Zunächst finden wir Naeman vor dem Haus des Propheten, er erwartet natürlich, der Prophet würde sich beugen und ihn als Fürst empfangen, aber das war nicht Prophetenbrauch; durch einen Diener sendet er ihm Anweisung, was zu thun sei. Die Ursache, warum Elisa nicht heraus kam, kann man nur denken, es wird nichts darüber gesagt, entweder war der Prophet allbereits im Gebet, oder, was eher der Fall ist, Naeman mußte sich beugen lernen trotz seiner Größe. Vor Gott gilt kein Ansehen der Person.

Naemans Aerger. Es kam ganz anders, als er erwartete. Zwei Dinge erzürnten ihn: 1. Dieweil der Prophet ihn nicht empfing, sondern blos einen Knecht sandte. 2. Weil die Mittel der Kur ihm zu verächtlich waren. Weil es nicht nach seinem Wunsch ging, vergaß er: 1) Daß das Gesetz Moses ihn als unrein betrachtete. 2) Daß er ein Bettler war, also nicht wählen durfte. Naeman dachte noch zu hoch von seinen eigenen und von seines Landes Mitteln, als daß er so gleichgültig darüber denken konnte. Die Flüsse bei Damaskus waren besser als der Jordan. Dieses geben wir zu; Damaskus hatte reineres Wasser, als Palästina im Jordan hatte, aber merke: 1. der Jordan ist in Jehovahs Land und Israels Erbe. Von Israels Gott erwartet er nun Heilung und nicht von den Göttern zu Damaskus. 2. Der Jordan hat schon ehe diesem Wunder und Zeichen gegeben auf Befehl des Herrn, und keinem andern Fluß soll solche Ehre zu Theil werden.

Endlich mischen sich die Diener darein und reden dem Propheten das Wort, sie suchen ihren Herrn zu überzeugen, daß er im Unrecht sei. Elias hätte ihn kaum so lange schimpfen lassen. Elisa aber kehrt sich nicht daran, denn er hatte nichts dabei zu verlieren. Die Diener stellten ihm nun sein ernstliches Verlangen vor, auf eines Sklavenmädchens Wort kam er diesen langen Weg, und nun will er dieses so leichte Mittel nicht einmal gebrauchen auf das Wort des Propheten.

Besserer Rath siegt. Naeman besann sich und wusch im Jordan siebenmal und war rein. Die Zahl Sieben ist hier die gesetzliche jüdische Reinigungszahl. Es ist ein großes Glück für den Menschen, wenn er sich der göttlichen Heilsordnung unterwirft, und wir sollten hierin ein Beispiel nehmen an Naeman dem Aussätzigen. Erst als Naeman, gegen das Urtheil seiner Natur und Vernunft, der Anweisung des Propheten Folge leistete, wurde er gesund und rein. So ist es gerade auch in geistlicher Beziehung. Erst wenn man sich in die Heilsordnung fügt, wird man durch Christi Blut von Sünden rein.

III. **Nutzanwendung.** Diese Lection zeigt uns: 1. Daß ein frommes Kind mehr weiß von Gottes Wegen, als ein ungläubiger König. Durch die Rede des Mädchens wurde Naemans Gesundheit wieder hergestellt, darum sollten brave Jünglinge und Jungfrauen so auch die Alten beständig bereit sein, ein Wort für Jesum zu reden.

2. Lernen wir hier, daß Kleinigkeiten oft große Dinge herbeiführen. Ein Wort brachte Naeman zum Propheten, und dieser zeigte, daß der Gott Israels mehr thun kann, als alle Könige der Erde.

3. Gottes bestimmte Ordnung, ob auch noch so einfach, ist besser als der Pomp und die Pracht der Könige.

4. Gottes Heilsordnung muß befolgt werden, denn sie ist die Bedingung, auf welche Hülfe kommen soll.

Zum Nachdenken: Wo habe ich Gelegenheit, etwas für Jesum zu thun?

Der Herr ist in den Schwachen mächtig, auf diese Verheißung will ich bauen. Wir sind oft geneigt, uns an solchen Kleinigkeiten zu stoßen. „Selig ist, wer sich nicht an mir ärgert."

Auch Dienstboten können ihren Herrschaften nützlich sein in geistlicher Hinsicht, so sie nur treu sind. Gott kann aus einem stolzen Menschen einen demüthigen Nachfolger machen.

—Das Blut Jesu Christi, des Sohnes Gottes, macht uns rein von aller Sünde.—

Fragen: Von welcher Nation stammte Naeman? Was that Gott durch ihn? Warum war er nicht glücklich? Was für eine Krankheit war der Aussatz? Wer wohnte in Naemans Haus? Wie kam sie dorthin? Was lernen wir aus des Mädchens Rede? 2c

Wortstudien.

Naeman. (Wohlgeschickt) — Feldhauptmann des Königs von Syrien.

Syrier, stammen von Kemuel. 1. Mos. 22, 21.

Amana und **Pharphar** sind zwei Flüsse in Syrien und sind berühmt ihres klaren Wassers wegen.

Kleinkinderklasse. Eine äußerst anziehende Geschichte enthält diese Lection selbst für die Kleinen. 1. Ein kleines frommes Mädchen sagt ihrem Herrn von dem Propheten, der ihn heilen kann.—So können Kinder für Jesum arbeiten.—Führe Beispiele an. 2. Die Heilung Naemans. Er kann sich selbst nicht heilen. Sein König noch der König Israels kann ihn heilen, aber Gott kann's, und der Prophet weiß wie. Naeman muß aber gehorsam sein. 3. Die Heilung Naemans ein Bild von der Heilung des Sünders. Der Sündenaussatz: schmerzlich, ekelhaft, ansteckend, unheilbar, tödtlich. So die Sünde. Nur das Blut Jesu Christi heilt von derselben.

Fragen: (Siehe oben.)

Wandtafel.

Gehasi der Aussätzige.

4. Lection für Sonntag den 22. April 1877. 2. Kön. 5, 20—27.

Grundgedanke: Die bestrafte Habsucht. **Haupttext:** Spr. 15, 27.

I. **Geschichtlicher Zusammenhang.** In Naeman haben wir ein Bild des Rationolismus; wo Glaube allein helfen soll, wendet er sich verrächtlich ab. In seiner Rückkehr vom Jordan aber, mit seinem offenen Bekenntniß erreicht die Begebenheit ihren Höhepunkt. Der ganze Weg, den Gott diesen Mann führte, ging schnurstracks auf ein festes Ziel zu, nemlich die Verherrlichung des Namens Gottes. Durch die Worte: „Siehe! ich weiß, daß kein Gott ist in allen Landen, ohne in Israel," erhielt das Heidenthum eine Niederlage, und Naeman selbst entsagte dessen Irrthümern. Er verläßt nicht einen Gott und nimmt einen andern an, sondern bekennt frei, daß es nur einen Gott gibt und dieser offenbart sich in Israel. Ein solches Bekenntniß von einem Heiden wäre unbegreiflich, wenn das überzeugende Wunder nicht wäre, das demselben voranging.

In dieser Lection wird uns nun ein Bild gegeben von der Verdorbenheit des menschlichen Herzens. Hier ist Einer, der schon Jahre lang in der Gesellschaft der Frommen ist, er

kannte das Wort und den Willen Gottes, und doch wird er von böser Lust gereizt und bald zum Fall gebracht. Habsucht ist ein arges Uebel, dieses lehrt uns Gehasis Geschichte deutlich. Noch ein Punkt ist zu bemerken in Verbindung mit Naemans Heilung. Dankbar kehrte er zurück zum Manne Gottes, als er rein war. Jesus heilte einst zehn Aussätzige, aber nur einer kam zurück um zu danken, und der war wie Naeman auch ein Ausländer. Naeman der Syrer hatte viele Diener, und wir sehen V. 13, daß sie ehrlich und weise waren. Elisa, der Mann Gottes, hatte nur Einen, und dieser war ein Lügner und Flucher. Der gottlose Ahab hatte einen frommen Diener Obadja, aber der Herr Jesus hatte unter seinen Zwölfen einen Judas Ischarioth. Hieraus ersehen wir, daß Gnadenmittel keine Gnade geben. Trotz allen Vorrechten ist es nothwendig, daß man sich beständig nahe zu Gott hält.

II. **Texterklärung.** Lectionsplan. Die Sünde der Habsucht. 2. Der Gewinn. 3. Die Strafe. Die Sünde war derart, daß sie eine Menge anderer nach sich zog.

1. Habsucht. Liebe zum Geld, jene Wurzel alles Uebels war der Grund des ganzen Unheils. Elisa wollte nichts mit den Geschenken zu thun haben; sein Diener verlangte sie, sein Herz war in Naemans Kisten, und er eilte ihm nach, es zu holen. Tausende sind ins Verderben gegangen auf dem nemlichen Wege. Verblendet vom Verlangen, flucht er noch und meint, es sei Unrecht, nichts, gar nichts zu nehmen von diesem Ausländer.

2. Beschuldigt er seinen Herrn hierin, er erachtete es thöricht, und dachte nicht daran, daß es seinem Herrn mehr um das Wohl der Seele dieses Fremdlings zu thun war, als um sein Geld. Gehasi eilte ihm nach, er muß etwas von den Schätzen haben.

3. Als er Naeman eingeholt, sagt er ihm eine nackte Lüge, als hätte ihn sein Herr gesandt.

4. Er verleumdete seinen Herrn, als reuete ihn seine Liberalität, als wäre er ein Geschöpf der Umstände.

5. Die größte Gefahr aber lag darin, daß Naeman an seiner Seele Schaden leiden möchte, wenigstens zerstörte es den Werth des Mannes in seinen Augen. Hätte Naeman nicht mit Recht sagen können, wie Pauli Feinde sagten? 2. Cor. 12, 16. 17. Hoffentlich lernte Naeman den wahren Sachverhalt kennen hernach, und Gehasi hatte die Dinge zurück zu erstatten. Solche Sachen haben schon Manchen wieder zurückgetrieben in die Welt und ihre Lust.

6. Daß er die Geschenke zu verbergen suchte, machte es noch schlimmer, so wurde er erst recht zum Achan oder zum Ananias. Freilich, etwa $3,320 lassen sich nicht leicht mitschleppen, und doch wäre er gern sicher. Eine Sünde gebiert die andere, seinen Herrn belügt er noch einmal. Merke: Das, was man verborgen halten muß, bringt keinen Segen. Ob Gehasi auch wie Hosea 12, 8. geschrieben steht spricht, es ist umsonst, das allsehende Auge Gottes wacht, und ist vor demselben nichts verborgen, wie auch Gehasi bald erfahren soll.

2. Der Gewinn und die Strafe. Das erste Gefühl war ein böses Gewissen, er mußte sich verstellen. Elisa forderte ihn zur Rechenschaft.

a. Die Ueberführung. Gehasi dachte seinen Herrn zu hintergehen, fand aber bald genug, daß das keine leichte Sache war. Was er zu verbergen suchte, deckte ihm Elisa auf, denn er hatte den Geist der Seher. Er sagte ihm auch, daß dieses nicht die Zeit war, Geschenke anzunehmen, ja noch mehr, der Prophet offenbarte ihm, was Jener selbst noch nicht ausgesprochen hatte, nemlich mit dem Gelde sich Weinberge, Ochsen u. s. w. zu kaufen, den Propheten zu verlassen und ein Herr zu werden. Er machte ihm Vorwürfe über die Weise, wie er sich zu bereichern gedachte. Merke: Die da suchen reich zu werden, fallen in allerlei Stricke und Versuchungen. Es ist nicht an der Zeit, sich zu bereichern, wenn es nur auf Kosten Anderer und der Ehre Gottes geschehen kann.

b. Die Strafe. Hast du nun Naemans Geld, so sollst du auch seinen Aussatz haben. Gehasi sucht Geld und Güter auf seine Nachkommen zu vererben, anstatt dessen vererbt er eine schlimme, häßliche Krankheit auf sie. Das Urtheil wurde sogleich ausgeführt, denn er ging von ihm aus weiß wie Schnee. Er ist gezeichnet, wer ihn sieht, kennt ihn. O wie oft wird er wohl sein Geld verwünscht haben! Wie gerne hätte er es gegeben für Gesundheit. Was helfen ihm jetzt seine paar tausend Thaler, da seine Gesundheit, Ehre, Friede und Stelle dahin sind.

Bezüglich des Aussatzes, den Naeman und Gehasi hatten Vgl. 2. Mos. 4, 6.; 4. Mos. 12, 10.

Denke nur Niemand, die Strafe sei zu hart gewesen, denn es waren Prinzipien in Gefahr, die gerettet werden mußten. Das Exempel mußte stattfinden um Naemans und um des Propheten Amtes willen. Dann bedenke den Geist der Habsucht noch in unsern Tagen, und Niemand wird mehr zweifeln, daß Gehasi die Krankheit verdient. Noch heute unternehmen Menschen fast irgend was, um des Geldes willen. Mord und Raub sind schon oft die traurigen Früchte der Habsucht geworden.

III. **Nutzanwendung.** Lerne vor allem Andern die Sünde der Habsucht zu fliehen. Man ist dabei nie glücklich oder zufrieden. Bedenke:

„Wenn es dir nützlich wär, gäb dir's Gott selber her."

Hier lerne, daß das Auge Gottes beständig wacht. „Du Gott siehest mich," ist heute noch so wahr als jemals.

Suche folgende Schriftstellen auf und nimm eine Lehre aus allen: 4. Mos. 22, 7–21.; Jos. 7, 6–26.; Matth. 19, 16–30.; 26, 14–30 und Apg. 5, 1–10. Dieses sind lauter Beispiele der Habsucht.

Fragen: Was sagte Gehasi zu sich selbst? Was beschloß er? Gegen welches Gebot sündigte er? Was ist Habsucht? Was erhielt er von Naeman? Was that er damit? Warum? Konnte er es verbergen? Wie wurde er überführt? Wie bestraft.

Wortstudien.

Centner. Es gab zweierlei. 1. Centner des Heiligthums 60 Pfund, nach deutschem Gewicht 93¾ Pfund. 2. Der gemeine Centner halb so viel, nach der Ansicht Einiger hat ein Centner in der Lection etwa $1660 betragen.

Feierkleider. Solche, die man an Feiertagen, nicht bei der Arbeit trägt.

Ophel. Ein hoher Ort.

Kleinkinderklasse. Wir haben hier eine traurige, warnende Geschichte vor uns. Der Lehrer erzähle dieselbe nachdrücklich. Gehasi hatte ein habsüchtiges Herz, das leitete ihn von einer Sünde in die andere: Lügen, Heuchelei, Diebstahl. Die Folgen waren, daß er aussätzig wurde. Ermahne zur Ehrlichkeit. Kinder und Schüler haben oft eine Neigung, sich gegenseitig zu übervortheilen. Warne! Mahne zur Treue im Kleinen. Mache die Schüler auf die Stimme des Gewissens und das allsehende Auge Gottes aufmerksam.

Fragen. (Siehe oben.)

Wandtafel.

GEiz
HAbsucht
SInnlichkeit } stuerzen ins VERDERBEN. WACHE!!

Elisa zu Dothan.

5. Lection für Sonntag den 29. April 1877. 2. Kön. 6, 8—18.

Grundgedanke: Der Engel des Herrn lagert sich um die her so ihn fürchten, und hilft ihnen aus. **Haupttext.** 2. Kön. 6, 16.

I. **Geschichtlicher Zusammenhang.** Mit dieser Lection treten wir auf eine andere Seite des Lebens des Propheten über. Bisher fanden wir ihn in seinem Alltagsleben unter dem Volk als Bürger bei Bürgern. Wir finden ihn nun als „Seher" in der Politik seines Vaterlandes, und die hier aufgezählten Wunder, sind nicht so viel Wunder seiner Kraft als

Wunderwirken, sondern sie sind mehr Wunder seiner Hellseherkraft. Er hat den Privatstand verlassen und ist zum Staatsmann geworden. In diesem Fach finden wir ihn zuerst als Minister der äußeren Angelegenheiten.

Die größte Gefahr, die Israel von Außen bedrohte, waren die Syrer. Benhadad war Israels Erbfeind, dieser war entschlossen, wo möglich, Israel zu zerstören und zu unterjochen, aber es gelang ihm nicht, er diente blos als eine Zuchtruthe in der Hand Gottes, das Volk von seinem Götzendienst und Abfall wieder zum wahren Gott zurückzubringen. Jehova erlöste sie mehreremal von seiner Hand, nicht durch Waffenmacht, noch dnrch den König, sondern durch den „Seher," den Mann Gottes Elisa. Dem Volk zu zeigen, daß die Hülfe weder der Macht noch Kunst der Menschen, sondern der Hand des Allmächtigen zuzuschreiben sei, das war für diese Zeit das Werk des Propheten.

Ehe er aber diesen hohen Posten antrat, hatte er noch für die Propheten zu sorgen, deren Schule zu klein wurde. Er ging mit ihnen in den Wald, um Holz zu fällen für die neue Schule, dort machte er das Eisen schwimmen, um dem armen Manne zu helfen. Sein Beruf war dem des Apostel Paulus gleich: „Er war ein Schuldner, beides der Juden und der Heiden." Der Dienst im Krieg gegen die Syrer war in Substanz der nemliche wie im Krieg gegen Moab.

Benhadad war König über Syrien zu dieser Zeit und Joram König von Israel.

II. **Texterklärung.** Lectionsplan. 1. Das Heer der Feinde. 2. Das Heer des Herrn.

V. 8–14. Was die Ursache war, die diesen Krieg anfachte, wird nicht gesagt. Vom 23. V. lernen wir aber, daß es kein regelmäßig geplanter Feldzug war, sondern wie eine Art Guerrillakrieg geführt wurde, doch war der König von Syrien damit einverstanden. Wenn nun der Syrer ein Lager befestigt hatte, dann warnte Elisa den König von Israel und offenbarte ihm Benhadad's Pläne. Hatte er im geheimen Kriegsrath einen Angriff beschlossen, so wußte es Israel sogleich und konnte sich bereiten. Dies geschah öfters. Hier lerne: 1. Daß die Feinde Gottes auf der Lauer sind. 2. Daß Gott die tiefsten Gedanken ihrer Herzen kennt und auch Wege hat die bestgelegten Pläne zu vereiteln. 3. Es ist gut, wenn man sich warnen läßt. Die Arbeit der Knechte Gottes ist, das Volk zu warnen. Vgl. Hes. 33. Der König von Israel nahm diese Warnungen an und rettete sich, aber die Warnung wegen seiner Sünden hörte er nicht. So geht es leider heute noch.

Benhadad sah, daß er verrathen war und glaubte Spionen oder Verräther unter seinen Generälen zu haben. Einer seiner Diener gibt ihm aber Auskunft. Hatte nicht Naeman genug zu rühmen von dem Manne Gottes? Dieses brachte Furcht und Schrecken unter den Feind; er läßt ausforschen wo Elisa sei und erfährt bald, daß er in Dothan sei. Er sandte nun ein Heer nach ihm. Vielleicht hörte er, daß einmal 50 Mann den Elias nicht zwingen konnten. Thörichter Mensch! konnte er denn nicht denken, daß Elisa auch diesen Anschlag wisse, sowohl als die anderen Anschläge? Es ist Thatsache, Diejenigen, welche gegen Gott und sein Volk kämpfen, wissen nicht was sie thun. „Es wird ihnen schwer werden wider den Stachel zu löcken." Dothan liegt etwa 12 Meilen von Samaria, dort suchte Joseph einst seine Brüder. Ich denke nicht, daß Elisa im Unklaren war wegen des Anzugs der Feinde; aber die Gewißheit, daß Gott ihm beistehen werde, machte ihn getrost und sicher. „Wer unter dem Schutze des Höchsten wohnt, der braucht sich nicht zu fürchten." Bei Nacht kam der Feind angezogen und umringte die Stadt so, daß an ein Entrinnen nicht zu denken war.

V. 15–18. Des Morgens früh als Elisas Diener aufstand, sah er die Gefahr; er wird wohl den Lärm des Kriegsvolks gehört haben, denn sie waren ihrer Beute sicher und brauchten nicht mehr geheim thun. Siehe hier: 1. Den Schrecken des Dieners. Eiligst läuft er zum Propheten und ruft: „Awe Meister!" Kein Gedanke an Flucht oder Wehre. Der Diener war scheints nicht bekannt mit Ps. 3, 6.; 27, 3. u. s. w. Er war unerfahren und der Schrecken übermannte ihn ganz. Elisa tröstete ihn und zwar: 1. Mit Worten. Was er ihm sagte V. 16., gilt allen frommen Gläubigen. Kampf von Außen, Furcht im Innern soll uns nicht zittern machen, denn der Verheißungen sind ja viele. Wenn Gott mit uns ist, wissen wir ja was folgt. Röm. 8, 31. Elisa sah schon die schützende Hand Gottes über sich und war getrost, er kannte die Verheißungen; 4. Mos. 14, 9.; Ps. 3, 6. u. s. w.

2. Durch eine Erscheinung. 1) Elisa ehrte seinen Diener; er will ihn auch befriedigen. Diesen Diener hatte er noch nicht lange, er war unerfahren; nun soll er aber sehen, daß der, in dessen Dienst sie beide waren, auch schon wacht und auf ist. So soll der Starke den Schwachen tragen und liebevoll zu stärken suchen. 2) Er sah sich selbst sicher; diese Sicherheit erlangte er durch Ueberzeugung, so will er nun auch seinen Diener überzeugen. Engel sind Gottes Diener, seine Legionen, Heerscharen und Krieger, Matth. 26, 53. Sie sind ausgesandt zum Dienst der Erben Gottes.

3. Um diese Ueberzeugung hervorzubringen, brauchte es nur einen Blick. Das körperliche Auge sieht die Gefahr, ein Schleier deckt oder verhüllt das Unsichtbare. Elisa betet, Gott hebt den Schleier, und das Auge erblickt Dinge, die nicht für sterbliche Augen geschaffen sind. Für einen Augenblick nur erlangt er den Standpunkt seines Meisters und er sieht, daß die sichtbare Schöpfung blos eine Handvoll ist, gegen der unsichtbaren. Es war kein Blendwerk. Das Heer Gottes war dort, ehe es der Knabe sah, und so dürfen wir annehmen, ist Gottes Volk umgeben mit Millionen unsichtbarer Geschöpfe, die ihm zum Dienst geschaffen sind. Vgl, Ps. 34, 7. und 91, 11. Der Prophet betete nicht um Glauben, noch um Stärkung des Glaubens seines Dieners, sondern um Kraft und Gelegenheit für einen Augenblick hinter den Vorhang in die Vorsehung Gottes hineinblicken zu können. Er sah nicht blos mit geistlichen Augen geistige Dinge, sondern mit wirklichen Augen bestehende Thatsachen. Nichts Eingebildetes sondern Thatsachen.

III. **Nutzanwendung.** 1. Der Zweck dieser Lection ist: den Menschen zu zeigen, daß Gott die Seinen beschützen kann und thut. Ps. 119, 114.

2. Er zerstört die Pläne der Gottlosen und macht ihre Anschläge zu Schanden. Hiob 5, 12. Seine Engel sind zu diesem großen Zweck bestimmt. Ps. 34, 7. Menschen können wohl Anschläge machen, Gott aber leitet den Fuß. Spr. 16, 9. Merke: Gegen den Herrn gibt es weder Rath noch Weisheit. Spr. 21, 30.

3. Hüte dich hinzugehen wo Gefahr ist, wenn Gottes Diener dich warnt, du gehst auf deine eigene Verantwortung! Ziehe den Harnisch Gottes an. Eph. 6, 13. Möge der Sünder zittern, seine Rathschläge liegen offen vor dem Herrn.

4. Elisa soll uns zum Beispiel dienen. Der Glaube treibt alle Furcht aus. Kinder leset eure Verheißung. Matth. 18, 10.

Fragen: Wer war König von Syrien? Wo liegt das Land? Wer vereitelte die Pläne des Feindes? Wo war Elisa? Wo liegt das? Was wollte Benhadad mit dem Propheten? Wer sah die Feinde zuerst? Wie tröstete Elisa seinen Diener? Was waren die Folgen? Warum betete Elisa für Blindheit der Feinde?

Kleinkinderklasse. Wieder eine wunderschöne Geschichte vom Schutz des Herrn. Der Lehrer erzähle sie den Kindern deutlich und herzlich. 1. Wer den Herrn nicht kennt, wie Elisa's Diener, der fürchtet sich in der Noth. Auch wer ein böses Gewissen hat. 2. Elisa hatte ein gutes Gewissen, er wußte daß ihm der Herr helfen würde, deßhalb fürchtete er sich nicht. Warum fürchten sich Kinder, wenn sie allein oder im Finstern sind? Schildere wie thöricht und überflüssig das ist, wenn man auf Gott vertraut. 3. Die Kinder haben Schutzengel, die sie begleiten und behüten. Matth. 18, 10. „Ist Gott für uns, wer mag wider uns sein."

Fragen. (Siehe oben.)

Illustration. Die Schrift ist voll von Illustrationen zu dieser Lection, wie der Herr die Seinen schützt: Joseph verfolgt von seinen Brüdern.—Daniel in der Löwengrube.—Die Apostel im Gefängniß ꝛc.

Wandtafel.

Hinterstübchen.

Eine eigenthümliche Pflanze findet man in dürren steinigen Landstrichen der Insel Java, nemlich die sogenannte Becherpflanze. An jedem Blattstiel dieser Pflanze befindet sich ein kleiner, becherförmiger, mit einem Deckel versehener Beutel. Bei Regenwetter, oder wenn Thau fällt, öffnen sich die Deckel, die Becherchen füllen sich mit dem süßen, frischen Wasser und stillen den Durst der Vögel und anderer kleinen Thiere in jener wasserarmen Gegend. Sobald die Sonne scheint, schließen sich die Becher so fest, daß von ihrem Inhalt nichts verdunsten kann, und der Vorrath für einige Zeit erhalten bleibt.

Zur Zeit der Königin Maria von England ward ein Doctor Cole mit einem sehr unpopulären Auftrage nach Irland geschickt. Auf seiner Durchreise durch Chester eröffnete der Doctor seinen Auftrag dem Major der Stadt, der ihn besucht hatte, und las ihm seine Vollmacht vor, worauf er sie wieder in ein dazu bestimmtes Couvert legte. Die Wirthin, Frau Edmunds, war beim Ablesen der Vollmacht gegenwärtig, und als der Doctor den Major die Treppe hinunter begleitete, benutzte sie die Gelegenheit, die Vollmacht aus dem Couvert herauszunehmen und ein altes Kartenspiel hinein zu legen. Doctor Cole packte hierauf seine Papiere getrost zusammen und setzte seine Reise fort. In Dublin angelangt, versammelte er den geheimen Rath und den Lordlieutenant, hielt eine prächtige Rede über den großen Zweck seiner Reise und über den wichtigen Inhalt seiner Vollmacht und schloß, indem er das erwähnte Packet hervorzog und öffnete, mit den Worten: „hier Mylords, ist meine Vollmacht!" es zeigte sich aber nichts als das alte Kartenspiel, obendrauf der Treffbube. Der Doctor verlor alle Besinnung und suchte lange unter den Karten. Der Lordlieutenant aber bemerkte ihm lachend, der geheime Rath wolle die Karten schon selbst mischen, der Doctor möge sich einstweilen nach London zurückbegeben und eine andere Vollmacht herbeischaffen. In der Zwischenzeit trat eine Regierungsveränderung ein, und Doctor Cole kam nicht wieder nach Irland.

Ein Hammel als Friedensstifter. In der Zeitschrift, „Der Zoologische Garten," erzählt C. L. Landbeck folgende originelle Episode aus dem Thierleben: Vor einiger Zeit erhielt ich einen kleinen Hammel—er mochte 6–8 Monate alt sein—und ließ ihn auf dem Geflügelhofe frei umher laufen, da er außerordentlich zahm war. Unter dem zahlreichen Geflügel befanden sich zwei Truthähne und eine Truthenne. Um den Besitz der letzteren und auch aus natürlicher Streitlust dieser gallsüchtigen Vögel entstanden zwischen den Hähnen fast täglich heftige Kämpfe, wobei sie einander gewöhnlich an dem von der Stirn herabhängenden häutigen Klunker festhielten, herumzerrten und mit den Flügeln auf einander losschlugen. Diesen Kämpfen schaute der Hammel anfangs nur als müßiger Beobachter zu, bald schien es ihm aber doch hausordnungswidrig vorzukommen, als die Kämpfe zu lange dauerten. Da mit einem Male lief er mitten zwischen die beiden Gegner hinein, schaute sie ganz in der Nähe unverwandt an und schien ihnen bedeuten zu wollen, daß sie von diesen Thorheiten ablassen sollten. Allein sei es nun, daß die Puter seine Gedanken nicht errathen konnten oder zu erbittert waren, um den Kampf aufgeben zu können, sie kämpften weiter und kümmerten sich nicht im Geringsten um die Hofpolizei. Der Hammel aber, als er sah, daß bei diesen störrigen, wüthenden Kämpfern durch Ueberreden nichts auszurichten sei, maß ruhig drei Schritte rückwärts und fuhr dann wie ein Blitz mit seiner harten Stirn zwischen die Köpfe der verbissenen Gegner und wiederholte dieses Experiment so oft, bis er dieselben getrennt hatte. Noch spaßhafter war es, wenn die Hähne einander herausforderten, unter ihrem kollernden Geschrei mit dem Schwanze ein Rad schlugen und nun der Hammel, den Anfang neuer Streitigkeiten vermuthend, mit Vehemenz mit seinem Kopfe von hinten auf das geöffnete Rad einen Stoß beibrachte, daß der Vogel vornüber purzelte.

Wie Kaiser Karl IV. von einem seiner Amtsleute bewirthet wurde. Lehmann's Speyersche Chronik erzählt: Als nun der Kaiser ins Schloß umb Mittags zeit eingekehrt, ward einen Imbis jhme und den Hoffleuten auffzutragen dem Amtmann des Fleckens befohlen, hat er geschwindt diesen Vortheil erfunden, daß er die Säw im Flecken alsbald zusammen auff einen hauffen treiben, Ohren und Schwäntze abschneiden, solche in die Küche bringen, bereiten, und auff mancherlei Manier kochen, und zu Tische tragen lassen, damit männiglich als in Eil vol gesättigt und zu Frieden gewesen. Jedoch hats den Kaiser und andern befrembdet, woher und warumb er sie nur mit Ohren und Schwäntzen abgespeist und solches vom Amptmann gefragt. Ich habe in Eyl, sagte derselbe, und mit geringern Kosten Ewer Majestät nicht versehhen können, dann sollte ich Säw oder andere Viee haben lassen abstechen und bereiten, het sich's zu lang mit dem Imbs verweilet, und were auch großer Unkosten auffgangen. Jetzo aber haben die Onterthanen ihre Zahl Vies wie zuvor, und ein schlechten Verlust an Schwäntzen und Ohren. Solche Antwort und geschwinder vortheilhafter Anstalt hat dem Kaiser sehr wohl gefallen."

Das größte Eiswerk der Welt ist in Brüssel. Das Dach nimmt einen Flächenraum von 18,000 Quadratfuß ein. Die Doppelwände sind mit Moos und Sängespänen ausgefüllt. Es sind in dem Gebäude neun getrennte Räume, jeder von 30,000 Kubikfuß Inhalt. In demselben befinden sich Galerien, auf welchen 500 Centner Fleisch aufbewahrt werden können, sobald das Wetter heiß zu werden beginnt. Eine Million Tonnen Eis hat in dem Werke bequem Platz.

Ein mächtiger Monarch schenkte einem Derwisch seine Gunst, und lange lebte dieser auf vertrautem Fuße mit jenem. Endlich bemerkte er in dem Benehmen des Königs Kälte, und, nachdem er über die Ursache nachgedacht hatte fand er, daß sie in seinen zu häufigen Besuche liege. Von Stund an kam er nicht mehr in den Palast. Eines Tages begegnete der Derwisch und fragte ihn: „Warum besuchst Du mich nicht mehr?"—„Weil ich," gab er zur Antwort, „lieber gefragt werden will: „Warum kommst du nicht? als: Warum kommst du so häufig?"

Ein Araber hatte sein Kameel verloren und schwor, es für einen einzigen Dirhem wieder zu verkaufen, wenn es sich je wieder finden sollte. Letzteres geschah, und nun reuete ihn gar sehr sein vorschneller Schwur. Endlich verfiel er auf folgenden Ausweg. Er nahm seine Katze, ging auf den Markt und rief: „Wer will ein Kameel für einen Dirhem, und eine Katze für hundert kaufen? Doch merket wohl, ein Thier wird nicht ohne das andere verkauft."

Die Sammelwuth der Engländer. Der Herzog von Devonshire hatte eine Sammlung von 100,000 Theaterzetteln verschiedener Nationen; Lord Manchester sammelte 500,000 Visitenkarten; Lord Wilson 100,000 handschriftliche Namen berühmter Männer; Sir Brougham 12,000 Miniaturportraits berühmter Frauen; Sir Wilson eine Menge berühmter Schnupftabaksdosen.

Fulton machte Napoleon den Vorschlag, eine Dampfflotte zu erbauen und damit in Irland zu landen; Napoleon betrachtete Fulton als einen Projectenmacher.

Die kleinste Zeitung der Welt erscheint in Fodokale in Japan. Sie zählt, Titel, Datum und Name des Druckers miteingerechnet zwanzig Zeilen.

Die älteste Zeitung der Welt ist die „Pekiner Zeitung." Wie vor tausend Jahren, so erscheint sie auch heute noch, auf gelber Seide gedruckt.

Räthsel.

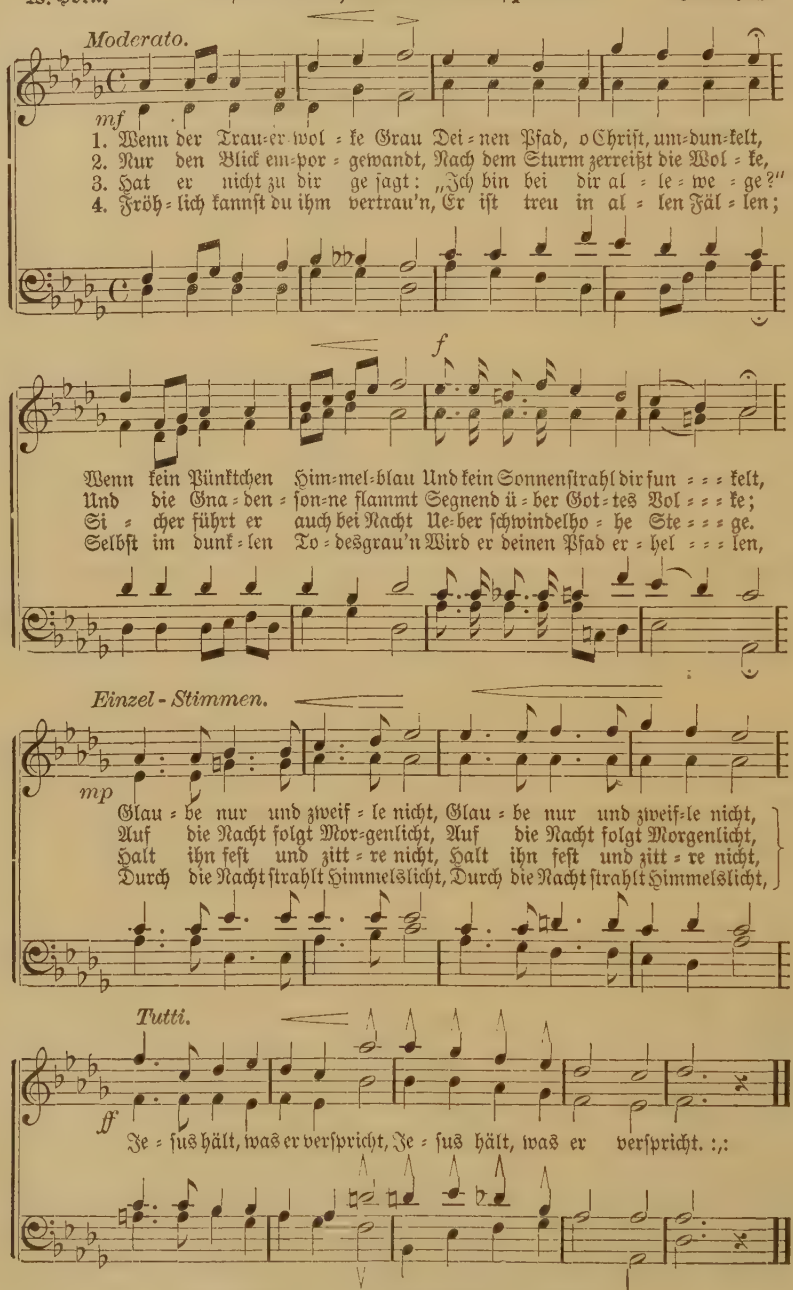
Ich hab' einen Schlüssel und doch keine Thür,
ich bin an der Kette und bin doch kein Hund,
ich werde gerichtet und bin doch kein Verbrecher,
ich werde gehängt und bin doch unschuldig.

Auflösung der Räthsel im Märzheft:

Buchstabenräthsel: Pflanze; Bilderräthsel: Zwei Beamte.

Jesus hält, was er verspricht.

W. Horn. F. B. Hess.


Moderato.
mf
1. Wenn der Trau=er wol=ke Grau Dei=nen Pfad, o Christ, um=dun=kelt,
2. Nur den Blick em=por=gewandt, Nach dem Sturm zerreißt die Wol=ke,
3. Hat er nicht zu dir ge sagt: „Ich bin bei dir al=le=we=ge?"
4. Fröh=lich kannst du ihm vertrau'n, Er ist treu in al=len Fäl=len;
f
Wenn kein Pünktchen Him=mel=blau Und kein Sonnenstrahl dir fun=kelt,
Und die Gna=den=son=ne flammt Segnend ü=ber Got=tes Vol=ke;
Si=cher führt er auch bei Nacht Ue=ber schwindelho=he Ste=ge.
Selbst im dunk=len To=desgrau'n Wird er deinen Pfad er=hel=len,
Einzel-Stimmen.
mp
Glau=be nur und zweif=le nicht, Glau=be nur und zweif=le nicht,
Auf die Nacht folgt Mor=genlicht, Auf die Nacht folgt Morgenlicht,
Halt ihn fest und zitt=re nicht, Halt ihn fest und zitt=re nicht,
Durch die Nacht strahlt Himmelslicht, Durch die Nacht strahlt Himmelslicht,
Tutti.
ff
Je=sus hält, was er verspricht, Je=sus hält, was er verspricht. :,:

Copyrighted, 1877, by W. F. Schneider, Cleveland, O.

Erſter Ausflug.

Das Evangelische Magazin.

Band 9. Mai 1877. Nr. 5

Die Vögel.

(Von Julius Krais.)

Recht neidenswerth bist du, gefiederte Schar,
Hellprangend im farbigen Flaume.
Wie schwebst du und webst du so wunderbar,
So leicht in dem luftigen Raume!
Hinab und hinauf
In munterem Lauf
Durch Sonnenschein fliegen,
Voll Wonne sich wiegen!
Da schau ich ein Bild, wie vom Staube der Geist,
Ein göttlicher Fremdling, nach oben sich reißt;
Wie frei von dem Leibe, der hemmenden Schranke,
Sich schwingt in die Fluren des Lichts der Gedanke.

In mächtige Höhen der Adelaar strebt,
Getrieben vom inneren Zuge.
Entgegen der ewigen Sonne sich hebt
Er in königlich herrlichem Fluge!
Die Blicke voll Gluth,
Mit hebt er die Brut
Auf schirmendem Flügel
An sicherem Zügel.
So zieht wohl ein Seher auf leuchtender Bahn
Zur Gottheit anbetende Völker hinan,
Und lehrt mit des Geistes unsterblichen Schwingen
Durch irdische Nebel und Wolken sie dringen.

Doch wie ob dem Neste so still und so treu
Die Henne, die häusliche, brütet,
Lockt, füttert die Küchlein und immer scheu
Vor feindlichem Räuber sie hütet,
So weckt auch den Keim
Des Lebens geheim
Mit schaffendem Triebe
Die ewige Liebe;
So ruft, wo nur immer Gefahr sie erschaut,

Den Kindern ihr mütterlich warnender Laut,
So will sie ob ihnen aus himmlischen Weiten
Allmächtigen Fittichs Umschattungen breiten.

Im säuselnden Schwung, mit dem Herzen so mild,
Dort schwebst du vorüber, o Taube;
So wohntest du, seliger Unschuld Bild,
Einst in paradiesischer Laube.
Als jene davon
Der Erde gefloh'n,
So mußte das Zeichen,
Des Geistes dir gleichen,
Der einst ob dem Herrn an der weihenden Fluth
Ob den Jüngern mit feurigen Flügeln geruht,
Mit Kräften des Heils in der Kirche noch waltet
Und neu aus dem Tode das Leben gestaltet.

Im Frühling erfüllt ihr die Fluren, den Hain,
Ihr Sänger melodischer Lieder;
Die Nachtigall flötet aus Wipfeln am Rain,
Lerch wirbelt aus Frühroth hernieder.
Am rieselnden Bach
Ist Wiederhall wach
Von Tönen voll Frische
In holdem Gemische.
So dringt auch gen Himmel aus menschlicher Brust
Der Jubel des Dankes mit inniger Lust,
Wetteifern auch hier des Gesanges Weisen,
Den Vater der Lieb' und des Segens zu preisen.

Horch! Schwärme von Pilgern, die droben hinzieh'n:
Vor dem Winter hinweg nach dem Süden
Die Schwalben, die Störche, die Kraniche flieh'n;
Wie nimmer im Flug sie ermüden!
Ob Land hin und Meer
Eilt rauschend ihr Heer
Mit glücklichem Ahnen
Die luftigen Bahnen.
So läßt es den Geistern nicht Rast und nicht Ruh,
So treibt es der ewigen Heimath sie zu.
Sie leitet ans Ziel das gewaltige Sehnen,
Es ist kein vergebliches Hoffen und Wähnen.

Wenn ich seh in den Lüften im sonnigen Blau
Euch schweben geflügelte Wesen,
Weckt mir auch die Sehnsucht so wonnige Schau,
Die möchte vom Staube genesen.
Die Seele, sie ahnt
Das bessere Land,
Will nicht mit den Kräften
Ans Eitle sich heften,
So wachsen mir Schwingen zum höheren Flug
Inwendig, bis stark sie und sicher genug,
Bis endlich, entfesselt von Banden der Erde,
Mit ihnen hinüber enteilen ich werde.

Der alte Seemann.

1. Lootseninsel.

Inmitten der Mündung der meilenweit in das Land hinein sich erstreckenden Meerbucht liegt eine Insel—eigentlich nur eine im Laufe der Jahrhunderte hoch aufgeschwemmte Sandbank – welche die Lootseninsel genannt wird, obgleich sich seit länger als fünfzig Jahren dort keine Lootsenstation mehr befindet. Wie so viele andere Buchten an der Ostsee, ist auch diese, zu der die erwähnte Insel gleichsam den Schlüssel bildet, versandet durch die Schlammanschwemmungen, welche die Hochwasserfluthen zurückgelassen haben. Nur kleine Küstenfahrzeuge dürfen sich noch in die Bai hineinwagen, die, abgesehen von solchen Schaluppen und Yachten, sonst nur noch von Fischerkähnen belebt wird.

Der höchste Punkt der Insel, die ziemlich eine halbe Meile im Umfange hat, erhebt sich etwa sechs Fuß über den mittleren Wasserstand und bildet den festen Grund für das Lootsenhaus, dessen Bewohner gegenwärtig ein Dünenaufseher ist, der die Obhut über die versuchsweise angelegten Anpflanzungen führt. Das Haus ist alt, einstöckig, aus festem Mauerwerk und Gebälk aufgeführt, und hat schon vielen Stürmen getrotzt.

Zu der Zeit unserer Erzählung bestand die Bevölkerung der Insel aus fünf Seelen, nemlich aus dem Dünenaufseher Folquert Meiners, seiner zwanzigjährigen Tochter Lena, zwei kleineren Kindern und einem alten Seemann, Namens Ole Bang, der sich dort angesiedelt hatte, obgleich es hier für ihn absolut nichts zu thun gab.

Diese Leute lebten auf ihrem Eilande in der vollkommensten Abgeschiedenheit, die nur selten durch die Ankunft eines größeren schwedischen Schiffes unterbrochen wurde, welches seine Holzladung nicht an den Bestimmungsort – irgend einem Städtchen oder Flecken an der Bucht—bringen konnte und deßhalb im Tiefwasser an der Insel ankern mußte, um seine Ladung zu löschen, die dann, zu großen Flößen vereinigt, in die Bucht hineingeschleppt ward.

Am 12. November 1872 – einem Datum von unheilvoller Bedeutung für die ganze Ostseeküste—ankerte dort die schwedische Brigg „Hertha", deren Capitän Olaf Windahl schon oft Holzladungen von Kolmar dorthin gebracht hatte und dem also das Fahrwasser vollkommen bekannt war.

Der Wind blies steif aus Nordnordost, und das Wasser befand sich im Steigen. Grau war der Himmel, regenfeucht und kalt die Luft und die Sonne hinter einem dunstigen Wolkenschleier verborgen. Die Seemöven flatterten mit melancholischem Geschrei ihren Nestern zu, und die auf den mageren Grasnarben der Dünen weilenden wenigen verkümmerten Ziegen und Schafe mäckerten und blöckten ängstlich.

Olaf Windahl, ein noch junger, kraftvoller und wettergebräunter Mann, stand auf dem Deck seiner Brigg neben dem Dünenaufseher, der zu ihm an Bord gekommen war.

„Laßt es gut sein für heute, Capitän," sagte der Aufseher, ein Mann von fünfzig Jahren etwa, der über seiner Kleidung einen Gummimantel und auf dem Kopfe einen Theerhut trug. „Vor Einbruch der Nacht wird der Sturm zunehmen an Gewalt und Euer Floß aus einander reißen, wenn Ihr es hineintreiben lassen wollt."

„Ich habe schon daran gedacht," erwiderte der Capitän, „und die Leute mit der Arbeit innehalten lassen. Das ist ein

schweres Wetter, welches dort im Nordosten mit den Schneewolken heraufzieht. Sowie es uns über den Hals kommt, müssen wir zusehen, wie wir unsere paar Planken zusammenhalten. Die Ladung ist zu drei Viertheilen gelöscht und ein großes Floß zur Abfahrt fertig. Es wäre mir jetzt wirklich lieber, wenn ich mein Holz noch im Schiff hätte."

„Ihr könnt es hier nirgends festlegen."

„Wir werden es machen, so gut es geht. Ich will es in die kleine Bucht hineinschleppen und dort Pfähle um das Floß herum in den Grund rammen lassen."

„Wenn das Wasser stetig so steigt, so wird in drei Stunden die ganze Insel überschwemmt sein und auch ohne Zweifel die Fluth zu mir ins Haus dringen."

„Hoffentlich seid Ihr darauf vorbereitet?"

„Jawohl. Es ist nicht das erste Mal, daß wir uns mit unseren Habseligkeiten auf den Dachboden flüchten müssen. Das Haus ist fest und hält den Sturm schon aus." —

Der Capitän gab seinen Arbeitern erneute Befehle und diese beeiferten sich, das große Holzfloß in der angegebenen Weise vor dem Sturme zu bergen. Unterdessen wurden auch auf dem Schiffe alle Vorbereitungen getroffen, um dem drohenden Unwetter trotzen zu können. Das Fahrzeug wurde so gedreht, daß das Bugspriet dem Winde schnurgerade entgegenstand, und überdies ein zweiter Anker ausgeworfen, welcher der Lage des Schiffes eine erhöhte Festigkeit verlieh.

„Schaut!" sagte der Capitän zu dem Aufseher, indem er auf ein Häuschen hindeutete, das zwischen den Dünen am Strande stand und an dessen hoher steinernen Thürschwelle das Salzwasser bereits zu lecken begann, „da kriecht der alte Ole aus seiner Höhle. Es scheint, daß es ihm zwischen seinen vier Wänden nicht recht mehr geheuer vorkommt."

Es trat in der That aus dem erwähnten Häuschen die eben bezeichnete Persönlichkeit. Es war Ole Bang, der alte Matrose mit eisgrauem Bart und verwittertem Gesicht, aus dem treuherzig und mild die wasserblauen Augen leuchteten. Er trug über seiner Matrosenjacke einen Kittel von geölter Leinwand, auf dem Haupte einen zerbeulten Südwesterhut und an den Füßen ungeheure Wasserstiefel, deren Stulpen ihm fast bis zu den Hüften hinaufreichten. Beladen war er mit einer in Wachsleinwand eingehüllten kleinen Kiste.

Der Aufseher schüttelte nun dem Capitän die Hand zum Abschied und sprang in die Schiffsjolle, die ihn an den Landungsplatz brachte, der vom Wasser schon ganz überfluthet war. Er watete tapfer durch und erreichte die Thürschwelle seines Hauses zu derselben Zeit, als auch der alte Matrose dort ankam.

2. Der alte Matrose.

Seit einem Jahre etwa erst hatte sich Ole Bang auf der Insel angesiedelt, unter dem Vorwand, daß er es im Gelärm der Welt nicht aushalten könne, da er viele Jahre seines Lebens auf einem einsamen Eiland des stillen Oceans zugebracht habe und also zu sehr an Ruhe und Stille gewöhnt sei. Er hatte von der zuständigen Behörde die Erlaubniß erhalten, sich in der Dünenwildniß ein Häuschen erbauen zu lassen, für welche Bewilligung er einen geringfügigen Grundzins zahlte. Dort hauste er für sich allein, ein wahres Robinson-Dasein führend, was aber gerade nach seinem Geschmack zu sein schien. Jeden Monat fuhr er einmal per Segelboot in die nächstgelegene Stadt, um Proviant einzukaufen, mit dem er dann weise Haus zu halten gewohnt war, in Rationeneintheilung, so wie es auf den großen Seeschiffen gebräuchlich ist.

Zu dem Dünenaufseher stand er in einem freundschaftlichen Verhältnisse und dessen Kinder liebten den Alten sehr. Abends kam er oft zu ihnen, um von seinen weiten Reisen, seinen Abenteuern im indischen und stillen Ocean zu erzählen, von den südlichen Wunderländern, die er gesehen, und den Bedrängnissen, die er ausgestanden. An den Sonntagen begleitete er die Familie nach der nächstgelegenen Dorfkirche des Festlandes und war dann gewöhnlich der Steuermann des Segelbootes, auf dem man hinfuhr. War aber die fromme Pilgerfahrt schlechten Wetters halber nicht ausführbar, so nahm der Alte aus seiner grünen Seemannskiste eine uralte silberbeschlagene Bibel, die ihn seit frühester Jugend treu auf allen seinen Fahrten begleitet hatte, und kam damit in die Wohnung des Dünenaufsehers, um ein paar Capitel aus den Evangelien vorzulesen. Man darf wohl annehmen, daß diese Art von Sonntagsfeier dem lieben Gott ebenso wohlgefällig wie jede andere gewesen ist.

Uebrigens erzählte der Alte gerne, wie er auf einer Inselgruppe des stillen Oceans, wo er Schiffbruch gelitten und sich Jahre lang aufgehalten, als eine Art von Missionar aufgetreten sei und den entmenschten Eingeborenen das Wort Gottes verkündigt habe. Mit genauer Noth war er ihren Zähnen entgangen—er schrieb den Umstand, daß die kannibalischen Eingeborenen jener Insel ihn nicht das traurige Schicksal einiger seiner Genossen hatten theilen lassen, der Ursache zu, daß er seine silberbeschlagene Bibel mit ans Land gerettet und daß diese ihm ein Talisman gewesen sei. Die Wilden hatten den Bibelmann für einen Hokuspokusmacher und Zauberer gehalten, der für ihren Gaumen „tabu" war, d. h. zu hoch stand, und aus dem sie deßhalb keine Mittagsmahlzeit zu machen gewagt. Sonst hatten sie ihn freilich genug gepeinigt und gequält, ihn z. B. tättowirt und ihm mit Gewalt ein altes Weib zur Frau gegeben, für die er sich dann hatte abplacken müssen von Morgens früh bis Abends spät. Als Missionar hatte er bei diesen Schuften auch keine Erfolge erzielen können, die ihn regelmäßig gefangen und versteckt gehalten hatten, sobald ein europäisches oder amerikanisches Schiff in Sicht gekommen war, was übrigens bei diesen, unter allen Seeleuten verrufenen und von ihnen sehr wenig heimgesuchten Inseln sehr selten sich ereignet. Endlich hatte er doch sein Entkommen bewerkstelligt und sein Heimathland wieder aufgesucht, in dem es ihm nicht eher wohl geworden war, als bis er auf der öden, einsamen, stets von der Brandung umtosten Insel sich die Einsiedelei aufgebaut.

Soviel, als wir hier in kurzen Umrissen erzählt haben, wußte der Dünenaufseher von der Lebensgeschichte des Alten. Was er und seine Tochter Lena aber nicht wußten, war dies:

Die verstorbene Frau des Folkert Meiners war vor ihrer Verheirathung mit diesem mit einem Seemann Thomas Lund verheirathet gewesen, und sie hatte auf seine Rückkehr, als er zu seiner letzten großen Reise ausgezogen war, zehn Jahre lang sehnsüchtig, aber vergeblich gewartet. Schließlich mußte sie wohl annehmen, daß er verunglückt sei, da weder von ihm noch von seinem Schiff jemals wieder eine Kunde einlief. Der Verschollene wurde von den Gerichten, wie das so üblich ist, aufgefordert, sich bis zu einem bestimmten Termin einzufinden, und als er das nicht that, unter allen üblichen Formalitäten für todt erklärt und seiner Wittwe kein Hinderniß in Betreff ihrer Wiederverheirathung in den Weg gelegt. Folquert Meiners, damals in einer entfernten Seestadt Aufseher über eine Ponton Brücke, die später beseitigt wurde, hatte ihr dann vor dem Altare die Hand gereicht und ein Dutzend Jahre mit ihr in glücklicher Ehe gelebt.

Da geschah es, daß einmal eines Abends spät ein seltener Gast in die Schenkstube einer Taverne der Hafengasse trat, sich etwas Gutes zu essen und zu trinken geben ließ, und sich nach längst vergessenen Persönlichkeiten erkundigte, z. B. nach Thomas Lund. Als man ihm sagte, daß der Genannte seit fast zwanzig Jahren verschollen und wohl jedenfalls todt sei, und daß dessen Frau sich längst wieder verheirathet habe mit dem Pontonbrückenaufseher Meiners, fragte er nach der Wohnung des Letzteren. Nachdem man ihm darüber Bescheid ertheilt, ergriff er mit der blautättowirten Hand seinen Theerhut, stülpte ihn auf den Kopf und entfernte sich. Er schritt durch mehrere Gassen, in welchen er sich, obgleich man ihn in der Taverne für einen Fremdling angesehen, dennoch ganz vortrefflich zurechtfand, bis er an das ihm bezeichnete Haus kam. . . . Es war ein schöner Sommerabend; die Uhr eines nahen Kirchthurms schlug halb Zehn. Der Fremdling mit den blautättowirten Händen schaute durch das kleine Fenster eines ziemlich armseligen Häuschens in ein hell erleuchtetes Wohnzimmer, indeß ein kleines Mädchen von etwa neun Jahren am anderen Fenster damit beschäftigt war, die Gardinen zusammenzustecken, in Ermangelung von Rouleaux. Augenscheinlich war drinnen eben erst Licht angezündet worden; vielleicht hatten die Hausgenossen den schönen Abend in der freien Luft, plaudernd vor der Hausthüre auf der Steinbank sitzend, zugebracht. Der Hineinstarrende schaute nur eine halbe Minute lang in das helle Zimmer, aber was er mit seinen scharfen Augen in einem Moment erfaßte, war für ihn vollkommen genug. Da saß jene Margarethe, die er einst so sehr geliebt, die sein Weib gewesen war, um derentwillen er eine abenteuerliche, auf beträchtlichen Gewinn berechnete Fahrt unternommen, neben einem anderen Manne!

War sie nun glücklich?

Sie blickte von ihrer Handarbeit auf und liebevoll ihren Mann an, der die Lippen bewegte und jedenfalls einige Worte sprach, die der draußen Lauschende unmöglich verstehen konnte.

Ja, sie schien glücklich zu sein!

Der Mann draußen am Fenster fuhr sich mit der blautättowirten Hand über die nassen Augen und trat einige Schritte zurück. Fast im nemlichen Augenblick wurde ihm die weitere Einsicht versperrt. Das kleine Mädchen erschien in der hellen Fensteröffnung und zog die Gardine zu.

Er hatte freilich genug gesehen.

Der arme ungebildete Matrose hatte durch eifriges Bibellesen die tiefste Weisheit aus dem Buch aller Bücher geschöpft. Er fand in dem verzweifeltsten Dilemna, wie es manchen hochbegabten Geist um den Verstand hätte bringen können, einen Ausweg.

Er verließ die Stätte, ohne Einlaß zu begehren, und war am anderen Tage aus der Stadt verschwunden.—

Niemand wußte von ihm, Niemand fragte nach ihm! In der Taverne, wo er Erkundigungen eingezogen hatte, bekümmerte man sich nach seinem Fortgange nicht weiter um die seltsame Erscheinung. Man war es dort Tag aus Tag ein viel zu sehr gewohnt, Matrosen aus aller Herren Ländern, darunter bisweilen wunderliche Figuren, zu sehen, und nahm selbst von dem Absonderlichsten keine Notiz.

Ein halb Jahr später und einige Jahre vor ihrem Tode wurde Frau Margarethe Meiners durch eine Sendung aus Philadelphia sehr überrascht. Ein dortiger Advokat schickte ihr als angebliche Hinterlassenschaft ihres im stillen Ocean verunglückten ersten Mannes 500 Dollars, welche Summe für die in ärmlichen Verhältnissen lebende Familie ein wahrer Schatz war. Nach Philadelphia geschickte Briefe, mit der Bitte um weitere Aufklärungen, wurden von dem Rechtsgelehrten unbeantwortet gelassen.

Es war selbstverständlich Thomas Lund gewesen, der auf diese Art seiner ehemaligen Frau eine Wohlthat erwies. Er fand keine Ruhe. Rastlos segelte er von einem Hafenplatz zum andern. Nirgends gefiel es ihm—er sehnte sich nach der Heimath, die er aber nach seinem Gefühl ängstlich meiden mußte, um nicht die Ruhe eines ihm noch immer theuren Herzens zu gefährden. Es war gewiß hart, eine Sehnsucht niederkämpfen zu müssen, die er zwei Jahrzehnte lang gehegt und die ihn bisweilen fast bis zur Verzweiflung getrieben zur Zeit seines gezwungenen Aufenthalts auf dem Kannibaleneiland im stillen Ocean. . .

So waren wieder Jahre vergangen. Thomas Lund wurde ein Graukopf und sein Antlitz faltig. In seine silberbeschlagene Bibel hatte er die wichtigsten Daten seines Lebens eingetragen. Er schaute eines Tages hinein und sah, daß er sechzig Jahre alt geworden war.

Und wieder kehrte er zur Heimath. Niemand konnte ja in dem alten Graukopf den jungen kecken Seemann erkennen, der vor vielen, vielen Jahren sein junges, ihm eben angetrautes Weib verlassen hatte, um auf den trügerischen Wogen des Weltmeers dem Glücke nachzujagen! Er hatte in Westindien die Habseligkeiten eines am gelben Fiebers verstorbenen Schiffskameraden geerbt, der mit ihm ungefähr von gleichem Alter und Segelmacher gewesen war. Die Papiere des Verstorbenen steckte er in seine eigene Brieftasche, und so erschien er eines Tages in seiner Vaterstadt als Ole Bang. . .

Das Uebrige wissen wir.

Wohl weniger der Wunsch, als eine Art von Einsiedler am Meeresstrand zu leben, als vielmehr der Wunsch, hin und wieder Gelegenheit zu haben, die zu einer schönen Jungfrau aufgeblühte Lena zu sehen, hatten den Alten veranlaßt, nach so vielen Irrfahrten auf der Lootseninsel eine letzte Ruhestadt zu suchen. Das war auch natürlich! Lena war ihrer verstorbenen Mutter Ebenbild. Bei ihrem Anblick konnte der alte Mann in Jugenderinnerungen schwelgen und träumen von den Tagen verlorenen Glücks!

3. Die große Sturmfluth.

„Nun, Ole," sagte der Dünenaufseher zu dem alten Matrosen, indem er mit ihm ins Haus hineinging, „wir können uns auf eine sehr unruhige Nacht gefaßt machen. Das Wasser ist schon über die Fluthzeichen der letzten zwanzig Jahre aufgestiegen; wenn es um noch einen Fuß steigt, so reißt es Euer Häuschen fort."

„Ich befürchte, daß es so kommen wird," versetzte Ole. „Der Himmel zeigt heute kein gutes Gesicht; ringsum am Horizonte sieht es bös und gefährlich aus. Meine paar irdischen Güter habe ich mit Hülfe Eurer Jungen auf Eurem Boden geborgen; dies, was ich trage, ist das Letzte. Vielleicht wäre es aber das Beste, Meiners, wenn wir Alle mit einander an Bord der Brigg gingen, so lange es noch möglich ist. Im Seesturm ist es immer noch besser, auf schwimmenden Planken zu sein, als am Strande festzusitzen."

„Das alte Lootsenhaus hält den Wellenandrang schon aus."

„Das kann wohl sein. Aber seht Ihr, Meiners, ich denke an das Holzfloß draußen. Wenn der Sturm zur Nacht voll aufkommt, daß Floß aus einander reißt und die großen Balken wie Sturmböcke auf das Haus zuschleudert, dann wird es

so zertrümmert werden, daß morgen früh davon keine Spur zu sehen ist."

„Das Floß liegt ja fest und sicher zwischen den eingerammten Pfählen und ist überdies durch Taue wohl befestigt. Das Wasser muß wenigstens noch um sieben Fuß steigen, um es so hoch zu heben, daß das Floß aus einander brechen kann. Und das ist unmöglich! Keine Fluth hat es in früheren Zeiten so arg gemacht!"

„Bei Gott ist kein Ding unmöglich!" murmelte Ole. „Es mag aber kommen, wie es will, so halte ich aus bei Euch in der Noth. Zum Glück ist die ‚Hertha' so nahe, daß man von ihrem Bord aus selbst zur Nachtzeit ein Nothsignal wird sehen können."

Die Hausdiele und die Fußböden der unteren Zimmer wurden schon ganz von dem eindringenden Wasser überrieselt. Der Hausherr stieg mit dem alten Matrosen die schmale Treppe hinauf, wo sie auf dem Boden Lena und die beiden Knaben fanden, die sich emsig mit dem Unterbringen aller geborgenen Gegenstände beschäftigten. Alles was nicht niet- und nagelfest war, war hinaufgeschafft worden, auch die kleine, aus nur sieben Häuptern bestehende Ziegen- und Schafheerde.

Lena machte den beiden Ankömmlingen heißen Kaffee zurecht, welche Erquickung ihnen recht wohl that.

So saßen sie dort oben bei einander. Der Wind nahm an Heftigkeit zu und umheulte das Haus, an dessen Grundfesten die Meereswogen sich brachen. Die ganze Insel stand unter Wasser, wie Ole bemerkte, als er gegen drei Uhr aus dem Dachfenster einmal Rundschau hielt. Sein eigenes Häuschen konnte er nicht mehr erblicken, wahrscheinlich war es schon vom Wasser weggespült, das immerfort stieg. Ein heftiges Schneegestöber hatte sich erhoben, in Milliarden feinen Flocken die trübe Atmosphäre erfüllend. Gegen vier Uhr stieg der Dünenaufseher die Treppe hinab, die schon zur Hälfte im Wasser stand, um nach den im Thürpfosten eingeschnittenen Fluthzeichen zu sehen. Mit sehr besorgtem Gesicht kehrte er zurück. Das Wasser war schon über das höchste Zeichen—das der großen Fluth von 1694—gestiegen und stieg noch fortwährend Zoll um Zoll. Die Lage wurde immer kritischer.

(Schluß folgt.)

Die japanische Sprache.

Von Ad. Halmhuber.

Die Sprache jedes Volkes ist ein lebendiger Organismus, d. h., nicht ein sich immer gleich bleibendes, unbewegliches, lebloses Ding, sondern der lebensvolle Ausdruck der Gesinnung ihrer Träger, und eben deßhalb ist sie auch der Ausbildung fähig, je nach dem Grad der geistigen Entwicklung, zu welchem sich dieselben emporschwingen. Daher kommt es, daß gleichwie jedes Volk seine Geschichte hat, also auch eine jede Sprache die ihrige. Der Zusammenstoß und die Vermengung so vieler Völker zur Zeit der Völkerwanderung konnten nicht ohne Einfluß auf ihre Sprache bleiben; etliche Sprachen hörten auf zu sein und andere neue entstanden. Aehnliche Processe wiederholten sich in späterer Zeit vom Herzen Europas ausgehend, die endlich zur Ausbildung selbstständiger scharf begrenzter und äußerst durchgebildeter Sprachen führten, wie des Italienischen und Französischen, des Deutschen und Englischen. Weil ferner jede Sprache zwei Organe hat sich auszudrücken, die mündliche Sprache und die Schrift, so muß nothwendiger Weise auch ihre Geschichte eine zweifache sein und ihr Studium ein Doppelstudium. Meines Wissens tritt diese Thatsache in keiner Sprache mehr hervor, als in der japanischen; eine Aufgabe ist es für den Fremden, correct japanisch sprechen zu lernen, eine andere Aufgabe ist es aber, gut japanisch lesen und schreiben zu können. Es kommt daher nicht selten vor, daß man in Japan Ausländer findet, die zwar mit den Leuten sprechen können, denen aber ihre Schrift und Bücher ein Geheimniß sind; daß es aber für Diejenigen, die mit geistiger Macht das Herz eines Volkes erreichen wollen, nöthig ist, beides, sowohl dessen Sprache wie Schrift und Literatur zu verstehen, wird Jedermann einsehen. Im Folgenden möchte ich nun etwas über die geschichtliche Entwicklung der japanischen Sprache schreiben, wozu mir die Einleitung zu Dr. Hepburns japanisch-englischem Dictionnair als Leitfaden dient, und etwas über die Art der Erlernung derselben und über die verschiedenen Hindernisse, die sich dabei bieten mögen, wozu mir meine Erfahrung den Stoff bietet.

Was die geschichtliche Entwicklung der japanischen Sprache anbetrifft, so besteht über den Grund derselben die kaum bezweifelte Ansicht, daß ehe die Japaner die chinesische Literatur studirten, und ehe sie chinesische Buchstaben in ihre Schriftsprache einführten, sie selbst keine eigene Schriftsprache hatten. Die japanische Geschichte macht Atogi, Sohn des Königs von Korea, welcher im Jahr 286 n. Chr. als Gesandter nach Japan kam, zum ersten Lehrer des Chinesischen. Da Atogi nur ein Jahr verweilte, so wurde nach ihm Wani von Korea eingeladen, in Japan Chinesisch zu lehren; er kam im folgenden Jahr an. Seit dieser Zeit wurde chinesische Literatur das Studium der höheren Klassen, der Edlen des Volkes, der Kriegsleute, Priester und Aerzte, und erreichte auch die Kaufleute und Landleute mehr oder weniger. Als gebildet galt, wer gut Chinesisch lesen und schreiben konnte. Auf diesem Wege kamen auch chinesische Ackerbaucultur, Gewerbe, Kunst, Religion, Philosophie, Arzneikunde und Wissenschaft überhaupt nach Japan.

Seine grammatikalische Construction wurde durch die chinesische Sprache nicht im Geringsten verändert, aber an Worten in den verschiedensten Zweigen wurde das Japanische bereichert. Derselbe Einfluß, wohl in noch ausgedehnterem Maße, macht sich wirklich wieder durch Berührung mit den Ländern der alten Welt geltend. Der Einfluß des Chinesischen auf das Japanische kann wohl verglichen werden mit dem des Lateinischen und Griechischen auf die modernen Sprachen Europas.

Nur der höchste Styl der japanischen Sprache ist in rein chinesischen Buchstaben geschrieben; dieser Theil der Literatur ist aber klein. Der größte Theil derselben ist in einer Mischung von Japanisch und Chinesisch: Kana-majiri genannt, geschrieben und der Rest in rein japanischer Schrift, heißt: Hira-kana.

Gesprochen wurde das Chinesische nie von einiger Bedeutung in Japan, obwohl durch die höheren Volksklassen einzelne Worte sich einbürgerten. Merkwürdig ist die Wahrnehmung, daß die japanischen Frauen ihre Landessprache am reinsten sprechen.

Nachdem das von China gekommene Go-on-Schreibsystem etwa 320 Jahre lang allein im Gebrauch gewesen war, wurde durch fünf japanische Studenten, die in Singan gewesen waren, ein anderes System, das Kan-on, dem ersten zur Seite gestellt. Das Kan-on ist nun das vorherrschende, ohne jedoch das Go-on ganz verdrängen zu können, daneben besteht noch das seltener benützte To-on.

Der Einfluß chinesischer Schrift verursachte es auch, daß das japanische Alphabet, anstatt aus Buchstaben, meist aus Silben besteht. Darnach ist das älteste Buch das Kojiki, vom Jahr 711 geschrieben.

Die erste Anstrengung, die schwierigen chinesischen Buchstaben zu vereinfachen, wurde von Kibi-daischi ums Jahr 770 gemacht. Er erfand die Kata-kana oder Seitenbuchstaben, welche immer nur den wichtigsten Theil des chinesischen Buchstabens wiedergeben und dadurch sehr einfach gestaltet wurden. Weil aber diese Buchstaben keiner direkten Verbindung beim Schreiben fähig sind, so fanden sie keine durchgehende Anwendung, sondern wurden nur zum Schreiben fremder Namen und in Dictionnairen verwendet.

Die Hira-kana oder deutlichen (vollen) Buchstaben sollten den Mangel der Kata-kana ausfüllen, indem sie den chinesischen Buchstaben nach dem Zug der Hand in einfachen runden Formen wiedergeben und zugleich der unmittelbaren Zusammenhängung fähig sind. Die Hira-kana ist nun die gewöhnliche japanische Handschrift, obwohl das chinesische und die Kata-kana mit derselben vermischt fortbestehen.

So führte das Bestreben, das Schwierige einfach zu machen, hier zu noch schwierigerer Composition, welche nicht nur allen Lernenden genug Arbeit macht, sondern auch nicht selten die Gelehrten selbst verwirrt.

Diese geschichtlichen Bemerkungen werden schon genügend sein, den Eindruck zu machen, daß es um das Studium der japanischen Sprache durch einen Ausländer etwas Besonderes sein muß. Das bestätigen noch weitere Thatsachen. Es sind nur sehr wenige Japaner, die fremde Sprachen geläufig sprechen, und diese haben gemeiniglich bessere Stellungen, als daß sie Lehrer von vielleicht einem oder zwei Missionaren wären. Deßhalb ist der Ankömmling darauf angewiesen, sich mit einem Japaner, der nur Japanisch versteht, zu begnügen, daß er sein Lehrer sei. Das verursacht anfangs nicht gerade angenehme Scenen, bis man sich gegenseitig versteht; es dürfte sich aber in der Folge doch als vortheilhaft erweisen, weil man genöthigt ist, von dem erworbenen, wenn auch noch so kleinen Sprachschatz sofort den möglichst umfangreichen Gebrauch zu machen! O! wie froh ist man da beim Finden jedes neuen Wortes, bei der sich stets bereichernden Fähigkeit, den Gedanken in Worte fassen zu können.

Das Zusammenschlingen verschiedener Silben zu einer, ist ein weiterer Stein des Anstoßens beim Studiren. Man schreibt: nitsupon und spricht nippong—japanisch; man schreibt: arimaschiyau und spricht arimaschoo—ich werde haben.

Die Ueberladung mit nichtssagenden Höflichkeitsformen ist eine solche, daß es eine geraume Zeit in Anspruch nimmt, um dieselben von dem eigentlichen oft äußerst einfachen Kern eines langen Wortgefüges absondern zu können. Je besser man es aber versteht, solche Höflichkeitsausdrücke zu häufen, desto eher kann man Anspruch auf eine gute Sprache machen. Z. B. "ano o kata ga o yomi nasaru" sagt nicht mehr als "ano kata ga yomu"—er liest. (Schluß folgt.)

Heute vor zehn Jahren.

Von W. Molitor.

Ein lieblicher Frühlingssonntag war es. Ueberall feierte die Natur ihr Erwachen. Das frische Grün der Berge, die knospenden Büsche und Bäume, von den wiederkehrenden, kleinen Sängern belebt, das rauschende Bächlein, welches wie ein Silberband den Abhang sich hinabschlängelte, das Alles bot ein Bild frischen, fröhlichen Lebens. Und darüber lachte Gottes blauer Himmel, und die Sonne schien so goldig und warm zur neuverjüngten Erde nieder. Dort auf dem Hügel droben steht das Kirchlein des Dorfes Waldheim. Zahlreich strömen die Leute zum Gotteshause, dessen friedliches Geläute ins stille Thal hinabdringt. Aber haben auch all die festlich geschmückten Menschen, die den engen Pfad da hinaufpilgern, den wahren, himmlischen Frieden in sich! Ach, das vermag nur Der über den Wolken zu erschauen, der das tiefste Wehe eines kranken, jammernden Herzens kennt. Unter der hinschreitenden Schaar befindet sich auch ein hoher Greis, mit vollem weißen Haar und noch von rüstiger Gestalt. Ihm zur Seite geht seine Gattin, eine ehrwürdige Matrone. Von Zeit zu Zeit drückt sie ihr Taschentuch an die Augen und ein krampfhaftes Schluchzen erschüttert die Brust. Arme Frau, du hast wohl nicht den Frieden, der heute über der ganzen, herrlichen Gottesnatur schwebt.

Das Geläute ist verstummt. Die Töne der Orgel brausen durch die Kirche und von vielen hundert andächtigen Lippen dringt ein Lobgesang hinauf zu dem gütigen Vater. Ach, ein Herz konnte nicht mit einstimmen in das herrliche Lied, es meinte vor Wehe und Traurigkeit zu zerspringen, und manche Thräne stahl sich aus dem matten Auge der armen Matrone, die den dunklen Eckplatz neben dem Pfeiler eingenommen hatte.

Der Gesang war verhallt und stille wurde es in dem Kirchlein. Auf der alten, geschnitzten Kanzel erschien jetzt der Prediger; in schlichten, einfachen aber ergreifenden Worten schilderte er der Gemeinde das Gleichniß vom verlorenen Sohne, der endlich doch wieder den Weg ins Vaterhaus gefunden und mit Barmherzigkeit und Liebe dort aufgenommen wurde. Zeitweilig drang ein verhaltenes Schluchzen aus jener dunklen Ecke hervor, und gar Mancher empfand inniges Mitleid mit der schwergeprüften Frau dahinten. — —

Es ist Nachmittag. Ein stiller Friede ruht über der sonnigen Natur. Die blauen, duftigen Berge in der Ferne, die grünen Wälder, Hügel und blumigen Wiesen, sie alle predigen: heute ist der Tag des Herrn; der in seiner unermeßlichen Güte die schöne Welt erschaffen und erhält.—Dort am Abhang des Hügels liegt das Haus des alten Schulmeisters, jenes hohen Greises, den wir am Vormittag mit seiner Gattin den Hügel hinauf zum Dorfkirchlein schreiten sahen. Das alte Ehepaar sitzt in der Sommerlaube und schaut in das Thal hinab, aber der liebliche Anblick desselben scheint sie jetzt kalt und

ungerührt zu lassen; die alte Frau weint still vor sich hin und eine düstere Schwermuth lastet auf den edlen Zügen des Greises. Endlich unterbricht der alte Mann die Stille:

„Marie, fasse dich und sei stark, wir müssen geduldig das Kreuz ertragen, das uns Gott auferlegt; es geziemt uns als Christen nicht, dawider zu murren und zu klagen: du weißt, er führet Alles herrlich hinaus und vielleicht"—

„O, ich klage nicht gegen Gott," unterbrach die Matrone, „aber du weißt, heute sind es gerade zehn Jahre, daß Eduard fort ist, und noch niemals haben wir seitdem ein Lebenszeichen von ihm vernommen; ach, und es ist der einzige Sohn, unser verlorener Sohn, und dieselbe Predigt wie heute ist mir vor zehn Jahren auch ins Herz gegangen, als Eduard sich von B... heimlich entfernt hatte und du ihm den väterlichen Fluch nachschleudertest, weil er durch jene unüberlegte, leichtsinnige That deinem Namen Unehre gemacht hatte; o, nicht wahr, lieber Mann, du zürnest ihm doch nicht mehr; ach, wenn ich bedenke, daß er jetzt vielleicht einsam und trostlos umherirrt, von seinem Vater aus dem Hause gestoßen, ohne inneren Frieden, keine Liebe, kein Erbarmen, das ihm die Arme entgegenstreckt, wie frißt das in mein Herz!" jammerte die arme Mutter.

„Marie," sagte mild der Schulmeister, „ich habe Eduard längst verziehen; auch ich habe in jener unglücklichen Stunde zu schnell und hart gehandelt, aber die Nachricht, daß mein einziger Sohn, der bisher als der fleißigste und strebsamste Student in B... bekannt war, Spielschulden auf meinen Namen gemacht, und ich meine sauren Ersparnisse hingeben mußte, um die Gläubiger zu befriedigen, hatte mich so erbittert, daß ich jenen Fluch ausstieß, aber schon oft habe ich Gott im Stillen um Verzeihung gebeten, und daß er unser einzig Kind doch wieder auf den rechten Weg bringen wolle. Du weißt Marie, B... ist weit von unserm Dorfe entfernt, und so hatten wir leider zu unserm Herzeleid zu spät erfahren, in welch schreckliche, verderbte Gesellschaft Eduard gerathen war."

„Und doch war er als Knabe so gut und brav, unsres Pfarrers Liebling, und wir mochten ihn Alle so gern; wenn er nur den Heiland wieder finden möchte, von dessen Liebe und Güte ich ihm so oft erzählen mußte, und er als Kind so andächtig meinen Worten lauschte und ...."

„Liebe Marie," unterbrach hier ihr Gatte, „wir wollen Alles Gott anheimstellen, sei wieder getrost und laß uns einen Abschnitt aus dem heiligen Buche lesen, das hat uns so oft gestärkt in trüben Stunden und wieder frisches Gottesvertrauen gegeben, darum laß das Weinen, vielleicht werden wir hier noch auf der Erde mit Freuden ernten, was...."

Der alte Schulmeister hielt inne. Die kleine Gartenthüre hatte sich geöffnet und Schritte knirrschten im Sande, die sich der Laube näherten. Bald stand ein junger, kräftig gebauter Mann vor dem greisen Ehepaar. Ein schwarzer Vollbart umgab das gebräunte Gesicht, aus dem ein paar dunkle Augen blitzten, und unter dem breiten Strohhut quollen dichte, braune Locken hervor. Es lag etwas Eigenthümliches in dem ganzen Wesen des Fremden, aber die Offenherzigkeit und Freundlichkeit, welche sich in seinem Antlitz spiegelten, verscheuchten wieder das seltsame Gefühl, welches im ersten Augenblick die beiden Alten beschlichen hatte.

„Verzeihen Sie meine Zudringlichkeit'" sagte der Fremde in bescheidenem Tone, „aber der weite Marsch und das warme Wetter haben mich durstig gemacht, und so wollte ich Sie um einen frischen Trunk bitten."

„Sehr gern," erwiderte der Schulmeister, während seine Gattin eiligst ins Haus trippelte und das Verlangte brachte. Der Fremde mußte in der Laube Platz nehmen, und da die Menschen auf dem Lande zutraulicher und nicht so zurückhaltend sind, wie die vornehmen Stadtleute, so entspann sich bald eine lebhafte Unterhaltung, denn der junge Mann wußte gar viel zu erzählen von den fernen Ländern und Meeren, die er durchstreift hatte, und auch daß er in Amerika gewesen, wo er sich ein bescheidenes Vermögen erworben, um damit eine alte Schuld zu tilgen; und noch gar Mancherlei floß in anziehender Weise aus seinem Munde. Schon von Anfang an hatte die Matrone den Fremden scharf fixirt; zuweilen war ein heller, kurzer Sonnenblick über ihre gramdurchfurchten Züge gefahren, aber es schien wohl vergeblich das Hoffen des armen Mutterherzens, denn immer wieder nahm das Antlitz den gewohnten Ausdruck des Kummers an.—Nach einer längeren Pause fragte plötzlich der junge Mann:

„Sie haben wohl keine Kinder?"

Die beiden Alten schwiegen einige Augenblicke still, aber Thränen entströmten den Augen der Matrone.

„O, vielleicht habe ich mit meiner Neugier eine schmerzliche, kaum vernarbte Wunde berührt, und bitte Sie deßhalb herzlich um Verzeihung," sagte mit seltsamer Bewegung der Fremde.

„Allerdings," entgegnete jetzt gefaßt der Schulmeister, „haben Sie traurige Erinnerungen in uns wach gerufen. Ach ja, wir hatten einen Sohn, aber schon seit zehn Jahren weilt er fern vom Vaterhause, und wir haben seit der langen Zeit keine Nachricht von ihm erhalten und wissen nicht, ob wir seinen Tod betrauern sollen oder ob er noch lebt. O, wenn uns Gott doch das Glück schenken wollte, daß wir unsern armen Eduard hier auf Erden noch einmal in unsere Arme schließen dürften. Doch sein Wille geschehe!"

„Sie würden also Ihren Sohn wieder mit Freuden, Liebe und Barmherzigkeit aufnehmen, wollen Sie das wirklich, o bitte, sagen Sie es mir noch einmal," stieß der Fremde in hastigem, erregtem Tone aus.

„Von ganzem Herzen," erwiderte der Greis, etwas erstaunt über die Lebhaftigkeit des jungen Mannes, „aber haben Sie vielleicht etwas von meinem Sohne gehört, dann bitte ich Sie dringend, uns es mitzutheilen, wir sehnen uns so schmerzlich darnach.

Wieder hatte es wie ein heller Sonnenstrahl auf dem Antlitz der Matrone geleuchtet. Wer vermag das Geheimniß eines ahnenden, liebenden Mutterherzens zu ergründen, das selbst da noch hoffnungsvolle Blüthen treibt, wo Andere ihr Sehnen und ihre Wünsche wie verwelktes Laub im Herbst zu Boden fallen sehen.—Ja, auch die Greisin hatte deutlich mit ihren matten Augen das sonderbare Benehmen des Fremdlings wahrgenommen, als er jene Frage an ihren Gatten gerichtet. Immer wieder und wieder mußte sie in das sonnenverbrannte Antlitz schauen, aber es war wohl nur eine Täuschung ihrer Sinne, wer weiß, wo ihr einziges Kind war.

„Also zehn Jahre sind es her," begann jetzt der junge Mann, wie aus einem Traume erwachend und fast mehr vor sich hinsprechend.

„Ja, heute sind es gerade zehn Jahre, seit unser Sohn fort ist," sagte wehmüthig die alte Frau.

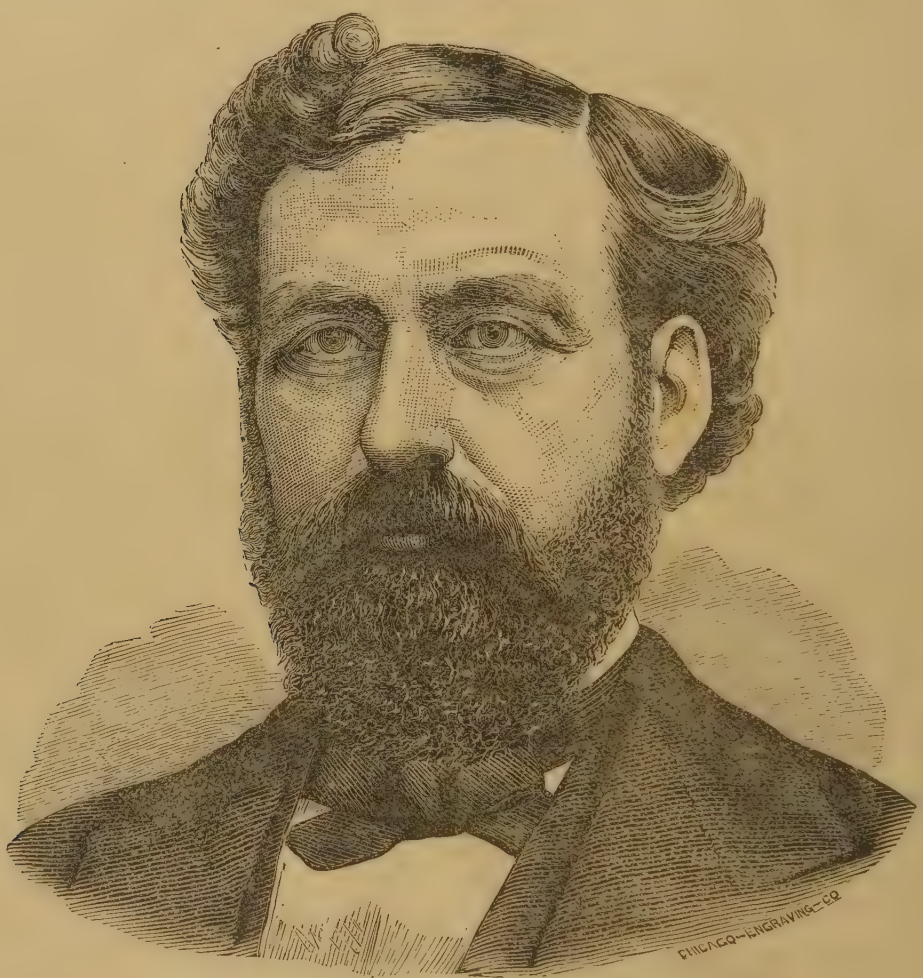
„Würden Sie Ihren Sohn wieder erkennen, gute Frau, wenn er plötzlich vor Sie hinträte?" entgegnete der Fremde.

„O, gewiß; wenn er sich auch noch so verändert hätte und meine Augen schwach geworden sind; am linken Arme hat er ein Mal, daran würde ich ihn unter Tausenden erkennen, wenn er noch lebte."

„Vielleicht so, wie dieses hier," sagte mit tiefem Beben der Fremde und entblößte seinen linken Arm.

„O er ist es doch, ich habe mich nicht getäuscht, es ist mein Sohn, mein armer lieber Eduard," schrie aufspringend die Matrone, und vor Freude weinend und jubelnd drückte eine glückliche Mutter ihr heimgekehrtes, verlorenes Kind an die treue Brust, in der das Herz gar oft so bang und traurig geschlagen. Auch der Schulmeister hieß seinen Sohn herzlich willkommen, und ein hohes Glück strahlte aus seinen Zügen wieder, als er wahrgenommen, daß Eduard auch ein neues Herz aus der Fremde mitgebracht. — —

Es ist Abend. Lieblich tönt das Geläute vom Dorfkirchlein herab und ruft die Menschen zum Hause des Herrn. Wieder pilgern festlich geschmückte Schaaren den Berg hinauf. Die scheidende Sonne vergoldet mit ihren letzten Strahlen die Landschaft, bald geht sie unter, aber in den drei Menschen, die dort unter den Kirchgängern mitwandeln, ist heute, nach zehn Jahren, eine herrliche Sonne aufgegangen; Friede, Freude und Ruhe herrscht in ihren Herzen, und als wieder die gewaltigen Töne der Orgel durch das Gotteshaus brausten, da stieg auch aus drei dankerfüllten Seelen ein Loblied zum Herrn der Heerschaaren empor, der Alles zum Besten lenket. Wer die Schwergeprüften und nun so Glücklichen waren, das rathe du, lieber Leser.



Der Sänger von "Hold the Fort."

Es macht uns Vergnügen unseren Lesern hiemit ein lebensgetreues Bild von dem verewigten P. P. Bliß vorlegen zu können. Ueber sein Leben etwas schreiben zu wollen, wäre heute eine überflüssige Sache. Seine Lebensgeschichte ließe sich auch füglich in den einen Satz fassen: Er war ein frommer Sänger zur Ehre seines Meisters, den er liebte. Kaum haben sich wohl je beim Ableben eines Mannes mehr Federn in Bewegung gesetzt, um poetische und prosaische Nachrufe zu schreiben, als bei dem Tode des Sängers von "Hold the Fort." Es ist jetzt schon über ein Vierteljahr verflossen, seitdem er in stürmischer Winternacht nebst Hunderten seiner Unglücksgenossen mit dem Eisenbahnzuge in die Schlucht bei Ashtabula stürzte (s. Februarheft d. Mag.); das Andenken seiner unglücklichen Mitpassagiere ist nur noch im engeren Freundschaftskreise lebendig, aber um Bliß trauert noch die ganze amerikanische Christenheit, weil er eben mit seinen entzückenden Liedern der ganzen Christenheit angehörte. Bischof J. J. Escher von Chicago schrieb uns bald nach

jener schrecklichen Katastrophe: „Ein tiefer Trauerschatten ruht auf unserer Stadt. Fast Alles trägt Leid um Bliß. Gestern Abend war Versammlung zum Absingen seiner Lieder im Tabernakel. Mehr als zwanzig Tausend Menschen strömten zusammen, von denen mehr als die Hälfte nur auf der Straße Raum fanden."

Dies Alles zeigt wie tief sich dieser Mann in das Herz des amerikanischen Volkes hineingesungen hatte. Wessen Geist hätte sich an seinen Liedern "Hallelujah 'tis done," „Halt't die Festung," „Fast überredet," „Was wird die Ernte sein?" 2c. nicht schon erquickt? Um aber den Sänger ganz würdigen zu können, mußte man ihn seine Lieder selbst singen hören. Wie imponirend auch seine stattliche Mannesgestalt war, so war doch sein Auftreten höchst anspruchslos. Man sah es ihm an, daß er die Thatsache, welche er in einem seiner schönen Gesänge ausspricht, daß er nemlich nur ein „Waffenträger" des Herrn sei, tief fühlte und nichts mehr sein wollte. Aber wenn er sang, so sang der ganze Mann. Er fühlte dann nur die Gegenwart des Herrn in seinem Herzen und sah vor sich die sterblichen, bluterkauften Menschen, denen er mit seinem Liede den Herrn anzupreisen sich bemühte. Sein Auge leuchtete dann wie verklärt und von seinen Lippen quollen die Töne voll und klar, wie von den Saiten der Aeolsharfe.

Früh, sehr früh, in der schönsten Blüthe seiner Jahre und am Mittage seiner segensreichen Laufbahn wurde er sammt seiner theuren Gattin von hinnen gerufen. Und wie schrecklich war der Vorfall, dessen sich der Todesbote diesmal bediente, um seine Mission auszurichten! Wenn nicht der Herr schon zum Voraus die Antwort in seinem Worte auf dergleichen wunderbare Führungen gegeben hätte, so möchte hier wohl der menschliche Vorwitz sein „Warum?" anbringen. Als ob der fromme Sänger seinen frühen und eigenthümlichen Abschied aus diesem irdischen Wirkungskreis geahnt hätte, sang er nicht lange vor seinem Ende in einem Liede:

„Ich weiß nicht die Zeit, wann mein Herr mir winkt,
Und mich in die ewige Heimath bringt;
Doch ich weiß, er ist nah, der das Dunkel durchdringt
Und wie tröstlich ist dies für mich" 2c.

(Siehe auch Hosianna Lied 119.)

Heute klingt sein Lied im höheren Chor, und im Reiche des Lichts stehen die Scharen der Engel und lauschen seinen süßen Tönen, wenn er die Erlösung durch das Blut des Lammes besingt, wie ihm auf Erden seine Mitpilger begeistert lauschten. Wir schauen sein Ende an und folgen seinem Glauben nach.

W. H.

Aberglaube in Russland.

Von Joh. Harder.

In den „Erinnerungen aus Rußland" (Octoberheft des Magazins für 1876), sehe ich die Bemerkung, daß die Russen sehr abergläubisch seien. Da ich nun in Rußland geboren und zum Theil erzogen bin, so kann ich das nicht nur bestätigen, sondern durch das Folgende noch deutlicher machen.

Die gemeinen Russen sind ein ungebildetes Volk. Wer von ihnen lesen und schreiben kann, gilt für einen Gelehrten. Mit Wissen des Popen (Priesters) darf die hl. Schrift, oder das N. Testament, nicht gelesen werden. Ihren abergläubischen Lehren sind sie sehr streng ergeben. In allen Häusern findet man Götzen und Heiligenbilder, und wer es wagt ein solches Bild zu zerstören, wird nach Sybirien verbannt. Das russische Volk hat beinahe so viel Feiertage als Arbeitstage.

Am Abend vor dem hl. Dreikönigsfest (d. 6. Jan.), nimmt der Hausvater ein Stück Kreide und zeichnet Kreuze an Thüren, Fenster und sonst überall, weil man glaubt, daß der Teufel in dieser Nacht umher geht. Tags darauf findet dann ein ununterbrochenes Schießen statt, weil wie man sagt, der Teufel geschossen wird. Bald ist er im Wasser; dann stürmt Alles dem Wasser zu und mit aller Macht wird ins Wasser geschossen; bald ist er in der Luft und Alles schießt in die Luft hinauf. Dort fängt nun Jemand plötzlich an zu laufen, denn er hat den Teufel neben sich gesehen und schnell schießt man auf den Platz los, denn Jeder ist bemüht, den Teufel wo möglich, am ersten zu treffen. Bis zum nächsten Dreikönigsfeste lebt der Teufel dann wieder auf, um aufs Neue erschossen zu werden.

Die Popen sind meistens Trunkenbolde und Schlemmer, welche das Volk in der schrecklichsten Unwissenheit erhalten. Hin und wieder findet man Leute, welche ohne Wissen des Popen die Bibel lesen, und dadurch zu besserer Einsicht gelangen.

Die Stadt Kiew wird sehr heilig gehalten und dahin wallfahrtet der Russe, wie der Muhamedaner nach Mekka. Wir hatten einen Knecht, der sich beständig als ein gehorsamer und treuer Arbeiter bewiesen, bis er einmal eine Reise nach der von Gott geheiligten (?) Stadt Kiew gemacht hatte, da war er durchaus nicht mehr zu gebrauchen. Seine eingebildete Heiligkeit machte ihn ganz widerspenstig und unbrauchbar. Alle Russen, die ich noch gesehen habe, sogar Kinder, tragen ein kleines Messing- oder Blechkreuz am Hals. An gewissen Festtagen darf gar nicht ausgespeit werden. Die Hochzeiten werden bei den Russen mit vielen sonderbaren Ceremonien vollzogen. Nach der Trauung, welche in der Kirche stattfindet, geht es auf einer langen Reihe von Schlitten in rasender Eile dem Festhause zu. Ehe aber der Zug den Hof erreicht, ist vor dem Eingange desselben ein Feuer angezündet worden. Gehen die Pferde nun durch das Feuer durch, so bedeutet das eine gute Zukunft, prallen sie aber vor demselben zurück, so bedeutet dies das Gegentheil. Die erste Nacht nach der Trauung, muß der „Brautgemachbeschützer" während der ganzen Nacht das Haus, wo das neuvermählte Paar übernachtet, umreiten, um den bösen Geistern den Zugang zu demselben zu verwehren.

Die Mahlzeiten der Russen sind sehr verschieden von denen der Amerikaner. Kaffee wird bei den gemeinen Russen wenig gebraucht, vielmehr aber Thee, vor Allem aber die sogenannte „Borscht;" zwei Theile Quas und ein Theil Essig gemischt, worein statt der Nudeln, Zwiebeln geschnitten werden mit einer Handvoll Salz dazu. Das beliebteste Getränk des Russen ist der Wodki (Branntwein). Trunkenbolde sind keine Seltenheiten in Rußland; oft kommt der Hausvater betrunken heim und findet seine Gattin in einem wo möglich, noch tolleren Zustande als er selbst ist. Dann raufen sie sich die Haare, regaliren sich gegenseitig mit Fluch- und Schimpfwörtern und benennen ihre Kinder mit allerlei schlechten Namen, woran dieselben jedoch so gewöhnt sind, daß sie die Bedeutung derselben nicht einmal verstehen oder beachten.

Einst und Jetzt;

oder:

Amerika wie es war und ist.

Von J. M. Biermann.

In den dunkeln Jahrhunderten des Mittelalters waren die Normänner, welche das heutige Schweden, Norwegen und Dänemark bewohnten, die verwegensten Abenteurer Europas auf dem Wasser. Sie eroberten zu verschiedenen Zeiten Theile von England, Frankreich und anderen Ländern Mittel- und Nord-Europas, und rüsteten zahlreiche Expeditionen nach entfernten Gegenden aus. So entdeckten sie schon im Jahre 896 Grönland, und im Jahre 1000 sogar Amerika, welches sie der vielen wild wachsenden Trauben wegen Weinland nannten. Nach ihren Beschreibungen von diesem Lande zu schließen, waren es die Staaten Massachusetts und Rhode Island, die sie damals entdeckten. Sie gründeten hier eine Niederlassung und eröffneten mit den eingeborenen Wilden einen sehr vortheilhaften Tauschhandel. Bald aber erlitt der freundliche Verkehr mit den Indianern eine Störung und es erfolgten Kämpfe, worin die weißen Ansiedler getödtet wurden. Diese Vorfälle entmuthigten die Normänner und brachten sie zu dem Entschlusse, alle Gedanken an die Gründung einer bleibenden Niederlassung in dem neuentdeckten Lande aufzugeben. Dies war im Jahr 1011, also elf Jahre nach der Entdeckung. Die Normänner wurden später in Kriege mit England und Frankreich verwickelt, und jede Erinnerung an die neue Entdeckung wurde verwischt, und als Christoph Columbus im Jahre 1492 Amerika entdeckte, hatte er nicht die geringste Idee, einen neuen Welttheil gefunden zu haben. Er war ausgefahren, um einen neuen und kürzeren Weg nach Indien aufzusuchen. Als er daher das neue Land entdeckte, nannte er dessen Einwohner Indiens (Indianer), und als er später seinen Irrthum entdeckte und ausfand, daß er einen ganz neuen Welttheil aufgefunden habe, wurde der Name „Indianer" beibehalten, und so heißt man die Ureinwohner Amerikas heute noch Indianer, obgleich ihr richtiger Name „Amerikaner" wäre. Von Rechtswegen hat aber auch unser Amerika nicht den ihm gebührenden Namen erhalten. Columbus entdeckte das Land und sollte es nach seinem Namen Columbia, und die Ureinwohner des Landes Columbianer heißen. Das kam aber so: Als Columbus von seiner ersten Entdeckungsreise heimgekehrt war und das schöne, reiche Land als ein wahres Kleinod schilderte, rüstete man eine größere Expedition aus, um noch mehr Land zu entdecken. Während die Anstalten zu der zweiten Entdeckungsreise im Hafen von Sevilla gemacht wurden, machte Columbus die Bekanntschaft eines jungen, gebildeten Kaufmannes, der sich entschloß, die Reise nach Amerika mitzumachen. Dieser junge Mann hieß Amerigo. Der junge Amerigo leitete später verschiedene Entdeckungsreisen, und ein deutscher Buchhändler, Namens Martin Waldseemüler, aus Freiburg im Preisgau, gab vier Briefe über die Reisen und Entdeckungen des Amerigo heraus und machte in der Vorrede zu denselben den Vorschlag, das neuentdeckte Land nach Amerigo — Amerika zu nennen. Amerigo soll von diesem Namenbetruge nichts gewußt haben und ganz unschuldig an der Sache sein.

Indianer auf Reisen.

Die Indianer, welche man in dem neuen Lande vorfand, lebten theils in wildem Zustande, theils waren sie etwas civilisirt. In Mexico hatten sie feste Wohnsitze, lebten in großen, wohlgebauten Städten unter einem königlichen Oberhaupt und hatten ein wohlgeordnetes Staatswesen; in anderen Gegenden des Landes führten sie ein wildes, ungeregeltes Leben. Den Begriff von Grundbesitz kannten sie nicht: sie lebten in Stämmen zusammen, schlugen ihre Hütten auf, bestehend aus Pfählen, mit Thierfellen behangen, welche sie gegen Regen und Wind schützten und fiel es ihnen ein, so zogen sie mit Sack und Pack weiter, wobei die indianischen Pferde und die Weiber das "moven" zu besorgen hatten. Die Männer betrachteten sich als die Herren der Schöpfung, wie einstmals unsere deutschen Vorfahren (Manche thun dies heute noch) und überließen die langweilige Arbeit den Frauen. Jagen und Spielen, Kampf mit benachbarten Stämmen, oder mit den reißenden Thieren des Waldes, das war und ist heute noch die Lust der rothhäutigen Söhne der Wildniß.

Ob die Indianer wirklich Ureinwohner von Amerika sind, oder nicht, darüber sind die Gelehrten und Ungelehrten nicht einig. Manche sind der Meinung, daß sie über die nur 20 Meilen breite Behringstraße eingewandert sind, welche Amerika von Asien trennt und daß sie von der mongolischen Rasse abstammen. Sei dem nun so, oder anders, auf sie laßt uns zuerst einige Blicke werfen.

Der Kopf der Indianer ist ziemlich viereckig, nicht gerade

wie ein Quaderstein, aber auch nicht rund, wie eine Kanonenkugel. Viele Indianer haben nemlich die schöne (?) Sitte, den Kopf ihrer Kinder, so lange die Schädelknochen noch weich sind, in eine viereckige Form zu spannen, und so entsteht der viereckige Kopf. Nun, ich denke, diese Indianer sind nicht viel thörichter, als manche unserer civilisirt sein wollenden Stadtbewohner, welche ihren Körper durch einen Schnürleib so zusammen pressen, daß sie um den Leib nicht viel mehr messen, als ein Besenstiel und aussehen, wie eine Ameise, deren Körpertheile wie durch einen dünnen Faden zusammen hängen. Von den engen Schuhen, falschen Zähnen und Haaren u. s. w. will ich ganz schweigen.

Der Indianer hat großen Gefallen an bunten Kleidern und farbigen Spielsachen und bezahlt dem Weißen oft enorme Preise für ein buntes werthloses Stückchen Glas, oder ein Tuch mit recht grellen Farben. Er ist eben ein Naturkind und kennt den Werth der Handelsartikel nur selten. Der Weiße hat ihn schon viel betrogen, und die Civilisation drängt ihn immer weiter in die Wildnisse zurück. Sein größter Feind ist Meister Schnapps. Dem Genuß desselben opfert er oft sein Alles; aber er stürzt ihn ins Elend. Weib und Kind, Hab und

Indianer und Squaw.

Gut, Unabhängigkeit und Ehre opfert er diesem Dämon. Im Genusse desselben schont er weder des Freundes noch des Feindes und sein Betragen ist dann ein recht teuflisches; das ist zwar bei dem weißen Manne und leider auch bei der weißen Frau der Fall; aber der Indianer kennt eben die Wirkungen dieses Giftes nicht, und weil der Genuß desselben ihn Anfangs in eine heitere, glückliche Stimmung versetzt, dürstet er darnach, und je mehr er trinkt, desto mehr verlangt er. Darum hat es auch die Obrigkeit strenge verboten, den Indianern berauschende Getränke zu verabreichen; aber gewissenlose Händler verstehen es noch immer die Gesetze zu umgehen und den Indianer mit diesem modernen Gifte der Civilisation zu versorgen. Bemerkte doch vor nicht langer Zeit ein Häuptling gegen eine Deputation Weißer, welche von ihm verlangten, die zu seinem Stamme gehörigen Männer im Zaume und in Ordnung zu halten, daß ihm dies unmöglich sei, so lange die Weißen sie aus Habgier betrunken machten. Er sagte: „Gebt meinen rothen Brüdern keinen Schnapps mehr und ich verbürge mich dafür, daß sie sich ordentlich betragen und Niemand Ursache finden wird, sich über sie zu beklagen." (Diesen Rath des rothhäutigen Häuptlings könnten sich auch die sogenannten civilisirten Weißen zu Nutzen machen; jedenfalls würden dann die Verbrecher-Listen und die Armen-Taxen kleiner werden.)

Vor dreihundert Jahren schon und bis zu dieser Zeit fanden viele Kriege und kleinere Gefechte zwischen den eingewanderten Weißen und den Indianern statt, und beide Theile kämpften mit gleicher Erbitterung um den Besitz des Landes. Die Gegenden, die jetzt mit blühenden Städten bedeckt sind, welche heute der fleißige Landmann mit dem Pfluge und dem Spaten bearbeitet, waren früher die Heimath der Indianer. Die Zahl der Rothhäute ist durch die systematische Ausrottung derselben von Seiten der Europäer durch Kriege, die sie gegenseitig geführt, durch den bereits erwähnten unter sie von den Weißen eingeschmuggelten Schnapps, sowie durch ansteckende Krankheiten so zusammengeschmolzen, daß man von ihrer früheren Macht und Stärke keine Ahnung mehr hat.

Wir wollen nun den Lesern einige der Vorfälle, welche sich zwischen Weißen und Indianern so häufig ereigneten, hier wahrheitsgetreu mittheilen:

Im Jahre 1780 wohnte drei Meilen von Boston der Farmer Minot. Eines Tages kamen einige Narraganſett-Indianer, die auf der Jagd begriffen waren, in sein Haus und verlang-

Bewaffneter Indianer.

ten auf rohe Weise Speise. Als sie abgewiesen wurden, gingen sie zornig von dannen und drohten mit Rache. Zu diesem Zwecke ließ der Anführer der Bande einen Indianer in der Nähe des Hauses zurück, um das Haus zu beobachten und die angedrohte Rache bei Gelegenheit auszuführen. Den nächsten Morgen gingen Herr und Frau Minot nach Boston, um Einkäufe zu machen, ermahnten aber das Dienstmädchen, auf der Hut zu sein und mit den beiden Kindern das Haus nicht zu verlassen, auch für Niemand die Thüre zu öffnen. Von einem Ueberfall oder einem Schurkenstreiche gegen seine Familie hatte Herr Minot nicht die geringste Idee. Der zurückgebliebene Indianer sah von seinem Verstecke aus die Abreise von Mann und Frau und näherte sich bald dem Hause. Das Mädchen sah und beobachtete ihn. Es währte nicht lange, so rannte er mit aller Gewalt gegen die Thüre; aber sie war so fest verschlossen und verriegelt, daß sie seiner Gewalt widerstand. Nun versuchte er durch das Fenster zu steigen. Das junge Mädchen hatte bei dieser Zeit die beiden Kinder ihrer Herrschaft unter zwei kupferne Kessel versteckt, mit dem Befehl, sich nicht zu rühren und keinen Laut von sich zu geben. Dann ergriff sie eine geladene Muskete und stellte sich bereit, die ihr

Anempfohlenen gegen den Indianer zu vertheidigen. Als der Eindringling dieses bemerkte, schoß er nach dem Mädchen, traf aber nicht; jetzt feuerte das Mädchen und verwundete den Indianer in der Schulter. Der Wilde ließ sich dadurch von seinem Vorhaben nicht abschrecken und war schon halb durch das Fenster gekrochen, als das Mädchen mit großer Geistesgegenwart, eine Pfanne mit glühenden Kohlen füllte und sie dem Eindringling ins Gesicht warf. Die Kohlen blieben in seinem Teppich hängen, setzten denselben in Brand und der Indianer suchte rasch das Weite. Am nächsten Tage fand man seinen mit großen Brandwunden bedeckten Leichnam nicht fern von dem Hause im Walde.

Manche Leute behaupten, die Indianer seien ohne alle natürliche Zuneigung zu ihren Kindern. Dem ist aber nicht so. Wer Gelegenheit gehabt hat, die Indianer in ihrem wahren Charakter kennen zu lernen, wird zugeben, daß sie neben manchen guten Eigenschaften auch große Liebe für ihre Kinder an den Tag legen. So lange die Kinder nicht laufen können, werden sie Papoose genannt, in eine Art Wiege eingeschnürt und von der Mutter während der Arbeit auf dem Rücken getragen, oder an die Wand gestellt. Die Mutter führt die Aufsicht über die Kinder ganz und gar und lehrt die Mädchen Hausgeräthe und Kleidungsstücke zu verfertigen. Körperliche Züchtigungen kommen nur selten vor, und hat sich ein Kind etwas zu Schulden kommen lassen, so färbt ihm die Mutter das Gesicht schwarz und schickt es aus dem Hause, um von Jedermann, dem es begegnet, verspottet zu werden.

Viele Indianer besitzen gute Eigenschaften und sind, wenn sie von den Weißen gut behandelt werden, zu irgend einem Gegendienste bereit. Vor vierzig Jahren wanderte ein Schottländer mit seiner Familie aus nach Amerika und siedelte sich im fernen Westen in einer dünn bewohnten Gegend an. Er baute sich eine Blockhütte, und seine scharfe Axt hatte bald die mächtigen Bäume um das Haus herum gefällt. Ein Garten umschloß die einsame Hütte, und er begann mit jedem Jahre mehr Land zu cultiviren. Das einzige Unangenehme war, daß er in zu großer Entfernung von Nachbarn, von Kirche, von Markt und von der Mühle wohnte. In der Nähe wohnten Indianer, welche ihn öfters besuchten und ihn seiner Gastfreundschaft und Zuvorkommenheit wegen recht gerne hatten. Einer der Indianer redete ihm oft zu, mit ihm zu gehen, er wolle ihm ein Stück Land zeigen, das sehr fruchtbar sei und ohne viele Mühe bebaut werden könne. Der Schottländer jedoch traute dem Wetter nicht, und konnte sich nie entschließen, mit dem Indianer allein in den Urwald zu wandern, da er eine List oder einen Hinterhalt befürchtete. Eines Tages kam der Indianer abermals, und forderte den Schottländer auf, ihm zu folgen und das schöne Stück Land zu besichtigen. Als kein Bitten half, machte er sich auf den Rückweg und sah sehr niedergeschlagen und enttäuscht aus. Doch auf einmal wurde sein Blick heiter und ein neuer Gedanke schien ihn zu beseelen. Der Schottländer hatte ein kleines Kind, welches in der Nähe des Hauses unter dem Schatten eines mächtigen Baumes in der Wiege lag und schlief. Mit der Schnelligkeit eines Hirsches stürzte sich der Indianer auf die Wiege und trug, ehe Vater und Mutter es verhindern konnten, das Kind triumphirend davon. Vater und Mutter folgten und baten ihn, das Kind zurückzugeben. Jedoch der Indianer hielt ihnen das Kind lachend entgegen, ließ sie oft ganz nahe herankommen, und rannte dann wieder wie rasend davon. So hatten der Verfolgte und die Verfolger mehrere Meilen zurückgelegt, als der Indianer am Rande einer schönen Ebene, welche mit prächtiger Vegetation bedeckt war, Halt machte und den herankommenden Eltern ihr Kind lachend übergab. Der Indianer war ganz ausgelassen vor Freude und machte Purzelbäume und Sprünge in die Luft, dann begann er seine Rede, wie folgt:

„Ihr glaubt Indianer verrätherisch, ihr denkt, er wollte euer Kind stehlen. Nein, nein, Indianer hat eigen Kind. Indianer kennt euch schon lange, sah euch hart arbeiten; habt schlechtes Land; seid brave, fleißige Leute; werdet hier nie reich. Ihr gut zu Indianer; gebt ihm Fleisch und Brod und Kleider. Indianer dankbar; wünscht euch, hierher zu kommen, gutes Land zu haben; kommt nicht; Indianer sehr betrübt; nimmt das Kind, weiß ihr folgt Kind. Hier das schöne Land. Haus bauen hier, Indianer helfen euch."

Der Schottländer sah auf einen Blick, daß sein Vortheil darin liege, sich in dieser mehrere tausend Acker messenden Ebene niederzulassen. Am nächsten Tage schon machte er Anstalt zur Umsiedlung, und der biedere Indianer kam ihm zu Hülfe mit einer ganzen Schar seiner Kameraden. Schon nach zwei Jahren hatte er die schönste Farm in der Umgegend, und die Indianer waren ihm treue Freunde und Nachbarn.

(Fortsetzung folgt.)

Wolfgang Amadeus Mozart.

(Von J. Stieler.)

Mozart! Wem klingt bei diesem Namen nicht eine Fülle von Melodien durch die Seele, von den heitersten Weisen, bis zu den erhabensten Harmonien, die unser Innerstes erschüttern.—Mehr denn hundert Jahre sind verflossen seit der Wunderknabe ganz Europa mit Staunen und Bewunderung erfüllte, und noch sind die Werke des unsterblichen Meisters unübertroffen an Schönheit, Frische, und Mannigfaltigkeit.

Mozart erblickte das Licht der Welt in der alten Festungsstadt Salzburg, welche damals noch zu Chur Baiern gehörte. Eine Marmortafel mit der Inschrift: „In diesem Hause wurde Wolfgang Amadeus Mozart am 27. Januar 1756 geboren"— bezeichnet die Stätte.

Im dritten Stockwerke dieses Hauses, welches damals dem Kaufmann Johann Lorenz Hagenauer gehörte, und statt der verherrlichenden Marmortafel, die es jetzt schmückt, nur diesen Namen in großen Lettern trug, wohnte der fürstbischöfliche Kapellmeister Leopold Mozart mit seiner Familie.

Herr Leopold war eine in ganz Salzburg bekannte und hochgeachtete Persönlichkeit.

Er war ein einfacher, ernster, besonnener Mann, streng rechtlich, arbeitsam, von praktischem, klaren Verstande und einer nahezu pedantischen Ordnungs-Liebe, dabei aber nicht minder ein angenehmer, witziger Gesellschafter, und wegen seiner musikalischen Talente überall doppelt willkommen. Von seiner für jene Zeit und Verhältnisse ganz außergewöhnlichen allgemeinen Bildung, so wie für seine wahre, schlichte Frömmigkeit gibt sein Briefwechsel mit dem edlen Dichter Gellert

ein sprechendes Zeugniß.—Der wesentliche Einfluß, den dieser Vater sowohl auf die moralische als künstlerische Ausbildung seines berühmten Sohnes ausgeübt, macht es uns zur Pflicht, einige Augenblicke bei ihm zu verweilen.

Der Sohn eines unbemittelten Buchbinders in Augsburg, hatte Leopold (geboren 1719) in Salzburg Jurisprudenz studirt, daneben aber mit Leidenschaft Musik betrieben und es darin bald soweit gebracht, daß er beschloß, sich ganz der geliebten Kunst zu widmen. Er spielte ausgezeichnet Violine, componirte mehrere Concerte und Kirchen-Musiken, und verfaßte eine Violinschule, welche gleich nach ihrem Erscheinen in drei Sprachen, ins Englische, Französische und Holländische, übersetzt wurde. Die bedeutendsten Musiker erklärten dieselbe als das Beste in diesem Fache, und die musikalische Academie in London ernannte den Verfasser wegen der Verdienste, die er sich durch dieses Werk um die Tonkunst erworben, zu ihrem Ehrenmitgliede.

Im Jahr 1743 trat Leopold Mozart als Concert-Meister in die Dienste des Fürstbischofs von Salzburg, dessen Kapelle damals eine Anzahl ausgezeichneter Musiker vereinigte, ungeachtet der so sehr geringen Besoldung. Die Aussicht auf Versorgung der Wittwen und die Billigkeit aller Lebensbedürfnisse zog sie an und hielt sie fest.

Von sieben Kindern waren dem Mozart'schen Ehepaar nur zwei am Leben geblieben, das jüngste, der kleine Wolfgang, und seine vier Jahre ältere Schwester Anna Maria, von den Eltern und Freunden, wie es dort üblich war, Nannerl genannt.

Frühe schon zeigten die Kinder Sinn und Anlage für Musik. Da aber, selbst bei der größten Sparsamkeit, eine Besoldung von 400 fl. für den Unterhalt einer ganzen Familie nicht ausreichte, sah sich Vater Mozart genöthigt, jede freie Stunde, die er von seinem Dienste erübrigen konnte, durch Unterricht geben oder Componiren zu verwerthen. So blieb ihm denn wenig Zeit für seine Familie, und nur auf dringendes Bitten seines Töchterchens begann er hie und da, in einer Abendstunde, Klavier-Unterricht zu geben.

So oft der Vater zu diesem Zweck das Instrument öffnete, legte der kleine, dreijährige Wolfgang seine Spielsachen weg, stellte sich, die Händchen auf dem Rücken, neben der Schwester ans Klavier und blieb stehen, bis die Stunde zu Ende war, wo er jedesmal bittend des Vaters Hand ergriff: „Papa, ich auch."—„Ja, du auch," erwiderte der Vater, „aber erst mußt du noch ein gutes Stück wachsen, damit du wenigstens mit der Nase bis ans Klavier reichst." Dem kleinen Wolfgang erschien dies jedoch durchaus nicht so unbedingt nothwendig. So oft er das Klavier offen fand, tippte er mit den Fingerchen vorsichtig darauf, und war hocherfreut, wenn er eine Terz oder gar einen Dreiklang gegriffen hatte. Bei jeder Dissonanz dagegen zuckte er, wie von einer schmerzhaften Berührung, förmlich zusammen.

Zur großen Freude des Vaters machte Anna Maria ungewöhnliche Fortschritte. Als sie eines Abends ein kleines Uebungs-Stückchen rein und fehlerlos gespielt hatte und der Vater sie deßhalb belobte, rief Wolfgang, der mit gespannter Aufmerksamkeit zugehört hatte: „Papa, das kann ich auch."—„Ja natürlich, das kannst du auch," antwortete lachend der Vater, und setzte sich in seinen Lehnstuhl, um die Zeitung zu lesen. Mutter und Tochter spannen, nach der Sitte jener Zeit. Unbemerkt von Allen kletterte Wolfgang auf den Stuhl am Klavier, suchte sich ganz leise die Töne zusammen, und rief dann triumphirend: „Hörst Du, lieber Papa, daß ich es wirklich kann?"

Zu der Eltern höchstem Erstaunen spielte der Kleine das Stückchen mit Ausdruck und Präcision, keine Note fehlte. Dem Vater traten die Thränen in die Augen; er nahm den Knaben auf den Arm, küßte ihn und rief: „Ja Wolferl, ja, du wirst einmal ein tüchtiger Musiker."—Jeden Abend, vor dem Schlafengehen, pflegte der Vater seinem Söhnchen selbst das kurze Nacht-Gebetlein vorzusprechen und ihn dann, wenn er in seinem Bettchen lag, zu segnen. Heute geschah dies wohl mit besonderer Weihe. Lange nachdem der Kleine schon eingeschlafen war, stand er noch an dessen Lager. Es war ihm klar, daß diesem Kinde, eine ganz außergewöhnliche Begabung innewohnte, und er fühlte, welch große Aufgabe ihm als Vater daraus erwachsen würde.

Er betete um Gottes Segen, auf daß dieses Gnadengeschenk seinem Kinde auch zum Heile gereichen und es dasselbe nie mißbrauchen möge.

Von nun an durfte Wolfgang so viel Zeit am Klavier zubringen, als er wollte. Der Vater begann sogar, gleichsam spielend, ihn einige kleine Stücke zu lehren. Es existiren deren noch zehn oder zwölf, welche der Knabe, noch ehe er das vierte Lebensjahr erreichte, einstudirt hatte. Für die kürzeren genügte ihm eine halbe Stunde, für die längeren höchstens eine Stunde, wonach er sie dann mit größter Präcision und vollkommen im Takt vortrug. Bald aber begann er selbst kleine Stücke zu componiren, die er dem Vater vorspielte, der sie aufschrieb. Sie füllen ein ganzes, dickes Buch.

Von dieser Zeit an war eine merkwürdige Veränderung mit dem sonst so lebhaften, unruhigen Knaben vorgegangen. Er, der oft Essen und Trinken über seinen Spielen und Späßen vergessen, ließ nun Tage lang seine Spielsachen unberührt. Er saß mehrere Stunden des Tages am Klavier, wo ihn Niemand stören durfte, und selbst seine Spiele mußten mit Musik verbunden sein. Sollte etwas von einem Zimmer ins andre gebracht werden, so mußte jedesmal ein Marsch dazu gesungen oder auf seiner kleinen Geige gespielt werden, die er zu seinem vierten Geburtstage zum Geschenk erhalten hatte. Mit fünf Jahren spielte er Alles, was er hörte, selbst die schwierigsten Solostellen aus den Violinconcerten seines Vaters aus dem Gedächtniß richtig auf dem Klavier. Aber auch alles Uebrige lernte er leicht und gern.

Besondere Anlage und Vorliebe zeigte er fürs Rechnen. Oft fand die Mutter, nicht gerade zu ihrem Vergnügen, Fußboden, Tisch und Stühle mit Zahlen von weißer Kreide beschrieben. In all' seinem Thun und Treiben aber gab sich sein weiches, liebevolles Gemüth kund. Mitten im Spielen oder Lernen konnte er, wohl zwanzigmal des Tages, Eltern, Schwester und Freunde fragen: „Hast du mich lieb?" Es war dies eine Eigenthümlichkeit, die er bis zu seinem elften Lebensjahre beibehielt. Sagte dann Jemand scherzweise „Nein," so fing er an zu weinen. Auch führen alle seine Zeitgenossen und Biographen es als charakteristisch an, daß Wolfgang niemals eine körperliche Züchtigung von seinem Vater erfahren habe, was bei der strengen Erziehungsweise jener Zeit um so bezeichnender ist.

Noch hatte der Vater den fünfjährigen Knaben, dessen Riesenfortschritte ihm bei aller Freude doch bisweilen auch Sorge um seine Erhaltung bereiteten, nichts von den Regeln der Composition gelehrt. Eines Tages, als er mit seinem Freund und Collegen, dem Hofmusiker Schachtner, vom Kirchendienste heimkehrte, trafen sie Wolfgang auf einem Stuhl vor des Va-

ters Schreibtisch, die Feder in der Hand, über und über mit Tinte beschmiert.

„Ja was machst du denn hier?“ fragte höchst überrascht der Vater.

„Ein Concert fürs Klavier; der erste Theil ist schon bald fertig.“

„Das muß was Hübsches sein, laß sehen.“

„Ach nein Papa, es ist ja noch nicht fertig.“ Der Vater nahm das Blatt. Das Geschriebene war kaum zu lesen. Der Kleine hatte jedesmal die Feder bis auf den Grund des Tintenfaßes getaucht, und so kamen Kleckse über Kleckse, die er dann mit der Hand auswischte und auf den verwischten Stellen immer wieder fortschrieb.

Schachtner, der eine besondere Zärtlichkeit für den genialen Knaben hegte, nahm ihn auf den Arm und trug ihn vor den Spiegel, in welchem dieser sich halb lachend, halb weinend besah. Der Vater betrachtete eine Weile das beschmierte Blatt, dann reichte er es plötzlich freudestrahlend dem Freunde. „Sehen Sie, Schachtner, wie das alles richtig und nach Regeln gesetzt ist. Nur“—fuhr er fort—„ist es nicht brauchbar, weil es so schwer ist, daß Niemand es spielen kann.“

„Ei, darum ist es auch ein Concert, das man einstudiren muß,“ erwiderte ernsthaft der kleine Componist, und setzte sich ans Klavier.

„Sehen Sie, das geht so.“ Die übermäßig schwierigen Stellen glückten ihm allerdings auch nicht; aber er vermochte doch seinen Zuhörern klar zu machen, wie er sich das Ganze gedacht. Uebrigens war das Concert mit Trompeten und Pauken und allem, was sich blasen und geigen läßt, gesetzt, wie Schachtner erzählt.

Vater Mozart hielt es nun für seine Pflicht, der musikalischen Ausbildung seiner Kinder mehr Zeit zu widmen, und gab deßhalb seine Lehrstunden in der Stadt auf, wie empfindlich dieser Ausfall ihm bei seiner geringen Einnahme auch wurde.

Der Erfolg lohnte sein Opfer. Noch ehe ein Jahr verflossen war, hatten die Geschwister eine solche Fertigkeit erlangt, daß der Vater beschloß, eine Kunstreise mit ihnen zu unternehmen.

Er wandte sich vorerst nach München, wo die Familie am 12. Januar 1762 anlangte, also noch ehe Wolfgang sein sechstes Lebensjahr vollendet hatte. Die jugendlichen Virtuosen erregten während ihres dreiwöchentlichen Aufenthaltes in München großes Aufsehen. Musikalische Wunderkinder waren damals etwas ganz Außerordentliches; seit Händel hatte man von keinem gehört, in München nie eines gesehen.

Sie spielten oft am Hofe des Kurfürsten Maximilian III., der selbst ein großer Musikfreund war und mehrere Instrumente, besonders das Violoncell, mit großer Fertigkeit spielte. Es wurde deßhalb bei Hofe viel musizirt und in den höheren, demselben näher stehenden Kreisen die Tonkunst ernstlich betrieben. Der Kurfürst sowohl als seine Gemahlin, eine sächsische Prinzessin, interessirten sich lebhaft für die talentvollen Kinder, und forderten den Vater beim Abschiede auf, bald wieder mit denselben München zu besuchen, wo sie an ihnen alte Freunde finden würden.

Reich beschenkt, mit Lob überhäuft, kehrten sie nach Salzburg zurück.

Dieser alle ihre Erwartungen übertreffende Erfolg war ein mächtiger Sporn für das Geschwisterpaar, sich mehr und mehr in ihrer Kunst auszubilden. Mit rastlosem Eifer studirten und arbeiteten sie früh und spät; denn der kluge Vater war fortan darauf bedacht, daß über ihren musikalischen Studien nicht ihre allgemeine Bildung vernachlässigt werde. Noch ehe ein Jahr verging, hatten sie so bedeutende Fortschritte gemacht, daß er glaubte, nun eine größere Reise mit ihnen unternehmen zu können.

Am 19. September desselben Jahres trat die Familie die Reise nach Wien an.

Es war zu jener Zeit ein größeres Unternehmen, als man heutzutage es sich vorzustellen vermag, wo Dampfkraft und Schienenwege alle Entfernungen gleichsam aufgehoben haben. In einer schwerfälligen Mieth-Kutsche bewegte man sich langsam auf den verwahrlosten Straßen dahin. Erst am zweiten Tage langten unsere Reisenden spät Abends in Passau an, wo sie drei Tage blieben, weil Wolfgang vor dem dortigen Fürstbischof spielen mußte. Von da ging man zu Schiffe nach Linz. Um die Reisekosten zu decken, wurde ein Concert veranstaltet, in welchem die Kinder musizirten.

Einige adeligen Herrn und Damen aus Wien, darunter die Grafen Palfy, welche zufällig in Linz anwesend waren und sie hörten, waren so überrascht und entzückt, daß sie versprachen, schon im Voraus ihren Ruhm in Wien zu verkünden, und sie aufforderten, bei ihrer Ankunft daselbst sie gleich aufzusuchen. In dem kleinen Städtchen Ips, wo die Reisenden drei Stunden verweilen mußten, versuchte sich Wolfgang zum ersten Mal auf der Orgel in der Franciskanerkirche und spielte so schön, daß die patres Franciskaner, welche eben beim Mittagsmahle saßen, sammt ihren Gästen in die Kirche eilten und sich vor Staunen gar nicht fassen konnten, als sie den sechsjährigen Orgelspieler erblickten.

Von der Weiterreise berichtet der Vater an seinen Freund Hagenauer: „Auf der Schanzelmauth wurden wir ganz geschwind abgefertigt, und von der großen Mauth, d. h. dem Zollamte, ganz dispensirt. Das hatten wir aber nur unsrem Herrn Wolferl zu danken. Denn er machte sogleich Vertraulichkeit mit dem Mauthner, zeigte ihm das Klavier, spielte ihm einige Stücke auf dem Geigerl vor, so daß bald Alles um uns herum stand und lachte, den Buben anstaunte und ihm schön that.“

Am 9. October langte die Familie endlich am Ziel ihrer Reise, in der prächtigen Kaiserstadt an, wohin ihr Ruf bereits gedrungen, und wo man sie mit Neugierde und Interesse erwartete. Kaum war ihre Ankunft bekannt geworden, als sie, ohne erst darum nachzusuchen, eine Einladung an das Hoflager nach Schönbrunn erhielten. Sie wurden in einem Hofwagen abgeholt und in das Musikzimmer der Kaiserin eingeführt, wo sie die ganze kaiserliche Familie versammelt trafen. Unterwegs ermahnte der Vater die Kinder, nicht ängstlich zu sein. „Angst habe ich gar nicht,“ erwiderte Wolfgang, „aber wenn nur Jemand da ist, der etwas vom Klavierspielen versteht.“ Die Kaiserin empfing die Familie so überaus gnädig und liebevoll, daß der Vater schreibt: „Wenn ich das Alles schriebe, würde man meinen Bericht für eine Fabel halten.“

Die Geschwister spielten zuerst eine vierhändige Sonate, dann sollte Wolfgang allein spielen. Der Kaiser selbst hob ihn auf den Stuhl und setzte sich hinter ihn.

„Wo ist denn Herr Wagenseil?“ fragte der Kleine. „Was willst du denn von Herrn Wagenseil?“—„Ich möchte, daß er da wäre, weil ich gewiß weiß, der versteht's.“ Der Kaiser rief nun Wagenseil herbei, welcher Lehrer der kaiserlichen Kinder und eigens eingeladen war, die kleinen Virtuosen zu hören. „Das freut mich, daß Sie da sind,“ sagte Wolfgang, dem

Herantretenden die Hand reichend; „ich spiele jetzt ein Concert von Ihnen, und möchte, daß Sie mir umblättern."

Das Spiel des sechsjährigen Knaben übertraf weit jede Erwartung. Ein Sturm von Beifall brach los. Der Kaiser führte den „kleinen Wundermann" zu seiner Gemahlin, und beide unterhielten sich nun eingehend mit ihm. Wolfgang beantwortete alle an ihn gestellten Fragen so unbefangen und treffend, daß die Kaiserin mit Wohlgefallen sagte: „Ei, du kleiner Mensch, du weißt ja schon recht viel, von wem hast du denn das Alles gelernt?"

„Alles von meinem lieben Papa."

„Da hast du wohl auch deinen guten Papa recht lieb, und bist ein recht folgsames, braves Kind?"

„Ja!—nach dem lieben Gott kommt gleich der Papa," erwiderte der Kleine mit einem Blick auf seinen Vater. Maria Theresia, selbst eine so zärtliche Mutter, war gerührt von diesem kindlichen Ausspruch, und küßte den Kleinen auf die Stirne. In demselben Augenblick aber sprang Wolfgang auf ihren Schooß, schlang die Aermchen um ihren Hals und küßte sie herzhaft auf beide Wangen, indem er sagte: „Auch dich, Frau Kaiserin, habe ich recht sehr lieb, weil du gar so gut und freundlich mit uns bist."

„Aber Wolfgang!" rief der Vater, starr vor Schrecken; aber die Kaiserin nickte ihm freundlich zu. „Beruhigt Euch," sagte sie, „und laßt mir den Buben gewähren; was vom Herzen kommt, das geht zum Herzen."

Wolfgang mußte nun wieder spielen, abwechselnd allein und mit seiner Schwester.

„Wir waren gestern von 3 bis nach 6 Uhr dort," berichtet der Vater; „heute schickte die Kaiserin durch den Zahlmeister, der in Gala bei uns angefahren kam, zwei kostbare Kleider, eines für den Buben und eins für das Mädel, und hundert Dukaten in Gold. Er sagte, daß die Majestäten die Kinder noch öfter zu hören wünschten, und lud uns gleich für den folgenden Tag wieder ein.

Wolferls Kleid ist vom feinsten Tuch, lilafarben; die Weste von Moiré gleicher Farbe, Rock und Kamisol mit doppelten breiten Goldborten. Es war für den Erzherzog Maximilian gemacht. Der Nannerl ihr Kleid war das Hofkleid einer Erzherzogin; es ist weiß brochirter Taffet, mit allerhand Garnirungen."

Bald war ganz Wien erfüllt von dem Rufe der beiden Wunderkinder; man wetteiferte, wer sie zuerst, wer sie am meisten bei sich sehen könnte. In jedem Concert, in jeder größeren Gesellschaft sollten sie spielen, 10–12 Tage vorher lud man sie ein, und obgleich sie an manchem Tage in drei oder vier verschiedenen vornehmen Kreisen spielten, konnten sie doch nicht allen Anforderungen genügen. „Wir steigen von einem Pracht-Wagen in den andern, da uns jedesmal die Herrschaften, wo wir geladen sind, abholen und heimfahren lassen," schreibt der Vater. Wolfgangs kindlich originelles Wesen erhöhte noch das Interesse für den kleinen Künstler. Vor Allem aber war es der Kaiser, der eine große Vorliebe für den genialen Knaben hegte. Er unterhielt sich oft mit ihm, stellte ihm neckend verschiedene schwierige Aufgaben und freute sich herzlich, wenn derselbe jede Probe bestand, ihn dann lachend mit seinen großen Augen anblickte und ihn ganz treuherzig versicherte: für ihn spiele er sehr gern, weil er nun wisse, daß er etwas von Musik verstehe.

Eines Tages befahl die Kaiserin ihren beiden jüngsten Töchterchen, Wolfgang zur Unterhaltung in den anstoßenden Gemächern umherzuführen und ihm Einiges, wie die Vögel und dergl., zu zeigen. Wolfgang glitt aus und fiel. Die ältere Prinzessin lachte, die jüngere half ihm liebreich wieder aufstehen, indem sie fragte, ob er sich nicht weh gethan. „Sie sind sehr g u t, ich will Sie heirathen, wenn ich groß bin," sagte Wolfgang. Die kleine Prinzessin berichtete pflichttreu ihrer Mutter den Antrag, und als diese lachend den Kleinen fragte, wie er auf diesen Gedanken käme, antwortete er sehr ernsthaft: „Aus Dankbarkeit. Die Prinzessin war sehr gütig gegen mich, während ihre Schwester mich ausgelacht hat." Die freundliche kleine Prinzessin war Marie Antoinette, die nachmalige so beklagenswerthe Königin von Frankreich.

Mitten in diesen glückverheißenden Tagen erkrankte Wolfgang am Scharlach, und die Familie war nun vier Wochen völlig abgeschlossen. Ein empfindlicher Verlust für den Vater, da er deßwegen diese Zeit seines Urlaubes nutzlos hinbringen mußte. „Ich dacht' es wohl," schreibt er, „daß wir diese vierzehn Tage gar zu glücklich waren; es ist mir dies ein großer Schaden. Vier Wochen in dem theuren Wien ohne Einnahme! Aber ich will nicht murren; mein Kind ist gerettet, Gott sei tausend Dank!"

Die Theilnahme war allgemein. Der Kaiser schickte täglich seinen Leibarzt, und Jedermann war beflissen, dem kleinen Kranken Aufmerksamkeiten zu erweisen. Nach seiner Genesung machte man noch einen Ausflug nach Preßburg, um dort ein Concert zu geben. Die letzten Tage ihres Aufenthaltes brachten die Kinder fast ganz bei Hofe zu. Reich beschenkt, von allen Seiten zur baldigen Wiederkehr aufgefordert, reiste die Familie nach Salzburg zurück.—Es mochte den Kindern, in dieser ihrer stillen, beschränkten Häuslichkeit, wohl manchmal die Erinnerung an ihre Erlebnisse in den letzten Monaten wie ein schönes Märchen erscheinen.

Wolfgang erhielt beim Abschiede vom Erzherzoge Joseph, dem nachmaligen Kaiser, eine kleine Violine zum Geschenk, worauf dieser einst selbst gelernt hatte.

Mit dieser beschäftigte er sich jetzt in allen Freistunden, ohne Wissen des Vaters, den er gern überraschen wollte. Eines Abends, als eben Schachtner zum Besuche da war, brachte ein ehemaliger Schüler Leopold Mozarts, Namens Wenzel, diesem sechs Trios von seiner Composition, mit der Bitte, ihm seine Meinung darüber zu sagen.

Da gerade Schachtner zugegen war, wurde beschlossen, dieselben gleich durchzuspielen. Wolfgang holte eilig seine Geige, und bat, die zweite Violine spielen zu dürfen. Der Vater verwies ihm dieses anmaßende Verlangen, da er noch gar keinen Unterricht auf der Geige gehabt habe. Wolfgang meinte jedoch, daß um die zweite Violine zu spielen, dieses gar nicht nöthig sei.

„Wie albern!" rief ärgerlich der Vater; „mach' daß du fort kommst, und störe uns nicht."

Weinend verließ Wolfgang das Zimmer. Da bat Schachtner, ihn zurückrufen zu dürfen und zu gestatten, daß er mit ihm die zweite Violine spiele.

„Nun, so geige mit Herrn Schachtner," redete der Vater den Zurückkehrenden an, „aber so leise, daß man dich nicht hört, sonst mußt du gleich fort."

Wolfgang stellte sich dicht neben seinen Beschützer, und spielte anfangs ganz leise; bald aber bemerkte dieser, daß er ganz überflüssig sei, und legte sein Instrument weg, mit einem bedeutungsvollen Blick auf den Vater, der seine Ueberraschung kaum zu unterdrücken vermochte. Wolfgang spielte nun die sechs Trios durch, ohne nur eine Note zu fehlen.

Einige Tage später, als Schachtner wieder kam, traf er den

Kleinen auf der Geige phantasirend. „Was macht Ihre Buttergeige?“ rief dieser ihm entgegen. Er nannte Schachtners Violine so, wegen ihres weichen sanften Tones. „Lassen Sie dieselbe doch ja so gestimmt, wie sie neulich war,“ fuhr er fort, „sie ist um einen Achtelston tiefer als diese hier.“

Man lachte über diese genaue Angabe, ließ aber doch die Geige holen, und zum Erstaunen Aller war die Behauptung des Knaben vollkommen richtig.

Diese beiden Erlebnisse berichtet Schachtner als Augenzeuge in einem Briefe.

Bei so vielen Beweisen von Bewunderung, die unwillkürlich selbst in der Familie und den Freundeskreisen laut werden mußten, abgesehen von den öffentlichen Lobpreisungen, womit er mündlich und schriftlich in Versen und Prosa überhäuft wurde, war keine Spur von Eitelkeit, Anmaßung oder Eigensinn in dem Knaben wahrzunehmen. Man konnte kein liebenswürdigeres, folgsameres Kind finden. Jede Weisung seines Vaters befolgte er, nicht nur ohne Widerrede, sondern immer freudig und mit heiterer Miene. Am Klavier sitzend vergaß er Alles; man mußte ihn oft mit Ernst davon abrufen. Diese Selbstvergessenheit blieb ihm bis zu seinem Ende eigen.

(Fortsetzung folgt.)

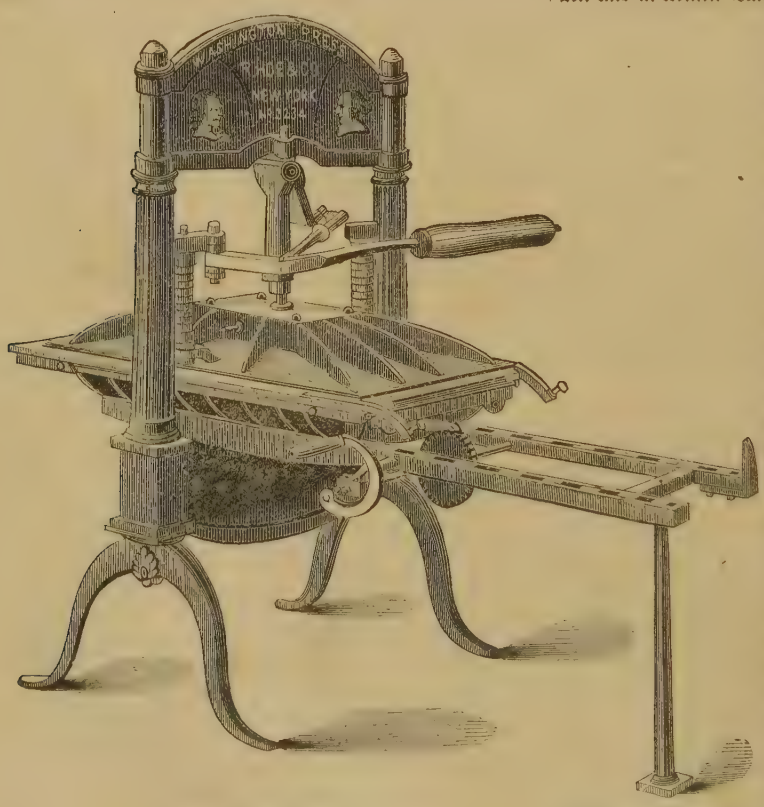
Aus der Heimath des Magazins.

Von W. Horn.

11. Bei den Druckern.

„Vor Stürmen und vor Wassersnoth,
Mag sicher fort die Erde rücken,
Wenn noch ein Untergang ihr droht,
So wird sie im Papier ersticken.“

Komm lieber Leser! Wir wollen jetzt einmal die Preßstube besuchen. Du brauchst da weiter nichts mitzunehmen als enge Kleider, daß dich nicht etwa eine der Pressen an einem überflüssigen Gewandzipfel faßt, und ein gutes Gewissen, damit dir vor dem Gedonner und Gerassel nicht bange wird. Da stehen nebeneinander sechs Pressen, und wenn die alle im Gange sind, so zittert der Erdboden, und wenn man zu Jemand sprechen will, so muß man rufen wie einst die Baalspriester auf dem Carmel, als sie ihrem Gott begreiflich machen wollten, daß sie ihn in Geschäften zu sprechen wünschten. Und Papierstöße liegen da, daß man Stadtmauern damit aufführen könnte, welche sich ohne allen Widerstand, Bogen für Bogen, durch die Presse jagen und allerlei Geschichten auf den Buckel drucken lassen, daß nur die abgefeimte Bosheit das Sprichwort: „Das Papier ist geduldig,“ bestreiten kann.



Die Handpresse.

Die Handpresse, das ehrwürdige Alterthum, hat natürlich fast überall ausgedient, und wird nur noch zu Probeabdrücken und in kleinen Landdruckereien benützt. Sonst wird der Druck überall mit Dampf durch die Schnellpresse bewerkstelligt. Die Vorbedingung für einen guten Druck ist die vollständig gleichmäßige Höhe der auf dem Fundament stehenden Schriften und die vollständige Ebenmäßigkeit dieses Fundaments, welches den Druck empfangen soll, mit dem vertikal wirkenden Tiegel in der Handpresse und der Tiegeldruckmaschine oder dem rotirenden Cylinder in der gewöhnlichen Schnellpresse. Hier muß nun der Drucker seine Kunstfertigkeit zeigen, indem er versucht, alle Unregelmäßigkeiten, mögen sie in der Schrift oder in der Presse ihre Ursache haben, auszugleichen. Um einen zu großen Druck auf einer Stelle zu beseitigen, schneidet er aus der papiernen Einlage des Pressendeckels oder aus dem ähnlichen Ueberzug des Cylinders, die entsprechende Stelle aus. Wo der Druck nicht kräftig genug wirkt, muß er dagegen mit Papierblättchen überkleben, bis die normale Höhe erreicht und somit die Gleichmäßigkeit des Drucks hergestellt ist. Noch schwieriger ist das Verfahren beim Illustrationsdruck. Empfangen alle Theile eines Bildes einen gleich starken Druck, so erhält man ein Bild ohne alle Töne, ohne allen unterscheidenden Ausdruck, in welchem der Hintergrund sich eben so kräftig ausdruckt wie die Schatten des Vordergrundes. Es handelt sich also gerade darum, den Druck verschieden stark zu machen. Kräftige Stellen werden durch Papierblättchen höher gemacht, verschwindende bis auf die Grenze, wo der Strich der zarten Linien

zu reißen beginnt, herausgeschnitten; da jedoch Licht und Schatten fortwährend abwechseln und oft dicht nebeneinander liegen, so müssen die Papierblättchen mit der größten Sorgfalt den Contouren der betreffenden Stelle folgen. Um dies zu erreichen, macht der Drucker gleich beim Beginn der Arbeit mehrere rohe Abzüge des Bildes, welches er drucken soll. Aus

Nich zubereitet.

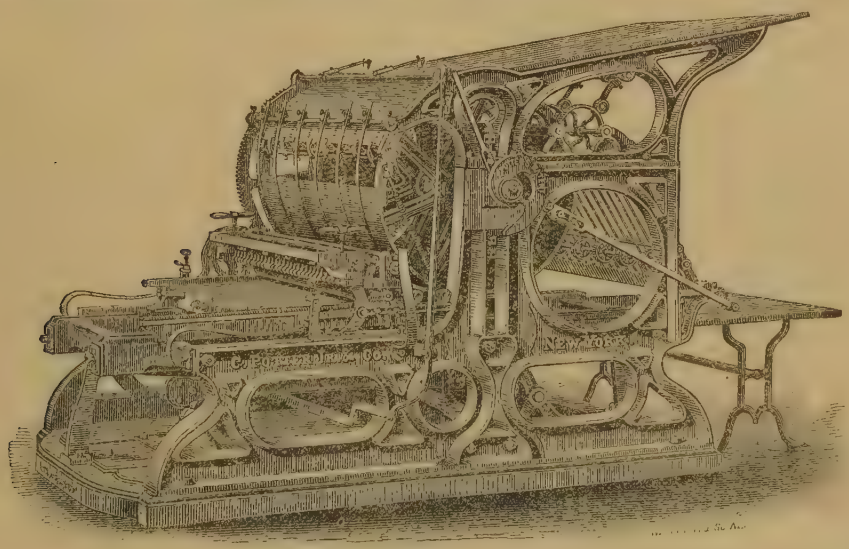
dem Abdrucke schneidet er nun, indem er den Contouren folgt, die nöthigen Stellen aus und klebt sie oft mehrfach übereinander, je wie die Uebergänge von Licht zu Schatten, vom Hintergrund zum Vordergrund dies nöthig machen. Die ausgeschnittenen Bilder befestigt er auf einem an dem Deckel oder auf dem Cylinder angebrachten Bogen, auf welchem ein leichter Abdruck abgezogen ist, so daß die betreffenden Stellen sich genau decken. Er macht einen Probedruck, vergleicht den mit der vom Holzschneider gelieferten Vorlage und fährt mit der Arbeit fort, bis der richtige Ausdruck erzielt ist. Der Bogen mit der Zurichtung wird nun mit einem glatten Schutzbogen überdeckt, und der Druck kann nach Reinigung der Schriftform beginnen. An den beiden nebeneinander stehenden Holzschnitten können unsere Leser den Unterschied sehen, zwischen dem ersten rauhen Abzug eines Bildes und dem Abzug, nachdem der Holzschnitt fertig gemacht ist.

Das zum Drucke bestimmte Papier wurde inzwischen gefeuchtet, d. h. bogenweise durchs Wasser gezogen, oder mit Wasser bespritzt, damit eine schwache Feuchtigkeit, welche die Annahme der Farbe fördert, sich durch alle Bogen ziehen konnte. Ganz dünnes, oder mit starkem Glanz versehenes, namentlich für ganz feine Accidenzarbeiten bestimmtes wird

Zubereitet.

öfters ungefeuchtet gedruckt; diese Behandlung ist jedoch eine schwierigere.

Das Druckverfahren auf Handpressen ist im Wesentlichen dasselbe geblieben, welches schon von den Erfindern ausgeübt wurde. Die Form wird auf einen in Schienen, oder auf kleinen Rädern laufenden sogenannten Karren gebracht und durch

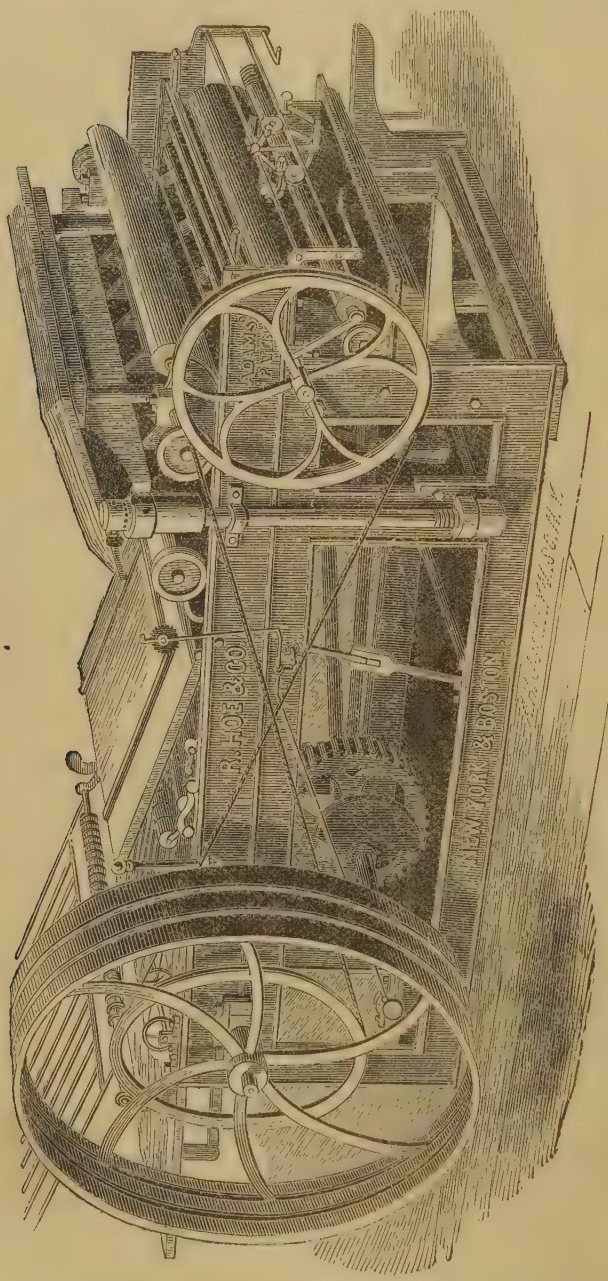


Einfache Cylinderpresse.

Auftragen der Farbe vermittelst einer aus einem Ueberzuge von Leim und Syrup bestehenden Walze eingeschwärzt. Gleichzeitig wird von einem zweiten Drucker ein Bogen Papier in den Deckel der Presse gelegt, und mit dem daran befindlichen Rähmchen überdeckt, auf welchem die Räume der abzudruckenden Seiten fensterartig ausgeschnitten sind. Nun wird der Deckel über die Form geklappt, der Karren mit derselben vermittelst einer Kurbel unter die Preßplatte (Tiegel) gefahren und dann der Druck vermöge eines Hebels (Preßbengel) bewirkt. Deckel und Form werden hierauf unter dem Tiegel

wieder hervorgezogen und der auf einer Seite bedruckte Bogen herausgenommen. Ebenso verfährt man mit der zweiten Form, womit dann die andere Seite des Bogens bedruckt wird, welche genau auf die erste Druckform passen muß.

Beim Drucken auf der Schnellpresse (Dampfpresse) erfolgen die Manipulation des Schwärzens, des Einfahrens des Fundaments, der Ausübung des Drucks, des Ausfahrens des



Adam's Buchpresse.

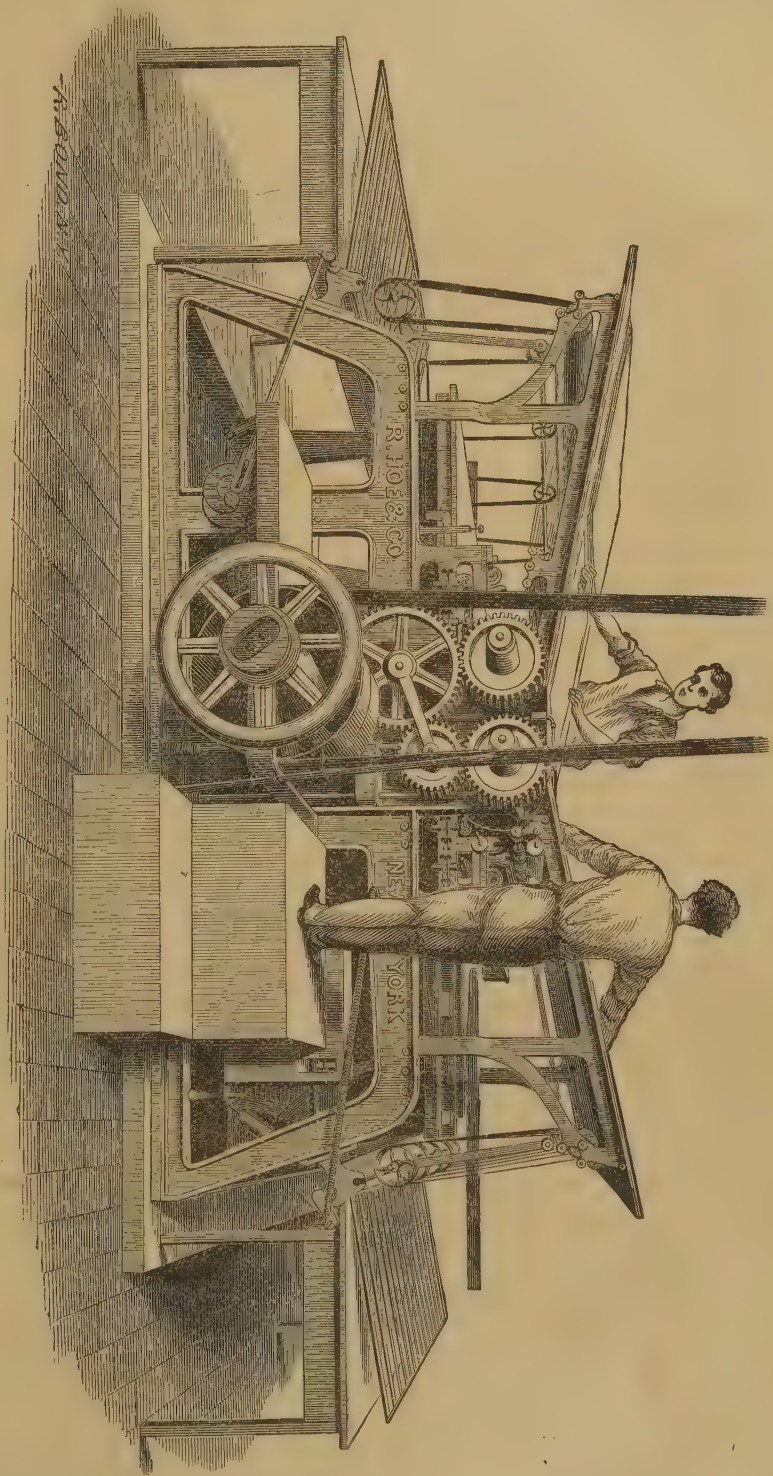
Fundaments und des Auslegens des Bogens ohne Unterbrechung und zum Theil gleichzeitig. Wird die Maschine in Gang gesetzt, so entstehen durch ein System von Zahnrädern, Hebeln, excentrischen Scheiben folgende Bewegungen: Eine rotirende Metallwalze empfängt durch den Farbebehälter die nöthige Farbe, eine Massenwalze hebt sich und nimmt von der Metallwalze so viel Farbe als für einen Bogen nothwendig ist; diese Farbe wird auf einem System von Metall- und Massenwalzen mit rotirenden, theilweise zugleich mit schiebender Gangart tüchtig verrieben und schließlich durch die Auftragwalzen der Schriftform mitgetheilt. Das Fundament mit der Schriftform, welches wie auf der Handpresse sich in Schienen vor- und rückwärts bewegt, geht, nachdem es die Farbenwalzen passirt hat, unter den Druckcylinder, auf welchen der zu bedruckende Bogen indeß aufgelegt wurde. Dieses geschieht durch den Anleger, welcher gewöhnlich ein Knabe, oft auch ein Mädchen ist, der an dem dem Farbenwerk entgegengesetzten Ende, bei Doppelpressen in der Mitte der Maschine seitwärts auf einem Trittbrett steht. Rechts von ihm liegt der Papierhaufen, von welchem er einen Bogen hebt, den er auf den schrägen Anlagetisch so hinlegt, daß der eine Rand des Bogens dicht an den Cylinder anstößt. Metallene, auf dem Druckcylinder angebrachte Klammern (Greifer), fassen den Rand des Bogens, der dadurch an dem rotirenden Cylinder festgehalten und gezwungen wird, sich um einen Theil desselben glatt zu schmiegen. Durch die Umdrehung des Cylinders kommt der Bogen in Berührung mit der Schriftform und der Cylinder übt nun, indem er sich dreht, denselben Druck, wie der Tiegel in der Handpresse, nur nicht wie dieser vertikal und auf einmal über die ganze Bogenfläche, sondern sozusagen Zeile für Zeile. Der nunmehr auf einer Seite bedruckte Bogen wird auf einem System von Bändern, die über hölzerne Rollen gespannt sind, aus der Maschine herausgeführt, von dem „Bogenfänger" in Empfang genommen, und, da die Schrift sich auf der nach unten gekehrten Seite des Bogens befindet, gedreht und auf einen Haufen gelegt. Inzwischen befindet sich der Cylinder in Ruhe über der Schriftform, wodurch der Rückgang derselben unter den Cylinder möglich ist, ohne daß sie von demselben gestreift wird. Nun wiederholen sich die Bewegungen, und geht das freilich Alles viel schneller als ich es schildern, oder der Leser lesen kann, sonst würden in einem Tage nicht etwa zehn Tausend, oder noch mehr große Zeitungen auf einer Presse fix und fertig gedruckt werden können.

Soll die Rückseite des Bogens bedruckt werden, so wird der Papierhaufen wieder umgewendet, mit der unbedruckten Seite nach oben, und das weitere Verfahren ist eben wieder wie das vorige Mal. Besonders muß jetzt aber der Anleger aufpassen, daß diese zweite Form genau auf die erste trifft. Nach dem Druck wird die Schriftform durch Waschen mit concentrirter Seifenlauge gereinigt, Schließrahmen und Formatstege werden entfernt und die Schrift dem Setzer zum Wiederablegen in seine Schriftkästen übergeben.

Daß die vorangehende Schilderung des Druckens so trocken und eine Art wissenschaftliche ist, thut mir selbst leid für den Leser, aber ich konnte nicht anders. Ich selbst habe eben keine praktische Erfahrung im Drucken, und konnte deßhalb das Alltagsleben der geschwärzten Burschen nicht so nach Wunsch schildern. „Aber du hättest sie es können schildern lassen," sagt vielleicht Jemand? Da käme ich schön an. Ersuchte ich sie, mir etwas aufzuschreiben, so wäre die Antwort: „Wir sind nicht Schreiber, sondern Drucker."

Wollte ich sie dann ausfragen, so machen die Pressen einen solch Heidenspektakel, daß ich gerne vom Leder ziehe. Deßhalb wird der geneigte Leser mit den Druckern und mir etwas Nachsicht haben.

Ueber die Illustrationen in diesem Artikel sei in der Kürze das Folgende gesagt: Der erste Schnitt repräsentirt die Handpresse, deren eine im Setzerlokal steht und zu allerlei Probeabdrücken benützt wird. Das zweite Bild stellt eine einfache Cylinderpresse vor, von welchen wir drei in verschiedenen Größen haben. Auf der größeren werden die S.-Schulblätter, The S. S. Teacher, The Living Epistle, und Harvester, eine Privatleuten angehörende Monatsschrift, gedruckt. Das Magazin beschäftigt die andere Presse, und auf der kleineren druckt man die Lectionsblätter Bilder und dglm. Diese einfachen Cylinderpressen liefern bei gehöriger Betreibung je etwa 7000 Abdrücke täglich. In der nächsten Illustration sieht der Leser eine sogenannte Adamspresse, welche keinen rotirenden Cylinder, sondern einen flachen Tiegel, der Handpresse ähnlich, hat. Von dieser Sorte haben wir in der Anstalt eine, welche nur zum Bücherdrucken verwendet wird und täglich etwa 5000 Abdrücke liefert. Der größere Holzschnitt dann, zeigt die Doppelcylinderpresse, auf welcher der Chr. Botschafter und Ev. Messenger gedruckt werden. Dieselbe liefert in der Stunde etwa 2500 Abdrücke und macht Lärm genug für ein ganzes Regiment Soldaten in der Schlacht. Auch noch eine kleine Presse für Accidenzarbeiten befindet sich im Zimmer, und wenn der Leser etwa Geschäftskarten braucht, oder Verlobungsgedanken bekommt, so ist der kleine Bursche gerade der rechte Held, um seine Arbeit zu liefern.



Cylinderdruckpresse.

Der Leser sieht nun aus dieser Schilderung, daß das Drucken, sowie das Setzen, eine wirkliche Kunst ist, welche erst gelernt werden muß. Und es ist eine Kunst, deren mechanische Leistungen einen größeren Einfluß haben, als irgend eine andere auf der Welt. Doch mag die Mitwirkung dabei kein größeres Verdienst sein, als bei irgend einer andern Kunst. Wie mancher Drucker, durch dessen Hand tausende der gottseligsten Schriften gehen, der tausende von Bibeln druckt, mag dabei nicht mehr Verdienst haben, als die Zimmermannsgesellen bei

Noa's Arche, welche über den wackeren Mann spotteten, welcher ihnen bei einer scheinbar so nutzlosen und thörichten Arbeit Verdienst und Brod gab, bis endlich das Schiff sich majestätisch auf den Wellen hob, und sie in den Fluthen elend umkamen, da erst sahen sie ihre Thorheit ein. Daß auch durch die Presse viel Gift und Unkraut in die Welt hinausgesandt wird, brauche ich dem Leser nicht erst zu sagen.

Schließlich möchte ich noch zu Ehren der „Preßbeflissenen," und auch um den Setzern Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, etwas von den sogenannten „Druckfehlern" sagen. Damit wird den Druckern viel Unrecht gethan, denn meistens sind es Satzfehler, nicht Druckfehler. Wenn die Presse einmal etwas richtig in die „Knaupen" bekommt, so druckt sie es auch richtig, vorausgesetzt, daß nichts dazwischen fährt und ein Bataillon Buchstaben zertrümmert. Aber den Setzern kann leicht bei den Kreuz- und Querfahrten ihrer Hand was Menschliches passiren. Haben sie doch hier schon aus Handwerk, welches doch goldenen Boden hat, Handwerk gemacht. Einen Menschen, der in tiefen Schlaf sinken wollte, ließen sie in tiefe Schlacht sinken. Friedliche Eheleute haben sie gar einmal zu Eseleute gemacht, und aus einem guten Kamerad ein Kammrad. Als man jüngst etwas schön beschlossen hatte, wurde es von den Herren Typographen beschossen; ja aus Himmel machen sie im Augenblick einen Schimmel, aus Rock einen Bock und aus Liebe Hiebe, obgleich die Letzteren, trotzdem beide Gefühlssachen sind, doch einige Verschiedenheit haben. Daß sie je und dann aus Kinder sogar Rinder machen, wäre kein Criminalverbrechen, daß sie aber Vater in Kater umwandeln, das ist übers Bohnenlied.

Weil ich aber diesen Artikel auch gesetzt und zwar richtig gesetzt haben will, so höre ich jetzt auf, noch weitere Satzfehler namhaft zu machen, und der geneigte Leser wird schon merken warum.

Bilihild.

(Erzählung von G. Flammberg.)

Fünftes Capitel.

Das wilde Gejaid.

Es ist der Herr, deß Wege im Wetter und Sturm sind. Nah. 1, 3.

Bereits dunkelte es, als der Herzog mit Haimerich und Pillung den Rückweg antrat. Als er in den Buchenwald hineinritt, fragte er Pillung: „Woher hat meine Mutter erfahren, wer meine Braut und wo sie zu finden ist? Mich hat sie nie darum gefragt." „Herr," antwortete der Knecht, „daß Bilihild eure Braut ist, das erzählen sich die Sperlinge auf dem Dache." „Und daß ich heute nach Höchheim reiten würde, hat Frau Geila also nicht gewußt?" fuhr Hedan fort. „Herr," sagte Pillung, „wie hätte sie davon wissen sollen? Ihr habt ihr ja auch davon nichts gesagt." „Nun, sie hätte sich's leicht denken können," versetzte Hedan, „denn sie hat gestern den fahrenden Händler mit seinem Saumroß in die Burg kommen sehen, und hat gewußt, wozu ich ihn bestellt hatte." „Und diesen Morgen," fiel Haimerich ein, „als wir zu Rosse stiegen, sah ich sie hinter ihrem Fenstergitter stehen und in den Hof schauen." „Das ist nicht wahr," entgegnete Pillung barsch. „Du bist ja heute sehr übler Laune," sagte der Herzog; „die Männer Gottes haben dich wohl dürsten lassen." Pillung trank gern. Davon konnte nun im Cönobium freilich keine Rede sein. Völlerei wird dort nicht geduldet und gepflegt. „Verkehrte Nachteulen!" brummte Pillung vor sich hin. „Was sagst du?" fragte der Herzog. „Nichts habe ich gesagt," antwortete der Knecht. „Freilich hast du etwas gesagt," sprach Hedan, „und ich will wissen was?" „Nun, wenn ihr's wissen wollt, so möget ihr's hören. ‚Die arme alte Frau!' hab' ich gesagt." „Wen meinst du damit?" fragte Hedan. „Die Frau Herzogin meine ich," antwortete Pillung kalt, „eure Mutter meine ich. Schlagt mich, Herr, oder werft mich ins Loch, weil die alte Frau mich dauert. Sie meint es so gut mit euch, und ihr habt ihr noch nicht einmal die Ehre angethan, ihr nur zu sagen, wer euer künftiges Gemahl ist. Sie redet kein Wort, und klagt nicht, aber ich weiß, es thut ihr wehe, bitter wehe. Sie hat mir gesagt, sie wolle im Frieden mit der Schwieger leben, und darum hat sie ihr das Wild zum Gruß gesandt. Aber ihr, Herr, kümmert euch um die alte Frau so wenig, als ob sie nicht eure Mutter, sondern eines Knechtes Weib wäre. Nach der Hamelburg wollt ihr sie verbannen. Sie gehorcht euch, sie reitet noch diese Nacht, wenn ihr's verlangt. Aber das weiß ich von ihrer Magd, der Regiswind, daß sie die halben Nächte still vor sich hin weint. Gestern nahmen wir uns ein Herz, Regiswind und ich, und sprachen zu der Herzogin: ‚Frau Herzogin, euer Sohn, der Herr Herzog ist ein milder und gütiger Herr. Er hat jetzt die Bauleute auf der Burg. So ihr's ihm sagen wolltet, so ließe er euch das feste Haus drüben am Gaibach auf der Höhe, das halb verfallen ist, zum Wittwenhaus aufrichten; so bliebet ihr ihm nahe. Oder wollet ihr nicht, so wollen wir's ihm sagen, und ihn bitten.' Aber sie sagte Nein und aber Nein; ihr hättet euren Willen kundgegeben und eurem Willen wolle sie gehorsamen und nach der Hamelburg ins Elend gehen." „Ins Elend?!" rief Hedan; „was ist das für ein thöricht Wort von ihr! Wer außer Landes geht, der geht ins Elend. Die Hamelburg steht mitten in Thüringen." „Ach Herr, verzeiht!" rief Pillung erschrocken, „ins Elend, so hat sie nicht gesagt, das habe ich einfältiger Knecht nur von mir dazugesetzt."

Der Herzog ritt eine Pferdslänge vor und sagte zu sich selbst: „Nach Gaibach? Nun, den Wunsch könnte ich ihr erfüllen. Hart will ich gegen sie nicht sein. Sie ist meine Mutter. Und da sie gegen meine Braut nicht unhold gesinnt ist, so dürfte ich sie wohl in der Nähe bleiben lassen."

Der Gefolgsmann Haimerich ritt mit dem Knechte Pillung hinter dem Herzog her. Pillung biß die Lippen zusammen; er wollte mit dem verhaßten Anhänger des fremden Gottes nichts reden. Haimerich aber hub an: „Pillung, wir bekommen einen schlimmen Ritt. Der Abend war schwül; es gibt ein Wetter, ehe wir des Weges Hälfte zurückgelegt haben. Sieh nur, wie die Wolkenballen über die Wipfel hereindräuen. Wenn das so fortgeht, können wir bald den Pfad nicht mehr sehen."

Pillung schwieg. Nach einer Weile hub Haimerich wieder an: „Gott sei uns gnädig! Der Sturm bricht los. Höre nur, wie er durch die Bäume saust und um die Felsen heult."

„Nun ja," brummte Pillung; „es ist Wuotan, der über den Wald dahinfährt. Da magst du wohl zittern."

„Ich?“ versetzte Haimerich. „Ich stehe in des lebendigen Gottes Hut und zittre nicht vor einem Winde. Wenn es einen Wuotan gäbe, so hätten ganz andere Leute Ursache, vor ihm zu zittern.“ „Was für Leute meinst du?“ rief Pillung in giftiger Wuth, „redest du vom Herzog?“ „Rede du keine solchen Albernheiten,“ antwortete Haimerich gelassen, ich meine die Leute, die bei Wuotan einen falschen Eid geschworen haben.“

Der Herzog, dem kein Wort entgangen war, stellte sich in die Steigbügel, wendete sein Gesicht rückwärts, und sah, wie Pillung Haimerichs Rede mit einer höhnischen Geberde erwiderte. In dem nemlichen Augenblick aber stolperte Hedans Roß über eine unter Moos verhüllte Nanne, und es bedurfte der ganzen Kraft und Geschicklichkeit des Reiters, um dasselbe wieder emporzuraffen und vor einem Sturze zu bewahren.

„Wir können nicht weiter,“ sprach er, „wir müssen das Unwetter abwarten.“

In der That brach dasselbe mit furchtbarer Gewalt los. In einem Nu war es stockfinster um die Reiter her. Der schmale Saumpfad, der sich in vielen Windungen durch das Chaos niedergestürzter Baumstämme und starrender Felsblöcke dahinzog, bot schon bei Tage dem Reiter keine leichte Aufgabe; in rabenschwarzer Nacht hier vordringen zu wollen, wäre Wahnwitz gewesen. Ein Wirbelwind zischte durch die Wipfel und bestreute den Boden mit einem Regen abgebrochener Zweige. „Das ist Suttungr,“ sagte Pillung in minder zuversichtlichem Tone, „dem folgt das wilde Gejaid. Herr Herzog, legt euch platt mit dem Gesicht auf die Erde, daß der Hohmann schadlos über euch wegjage.“ „Und daß die zügelfreien Rosse scheu werden und uns über den Rücken und Nacken trampeln!“ setzte Haimerich spottend hinzu. Aber Pillung war schon vom Pferde gesprungen und lag platt auf die Erde hingestreckt. Wäre es nicht so finster gewesen, so hätte der Herzog sehen können, wie er vor Angst an allen Gliedern zitterte. Auch Hedan und Haimerich sprangen von den Rossen, jedoch nur um sie am Gebiß zu fassen und zu beruhigen. „Soll ich dir Knechtesdienste thun, Pillung, und dir dein Thier halten?“ rief Haimerich. „Thu, was du willst,“ stöhnte Pillung in steigender Angst; „ich bleibe liegen; dann, sagt Hezzilo, kann Wuotan mir nichts anhaben.“ „Wer einen ehrlichen Eid geschworen,“ sprach der Herzog, „dem wird Wuotan kein Leid thun, auch wenn er aufrecht steht. Frisch, Pillung, stelle dich auf deine Füße und halte dein Roß!“ „Ich kann nicht! Ich kann nicht!“ schrie der Knecht. „Hezzilo hat gesagt, wenn das wilde Gejaid käme, solle ich mich platt niederlegen in Hertha's Schutz, und die rechte Hand in den Boden wühlen, dann werde das Gejaid über mich hingehen, ohne mir zu schaden. O, wie es heult! wie es bellt!“ Ja, furchtbar heulte der Sturm in den Bäumen; von allen Seiten tönten die Schläge krachender Aeste, die prasselnd niederfielen. Es war ein solches Getöse, daß des Herzogs Stimme sich kaum vernehmbar zu machen vermochte, der zu Pillung sprach: „Wohl guten Grund hast du, für deine rechte Hand zu bangen. Hast du doch, als du sie jüngst an meines Vaters Scheiterhaufen zum Schwure erhobest, dich verflucht, Wuotan solle sie dir vom Leibe schmettern, wenn deine Aussage falsch sei.“ „Sie ist geborgen,“ schrie Pillung, „er kann mir nichts thun.“ „Aber der allmächtige Gott kann dich finden,“ sprach Haimerich. Er hatte kaum dies Wort vollendet, als mit furchtbarem Geprassel eine altersmorsche Riesenbuche, die kaum hundert Schritte entfernt stand, von einem Windstoß gepackt, niederstürzte; die jüngeren Bäume mit sich niederreißend, die ihren Sturz verlangsamten, fiel sie gerade in der Richtung, wo die Reiter sich befanden. Im Hui rissen Hedan und Haimerich ihre Rosse rückwärts und flüchteten über Wurzeln und Gestein, nur von den obersten Zweigen des stürzenden Baumes gestreift. Ein Wehgeschrei hinter ihnen belehrte sie, daß Pillung getroffen war. Der Sturm ließ jetzt nach; ein zuckender Blitz erleuchtete ein paar Augenblicke die Gegend. In seinem grellen Schein sahen sie das Roß Pillungs zerschmettert unter der Wucht des Baumstammes; daneben lag Pillung selbst, der sich unter jämmerlichem Klaggestöhn vergeblich bemühte, mit der linken Hand nach dem rechten Arm herüberzugreifen und diesen von einem Aste der Buche frei zu machen, von dem er getroffen und zerquetscht war. Dem ersten Blitze folgte bald ein zweiter und ein dritter, von furchtbaren Donnerschlägen begleitet. Der ganze Wald schien ein Feuer. „Der Arm ist zerbrochen, die Hand ist ab,“ sagte Haimerich, der beim Leuchten dieser Blitze hinzugetreten war. Der Herzog aber sprach in großem Zorn: „Nun ist dir Donar auch noch einen Donnerkeil schuldig, für den zweiten Meineid, den du in meinem Söller geschworen.“ „Ach nein, ach nein,“ rief Pillung, „ich will ja Alles bekennen. Mein zweiter Schwur war so falsch, wie mein erster, aber ich kann ja nichts dafür; Hezzilo hat mir's angelernt und geheißen.“ „Und um des Schurken willen,“ sprach Hedan, „trifft nun auch uns solche Noth und Gefahr und vielleicht der Tod. Haimerich, bete zu deinem Gott, daß er uns schütze: mich würde er nicht hören. Und meine eigenen Götter, die an Pillung jetzt eben ihre Macht erwiesen haben, würden wohl auch nicht auf mich hören; denn ich habe wenig zu ihrem Dienste gethan, und vielleicht zürnen sie mir.“ „Herr Herzog,“ sprach Haimerich, „seine Macht hat der Gott erwiesen, wider dessen Reich und Dienst Pillungs Meineid angezettelt war, nicht Der, in dessen Dienst und auf dessen Priesters Geheiß er euch belogen hat. Und zu jenem Einen, allmächtigen Gotte, der seine Boten zu Winden und seine Diener zu Feuerflammen macht, will ich gerne flehen und ihm vertrauen, daß er kein Haar euch gekrümmt werden läßt. Aber meinet ihr nicht, daß eben jetzt ein anderer Mund zu ihm für euch um Schutz und Behütung fleht? Hört ihr nicht mitten in die rollenden Donnerschläge hinein das Glöckchen schallen? Die ganze Gemeinde der Männer Gottes liegt im Oratorium auf den Knieen, und Bilihild mit ihnen, und beten zu Gott für euch.“

Ja, da klang er wieder hell herüber, der Ton des Glöckleins, hell und süß wie an jenem Ostermorgen; klang hinein zwischen die Donnerschläge, als wollte er mit den finstern Mächten des Verderbens den Kampf aufnehmen. Armes Glöcklein! Was vermag dein jungfräulich Gebimmel wider die Gewalt der brüllenden Wolkengeister? Rechts und links fuhren die Blitze prasselnd in die Wipfel, aber die Stelle, wo der Herzog stand, und Haimerich betend auf die Kniee gesunken war, und Pillung ächzend vor Schmerz und schlotternd vor Angst auf den Boden hingekeilt lag—die Stelle traf kein Strahl. Regengüsse rauschten nieder, und die Donner wurden seltener, und durch das Plätschern des Regens droben auf dem Laubdach und drunten in den Lachen tönte fort und fort das Gebimmel des Glöckleins, tönte in Hedans Ohr, als wär' es Bilihilds Stimme, und fernhin rollten die Donner das Thal hinab, und zuletzt verstummten sie ganz; die sanften Klänge des Glöckleins hatten den Sieg behalten.

In Hedans Auge perlte eine Thräne.

Auch das Glöcklein war endlich verstummt; der Regen rieselte noch leise: es war stockfinstere Nacht. „Wie bringen wir den Verunglückten unter dem Baume hervor?“ fragte Haime-

rich. „Und wie sollen wir den Weg nach Hause finden?“ setzte der Herzog hinzu, und schaute sich nach allen Seiten um, ob er den Saumpfad zu erkennen vermöchte. Vergebens; er hatte alle Richtungen verloren und wußte nicht mehr, wo Abend und wo Morgen war, und hätte er es gewußt, so hätte es ihm nichts geholfen, denn wie manche Bäume mochten über den Saumpfad gestürzt sein und ihn ungangbar gemacht haben! Während er noch so rathlos stand, glänzte auf einmal aus der Tiefe des Waldes ein sanfter Lichtschein ihm entgegen. Weiße Gewänder, von Kerzenglanz beleuchtet, tauchten zwischen den Bäumen auf und verschwanden wieder, um dann in größerer Nähe sichtbar zu werden. „Es ist Kolman der Bischof mit etlichen Brüdern,“ sagte Haimerich, „sie kommen, euch zu suchen und zu geleiten.“

Als der Zug zur Stelle kam, und Kolman des Herzogs ansichtig ward, wie er unverletzt mit Haimerich dastand, brach er sammt den Brüdern in lauten Lobpreis Gottes aus. „Aber wo ist der Knecht?“ fragte er. „Der liegt dort, für seinen Meineid halb zu Tode erschlagen,“ sprach Hedan. Die Brüder eilten zur Stelle und beim Scheine der Kerzen, deren Flammen gegen den Regen durch kleine Dächlein von Kupferblech geschützt waren, gelang es ihnen nicht ohne Mühe, den zerschmetterten Arm von der Wucht des Buchenastes frei zu machen, indem sie den mächtigen Stamm an einem entgegengesetzten Aste wie mit einem Hebel ein wenig um seine Achse drehten. Pillung, der seine Besinnung verloren hatte, wachte von dem Schmerz, den die Berührung seines Armes ihm verursachte, auf unter neuem Klaggeheul. Diesen Augenblick benützte der Herzog und sprach zu ihm: „Ist das wahr, was du mir heute von deiner Unterredung mit meiner Mutter berichtet hast, so beschwör es mir.“ „Nicht schwören! Nicht schwören!“ schrie der Knecht voll Entsetzen und verdrehte voll Angst und Grausen die Augen. Der Herzog fuhr fort: „So sage mir ohne Schwur die Wahrheit. Diese Geschichte, die du mir erzählt hast, daß du ihr gerathen hättest, mich um das Gaibachschloß für sie zu bitten, und daß sie nicht gewollt, sondern nach der Hamelburg wolle—diese ganze Geschichte hat sie dir angelernt?“ „Ja, Herr,“ sprach Pillung, „ihr wißt Alles, als säßet ihr auf Wuotans Stuhl; euer Auge bringt ins Dunkel. ‚Und den Rehbock,‘ hat sie gesagt, ‚sende ich der Kupplerin.‘ So hat sie gesagt, und das will ich gern beschwören.“

„Ich glaub' es ohne Schwur,“ sprach Hedan. „Für deine vorigen Lügen verdientest du, daß ich dir die Zunge ausschneiden ließe. Aber es soll an der Strafe, mit der die Götter dich heimgesucht haben, genug sein.—Wohin wenden wir uns aber nun? Wir sind hier gerade in der Hälfte des Weges und haben ebensoweit nach Wirzburg wie nach Höchheim.“ „Wir geleiten euch vollends nach Wirzburg,“ sagte der Bischof; „wir können dort den Rest der Nacht bei unsern Brüdern verbringen, und kehren morgen früh nach Höchheim zurück.“ „Das ist mir recht,“ erwiderte der Herzog, „nur Eines ist mir leid: Bilihild wird sich um mich sorgen, wie mir's ergangen sei.“ „So sollen,“ sagte Kolman, „zwei der Brüder sogleich nach Höchheim zurück, ihr Botschaft zu bringen, und wir übrigen geleiten euch nach Wirzburg.“

Zwei der Brüder machten sich auf den Rückweg; zwei andere nahmen Pillung, ihn zu führen; aber Haimerich ließ es nicht zu. „Er ist zu schwach zum Gehen,“ sagte er; „hebt ihn auf mein Roß, Bruder Waldo, und setzt euch hinter ihm auf, daß ihr ihn haltet und seinen schmerzenden Arm stützet. Ich will euch mit eurer Kerze voranleuchten.“

So geschah es. Vorsichtig und langsam bewegte sich der Zug durch den Wald, über Aeste und zwischen Stämmen hindurch, die der Sturm auf den Pfad geworfen hatte. Mitternacht war längst vorüber, als sie den Fuß der Wirzburg erreichten. Den Verunglückten behielten die dortigen Brüder sogleich in ihrem Hospitium. Der zerschmetterte Arm mußte ihm alsbald am Morgen abgeschnitten werden.

In derselben Stunde fiel auf Hedans Befehl Hezzilos rechte Hand unter dem Beil, und Geila trat wenige Stunden später auf ihres Sohnes Gebot die Fahrt nach der Hamelburg an.

Das Vaterhaus.

Ob stattlich schaut mit Thurm und Bogen
Das Vaterhaus ins weite Land;
Ob sich's vom Epheu dicht umzogen
Gemüthlich lehnt an Waldes Rand;
Ob in der Gassen langer Zeile,
Im kleinen Dorf, im Felde draus:
Es fehlt ihm nie des Herzens Weihe,
Es ist und bleibt das liebste Haus!

Denn holde Bilder drinnen prangen
Aus einer lieben Jugendzeit:
Das Mutterherz voll Lust und Bangen,
Das Vateraug voll Zärtlichkeit;
Das Schwesterchen in kleiner Wiege
Mit seinem Köpfchen rund und kraus,
Der Brüder lust'ge, laute Kriege—
Dies Alles zeigt das Vaterhaus!

Gar mancher schöne Festesmorgen,
Und mancher Abend lieb und traut,
Und manche Hoffnung still verborgen,
Die sich das Kinderherz gebaut.
Das Weihnachtsbäumlein voller Schöne,
Der Osterhas, der Nikolaus
Und all die lieben Freudentöne—
Sie grüßen aus dem Vaterhaus.

Doch auch manch Bild voll tiefer Trauer
Mischt unvergeßlich sich darein—
Manch Bild voll Thränen und voll Schauer—
Der schwarze, kalte Todtenschrein!
Wenn aus dem engen, trauten Kreise
Man Eines trug zum Grab hinaus
Und Alle weinten bang und leise
Im trauervollen Vaterhaus.

O Vaterhaus mit deinem Frieden,
Sei uns gegrüßt viel tausendfach!
Ob längst wir schon daraus geschieden,
Ob noch uns birgt das liebe Dach!
Nimm unsern Dank für allen Segen,
Der immer strömt von dorten aus!
Wir denken dein auf allen Wegen,
Geliebtes, theures Vaterhaus!—

Die Seidenraupe.

(Nach A. W. Grube.)

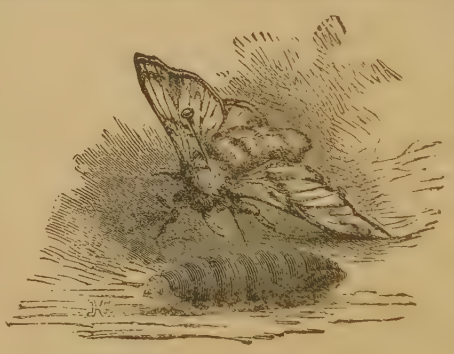
„Ich kleidete dich mit gestickten Kleidern und zog dir sämische Schuhe an; ich gab dir feine leinene Kleider und seidene Schleier.“—Hesek. 16, 10.

Das Vaterland der Seide ist China; im nördlichen Theile dieses großen Reiches wachsen schon seit Jahrtausenden, besonders in der Provinz Serika, die üppigsten Wälder des weißen Maulbeerbaums, und auf den Blättern dieses Baumes haust der wunderbare Spinner in unscheinbarer Gestalt einer Raupe, welche mit ihrem Gespinnst dem Menschen ein so kostbares Geschenk macht. Auch in Indien lebt die Seidenraupe im Freien, und die Leute brauchen ihre Cocons (die Gespinnste, worin die Puppe ruht) nur von den Bäumen zu nehmen und die Fäden derselben aus einander zu wickeln. Lange Zeit hindurch mag man so die wilde Seide benützt haben; als aber die Nachfrage sich vermehrte, fing man an, die Seidenraupe künstlich zu pflegen, und entdeckte nun, daß die Hausseidenzucht eine viel feinere und schönere Seide lieferte. Besonders nahmen sich die Frauen der Sache an, und die Chinesen erzählen, die Kaiserin Si-ling-chi, Gemahlin des großen Kaisers Hoang-ti, der 2700 v. Chr. lebte, habe die Kunst erfunden, die Seidenwürmer im Hause zu ziehen; sie habe mit ihren Frauen und Mädchen die Seidenwürmer in den kaiserlichen Gemächern selber mit Maulbeerblättern gespeist, habe zum öffentlichen Beispiele die Cocons dann abgehaspelt und die Seide gewoben.

Viele Jahrhunderte hindurch war für Europa die Seidenzucht ein Geheimniß, und so viel Mühe man sich auch gab, dasselbe zu ergründen, so blieb doch alle Anstrengung vergeblich. Am oströmischen Kaiserhofe zu Constantinopel, wo besonders viel Luxus getrieben wurde, fingen die Vornehmsten des Reiches an, sich mit seidenen Kleidern zu zieren, und bald wurde das Verlangen nach diesen Stoffen allgemein. Da aber Justinian, wie seine Vorgänger, mit den Persern fast unaufhörlich Krieg führte, und die persischen Karawanen keine Seide mehr brachten, so befahl der Kaiser, den arabischen Meerbusen hinunter nach Indien zu schiffen und die Seide unmittelbar aus ihrem Vaterlande zu holen. Während man noch über dies Unternehmen sann, welches für damalige Zeiten ein großes Wagstück schien, erschienen am Hofe zwei Mönche, die als christliche Sendboten Persien und Indien durchwandert hatten. Sie brachten die ersten Cocons nach Europa und erzählten, wie die Seidenwürmer gezogen, genährt und gepflegt werden müßten, zeigten auch, wie leicht der Seidenbau in den kaiserlichen Staaten in Flor gebracht werden könnte. Sie hatten auch Samen des Maulbeerbaumes bei sich, aber die Eier der Seidenraupe hatten sie vergessen. Da bewog sie der Kaiser, noch einmal nach Indien und China zu reisen und die Wurmeier zu holen. Aber in China hatte man die Todesstrafe gesetzt auf die Ausfuhr der Raupeneier über die Grenzen des Reiches; doch die Mönche wußten guten Rath, sie verbargen die verbotene Waare in

ihren ausgehöhlten Wanderstäben und kamen 555 nach Chr. glücklich wieder nach Constantinopel zurück. Auch in Griechenland nahmen sich zuerst die edlen Damen der Seidenzucht an. Auf Befehl des Kaisers wurden in der Hauptstadt, dann in Athen, Corinth und Theben die ersten Seidenmanufakturen angelegt, und nun war Griechenland im Besitz der edlen Kunst, Seide zu spinnen und zu weben, die es bis ins zwölfte Jahrhundert hinein sich bewahrte. Erst unter Roger II., König von Sicilien und Neapel, im Jahr 1146, wurde den Griechen das Geheimniß entrissen; jener König eroberte viele Städte Griechenlands und führte die Einwohner als Gefangene mit sich fort. Neapel bewahrte wiederum sorgfältig das Geheimniß der Seidenzucht, durch welche es bald zu großem Reichthum gelangt war, und erst im 16. Jahrhundert wurden auch in Oberitalien Maulbeerbäume gepflanzt und vorzüglich nahm sich Herzog Emanuel Philibert von Savoyen der Seidenzucht an; er war ein rechter Friedensfürst, der zugleich den Oelbaum und Maulbeerbaum in Piemont pflegte. Seitdem ist Italien ein Hauptland der Seide geworden und blüht noch immer durch seine Manufakturen, welche die besten Seidenstoffe erzeugen.

Unter dem wackern Heinrich IV. wurde zu Anfang des 17. Jahrhunderts der Seidenbau in Frankreich eingeführt. Von der Wichtigkeit desselben für sein Land überzeugt, ließ jener große König Millionen von Maulbeerbäumen anpflanzen, wodurch die Seidenzucht bald so bedeutend wurde, daß Frankreich nicht blos die vier Millionen Franken, die man damals für Seide an das Ausland zahlte, behalten konnte, sondern sogar mehrere Millionen aus der Fremde bezog, also gewann.



Cocon und Schmetterling.

Es ist merkwürdig, daß keine andere Raupe vom Laube des Maulbeerbaumes frißt; denn den gummiartigen Schleim desselben verträgt nur die Seidenraupe allein. Es ist aber nicht der Baum mit den schwarzen Früchten, sondern die weiße Maulbeere, die sie liebt. Diese weißen Beeren besitzen sehr viel Zuckerstoff, und derselbe harzige und gummiartige Schleim steckt auch in den Blättern. Dieser Schleim nun ist der Urstoff zu der Seide, den der Schöpfer von der kleinen Raupe zu den wundervollen Fäden ausspinnen läßt. Die Seidenraupe hat nemlich längs dem Rücken zwei besondere Kanäle, in welchen sich der harzige Stoff sammelt, der an der Luft schnell erhärtet. Wenn sie nun spinnen will, so treten durch zwei Oeffnungen unter dem Munde kleine Tröpfchen dieser Materie hervor, die sie an irgend ein Blatt anklebt. Dann bewegt sie den Kopf hin und her und zieht so die immer nachquellende Feuchtigkeit zu zwei höchst zarten Fädchen heraus, die sie aber in demselben Augenblick mit Hülfe der beiden Vorderfüße zu einem Faden zusammendreht. Die Länge eines solchen Fadens beträgt oft mehr als eine halbe Meile! Die Larven der übrigen Nachtschmetterlinge sind gegen sie rohe Handwerker, die sich mit einem filzartigen Gespinnste begnügen, aus dem kein Faden zu wickeln ist; die Seidenraupe allein ist der bewundernswürdige Künstler.

Die Eier oder Grains, woraus die Räupchen entstehen, sind kleine runde Körnchen von gelblicher Farbe, oben mit einem grauen Pünktchen bezeichnet. Ein einziges Loth Grains enthält 20,000 Eier, worunter freilich viele todte oder taube sind, aus denen keine Räupchen schlüpfen. Bei einer Wärme von 18° R. werden die Eier in vier bis acht Tagen ausgebrütet, und sogleich nach ihrer Geburt fangen die kleinen Würmer zu fressen an. Wie alle übrigen Raupen verstehen sie sich auf dieses Geschäft vortrefflich, denn sie verzehren in einem Tage mehr als zweimal so viel Futter, als ihr ganzes Gewicht beträgt. Da ihr Vaterland ein mildes heiteres Clima hat, wo es während der kurzen Zeit ihres Lebens gar nicht regnet, so lieben sie auch eine gemäßigte Wärme, reine Luft und Trockenheit—drei zu ihrem Gedeihen höchst nothwendige Stücke. Von ihrer Geburt an bis zu ihrer Verpuppung häuten sie sich in einem Zwischenraum von vier bis sechs Tagen viermal; wenn es aber an Futter und Wärme fehlt, verzögert sich die Häutung wohl auf zehn Tage, denn sie brauchen, um ihr altes Kleid abzuwerfen und in einem neuen schöneren zu prangen, ihre vollste Kraft. Die Häutungsperioden sind gefährlich, und manches Räupchen büßt sein Leben darüber ein. Sobald der Tag der Häutung sich nähert, liegen sie ganz steif und unbeweglich da und bleiben 24 Stunden lang ohne Nahrung. Ist aber die aufgeborstene Haut glücklich abgestreift, dann fressen sie wieder und den folgenden Tag weit gieriger als zuvor, als müßten sie das Versäumte nachholen. Mit jeder Häutung werden sie weißer, glatter und größer, und zwischen der vierten Häutung und ihrer Verpuppung fressen sie dreimal so viel, als in der ganzen Zeit vorher. Etwa acht Tage nach der vierten Häutung bemerkt man unter dem Halse eine starke Röthe; sie hören auf zu fressen, laufen unruhig umher und suchen einen bequemen Ort zum Einspinnen. Der Körper ist jetzt, gegen das Licht gehalten, so durchsichtig, wie eine reife weiße Weinbeere, und so weich wie Teig anzufühlen; die Ringe am Leibe ziehen sich ein, und die Haut am Halse schrumpft zusammen. Haben sie den Ort zum Einspinnen gefunden, so bringen sie den ersten Tag damit zu, ein äußeres gröberes Gewebe zu machen (die sogenannte Flockseide), und am folgenden Tag kommt dann in dieses Obergewand ein feineres Gespinnst, das aus einem zusammenhängenden Faden besteht von 1000 bis 1200 Fuß Länge. Hierauf wird noch ganz inwendig vermittelst einer klebrigen Feuchtigkeit ein filzartiges Gewölbe gebaut, worin nach vier bis fünf Tagen die Raupe zur Puppe wird. Schon nach dem ersten Tage hat sich aber die Raupe so eingehüllt, daß man ihre Thätigkeit nicht mehr beobachten kann.

Die segensreiche Arbeit der Raupe ist beendet, aber der Mensch tritt nun herzu und macht die Wiege der Puppe zu ihrem Grabe. Um das seidene Haus nach Herzenslust ausbeuten zu können, muß der Einwohner desselben getödtet werden. Zu diesem Zwecke bedient man sich der heißen Wasserdämpfe. Es wird ein Kessel mit Wasser aufgesetzt, über diesen, sobald das Wasser siedet, wird ein Sieb voll Cocons gebracht, und diese belegt man dann so mit Decken, daß keine Dünste ausströmen können. Nach einer Viertelstunde, wenn man kein Knistern mehr hört, ist der Zweck erreicht; man bringt dann wieder neue Cocons über das Feuer und fährt damit fort, bis alle getödtet sind. Sie werden hierauf zum Abtrocknen auf Tücher gelegt und entweder sogleich abgehaspelt oder an die Seidenarbeiter verkauft. Zu 1 Pfund Seide gehören 10 Pfund Cocons, und auf 1 Loth Seidenraupeneier kann man 45 Pfund

Cocons rechnen. Es leuchtet also ein, wie lohnend das Geschäft der Seidenzucht ist. Ein Pächter in der Lombardei hatte vor einigen Jahren durch die Seidenzucht gegen 2200 Thaler gewonnen, wovon er die Hälfte seinem Gutsherrn abtrug für Ueberlassung des Laubes, der Eier und der Räumlichkeit, so daß ihm noch über 1000 Thaler als reiner Gewinn zufielen.

Es versteht sich, daß man von den Cocons immer eine Anzahl guter zurückbehält, um den Schmetterling auskriechen zu lassen und frische Grains zu bekommen. Will man nur weiße Seide erzeugen, muß man nur weiße Cocons auswählen, will man gelbe, wählt man nur gelbe Cocons. Diejenigen, welche einen weiblichen Schmetterling enthalten, sind größer und in der Mitte etwas eingedrückt, an beiden Seiten aber abgerundet; diejenigen mit einem männlichen Schmetterling sind in der Mitte stärker eingedrückt, an den Seiten zugespitzter und im Ganzen kleiner. Schon nach vierzehn Tagen kriecht der Falter aus, meist drei Stunden nach Sonnenaufgang. Er ist aber ein lichtscheuer Nachtvogel, der das Dunkle sucht. Seine Flügel sind kurz, zum Fliegen ungeschickt, von Farbe schmutzigweiß, mit gelben und braunen Strichen gezeichnet. Wenn der Schmetterling ausschlüpfen will, gibt er einen ätzenden Saft von sich, um die Stelle seines Durchbruchs zu erweichen. Noch an demselben Tage paaren sich die Geschlechter, worauf das Männchen stirbt, das Weibchen aber in einer Zeit von zwei Tagen etliche hundert Eier legt und dann gleichfalls sein Leben beschließt, das im Ganzen kaum zwei Monate währte.

Dies kurze Leben kommt dem Menschen, der überall die Natur ausbeutet für seinen Nutzen und seinen Genuß, vortrefflich zu Statten. Dem Chinesen ist die Seidenraupe so nützlich, ja so unentbehrlich geworden für seinen Lebensunterhalt, daß er auch das künftige Leben sich nicht denken kann ohne den Seidenbau. Riesengroße Maulbeerbäume—so glaubt er—wachsen im Himmel, und ellenlange Seidenraupen sitzen auf den Blättern, und die Cocons geben hundertfachen Ertrag.

So zeigt sich auch hier, wie eng das Menschenleben an das Thier- und Pflanzenleben gebunden ist und doch zugleich hoch über das blos Natürliche sich erhebt. Was der Seidenwurm unbewußt und nur einem Naturtrieb folgend gesponnen hat, das spinnt der Mensch im Bewußtsein eines freien Geistes zum zweitenmal, darum ist sein Gespinnst doch viel herrlicher als das der Raupe und Spinne, wie seine Häuser kunstreicher sind als das Haus der Biene. Wenn wir das Thun und Treiben dieser Thierchen sinnend betrachten, dann finden wir die griechische Sage ausnehmend schön und sinnig: es sei ein Theil des Gottesfunkens, des geistigen Nektars, von dem der Mensch sich nährt, auch ihnen zu Theil geworden, denn Prometheus, als er die Menschen bildete, habe von Minerva eine Nektarschale empfangen, um mit dem Göttertrank seine Geschöpfe zu begeistern. Von den herabfallenden Tropfen hätten jedoch die Bienen, die Spinnen und der Schmetterling des Seidenwurms genascht, und seitdem theilten sie mit den Menschen das Vorrecht geistbegabter Wesen, die Kunst.

Sonntagschule.

Zwischen dem Alten und Neuen Testament;

oder: die

Geschichte des jüdischen Volkes vom Abschluß des Alten Testaments bis zum Tode Herodes des Großen.

Von B. Pick.

2. Die Juden unter den Egyptern.

Acht Jahre nach diesem Besuch in der heiligen Stadt, starb Alexander d. Große zu Babylon, im Jahre 323 v. Chr., und sein großes Reich wurde unter seine Generäle vertheilt. Paläſtina, als eine syrische Provinz kam an Laomedon, Egypten an Ptolemäus Soter, der im Jahre 321 v. Chr. eine Zeit lang Syrien und Phönizien sich ebenfalls unterwarf. Ptolemäus traf hier auf Widerstand von Seiten der Juden, die den Eid, den sie ihrem Fürsten geleistet hatten, nicht verletzen wollten und belagerte deßhalb Jerusalem. Unter dem Vorwande an einem Sabbathtage im Tempel opfern zu wollen, war er in die Stadt gekommen und konnte so Jerusalem nehmen.

Alles was Ptolemäus that, war, daß er 100,000 in die Gefangenschaft nach Egypten führte, wo er ihnen dieselben Rechte als den Macedoniern einräumte.

Allein der Eroberer sollte nicht lange seine neue Provinz in Ruhe genießen. Einer der ehrgeizigsten Generäle Alexanders, Antigonus, suchte ihm den Besitz streitig zu machen. Zwei Mal fiel die Provinz in Antigonus Hände, und zwei Mal wurde sie ihm entrissen, bis sie schließlich nach der Schlacht bei Ipsus, 301 v. Chr. bleibender Besitz des Ptolemäus blieb. Allein diese Schlacht hatte noch eine andere Bedeutung. Seleucus I. hatte mit gegen Antigonus gekämpft und erhielt dann dafür einen großen Theil von Klein-Asien, sowie das ganze Syrien vom Euphrates bis zum mittelländischen Meer. Er nahm den Titel eines „Königs von Syrien" an, und sein Reich wurde um mit dem Propheten Daniel zu reden ein „mächtiges Reich" (Dan. 11, 5), ja das größte und stärkste, das aus Alexanders hervorging. Seleucus gründete seine östliche Hauptstadt an den Tigrisufern, und nannte sie nach seinem Namen Seleucia. Zur westlichen Hauptstadt erwählte er sich einen Ort auf dem linken Ufer des Orontesflusses, und erbaute hier die Stadt Antiochia im Jahre 300 v. Chr., so genannt nach seinem Vater Antiochus. Antiochia wurde bald eine der blühendsten Städte der Welt und Seleucus lud viele Juden nach seiner Hauptstadt und andern Städten Klein-Asiens zur Ansiedlung daselbst ein, und gab ihnen viele Privilegien.

Die Gründung des syrischen Reiches mit Antiochia als westliche Hauptstadt, brachte Judäa in eine unglückliche Lage zwischen zwei Reiche, insofern als es wegen der gegenseitigen Nebenbuhlerschaft in Gefahr kam, von dem Einen oder dem Andern als Preis gegenseitigen Ehrgeizes genommen zu werden. Allein das Regiment der drei ersten Ptolemäer, des Soter, Philadelphus und Euergetes, war gelind und milde

und während der übrige Theil der Welt in Krieg sich verzehrte, blieb Paläſtina unbehelligt.

Inzwiſchen war auf den Hohenprieſter Jaddua ſein Sohn Onias I., und auf dieſen im Jahre 300 v. Chr., Simon der Gerechte, das letzte Glied der „großen Verſammlung," wie er bei den Juden genannt wird, gefolgt. Nach dem Tod Simon des Gerechten, 291 v. Chr. erhielt ſein Bruder Eleaſer das Prieſterthum, dem nicht ſein Sohn Onias, ſondern Manaſſe, der Sohn Jadduas, ſein Onkel folgte. Als Manaſſe geſtorben war, erhielt Onias II., der Sohn Simons im Jahre 250 v. Chr. das Prieſterthum, ohne ſeines Vaters Tugenden mit geerbt zu haben, vielmehr zeichnete er ſich durch ſeinen Geiz aus und vernachläſſigte den jährlichen Tribut von 20 Talenten in Silber an den egyptiſchen König zu entrichten, weßhalb der König in Paläſtina einrücken und es unter ſeine Truppen zu vertheilen drohte. Die Juden wurden darauf hin in große Trauer verſetzt, wurden jedoch von ihrer Gefahr befreit durch einen gewiſſen Joſeph, der Neffe des Hohenprieſters, der ſich nach Egypten begab und als Steuereinnehmer für Judäa, Samarien, Cöleſyrien und Phönizien angeſtellt wurde. Mit 2000 Soldaten im Gefolge gelang es ihm die rückſtändige Steuern in den Städten und von ſeinem Onkel zu erzielen, und verwaltete mehr denn 20 Jahre dieſes Amt für die Könige von Egypten.

Nach dem Tode Ptolemäus Soter, im Jahre 283 v. Chr., beſtieg Ptolemäus Philadelphus den Thron. Wie ſeine Vorgänger behandelte er die Juden ſehr milde, ſchickte koſtbare Geſchenke an den Tempel in Jeruſalem und veranlaßte viele Juden ſich in ſeinem Reiche niederzulaſſen. Er war ein großer Beförderer von Kunſt und Wiſſenſchaft, gründete die berühmte Bibliothek in Alexandrien, und wußte ſich von überall her Bücher für dieſelbe zu verſchaffen. Unter ſeiner Regierung wurde auch der Anfang zur griechiſchen Bibelüberſetzung, der Septuaginte, gemacht im Jahre 286 v. Chr. Nach ſeinem Tode beſtieg im Jahre 247 v. Chr. Ptolemäus Euergetes den Thron, der in die Fußſtapfen ſeiner Vorgänger trat. Allein dieſer Monarch hatte ein trauriges Ende, indem er im Jahre 222 v. Chr. von ſeinem Sohne Ptolemäus IV., Philopater, ermordet wurde. Kaum hatte dieſer den Thron beſtiegen, ſo ermordete er ſeine Mutter Berenice und ſeinen Bruder Magas und gab ſich dann der Ausſchweifung hin. Schnell jedoch ſollte er aus ſeinem Traum geweckt werden durch Antiochus den Großen, der bereits Phönicien und den größeren Theil Cöleſyriens an ſich geriſſen hatte und nun noch Judäa an ſich reißen wollte. Ptolemäus ging ihm entgegen und ſchlug ihn bei Raphia im Jahre 217 v. Chr.

Die Juden waren trotzdem ihrem egyptiſchen Könige treu geblieben, und nach dem Siege begab ſich Ptolemäus nach Jeruſalem. Angezogen von der Herrlichkeit des Tempels und der Feierlichkeit des Gottesdienſtes, wollte der König bis in das Allerheiligſte vordringen. Simon II., der Nachfolger Onias bat ihn von ſeinem Vorhaben abzulaſſen; allein dieſes machte ihn deſto neugieriger und vorwärts ſchritt er zum Allerheiligſten. Hier jedoch ſoll er von einem plötzlichen und übernatürlichen Schrecken ergriffen, ſprachlos zur Erde niedergefallen ſein. Aufgebracht hierüber kehrte er nach Alexandrien zurück, und ließ nun die dortigen Juden ſeine Rache ſpüren. Einige ließ er hinrichten, Andere verkaufte er als Sclaven oder nahm ihnen ihre Vorrechte. Dreizehn Jahre nachher fiel er, ein Opfer ſeiner Ausſchweifungen und ward gefolgt von Ptolemäus Epiphanes im Jahre 205 v. Chr. in der Regierung, der damals erſt fünf Jahre alt war.

In den letzten Jahren der Regierung des Ptolemäus IV., hatte Antiochus der Große von ſeinem Schlage ſich wieder erholt und das Reich der Seleuciden unter den Parthern und Bactriern feſt gegründet. Als er nach dem weſtlichen Aſien wieder zurückkehrte fand er ſeinen alten Nebenbuhler todt, und den Thron Egyptens im Beſitze eines Kindes. Er griff nun ſofort die egyptiſchen Reiche wieder an, und nahm Cöleſyria und Judäa. In dieſen Kriegen hatten die Juden viel zu leiden und wurden der Zankapfel beider Parteien. Im Jahre 203 v. Chr. nahm Antiochus Jeruſalem, verlor es jedoch wieder im Jahre 199 v. Chr. durch Skopas, einen egyptiſchen General. Im folgenden Jahre behauptete Antiochus das Feld wieder, nahm Jeruſalem nebſt Skopas und dem Heere.

Müde dieſer ewigen Kämpfe und eingedenk der Schandthat die Ptolemäus Philopater ihrem Heiligthum angethan, begrüßten die Juden den Eroberer als ihren Befreier und Antiochus, ſeinerſeits, behandelte ſie freundlich. Er beſtätigte ihnen nicht nur ihre früheren Rechte, ſondern unterſagte es ausdrücklich, daß kein Fremder ihren Tempel beſuchen ſollte, verſprach ſogar ihm die alte Herrlichkeit wiederzugeben und beſchenkte ihn reichlich. Zu derſelben Zeit befahl er ſeinem General Zeuxis, indem er dem Beiſpiele Alexander des Großen und des Seleucus folgte, 2000 jüdiſche Familien aus Babylon nach Lydien und Phrygien überzuſiedeln, wo ſie Ländereien erhalten und zehn Jahre lang von Steuer frei ſein ſollten.

Der Sonntagsſchulſuperintendent.

Von Atlantic.

Daß das Gedeihen, der Wachsthum und die Thätigkeit einer Sonntagſchule viel von dem Superintendent abhängt, wird wohl Jeder, der mit der Sonntagſchule bekannt iſt, zugeben.

Er iſt gleichſam die Seele, das Haupt der Schule, das große Triebrad, welches die kleineren antreibt. Was der General einem Armeecorps, was der Führer einer Fabrik, muß der Superintendent der Sonntagſchule ſein. Nur iſt ſeine Stellung noch um ſo viel wichtiger, als der Werth einer Seele werthvoller iſt als irdiſche Dinge. Man kann deßhalb gar leicht den Superintendent an der Sonntagſchule kennen lernen; er wiederſpiegelt ſich gleichſam in derſelben; iſt er ſaumſelig, gleichgültig in der Zeit, kommt er faſt immer nach der beſtimmten Zeit, ſo werden Lehrer und Schüler auch bald ſeinem Exempel folgen; iſt er langſam und ſchläfrig, ſo ſieht man es gar bald an dem ganzen Treiben der Schule; iſt er oberflächlich und flatterig, ſo wird ſein Bild bald in der Schule zu ſehen ſein. So könnte Manches noch angeführt werden, meine Abſicht iſt aber: ein brüderlich Wort der Ermahnung und Aufmunterung an die lieben Mitſuperintendenten zu richten, hoffentlich leſen ſie alle das Magazin, ſollte noch ein deutſcher Superintendent in der Kirche ſein, der das Magazin nicht hält, ſo möchte ich ihm zurufen, beſtelle es unverzüglich; iſt er zu arm—ſo bezahle die Schulkaſſe dafür—will er's nicht leſen, ſo ſetze man ihn ab, er iſt nicht fähig für ſolch ein wichtiges Amt. Zuerſt, mein lieber Bruder, überlege recht, was dir von Gott

und der Kirche in der Sonntagschule übertragen ist. Wenn du Präsident einer großen Eisenbahn wärest, wie würdest du die Wichtigkeit deiner Stellung fühlen und denken, welche große Verantwortlichkeit ruht auf mir! Aber was sind Geldcapitalien und wären es Millionen, gegen fünfzig, hundert oder mehr unsterbliche Kinderseelen, die dir jeden Sonntag von dem Erzhirten Christus zur Pflege übergeben sind? Bedenke mit allem Ernst die Wichtigkeit, die große Verantwortlichkeit und Folgen der Verwaltuug deines Amtes; thust du das, so treibt es dich zu Jesu Füßen im tiefen Gefühl deiner Untüchtigkeit, es treibt dich mit Thränen zum Thron der Gnaden und du wirst, was ein jeder Sonntagschulsuperintendent sein soll und muß, wenn er ein Segen seiner Schule sein will. Und das wäre:

1. Ein Mann des Gebetes. Der Superintendent sollte oft im Kämmerlein mit offener Bibel auf seinen Knieen im Gebet vor Gott zu finden sein. Gnade und Kraft aus Gott können auch die allerbesten und allerneuesten Einrichtungen in der Schule nicht ersetzen. Es muß ernstlich gebetet, gläubig angehalten werden, um ein tüchtiger Arbeiter zu sein. Den heiligen Geist kann man nur durchs Gebet erlangen. Besonders sollte man am Sonntagmorgen, ehe man zur Schule geht, erst im Verborgenen beten, um recht erfüllt mit Kraft von oben und mit dem Geist Christi vor die Schule zu kommen. O wie oft wird es hier versäumt, man schläft gewöhnlich ein wenig länger am Sonntag, dann gibt es ein Eilen und Jagen um noch rechtzeitig fertig zu werden, daß es vorfallen kann, daß der Superintendent, man denke! das Familiengebet versäumt; gewöhnlich kommt noch etwas quer in den Weg, dadurch der eifrige Vater noch gereizt wird und am Ende gar der geduldigen Hausmutter ein hartes, kränkendes Wort zum Abschied zuruft. Im Sturmschritt geht es nun der Schule zu, dort hat man schon auf den Superintendenten gewartet; sich zu sammeln ist keine Zeit mehr, wie ein Jehu jagt man jetzt drauf los, theilt Befehle aus zur Rechten und zur Linken, hat keinen freundlichen Blick für das Kind, kein aufmunterndes „Gott grüß' dich!" hat man mehr, und wenn dann noch etwas Unangenehmes dazwischen kommt, so muß die Schule die Bitterkeit des Superintendenten fühlen.

Mein lieber Bruder, so soll, so darf es nicht länger gehen. Früh, auch am Sonntag zum Gebet, zur Sammlung des Herzens, zur Vorbereitung der Arbeit, langsam, bedächtig rüste dich und komme mit der göttlichen Sabbathruhe im Herzen vor deine Schule.

2. Sollte der Superintendent mächtig sein in der Schrift; er sollte hierin dem Prediger wenig nachstehen. Aber wendest du ein: „Wo finde ich Zeit, um zu forschen? Auch fehlen die Mittel, um Bücher zu kaufen, wie kann ich Armer mächtig in der Schrift werden?

Mein lieber Mitarbeiter, hierin irrest du, ein wahrer, zum Himmelreich geschickter Schriftgelehrter ist nicht immer der Bücherwurm; diese Macht liegt in der Bibel selbst, sie ist das lebendige, kräftige Wort Gottes, mächtig wird man in der Schrift auf dem Weg der Erfahrung, man nimmt jeden Tag etwas aus der Bibel und glaubt, belebt und übt es, so nimmt man zu und geht von Kraft zu Kraft in der göttlichen Erfahrung.

So wächst man zu einer Macht, daß man völligen Sieg über Welt, Sünde und sich selbst hat; auch findet man Macht mit Gott im Gebet und wird mächtig an hl. Einfluß unter seinen Mitmenschen, man wird voll Gotteserkenntniß und himmlischer Weisheit. Werde mächtig in der Schrift! Halte an mit Lesen und Gebet.

3. Werden wir auf diesem Weg, was die Hauptsache ist und allem andern Werth gibt, gründlich fromme, heilige Männer. Ein Superintendent soll untadelig sein in seinem Wandel, ein entschiedener Feind aller Verstellerei und affectirten Wesens, lauter und redlich, bescheiden und nüchtern.

In der Familie, wenn der Superintendent Familienvater ist, muß er eben so ernst, so liebevoll und freundlich sein, als in der Sonntagschule. Sieht das Kind den Vater anders in der Schule, ist er da freundlicher, liebevoller und frömmer als zu Hause, so verlieren die eigenen Kinder die Achtung vor ihrem Superintendenten, werden irre an ihm, nehmen wahr, daß er sich verstellt und zuletzt mögen sie ihren eigenen Vater als Heuchler ansehen. Wir können, lieber Bruder, als Väter gar nicht vorsichtig genug sein! Wir wollen deßhalb alle Verstellung und bösen Schein meiden, im geselligen Umgang bescheiden und freundlich sein, so daß man uns in und außer der Schule abfühlen kann, daß wir heilige Menschen Gottes sind. Anbetrachtlich unserer großen Aufgabe, der wichtigen Folgen derselben, wollen wir ringen und beten, bis wir Männer werden, voll Glaubens und des heiligen Geistes—mächtig in der Schrift und grundfromm im Leben! Amen. Später etwas über den Superintendenten während der Woche.

Der Sonntagschullehrer in seiner Klasse.

Von A. Bornheimer.

Wenn eine Armee zu Felde zieht, um es mit einem Feinde aufzunehmen, so ist die Hauptsache, daß ihre Führer vom Obersten bis zum Niedrigsten tüchtige und unerschrockene Männer sind. So finden wir oft, daß die Kirche Gottes hier auf Erden mit einer Armee verglichen wird, die auch ihre Vorgänger, ihre Führer hat, auf die es auch sehr viel ankommt in der Besiegung ihrer Feinde.

Obwohl nun die Sonntagschule zur Kirche gehört und einen Theil derselben bildet, so ist sie doch an und für sich selbst eine Armee. Die Schüler sind die Recruten, die sollen wohl einexerzirt und herangebildet werden, um den Kampf gegen die vielen Feinde der Kirche fortzusetzen, wenn wir nicht mehr da sind. Dieses aber ist eine große Aufgabe und wem liegt dieselbe ob? Hauptsächlich dem Lehrer. Die Eltern mögen zu Hause keine Mühe sparen, ihre Kinder christlich zu erziehen, der Prediger mag ebenfalls thätig sein bei der Jugend, aber dies kann die Arbeit des Sonntagschullehrers nicht ersetzen. Er hat eine schöne Gelegenheit einen heiligen Einfluß auf die Schüler auszuüben, wenn es ihm anders darum zu thun ist, die Kinder zu retten. Um nun in dieser Arbeit recht erfolgreich zu sein, ist es nothwendig daß der Lehrer:

1. In seiner Klasse sei. Er soll nicht außerhalb, auch nicht an einem Ende derselben, sondern in der Klasse sein. Von Angesicht zu Angesicht soll er zu seinen Schülern stehen oder unter ihnen sein. Dieses scheint vielleicht manchen Lehrern nicht thunlich; aber wo ein Wille ist, da ist auch ein

Weg und wenn es nicht anders geht, kann man es machen wie jene fromme Lehrerin es machte, die auch der Sitze halber ihren Schülern nicht ins Angesicht blicken konnte, so kniete sie sich vor ihren Schülern nieder, legte ihre Bibel einem nach dem anderen auf den Schooß, und legte ihnen so unter Gebet und Thränen, die heilige Schrift aus. Wenn einmal alle unsere Leute würden in der Sonntagschule recht interessirt werden, dann würde es auch nicht mehr an geeigneten Sitzen fehlen.

2. Sollte der Lehrer regelmäßig in seiner Klasse sein. Nicht einen Sonntag kommen und den andern wieder weg bleiben; wenn ein Prediger seine Gemeinde verläßt über Sonntag, so wird erwartet, daß er Jemand anstellt, der an seiner Statt am Wort diene. So sollte es mit dem Sonntagschullehrer sein. Nichts als unvermeidliche Hinderniße sollten ihn aus der Schule halten und wenn er selbst nicht kommen kann, dann sollte er einen Andern, der fähig ist seine Stelle zu vertreten, anstellen. Durch das, daß ein Lehrer hie und da fehlt und keinen Stellvertreter anstellt, werden die Kinder endlich auch gleichgültig und geben wenig darum, ob sie kommen oder nicht.

3. Sollte der Lehrer pünktlich in seiner Klasse sein; er sollte wo möglich schon etwas vor dem Beginn der Schule anwesend sein, um seine Klasse in Ordnung zu bringen. Ein Sonntagschullehrer sollte in diesem nie saumselig erfunden werden. Nein, er soll da sein bei der Eröffnung der Schule und dazu sehen, daß seine Schüler mitsingen und mitbeten. Wenn der Lehrer pünktlich ist, dann sind die Schüler auch pünktlich. Er sollte da sein, wenn seine Schüler kommen, ihnen einen freundlichen Guten Morgen oder Guten Tag bieten, ihnen die Hand geben, das Alles übt einen guten Einfluß auf sie aus und erweckt Lust und Liebe in ihnen zur Sonntagschule zu kommen.

4. Sollte der Lehrer in seine Klasse kommen mit einem gewissen Plane, sowie auch mit einem gewissen Zweck. Er sollte die Lection gründlich durchstudirt und sich einen eigenen Plan entworfen haben, um den Schülern das Wort Gottes recht ans Herz legen zu können. Aber wie oft ist es der Fall, daß der Lehrer ganz unvorbereitet in seiner Klasse erscheint, um die Kinder zu lehren. Ich sahe einmal einen kleinen Knaben, der kam nach der Eröffnung der Schule zum Superintendenten und sagte: „Unser Lehrer möchte gerne wissen, wo die heutige Lection steht." Wenn ein Lehrer in seiner Klasse so erscheint, dann ist es kein Wunder, wenn die Schüler lange Weile bekommen und der Lehrer nicht vermögend ist, ihre Aufmerksamkeit zu fesseln. Die Lectionsblätter und Erklärungen der Sonntagschul-Lectionen überhaupt, sollten studirt und dann ein eigener Plan entworfen werden, wie man es den Kindern am Besten deutlich machen kann; man sollte nie denken: „Da ist es ja ausgedacht und studirt, sollte ich das noch verbessern können," und sich deßhalb blos an den Erklärungen und Fragen halten. Er sollte nie denken: „Was ist es nothwendig da zu beten um Weisheit, da ist es ja so gut und noch besser, als ich es machen kann."

Der Zweck, den der Lehrer im Augenmerk halten sollte, sollte sein: die Kinder zu Jesu zu führen. Und es erfordert viel himmlische Weisheit, dieses thun zu können. Der Zweck sollte nicht sein, daß man da ist, die Kinder eine kurze Zeit lang zu unterhalten mit ein wenig Lesen oder Buchstabiren und man dann fertig ist; nein, man sollte die ganze Zeit (die verhältnißmäßig kurz ist), mit den Schülern zubringen, um sie zu Jesu hinzuleiten. Wie aber kann man die Lection am vortheilhaftesten den Kindern vorlegen oder deutlich machen? Hierüber will ich kurz meine Ansicht nach genauer Beobachtung darthun. Manche Lehrer bringen die ganze Zeit mit dem geschichtlichen oder geographischen Theile der Lection zu. Dieses mag schon gut sein, aber der rechte Zweck wird dadurch verfehlt. Oftmals wird die liebe Zeit mit Argumentiren verschwendet, über gewisse Gegenstände, die von gar keiner Bedeutung sind. Dieses sollte nicht sein. Man sollte den Schülern besonders die Lehre und Nutzanwendungen suchen beizubringen und um dieses thun zu können, wird es nothwendig sein für den Lehrer, das geschichtliche, geographische und das Andere der Lection zu berühren, um die rechte Lehre zu finden. Er sollte so viel als möglich in Bildern und Gleichnissen reden, denn dadurch kann er den Kindern manches deutlich machen, das er durch sonst nichts vermag; und da nur solche Bilder wählen, die ihm am nächsten liegen und recht kindlich sind, auf daß es die Kinder verstehen. Wird die Wandtafel gebraucht, dann sollte man nur einen Gegenstand zur Zeit vornehmen und die Kinder zu bewegen suchen es zu Hause zu wiederholen, welches viel dazu beiträgt, es ihnen unvergeßlich zu machen.

5. Sollte der Lehrer unparteiisch in seiner Klasse sein, das heißt, er sollte nie einen Schüler dem Andern vorziehen, sonst kann er selbst seiner Klasse ein großes Hinderniß sein. Wenn er auch mehr auf den einen seiner Schüler hält als auf Andere, so sollte er das die Kinder nicht wissen lassen, er sollte sie alle gleich behandeln. Wir wollen hier nur ein Beispiel anführen, aus dem die lieben Leser etwas lernen können. Eine gewisse Sonntagschullehrerin hatte es im Gebrauch, am Schlusse der Schule eine jede ihrer Schülerinnen zu küssen. Eines Sonntags kamen zwei Mädchen in die Sonntagschule, die sehr schmutzig waren, ihre Kleider waren zerrissen und dazu waren sie noch barfuß; sie standen bei der Thüre, der Superintendent sahe sie und fragte sie ob sie in die Sonntagschule kommen wollten. Sie ließen sich dazu willig finden. Dann sahe er sich um, in welche Klasse er sie am Besten thue; er trat hin zu dieser Lehrerin und zeigte ihr die zwei Mädchen und fragte sie, ob sie nicht wolle dieselben in ihre Klasse aufnehmen. „O ja," sagte sie, und so nahm er die Mädchen und führte sie ihr zu. Was that sie? Sie nahm das erste bei der Hand, drückte dieselbe, und küßte es und sofort, bis sie alle ihre Schüler geküßt hatte und aber auch diese zwei Mädchen. Und es stand gar nicht lange an, so kamen diese Mädchen reinlich, bald kamen sie in neuen Kleidern in die Sonntagschule und endlich kamen auch die Eltern mit; die Lehrerin besuchte sie zu Hause, ihre Eltern, die Trunkenbolde gewesen, bekehrten sich zu Gott und es ging ganz anders zu in jener Familie. Dieses Alles rührte daher, weil die Lehrerin ihre Schülerinnen alle freundlich behandelte.

Letztens, sollte der Lehrer recht ernstlich und gläubig für seine Schüler beten, einen nach dem andern dem Namen nach Gott vortragen, mit betendem Herzen in seiner Klasse erscheinen und dann sind wir versichert, wird der Segen Gottes auf seinem Wirken ruhen und dasselbe wird nicht fruchtlos sein.

Die Hungersnoth zu Samaria.

6. Lection für Sonntag den 6. Mai 1877. 2. Kön. 12, 12—20.

Grundgedanke: Erfüllung des göttlichen Wortes und Bestrafung des menschlichen Unglaubens. **Haupttext:** Luc. 18, 27.

I. **Geschichtlicher Zusammenhang.** Zwischen der Begebenheit in der letzten Lection und dieser müssen etwa zwei Jahre verflossen sein. Benhadad sah, daß er Israel nicht überlisten konnte, darum beschloß er, einen regelmäßigen Krieg anzufangen und gedachte durch Ueberzahl der Truppen das zu vollbringen, was ihm durch List nicht gelang. Deßhalb unternahm er einen offenen Feldzug, umringte die Stadt Samaria und belagerte sie; dieses brachte eine große Hungersnoth herbei, dergleichen zuvor nie gewesen war. Diese Begebenheit, im vorigen Capitel begonnen, hat einen bestimmten Zweck, den wir im Augenmerk behalten müssen; sie soll beweisen, daß Menschen den Bund Gottes nicht brechen können, ohne die gedrohte Strafe auf sich zu bringen; darüber vergleiche 3.M. 26, 26–29.; 5. M. 28, 51–53. Die hier aufgezählten Leiden stimmen mit jenen Drohungen überein. Solche Handlungen, wie sie die Hungersnoth zu Samaria aufweist, sind nirgends sonst zu finden, weder in der Weltgeschichte, noch sonst wo; Josephus beschreibt zwar die Noth bei der Zerstörung Jerusalems als schrecklich, doch kommt dieselbe dieser kaum gleich. Der König in seiner Betrübniß, läßt den Propheten rufen, denn er legte diesem die Schuld bei, wegen der großen Noth und schwört ihm das Haupt abzuschlagen. Elisa hat nemlich die Noth prophezeit. Doch reuete es ihn bald, er bekennt, daß diese Plage vom Herrn ist und zwar, als eine Strafe für ihre Sünden. Elisa weissagte nun eine baldige Erlösung, so bald, daß Einer sagte dieses wäre unmöglich, wenn Gott Fenster an den Himmel machen würde und die Fülle herabschüttete. Als wenn Gott nicht im Himmel thronte und die Erde in seiner Hand hielte wie einen Ball. Um den richtigen Sinn der Lection recht zu fassen ist es nothwendig, das ganze Capitel, oder besser die ganze Geschichte zu lesen. Wie die Nachricht zur Stadt kam, zeigt der Anfang des Capitels; die Folgen davon haben wir in dieser Lection.

II. **Texterklärung.** Lectionsplan: 1. Gesandt um zu sehen V. 12–14.; 2. Sehen um zu theilen V. 15. 16.; 3. Sehen und sterben V. 17–20.

Als die gute Nachricht kam, zweifelte der König; er hatte keine Ursache zu hoffen, daß Gott so wunderbar helfen würde, denn durch seinen Unglauben und seine Sünden hatte er sich Gottes Mißfallen zugezogen; auch hörte scheints Niemand etwas in der Stadt von der Flucht der Syrer oder deren Ursache. Um sich zu überzeugen, ob nicht wohl ein Hinterhalt sei und das Ganze ein fein gelegter Plan, wurden Spionen ausgesandt um die Sache zu untersuchen. Israels Demüthigung war eine vollkommene; das Reich das einst wegen seines Reichthums und Segens so berühmt war, hatte jetzt nur noch fünf Pferde aufzuweisen und die waren am verhungern, denn es waren wirklich nur zwei davon brauchbar nach V. 14. Der Herr sah, daß ihre Macht dahin war, und er erbarmete sich seines Volkes und sandte Hülfe. Vgl. 5. Mos. 32, 36.

Bis an den Jordan hinaus zogen die Boten und fanden den ganzen Weg bestreut mit Waffen, Kleidern und Nahrungsmitteln. Das war gute Botschaft für Israel. So groß war der Schrecken des Feindes, daß sie vergaßen ihr Lager anzuzünden und der ganze Reichthum fiel in Israels Hände. Merke: 1. Die Reichthümer der Gottlosen sind aufgehäuft für den Gerechten, Hiob 27, 16. 17. Der Feind meint oft zu schaden, wo er nützt; der Teufel hat auch dem Paulus das Reisegeld bezahlen müssen nach Rom, denn Paulus wäre sonst schwerlich vermögend gewesen hin zu fahren. 2. Die Hülfe kam unerwartet und unbegreiflich. Dieses sollte uns gewiß Gottvertrauen einflößen, denn des Herrn Hand ist nicht zu kurz. Siehe! die Erde und was darinnen ist, gehört dem Herrn. 3. Das Wort des Propheten wurde vollkommen erfüllt; nicht nur war genug da, sondern noch übrig. Niemand wollte kaufen, darum war es so billig; selbst Die, welche zu Hause geblieben waren, erhielten Beute. Gottes Wort darf man getrost trauen, denn wenn er spricht, fällt kein Wort zu Boden. Er öffnet seine milde Hand und spendet Segen, denn unser Gott zürnet nicht ewiglich. Sein Name sei gepriesen.

Doch soll nicht blos Gottes Verheißung erfüllt werden, seine Drohungen sind auch gewiß. Zweifel an Gott hat tiefe Wurzeln im menschlichen Herzen; Tausende gibt es heute noch, die nicht willig sind zu glauben, bis sie sehen. Ein Ritter und Edler im Volk, auf dessen Schulter der König zu lehnen pflegte, suchte den Propheten lächerlich zu machen wegen der Prophezeiung; sein Zweifel kostete ihm das Leben. Um Frieden zu erhalten, stand er im Thore der Stadt; er sah die geladenen Körbe, er hörte den Lärm der jubelnden Menge, aber Niemand wich ihm aus und so kam es, daß er zertreten wurde. Diese Thatsache wird zweimal gemeldet und mit Nachdruck erzählt in diesem Capitel, und zwar als eine ernste Warnung uns zu zeigen: 1. Welch eine Beleidigung es ist, wenn man dem Worte Gottes nicht glaubt, oder ihm gar Vorschriften machen will. Gott verheißt den Weg nie, ohne auch die Mittel zu besitzen. 2. Wie ungewiß das Leben ist, und wie nichtig seine Freuden. Ehre und Ansehen, Macht und Herrlichkeit können nicht vom Tode erretten. Auf den sich der König lehnte, auf den trat das Volk. Er glaubte eine Stütze des Reiches zu sein, und siehe, er stirbt auf der Gasse. So kommt Hochmuth zum Falle. 3. Wie gewiß Gottes Drohungen erfüllt werden. Laßt den Menschen sich beugen; Gott redet, laß die Welt schweigen. Auch Elisa kam abermals gerechtfertigt hervor; Alles, was er sagte, war erfüllt und das Volk sah, daß er der Prophet Jehovas sei. Es ist leider eine betrübte Thatsache, daß die Hochgeborenen und vom Glück Begünstigten, großes Vergnügen daran haben, über Gott und Religion zu spötteln, ohne daran zu denken, daß sie sich ein Armuthszeugniß ausstellen, das Mangel an Bildung beweist.

Wandtafel.

III. **Nutzanwendung.** Diese Lection beweist hauptsächlich: 1. Wie wunderbar Gottes Wege sind. Er kann helfen, wo sonst Niemand Rath weiß; darum sollen wir auf ihn vertrauen. 2. Seine Pläne gedeihen und wenn sie auch noch so unmöglich scheinen. Darum schweige Vernunft, gib Gott die Ehre. Es gibt Thatsachen, die weit über alle menschlichen Begriffe hinaussteigen. 3. Mangel an Glauben und Gottvertrauen ist sehr oft die Ursache unserer Trübsalen und Leiden. Denke recht ernstlich über den Haupttext nach, schreibe ihn in dein Herz hinein. 4. Von dem Falle des Ritters lerne, daß man Gott nicht spotten darf, denn so finden wir es auch im Neuen Testament. Siehe Gal. 6, 7. Die Thorheit dieser Welt ist Weisheit vor Gott, d. h. gerade das, was Menschen klug nennen, ist vor Gott verächtlich und umgekehrt.

Fragen: Wie entstand die Hungersnoth? Wie endete sie? Wer bezweifelte die Weissagung? Warum? Was wäre besser gewesen für ihn? Was lernen wir daraus? Was soll uns diese Lection überhaupt lehren?

Wortstudien.

Scheffel. Ein Trockenmaß für Frucht u. dgl.

Sekel—Seckel. Eine Silbermünze. Es gab den gemeinen

und den des Heiligthums. Der gemeine galt etwa einen Viertel-Dollar.

Kleinkinderklasse. Man erzähle die inhaltsreiche Lection ausführlich. Sie lehrt Ehrfurcht vor Gottes Wort, Gottes Dienern und der Religion. Sie lehrt Glauben und die Bestrafung der Ungläubigen und Spötter.—Lehre und Warnung. In der Noth soll man auf Gott vertrauen, er verläßt Den nicht, der an ihn glaubt.

Illustrationen. Gott versorgte sein Volk in der Wüste mit Brod vom Himmel und mit Wasser aus dem Felsen. Wo Menschen keinen Ausweg wissen, da kann Gott helfen.—Hagar, ließ der Herr in der Wüste einen Brunnen finden, und Elias mußten die Raben versorgen.—

Der König Jehu.

7. Lection für Sonntag den 13. Mai 1877. 2. Kön. 10, 20—31.

Grundgedanke: Ihr könnet nicht Gott dienen und dem Mammon. **Haupttext:** 2. Kön. 10, 31.

I. Geschichtlicher Zusammenhang. Diese Lection ist gewählt worden um zu beweisen, daß alle Drohungen Gottes wider das Haus Ahab erfüllet wurden. Jehu war das von Gott erkorene Werkzeug, diese Drohungen auszuführen; er war ein Sohn Josaphats, nicht des Königs und Feldhauptmann Ahabs. Von Elias wurde er zuerst gesalbet—wahrscheinlich im Geheimen; hernach sandte Elisa noch einen Propheten, um ihn abermals „im Namen Jehovas" als König von Israel zu salben. Die Ursache warum Elisa ihn nicht selbst salbte, mag wohl darin liegen, weil die Sache noch eine Zeit lang verborgen bleiben sollte, sein Auftreten aber hätte sicher Verdacht erregt.

Kein Mann in der ganzen alttestamentlichen Geschichte wurde je so streng und so verschieden beurtheilt als Jehu. Zum besseren Verständniß seiner Handlungen und um ein richtiges Urtheil zu geben, sind folgende zwei Punkte nöthig zu beachten: 1. Jehu wurde zum Königsthron berufen und gesalbet im Namen Jehovas. 2. Müssen seine Handlungen im Lichte des Alten Testamentes und nicht nach der Ansicht der jetzigen Zeit beurtheilt werden. Er regierte über Israel 28 Jahre, aber seine Regierung war nicht so glücklich, als sich erwarten ließ. Israel wurde schwächer und schwächer, es ging mit starken Schritten seinem Verfall entgegen. Eine Ursache mag gewesen sein, weil er den Kälberdienst nicht abschaffte. Das Reich war zu schwach, um gegen Syrien zu stehen im Kampf und so ging ein Stück nach dem andern vom Lande verloren. Die Propheten waren ihm zwar nicht zuwider wie den Königen vor ihm, vielmehr standen sie ihm bei; zwar kann nicht gesagt werden, in welchem Verhältniß Elisa zum Könige stand, denn sein Name wird nicht genannt während der ganzen Regierungszeit; vom 9. bis 13. Capitel, wo uns sein Tod unter König Joas gemeldet wird.

Die zwei Hauptpunkte der Regierung Jehus waren: Die Ausrottung des Hauses Ahabs und die Abschaffung des Baalsdienstes. Er hat Großes gethan in der Abschaffung des falschen Gottesdienstes, es kann aber nicht gesagt werden, daß er etwas gethan hätte für den wahren Gottesdienst.

II. Texterklärung. Lectionsplan: 1. Was Jehu that; 2. Was er zu thun verfehlte.

V. 2–11. **Die Ausrottung des Hauses Ahabs.** Nachdem Jehu im Besitz von Jezreel war, sandte er eine Herausforderung an die Beschützer der Söhne und Enkel Ahabs nach Samaria, deren es 70 gab, für dieselben in die Schranken zu treten, indem ihr Tod beschlossen sei. Jehu wollte, wenn möglich verhüten seine Armee hinzusenden, damit die Hand Gottes mehr offenbar, die Beschützer aber zu Mördern wurden. Er gab ihnen zu verstehen, daß sie die feste Stadt und die Kriegsrüstung hätten, sie sollten nun aus den 70 einen zum König machen, damit er wisse mit wem zu kämpfen. Dieses that er um zu zeigen, daß es unmöglich sein werde gegen Jehovas Drohungen zu kämpfen. Daran sollten Sünder Warnung nehmen. Die Aeltesten und Beamten Samarias fürchteten sich V. 4. und unterwarfen sich auf einmal, denn sie erkannten, daß an Widerstand nicht zu denken sei. Als Beweis ihrer Unterwürfigkeit verlangte Jehu die Köpfe der Nachkommen Ahabs binnen 24 Stunden, und sie brachten dieselben. Hier können wir sehen, wie es gehen kann, wenn man seine Zuflucht auf Menschen setzt, oder Freunde zu Beschützern hat. Merke: Wer nicht aufrichtig ist gegen seinen Gott, wie kann man von dem erwarten, daß er gegen Menschen treu sei? Erst tödteten sie Naboth auf Isebels Geheiß, nun aber schlachten sie Isebels Nachkommen auf Jehus Gebot. Als die Köpfe auf zwei Haufen lagen vor dem Thore, besah sie Jehu und hielt eine Rede. 1. Legt er die ganze Verantwortung auf die Freunde Ahabs. 2. Erklärt er das Volk frei vor Gott und der Welt V. 9 und sich selbst ebenfalls. 3. Schreibt er nun die ganze Begebenheit einem Gericht Gottes zu V. 10. Gott ist nicht der Autor der Sünde, aber in der Strafe für dieselbe wird sein Name verherrlicht und seine Gerechtigkeit groß.

V. 12–15. Nach diesem tödtete er auch noch den ganzen Anhang Ahabs, seine Freunde und sonstigen Verwandten. Nun kamen ihm auch die Brüder Ahasjas in den Weg, und er tödtete ihrer 42. Merke: 1. Waren auch sie ein Zweig der Familie Ahabs. 2. Waren sie der nemlichen Sünden schuldig, und 3. Waren sie auf dem Wege den Kindern Ahabs Grüße zu bringen und Besuche abzustatten. Sie wurden mit Ceremonien hingeschlachtet am Schafbrunnen. Und was war Jehus Lohn? Die Krone des Reiches. Anstatt nun fortzufahren in seiner Reform, hörte er auf als die Baalspriester getödtet waren und ließ den Kälberdienst, den Jerobeam aufrichtete. Obschon er die Drohungen Gottes wußte und theilweise erfüllte, so machte ihn das nicht rein von seinen eigenen Sünden. Vgl. Jes. 10, 5–7. 12.

Die Abschlachtung der Baalspriester. Auf dem Weg traf Jehu Jonadab den Sohn Rechabs, einen sehr frommen Mann. Die Rechabiten waren ein Völkchen, berühmt wegen ihrer Lebensweise und Gottwohlgefälligkeit; sie durften weder Wein noch sonst starkes Getränke trinken. Dieses Völkchen erhielt sich, während ganze Nationen aus der Geschichte verschwanden; noch nach 300 Jahren hebt Jeremias sie als Muster der Frömmigkeit hervor und es wird behauptet, daß sie bis heute noch bestehen. Gewiß ein edles Muster der Mäßigkeit in diesen Tagen. Diesen Mann nahm er mit sich, damit er seinen Eifer für Gott sehe. Der Baalsdienst war die schreiende Sünde Ahabs und diesem soll ein Ende gemacht werden. V. 18. hat einen furchtbaren Sinn und sind schon allerlei Deutungen gemacht worden darüber. 1. Ueberlistet er die Baalspriester um sie zusammenzubringen. Er war unrecht in so weit, daß er meinte, die Wahrheit Gottes bedürfe einer menschlichen List oder Lüge. 2. Er war behutsam, damit kein Diener des Herrn unter ihnen sei. Wer sich von Baal betrügen läßt, der mag für Baal sterben. Er ließ sie alle tödten im priesterlichen Schmuck; ihr Blut wurde mit ihrem Opfer vermischt. Der Tempel mußte fallen und wurde zerstört; Baals Verehrung hatte ihr Ende erreicht. Einst waren im ganzen Reich nur noch 7000, die Baal nicht dienten, nun ist Baal und sein Anhang dahin. V. 29. Schade, daß Jehu seinem Beruf nicht treu geblieben; so weit es die Politik nöthig machte, war er ein Eiferer für Gott, aber als er es zu seinem Vortheil fand, hörte er auf; sein Herz war nicht recht mit Gott. 1) That er das Uebel nicht ganz hinweg. 2) Bekümmerte er sich nicht um das Gute, weder in Worten noch Thaten. Es scheint, Jehu war selbst kein religiöser Mann, er war blos ein Werkzeug in Gottes Hand, Israel zu reformiren. Ist es nicht schade, daß es so viele Menschen gibt noch heutzutage, die so gut sind gegen andere Leute und doch so gleichgültig gegen sich selbst? Daran denke und prüfe.

III. Nutzanwendung. In dieser Lection ist viel zu lernen:

1. Daß Gottes Strafe der Uebertretung seiner Gebote gewiß folgt, es sei denn, man thue Buße.

2. Daß man sich nicht auf Menschen verlassen kann, sie die-

nen gewöhnlich dem Stärkeren; in der Noth findet man sie selten.

3. Daß wir nicht also sein sollen wie jene Beschützer, sondern Treue und Ehre bewahren Denen, die uns ihre Freundschaft und ihr Vertrauen schenken. Das infamste Geschöpf ist ein Mensch, der zum Verräther seines Freundes wird.

4. So du ausgehest, befiehl deine Wege Gott an, denn du weißt nicht, wie dein Eingang sein wird; die Welt hat Gefahren.

5. Findest du einen Aufrichtigen, einen Frommen, halte dich zu ihm.

6. Eifer für den Herrn ist gut, wenn er rein ist, geschieht es aber blos um gesehen zu werden, dann ist der Lohn dahin. Matth. 6, 1–6.

7. Auch ein gutes Werk verliert seinen Werth, wenn es nicht ausgeführt wird auf offenem, d. h. gerechtem Weg. Nota bene: „Der Zweck heiligt die Mittel nicht."

8. Besonders sollten Kinder frühzeitig unterrichtet werden in den Wegen des Herrn, denn nur gute Kinder sind ein Segen, die bösen aber ein Fluch für ihre Eltern.

Fragen: Wer war Jehu? Was war sein Beruf? Wie führte er ihn aus? Wer führte Baalsdienst ein? Wie wurde derselbe aufgehoben? Worin verfehlte Jehu seine Aufgabe? Welchem Götzen diente Jehu? Wie sollen wir Gott dienen? Was für Götzen werden heutzutage noch verehrt? Was wird von Jehu gesagt? – Siehe Haupttext.—

Merke: 1. Es ist Gefahr in der Gesellschaft der Gottlosen.

2. Eine Lieblingssünde kann ein ganzes Leben verunstalten.

3. Eifer für Gott kann die Verachtung seiner Gebote nicht gut machen. Lies Matth. 6, 24.

Wortstudien.

Jehu. Selbst. Es gibt Drei dieses Namens in der Schrift. Dieser war ein Sohn Josaphats, nicht des Königs.

Hirtenhaus. 1. Wo die Hirten schliefen. 2. Da man die Schafe schor.

Jonadab. Des Herrn Freiwilliger.

Rechab. Fuhrmann. Siehe Lection.

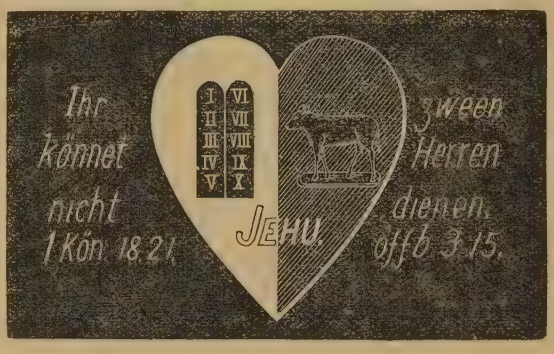
Ahasja. Ein Sohn des gottlosen Ahab; der achte König in Israel.

Trabanten. Des Königs Leibgarde und Begleitung.

Kleinkinderklasse. Der geschichtliche Theil der Lection muß gut eingeprägt werden. Als Mittelpunkt der Lection für die Kleinen, mag „die Strafe der Gottlosen" dienen. Gott hatte an dem Baalsdienst großes Mißfallen, hat sie oft gewarnt, hat lang und große Geduld gehabt, aber endlich kam die Strafe. So ists heute noch: Gott warnt die Gottlosen in der Schrift, Kirche, Sonntagschule 2c.; er hat Geduld mit ihnen; wollen sie sich aber nicht bekehren, so folgt die Strafe.

Illustrationen. Den gottlosen Leuten zur Zeit der Sündfluth, ließ er predigen 120 Jahre lang, aber sie wollten nicht hören; endlich kam die Strafe.—Den Leuten zu Sodom und Gomorra predigte Lots frommes Leben; endlich sandte Gott noch seine Engel in die Stadt, die Leute wollten sich aber nicht bessern, da kam die Strafe.—Die Leute zu Ninive hingegen thaten Buße auf Jona's Predigt, und sie wurden gerettet.

Wandtafel.



Jona in Ninive.

8. Lection für Sonntag den 20. Mai 1877. Jona 3, 1—10.

Grundgedanke: Wer seine Sünde bekennet und läßt, wird Barmherzigkeit erlangen. **Haupttext.** Matth. 12, 41.

I. **Geschichtlicher Zusammenhang.** Das Buch Jona ist das älteste der prophetischen Bücher und sollte der Zeit nach zuerst stehen. Jona lebte um die Zeit des Königs Jerobeam II., denn er verkündete ihm Sieg im Kampf gegen die Syrer. Er war geboren zu Gad-Hepher, einem Städtchen im Stamme Sebulon in Galiläa. Jona war ein Zeitgenosse Homer's, des Vaters der Sänger, ebenfalls des Lycurgus, des spartanischen Gesetzgebers; er lebte 100 Jahre vor der Gründung der Stadt Rom. Als Lection für die Sonntagschule ist das Buch Jona von Bedeutung, denn: 1. Zeigt es uns ein merkwürdiges Bild menschlicher Schwachheit. 2. Ist es ein Beweis der großen Barmherzigkeit Gottes, beides, gegen reumüthige Sünder und gegen mißvergnügte, murrende Gläubige. 3. Ist der Prophet auch in vielen Dingen ein treffendes Vorbild auf Christum, vom Heilande selbst so angewendet. Um ein richtiges Verständniß der Lection zu erlangen, ist es nothwendig, daß man die zwei vorhergehenden Capitel auch lese.

Ninive erreichte den Höhepunkt ihres Glanzes zur Zeit Jonas; sie war die Hauptstadt des Reiches Assyrien und Babylon gleich an Glanz und Rang. Ninive wurde schon sehr bald nach der Sündfluth erbaut, es war lange Zeit eine Streitfrage, wer die Stadt gegründet habe, scheint aber jetzt allgemein anerkannt zu werden, daß es Nimrod „der mächtige Jäger" war. Die Stadt lag am Tigris, etwa 300 Meilen von Babylon. Sie wurde zerstört und kam ganz in Vergessenheit, und zwar schon vor dem Anfang der authentischen Geschichte der Welt. Xenophon, 400 v. Chr., so wie Herodotus, der Vater der Weltgeschichte, wußten nichts von Ninive. 2500 Jahre lag diese Stadt in ihrem finsteren Grab und schon fingen Manche an zu sagen, die Geschichte der Stadt wäre ein Märchen; da, auf einmal findet der Forscher die langvergessene Stadt mit ihren Palästen, Tempeln und Götzenbildern, und bringt sie an das Licht der Wissenschaft. Die alten Hieroglyphen werden entziffert, und die Bibel erhält einen neuen Beweis ihrer Echtheit. An Größe übertraf Ninive die Stadt Babylon weit. Diodorus nennt sie „eine Stadt, wie nie zuvor noch hernach von einem Mann eine gegründet wurde." Sie war im Umfang 480 Stadien, das ist 115 Stadien größer als Babylon (acht Stadien sind 1 Meile). Die Stadtmauer war 100 Fuß hoch und so breit, daß 3 Wagen neben einander darauf fahren konnten. Nach neuester Beschreibung deckte die Stadt einen Flächenraum von 378 englischen Quadratmeilen. Die Stadtmauer hatte 1500 Thürme, jeder 200 Fuß hoch. Ninive zählte damals über zwei Millionen Einwohner; wenigstens 120,000 Kinder oder solche, die nicht unterscheiden können zwischen Recht und Unrecht.

II. **Texterklärung.** Lectionsplan: 1. Ein reumüthiger Prophet; 2. Ein bußfertiges Volk; 3. Ein barmherziger Gott.

V. 1–4. Gott war wieder ausgesöhnt, er erschien Jona zum zweiten Mal und sendet ihn nach Ninive. Einmal ist er geflüchtet, es reuete ihn und Gott vergab ihm. Die Züchtigungen Gottes sind für des Menschen Wohl. Jonas beugte sich, als Gott ihm half. Gott ist nicht mißtrauisch; er glaubte dem Propheten und vertraute ihm sogleich wieder eine Himmelsbotschaft an. Das zeigt uns, daß Gott nicht blos vergeben, sondern auch vergessen kann. Und Jonas that nach des Herrn Wort, ohne Murren oder Widerrede. Hier folgt nun der Auftrag den ihm Gott gab und wie er ihn ausführte. 1. Jona war ein Kriegsherold, er mußte gehen und Ninive den

Krieg ankündigen. Ninive war eine große Stadt „vor dem" und „für den Herrn". Groß, nicht blos an Flächenraum und Einwohnerzahl, sondern auch bezüglich der Buße die sie that, wie der Herr zum Voraus wußte. 2. „Die Predigt, die ich dir sage." Ohne Veränderung, ohne Zu- oder Abthun. Das war eine indirekte Verheißung, daß Gott mit ihm sein werde. Gehe, predige, wenn du dort bist, sollst du auch das Wort und die Kraft haben. Jona ging, er fand die Stadt sehr groß. (Siehe oben). Nicht blos eine Station, ein ganzer Bezirk, drei Tagereisen lang. Sein Thema war: 1. der Untergang der Stadt. Nicht durch Krieg mit irdischen Mächten, sondern durch die Kraft eines schwer beleidigten Gottes. 2. Die Zeit des Unterganges. Nach 40 Tagen. Also noch eine kurze Gnadenfrist. Vierzig Tage warten, ist eine lange Zeit für einen gerechten Gott, aber nur sehr kurz für einen Sünder das Gericht abzuwenden durch Buße. Die Bestimmung der Zeit sollte dem Volk ein Zeugniß sein, daß die Botschaft vom Herrn sei, denn kein Mensch wagte damals solche Behauptungen zu machen, es sei denn vom Herrn beauftragt. Wie würden wir leben, wenn wir wüßten, daß es in 40 Tagen aus wäre? Siehe, wir wissen nicht, ob wir morgen noch leben.

V. 5–10. Hier ist ein Wunder der göttlichen Gnade. Ninive that Buße auf die Predigt. Lies Matth. 12, 41. Hat Jonas sie zur Buße gerufen! Nein! er predigte ihnen Zerstörung und doch bekehrten sie sich! Hier ist ein Muster wahrer Buße: 1. Sie hörten des Herrn Wort und fragten nicht, Warum? 2. Sie glaubten dem Wort und das stärkte den Glauben. 3. Sie beugten sich ohne Entschuldigung. 4. Die Buße war begleitet mit Besserung des Lebens. Manche meinen, die Niniviten hätten gehört, wie es dem Jona gegangen, das hätte dazu geholfen; mag sein, möchte es auch heute noch helfen. Die Nachricht gelangte zum König, er legte das königliche Gewand ab und wurde dem Volk zum Vorbild, auch er zog das Büßergewand an. Das Volk folgte seinem Beispiel und Niemand in der Stadt schien sich besser zu dünken als der Andere. Auf königliches Gebot wurde ein Fasten ausgerufen, ein Tag festgesetzt an welchem weder Mensch noch Vieh Nahrung genießen durfte. Keiner durfte Krankheit, Arbeit oder Schwäche vorbringen, Alles muß vergessen werden und nur die göttliche Drohung im Augenmerk gehalten sein und die Abwendung derselben. Der Psalmist forderte einst die Thiere auf, mit ihm Gott zu loben, hier mußten sie mitfasten und Buße thun. Mit dem Fasten war aber auch ernstliches Gebet verbunden; das Fasten war bestimmt, den Leib zu bereiten, ein Zeichen, daß er der Seele unterthan sein müsse. Mit Fasten und Beten verbanden sie einen neuen Lebenswandel. Am Hof, beim Geschäftsmann, in der Familie, überall soll man sehen, daß ein ernstes Bestreben nach Besserung stattfindet. Warum all dieses? V. 9. Hoffnung, Zutrauen zu Gott und das Heil ihrer Seelen, bewogen sie zu diesem Schritt.

Hier ist ein Wunder der göttlichen Barmherzigkeit, V. 10 Gott sah und hörte Alles, und wußte, daß es ihr Ernst war, und er erbarmte sich. Lerne hieraus: Gott sieht was vorgeht auf Erden, er kennt auch die Motive die den Menschen bewegen zu seinen Handlungen. Sie brachten ein Opfer, das der Herr nicht verachten durfte nach seiner Verheißung.

III. **Nutzanwendung.** Hier sollen wir lernen:

1. Wenn Gott uns einen Auftrag gibt, Pflichten auferlegt, so sollten wir gehorchen; es ist große Gnade, daß er uns nur wirken läßt.

2. In der Buße ist kein Unterschied vor Gott. Alle stehen gleich; bei ihm gilt kein Ansehen der Person.

3. Wehe Dem, der den Zorn Gottes verachtet und gleichgültig bleibt, er kann nie die göttliche Liebe schmecken.

4. Unser freier Wille erzeugt keine Buße, sondern der Glaube an Gottes Wort.

5. Wahre Buße bereut nicht blos die Sünden, sondern räumt den Reiz derselben aus dem Wege, oder besser, schlägt einen andern Weg ein.

6. Das nemliche Gottes Wort, das damals verkündet wurde, besteht heute noch, und die nemliche Gnade ist noch verheißen den Bußfertigen.

7. Wahre Früchte der Buße sind Gott angenehm. Gott haßt die Sünde; wo man ihn sucht und die Sünde meidet, läßt er sich finden.

Fragen: Wer war Jonas? Was that er, als ihm der Herr zum ersten Mal einen Auftrag nach Ninive gab? Was that er das zweite Mal? Wo lag Ninive? Was war Jonas Auftrag? Was thaten die Leute, da sie ihn hörten? Was that der König? Was für Ursache hatten sie für ihre Hoffnung? Was waren die Früchte ihrer Buße? Was die Folgen? Was lehrt uns diese Lection? Siehe 1. Joh. 1, 9

Wortstudien.

Jona. Eine Taube. Ein auserwählter Heidenprophet.
Ninive. Ninus Wohnung. Hauptstadt von Assyrien.
Purpur. Die theuerste Farbe; nur königliche Familien trugen dieselbe. Es wird gesagt, daß die echte Purpurfarbe einer Art Meerschnecke aus einer Mundader genommen werde.

Kleinkinderklasse. Wenn diese Lection mit der vorangehenden und nachfolgenden Geschichte erzählt, und was sie nicht verstehen erklärt wird, so ist es kaum nöthig, für die Kleinen noch etwas hinzuzufügen. Hauptpunkte sind: Gehorsam gegen Gott, wobei Jonas als warnendes Beispiel dient, und daß der Sünder Gnade erlangt und einen barmherzigen Gott findet, wenn er rechtschaffene Buße thut, wie wir bei den Niniviten sehen.

Wandtafel.

Elisa's Tod.

—o—

. Lection für Sonntag den 27. Mai 1877. 2. Kön. 13, 14—21.

Grundgedanke: Wer glaubt, wird leben, ob er gleich stirbt. **Haupttext:** Ebr. 11, 4.

I. Geschichtlicher Zusammenhang. Wenigstens 45 Jahre sind über das Reich Israel dahin gegangen zwischen der vorigen Lection und dieser. Könige starben und andere bestiegen den Thron, aber noch immer lebte der ehrwürdige Prophet Elisa. Zwar haben wir keine Beschreibung, was er gethan in dieser Zeit, die Geschichte schweigt davon. Ueber 60 Jahre sind verflossen, seit er zum Amt berufen wurde und muß demnach bei dieser Zeit ein sehr alter Mann gewesen sein. Soviel jedoch scheint gewiß: Elisa war hochgeehrt am Hofe und bei dem Volke; und ob auch unsere Kunde dem jetzigen König kein großes Lob zollt, so erscheint aus der Beschreibung im Einzelnen doch die Thatsache, daß er Gott fürchtete und seinen Propheten ehrte. Josephus zollt ihm ein gutes Lob.

Endlich kam die Zeit der Erlösung für den Mann Gottes; lange hat er geschwiegen und in Zurückgezogenheit gelebt, noch einmal kommt der Geist der Weissagung über ihn, und er läßt seinen Schwanengesang hören: „Erlösung und Sieg von dem Herrn!" Wenn wir bedenken, was Gott gethan hat für Israel, d. h. die zehn Stämme, möchten wir wohl wundern, daß jeder folgende König den vorigen an Bosheit zu übertreffen

suchte. Während der ganzen Zeit des Reiches hörte der Götzendienst nie ganz auf. Trotz dem prophetischen Wirken und trotz den göttlichen Heimsuchungen hing das Volk an seinen Götzen, und doch wich der Herr nie ganz von ihnen, sondern half ihnen immer wieder nach all den schweren Züchtigungen.

Zur Zeit dieser Lection war Joas, ein Enkel Jehus, auf dem Thron. Juda hatte zur nemlichen Zeit einen König gleichen Namens; wahrscheinlich dachte man in der Familie Jehus an das Haus Davids, da man dem Thronerben diesen Namen gab. Was sich zwischen Joas und Elisa zutrug, ist die Verhandlung dieser Lection.

II. **Texterklärung.** Lectionsplan: 1. Des Propheten Krankheit und sein königlicher Besuch; 2. Seine letzte Weissagung; 3. Sein Grab.

V. 14. Elisa war krank und fühlte sein Ende kommen. Er hatte lange gelebt und sein Werk vollbracht. Elias wirkte kaum ein Viertel von der Zeit, die dem Elisa bestimmt war. In seinen letzten Jahren lebte Elisa ein wahres Privatleben; er hatte den Weg alles Fleisches zu gehen, aber noch am Ende seiner Bahn gedenkt er seines Volkes. Der König hörte von der Krankheit, und er besuchte den Mann Gottes. 1. Um ihn zu ehren, und 2. um seinen Segen zu empfangen. Er weinte, und er hatte Ursache dazu. Den nemlichen Ehrentitel den Elisa einst dem Elias gab, gibt der König nun ihm und beweist damit, wie viel Elisa fürs Reich gethan hatte; noch mehr: „Du hast uns oft geholfen in Rath und That, wer wird uns beistehen in dieser neuen Noth?" Joas fühlte, daß die jetzt schwindende Kraft größer war, als die Kraft von Wagen und Rossen.

V. 15—19. Elisa hatte noch etwas auf seinem Gemüthe; der Prophetengeist loderte noch einmal helle auf in ihm, wie eine hell aufleuchtende Flamme. „Ich sterbe, aber Gott wird mit euch sein." Den betrübten König zu ermuthigen, gibt er ihm ein Zeichen. V. 15. Er stellt ihn in militärische Stellung, um anzudeuten: „Rüste dich." Dann folgt das Zeichen: 1. Schieße einen Pfeil gegen Syrien. Der Prophet legte seine Hand auf die Hand des Königs, um ihm anzudeuten, daß Israels Hülfe vom Herrn sei. Die sterbende Hand des Propheten gab dem Pfeil und Bogen größere Kraft, als der starke Arm des Königs. 2. Die Bedeutung: Eine Verheißung des Sieges, „ein Pfeil des Herrn." Der Herr wirkt, und wer kann hindern? Ob auch die Syrer in dem Vortheil waren, der Herr wird für Israel streiten. 3. Ein anderes Zeichen: Eine Prüfung des Königs, um zu sehen, welchen Gebrauch er von der Verheißung machen werde. Ben-hadad lag einst ebenso zu Ahabs Füßen. Wird Joas weiser handeln? Ob der König die Sache nicht verstand, oder es als die Grillen eines sterbenden Mannes betrachtete, ist nicht gesagt; aber in seiner Handlung, V. 18. 19., zeigte er, daß er von seiner Gelegenheit nicht den Vortheil ziehen würde, den sie ihm bot. Nun macht ihm Elisa Vorwürfe wegen seines Mangels an Ausdauer, der Feind wird weiser sein und des Königs Schwäche benutzen. „Die Kinder dieser Welt sind klüger, als die Kinder des Lichts."

V. 20. Der Prophet starb und ward begraben. Josephus sagt, er wurde begraben mit großen Ehren, in allen Beziehungen des Mannes werth. Nun folgt noch eine Begebenheit nach seinem Tode. Etwa ein Jahr nach diesem kam eine moabitische Räuberbande in die Nähe; einer derselben starb, und da sie nicht Zeit hatten, ihn ordentlich zu begraben, warfen sie ihn in des Propheten Grab; kaum berührte der Todte des Propheten Gebeine, als er auch wieder lebendig wurde. Andere hingegen behaupten, es sei ein Israelit gewesen, und die Moabiter hätten sie am Begräbniß verhindert; wie dem auch sei, der Todte lebte wieder auf. So gab Gott noch nach dem Tode Zeugniß für seinen Propheten. Dieses ist aber kein Beweis, daß deßhalb alle heilig gesprochenen Knochen römischer Heiligen gleiche Kraft besitzen. Dies beweist gar nichts als ein Zeugniß des Herrn. Moses wurde noch nach dem Tode geehrt; Elias sah den Tod nicht und Elisa wurde auch noch vom Herrn anerkannt nach dem Tode. Die Thatsache ist ein Beweis der kommenden allgemeinen Auferstehung; sie ist ein Bild: „Indem nun am Grabe Christi Juden und Heiden ewiges Leben finden können in Buße und Glauben, ist kein Leichnam mehr nöthig leibliches Leben zu geben."

III. **Nutzanwendung.** 1. „Es ist dem Menschen gesetzt einmal zu sterben." Bist du bereit?

2. Die körperliche Schwäche berührt den gläubigen Geist nicht; Elisa war im Sterben noch geistig frisch und stark.

3. An Elisa können wir sehen, was Ps. 118, 14. für einen herrlichen Sinn hat, und wie auch wir es sagen können.

4. In Gottes Nähe schwinden auch die Todesschrecken; darum ist es uns gut, daß wir uns nahe zum Herrn halten.

5. Der Gerechte ist auch im Tode getrost. Der Herr ist sein Stab und sein Stecken, eine Stütze im Tode.

Lerne aber auch, daß wenn wir Großes unternehmen für den Herrn, dürfen wir Großes erwarten von dem Herrn.

Gottes Segen ist immer im Verhältniß zu unserem Glauben. Der Gerechte ist noch ein Segen nachdem er schon gestorben ist. Vgl. den Haupttext.

Hier sollen wir aber auch sehen, daß unser Sieg vom Herrn ist, wir aber wirken müssen, um ihn zu erlangen. Lies Pr. Sal. 9, 10.

Kleinkinderklasse. Wieder eine geschichtliche Lection, und das einfache lebendige Erzählen ist die Hauptsache. Wir sehen wie Gott und der König den alten frommen Propheten ehren. Präge den Kindern Ehrfurcht gegen die Alten, besonders gegen Fromme und Diener Gottes ein. Elisa ist noch thätig, so lang er lebt, zum Wohl seines Volkes. So sollen wir thätig sein zum Wohl des Reiches Gottes, so lange es Tag ist.

Wandtafel.

Der Gerechte im Tode:

Ergeben in Gottes Willen.
Lebt, ob er gleich stirbt.
In Christo selig.
Stark im Glauben.
Auferstehung hoffend.

Hinterstübchen.

Straßenbilder Nr. 1. Ein Fehlschlag. Wenn man so am Fenster sitzt und an der schwermüthigen Feder kaut, dann machen die wanderlustigen Augen ihre Ferienreisen auf der Straße. Mitunter erhaschen sie dann einen Anblick, der je nach Umständen, des Mitleids, der Entrüstung oder des Lachens werth ist. Was aber nun für unsere Augen diesen Werth hat, mag für die Magazinleser eben so viel werth sein. Wir wollen deßhalb nach und nach einige dieser Vorfälle mittheilen, der geneigte Leser mag dieselben dann nehmen, für was sie werth sind.

Das erste Bild ist eins zum Lachen. An einem kalten Märzmorgen, kommt mühselig und beladen ein Gaul mit seinem schweren Kohlenkarren die Straße entlang und nebenher trabt sein geschwärzter Fuhrmann. Plötzlich fällt es dem sich selbst überlassenen Thier ein, in eine Nebenstraße einzubiegen. Dieses brachte aber den Köhler schrecklich in die Rage. Zornroth sprang er nach vornen und wollte dem armen Vierfüßler mit einem gewaltigen Faustschlage das Gedächtniß auffrischen. Er ballt die Faust, er holt „ferrrchterlich" weit aus, er macht den wüthigen Schwung, beinahe berührt die Faust den Pferdekopf,—da plötzlich werden seine Spazierhölzer auf dem mit Schnee bedeckten glatten Eise fallsüchtig und bums! liegt er auf seinem „edlen Theil" und zeigt mit den Füßen dahin, von wannen in dichten Flocken der Schnee fiel. Der Gaul, nicht daran gewöhnt, daß sein Herr solche neumodische Complimente vor ihm machte, stand ganz verdutzt still und blickte wehmüthig auf das Häuflein Fuhrmann vor ihm, als wollte er sagen: „Es geht mir grausig zu Herzen." Schnell jedoch, machte der

Kärrner die kugelrunde Schneegrube, welche sein Fall verursacht hatte, wieder leer, und brachte sich aufs Stehende. Den Zweck seines Eifers schien er jedoch vergessen zu haben. Der Schlag hatte getroffen, aber nicht den Pferdekopf, sondern den Fuhrmann und das Sprichwort war dabei in Erfüllung gegangen: „Wer einem Andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein." Nächstens Nummero 2.

Der Frühling.

Die Lerche läßt mit Jubelschall
Ihr schmetternd Lied erklingen.
„Wacht auf! wacht auf, ihr Blümlein all!"
So tönt herab ihr Singen.
„Wacht auf! der Frühling hat im Streit
Den Winter überwunden.
Zum Einzug macht er sich bereit
Und kommt in wenig Stunden.

Wacht auf und macht dem König Bahn,
Ihn würdig zu empfangen:
Zieht eure besten Kleider an
Und laßt die Fähnlein prangen!
Wacht auf, ihr luft'gen Vöglein all!
Heut gilt es laut zu singen;
Auf, laßt mit hellem Jubelschall
Victoria erklingen!"

Da wachen auf im Wiesenthal,
Im Wald und an den Wegen
Die lieben Blumen allzumal,—
Das ist ein lustig Regen!
Und alle schmücken sich mit Fleiß
Dem König zu Gefallen,
Und Fähnlein roth, gelb, blau und weiß
Sieht überall man wallen.

Die Vöglein auch sind hurtig da,
Sie sitzen in den Zweigen
Und stimmen zum Victoria
Die Flöten und die Geigen.
So zieht im goldnen Maienschein
Und unter Fahnenwallen
Siegreich der König Frühling ein,
Begrüßt mit frohem Schallen.

Wacht auf! wacht auf! ihr Menschen all,
Thut auf der Seelen Pforten,
Empfangt auch ihr mit Jubelschall
Den König aller Orten!
Wacht auf! der Frühling hat das Leid
Des Winters überwunden;
Freut euch der Frühlings-Wonnezeit;
Wie bald ist sie entschwunden!

(G. Chr. Dieffenbach.)

Correspondenz mit dem Editor des Magazins.—Geschätzter Redacteur. Claudius hat richtig geschrieben: „Wenn Jemand eine Reise thut, so kann er was erzählen," und auch Alban Stolz trifft das Ziel, indem er sagt: „Wer immer daheim bleibt, kommt nie fort." Also ergriff auch ich die Reisetasche, um „über Feld" zu gehen. Zwar erhielt ich noch einen Impuls, der die Reise beschleunigte, indem Nachts zuvor Diebe ins Haus brachen und garstig hausten. Wenn man nun so draußen ist, erkundigt man sich gerne nach alten Freunden und werthen Bekannten; ich machte es mir darum zur Aufgabe, zu erforschen, wie es meinem lieben Magazin geht in der Fremde, denn das mußt Du doch wohl wissen, daß Du nicht der Einzige bist, der das Magazin liebt.

Nun will ich mit Erlaubniß erzählen, was die Leute lieben und nicht lieben am Magazin, und ob es dich auch stutzen macht, nimm es doch auf, denn es kommt von biederen deutschen Herzen. Was den meisten Leuten besonders gefällt, sind die „Skizzen aus der Heimath des Magazins." „Das ist eine Goldgrube," sagte mir Einer, „die der Editor auszubeuten versteht." „Man meint, man sei selbst dort und sehe es mit an," sagte ein Anderer.

Nächst in der Reihe sind die Skizzen aus Japan, die werden mit Interesse gelesen von Jedermann. „Hast du auch des Bischofs Reise nach Oregon gelesen?" fiel mir ein alter Biedermann in die Rede. „Denkst du denn der Br. Dubs kann japanisch sprechen oder chinesisch, daß er so mit dem Gesandten plaudern konnte? Das war aber recht nett." Bilihild ist sehr anziehend. „Es wird doch wohl wahr sein?" sagte ein gemüthlicher Schwabe. „Die Lectionen sind mehr werth, als das Magazin kostet, es ist eine Auslegung über die Bibel, die Jedermann lesen sollte, besonders aber wer in die Sonntagschule geht; ich lese jeden Sonntagnachmittag eine laut vor für die Frau, und sie bleibt schön wach dabei," so meinte ein Anderer. Endlich brachte ich auch wieder ein Wort dazwischen und fragte: „Aber das Hinterstübchen, wie gefällt euch das?" „Well," sagte Einer, „ob es jetzt nur mit mir so ist, weiß ich nicht, aber das lese ich immer zuerst." „Gerade so geht mir's;" „und mir;" „ja mir auch." So geht's fort. Br. Horn, gib wohl acht, daß Du nicht einmal das Hinterstübchen zuschließest und dann den Schlüssel verlierst, denn deine Leser lieben fast alle ein Stündchen dort zu verplaudern. Ueber etliche andere Punkte durfte ich einer jungfräulichen Schüchternheit wegen nicht wohl fragen.

Einige Punkte sind nicht beliebt, und da ist zuerst der Preis. „Ja, wenn ich das Geld auftreiben könnte; aber bei diesen Zeiten geht's nun einmal nicht." „Bruder, ich kann dir sagen, es hat Thränen gekostet, das Magazin aufzugeben, aber ich konnte es nicht erschwingen," und dergleichen Reden hörte ich viele.

Dann meinte auch Einer, man könnte d ch auch auf die gelbe Decke hinten, inwendig, noch allerlei Rezepte u. dgl. drucken, die nützlich wären, und auch auf der letzten Seite dem Hornbläser, mit seinem Nähmaschinenwesen, sollte man sagen, daß man lieber ein anderes Horn dort blasen hörte.

Doch ist's vielleicht schon zu lange. Bitte um Entschuldigung. Dem Magazin hab ich das Wort geredet in der Fremde; es ist beliebt, und wenn erst einmal der schweren Zeiten harter Druck aufhört, kommen neue Unterschreiber noch bei Tausenden. Dein, Schwarzwälder.

Die Musiker haben bekanntlich sehr häufig närrische Gewohnheiten, Liebhabereien, Idiosynkrasien und Schrullen. Auber befand sich nur in Paris wohl, er konnte es nicht zwei Tage hinter einander in einer andern Stadt aushalten. Adam besaß einen tiefen Widerwillen gegen Bäume und ganze Wälder. Donizetti schrieb fast immer auf der Reise und schenkte den Reizen der Natur nicht die geringste Aufmerksamkeit. Paer gefiel sich in Widersprüchen; er schrieb die Opern „Camille," „Sagines" und „Achille," während er mit seinen Freunden scherzte, seine Kinder schalt und sich ohne Unterlaß mit seinen Domestiken zankte. Cimarosa hatte immer ein Dutzend Kunstliebhaber um sich, welche, während er schrieb, sich unablässig über alle möglichen Dinge unterhielten. Sachini verlor den Faden seiner Inspiration, wenn seine Katzen nicht auf seinem Tische saßen. Sarti konnte nur in einem dunkeln Zimmer ohne Möbel componiren; er litt nur den ungewissen Schein einer düstern Lampe, die in einer Ecke des Zimmers aufgehängt war. Auch Spontini hatte die Gewohnheit, im Dunkeln zu componiren. Salieri mußte, um seine Einbildungskraft zu nähren, ausgehen und die belebtesten Straßen durcheilen, während er dabei Bonbons aß. Haydn dagegen setzte sich in einen weiten Lehnstuhl und ließ, die Augen an die Decke geheftet, seine Imagination in den unbekannten Sphären umherwandern. Gluck setzte sich im Freien hin, ging manchmal ganz in die Sonne und erhitzte sich im Gestikuliren. Händel ging gern auf den Kirchhöfen spazieren und setzte sich oft in die einsamsten Winkel der Kirchen. Paesiello, bis zum Uebermaß träg, blieb einen großen Theil des Tages im Bett liegen. Mehul verehrte die Blumen; er versank vor einer Rose in Betrachtungen und war nur wahrhaft glücklich, sobald er sich in einsame Gärten verlieren konnte. Mozart las Homer, Dante und Petrarca, und las sie immer wieder. Fast nie setzte er sich an sein Klavier, ohne vorher einige Kapitel seiner Lieblingsschriftsteller durchblättert zu haben. Verdi bereitete sich zu seinen Compositionen vor durch die Lectüre eines Dramas von Shakespeare, Göthe, Schiller 2c.

Ehrlich. Ein englischer Prediger, der einen Negerknecht im Hause hatte, bemerkte einst während der Predigt, daß der Neger, welcher auch in der Kirche war, und der kein Wort lesen oder schreiben konnte, doch ganz eifrig drauflosschrieb. Nach dem Gottesdienst frug er ihn: „Tom, was hast du in der Kirche gemacht?"

„Mir Stellen aus der Predigt aufgeschrieben, Massa; alle Schennelmen thun das."

„Bring einmal deine Schrift her und laß mich sehen." Tom brachte sein Geschreibsel, welches mehr wie Chinesisch als wie Englisch aussah. „Aber Tom, das ist ja alles Unsinn!"

„So dachte ich auch, Massa, die ganze Zeit, so lange Sie predigten!"

Ein kleiner Künstlerschwank.—Der Gastwirth eines kleinen englischen Dorfes fragte einst einen durchreisenden Maler, der sich einige Tage dort aufhielt: „Was verlangen Sie wohl, wenn Sie mir auf mein Schild einen Bären malen, aber einen recht schönen Eisbären, dessen Anblick mir eine zahlreiche Kundschaft verschaffen könnte?" „Ich will es für vier Guineen thun," entgegnete der Maler. „Vier Guineen! Aber Ihr College Taylor verlangt blos drei Guineen." „Wie? Sie wollen mich überreden, weil mein College Ihnen um drei Guineen einen Eisbären malt?" „Ja, er hat's gesagt." „Was für ein Bär soll es denn sein, ein wilder oder ein zahmer?" „Ein wilder Bär." „Mit einer Kette, oder ohne Kette?" „Ohne Kette." „Nun gut, so will ich Ihnen auch für drei Guineen einen wilden Bären ohne Kette malen." Acht Tage darauf war über der Eingangsthüre des Wirthshauses ein großer Holzrahme angebracht, in dem sich auf schwarzem Grunde ein prächtiger Eisbär abzeichnete, der bald die Bewunderung in der ganzen Umgegend erregte. Allein es dauerte nicht lange, so brach eines Abends ein furchtbarer Gewittersturm über das Dorf herein, der sich schließlich in einen strömenden Platzregen auflöste. Am nächsten Morgen, als der Wirth seine Fensterläden öffnete, warf er einen besorgten Blick auf sein neues Aushängeschild, und o Schrecken! der Bär war verschwunden. Außer sich, eilte der Wirth zu dem Maler und theilte ihm dieses Phänomen mit. „War es ein wilder oder ein zahmer Bär?" fragte kalt der Künstler. „Ein wilder, Sie wissen es ja!" „War er angekettet oder nicht?" „Nein, das war er nicht." „Nun, wie können Sie denn voraussetzen, daß ein wilder Bär bei dem Wetter in letzter Nacht ruhig auf seiner Stelle bleiben würde, wenn er nicht angekettet ist? Das würde kein einziger Bär thun. Geben sie mir aber jetzt die verlangten vier Guineen und ich will Ihnen einen angeketteten Bären liefern, der nicht weichen noch wanken soll, mag es stürmen oder regnen, wie es will." Der Wirth gab die vier Guineen her und der Maler lieferte ihm dafür einen neuen Eisbären an einer Kette, der nicht, wie der frühere, mit Wasserfarben, sondern ganz solid in Oel gemalt war.

Ausstellungen.— Die Philadelphia Ausstellung war im Ganzen 159 Tage geöffnet und von 9,789,392 Personen, darunter 8,004,325 zahlenden, besucht. Die Gesammteinnahmen für den Eintritt betrugen $3,853,750. Die Gesammtzahl der Besucher von früheren Weltausstellungen betrug:

London	"	"	1851	6,039,195
Paris	"	"	1855	5,162,330
London	"	"	1862	6,211,103
Paris	"	"	1867	8,084,969
Wien	"	"	1873	6,740,500

Von den Besuchern der Wiener Ausstellung waren aber nur 3,492,622 zahlende.

Ein Modegeck ist ein Mensch, der gern eine Frau geworden wäre. Da das aber nicht geht, gibt er sich alle Mühe, zu zeigen, daß er kein Mann ist.

Schlimm! Ein grundgeleerter Philosoph ist zu der Ueberzeugung gekommen, daß sich Noah eines unverzeihlichen Vergehens schuldig gemacht hat, als er jenes Wanzenpaar mit in die Arche nahm. Ob ihm die unruhigen Schlafkameraden wohl aus Erfahrung so verleidet sind?

Rösselsprung.

ci=	wei=	ren	jung	so	alt	de	wet=
si.	ne	bi=	ge=	die	die	kürzt	drehn
le	treib	ma=	nun	und	lan=	te	mo=
tro=	li=	tho=	ver=	sich	die	um	die
ty=	ih=	an	sitzt	ren	zeit=	ren=	ket=
ih=	ne	ran=	ge=	nen=	nen	euch	ren
auf	dieß	rem	gold=	ni=	nar=	te	sei=
thro=	rer	putzt	nen	auf=	le	si=	am

Räthsel.

Den freien Mann, der im Gemüthe,
Fehlt ihm auch Helm und Wappenzier,
Den Stempel trägt erlauchter Güte,
Benennt mein Wort, mein Erstes, dir.

Mein Zweites leuchtet farblos helle,
Wo Busch und Baum in Blüthe stehn,
Doch ist es aller Farben Quelle,
Der Abgrund drin sie untergehn.

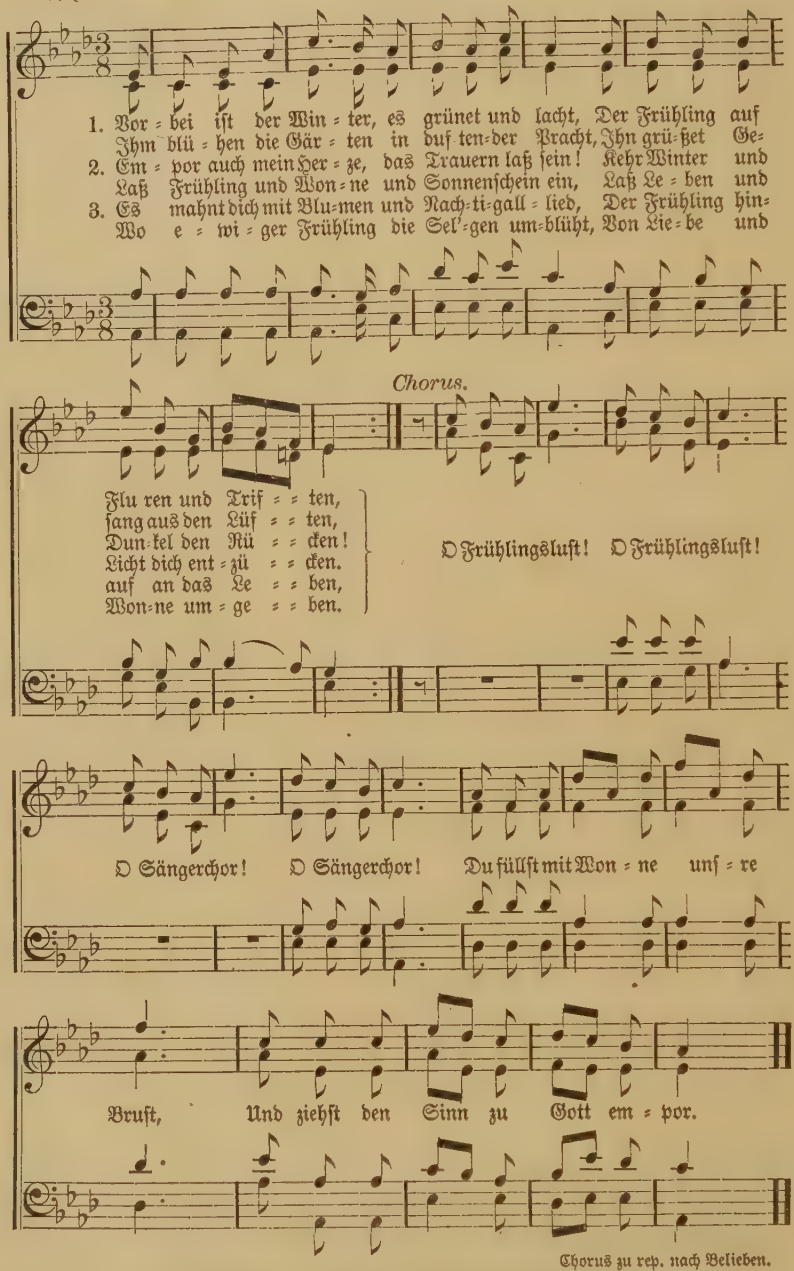
Mein Ganzes winkt von steiler Firne
In makellosem Sammtgewand,
Und prangt im Glanz der Alpendirne
Als unerschrockner Liebe Pfand.

E. Geibel.

Auflösung des Räthsels im Aprilheft:
Eine Uhr.

Frühlingseinzug.

W. Horn. J. M. Biermann.


1. Vor = bei ist der Win = ter, es grünet und lacht, Der Frühling auf
Ihm blü = hen die Gär = ten in duf = ten = der Pracht, Ihn grü = ßet Ge=
2. Em = por auch mein Her = ze, das Trauern laß sein! Kehr Winter und
Laß Frühling und Won = ne und Sonnenschein ein, Laß Le = ben und
3. Es mahnt dich mit Blu = men und Nach = ti = gall = lied, Der Frühling hin=
Wo e = wi = ger Frühling die Sel' = gen um = blüht, Von Lie = be und
Chorus.
Flu ren und Trif = = ten,
sang aus den Lüf = = ten,
Dun = kel den Rü = = cken!
Licht dich ent = zü = = cken.
auf an das Le = = ben,
Won = ne um = ge = = ben.
O Frühlingsluft! O Frühlingsluft!
O Sängerchor! O Sängerchor! Du füllst mit Won = ne unf = re
Bruft, Und ziehst den Sinn zu Gott em = por.

Chorus zu rep. nach Belieben.

Copyrighted, 1877, by W. F. SCHNEIDER, Cleveland, O.

Nach Oben schau'.

—o—

Verbann die zagenden Gedanken,
Und ob der Erde Grund und Bau
Zu deinen Füßen möge schwanken:
Nach Oben schau', auf Gott vertrau'.

Steh' fest, und biete Trotz den Stürmen,
Und mögen noch so drohend grau
Sich über dir die Wolken thürmen:
Nach Wolken wird der Himmel blau.

Und flammt vom Himmel klar und heiter
Die Sonne dich verzehrend an,
Nur immer vorwärts, rüstig weiter
Durch Wüstensand auf öder Bahn.

Und müßtest du mit Löwen kämpfen,
Und sperrten Drachen deine Bahn,
Vermag nichts deinen Muth zu dämpfen,
Geht's endlich doch nach Canaan.

J. Sturm.

Das Evangelische Magazin.

Band 9. Juni 1877. Nr. 6.

Ein Lebensbild.

Von W. Horn.

Friedlich und froh spielen die Forellen in den silberklaren Wellen der Sieg; plätschernd und murmelnd eilen die vom funkelnden Sonnenstrahl durchwobenen Gewässer dem „schönen grüngoldigen Strom," dem Vater Rhein entgegen. An den grünen Ufern der Sieg liegt das Städtchen W. und um dasselbe her halten die dunkelbewaldeten, malerischen Berge treue Wacht. Es ist Frühling. Am oberen Ende des Städtchens steht, zwischen knospenden Weinreben und blühenden Bäumen versteckt, ein stattliches Haus. Tulpen, Geranien und Flieder wetteifern in der verschwenderischen Entfaltung ihrer Blüthenpracht, während sich die Rosen mit tausend schwellenden Knospen auf ihren Sommerschmuck vorbereiten.— Im nahen Wäldchen schlägt die Drossel, und auf einem blühenden Fliedcrbusch wiegt sich eine Nachtigall, ihr Abendlied flötend. Dort am Abendhimmel sinkt, nach vollbrachtem Tageslauf, die Sonne auf ihr purpurnes Ruhebett.

Der Besitzer des obenerwähnten Hauses und des paradiesischen Fleckchens Erde, welcher dasselbe umgibt, ist Lehrer L. Seiner Heimkunft entgegenharrend sitzt auf der Verandah die Gattin mit ihrer Tochter Julie. Mit lächelndem Gruße empfängt sie den heimkehrenden Gatten, und von der Poesie des Augenblicks begeistert, ruft sie ihm entgegen: „Wie schön ist doch der Abend, lieber L.! Welche balsamischen Blüthendüfte und welch entzückenden Vogelgesang trägt der flüsternde Abendwind zu uns her. Man vergißt fast die Gebrechen der armen Menschheit, und wähnt sich zurückversetzt ins Paradies, wo der Vater der Liebe Angesicht zu Angesicht die Sterblichen grüßt."

Auch Herrn L. hatte die Wonne des Abends das Herz gehoben; und in seinem Inneren eine Sehnsucht nach unbekannten Fluren wachgerufen. „Paradies!" hallte es in seinem Herzen wieder. Seine Gattin, mit ihrem anspruchslosen, genügsamen Wesen, genoß die Wonne der Gegenwart mit sanftem, zufriedenem Sinn. Er aber, vom Drang der unbefriedigten Thatkraft getrieben, suchte vergeblich ein irdisches Paradies, wo das Verlangen des Herzens gestillt wäre. Aber auf all seine Anfragen war ihm bisher nur das Echo entgegengeklungen: „Hier ist es nicht!" Wenn deßhalb der klagende Hauch des Abendwindes und das sanfte Nachtigallied an sein Ohr schlugen, so erweckte es in ihm nur die Sehnsucht:

„In die Ferne möcht' ich ziehen,
Weit von meines Vaters Haus."

Aber wohin? Wo winkte ihm der Port des Friedens und der goldene Hafen, frei von Sturm und Sorgen, entgegen? Um von der Erde weg, nach höheren Fluren zu schauen, dazu fehlte ihm noch das geschärfte Auge des Glaubens; er schaute deßhalb übers Meer. Amerika wurde sein Losungswort.

Ueber die Spiegelwellen des Oceans gleitet ein buntbewimpeltes Schiff. Auf dem Verdecke schreitet, in goldenen Zukunftsträumen sich wiegend, ein Mann auf und nieder. Wir grüßen ihn als einen Bekannten. Es ist Lehrer L. Dort sitzt in stiller Resignation eine blasse Frau und neben ihr ein zartes freundliches Mädchen. Es ist Frau L. mit ihrer Tochter. Heimwehkrank und thränenfeucht sucht ihr Blick umsonst das verlassene Ufer. Es sind nicht die heimathlichen Wellen der Sieg, welche sich mit dumpfem Groll an dem Schiffe brechen. Frühjahr ist's wieder; aber keinen Blüthenduft noch Vogelgesang trägt die feuchte Seeluft zu ihnen her. Der Schauplatz ihrer schönen Vergangenheit liegt fern—so fern—und sie trägt nur die Erinnerung mit von dannen. Ist es denn möglich, daß dieselbe Sonne, welche hier mit versengenden Gluthstrahlen über dem Meere wandelt, auch die heimathlichen Fluren küßt? Könnte nicht ein flatternder Windhauch noch einen letzten Gruß hinüber tragen? Nur schwere Seufzer antworten ihr auf diese nutzlosen und doch so lieben Fragen.—Sie steuern der neuen Welt entgegen. Rastlos furcht der Kiel durch die rauschenden, grollenden Wogen. Wird Herr L. drüben das verlorne Paradies finden? Er hofft es wenigstens.

Endlich ist die Weltstadt New York erreicht. Welch unaufhaltsames Menschengewoge auf den langen Straßen! Frau L. seufzt nach der Stille und Gemüthlichkeit ihrer verlassenen Heimath; ihr Gatte aber glaubt ins rechte Fahrwasser eingelaufen zu sein. Hier ist ein Schauplatz für seine Thätigkeit. Hier kann er seinem nimmerrastenden Geiste die Zügel schießen lassen. Wie ärmlich kommen ihm jetzt die engen Schranken vor, in der sich seine Vergangenheit bewegte. Neue Systeme zu entschleiern; neue Bahnen zu erschließen und vor Allem Geschäfte zu machen—deßhalb ist er ja hierher gekommen. Hier ist der Platz, die unruhig sprudelnden Gedanken seines klugen Kopfes und das schöne Häuflein blanker, deutscher Goldthaler in seiner Geldtasche in Umlauf zu setzen.—Die Gelegenheit dazu, und besonders zu Letzterem, ließ nicht auf sich warten.

Einige Jahre sind verflossen, und mit denselben ist auch das schöne Vermögen, welches Herr L. mit vom alten Vaterlande

gebracht hat, verschwunden. Wir treffen ihn in einer kümmerlichen Stellung als Lehrer, welche ihm kaum den Lebensunterhalt gewährt. Die Mutter sitzt daheim und sucht durch emsige Beschäftigung den Kummer zu vergessen, der ihr am Herzen nagt. Und Julie, die liebende Tochter? Sie ist bei einer vornehmen amerikanischen Familie in Dienst getreten. Schwer ging es den Eltern, sie ziehen zu lassen, aber sie bestand darauf, sie wolle mit ihren eigenen Händen ihren Unterhalt verdienen. Sie schämt sich, trotz ihrer Fähigkeiten, durchaus der Arbeit nicht.

Reich war die Herrschaft Julies an irdischen Gütern; reich auch an den Schätzen, die „weder Motten noch Rost fressen." Arm war Julie an irdischen Gütern; arm auch an himmlischen Gütern, denn den Heiland hat sie noch nicht kennen lernen; aber reich ist sie an natürlicher Anmuth und Herzensgüte; reich auch an Bildung und Kenntnissen; reich an Gefühl und Begeisterung für alles Höhere und Edle. Eigenthümlich contrastirte die Küchenschürze der Dienstmagd mit dem Seelenadel, welcher aus ihren Augen leuchtete und doch wurde derselbe gerade durch die Thatsache bestätigt, daß sich die brave Tochter nicht schämte, für ihre Eltern zu arbeiten.

In dem Hause, in welchem Julie in Dienst stand, drang der Geist des christlichen Familienlebens selbst bis in die Küche hinein. Auch das Gesinde wurde zur Familie gerechnet, und je nach seinem Bildungsgrade standen demselben alle gesellschaftlichen Vorrechte des Familienlebens offen. In der Familie befanden sich einige wohlerzogene Töchter, welche Julie, ihres anständigen und gesitteten Betragens wegen, bald lieb gewannen. Eines Morgens ging Julie bei der Verrichtung ihrer häuslichen Geschäfte durch den Parlor, und da gerade das Clavier offen stand, ließ sie ihre gewandten Finger über die Tasten gleiten, eine heimathliche Melodie klimpernd. „Ei, kannst du auch spielen, Julie?" riefen die anwesenden Töchter fast zugleich aus, die das Instrument freilich mehr der Mode als des Gebrauchs wegen im Zimmer hatten.

„Ein wenig," entgegnete das bescheidene Mädchen. In Wahrheit hatte Julie eine ausgezeichnete Begabung für Musik, welche unter der Leitung eines geschickten Lehrers tüchtig ausgebildet worden war. Als die Familie, bei der sie wohnte, diesen Fund gemacht hatte, wurde derselbe reichlich ausgebeutet, indem Julie oft, besonders wenn Gesellschaft da war, gerufen wurde, um ihre musikalische Fertigkeit in Anwendung zu bringen. Dadurch wurde sie immer inniger in den Kreis des sie umgebenden, traulichen Familienlebens hineingeführt und in Folge dessen der Liebling aller Hausgenossen und wie ein Kind des Hauses behandelt. Aber noch ein Vorrecht von unendlich größerer Bedeutung als alle äußeren Vorrechte wurde ihr hier gewährt: Sie lernte durch den innigen Umgang mit diesen frommen Leuten den Werth und die Schönheit des *lebendigen* Christenthums kennen und schätzen. Bisher war ihr die Religion nur als ein feierliches System erschienen, vor welchem sie sich ehrfurchtsvoll beugte. Jetzt aber lernte sie dieselbe als praktische Lebensthätigkeit beobachten. Dieses machte einen gewaltigen Eindruck auf ihr für alles Edle zugängliches Herz. Als sie deßhalb diesen Werth des Christenthums einmal gründlich einsah, ging sie—eine entschiedene, redliche Natur, wie sie war—jenem Kaufmanne im Evangelium gleich, hin, verkaufte Alles was sie hatte und kaufte die *köstliche Perle*.

Im Besitz dieses Himmelsschatzes fühlte sie weniger den Verlust der früheren Tage irdischer Bequemlichkeit; aber inniger lernte sie Gott für seine Gnadenführungen zu danken und die Freundschaft der guten Familie, in deren Mitte sie sich nun doppelt glücklich fühlte, zu schätzen. Sie vergalt ihrerseits die ihr erwiesenen Wohlthaten mit Liebe, Fleiß und Dankbarkeit.

Ihr Vater hatte seine hochfliegenden Pläne längst aufgegeben. Die Flügel seiner wilden Phantasie waren abgefallen, aber Grund, festen Grund für seine Füße und Ruhe für sein Herz hatte er doch noch nicht gefunden. Er begnügte sich mit seiner geringen Stellung, weil er keine andern Aussichten hatte, aber zufrieden war er nicht. Da kam eines Tages seine Tochter, seine Julie, der Abgott seines Herzens, auf sein Zimmer. In ihren immerfreundlichen Augen schien ein höheres Licht zu funkeln und aus ihrem ganzen Wesen strahlte eine Anmuth, wie sie Engeln eigen sein muß. Ihr Vater sah sie mit Verwunderung an. Aber sie ließ ihm nicht viel Zeit zu stummen Betrachtungen. Das Glück, welches ihr eigenes Herz gefunden, konnte sie Denen, welche ihrem Herzen am nächsten waren, nicht vorenthalten. Sie nahm im Geiste den Vater bei der Hand und führte ihn zum Kreuze des Erlösers. Da zeigte sie ihm mit Worten, die aus einem in der ersten Liebe brennenden Herzen kamen, was sie gefunden hatte und was ihm fehlte. Von den Lippen seiner Tochter kommend, machten die Wahrheiten einen doppelt tiefen Eindruck auf sein Herz. Es erschien ihm der Zug des Geistes, welchen er an seinem Herzen fühlte, wie das Winken eines Engels, dessen Stimme er schon in den Tagen seiner Jugend gehört hatte. Er sehnte sich nach Frieden. Er neigte deßhalb sein Haupt unter den Richterspruch des Gesetzes; aber seine Glaubenshände streckte er aus nach Golgatha und seine Lippen flüsterten den Namen des Seelenfreundes, welchen die Engel mit der höchsten Begeisterung nennen. In wenigen Tagen fand er den Frieden, welcher alle Vernunft übersteigt und allen Verlust an Erdengütern ersetzt. Niemand freute sich darüber mehr, als die sanfte Gattin, in deren Herzen sich dieser Gottesfrieden auch wie ein Strom des Paradieses ausgegossen hatte.

Hier nun können wir das Kleeblatt verlassen, denn wer von der Hand Gottes geführt wird, der fährt wohl. Aber Herr L. hatte doch das ersehnte Paradies in Amerika gefunden—zwar nicht nach den Wünschen seines Kopfes, aber doch nach der Sehnsucht seines Herzens.

Die japanische Sprache.

Von Ad. *Halmhuber*.

(Schluß.)

Einen eigenartigen Ausdruck finden in der japanischen Sprache diejenigen Begriffe, die erst seit der Berührung mit den Ausländern entstanden; sie werden ganz englisch, oder halb-englisch, oder französisch, oder lateinisch, oder griechisch wiedergegeben, je nachdem es die Umstände mit sich bringen. Hierher gehören z. B. alle Zeitbegriffe, als Monate, Wochen, Tagesnamen, Stunden, Minuten und Sekunden. Es ist jetzt noch unmöglich, den meisten japanischen Landleuten verständlich zu machen, was man unter einer Viertelstunde oder fünf Minuten versteht; denn sie hatten bisher keine kürzere Zeit-

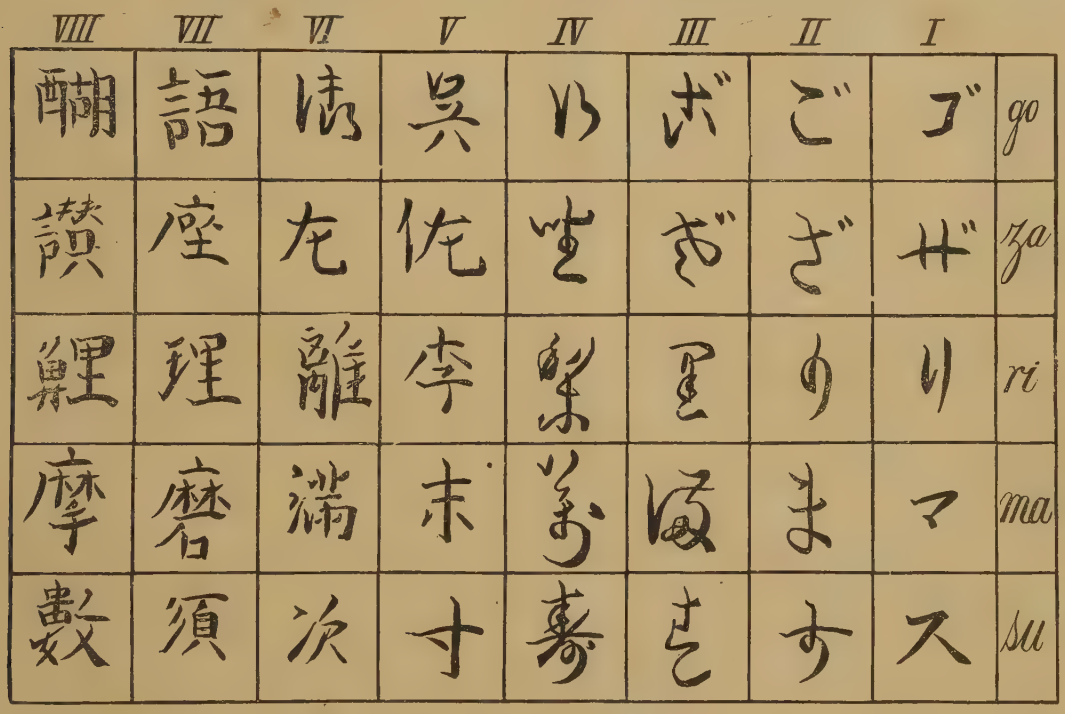
periode als die europäische Stunde. Die Gebildeten aber verstehen meistens die gewöhnliche Eintheilung der Zeit und haben auch die Worte minute und second angenommen. Die alte Zeitrechnung wurde folgendermaßen eingetheilt: die Zeit zwischen Sonnenaufgang und Untergang wurde je in 6 Theile oder Stunden eingetheilt, von denen demnach jede etwa zwei europäische Stunden maß. Natürlicherweise wechselten diese Stunden ihre Länge mit den Jahreszeiten. Jede solche Stunde wurde noch halbirt, und dann hörte die Eintheilung auf. (In Uebereinstimmung mit diesem Zeitmaß ist der japanische Geschäftsgang langsam und gemüthlich; die japanische Sprache—umständlich, und die japanische Handschrift—schwerfällig.) Mittag heißt 9 Uhr, 2 Uhr ist 8 Uhr, 3 Uhr ist 8 Uhr 2c. und Abends 10 Uhr ist 4 Uhr; Mitternacht heißt wieder 9 Uhr 2c. Diese Eigenartigkeit der Zeitrechnung thut sich natürlich auch in der Sprache kund; dasselbe ist der Fall mit andern Dingen.

Der Sprachbau des Japanischen erinnert vielmehr an den der alten Sprachen, als an den der neuen; eine besondere Aehnlichkeit hat er mit dem Griechischen.

Die Verdeutlichung der Sprache durch Punktuation ist äußerst mangelhaft, und ist oft derart angebracht, daß sie eher irre führt als leitet. Die Abgrenzung der Sätze ist oft kaum wahrzunehmen und mehr ist dies noch der Fall mit ihren Unterabtheilungen; auch die Worte laufen oft derart in einander, daß man nicht sieht, wo eins anfängt und das andere aufhört. Man muß deßhalb an gewissen Wortformen das sehen, was in andern Sprachen die Punktuation sagt. Die Bibel erscheint in diesem Stück durch ihre Eintheilung in Verse besonders vortheilhaft.

Wie ich eingangsweise bemerkte, ist die japanische Schrift ein Studium für sich. Das Alphabet besteht aus 72 Zeichen (meist Silben) und dem Buchstaben n als Schlußzeichen. Fünf Laute haben zweierlei Zeichen, weßhalb nur 68 verschiedene Laute gezählt werden. Trotz dieser Mannigfaltigkeit können aber mit dem japanischen Alphabet nicht alle fremden Worte genau nachgeschrieben werden. Das l fehlt vollständig; das b, g, m u. s. f. können nur in Silben und nicht als einzelne Buchstaben gegeben werden, und die Silben tu, ti und si existiren nur als tsu, tschi und schi. Diese Verschiedenheit des Alphabets kommt in den Eigennamen der Bibel besonders zum Vorschein: Jerusalem heißt yerusaremu, Israel heißt isuraeru, Christus heißt kirisuto, Elisabeth heißt erisabetsu, u. s. f.

Alle diese Verschiedenheiten würden jedoch kaum als nennenswerth erscheinen, wenn nicht noch der Umstand hinzukäme,



Japanische Schriftprobe.

daß ein und dieselben Buchstaben oder Silben in ganz verschiedenen Zeichen geschrieben werden, wie z. B. die Silbe ka neben den chinesischen allein 12 japanische Zeichen hat. Vor mir liegt ein japanisches Buch mit dem Alphabet auf den ersten Blättern; es hat für die 48 reinen Laute 318 japanische Zeichen. (Die 20 Umlautsilben sind nicht im Alphabet, weil sie nur durch Punkte und Ringlein aus den andern gebildet werden.) Die nebenanstehende Tabelle soll das Wort gozarimasu=ich bin, ich habe, vorstellen, wie es so verschieden geschrieben werden kann. (Siehe die Tabelle.) Die Linie Nr. 1 ist die Kata-kana oder Seitenbuchstaben; die Linien Nr. 2 und 3 ist reine Kira-kana oder Schnellhandschrift: die Linien Nr. 4, 5 und 6 sind gemischt mit chinesischen Buchstaben, und Linien Nr. 7 und 8 sind rein Chinesisch. Warum die Japaner diese Mannigfaltigkeit in der Darstellung ihrer Buchstaben haben oder beibehalten, wird kaum anders zu erklären sein, als aus dem Bestreben, ihre Gelehrsamkeit recht sichtbar zu machen.

Sieht man die Buchstaben recht an, so wird man gleich finden, daß dieselben nicht mit einer Stahlfeder geschrieben wer-

den können. Sie werden mit kleinen Pinseln und mit Tusch geschrieben; anfangs kommt Einem das gar sonderbar vor, wird aber bei einiger Uebung äußerst angenehm.

Die Japaner haben einen besonderen Weg, schreiben zu lernen. Der Lehrer schreibt ein Alphabet und der Schüler schreibt es durch eine Glastafel so lange nach, bis sich die Züge in sein Gedächtniß eingeprägt haben Auch wir schlugen diesen Weg ein und fanden ihn äußerst vortheilhaft; denn man macht dabei immer gute Züge mit der Hand, und immer dieselben, und hat das Original stets vor Augen, wodurch sich das Bild des Buchstabens durchs Auge und sein Zug durch die Hand schnell fixirt. Dazu erspart man das Papier, weil die Glastafel leicht abzuwaschen ist.

Beginnt man auf ein Papier zu schreiben, so fängt man in der Ecke rechts oben an und schreibt dem Rand nach abwärts und setzt dann Reihe an Reihe gegen links fort, ebenso wird begreiflicher Weise auch gelesen. Dieses ist die Ursache, warum die Bücher auf der letzten Seite anfangen und nach vorne gelesen werden.

Es werden auch Bücher gedruckt. Sie haben aber keine eigene Druckschrift; das Original wird auf Holz geklebt und sorgfältig ringsum ausgeschnitten, welche Arbeit so genau gethan wird, daß man kaum sieht, ob das Buch geschrieben oder gedruckt ist. In dieser Weise wird die Bibel verfertigt: aber weil sie ein Buch auch für die Geringen im Volk sein soll, so sind auch ihre Buchstaben in der einfachsten Weise dargestellt. Nur wo die Deutlichkeit es erfordert, ist Chinesisch eingeflochten.

Wie herrlich wirds dort sein, wo nur ein Hirte und eine Heerde und e i n e Sprache ist."

John Randall's Socken.

Aus dem Englischen von W. M.

Es war allgemein bekannt, daß Wittwe Randall so viele Socken für die Soldaten strickte. Sie war freilich eine arme Frau und verdiente wenig, aber doch opferte sie einen großen Theil ihres Einkommens ,um dafür von dem allerbesten Garn zu kaufen. Das Stricken schien bei ihr förmlich zur Manie geworden zu sein. Kaum hatte sie ihre übrige Hausarbeit verrichtet, so ging es schon wieder ans Stricken und mit fast jugendlicher Schnelligkeit spielten die feinen, weißen Finger mit den Nadeln, unter denen das zarte, weiche Gewebe entstand; aber über den kunstfertigen Händen beugte sich das bleiche Gesicht der armen Wittwe und so traurig blickte sie vor sich hin, als wollte jeden Augenblick ein Thränenstrom aus den kummervollen Augen hervorbrechen; doch sie gehörte zu Jenen, welche nicht mehr weinen, zu Denen, welche tief verborgen den Quell ihrer Thränen im Herzen tragen und geduldig das Kreuz auf sich nehmen, das ihnen der Herr auferlegt; sie war eine Stille im Lande.

Wurde von irgend einer wohlthätigen Gesellschaft eine Kiste mit Kleidern und andern Sachen den Soldaten zugeschickt, so lagen gewiß auch immer ein oder mehrere Paar von den Socken der Frau Randall als Geschenk bei. Stets war diese Gabe willkommen, denn ihre Socken waren so weich, so warm und zart, daß sie von keinen, welche die edlen Frauen des Nordens als Liebesgabe den tapfer kämpfenden Kriegern nach den heißen südlichen Schlachtfeldern zusandten übertroffen wurden. Und wer ein Paar solcher Socken von Wittwe Randall empfing, der mußte die weichen, zarten Strümpfe aufrollen und die sorgfältig gestrickte Arbeit bewundern. Aber in jedem Paar lag regelmäßig ein Brieflein versteckt, das dem Empfänger beim Aufrollen in die Hände fiel. Zuweilen enthielt es nur die Worte: „An meinen theuren Sohn John Randall, von seiner ihn innig liebenden Mutter;" zuweilen aber drückten die Zeilen die Betheurung der Mutter aus, daß sie des Sohnes stets mit herzlicher Liebe gedenke, daß sie für ihn bete, und daß er ihr doch schreiben möge, wie es ihm an Leib und Seele gehe.

Lange, lange Zeit hatte Wittwe Randall unermüdlich fortgestrickt, und überall und weit in die Ferne waren ihre Liebesgaben gedrungen; ach, daß sie doch endlich den Einen, den Liebling ihres Herzens erreichen möchten, so betete und hoffte die arme Mutter, und immer emsiger und fleißiger arbeiteten die feinen, weißen Finger mit den Nadeln, oft bis tief in die Nacht hinein.—Wie viele Soldaten waren durch ihre Liebe für den Einen gesegnet worden; wie viele fühlten sich zu innigem Dank verpflichtet, wenn sie die weichen, bequemen Socken über die wunden Füße zogen, und gar manche Thräne fiel auf den beigesteckten Brief, wenn ihn ein Soldat las, der nun im heißen Süden kämpfte und dessen Mutter weit im Norden für ihn weinte und betete; es war eine köstliche Erinnerung an die Mutterliebe, die ja immer wieder im Herzen freudige und wehmüthige Saiten anschlägt, wenn sich auch die treuen Mutteraugen längst geschlossen haben und die Theure still und friedlich in der Erde schlummert!

„Ein Paar Socken für John Randall" fielen einst in die Hände eines armen, mutterlosen englischen Knaben. Als er die feine Arbeit betrachtet, den Brief darin gefunden und gelesen, da wurde ihm recht weh ums Herz; er hatte ja keine Mutter mehr, und stand einsam in der weiten Welt doch wiederum fühlte er sich durch die Liebe und Theilnahme, welche der Brief aussprach, so getröstet, daß er der verwittweten Mutter einige Zeilen zuschickte, worin er ihr im Namen aller abwesenden und umherirrenden Söhne den herzlichsten Dank für ihre Liebe aussprach; er sandte ihr einige Goldstücke zu und bot sich an wie ein Sohn für sie zu sorgen und sie in Ehren zu halten, wenn Gott den ihrigen zu sich gerufen haben sollte.

Einem alten Soldaten, ein rauher, harter Mann, der bei jedem Wort zu fluchen und zu schwören gewohnt war, wurden ein Paar von „John Randall's Socken" gegeben; sorgfältig zog er sie über seine vom Marsche wunden Füße und fühlte bei der Gelegenheit den Brief der Mutter darin. Mit einem ärgerlichen Fluche zog er ihn heraus und las: „An meinen innig geliebten Sohn John." War das an ihn! Er hieß John. So hatte einst seine Mutter an ihn geschrieben; aber nun hatte er ja keine Mutter mehr, sie war längst todt, und sonst wußte er auch Niemanden, der ihm hätte schreiben sollen. Lange saß der alte Soldat da und schaute auf die Zeilen nieder; die Worte „Mutter" und „Sohn," welche Erinnerungen riefen sie in ihm wach· er dachte an seine längst heimgegangene Mutter, an seine Kindheit, an die alte, traute Heimath, an seine frühere Gottesfurcht und den Glauben an ein ewiges Leben,— eine Thräne stahl sich aus dem Auge des alten Kriegers. Er

blickte auf die zarten, weichen Socken und mußte die feine Arbeit bewundern. „So schön hat meine Mutter auch gestrickt," sagte er vor sich hin.

„Ich hätte nicht gedacht, daß du je eine Mutter gehabt hättest, wenigstens kommst du mir nicht so vor," rief spöttisch ein Kamerad aus, der in der Nähe stand.

„Still davon," erwiderte der alte Soldat, „ich leide solche Scherze nicht. Ich hatte eine Mutter und sie war so gut wie ein Engel, und um ihretwillen, wie du weißt, dulde ich es nicht, daß je ein Frauenzimmer in meiner Gegenwart beleidigt werde."

Diese Worte waren so energisch gesprochen, daß der rohe Spötter verstummte und sich zur Seite schlich. Aber immer noch schaute der graubärtige Krieger auf „John Randall's Socken," und meinte, sie wären gerade so gestrickt, wie es seine selige Mutter gethan; wieder und wieder las er gedankenvoll die Zeilen durch, bis die wirbelnde Trommel zum Weitermarsch rief.

Ein Paar von „John Randall's Socken" fanden ihren Weg in ein Kentucky Regiment, welches weit im Westen stationirt war. Der Soldat, der sie empfing, entdeckte auch bald den Brief darin und las ihn den Umstehenden mit lauter Stimme vor. Unter der lauschenden Gruppe befand sich auch ein junger Mann, der als Fremder in das Regiment getreten war und niemals von seiner Heimath oder seiner Verwandtschaft sprach; man vermuthete nur, daß er aus den östlichen Staaten gebürtig sei, sonst wußten selbst seine nächststehenden Kameraden nichts von seiner Herkunft. Keiner horchte mit solcher Aufmerksamkeit dem Vorlesen des Briefes zu, als er; anfangs wurde er todtenbleich, dann übergoß eine hohe Röthe sein Antlitz, bis ein Thränenstrom dem gepreßten Herzen Luft machte.

„Gib mir den Brief," sagte er zu dem Soldaten, „er ist von meiner Mutter. Der Brief und die Socken gehören mir."

„Dir! heißt du John Randall?"

„Ja."

Ein lautes Gelächter entstand.

„Randall! Das geht nicht so leicht, mein Junge, du heiß'st ja Georg."

Georg, so wurde der junge Mann gewöhnlich von seinen Kameraden genannt, erröthete noch tiefer, aber mit fester Stimme versetzte er: „Mein rechter Name ist John Randall, und der Brief und die Socken sind mein Eigenthum."

„Wenn du deinen Namen einmal gewechselt hast, so wird es dir auch nicht darauf ankommen, dies nachher noch mehr als ein Dutzend Mal zu thun; du erhältst die Socken nicht, sie gehören mir, ich habe sie geschenkt bekommen," gab der Soldat, ein roher, wüster Mensch, zurück.

Georg sagte nichts mehr von den Socken, sondern bat nur um den Brief, den er denn auch endlich erhielt.—Er suchte sich ein stilles Plätzchen aus und las den Brief immer wieder und wieder. Derselbe lautete: „Mein theuerster, innigst geliebter Sohn, wenn du noch lebst, so schreibe und theile es mir doch mit; wenn du mich noch liebst, so bleibe ein guter Mensch und halte dich so, daß wir uns einst im Himmel wiedersehen."

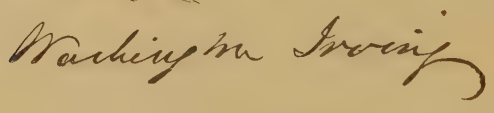
Das war Alles; aber es war genug für jenen ungehorsamen und doch so leidenden Sohn. Seine Mutter lebte, aber er hatte sie schon längst für todt gehalten. Und sie liebte ihn noch ebenso wie früher, trotz der langen Abwesenheit, trotz des vielen Kummers und Herzeleids, das er ihr angethan. Welch eine treue Mutter: Wie groß mußte ihre Liebe und Sorge um den verschollenen Sohn sein, daß sie noch immer nach ihm suchte und ihm Beweise ihrer Theilnahme zusandte. Wie kam sie dazu, für ihn ein paar Socken nach jenem Regiment im fernen Westen zu schicken!

John Randall—dies war in der That Georgs wirklicher Name—küßte den Brief seiner Mutter, faltete ihn sorgfältig zusammen und barg ihn in seinem Busen: es war der erste Brief, den er empfing, seit er sich beim Heere befand. Welche Freude schwellte nun sein Herz; niemals mehr hatte er geglaubt von der Mutter Hand einen Brief oder sonst ein Erinnerungszeichen zu empfangen. Als der blutige Bürgerkrieg angefangen, hatte er die Mutter verlassen und war in ein Regiment eingetreten; im Laufe der Zeit hatte er vernommen, daß seine Mutter gestorben sei und zwar, wie ihm sein Gewissen den Vorwurf machte, an gebrochenem Herzen ob seines plötzlichen, heimlichen Verschwindens. Doch Gott sei Dank für seine Gnade, daß er dieses Schreckliche von ihm abgewendet hatte. Seine Mutter lebte noch, sie liebte ihn noch mit der alten Innigkeit und Treue. Er wollte ihr schreiben, wollte ihr Alles, alle seine Sünden, all seinen Gram bekennen, und sie um Verzeihung und ihren Segen bitten. Er nahm den Brief aus seinem Busen und durchlas ihn nochmals; dann öffnete er Gott sein Herz, das erste Mal seit langen Jahren. Er betete zu Gott, sein Leben zu schonen, um der Mutter noch im Alter ein Stütze zu sein und ihr Freude zu machen. Dann suchte er den Soldaten, der die Socken hatte, auf, und bot ihm als Kaufpreis eine ziemliche Summe an. Dieser willigte endlich ein und Georg, unter welchem Namen er im Regiment bekannt war, nahm mit innerlichem Jubel dieses Zeichen mütterlicher Theilnahme in Beschlag.

Es war am frühen Morgen. Hell und freundlich schien die Sonne in das Stübchen, worin eine Frau mit bleichem, traurigem Antlitz über eine Arbeit gebeugt saß; Wittwe Randall strickte schon wieder, und schnell bewegten sich die Nadeln zwischen den gewandten, kunstfertigen Fingern. Da wird die trauliche Stille im Zimmer durch ein Klopfen unterbrochen, die Thür geht auf, ein Nachbar tritt herein und überreicht der Frau einen Brief mit den Worten: „Da ist ein Brief vom Kriegsschauplatze, ich glaube, er wird von John sein." Kein Wunder, daß der Mutter die Nadeln aus den Händen fielen und sie alles Andere vergaß. Nachrichten von John, von ihrem geliebten, einzigen Kinde! Hastig entfaltete sie das Schreiben und las: „Theure Mutter—Was soll ich dir schreiben? Ich lebe noch, aber nie werde ich dich wiedersehen, nie aus deinem Munde hören, daß du mir vergiöst. Ich bin tödtlich verwundet und habe nicht lange mehr zu leben. Die Socken mit deinem Briefe kamen gerade vor der Schlacht. O, diese Zeichen der Liebe und Theilnahme bewegten mich tief und veranlaßten mich meine Kniee vor Gott zu beugen. Gott segne dich, Mutter, daß du niemals meiner vergessen, immer für mich gebetet hast; und deine Gebete sind es, die mich endlich zum Beten und zum Herrn geführet haben. Gott vergibt mir alle meine Sünden um Deßwillen, der herniederkam, um durch seinen Tod die Sünder zu erlösen. Wie viel Kummer habe ich um dich gehabt, Mutter! Ich hörte, du wärest todt und fürchtete, daß mein liebloses Betragen dich ins Grab gebracht hätte. Möge Gott mir vergeben, und auch du, theure Mutter, verzeihe deinem bußfertigen und sterbenden Sohne."

Die Thränenquellen, die so lange versiegt schienen, flossen endlich wieder. Die Augen, welche viele Jahre nicht geweint hatten, strömten nun in Thränen über, Freude, Kummer, was ist überwiegend? Wittwe Randall weiß, daß ihr ihr ein-

zig Kind genommen ist, aber sie weiß auch, daß ihr Sohn bußfertig und in seligem Frieden gestorben ist. Sie hat nun die Gewißheit, daß ihre Arbeit im Herrn nicht vergeblich gewesen, daß ihre Hoffnung, Geduld und Gebete nicht umsonst waren. Nie, nie ist das Gebet vergeblich, welches auf den Fittigen der Liebe und des Glaubens zu seinem Throne emporsteigt.



Washington Irving.

Hiermit bringen wir unseren Lesern das Bild des berühmten amerikanischen Schriftstellers Washington Irving. Er wurde am 3. April 1783 in New York geboren. Damals hatte New York etwa 50,000 Einwohner und hatte mit seiner holländischen Regierungsform ein etwas eigenthümliches Gepräge, welches auf den gefühlvollen Knaben nicht ohne Einfluß blieb. Seine Mußestunden, welche ihm neben der Schulzeit blieben, benützte er zu seinem Lieblingsgeschäft, welches darin bestand, abenteuerliche Streifzüge in der Umgegend von New York zu machen, wodurch er nicht nur mit fast jedem Plätzchen, sondern auch mit den Einwohnern der ganzen Gegend bekannt wurde. Dieses kam ihm besonders später, bei seinen ersten schriftstellerischen Versuchen, welche sich hauptsächlich mit dem New Yorker Leben befaßten, trefflich zu statten. In seinem sechzehnten Jahre verließ er die Elementarschule, um sich dem Studium der Rechte zu widmen, konnte demselben jedoch nicht viel Geschmack abgewinnen, indem er mehr angelegt war, seiner Phantasie die Zügel schießen zu lassen, als in gewissen vorgeschriebenen Schranken sich mit kritischem Abwägen von Gründen zu befassen.

Seine eigentliche literarische Laufbahn begann im Jahre 1802, zu welcher Zeit er eine Reihe von Mittheilungen für eine von seinem Bruder Peter herausgegebene Zeitung schrieb, welche bald nachher gesammelt und in einem Pamphlet veröffentlicht wurden. Zwei Jahre später nöthigte ihn eine Lungenkrankheit zu einer Reise in das mildere Klima des südlichen Europa's, von wo er 1806 nach New York zurückkehrte. Hier begann er in dem darauffolgenden Jahre in Verbindung mit seinem Bruder eine satyrische Zeitschrift in zwanglosen Heften unter dem Titel: "Salmagundi, or the Whim-Whams and Opinions of Launcelot Longstaff, Esq., and Others," herauszugeben, in welcher das New Yorker Leben je nach Umständen gegeißelt oder verherrlicht wurde. Die Originalität und der sprudelnde, schlagende Witz des Werkes machten einen solchen günstigen Eindruck, daß dasselbe überall mit großer Begeisterung aufgenommen wurde. Durch diesen Erfolg ermuthigt, veröffentlichte Irving etwa zwei Jahre später eine breiter angelegte humoristische Studie unter dem Titel: "A History of New York from the Beginning of the World to the End of the Dutch Dynasty, etc., by Dietrich Knickerbocker." Obgleich der Erfolg dieses Buches ganz außerordentlich war, so enthielt sich Irving doch mehrere Jahre fast vollständig von literarischen Arbeiten und gründete mit seinen Brüdern ein kaufmännisches Geschäft.

Nach einigen literarischen Arbeiten in 1813 in Philadelphia, trat er 1814 als Adjutant und militärischer Sekretär in den Stab von Gouverneur Tompkins. Nach Beendigung des Krieges ergriff ihn wieder seine alte Reiselust. Er schiffte sich nach Europa ein mit der Absicht, nur kurze Zeit fortzubleiben; seine Abwesenheit währte aber siebzehn Jahre. Zwei Jahre hatte er in England über mannigfachen Wanderungen und Studien zugebracht, als er durch den plötzlichen Verlust seines Vermögens genöthigt wurde, um des Broderwerbes willen zur Literatur zurückzukehren.

Das "Sketch Book" war die erste Frucht seiner Arbeit. Die einzelnen Skizzen wurden im Laufe des Jahres 1818 nach New York gesandt, dort nach einander in Pamphletform veröffentlicht und 1820 zu einem Bande vereinigt, in London herausgegeben. Die englische Kritik beurtheilte das Buch so günstig, daß Irving neuen Muth faßte, nachdem die ersten fehlgeschlagenen Versuche, es einem Verleger zu verkaufen, einen sehr niederschlagenden Einfluß auf ihn ausgeübt hatten. Nach der Veröffentlichung verschiedener andern Schriften, welche Irving theils in Paris, theils in Dresden wohnend, verfaßte, wurde er durch Al. H. Everett, den Vereinigten Staaten Gesandten in Madrid, veranlaßt, sich auf einem neuen Gebiet zu versuchen. Everett trug ihm auf, die von Navarette veröffentlichten Documente über die Geschichte Columbus zu zu übersetzen. Während der Arbeit gewann er ein solches Interesse an dem Gegenstand, daß er selbst zuerst ein Leben des Columbus und dann die "Voyages and Discoveries of the Companions of Christopher Columbus" schrieb. Im Juli 1829 war er nach England zurückgekehrt, um daselbst das Amt eines Legationssecretärs an der amerikanischen Gesandtschaft zu übernehmen. Im Frühjahr 1832 ging er nach Amerika zurück, und begab sich bald darauf auf neue Reisen, in den noch uncultivirten Westen. Drei verschiedene, von ihm verfaßte Werke, schildern die dort empfangenen Eindrücke, worauf dann eine Reihe kleinerer Schriften von ihm folgte, bis er 1842 zum Gesandten in Spanien ernannt wurde, in welchem Amt er vier Jahre verblieb. Nach seiner Rückkehr gab er eine Gesammtausgabe seiner Werke in fünfzehn Bänden heraus und widmete sich dann ganz der letzten und umfangreichsten seiner Arbeiten, dem "Life of Washington" von dem der fünfte und letzte Band 1859 erschien.

Washington Irving war ein Schriftsteller voll Humor und Poesie. Kinder und Blumen waren seine Lieblinge. Auch den ordinärsten Dingen des Alltagslebens wußte er einen wunderbaren Reiz abzugewinnen, und seine Werke werden in der amerikanischen Literatur immer einen hervorragenden Platz einnehmen. Er starb am 28. Nov. 1859 in seiner Wohnung zu Sunnyside, bei Tarrytown, N. Y.

Im Götzentempel in San Francisco.

Von F. W. Vögelein.

Als ich neulich das „Chinesen Viertel" hier besuchte, dachte ich: Die Heiden besuchen und ihre Götzen nicht sehen hieße in Rom sein und den Papst nicht gesehen haben. Ich fragte deßhalb einen der vielen langbezopften Asiaten im sogenannten 'China-town' ob er mir nicht gefälligst sagen wolle, wo ich einen ihrer Tempel finden könne? Ich wurde jedoch seinerseits mit einem finsteren Kopfschütteln abgefertigt. Ein zweiter beantwortete meine Frage mit demselben Compliment. Was war da zu machen? In dieser Verlegenheit nahm ich meine Zuflucht zu einem sich eben durch das Gedränge der Heiden hindurcharbeitenden Manne und fragte, ob er mir nicht sagen könne, auf welche Weise man sich nach einem chinesischen Tempel erkundige? „Jawohl!" sagte derselbe. „Man nennt dieselben hier 'Josh House.' Fragen Sie nach einem solchen, so wird man Sie verstehen."

Ich dankte schön, wiederholte bei mir selbst den sonderbaren Namen und fragte dann einen Chinesen, ob er mir wohl ein 'Josh House' zeigen wolle? Er schaute mich an, sagte auch etwas, was ich aber nicht verstehen konnte; deutete dann auf eine gewisse Thür und schien mittelst Geberden sagen zu wollen: „Dort ist was Sie suchen." Ich folgte der Deutung und befand mich bald an dem gewünschten Platze. Ueber der Eingangsthüre standen die Worte: "Hop, Wo, Co." geschrieben. Man sagte mir seitdem, daß dies der Name der Firma sei, welcher der Tempel sammt Allem was sich in demselben befindet — mithin auch die Götzen — gehören. (Und solcher Tempeleigenthümer gibt es hier sechs.)

Ich trete also ein. Eine hohe Treppe geht es zuerst hinauf, dann sieht man zur Rechten die Zimmer der Priester. Die Wände sind auf eine extravagante Weise mit großem Farbenaufwand bemalt. Einzutreten erlaubt man sich nicht; die Musterung durch die Thüre muß genügen. Nun wird noch eine Treppe bestiegen und man ist, nach dem Begriff der Heiden „unter den Göttern." Hier bietet sich dem Auge ein eigenthümlicher und höchst imposanter Anblick. Welch ein buntes Durcheinander von fast allen erdenklichen Farben! Welch ein Gewimmel von Bildern und Bildlein, Thieren und Thierlein, Götzen und Götzlein, bis beinahe ins Unendliche hinein. Manche der Dinge sehen an sich recht schön aus, von vielen andern kann aber auch das Gegentheil berichtet werden.

Im hinteren Theil des Tempels sitzt der größte Götze ganz allein, von Dunkelheit umhüllt. Er ist nach dem Vorbild eines großen Mongolen gebaut, mit seidenen Tüchern umhängt und seine Priester lassen es selten daran fehlen, seine Umgebung mit Rauchwolken und den allerbesten (?) Wohlgerüchen zu erfüllen. Ja diese Opferung wird häufig in solchem Uebermaß betrieben, daß es ein echter Götze sein muß, um dasselbe aushalten zu können. Auch stehen beständig kleine, mit Thee angefüllte Täßchen vor ihm, und wenn sich seine Verehrer in besonderer Noth befinden, und deßhalb eine besondere Gunst von ihm wünschen, so bringen sie ihm ganze Körbe voll von Lebensmitteln, (besonders gebratenes Schweinefleisch) und stellen dasselbe vor ihn hin. Mit Sitzen sind die Tempel nicht versehen, mithin muß man stehen, so lange man sich darin aufhält. Auch ist keine bestimmte Zeit zur Anbetung, sondern die Chinesen gehen nach Belieben ein und aus und beten an, wenn es ihnen gefällt.

In gewöhnlichen Fällen geschieht die Verehrung dieser Götzen auf folgende Weise: Vor dem Bilde stehend, nehmen sie zwei Hölzchen, in jede Hand eins—etwa in der Form einer getheilten Süßkartoffel—reiben dieselben tüchtig aufeinander, verneigen sich dreimal vor dem Götzen und lassen die Hölzer dann fallen. Fallen dieselben auf die Rückseite, so ist ihnen

das ein Zeichen, daß sie Erhörung finden. Dieses wird drei Mal wiederholt. Darauf nehmen sie ein Gefäß, in welchem sich dünne, kleine Hölzchen befinden, welche mit Nummern versehen sind, schütteln dieselben tüchtig durcheinander und nehmen dann eins davon heraus, um die darauf befindliche Zahl zu prüfen. Diese Zahl zeigt ihnen, wie sie meinen, die Seitenzahl von einem gewissen Buche an, wo sie die Antwort auf ihr (hölzernes) Gebet lesen können. Gewöhnlich ist der Inhalt dieser vermeintlichen Antwort ein geheimnißvoller Orakelspruch, den sie nicht verstehen und deßhalb warten müssen, bis sie die Erfüllung desselben sehen, was natürlich nie ganz ausbleibt.

Nicht wahr, lieber Leser! Das ist heidnische Finsterniß? Ja, es ist kalt und todt in dieser Behausung der Götzen; dieselben sind gleichsam Denkmäler des Todes und Sinnbilder vom Herzenszustande der Heiden. Das Auge weiß von keinem Licht, der Mund von keinem Lebenshauch und Liebe ist dem Herzen unbekannt. Wie lernt man denselben gegenüber aufs Neue die köstliche Religion vom Schmerzensmann auf Golgatha schätzen und gerne singt man:

„Jesus ist der süße Brunn',
Der die Seele recht erquicket.
Jesus ist die rechte Sonn',
Die mit Strahlen uns entzücket.
Willst du froh und selig sein,
Laß ihn bei dir kehren ein."

„Warum wird denn wohl nicht mehr für die Bekehrung der Heiden in San Francisco gethan?" fragt vielleicht mancher der Leser. Als Antwort diene: Weil Missionare in China mit mehr Erfolg wirken können als hier. Die Ursache hievon und Manches mehr, soll, so Gott will ein anderes Mal besprochen werden. Wir aber wollen inzwischen für die Bekehrung der Heiden herzlich beten.

Einst und Jetzt;

oder:

Amerika wie es war und ist.

Von J. M. Biermann.

(Fortsetzung.)

Schon die Natur hat die Indianer angewiesen, namentlich durch Fischfang und Jagd, ihre Bedürfnisse zu befriedigen. In leichten Booten (canoes) aus Baumrinde oder ausgehöhlten Baumstämmen gemacht, durchfurchen sie die von Fischen aller Art wimmelnden Seen und Flüsse und ohne große Anstrengung finden sie reichliche Beute. Bei Tage betreiben sie den Fischfang mit Netzen, bei Nacht mit Spießen, indem sie durch ein Fackellicht die neugierigen Fische an die Wasseroberfläche locken und sie dann mit großer Gewandtheit mit einem Spieße treffen. Es gibt Indianer, die ganz und gar vom Fischfange leben; man nennt sie Fischindianer. Ihr ganzer Körper ist von dem Fischgeruche durchdrungen. Wie bei uns die sogenannten „feinen jungen Damen und Stutzer" riechen, als wären sie eine Mischung aus einem Gewächshause und einer Moschusratte, so entströmt diesen Fischindianern ein „Balsamgeruch," der an in Fäulniß übergegangene Fische erinnert.

Man rühmt den Edelmuth der alten Römer, der Spartaner ꝛc., und mit demselben Rechte kann man auch der edeln Charakterzüge der Indianer, wenn sie auch vereinzelt dastehen, gedenken. Da war z. B. ein Sioux-Häuptling, Namens Chata-wa-con-mee, der eines Morgens die Wasserfälle von St. Mary besuchte, um nach seinen den Abend vorher aufgestellten Biberfallen zu sehen. Zu seinem nicht geringen Erstaunen erblickte er einen Indianer aus einem anderen ihm feindlichen Stamme damit beschäftigt, die Beute nebst den Biberfallen zu stehlen. Der Häuptling nahte sich lautlos, ohne von dem Diebe gesehen zu werden. Da die beiden Stämme, zu denen diese Indianer gehörten, zur Zeit im Kriege mit einander begriffen waren, und da das Vergehen an und für sich als eines der abscheulichsten und strafbarsten bei allen Rothhäuten betrachtet wurde, würde der Häuptling das volle Recht gehabt haben, den unberufenen Gast auf der Stelle niederzuschießen, und der Spitzbube, sich zuletzt entdeckt sehend, erwartete auch nichts Anderes. Aber der Sioux-Häuptling, mit einem Edelmuth, der einen gebildeten Weißen geehrt haben würde, ging ruhig auf den erstaunten Frevler zu und sagte: „Fürchte dich nicht; ich komme blos, um dir die gefangenen Biber, sammt den Fallen zu geben, die du, wie ich sehe, sehr nothwendig brauchst, ich gönne sie dir von Herzen. Nimm auch meine Büchse, denn ich sehe, du hast keine eigene. Nun gehe in das Land deiner Leute und zögere keinen Augenblick länger hier, damit nicht einige meiner jungen Männer deine Fußstapfen in unseren Jagdgründen entdecken, denn sie lechzen nach dem Blute ihrer Feinde." Als er geendet, reichte er dem erstaunten Diebe seine Büchse und kehrte unbewaffnet in das Indianer-Dorf zurück, dessen Häuptling er war.

Auch in der Etiquette könnten manche Weiße etwas von den Indianern lernen, namentlich in Beziehung auf öffentliche Versammlungen. Die Redner der Indianer sprechen in einer Versammlung stets in gehöriger Reihenfolge, nach ihrem Range. Kein Redner wird unterbrochen, überschrieen, oder zur Ordnung gerufen. Wenn man dagegen manchmal in eine Versammlung der weißen Verbildeten tritt, wo der Redner durch Stampfen, Pfeifen und gemeines Schimpfen unterbrochen wird; wenn ihm aus Anerkennung, oder nicht Anerkennung ein alter Filzhut, oder ein Bierglas an den Kopf geworfen wird, muß man dann nicht mit Scham die Augen senken und gestehen, daß die Civilisation unter ihren vielen guten Früchten, auch ihren Procentsatz schlechter Früchte getragen hat?

Selbst in der religiösen Anschauung stehen die Indianer hoch über Tausenden unserer sogenannten Gebildeten, welche alles Bestehende einer Zufallsmaschine zuschreiben und die Affen als ihre Voreltern betrachten. Hier folge nur ein kleiner Beweis:

Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts vermaß Capitän Thomas Brian von Kentucky, im Auftrage der engl. Regierung, gewisse Landstriche im mittleren Theile von Ohio. Da er das Unglück hatte, für lange Zeit kein Wild zu finden, schmolzen seine Vorräthe derart zusammen, daß er und seine Gesellschaft zuletzt von allem Eßbaren entblößt waren. Als sie schon die traurige Wahrscheinlichkeit erwarteten, dem schrecklichen Hungertode in der Wildniß unterliegen zu müssen, ergriff der Capitän ein Gewehr, gab seinen Leuten den Befehl, ein Lager aufzuschlagen, ein gutes Feuer anzuzünden und

ging in den Wald hinein, um Wild aufzuspüren. Schon nach einer halben Stunde hatte er das Glück, von drei Rehen zwei zu schießen und auf dem Rückweg noch einen Bären zu erlegen. Seine Leute kamen so rasch herbei, als ihre schwachen Kräfte es erlaubten und brachten die willkommene Beute an den Lagerplatz. Doch so elend auch die Lage des Capitäns und seiner Leute gewesen sein mag, so befand sich zu derselben Zeit eine andere Gesellschaft nicht weit von ihnen, in noch viel größerer Noth. Fünf Indianer, die auf der Jagd begriffen waren, hatten die Schüsse gehört, richteten ihre Schritte sofort nach jener Gegend und erreichten das Lager fast in demselben Augenblicke mit dem Capitän. Sie schilderten ihre elende Lage und erzählten, daß sie während der letzten drei Tage nur ein Stinkthier (skunk) zu verzehren gehabt hätten, da der Wald von Wild ganz entblößt zu sein schien. Capitän Brian erwiderte ihnen, daß jetzt genug zu essen da wäre für sie und

Fischende Indianer.

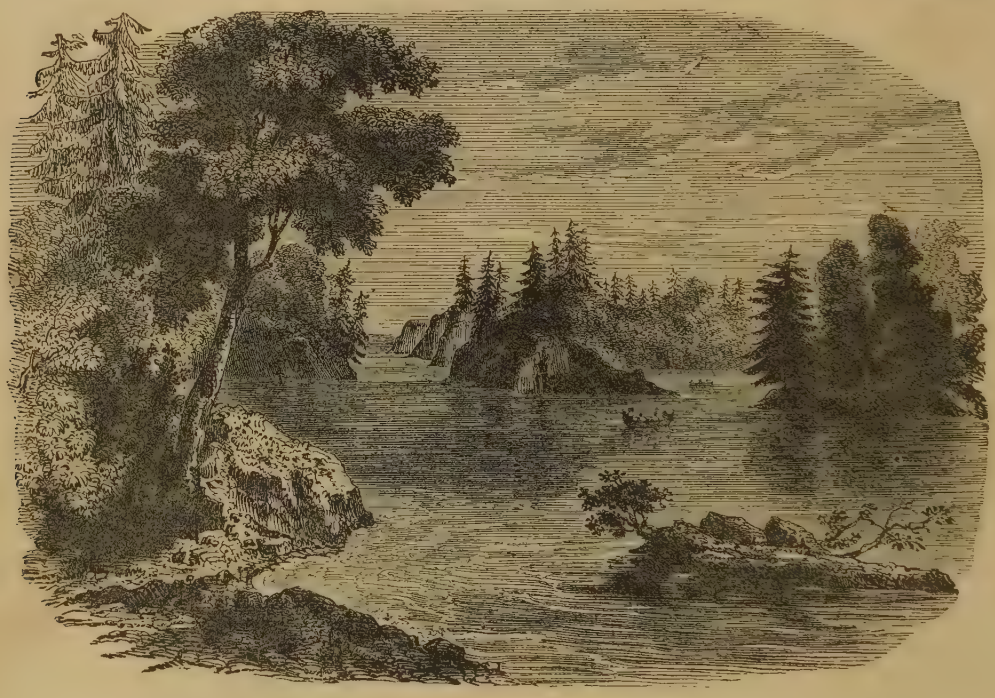
seine eigenen Leute und lud sie zu einem Sitze am Feuer ein. Er forderte sie dann auf, seinen Leuten beim Abziehen der Häute, des Bären und der Rehe, sowie beim Kochen, behilflich zu sein und bemerkte zugleich, sie möchten sich ungenirt Stücke Fleisch abschneiden und nach ihrer eigenen Weise zubereiten. Ihre Gesichter drückten bei dieser frohen Verkündigung die größte Freude aus und in der That schonten sie die Speise nicht, indem sie in ihrem Heißhunger ein Viertel nach dem Andern verschlangen. Nachdem sie gesättigt waren, trat ein junger, schöngewachsener Indianer auf Capitän Brian zu und benachrichtigte ihn, daß der alte Mann unter ihrer Partei ein Häuptling und im Begriffe sei, dem großen Geiste für die unerwartete Errettung vom Hungertode in einem öffentlichen Gebete für seine große Güte zu danken; daß es die Gewohnheit der Indianer bei solchen Gelegenheiten sei, in ihrem Lager aufrecht zu stehen und daß sein Häuptling den Capitän und seine Leute ersuche, dasselbe in ihrem Lager zu thun. Brian antwortete, daß er und die Seinigen seinem Begehren Folge leisten würden, worauf der alte Häuptling aufstand. Alle thaten das Gleiche. Er erhob seine Hände gen Himmel und begann sein Gebet und seine Danksagung mit lauter, vernehmbarer Stimme. Eine schönere Anrede an die Gottheit ist unter ähnlichen Umständen sicher nie über sterbliche Lippen gekommen. Der Ton, die Biegsamkeit seiner Stimme, die entsprechenden Bewegungen waren wohl geeignet, einen tiefen Eindruck auf die Zuhörer zu machen. Im Laufe seiner Rede verweilte er wiederholt bei dem schrecklichen Zustand, in welchem sie sich noch kurze Zeit vorher befanden; die Furcht vor dem herannahenden Hungertode, mit dem sie bedroht gewesen; die vergeblichen Versuche, die sie gemacht hätten, um Nahrung aufzusuchen, bis er, der große, gute Geist, den Weißen ausgesandt hätte, seine Bemühungen mit Erfolg gekrönt und ihre Schritte so gelenkt habe, daß sie mit ihren weißen Brüdern zusammengetroffen seien und Ueberfluß an Speise gefunden hätten. Doch wer kann den Erguß eines dankbaren Herzens beschreiben? Er fuhr auf diese Weise eine halbe Stunde lang fort und Capitän Brian und seine Leute, ergriffen von der frommen Dankbarkeit der Kinder des Waldes, stimmten mit ein in das aufrichtige Gebet des Alten und Thränen des Dankes und der Freude flossen über ihre Wangen. Der junge Indianer, welcher Brian in solch würdiger Weise im Auftrage seines Häuptlings anredete, war der nachher so berühmt gewordene Häuptling Tecumseh.

Die Weißen, welche Amerika zuerst besiedelten, sowie auch ihre Nachfolger bis auf den heutigen Tag, trifft eine große Schuld und Verantwortlichkeit in Beziehung der traurigen Lage und Verkommenheit der jetzigen Indianerstämme. Statt sie durch Güte und Belehrung zu ordentlichen Menschen, ja zu guten Christen zu machen, hat man sie systematisch ausgerottet, vertrieben, betrogen und demoralisirt. Das wissen die Indianer recht gut und es ist wirklich kein Wunder, wenn sie die Weißen als ihre Feinde betrachten. Auf der andern Seite wissen sie auch recht wohl, wer ihre Freunde sind und waren. Als zum Beispiel unlängst eine Partie armer Indianer aus dem fernen Westen nach Philadelphia kam, zollten sie der Statue William Penns ihre Achtung auf höchst ergreifende Weise: Sie fielen vor derselben auf ihre Kniee, blickten empor zu dem ihnen so theuren Bilde und in ihren Gesichtszügen war die Verehrung aufs Deutlichste ausgeprägt, welche sie dem zollten, der einer der wenigen Weißen gewesen war, welcher

die Indianer mit Menschlichkeit behandelte. Es war keine vorher verabredete Schaustellung, sondern es war der natürliche Ausdruck ihres Gefühles, welches weder Zeit noch Entfernung fähig gewesen waren, zu zerstören. Diese Hochachtung für Penn war ein tief eingewurzeltes Gefühl, welches vom Vater auf den Sohn, von Generation auf Generation vererbt war, und hier, in der Mitte der Civilisation brach es hervor und wurde von den stärksten natürlichen Beweisen begleitet: Mit einem Fußfalle.

Ja, dieser William Penn gehört zu den berühmtesten Männern in der amerikanischen Geschichte. Aus einer angesehenen Familie stammend und durch seine Geburt zu hohen Würden berufen, der Sohn eines englischen Admirals, der unter Cromwell sich bedeutend den Ruhm durch die Eroberung der Insel Jamaica erworben, bekehrte er sich während seiner Universitäts-Jahre zu der damals sehr verfolgten Sekte der Quäker. Da er sich weigerte, seinen Ansichten zu entsagen, so wurde er aus dem väterlichen Hause verstoßen und verfiel der ganzen Strenge der Gesetze, welche damals gegen alle von der Staatskirche abweichenden Religionslehren und Gebräuche in Anwendung gebracht wurden. Anfangs gab sich Penn gewissen Uebertreibungen hin; aber reifere Jahre, verbunden mit ausgedehnten Studien und Reisen, durch einen großen Theil Europas, erweiterten und läuterten seine religiöse Ansichten. Seine unwandelbare, echt christliche Menschenliebe gewann ihm die Achtung des Volkes und führte am Ende zu einer Aussöhnung mit seinem Vater, welcher ihm sein ganzes Vermögen vermachte.

William Penn's Hauptstreben war, die vollkommene Freiheit der Religionsmeinung und Gottesverehrung durchzusetzen; allein unfähig, seinen Zweck in der alten Welt völlig zu erreichen, faßte er den Plan, seinen Glaubens- und Leidensgenossen in der neuen Welt, in Amerika, eine Freistatt, eine ungestörte Heimath zu verschaffen. Er forderte indeß die Anhänger jeglichen Glaubens auf, sich seinem zu gründenden Freistaate anzuschließen, in der Hoffnung, durch diesen wohlwollenden Zweck, Einfluß und Reichthum zu erwerben. Er hatte, in Folge der Dienste seines Vaters einen Anspruch an die Regierung im Werthe von 60,000 Pfund Sterling. Penn war bei Hofe wohl gelitten und gern gesehen, obgleich seine Feinde ihn oft als Papisten und Jesuiten verschrieen, sein makelloser Lebenswandel und seine Uneigennützigkeit entlarvten stets seine Gegner. Hätte Penn die seinem Vater schuldige Summe in Geld aus der damals zerrütteten Kasse Karls verlangt, so wäre er bei Hofe auf unwiderstehliche Hindernisse gestoßen; statt dessen aber verlangte er von der englischen Regierung einen Landstrich in einer Wüstenei jenseits des Oceans. Dieses Gesuch wurde ihm bereitwilligst gewährt, da die amerikanischen Besitzungen damals der englischen Krone durchaus keine Vortheile brachten. Penn erhielt einen Freibrief, welcher ihm den Landstrich Amerikas zwischen dem 40. und 43. Grade nördlicher



Am Delaware.

Breite und von einer 12 Meilen, von Newcastle am Delaware Fluß anfangenden Grenzlinie, welche sich fünf Längengrade westwärts erstreckt. Penn wurde ermächtigt, dieses Land zu veräußern, mit Einwilligung der Abgeordneten Steuern aufzulegen, Gerichtshöfe zu errichten und eine Streitmacht anzuwerben zur Vertheidigung der Provinz zu Wasser und zu Land. Mit solchen umfassenden Gewalten ausgerüstet, verbreitete sodann Penn seine Aufrufe in Großbritanien, Frankreich und Deutschland, worin er die Bedrückten und Armen jeden Standes und Glaubens einlud, Bürger seines gelobten Landes zu werden, ferner fleißige Arbeiter und Handwerker, erfinderische Geister, welche in der alten Welt keine Anerkennung finden konnten, jüngere Männer minder begüterter Familien und endlich Weltbürger, welchen das Wohl der Nachwelt am Herzen liege; alle diese lud er ein, mit ihm nach der zu gründenden Colonie zu ziehen.

Die nothwendigen Beförderungskosten waren folgenderma-

ßen bestimmt: Für einen Erwachsenen 5 Pfund Sterling, ein Kind unter zwölf Jahren 2 Pfund 10 Schillinge; Waaren 2 Pfund per Tonne. Wer diese Summe nicht erschwingen

William Penn.

konnte, mußte 4 Jahre für seine Ueberfahrt umsonst arbeiten und erhielt am Ende seiner Dienstzeit 50 Acker Land mit 2 Schilling Abgaben. Ein Stück von 5000 Acker wurde für 100 Pfund verkauft mit 50 Schilling jährlicher Abgaben. Arme Leute erhielten 50 Acker zu ½ Penny Abgaben per Acker.

Diese vortheilhaften Bedingungen, der unruhige Zustand Europas und der geachtete Charakter des Unternehmers verschafften seiner Einladung überall die wohlwollendste Aufnahme. Es fand nach Amerika eine Auswanderung statt, wie man sie seit der Entdeckung des Landes nie zuvor gesehen hatte. Von 1682 bis 1685 kamen 90 Schiffe an, welche je im Durchschnitt 80 Passagiere führten. Penn nahm nun das von Indianern bewohnte Land nicht mit Gewalt in Besitz, obgleich er von der englischen Krone es gekauft und bezahlt hatte, sondern nachdem er das Land vermessen hatte, lud er die verschiedenen Indianerstämme zu einer Versammlung ein und offerirte ihnen eine gewisse Summe für ihr Land. Sie willigten gerne in den für Penn vortheilhaften Handel ein und erklärten sich bereit, mit den Ansiedlern in Liebe und Freundschaft zu leben, so lange als Sonne und Mond ihr Licht leuchten lassen würden. Und in der That unterhielt William Penn, der Gründer Pennsylvaniens, fortwährend mit den Indianern nicht nur ein friedliches Verhältniß, sondern auch einen vertrauten Umgang. Er besuchte sie in ihren Dörfern, er schlief in ihren Wigwams und jeder Indianer bewillkommte ihn stets wie einen Bruder.

Penn's nächste Arbeit war nun, eine Hauptstadt für die neue Colonie zu gründen. Er wählte dazu einen Platz auf einer Landzunge zwischen den beiden Flüssen Schuylkill und Delaware, der sich durch seine gesunde Lage, durch seinen Wasserreichthum und durch die beiden Flüsse als bequeme, und billige Verkehrsstraßen auszeichnete. Er gab der neuen Stadt den Namen Philadelphia (Bruderliebe) und ist sie eine der schönsten und blühendsten Städte der Welt geworden. Penn entwarf einen Stadtplan, der Regelmäßigkeit und Sauberkeit mit der Liebe zur ländlichen Natur verschwisterte. Die geräumigen und sich im Viereck durchkreuzenden Straßen deuteten schon durch ihre Namen auf das Grün des Landes hin, das sie auch ferner beleben sollte, wie Vine, Mulberry, Chesnut u. s. w. Im Jahre 1684 hatten sich bereits 50, in regelmäßige Vierecke ausgelegte Dorfschaften erhoben, welche nach demselben Plane ausgelegt waren. Penn wurde später bei einem Regierungswechsel des englischen Thrones vielfach verfolgt, starb in England, hinterließ jedoch seine werthvollen Besitzungen in Pennsylvanien seinen Söhnen, John, Thomas und Richard.

(Fortsetzung folgt.)

Der alte Seemann.

Lena zündete die Lampe an, denn der Schnee legte sich auf die kleinen Dachfenster und verdunkelte den Bodenraum. Dann bat sie den alten Matrosen, einige Capitel aus der heiligen Schrift vorzulesen. Ole zog darauf seine silberbeschlagene Bibel aus der Tasche, blätterte darin und begann zu lesen, indeß die Anderen stille und andächtig horchten und des Sturmes Gebraus gleichsam die Stelle der Orgelmusik vertrat.

„So spricht der Psalmist:

Wenn ich betrübt bin, so denke ich an Gott; wenn mein Herz in Aengsten ist, so rede ich, Sela!

Die Wasser sahen Dich, Gott, die Wasser sahen Dich und ängsteten sich, und die Tiefen tobten.—Die dicken Wolken gossen Wasser, die Wolken donnerten und die Strahlen fuhren daher.—Dein Weg war im Meer und Dein Pfad in großen Wassern, und man spürte doch deinen Fuß nicht.

Du zertrennest das Meer durch Deine Kraft und zerbrichst die Köpfe der Drachen im Wasser.

Du zerschlägst die Köpfe der Wallfische und gibst sie zur Speise dem Volk in der Einöde.

Du läßt wehen den Ostwind unter dem Himmel und erregst durch Deine Stärke den Südwind ...."

Ein heftiger Stoß erschütterte das Haus und der Lesende hielt erschreckt inne.

„Barmherziger Gott!" rief Meiners auffahrend, „das Floß ist zertrümmert und die Balken treiben auf das Haus zu! Wir müssen uns an Bord der Brigg flüchten, hier ist jetzt Alles verloren!"

Er nahm ein großes Ochsenhorn in die Hand und stieg durch ein in der dem heranbrausenden Sturme nicht ausgesetzten Seite des Daches befindliches Fenster aufs Dach hinaus, wo er unmittelbar neben dem Schornstein Posto faßte. Wie er zu seinem Entsetzen bemerkte, leckte das Wasser schon bis zum Dachrand empor. Im Südwesten, im Lee der Insel, in einer Entfernung von hundertundfünfzig Schritten nur mußte die Brigg liegen. Die Dunkelheit brach aber bereits herein und das heftige Schneegestöber ließ über vierzig Schritte hinaus keinen auf den Wellen treibenden Gegenstand mehr erkennen. Vergebens suchte der Spähende mit seinen Blicken die in der Luft herumwirbelnden Schneemassen zu durchdringen—vom Schiff sah er keine Spur. Verzweiflungsvoll setzte er sein großes Signalhorn an den Mund und blies, daß ihm die Adern auf der Stirne schwollen vor Anstrengung. Das Brausen des Sturmes, das Donnern der Wogen war jedoch so gewaltig, daß er sich sagen mußte, sein Hülferuf verhalle ungehört.

Er kroch zum Dachfenster zurück, wo der alte Matrose seiner harrte.

„Wie steht's?" fragte der Alte.

„Schlimm!" murmelte Meiners dumpf. „Von der Brigg ist vorläufig keine Hülfe zu erwarten. Wir müssen sehen, wie wir die anstürmenden Balken vom Haus abhalten. Reiche mir eine Stange heraus!"

Ole trat zurück und kam gleich darauf mit zwei Stangen angeschleppt, die an den Enden mit eisernen Haken versehen waren.

„Ich werde euch helfen, Folquert," sagte er, indem er mit dem ganzen Aufwand seiner erprobten seemännischen Gewandtheit aus dem Fenster stieg.

Sie krochen nun Beide bis zum Dachfirst hinauf, auf welche sie sich rittlings setzten. Sowie nun Balken und Bretterhaufen angestürmt kamen, war es die Aufgabe der Beiden, dieselben mit ihren Haken zu fassen und ihnen eine andere Richtung nach der Seite zu geben, um sie am Hause vorbeitreiben zu lassen. Das war ein schwieriges und mühsames Stück Arbeit. Schon befanden sich Breschen in dem Mauerwerk, welche jede nachrollende Woge vergrößerte. Das Gebälk des Bauwerks erzitterte und krachte, die Dachziegel klapperten und lösten sich von den Sparren ab, die ganze Wohnstätte schien unrettbar der Vernichtung geweiht . . .

„Vater!" schrie Lena aus der Dachluke durch den Sturm.

„Was willst du, Kind?"

„Das Wasser dringt hier durch den Fußboden ein und drückt die Bretter aus den Fugen!"

„So komm mit Karl und Heinrich zu uns aufs Dach! Nimm das lange Seil mit heraus! Sonst laß Alles im Stich!"

Lena verschwand vom Fenster.

„Es geht jetzt ums Leben, Ole," sagte der Dünenaufseher. „Das Haus bricht unter uns zusammen. Wir müssen uns auf die Brigg flüchten. Gelingt uns das nicht, so . . . ." Er stockte.

„Ihr wollt hinüberschwimmen, Folquert?"

„Ja, Ole. Das eine Ende des langen Seils muß um den Schornstein geschlungen werden und das andere Ende um ein Brett. Auf dem Brett schwimme ich dann nach der Brigg."

„Nein, Folquert, das dürft Ihr nicht!"

„Ich sehe kein anderes Rettungsmittel mehr, Ole."

„Ich auch nicht. Aber Ihr dürft die Reise nicht machen, Folquert. Ich will's thun! Um mich weint weder Weib noch Kind, wenn's schlimm abläuft!"

„Ihr habt nicht die Kraft dazu, Ole; die Wogen spielen euch vom Brett."

„O, ich habe schon Aehnliches erlebt und bin allemal gut dabei weggekommen. Hat die Gnade Gottes mich behütet, als der Typhoon mich im indischen Meer schiffbrüchig machte, als der Hurrikan in der westindischen See das Wasser bis auf den Grund aufwühlte, als der Eissturm in der Davids-Straße mich mit dem Wallfischfänger auf die Eisscholle schob—so werde ich auch aus diesen Wasserwirbeln mit heiler Haut an Bord der Brigg gelangen. Ich habe die Erfahrung vor euch voraus, Folquert. Ihr seid gar nicht dazu im Stande, euch auf dem Brett nach der Brigg hinzusteuern, zumal da das Schiff gar nicht zu sehen ist. Nein, dazu gehört ein Seemann, der die Tücken des Wassers kennt. Ich will's thun! . . ."

Der Dünenaufseher erhob keine Einreden mehr. In der That war es fast ebenso gefährlich auf dem gefährdeten Hause zu bleiben, als sich auf einem Brett den rasenden Fluthen anzuvertrauen.

Lena und die beiden Knaben krochen, mit dem Seil beladen, aus dem Dachfenster und erhielten die Weisung, sich beim Schornstein, wo das Dach am festesten war, an die von den Ziegeln befreiten Sparren anzuklammern, was sie denn auch thaten. An Rettung der Ziegen und Schafe war selbstverständlich nicht zu denken. Der Dünenaufseher schlang nun das eine Ende des Seils um den Schornstein und knotete es so fest wie möglich. Unterdessen zog Ole mit seinem Haken ein antreibendes Brett zu sich herauf und ließ es auf der anderen Seite des Daches niedergleiten. Er kam selber gleich nach und befestigte an seiner Beute mit einem zuverlässigen Schifferknoten das andere Ende des Seils.

„Muth gefaßt, Kind!" sagte er zu der weinenden Lena. „Unser Leben steht in Gottes Hand und er wird uns wohl noch retten aus dieser Noth! Nimm diese Brieftasche und bewahre sie für mich. Es sind Banknoten darin. Wenn ich in den Wellen untergehe und du davon kommst, so sollen sie dein sein. Auch meine Bibel stecke in deine Tasche und wirf sie nicht von dir in der Noth, das würde nicht gut sein!" —

Nachdem er ihr die erwähnten Gegenstände übergeben hatte, zeigte er seinem Freund Folquert, wie er das Seil dirigiren und ablaufen lassen solle. Er schüttelte Allen die Hände, umschlang dann mit seinen sehnigen alten Armen das Brett und glitt damit in die eisigkalte Fluth.

4. Auf Leben und Tod.

Lena schrie laut auf, als sie ihn untertauchen sah. Er kam jedoch im Augenblick wieder empor und hielt sich aufrecht über dem Wasser. Nach weniger als zwei Minuten war er den Zurückgebliebenen außer Sicht.

Der alte Matrose saß rittlings auf dem Brett und segelte so nach Südwesten. Es war eine gefährliche Fahrt. Riß das Tau und trieb er an dem Schiff vorüber, so war er verloren, das wußte er wohl.

Er suchte in dem furchtbaren Wogenschwall, der ihn umtoste und jeden Augenblick in ganzen Massen Gischt fast ertränkte, mit Armen und Beinen rudernd und steuernd die Richtung inne zu halten, die er seinem Brett im Augenblicke der Abfahrt gegeben hatte, und das fast unmöglich Scheinende gelang denn auch seinem sicheren seemännischen Instinkt.

Nach bangen vier Minuten, die ihm wie ebenso viele qualvolle Stunden gewesen, tauchten vor seinen spähenden Augen die schwarzen Umrisse des Schiffsrumpfes der Brigg auf.

„Brigg ahoi!" brüllte er.

Ein gewaltiger Windstoß packte ihn von hinten und hob ihn auf den schäumenden Kamm einer gigantischen Woge, die sich unter Donnergebrüll auf das Schiff losstürzte. Zum Glück hatte die Schiffsmannschaft seinen Ruf vernommen, sonst hätte er im Augenblick des Anprallens zermalmt werden können. So aber streckten sich acht kräftige Arme über Bord und hoben ihn mit sammt seinem Brett genau im richtigen Moment über die Brüstung. Die Brigg bäumte hoch auf und eine gähnende Tiefe entstand, wo eine Sekunde vorher ein Wasserberg über das Schiff hinweg gefluthet war.

Solche Riesenwogen machen nur in Intervallen ihre Aufwartung und es trat also nun für einige Minuten ein Zeitraum verhältnißmäßiger Ruhe ein.

Der alte Matrose war ganz erschöpft von der großen Anstrengung und halb ohnmächtig auf dem Verdeck niedergesunken.

„Befestigt das Tau!“ schrie er. „Und dann laßt die Jolle hinüberfahren nach der Insel. Die Leute dort sind in Todesnoth; sie sitzen auf dem Dach des Hauses, welches schon unter ihnen zusammenbricht! Das andere Ende des Taus ist um den Schornstein geschlungen, und der Schornstein ist sicher, der hält!“

Die Seeleute sahen sich an. Es war ein sehr gefährliches Unternehmen, welches ihnen da vorgeschlagen ward.

Capitän Windahl sprach einige Worte mit seinem Steuermann und ließ darauf die Ruder, zwei Bootshaken und eine Taurolle in seine Jolle legen, die auf dem Deck des Schiffes stand. Dieselbe wurde alsdann über Bord gehißt und der Capitän selbst nahm mit zwei Matrosen darin Platz. Sie benützten das Verbindungstau als Leitseil und kamen so glücklich vorwärts gegen den Wind. Doch gebrauchten sie unter mannigfachen Gefahren fast eine halbe Stunde, um bis an das Lootsenhaus zu gelangen, wo sie denn eben noch zur rechten Zeit ankamen, um die Unglücklichen, fast ganz Verzweifelnden zu retten. Die Rückfahrt nach der Brigg ging sehr rasch von Statten und auch glücklich. Bald standen sie Alle auf den sicheren Schiffsplanken, welche der Wuth der Elemente mit Erfolg trotzten.

Es war die höchste Zeit gewesen. Eine halbe Stunde später trieben die Balkentrümmer des Hauses und die Leichname der Ziegen und Schafe, sowie Mobilien aller Art an der Brigg vorbei....

Als es helle wurde—das Wasser stand jetzt am höchsten—da wandten die Geretteten ihre Blicke nach der ehemaligen Heimath.

Nur noch die Spitze des Schornsteins ragte aus der Fluth empor.

5. Das Ende eines Braven.

Hab und Gut war verloren und trieb in der weiten Wasserwüste umher. Es war wohl schmerzlich für die Armen, doch beklagten sie sich nicht. Für die Erhaltung ihres Lebens dankten sie Gott, der sie behütet in so großer Noth und ihren wackeren alten Freund nicht verlassen hatte auf seiner gefährlichen Fahrt.

Ole lag vom Fieberfrost geschüttelt in der Koje des Capitäns in dessen Cajüte unter aufgehäuften Decken und beklagte sich, daß die Kälte nicht aus seinen alten Knochen weichen wolle. Der Schiffskoch konnte der noch stark rollenden See wegen kein Feuer in der Cambüse anmachen, sonst hätte man dem Alten schon längst einen heißen schwedischen Punsch gebraut, der gegen starke Erkältung sehr probat ist und den Frost rasch aus den Gliedern treibt.

Der Sturm legte sich allgemach und das Schneegestöber hatte aufgehört. Als Folquert Meiners mit seinen Kindern wieder in die Capitänscajüte hinabstieg, die er verlassen hatte, um einen wehmüthigen Blick nach seiner ehemaligen Wohnstätte zu senden, fand er, daß sein alter Freund in unruhigem Schlummer dalag. Sie traten Alle leise auf, um den Schlafenden nicht zu erwecken, und nahmen Platz an dem kleinen Speisetisch, der fest in den Fußboden der Cajüte eingelassen war.

Lena entsann sich der Gegenstände, welche der alte Matrose ihr zur Aufbewahrung gegeben hatte. Sie zog aus ihrer Tasche das lederne Taschenbuch und die silberbeschlagene Bibel und begann in der letzteren zu blättern. Dabei warf sie einen Blick auf das altersgraue Vorsetzblatt, worauf mit ungelenken groben Schriftzügen allerlei Namen und Jahrzahlen geschrieben waren. Ganz oben stand: „Thomas Lund.“ Dann folgte ein Geburtsdatum, darunter ein Confirmationsdatum mit dazu gehöriger Hinweisung auf eine Bibelstelle, endlich stand da: „verheirathet am 16. Mai 1838 mit Margarethe Elsabe Ryhms.“ Darunter: „In See gegangen mit der Bark Albatros am 12. Juni 1838.“ ... Es folgten noch andere Daten, aber Lena las nicht mehr. Ihre Augen schwammen in Thränen und sie konnte die Buchstaben nicht mehr unterscheiden. Schweigend reichte sie ihrem Vater das Buch, der tief erschüttert las.

In diesem Augenblick stolperte der Schiffskoch, dem es mittlerweile gelungen war, in der Cambüse ein Feuer zu entzünden, mit einem großen Becher in der Hand die Cajütentreppe herunter und erweckte durch das Geräusch seiner Schritte den Alten.

Ole trank in langen Zügen die heiße duftige Labung und erklärte dann, daß er sich wohler fühle.

Der Dünenaufseher näherte sich mit seiner Tochter der Koje. Er zeigte dem alten Matrosen die Notizen auf dem Bibelvorsatzblatt.

„Ihr seid Thomas Lund,“ flüsterte er, „und habt ein Geheimniß daraus gemacht, weil Ihr glaubtet, daß die Wahrheit nicht gut für mich zu wissen sei.“

„Ja, ja,“ sagte Ole ernst, „es hat mich ja genug gequält, wie ich es allein trug, und da dachte ich, es ist besser so, wenn Folquert Meiners nichts davon weiß. Vor elf Jahren kam ich in meine Heimath zurück. Ich stand vor eurem Hause, Folquert und schaute durch das helle Fenster in das Zimmer, wo Margarethe neben euch saß. Ich trat nicht zu euch ein—nein, ich ging auf der Stelle wieder unter Segel nach Amerika. Margarethe durfte nicht wissen, daß ich noch lebte—nein, sie mußte ja in dem Glauben bleiben, daß ich todt sei! . . War's nicht so recht?“

Meiners drückte ihm bewegt die Hand, indeß Lena die Linke ergriff und mit ihren Thränen benetzte.

„Du bist wie Deine Mutter, mein Kind,“ flüsterte der Alte leise. „Es war thöricht von mir, daß ich sie verließ und auf eine weite Fahrt auszog. Es war nicht schlechte Habsucht, die mich forttrieb, nur der Wunsch, so viel zu verdienen, um ein kleines Küstenfahrzeug kaufen zu können. Der liebe Gott hat es nicht gewollt, daß mein bescheidener Wunsch in Erfüllung gehen sollte. Er fügte es anders, und er wird auch wissen, weßhalb er es that. Ich weiß es nicht und darf darüber nicht murren, denn des Menschen Geist ist zu schwach und klein, verglichen mit Gottes Weisheit .... Doch war es hart, Folquert! .... es war hart! . . .“

Er hauchte diese letzten Worte mehr als er sie sprach. Dann sank er auf die Kissen zurück und schloß die Augen zu.

Edles, treues, braves Herz, . . das in frommer Resignation sein schweres Geschick so geduldig ertrug! . . .

Es stand nicht so gut mit ihm, wie er selber glaubte. Sein alter Körper, der die Sturzseen aller Meere ausgehalten hatte, erlag dem letzten Stoß, der ihm beigebracht worden war von der eiskalten Ostseefluth.

Als der Sturm ganz vorüber und die Hochfluth von der Küste zurückgetreten war, da brachte Meiners die Seinigen und den alten Matrosen in dem nahe an der Meerbucht gelegenen Kirchdorf unter, wo er Verwandte hatte. Dort starb Ole am achten Tage nach seiner letzten Fahrt. Lena und ihr Vater waren um ihn, wie er seinen Geist aushauchte. Krampfhaft umschlossen im letzten Augenblick des Lebens seine Hände das Bibelbuch und sein letzter Blick traf das Ebenbild seiner Margarethe.

In der kühlen Erde des lindenumsäumten Friedhofs ruht der alte Seemann nun, Gruft an Gruft neben Derjenigen, mit der er im Leben nicht hatte vereint sein können.

Gerettet.

Von W. Horn.

Der Tag ist heiß, der Tag ist schwül
Es glühen Flur und Matten.
Wie lockt der Wald so still und kühl,
Die Wandrer in den Schatten.

Klein Suschen eilt von Hause fort
Mit kindlichem Entzücken,
Im blumenreichen Haine dort
Ein Sträußchen sich zu pflücken.

Es wandert singend kreuz und quer
Und sammelt Blüth' um Blüthe,
Bis seine Glieder matt und schwer
Des Suchens endlich müde.

Am Rain dort, bei der Eisenbahn
Im blüthenreichen Flieder,
Legt es in unschuldvollem Wahn
Sich unbekümmert nieder.

Die Füßchen auf dem Schienenstrang,
Die Blümchen in dem Schooße,
Schläft es umjauchzt von Vogelsang
Auf schwellend weichem Moose.

Es träumt von schönen Engelein
Und Paradiesesauen,
Wo bunte Vöglein flink und klein,
Sich goldne Nestlein bauen.

O Kindheitstraum, wie wunderbar!
Du weißt von keinem Harme,
Du lächelst mitten in Gefahr,
Wie auf der Mutter Arme.

* * *

Was donnert dort am Waldesrand?
Was rast mit wildem Jagen
Fortstürmend über Fluß und Land
Wie Donars Feuerwagen?

Es naht der Zug. Welch dumpf Geroll!
Wie Sturm der Meereswogen.
Und immer näher, Zoll bei Zoll
Kommt er herangeflogen.

Auf, Suschen, auf! Gefahr dir droht,
Will dich denn Niemand wecken?
Auf, Suschen, auf! es naht der Tod
Mit tausend wilden Schrecken.

Doch Suschen träumt und regt sich nicht.
Es gleitet hell und süße
Ein Lächeln über sein Gesicht,
Als ob's ein Engel küsse.

Stets kleiner wird der Zwischenraum
Und die Gefahr stets größer;
Wach auf! wach auf aus deinem Traum!
Naht dir denn kein Erlöser?

Zu Hülfe schnell! wer hört mein Flehn?
Ich schaue hin mit Beben.
Sekunden noch, so ist's geschehn
Um dieses junge Leben.

Da nahet, wie von Gott gesandt
Im letzten Augenblicke
Ein Mann, und reißt mit starker Hand,
Das Kind vom Tod zurücke.

Das Kind vom Tod;—Er hat's gewagt,—
Wie muß sein Herz es heben,
Wenn nun gerührt, die Kleine sagt:
„Ich danke dir mein Leben."

Ein Kind vom Tod;—es schwebt fürwahr,
Verführung hingegeben,
Noch manches Kind in Tod'sgefahr,
Geh, rette du sein Leben.

Es sei, wo du ein Solches weißt,
Zu retten dein Bestreben,
Damit es einst, zu dir auch heißt:
„Ich danke dir mein Leben."

Bilihild.

(Erzählung von G. Flammberg.)

Sechstes Capitel.

Unkraut wächst schnell.

Was vom Fleisch geboren ist, das ist Fleisch. Joh. 3, 6.

Der Tag kam heran, an welchem Hedan seine Braut heimholte. Es war nach alter thüringischer Volkssitte ein Dienstag. Der Herzog hatte die Edelinge der Nachbarschaft zu seiner Hochzeit geladen; mit ihnen und all seinen Gefolgsmannen ritt er hinaus nach Höchheim, ein glänzender Zug. Unter den Edelingen waren einige wenige getauft, etliche andere dem Christenthum geneigt, etliche aber noch eifrig in der Verehrung der alten Götter befangen. Für die Feier der Eheschließung bot das keine Schwierigkeit; in den ersten Jahrhunderten nach Christo war die Eheschließung ein rein bürgerlicher Akt, und der kirchliche Antheil daran beschränkte sich darauf, daß am folgenden Sonntag im Gottesdienste die Gemeinde zu Gott um seinen Segen für die Neuvermählten betete. Im Laufe der Zeit war es jedoch Sitte geworden, daß ein christliches Brautpaar seinen Willen, einander zu ehelichen, vor dem Priester erklärte, wo dann der letztere einen Segenswunsch und Segensspruch hinzufügen mochte. Eine solche Erklärung hatten aber Hedan und Bilihild schon bei ihrer Verlobung vor dem Bischof Kolman gegeben; einer zweiten bedurfte es nicht. Als Hedan in Höchheim zur Heimholung seiner Braut eintraf, erwarteten ihn Kolman und Totman vor der Thüre des Oratoriums, in welchem sie mit der ganzen Gemeinde gebetet und Gottes Segen für das Paar erfleht hatten; Totman als der Busenfreund des verstorbenen Vaters der Braut führte diese dem Herzoge zu; da beugte sie die Kniee und bat den Greis um seinen Segen. Unwillkürlich wollte auch Hedan die Kniee beugen, aber der finstere Blick einiger heidnischer Edelinge machte ihn irre. Gleichwohl rief Totman, indem er seine Rechte auf Bilihilds mit dem Kranz geschmücktem Haupte ruhen ließ, über den Herzog wie über sie den Segen Gottes herab, und flehte, daß Gott ihn erleuchten wolle in seinem hohen und schweren Berufe, und ihm die Kraft verleihen, alle Zeit standhaft das, was er als Wahrheit erkannt, zu bekennen und zu behaupten, ihr aber die Kraft, in Treue und Gehorsam ihre Pflicht als Ehgemahl zu erfüllen. „Der allmächtige Gott," so schloß er, „hat euch zusammengeführt, was Gott zusammengefügt hat, das soll der Mensch nicht scheiden."

Reichliche Geschenke ließ der Herzog an die Bewohner des Cönobiums vertheilen; fette Kühe und eine ganze Heerde Schafe und Ziegen hatte sein Schaffner hinter den Reitern hergetrieben und übergab sie im Namen seines Herrn dem Schaffner des Bischofs. Aber auch die Brüder und Schwestern ihrerseits hatten Alles aufgeboten, daß die Braut nicht mit leeren Händen ihren Einzug auf der Wirzburg halte. Schon stand der Kammerwagen gerüstet, mit zwei kräftigen kränze-umwundenen Stieren bespannt, beladen mit der wenigen fahrenden Habe, welche Bilihild von ihren Eltern geerbt, und dem Mehreren, was die Liebe der Schwestern und Brüder beigefügt hatte; es war ein Vorrath gewobenen Wollenzeuges, gesponnenen Garnes und roher Wolle, eine Spindel und ein Rocken mit Blumen umwunden, eine Bettstelle neu von Ahornholz gezimmert und mit Bären- und Rehfellen bedeckt, worüber das Vließ eines Lammes gebreitet war. Auf dem Vließe aber lag das größte Kleinod, welches die Männer Gottes der Braut

mitzugeben vermochten: jenes Evangelienbuch, woraus einst ihre sterbende Mutter sich hatte von Gertrud vorlesen lassen.

Auch ein „Kranzmahl" war im Speisesaal des Cönobiums aufgetragen, zu welchem der Herzog selbst das Wild geliefert hatte. Nachdem dasselbe verzehrt war, geleiteten die Jungfrauen des Cönobiums als Brautmägde ihre geliebte Schwester Bilihild bis an das Thor der Umfassungsmauer. Sie drückte ihnen allen die Hand, nahm von Totman und Gertrud bewegten Herzens Abschied, schwang sich auf das Roß, und ritt an der Seite ihres Gemahles, gefolgt von dem glänzenden Zuge, als junge Herzogin dem Walde zu.

Der schlechte Saumpfad war auf Hedans Geheiß zu einem breiten Fahrweg umgestaltet. An dem Felsen, wo er Bilihild zum erstenmale gesehen, standen der Knabe Damoalis und der nunmehr geheilte Kathalt, und hielten eine Schnur quer über den Weg gespannt. Der Herzog lachte und gab ihrer jedem ein Silberstück. Damoalis und Kathalt jauchzten, und ließen die Schnur los. Kathalts Haß gegen das Christenthum war unter der liebenden Pflege der Brüder längst dahingeschmolzen; er wohnte den Gottesdiensten bei und ließ sich unterrichten; den Knaben Damoalis liebte er als seinen Lebensretter.

Als der Zug aus dem Walde kam, läutete im Wirzburger Cönobium das Glöcklein; die dortigen Brüder standen am Ufer versammelt und sangen den 45. Psalm, während die Reiter und Wägen auf Fähren über den Fluß setzten. Mit den Worten: „Der Herr segne euren Eingang und euren Ausgang von nun an bis in Ewigkeit" begrüßte der Bischof David das herzogliche Paar. Hedan dankte mit einer Handbewegung, ritt aber unverzüglich weiter. Auf der halben Höhe des Berges, wo der Weg zur Burg durch ein erstes Bollwerk führte, standen die Knechte der Burg versammelt und hielten wiederum den Durchgang mittelst einer vorgehaltenen Schnur gesperrt. Als Hedan durch eine reichliche Spende sich den freien Paß erkauft, stimmten die heidnischen Knechte, denen viel Heidenvolkes der Umgegend sich beigesellt hatte, den Gesang des bei den Heiden üblichen Hochzeitliedes an, eines Liedes, bei dessen Ertönen die züchtige Braut am liebsten die Ohren sich zugehalten hätte.

Aber sie vergaß diesen peinlichen Eindruck in der Erwartung der noch peinlicheren Begegnung mit der alten Herzogin. Als sie in den Burghof ritt, suchte ihr ängstlicher Blick auf allen Seiten nach der fanatischen Heidin, deren angeblich holder Gesinnung sie durchaus keine Aufrichtigkeit zutraute. Hedan bemerkte es. „Meine Mutter ist auf der Hamelburg," sagte er trocken, „dort hat sie ihren Wittwensitz." Da fiel Bilihild ein schwerer Stein vom Herzen; dankbar schaute sie ihren Gemahl—erstaunt die umgebaute Burg an, die viel höher ragte, als ehedem, und in ihrem schneeweißen Bewurf und mit dem Dache von Kalkplatten, das an die Stelle des schwarzbemoosten Schindeldaches getreten war, einen Prachtbau darstellte, deßgleichen sie in ihrem Leben noch keinen gesehen hatte. Noch mehr war sie überrascht beim Eintritt in das Innere der Halle. Hoch und luftig war der Raum; an den weißen Wänden und von der ebenso weißen Decke hingen Gewinde frischen Eichenlaubes, herab und eine wunderbare Helle herrschte in dem Saale. Denn was der Herzog herzustellen gedacht hatte, das war ihm gelungen. Weither aus dem westfränkischen Frankenreiche, aus der alten Stadt Lutetia, hatte er kleine Tafeln durchsichtigen Gypses kommen lassen, die in Blech gefaßt und an einander gefügt Fenster bildeten, die den Fenstern an unsern alten Kirchen ähnlich und, wenn auch etwas gelblich von Farbe, doch hinreichend durchsichtig waren, um die Strahlen des Tageslichtes einzulassen.

Auf der erhöhten Bühne war der Tisch gedeckt für das herzogliche Paar; im untern Theile des Saales saßen an drei besonderen Tafeln die Edelinge, die Gefolgs- und Dienstmannen der Burg und die Waffenknechte. Die ersteren wollten nach hergebrachter Sitte ihre Schwerter kreuzweise in den Erdboden stoßen; aber dieser bestand aus Steinplatten. Verdrießlich stießen sie die Klingen wieder in die Scheide. „Hier ist alles anders, als wir und unsere Väter es gewohnt gewesen," sagte Thiotbert, ein alter heidnischer Edeling, so laut, daß Hedan es wohl vernehmen konnte. Als sie jedoch sahen, daß die Sachen nicht zu ändern waren, fügten sie sich gutwillig in das Unvermeidliche, und fröhlich und in guter Ordnung verlief das Hochzeitsfest zu aller Befriedigung.

Es folgten glückliche Wochen. Bilihilds Lage war nicht so dornenvoll, als sie es erwartet hatte. Hedan liebte sie und that ihr Alles, wodurch er sie erfreuen zu können glaubte. Ihren Religionsübungen legte er nicht das geringste Hinderniß in den Weg; anfangs begleitete er sie jeden Sonntag in eigener Person bis an das Thor des Cönobiums. Manchmal lag es ihr auf der Zunge, ihn zu fragen, ob er nicht mit ihr eintreten und dem Gottesdienste zuhören wolle; aber sie unterließ es. Und sie that wohl daran. Der Grund, warum er sie selbst begleitete, lag in einem eifersüchtigen Mißtrauen. Als Hedan im Verlauf einiger Wochen sich hinreichend überzeugt hatte, daß zu solchem Mißtrauen nicht der leiseste Grund vorhanden sei, ließ er sie allein, im Geleit ihrer christlichen Mägde, zur Kirche gehen.

Sie selbst bewies ihren heidnischen Mägden die nemliche Freundlichkeit und Güte, wie den christlichen, und hatte mit den mancherlei Untugenden und Unarten der ersteren große Geduld. Ihr tägliches Geschäft war im Grunde kein anderes, als die Ueberwachung und Leitung eines großen Bauernhofes. Was dazu gehörte, hatte sie im Cönobium erlernt, und genügte ihren Pflichten mit musterhafter Ordnung. Ehe sie aber des Morgens an ihr Tagewerk ging, versammelte sie die christlichen Mägde, las ihnen einen Abschnitt aus den Evangelien vor, und sprach ein kurzes Gebet. Die christlichen Gefolgsmannen und Knechte lauschten außen am Fenster. Da sie dies bemerkte, bat sie ihren Gemahl um Erlaubniß, daß letztere an gesondertem Orte sich morgens versammeln und von einem unter ihnen sich vorbeten lassen dürften. Hedan erlaubte es gerne.

Eines Tages kam eine der heidnischen Mägde, welche in einer kurzen aber schweren Krankheit von der Herzogin treulich gepflegt worden war, und fragte, ob sie morgens beim Lesen und Beten nicht zuhören dürfe. Natürlich erlaubte es Bilihild mit Freuden.

Auch die Armen und Kranken der benachbarten Höfe, Heiden wie Christen, besuchte sie, und spendete Gaben und Heilmittel mit milder Hand. Nirgends drängte sie den Heiden den christlichen Glauben auf, aber sie verleugnete ihn auch nicht, sondern bekannte bei schicklichem Anlaß, wer der ewig lebendige Quell jener erbarmenden Liebe sei, die sie übte. Und wo sie sah, daß gegen Krankheiten heidnische Zaubermittel angewendet wurden, da erklärte sie, mit *ihren* Heilmitteln und Gebeten zurücktreten zu müssen. Aber bald machte sie die freudige Wahrnehmung, daß die Heiden ihre Besuche um keinen Preis missen wollten, und in die Kräutersäfte und lindernde Oele, die sie reichte, größeres Vertrauen setzten, als in die Zaubereien und Gaukelkünste der Götzenpriester. Manche be-

gehrten geradezu Unterricht im Christenthum, und wurden an die Männer Gottes im Cönobium verwiesen.

So war das Christenthum in stillem, siegreichem Fortschritt begriffen. Nur bei Einem zeigte sich keine Spur eines solchen Fortschrittes, nnd zwar gerade bei dem, welcher der nächste und tägliche Zeuge von Bilihilds Reinheit, Sanftmuth, Geduld und gehorsamer Treue war. Hedan hielt als Ehrenmann sein gegebenes Wort, sowohl die Männer Gottes als seine Gemahlin in ihrem Glauben zu schützen; ja er erwies den beiden Cönobien, vornehmlich dem zu Höchheim, gar manche Freundlichkeiten und Wohlthaten; aber daß er selbst jemals dem Gottesdienste beigewohnt hätte, das fiel ihm nicht ein. Er hatte an dem Schalten und Walten seiner Gemahlin seine herzliche Freude, und war stolz darauf, daß man im ganzen Gau mit Verehrung und Begeisterung von ihr sprach; daß er aber je über ihren Glauben und über den Unterschied desselben vom heidnischen eine Unterredung mit ihr angeknüpft hätte, kam ihm nicht zu Sinne. Nach einigen Monaten kam Pillung geheilt in die Burg zurück; die Veränderung seines ganzen Wesens fiel dem Herzog in der ersten Stunde auf; bald bemerkte er, daß Pillung sich nie mehr berauschte, nie mehr rohe und unfläthige Reden führte, daß sein früher so unstäter, verschlagener Blick sich in einen treuherzigen, ehrlichen verwandelt hatte, und als er vollends ihn mit den christlichen Knechten zum Morgengebet gehen sah, und ihn darauf fragte, ob er den Göttern abgesagt habe, da antwortete Pillung: „Herr, ich diene dem Einen lebendigen Gott, der mich im Walde gefunden und den Trug und Lug ans Licht gebracht hat. Herr Herzog, ihr habt seinen Finger gesehen wie ich; wolltet nicht auch ihr der Wahrheit die Ehre geben?“ „Kümmere dich um deine Sachen,“ sagte der Herzog, und ging weiter.

So sehr verwunderlich war die Sache nicht. Hedan liebte Bilihild nicht um ihres Glaubens willen, sondern hatte den Bekennern dieses Glaubens statt des früheren Hasses seine plötzliche Gunst zugewandt um Bilihilds willen, zu welcher ihn eine leidenschaftliche Liebe erfaßt hatte. Wohl hatte damals bei jener ersten Begegnung der Anblick der Wohlthat, welche die Jungfrau einem rohen Feinde erwies, sein Gemüth nicht kalt gelassen; er hatte die Gegenwart und Nähe eines andern Geistes und andern Gottes, als des im Sturme die Wälder fegenden Wuotans, geahnt und empfunden; aber jene himmlische Schönheit einer Liebe, die so viel höheren Ursprungs ist, als die geschlechtliche Zuneigung, war für ihn doch nur Zuthat gewesen, um das reizende Bild, für das er so plötzlich erglühte, noch strahlender erscheinen zu lassen. Mit Bilihild nahm er den ihr nahen, ihr gegenwärtigen Gott ganz gern mit in Kauf—als den ihren, nicht als den seinen! Genug, wenn er durch sie zu diesem Gotte in Beziehung stand; genug, wenn er durch sie dem Segen und dem Schutz und der Gnade dieses Gottes empfohlen wurde; mehr, meinte er, bedürfe es nicht; daß dieser Gott seiner Gemahlin nun auch sein Gott werden müsse, das schien ihm nicht nöthig, ja davor scheute er zurück. Er ahnte und fühlte, daß er dann von Grund aus ein anderer Mensch werden, daß er seinen eigenen Willen brechen und hingeben und auf die Vorschriften und Ermahnungen der Männer Gottes hören müsse; dem widerstritt sein Herrscherstolz, und schließlich schien ihm ein Uebertritt zum Christenthum auch nicht einmal politisch richtig. Noch war die große Mehrzahl der Edelinge, namentlich im nördlichen Theile des Landes von der Wesra an bis zur Unstrut, dem Heidenthum ergeben. Schon zu seines Vaters Zeiten, als dieser sich taufen ließ, hatte einmal ernstlich ein Abfall jener Edelinge zu den Sachsen gedroht; es schien ihm darum das klügste, den Status quo fürs erste zu erhalten; war es den Männern Gottes erst einmal gelungen, den größeren Theil Thüringens zu bekehren, dann mochte es wohl geschehen, daß auch er sich würde taufen lassen.—

Pillung, weil er, der Hand beraubt, zu andern Diensten unfähig war, wurde meist zu Botengängen verwendet. Unter andern wurde er eines Tages mit einem Brief nach der Hamelburg geschickt an die alte Herzogin. Mit Zittern und Zagen machte er sich auf die Reise, und als er vor Geila selbst gerufen wurde, um aus ihrer Hand die Antwort zu empfangen, verrieth sein scheuer Blick unwillkürlich so wenig treuherzige Offenheit und so viel Mißtrauen, daß Geila, die von seiner Bekehrung nichts wußte, ganz den alten Pillung vor sich zu sehen glaubte. „Ha, Pillung ists!“ rief sie ihm entgegen: „Nun, dir und deinem Anstifter Hezzilo ist der falsche Schwur, mit dem ihr uns getäuscht habt, übel bekommen: dich hat Wuotan um eine Hand verkürzt und ihn mein Sohn. Aber warum zitterst du so? Ich zürne dir nicht. Ihr dauert mich alle beide, und du sonderlich, daß du in dem Christenneste hausen mußt, wo die Götter alle Tage mehr gelästert werden.“ „Frau—“ wollte ihr Pillung in die Rede fallen, aber sie ließ ihn nicht zu Worte kommen, sondern fuhr fort: „Was macht denn meine Sohnsfrau? Ich höre ja, sie wird im Lande weit und breit als eine Heilige, wie sie's nennen, gerühmt. Nun ja, hat sie meinem Sohn den Kopf verrückt, so mag sie ihn auch andern Leuten verrücken. Aber dem Ding wird ein Ende gemacht werden. Dir will ich's im Vertrauen sagen: die heidnischen Edelinge von der Wesra bis zur Unstrut sind dieses Unfugs, den die hiberniſchen Fremdlinge im Lande treiben, müde. Sie werden meinem Sohn die Wahl stellen, daß er entweder das fremde Weib entlasse und die Lästerer der Götter aus dem Lande jage, wo nicht, so wollen sie ihm absagen und mit der Sachsen Hülfe über ihn kommen. Unterbrich mich nicht, sondern verlaß dich drauf: was ich sage, ist wahr und gewiß, und es wird nicht viel Wasser die Sala hinunterfließen, so werdet ihr inne werden, daß die alte Geila noch lebt. Geh nun, nimm diesen Brief und bring ihn meinem Sohne. Gehab dich wohl.“

Sie wandte dem Knecht den Rücken und ging in ihre Kammer. Pillung stand einen Augenblick wie angedonnert; dann lief er, holte sein Reisebündel und machte sich auf den Heimweg. Er lief fast Tag und Nacht; er gönnte sich kaum einige Stunden der Ruhe und des Schlafes.

Als Hedan aus seinem Munde den hochverrätherischen Anschlag erfuhr, den jene Edelinge gegen ihn im Schilde führten, war er außer sich; anstatt aber dadurch zu einer entschiedenen Erklärung für das Christenthum und zu einem kräftigen Einschreiten gegen die Verräther bewogen zu werden, machte er es, wie es noch bis in neuere Zeiten kleinliche Staatsmänner hin und wieder gemacht haben: er meinte die treulosen Feinde durch Nachgeben und Schönthun und durch Fußtritte, die er seinen treuesten Freunden gab, beschwichtigen und gewinnen zu können. Den heidnischen Edelingen sandte er Briefe, worin er gegen das Gerücht, als ob er dem Dienste des fremden Gottes zuneige, entschieden sich verwahrte; er fordre den ihm unter die Augen zu stellen, der ihn auch nur ein einziges Mal ein Oratorium habe betreten sehen. Sein Weib thue ihre Pflicht als Hausfrau; weiteres zu thun liege ihr nicht ob, komme ihr auch nicht zu Sinn; wenn er sie sammt den Hiberniern unangefochten in ihrem Gottesdienst belasse, so vollziehe er nur, was unter seines Vaters Regiment der Volksthing beschlossen

habe." So schrieb er den Edelingen; seine Mutter aber berief er nach dem nahen Gaibach, und erklärte ihr, sie könne von nun an hier wohnen bleiben. Indem er ihr einen Wunsch zu erfüllen sich den Anschein gab, wollte er sie aus dem Norden des Landes entfernen und sie unter seinen Augen haben. Daß sie nun auch ihn unter den ihren hatte, bedachte er nicht.

Haimerich war so unklug, ihn dieses Schrittes halber zur Rede zu stellen. „Herr Herzog," sprach er einstmals auf der Jagd, „so habt ihr also der Frau Herzogin das zu Leide thun mögen, daß ihr eure Frau Mutter nun doch auf das Gaibachschloß gesetzt habet?" „Hat sie sich bei dir darüber beklagt?" war Hedans giftige Gegenfrage, die er mit zornsprühenden Blicken an den Gefolgsmann richtete. Vergebens betheuerte dieser bei Allem, was heilig, daß die Herzogin weder hierüber noch sonst jemals eine Silbe mit ihm gesprochen habe. Der Erfolg war nur der, daß der Herzog sogleich den folgenden Tag seine Mutter zu einem Gastmahl auf die Wirzburg lud.

Es war das erste Mal, daß die beiden Herzoginnen einander begegneten. Alle Schmähreden und Beleidigungen würde Bilihild mit der unerschütterlichsten Geduld getragen haben; das arglistige Weib trat ihr aber mit wahrhaft kriechender Unterwürfigkeit entgegen, schmeichelte ihr auf eine Weise, die sie nur empören konnte, und ließ sie jeden Augenblick hören, daß sie ihre Pflichten gegen das Ehegemahl des regierenden Herzogs wohl kenne. Mit solchem Zerrbilde von Demuth einen Wettstreit einzugehen, war die wahre Demuth Bilihilds außer Stand; ihr schloß sich Herz und Mund; sie war schweigsam und kalt und erschien stolz—ganz wie Geila gewollt, daß sie erscheinen sollte. Hedan bemerkte diese Zurückhaltung seines Weibes mit Mißvergnügen; Geila aber ließ bei Tische ganz unversehens ein Wort fallen von ihrer Heimath und von dem Hofe ihres Vaters, der ein mächtiger Herr an der Elbe gewesen. Bilihild hätte darauf erwidern können, daß ihr Vater Iberius nicht minder einem hohen, ja königlichen Geschlechte entsprossen sei. Sie würde sich aber solcher eitlen Erwiderung geschämt haben, und ließ es über sich ergehen, nach wie vor als die Herkunftlose zu gelten.

Geila blieb auf der Wirzburg über Nacht, um erst am folgenden Tage den Rückweg nach Gaibach anzutreten. Am Abend eröffnete Hedan seiner Gemahlin, daß der Frühgottesdienst in der Halle morgen unterbleiben müsse, da derselbe seiner Mutter zu großem Anstoß gereichen würde. In etwas barscherer Weise verbot er ihn den Dienstmannen und Knechten.

Seiner Mutter traute er nicht über den Weg, und hatte zu solchem Mißtrauen ja Grund genug. Aber je mehr er ihre Ränke fürchtete, um so mehr glaubte er ihren Widerwillen durch Eingehen auf ihre Wünsche entwaffnen zu müssen. Er bemühte sich nach ihrem Sinne zu reden. „Es ist doch merkwürdig," sprach er, „wie die Götter jenen Trug, den Hezzilo in guter Meinung angezettelt hatte, gestraft haben. Seine rechte Hand hatte Pillung bei Wuotan verschworen, und seine rechte Hand hat ihm Wuotan zerschmettert. Wer nun noch an Wuotans Macht zweifeln wollte?" Daß Pillung selbst daran zweifelhaft und Christ geworden, sagte er seiner Mutter nicht. Er hatte ihn wohlweislich diese Tage über aus Wirzburg entfernt.

Auch nachdem Geila die Burg verlassen, wünschte er den gemeinsamen Frühgottesdienst nicht mehr. Es könne ja Jedes für sich beten. Bilihild gehorchte. Die Tage voll Dornen, das fühlte sie, brachen an. Hedan war kälter gegen sie; ganze Tage brachte er von ihr entfernt auf der Jagd oder in dem Söller zu, wo er seine Regierungsgeschäfte besorgte. In den ersten Monaten hatte er über alles Wichtige mit ihr geredet, sie um ihre Meinung gefragt, sich Rathes bei ihr erholt. Jetzt war er im höchsten Grade verschlossen gegen sie. Der Rausch seiner Liebe war verflogen, und es fehlte nicht viel, so hätte er es als einen Fehler betrachtet, daß er, von solchem Rausche bethört, eine Christin zum Weibe genommen. Selbst als sie ihm die Entdeckung machte, daß sie Mutterhoffnungen habe, war es nur ein kurzes Aufleuchten der Freude, welchem rasch das alte Mißvergnügen folgte.

Zum Mißvergnügen war nun freilich Grund genug vorhanden. Seine höchst weise Politik, sein Liebäugeln mit den Feinden des Evangeliums, hatte nicht die erwünschten Früchte getragen. Eines Tages überraschte ihn die Botschaft, daß der Sachsenherzog Horsa ihm ins Land gefallen, und daß ein beträchtlicher Theil des heidnischen Adels zwischen der Wesra und der Unstrut sich offen zum Feind geschlagen habe. Der Krieg war im vollen Ausbruch.

Nach allen Seiten flogen die Boten; der Heerbann wurde aufgerufen. Es war von nichts Anderem mehr die Rede, als von der Kriegsrüstung.

„In acht Tagen ziehe ich aus an eurer Spitze," sprach Hedan eines Abends zu einer Schar von Edelingen, die sich um ihn gesammelt hatte. Der ganze Burgring lag voll Kriegsvolkes.

Als der Herzog bald darauf in seine Kammer ging, sich schlafen zu legen, fand er Bilihild in Thränen. „Was weinst du?" fragte er. „Wie sollte ich nicht weinen," erwiderte sie, „wenn mein Herr und Gemahl hinauszieht in den wilden Männerkampf, und lässet mich einsam zurück. Werdet ihr wiederkehren? Mir ist so bang in meiner Seele."

„So warst du sonst nicht, Bilihild," sprach er fast unwillig. Ehedem warst du ein muthiges Mägdlein, und solche liebe ich. Statt um mich zu weinen, thätest du besser, für mich zu beten, wie du damals gethan, als das wilde Gejaid mich im Walde traf."

„Meint ihr, mein Herr und Gemahl, diese Thränen stünden meinem Gebet im Wege? Jawohl werde ich für euch beten, Tag und Nacht ohne Unterlaß. Aber es ist ein Unterschied, ob solch ein Gebet geschehe in fröhlicher Zuversicht oder mit beschwertem Herzen."

„Was willst du damit sagen?"

„Zürnet mir nicht mein Herr und Gemahl! das Gebet eines Christen ist kein Zaubermittel, Gott den Allerhöchsten zu zwingen, daß er unserm Willen gehorchen müsse. Er ist der Herr, der lebendige, heilige, allmächtige. Was hilft all *mein* Flehen, wenn *er* nicht hören will? Und wird er hören wollen auf die Seufzer um das Wohl dessen, der so sichtliche Erweise der Nähe und Allmacht Gottes empfangen hat und gleichwohl keinen Schritt diesem Gott entgegen gethan, ja nicht einmal nach Unterricht in seinem Worte begehrt hat?"

„Ich habe mein Versprechen gehalten und eueren Gottesdienst nie gestört. Mehr bin ich nicht schuldig."

„Uns nicht. Aber euch, Herr, eurem eigenen Heile. Auf wessen Schutz und Hülfe baut ihr? Dem wahren Gott der Christen wollt ihr nicht dienen, und an die Heidengötter glaubt ihr auch nicht."—

„Wer sagt dir, daß ich nicht an meine Götter glaube? Laß mich unbehelligt mit deinen Bekehrungsreden und lege dich schlafen."—

Bevor Hedan in den Krieg zog, hatte er eine Zusammenkunft mit dem Baiernherzog Theudo. Es war ihm wichtig, durch ein Schutzbündniß mit diesem mächtigen Fürsten die

Südgrenze seines Herzogthums gegen etwaige Angriffe der Chawaren sicher zu stellen. Da Theudo Christ war, hoffte Hedan günstige Zusage leichter von ihm zu erlangen, wenn er seine Gemahlin, die Christin Bilihild, zu der Verhandlung mitbrächte. Am Ansebache im Fairgunwalde, wo der Bach in die Radenz fällt, ziemlich in der Mitte zwischen Wirzburg und Reginsburg, sollte die Zusammenkunft stattfinden. Mit zahlreichem Gefolge, wozu fast lauter Christen ausersehen waren, ritt das herzogliche Paar eine Strecke am Main aufwärts, dann über sanftes Hügelland, und endlich dem Laufe der fränkischen Radenz nach. Am Mittag des zweiten Tages langten sie an der Malstatt an. Zwei Höfe freier Leute standen in geringer Entfernung von einander. Der eine war zur Herberge für Hedan bestimmt; im andern war Theudo schon eine Stunde zuvor angelangt. In der Mitte zwischen den beiden Höfen war eine Wiese durch ein Gehege eingeschlossen, das war die Malstatt. Fast in gleichem Augenblick traten von beiden Seiten bie beiden Fürsten mit ihrer Gefolgschaft ein.

Die Verhandlungen der beiden Herzoge begannen und der Vertrag kam ohne große Schwierigkeit zu Stande; eine Hauptbedingung von Seite Theudo's war aber, daß in Hedan's Abwesen die Cönobien der Männer Gottes sammt dem Gottesdienste der Christen von Niemanden, wer und unter welchem Vorwand es auch sei, beeinträchtigt werden dürften, und daß denselben im Fall einer Beeinträchtigung der Recurs an den Baiernherzog als den Garanten ihrer Freiheit jederzeit offen stehen solle. Gegen den letzteren Punkt wehrte sich Hedan auf alle Weise, aber mit einer Unerschrockenheit, Kühnheit und Festigkeit, die ihm ganz neu war, sprach Bilihild: „Ich halte gerade diese Bestimmung für durchaus nothwendig; ohne sie würde die Mutter meines Gemahles alle Mittel einsetzen, dem Christenthum ein Ende zu machen." Der Augenblick war gekommen, wo sie—des Wortes eingedenk, das der greise Totman zu ihr geredet hatte—ihren Beruf als Schutzherrin des Christenthums auszuüben und vor allem gegen die alte Herzogin ihr Recht behaupten mußte. Hatte sie sich selbst und ihr Lebensglück zum Opfer gebracht, so mußte sie auch den Zweck, zu welchem sie dies gethan, im Auge behalten und die Früchte ihres Opfers pflücken.

In diesem Augenblick trat Haimerich ein: das Mahl sei bereit, Herzog Theudo warte. Hedan durfte nicht zaudern: Bilihild weigerte sich, mitzugehen; ihr sei nicht wohl zu Muthe. Er drang in sie: man würde es ihm übel deuten, wenn er sie nicht mitbrächte. Sie trocknete ihre Thränen, wusch ihr Antlitz und ging mit nach dem Hofe des Baiernherzogs. In der geräumigen Tenne war für die Fürsten die Tafel gedeckt. Gisilhar als freier Herr saß nicht am Tische der Gefolgsleute oder Dienstmannen, sondern an Theudo's Seite, Bilihild gerade gegenüber. „Das dachte ich nicht," begann er, „daß ich euch als Herzogin wiedersehen sollte, als ich euch an der Ostervigilie das Geleite nach Höchheim gab zu eurer sterbenden Mutter. Damals bewegte ch gar andere Gedanken in meiner Brust, und wäre eure Mutter nicht in den letzten Zügen gelegen, und ich hätte mit ihr reden können—wer weiß, ich hätte euch um ein Herzogthum gebracht." „So?" sprach Bilihild streng und kalt, „als ob das nur auf euch allein angekommen wäre! Ich hätte doch auch ein Wörtlein dabei zu sprechen gehabt. Ich achte, für einen Christen, der ihr sein wollet, ziemt sich nicht solch leichtfertig Geschwätze." Sie wandte den Blick zürnend von ihm ab, und er redete sie während des ganzen Mahles nicht wieder an.

Er, der ihre verweinten Augen recht wohl bemerkt hatte, setzte sich aus Allem, was er gesehen und gehört, die richtigen Schlüsse zusammen. ‚Sie leidet unter den Ränken ihrer fanatischen Schwäher und unter der Eifersucht ihres Gemahles. Um des Christenthums willen hat sie das Opfer gebracht, ihm ihre Hand zu reichen, und das Opfer wird ihr schwer. Warum er aber um ihre Hand geworben, weiß ich nicht. Ich muß sie im Auge behalten.'

Den andern Morgen wurde der Rückweg nach der Wirzburg angetreten. Hier angelangt, berief Hedan seine Mutter, erklärte ihr, daß sie während seiner Entfernung hier ihre Wohnung zu nehmen habe, und machte es ihr zur Pflicht, ein strenges Auge auf Bilihild zu haben, daß diese nie mit Gisilhar zusammenkomme, der ohne allen Zweifel unter irgend einem Vorwand sich einstellen werde.

Dann rief er Bilihild herein, und forderte von ihr einen Schwur, daß sie in seiner Abwesenheit die Burg nie verlassen werde.

„Ich werde jeden Sonntag in das Cönobium hinabgehen zum Gottesdienste," sprach sie, „und werde jeden Morgen mit den christlichen Dienstleuten hier oben lesen und beten. Ihr habt kein Recht, mir dies zu verbieten, mein Herr und Gemahl; das wißt ihr."

Der Herzog tobte. Bilihild blieb still wie ein Lamm und entgegnete auf seine Schmähungen und auf die giftigen Stichelreden Geila's nicht ein Wort; aber sie blieb fest. Hedan konnte nichts machen. „So schwöre," rief er, „daß du den Ort Wirzburg nicht verlassen willst, so lange ich im Kriege bin." „Das will ich gerne beschwören," sagte sie. „Wenn ich den Gottesdienst im Cönobium besuchen darf, bin ich zufrieden." Sie leistete den verlangten Eid.

Nun aber sendete der Herzog einen seiner Dienstmannen ins Cönobium hinab mit dem Verbot an den Bischof David, daß, so lange der Herzog im Kriege abwesend sei, kein Fremder, wer er auch sei, im Cönobium beherbergt werden dürfe.

„Das ist wider die uns zugestandenen und verbrieften Rechte," entgegnete der Bischof, und machte sich auf den Weg zum Herzog hinauf, um mit ihm selbst zu reden. Im Mauerring draußen vor der Burg traf er eine ganze Anzahl christlicher Edelinge und Gefolgsherren; als diese hörten, was ihn heraufführe, begleiteten sie ihn in die Burg, und erklärten dem Herzog laut und bestimmt, daß wenn er dies Verbot nicht augenblicklich zurücknähme und ihnen nicht schwöre, daß in seinem Abwesen die beiden Cönobien unangetastet in ihrer Freiheit belassen würden, sie sich der Pflicht des Heerbannes ledig erachteten. „Du magst dann," sprach Ruodbert, der Wortführer, „allein mit deiner Hand voll heidnischer Edelinge, die noch zu dir halten, den Krieg führen! Sieh zu, wie weit du kommst! Bist du nicht ein Thor, Herzog? Die Heiden sind's, die dir abgesagt haben, und wir Christen sind's, die treu zu dir als unserem Herren stehen. Und nun willst du uns treten und schädigen!"

Hedan sah ein, daß er verloren war, wenn er der gerechten Forderung widerstrebte. Er leistete den verlangten Schwur. Aber auch Geila wurde genöthigt, den gleichen Schwur zu leisten.

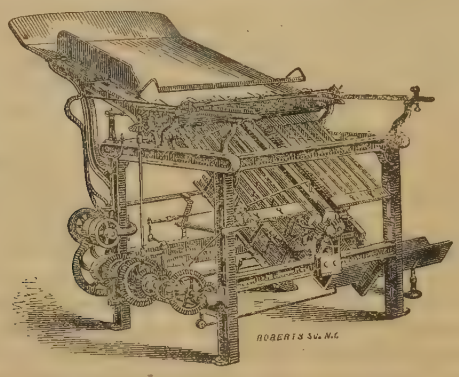
Am Abend legte er sich nicht in die Herrenkammer, sondern in seinem Söller schlafen. Als Bilihild am folgenden Morgen zu gewohnter Stunde erwachte, vernahm sie, daß ihr Gemahl schon fortgeritten sei mit dem ganzen Heer.

Aus der Heimath des Magazins.

Von W. Horn.

12. Im Expeditionszimmer.

Je weiter man kommt, desto gelehrter trifft man die Leute. Das muß wohl wahr sein, denn im Expeditionszimmer haben wir einen Schriftsteller gefunden. Br. Rösch, der Vormann in der Expedition unserer Zeitschriften, hat uns mit einer „ganz originellen" Schilderung dieses Theils des Geschäfts versehen. Nun, warum trüge er denn auch eine Brille, wenn er nicht gelehrt wäre? Ich will in dem



Falzmaschine für die Wochenblätter.

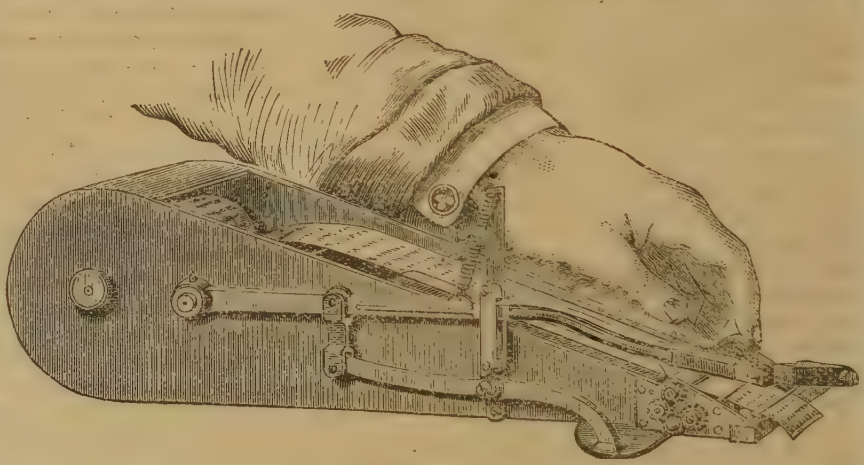
Nachfolgenden so viel als möglich Br. Rösch's Fußstapfen folgen, nur wo es noth thut ein wenig bürsten und die Ecken abklopfen, und wenn dem Leser dabei hie und da ein Funke ins Auge fährt, so wird er Br. Rösch dafür so dankbar sein, als ich mich ihm für die Verabfolgung seiner Skizze verpflichtet fühle.

Im Expeditionszimmer sind gewöhnlich vier Mann regelmäßig beschäftigt, nemlich Br. Rösch als Vormann mit Br. Harlacher als Gehülfe; Br. Lehmann, welcher die Zeitungen adressirt und ein Falzbursche. Hier fließt das ganze Heer unserer Zeitschriften zusammen —Groß und Klein, Alt und Jung.

Es ist Montag Morgen. Die Arbeiter kommen zusammen und dehnen im Nachgeschmack der Sonntagsruhe die Glieder nach —„Mehr." Auf einmal aber fängts im Nebenzimmer zu donnern und zu rappeln an, als sei die neue Arbeitswoche nun förmlich inaugurirt. Die Cylinder der großen Presse drehen sich und Botschafter um Botschafter kommen in schneller Reihenfolge über die Walzen hervorgekrochen. Die eine Seite desselben ist schon am vorhergehenden Samstag gedruckt worden und heute wird er fertig. Bald bringt einer der Preßmänner einen Haufen derselben ins Packzimmer und nun kanns losgehen. Der Falzer nimmt davon, so schwer er zu heben vermag auf seine Schulter und legt dieselben oben auf die Falzmaschine. Diese faßt nun die ihr zugeschobenen Blätter gerade wie die Presse—eins nach dem andern und so laufen sie zwischen fünf verschiedenen Doppelwalzen durch die Maschine hin. Bei der ersten Doppelwalze bekommt das Blatt einen Rippenstoß und ist einmal zusammengelegt. So gehts wieder bei der zweiten Walze, bis es alle fünf passirt hat, dann ist es fünfmal zusammengefaltet und unten legt es sich schön, zum Verpacken bereit, neben seine Vorgänger in einen länglichen Kasten. Manche Blätter tragen bei dieser Procedur auch Verletzungen davon, welche einstweilen ins Spital kommen; Andere büßen gar ihr Leben dabei ein. Wenn alle die Maschine passirt haben, so wird nachgesehen, wie viele von den Blessirten noch zu kuriren sind. Die Wiederhergestellten werden dann noch nach Bedürfniß verwendet und die „Unverbesserlichen" werden mit den „Abgelebten" wieder nach der Papiermühle gesandt, um Gelegenheit zu bekommen, in einem neuen Lebenslauf nochmal ihr Glück zu versuchen.

Wenn der Sammelkasten voll ist, so nimmt der Falzer die Blätter und legt sie gegen ein schräg stehendes Brett auf einen Haufen. Von dort wandern sie dann in die Hände des Adreßmeisters, welcher ihnen mit seiner Maschine den Schild an die Kappe drückt, damit sie sicher in die verschiedenen Familienkreise gelangen, wo man ihrer Ankunft mit Sehnsucht entgegenharrt.

Der Adreßapparat ist ein winziges Maschinchen ungefähr fünfzehn Zoll lang. Es besteht aus einem nach vornen spitz zulaufenden Messinggestell, in welchem sich ein Pappetäfelchen und einige Röllchen befinden, über welche ein Wachstuchriemen läuft, welcher durch die Pappe hindurch geführt wird. Ueber diesen Riemen laufen die langen Papierstreifen, auf welchen sich die



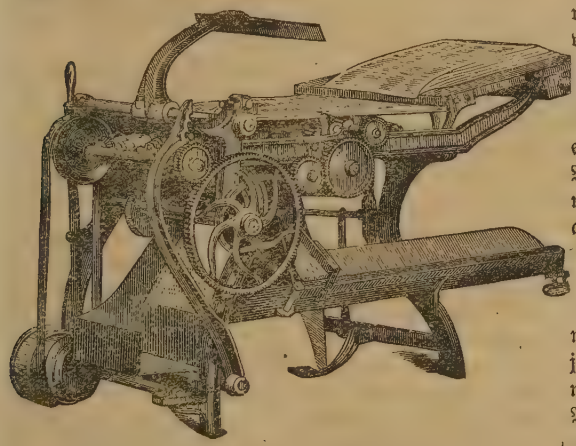
Adressirmaschine.

gedruckten Adressen befinden. Diese Adressen werden in schmalen Spalten auf gelbe Bögen gedruckt und dieselben dann Spalte an Spalte zusammengeklebt, bis es eine lange Papierschnur gibt. Diese wird ebenfalls auf eine in dem Gestell sich befindliche Rolle gewickelt und das vordere Ende über den mit Pappe versehenen Riemen geleitet. Beim Adressiren wird die Maschine an den linken Arm gehängt, mit dem Daumen wird ein Kammrädchen gedreht, bis die betreffende Adresse an der rechten Stelle ist, dann wird der Apparat auf die mit der rechten Hand zurechtgelegte Zeitung niedergeschlagen. Durch

diesen Schlag drückt ein federartiges Drahtgestell auf das Papier, wodurch die Adresse mit dem vorne befindlichen scheerähnlichen Messer zugleich abgeschnitten und aufgeklebt wird. Eine gewandte Hand vermag mit dieser Maschine achtzig bis hundert Zeitungen in einer Minute zu adressiren, wobei die Adressen, welche „abfallen und verloren gehen" noch gar nicht eingerechnet sind.

Nachdem nun Alle mit der richtigen Adresse versehen sind, werden sie verpackt, Manche einzeln, Manche in Compagnien, und in Postsäcke gesteckt. Wenn diesen Säcken dann der Paß angeheftet ist, so werden dieselben von einem Fuhrmann nach der Postoffice befördert. Von Montag Morgens bis Dienstag Abends werden so etwa dreißig gewaltige Säcke voll Botschafter fortgefahren. Manche unserer ehrwürdigen alten Väter hier erinnern sich noch ganz gut, wie man früher den Botschafter auf einem Schiebkarren auf die Post beförderte. Wie sich doch die Zeiten geändert haben!

Der "Evangelical Messenger," von gleicher Größe und gleichem Format wie der Botschafter, folgt diesem in der gleichen Ordnung auf dem Fuße nach. Von diesen beiden Wochenschriften befördert die Post jährlich etwa 2450 große Säcke voll.



Falzmaschine für die S. S. Blätter.

Die Magazine haben einen etwas weiteren Umweg zu machen, ehe sie zur endlichen Beförderung an ihre Abonnenten gelangen, als die Wochenschriften. Wenn sie nemlich gedruckt sind, so wandern sie zuerst hinauf in das dritte Stockwerk, in die Buchbinderei. Dort werden sie von zarter Mädchenhand gefalzt und geheftet und dann in ihr farbiges Umschlagskleid gehüllt. Darauf fahren sie per Elevator großartig wieder hinunter in das Packzimmer, damit ihnen dort noch zuerst die Flügel beschnitten und der Paß visirt werde. Nachdem dieses geschehen, werden sie auch verpackt, um den ihnen entgegenharrenden Lesefreunden ihre Aufwartung zu machen.

Die bunte Gesellschaft der Sonntagschulzeitungen bildet das nächste Contingent in dem Heere unserer Zeitschriften. Im Winter hat der Kinderfreund gewöhnlich die größte Anzahl Abnehmer, im Sommer dagegen wird er von dem "S. S. Messenger" wieder eingeholt und oft noch überflügelt. Daß die englischen Jugendschriften ihre Unterschreiberzahl verhältnißmäßig schneller vermehren als die Deutschen, ist leicht begreiflich, denn es fällt ihnen alljährlich ohne irgend welche Mühe eine Anzahl junger Leser zu, welche einfach die englische Sprache besser verstehen, als die deutsche. Es ist sogar ein Wunder, daß sich mit Rücksicht auf die Thatsache, die deutschen Schriften so gut auf dem „Laufenden" halten. Aber daß sich der oben angedeutete Wechsel in der Unterschreiberzahl so genau nach der Jahreszeit richtet, ist doch etwas geheimnißvoll. Hat der „englische Jüngling" nicht so viel Muth und Ausdauer, den Stürmen und Unbilden des Winters zu trotzen, als sein deutscher Bruder Kinderfreund? Das ist doch kaum anzunehmen. Oder haben die englischen Leser im Winter weniger Leseluft, als die Deutschen. Oder ist es am Ende die Thatsache, das die englischen Sonntagschulen noch mehr zu der Gattung der „Winterschläfer" gehören, als die Deutschen? Irgend wo muß die Ursache sein. Uebrigens wäre beiden, dem „Kinderfreund" und "Messenger" eine Verdoppelung ihrer Unterschreiberzahl sehr zu wünschen, und dürfen wir nicht sagen, daß sie dieselbe auch verdienten, und daß sie dieselbe auch haben könnten, wenn,—wenn—nun ja, wenn alle Sonntagschulfreunde ihre Pflicht recht erfüllen würden?

Die Geburtstagsfeierlichkeiten der Sonntagschulblätter, so weit sie sich auf den Druck derselben beziehen, sind denen der schon beschriebenen Zeitungen gleich, ausgenommen, daß sie als Zwillinge geboren werden und zwar sind sie ähnlich den berühmten siamesischen Zwillinge, zusammengewachsen. Da versteht es sich denn von selbst, daß eine Operation vorgenommen werden muß. Anstatt aber einen geschickten Chirurgen herbeizurufen, wird die Trennung von einem Knaben mit der Maschine vollzogen. Ist die Trennung vollzogen, so huscht einer der Zwillingsbrüder rechts, der andere links zwischen Walzen durch die Maschine und sie bekommen keine Ruhe mehr, bis sie schön zusammengefaltet unten in einem Kasten ankommen, wo sie von andern Ihresgleichen begrüßt werden. Wenn die Kasten voll sind, so signalisiren die Insassen durch schellen, daß sie gerne heraus möchten, welcher Wunsch ihnen dann auch gewährt wird. Hierauf werden sie dann vom Vormann vorsichtig gezählt, damit sie in regelmäßigen Parthien, je nach der Bestellung, ihre Bestimmung erreichen. Wenn ihnen dann noch der Reiserock angezogen ist, so werden sie in den Postsack gesteckt und fort gehts mit dem leidigen Trost: „Schlage dich durch, so gut wie du kannst!"

Wie nun schließlich die Uebrigen, nemlich Lectionsblätter, von denen deutsche und englische zusammen, nahe an 70,000 versandt werden, „Lämmerweide" und "My Lesson" behandelt und expedirt werden, kann der Leser aus dem Vorhergesagten leicht schließen.

Es ist also immerhin ein recht stattliches Heer von Zeitschriften, welches von hier aus in die weite Welt hinauswandert, um den Freunden des Reiches Gottes seine Besuche abzustatten und je nach Bedürfniß Rath, Trost und Ermahnung mitzutheilen und Unterhaltung zu bieten und Sünder vom Sündenschlafe aufzuwecken. Die ganze Armee wird sich so monatlich auf über 300,000, oder jährlich auf nahezu 4,000,000 Exemplare belaufen. Das macht ungefähr 3400 Säcke voll, oder etwa 180 tüchtige Wagenladungen. Es könnten aber eben so wohl 300 Wagenladungen im Jahre sein; Wagen genug wären da, um dieselben zu fahren und auch Leute, um die Schriften alle zu lesen, wenn die Agenten alle so verbreitungslustig und die Leser alle so leselustig wären, wie dies bei vielen der Fall ist. Doch wir wollen für die herrlichen Fortschritte, die wir gemacht haben, dankbar sein und auf noch Besseres hoffen und dafür beten.

Wolfgang Amadeus Mozart.

(Von J. Stieler.)

Im Sommer 1763 erbat sich Leopold Mozart für ein Jahr Urlaub, um eine größere Reise durch Frankreich, England und Holländ mit den Kindern zu unternehmen, welche denn freilich eine viel längere Zeit in Anspruch nahm.

Am 9. Juni verließ die Familie Salzburg, und kam am 12. nach München, wo sie sogleich, als man ihre Ankunft erfuhr, nach Nymphenburg zu den dort allabendlich stattfindenden musikalischen Zirkeln geladen wurde. Wolfgang spielte auch ein Violinconcert und sang eine Arie, die der Kurfürst ihm vorlegte, die Schwester trug einige Klavierstücke vor. „Nannerl hat nun nichts mehr von dem Buben zu fürchten," schreibt der Vater, „sie ist nun eine vollendete Klavierspielerin, die Jedermann bewundert". Die Reise ging über Augsburg, Stuttgart, Frankfurt, Brüssel, wo theils durch Veranstaltung öffentlicher Concerte, theils durch Einladungen die Reisenden so lange aufgehalten wurden, daß sie erst am 9. November in Paris anlangten. Der bairische Gesandte daselbst, durch seinen Schwiegervater, den Grafen Arco, Oberstkämmerer in Salzburg, von der Ankunft der Familie Mozart in Kenntniß gesetzt, wies derselben sogleich eine kleine, behagliche Wohnung in seinem eigenen Hotel an, wo sie während der ganzen Dauer ihres Aufenthaltes verblieben. Unter den vielen verschiedenen Empfehlungsbriefen war ihnen der von einer Frankfurter Dame an den berühmten französischen Schriftsteller Grimm, Secretär des Herzogs von Orleans, von dem wesentlichsten Vortheil. Grimm war ein geborener Regensburger, der seit 15 Jahren von seinen schriftstellerischen Arbeiten in Paris lebte. Ein leidenschaftlicher Musikfreund, stand er mit den ersten musikalischen Größen von Paris in stetem Verkehr.

Mit lebhaftem und thätigem Interesse nahm Grimm sich seiner Landsleute an. Er war ihnen behülflich bei Veranstaltung der Concerte und besprach ihre Leistungen in den Tagesblättern. Wie er selbst davon überrascht und entzückt war, spricht er in einem Brief aus, der sich in seiner gedruckten Correspondenz befindet.

„Echte Wunder sind zu selten," schreibt er, „als daß man darüber schweigen sollte, wenn man das Glück hatte, so etwas zu hören und zu sehen. Es ist so außerordentlich, daß man das, was man mit eigenen Augen gesehn und mit eignen Ohren gehört, kaum glauben kann." Er erzählt dann ausführlich von den unbegreiflichen Leistungen des siebenjährigen Knaben, und schließt mit den Worten: „Ich sehe es kommen, daß mir dieses Kind den Kopf verdreht; Schade, daß man hier zu Lande sich zu wenig auf Musik versteht, um dieses Wunder zu würdigen."—Wenige Tage nach ihrer Ankunft spielten die Kinder am Hofe zu Versailles, und Tags darauf Wolfgang auf der Orgel in der Hofkapelle in Gegenwart der ganzen königlichen Familie. Der kleine Meister hatte auch da bald alle Herzen gewonnen. Die Gemahlin Ludwigs XV., Maria Lesciньska, welche vollkommen gut deutsch sprach, unterhielt sich oft und gern mit dem siebenjährigen Virtuosen. Am Neujahrstage, wo der König nach alter Sitte öffentlich speiste und wobei Jedermann zuschauen durfte, so weit der Raum es gestattete, hatte sich auch die Familie Mozart dort eingefunden. Der Vater berichtet darüber: „Das Außerordentlichste schien denen Herrn Franzosen, daß nicht nur uns allen bis an die königliche Tafel hin mußte Platz gemacht werden, sondern daß mein Herr Wolfgangus immer neben der Königin zu stehn, mit ihr beständig zu sprechen, ihr öfters die Hände zu küssen und die Speisen, die sie ihm von der Tafel reichte, neben ihr zu verzehren die Gnade hatte. Die Königin verdolmetschte dem König, der nicht deutsch versteht, Alles, was unser Herr Wolfgang sprach. Die Königin spricht so gut deutsch wie wir."—In Paris componirte Wolfgang vier Sonaten, die er den Prinzessinnen Victoire und Adelaide de France, Töchtern Ludwigs XV., widmete. Es sind die ersten die von ihm gestochen erschienen. —Das Interesse und die Bewunderung für die beiden Kinder steigerte sich nun von Tag zu Tag. Mehrere Maler bewarben sich darum, ihr Bildniß zu malen.

Nach einem fünfmonatlichen Aufenthalte sollte endlich die Weiterreise nach London angetreten werden. Ein wahrer Sturm erhob sich, um die Familie zu noch längerem Verweilen in Paris zu bestimmen, und als der Vater dieses für unthunlich erkärte, mußte er wenigstens versprechen, den Rückweg wieder über Paris zu nehmen. Freund Grimm erklärte, er behalte als Unterpfand einen Theil ihrer Effekten zurück, worein man denn auch gern willigte.

Von London, wo sie gleich in den ersten Tagen an den Hof beschieden wurden, schreibt der Vater: „Die uns von den Majestäten bewiesene Gnade ist unbeschreiblich. Ihr freundschaftliches Wesen ließ uns ganz vergessen, daß dieses der König und die Königin von England wären."—Diese überaus günstige Aufnahme, der glänzende Erfolg, den sie mit zwei öffentlichen Concerten erzielten, wovon sie das eine zum Besten eines eben neu gegründeten Kinderspitals gaben, bestimmten Herrn Leopold sich für längere Zeit in England niederzulassen. Er miethete zu diesem Zweck eine Wohnung in der an der Themse gelegenen Vorstadt Chelsea. Die Freude der Kinder über das neue Schauspiel, das sich ihnen hier bot, war unbeschreiblich. Der prächtige Strom mit den riesigen Schiffen, das bunte Leben und Treiben am Strande war ihnen etwas ganz Neues. Jede Stunde, die sie von ihrem Studium erübrigen konnten, brachten sie im Anschauen dieser nie gesehenen Herrlichkeiten zu. Da wurde plötzlich in Folge einer Erkältung, der Vater von einer lebensgefährlichen Krankheit befallen. In der Fremde, der Sprache nur nothdürftig kundig, war die Lage der Familie gar bang und trübe. Die Mutter widmete sich ganz der Pflege des theuren Kranken, und Anna Maria unterstützte sie dabei so viel als möglich. Der kleine Wolfgang aber fragte traurig immer wieder, ob er denn gar nichts für den lieben Papa thun könne? Da der Kranke der äußersten Ruhe bedurfte, so mußte auch das Klavier verstummen. Wehmüthig blickte der Knabe nach demselben. Da plötzlich ergriff er die Hand der Schwester. „Höre, Nannerl," sagte er leise, „wir wollen dem lieben Papa eine Ueberraschung bereiten. Ich componire eine Symphonie, und du hilfst mir die Stimmen ausschreiben, damit Alles fertig ist, bis der Papa wieder aufsteht. Sogleich holte der Kleine Notenpapier herbei, und setzte sich ans Werk. Stunden lang saß er mäuschenstill und schrieb, so eifrig, als müßte er durch das Fortschreiten seiner Arbeit die Genesung des Vaters fördern. Erhielt er auf seine Fragen nach dessen Befinden keine tröstliche Antwort, so traten ihm jedesmal die Thränen in die Augen. Er legte die Feder weg und faltete die Händchen.

Nach vierzehn Tagen erklärte der Arzt die Gefahr als beseи-

tigt. Aber auch die Symphonie war fertig und erfüllte vollkommen ihren Zweck. Die musikalischen Uebungen wurden nun wieder aufgenommen; Wolfgang componirte sechs Sonaten, die er der Königin von England widmete. Als er ihr dieselben überreichte, war eben ihr Musiklehrer, Joh. Christian Bach, der jüngste Sohn des berühmten Sebastian Bach, zugegen.

„Das ist gut," rief der König eintretend, „daß ich euch hier so beisammen treffe". Er holte nun einige Manuscripte von Händel, Sebastian Bach und anderen ältern Meistern herbei, und legte sie Wolfgang vor; dieser sah sie durch, und spielte dann nicht nur ganz richtig, sondern mit so geistigem Verständniß, daß Bach aufs höchste entzückt, ihn vom Stuhle hob, ihn herzte und küßte, auf den Armen umhertrug und wiederholt ausrief: „Hätte doch mein Vater dieses Wunder erlebt!" Dann setzte er sich ans Klavier, nahm den Knaben auf den Schooß, und begann einige Takte von einer Sonate zu spielen, alsbald spielte Wolfgang die folgenden und so abwechselnd trugen sie das ganze Stück mit solcher Präcision vor, daß Alle, die nicht zusahen, glauben mußten, Bach allein habe gespielt. Das Urtheil Bachs, der seit Händels Tode als die erste musikalische Autorität in London anerkannt war, erhöhte noch den Ruhm, welchen Wolfgang sich durch seine Leistungen in öffentlichen Concerten und Gesellschaften errungen hatte. Bis zu welchem Grade dieser gestiegen war, beweist wohl, daß das „Britische Museum," eines der bedeutendsten Institute der Welt, in den verbindlichsten Ausdrücken sich ein kleines Originalmanuscript des achtjährigen Meisters erbat und zugleich dessen in Paris erschienene Sonaten, so wie die Bildnisse der Familie für seine Sammlung von Seltenheiten erwarb.

Da tauchte plötzlich der Verdacht auf: Wolfgang obgleich für seine acht Jahre klein und zart von Körperbau, müsse bedeutend älter sein, der Vater verleugne sein Alter aus Spekulation. Diese Ansicht verbreitete sich rasch, ohne daß Jemand sich bemühte, die Wahrheit zu erforschen. Da wandte sich ein Mitglied der königlichen Akademie, Daines Barrington, der sich lebhaft für den genialen Knaben interessirte, an den bairischen Gesandten in London, Grafen Haslang, und erhielt durch diesen einen gerichtlich beglaubigten Auszug aus dem Kirchenbuche, welcher vollkommen die Angaben des Vaters bestätigte. Barrington erstattete hierüber einen Bericht an die Akademie, welchen er mit den Worten beginnt:

„Wenn ich Ihnen eine beglaubigte Nachricht senden sollte von einem Knaben, der in einem Alter von nicht mehr als acht Jahren, sieben Fuß lang wäre, so könnte dies immerhin als eine der königlichen Gesellschaft nicht unwürdige Mittheilung angesehen werden; das aber, was ich hiermit der gelehrten Gesellschaft mitzutheilen habe, von einem so früh sich zeigenden, ganz außerordentlichen musikalischen Talent, scheint mir noch mehr Anspruch auf Ihre Aufmerksamkeit machen zu dürfen." Indem er zugleich Wolfgangs Taufschein beifügt, berichtet er von den Leistungen desselben, wovon er selbst Zeuge gewesen, wie derselbe die schwersten Gesangstücke, zwar mit schwacher Kinderstimme, aber mit rührendem Ausdruck vom Blatte gesungen, zu Arien, die er kaum flüchtig überschaut, die Begleitung aus dem Stegreif gespielt, und zwar fünf- und sechsmal immer verschieden, was nur wenige der vollendetsten Musiker vermochten;—wie er aber, wenn ein Stück zu Ende war, mit der ganzen unbefangenen Lustigkeit eines Kindes, auf dem Stocke seines Vaters im Zimmer umherritt, oder es sich als besondre Gunst erbat, nur ein wenig mit der Katze spielen zu dürfen. Er wolle dann gewiß wieder Alles was und so viel man nur wünsche Klavier spielen;—was doch gewiß mehr den acht- als den vermeintlich vierzehn- oder sechszehnjährigen Knaben charakterisirte.—

Unverkennbar übte die ernste Richtung, welche, noch eine Nachwirkung der großartigen musikalischen Thätigkeit Händels, damals in London herrschte, Einfluß auf den Knaben aus.

Er studirte nun vorwiegend Fugen von Händel und Bach, so wie auch die Werke anderer älterer Meister. Noch in späteren Jahren erzählte er von dem mächtigen Eindrucke, welchen der feierliche Chorgesang der englischen Liturgie mit ihren Motetten und Responsorien, auf ihn gemacht, als er ihn zum ersten Mal in den ehrwürdigen Räumen der Westminster Abtei vernommen, am Grabe Händels, dem Altengland daselbst ein prachtvolles Monument zwischen Shakespeare und Newton errichtet hatte.

Im Juli 1765 verließ die Familie London und begab sich auf dringendes Zureden des holländischen Gesandten nach dem Haag, wo der Prinz von Oranien und seine Schwester den lebhaften Wunsch hegten, die musikalischen Wunderkinder kennen zu lernen. Nur ungern folgte Leopold Mozart diesem Rufe. Auch brachte ihm diese Reise viel sorgenschwere Tage. Kurz nach ihrer Ankunft erkrankte Anna Maria so schwer, daß sie während drei Wochen sich in größter Lebensgefahr befand. Rührend in seiner schlichten Weise ist der Bericht des Vaters an seinen Freund Hagenauer, wie er und seine Gattin, den eigenen Schmerz möglichst in sich verschließend, ihr geliebtes Kind zum Tode vorbereitet hatten.—Bald darauf erkrankte auch Wolfgang. Vier Monate verflossen, bis die Kinder wieder hergestellt waren. Die Reise ging über Mecheln, wo Wolfgang zu seinem eigenen wie der Zuhörenden Entzücken auf der berühmten Orgel spielen durfte,—nach Paris. Grimm berichtet von den außerordentlichen Fortschritten, die der Knabe während seines Aufenthaltes in England gemacht, und erwähnt dabei auch seines wunderbar ergreifenden Gesanges.

„Es ist eines der liebenswürdigsten Wesen, die man sehen kann, in Alles, was er sagt und thut, bringt er Geist und Gefühl, vereint mit der kindlichen Anmuth seines Alters. Bleiben diese Kinder am Leben, so werden sich bald die Beherrscher der Welt um ihren Besitz streiten."

Diese Prophezeiung, wie sehr gegründet sie schien, hat sich allerdings nicht erfüllt.—

Die mühsam erhaltene Urlaubsverlängerung benützte der Vater, um die Rückreise durch das südliche Frankreich und die Schweiz zu machen und so einigermaßen die Kosten derselben zu decken. In Zürich verweilten sie vierzehn Tage im Hause des Dichters Salomon Geßner, der dem neunjährigen Künstler seine sämmtlichen Werke mit einer höchst schmeichelhaften Widmung als Andenken überreichte. In München wurde die ganze Familie vom Kurfürst zur Tafel geladen. Ende November langten sie endlich nach dreijähriger Abwesenheit in Salzburg an, wo sie nun über ein Jahr ruhig verblieben. Sie, die die Vaterstadt ziemlich unbeachtet verlassen hatten, wurden nun daselbst als Berühmtheiten angestaunt, und Mancher, der früher auf sie herabgesehen, wußte nicht mehr den rechten Ton zu finden, um einerseits sich nicht selbst etwas von seiner Würde zu vergeben, andrerseits doch auch gleich den Kaisern und Königen den jungen Künstlern sich gnädig zu erweisen. Ein Baron, dem die Anrede mit „Sie" für Wolfgang zu vornehm, mit „Er" aber doch zu gering erschien, glaubte den richtigen Ausweg gefunden zu haben, indem er sagte: „Ei, *wir* sind ja weit umher gereist, wir haben viel Ehre erworben." Der Wolfgang blickte ihn fragend an und erwiderte:

„Ich kann mich aber nicht erinnern, Herr Baron, Sie irgendwo anders als hier in Salzburg gesehen zu haben."

Wie ernstlich der Vater fortan auf die allgemeine Ausbildung seiner Kinder bedacht war, beweist ein Brief aus jener Zeit.

„Der allgütige Gott hat meinen Kindern solche Talente gegeben, die es mir zur heiligen Pflicht machen, Alles ihrer Erziehung aufzuopfern.

Jeder Augenblick, den ich verliere, ist auf ewig verloren; wenn ich je gewußt habe, wie kostbar die Zeit für die Jugend ist, so weiß ich es jetzt. Sie wissen, daß meine Kinder zur Arbeit gewöhnt sind; sollten sie durch Hindernisse in der Wohnung oder dergleichen sich an müßige Stunden gewöhnen, so würde mein ganzes Gebäude einstürzen. Die Gewohnheit ist eine eiserne Macht, und Sie wissen auch selbst, wie viel mein Wolfgang noch zu lernen hat."

Von allen Seiten langten nun Einladungen an die jungen Künstler an. Die dringendsten von Wien, wohin sich denn die Familie im Herbst 1767 zum zweiten Mal begab. Als sie dort ankamen, herrschten die Blattern so bösartig, daß von zehn Kranken, neun daran starben. Auch die neunzehnjährige Erzherzogin Josefa erlag denselben.

Leopold Mozart flüchtete sich mit den Seinen nach Olmütz. Kaum dort angelangt erkrankte Wolfgang. Niemand wollte die von Wien kommende Familie mit dem kranken Kinde aufnehmen. Da begegnete der Vater dem ihm von Salzburg her bekannten Domherrn Grafen Podstatsky und klagte ihm seine Noth. „Kommen Sie zu mir," erwiderte dieser, „ich habe Platz in meinem Hause für Sie alle,und keine Furcht vor der Krankheit."—Sogleich ließ er Wohnung für die Familie bereiten, und schickte seinen Arzt und seinen Wagen, um den kleinen Kranken, der wirklich die Blattern bekam, in sein Haus zu transportiren.

„Ich will nicht melden," schreibt Leopold Mozart, „mit was für Güte und Ueberfluß wir überhäuft sind; ich will nur fragen, wie Viele es etwa noch dergleichen gibt, die eine ganze Familie mit einem blatternkranken Kinde unter solchen Umständen aus reiner Menschenliebe in ihre Wohnung aufnehmen würden. Diese That wird dem Grafen für alle Zeiten Ehre machen in der Lebensgeschichte meines Sohnes."

Erst im Januar 1768 kehrte man nach Wien zurück. Der Empfang bei Hofe war geradezu herzlich. Kaiser Joseph selbst kam den Erwarteten bis ins Vorzimmer entgegen, und führte sie zu seiner Mutter, die sie in tiefer Trauer, nur von ihren Kindern umgeben fanden. Die Kaiserin unterhielt sich freundlich mit Frau Mozart, erkundigte sich nach der Krankheit der Kinder, und erzählte ihr unter Thränen von den erlittenen Verlusten, dem Tode ihres Gemahls und der schönen, neunzehnjährigen Tochter.

Kaiser Joseph bestellte bei dem zwölfjährigen Meister, über dessen Fortschritt er auch seine Bewunderung zeigte, eine komische Oper, und sprach den Wunsch aus, ihn recht oft bei sich zu sehen.

Die Composition der Oper wurde sogleich in Angriff genommen und rasch vollendet. Wer Kenntniß davon hatte, rühmte sie als überaus gelungen. Als Gunst erbat er sich nur, daß Wolfgang dieselbe in einem Kreise von Kennern, wo möglich in Gegenwart des Kaisers, vortragen dürfe, was denn auch geschah, und wobei dem Componisten die vollste Anerkennung zu Theil wurde. Aber auch eine noch glänzendere Genugthuung war ihm beschieden. Ein reicher Wiener Bürger, Pahlhammer, hatte ein Waisenhaus bauen lassen und zur Einweihung der dazu gehörigen Kirche eine solenne Messe bei Mozart bestellt. Diese Feierlichkeit sollte nun noch vor dessen Abreise stattfinden und er selbst dirigiren. Der ganze Hof war zugegen, der Zudrang von Menschen ungeheuer, und der Erfolg über alle Erwartung. Kaiser Joseph versicherte den jungen Meister seiner Zufriedenheit, und wie sehr er sich freue, ihn nun doch, gleich einem Feldherrn, an der Spitze eines ganzen Orchesters kommandirend und dirigirend zu sehen. Kostbare Geschenke des Kaisers und seiner erlauchten Mutter bestätigten noch die Versicherung ihrer Zufriedenheit. (Forts. folgt.)

Sonntagschule.

Versäumte Pflicht --- Verlorene Sterne.

Uebersetzt von J. Jauch.

In meinen jüngeren Jahren hielt es einmal die Kirche, zu welcher ich gehörte, für ihre Aufgabe, eine Missionssonntagschule anzulegen in einem verwahrlosten Stadttheil. Hiezu bedurfte es nun einer Anzahl treuer und selbstverleugnender Lehrer. Unser Prediger ließ am Vormittag jenes ersten Tages, einen ernstlichen und zugleich liebevollen Aufruf an alle Solche ergehen, die ein Herz für Jesum und unsterbliche Seelen hätten, Nachmittags sich einzufinden und Klassen zu übernehmen. Es leuchtete mir sogleich ein und mein Entschluß war bald gefaßt, mich einzustellen und Antheil zu nehmen, und fand mich zur bestimmten Stunde am Ort der neuen Missionsschule ein. Nachdem ich durch mehrere schmutzige Straßen, an welchen zu beiden Seiten zerbrochene und verwahrloste Hütten standen, woran man nur all zu deutlich auf den bedauernswürdigen Zustand von deren Bewohner schließen konnte, gekommen war, erreichte ich ein Haus, das von den übrigen Wohnungen etwas weiter entfernt stand und in dessen Erdgeschoß die Sonntagschule gehalten werden sollte. Ich stellte mir das Bild vor, das etwa meinen Blicken beim Eintreten begegnen würde. Doch wie abschreckend sich meine Einbildungskraft auch das Bild gemalt hatte, die Wirklichkeit übertraf dasselbe weit.

Hier lachten, schwatzten und zankten eine Anzahl Knaben in einer Ecke mit einander. In einer andern machten eine Anzahl Mädchen eben so viel Lärm. Der Superintendent hielt Rath mit den Lehrern, mit Bezug auf die beste Weise der Leitung der Schule. Eben als ich eingetreten war, trat er vor und schlug das Glöcklein zum Zeichen, daß man in Ordnung kommen möge. Der Lärm schien aber nur desto größer zu werden. Darauf wurde das Signal noch nachdrücklicher ge-

geben. Der Lärm hörte für einige Augenblicke auf, und der Superintendent benutzte die Stille und sagte:

„Nun Kinder, werde ich euch in Klassen eintheilen, dann erhält eine jede derselben einen besonderen Lehrer." Nach vielem Bitten, Zurechtweisen und zuweilen Schütteln der Knaben, gelang es zuletzt, Ordnung herzustellen.

„Jetzt werde ich die Klassen auch nummeriren," sagte Herr Ashley, „damit ein jeder Knabe weiß, in welche Klasse er gehört. Da sind nun sieben Klassen. Diese vordere ist Nummer eins, die nächste Nummer zwei und so fort. Die Klasse dort hinten nahe bei der Thür ist Nummer sieben."

„Nun kommen wir auch an die Mädchen," sagte Herr Ashley. Es dauerte auch nicht lange, um diese in Ordnung zu bringen, weil sie mit der ihnen ganz neuen Idee so eingenommen waren.

„Wenn ihr euch nun recht ordentlich und still verhaltet," fuhr Ashley fort, „so werde ich euch sogleich mit Lehrern versorgen. Ich möchte—"

Er hielt plötzlich inne.

„Wo ist Klasse Nummer sieben?" fragte er, indem er nach den leer gewordenen Sitzen bei der Thüre blickte. Die Knaben waren fort. Ein schallendes Gelächter war die einzige Antwort, die er erhielt.

„Ich sage euch, Knaben, das darf nicht sein," sagte Ashley in streng gebieterischem Tone. Ich will haben, daß sich die Mitglieder von Klasse Nummer sieben, in ihre Sitzen versammeln sollen.

Für einen Augenblick rührte sich nichts, dann aber eilten Schüler von allen Theilen des Zimmers den so eben verlassenen Sitzen zu. Ich hatte zuvor kein Auge auf die Klasse gerichtet gehabt, als ich dieselben nun aber genau besah und auf die von Schalkheit erfüllten Gesichter hinblickte, da empfand ich ein seltsames Verlangen, eben diese Klasse übernehmen zu dürfen. Herr Ashley lächelte bei meinem Anerbieten und bedeutete mir, es werde wohl eine schwierige Aufgabe für mich sein, die Aufsicht über jene Klasse zu führen und versprach mir zugleich, daß wenn ich die Klasse zu irgend einer Zeit aufzugeben wünsche, so solle ich eine andere haben.

Ich übernahm die Klasse, entschlossen wenn möglich und so lang als möglich, sie zu behalten. Ich machte keinerlei Bemerkung über die schmutzigen Hände und Gesichter und ungekämmten Haare der Knaben, sondern suchte vorerst ihr Vertrauen zu gewinnen. Mein erstes war, mich nach dem Namen und Wohnort meiner Schüler zu erkundigen und dieselben aufzunotiren. Nachdem ich mich eine Weile mit Lesen aus Gottes Wort mit ihnen beschäftigt und Fragen darüber angestellt hatte, fand ich bald, daß sie sämmtlich sehr unwissend waren in der Schrift. Ich suchte ihre Aufmerksamkeit auf eine lehrreiche und zugleich spannende biblische Geschichte zu lenken, sie aber schienen fest entschlossen, durch nichts interessirt werden zu wollen. Sie drehten und wendeten sich unruhig auf ihren Sitzen; sie lachten, sie zupften einander oder stritten sich. Kaum als ich glaubte ihr Interesse erregt zu haben, fing einer am Ende der Bank zu pfeifen an, worauf sie wieder alle lachten und dem Pfeifer nachahmten. Und doch waren meine Knaben nicht schlimmer, als die der übrigen Lehrer. Nie zuvor hatte ich eine Sammlung von solchen rohen Schülern beisammen gesehen, als bei jenem ersten Anfang. Dennoch gratulirte ich mir selbst über meinen Erfolg, als Herr Ashley das Signal zum Beschließen der Lection gab.

Also nur noch etliche Minuten und meine Aufgabe für jenen Sonntag war gelöst. Ich wandte mich, um noch ein Wort an einen der Schüler zu richten, sah aber sämmtliche Sitze meiner Schüler leer. Sie hatten den Augenblick, in welchem ich mich nach dem Superintendenten gewandt hatte, benutzt und waren fortgegangen und jetzt sah ich sie gerade in voller Flucht um die Ecke herum biegen. Nichts, als ein gewisser Stolz hielt mich zurück, daß ich nicht schon an demselben Sonntag meine Klasse aufgab. Mit einigen der Lehrer stand ich im täglichen Verkehr und ich dachte, wenn diese es aushalten können, dann kann ich es ebenfalls.

Am folgenden Sonntag verfügte ich mich früh nach der Sonntagschule. Als die Knaben eintraten und mich an meinem Platz bemerkten, da glaubte ich eine Art Schamgefühl auf ihren Gesichtern lesen zu können. Vorsichtig genug, erwähnte ich auch keine Silbe von dem am letzten Sonntag Vorgefallenen. Ich glaubte bereits eine Veränderung zum Guten wahrzunehmen und hatte an diesem Tag keine besondere Schwierigkeit; ich hatte bereits ein tiefes Interesse in meiner Klasse gewonnen.

Die S. Schule gedieh zusehends, und viele der Schüler fingen an, sich ordentlich zu betragen. Herr Ashley setzte Belohnungen aus für Alle, die sich bestreben würden, neue Schüler zu bringen und bald war eine reichlich angefüllte Sonntagschule in Stand gebracht. Dies Alles geschah während den Sommermonaten. Bald aber trat kaltes Wetter ein und mit demselben die Veranlassung zu allerlei Vergnügungen, die das Gemüth von ernsteren Gedanken gänzlich abzulenken geeignet sind. Ich wurde leider auch von der Vergnügungslust hingerissen. Das nächste war, ich verlor mein Interesse für meine Sonntagschulklasse und wenn nun der Sonntag kam, da fühlte ich entweder zu müde, oder hatte ich etwas zu lesen, oder auch war mirs zu kalt und unfreundlich. Immer bieten sich ja Entschuldigungen, wenn man solche begehrt. Die Folgen waren, daß meine Klasse in andere Hände überging und ich hörte für jene Zeit nichts mehr darüber.

Jahre schwanden hin. Immer noch vergaß ich in meiner Vergnügungssucht alles Wichtigere. Doch kam Gottlob! auch wieder eine glücklichere Zeit, wo ich plötzlich aller bisherigen Ergötzlichkeiten überdrüssig wurde. Es erwachte wieder ein Verlangen in mir nach etwas Besserem, was mir bisher gefehlt hatte. Mein Gewissen ließ sich diesmal nicht wieder beschwichtigen. Endlich war ich entschlossen, die Welt fahren zu lassen und mich Christo hinzugeben. Ich thats und fühlte mich glücklich im Dienst und in der Nachfolge Jesu. Ich bestrebte mich fortan für ihn allein zu wirken. Aber nie kam mir der Gedanke an jene erste Sonntagschulklasse aus dem Sinn.

Vor etlichen Sonntagen besuchte ich jene Sonntagschule nach vielen Jahren wieder einmal. Dieselbe wird nun in einem hübschen einladenden Kirchlein gehalten. Mir fiel sogleich eine Klasse daselbst besonders auf. Es ist eine Klasse von jungen Männern, deren Erscheinung mir, ich wußte nicht warum, so bekannt zu sein schien. Auf meine Erkundigung erfuhr ich, daß das dieselbe Klasse sei, die ich vor zehn Jahren so schmählich verlassen hatte.

„Ja", sagte Ashley, der immer noch seinen Posten als Superintendent behauptete, mich aber nicht mehr erkannte, „das ist eine Klasse, die mir Freude macht und auf die ich stolz fühle. Sie waren von unsern ersten Schülern, als wir die Missionssonntagschule eröffneten, nun sind sie alle Glieder der Kirche."

Hierauf ging er von mir weg, seinen Pflichten nach, mich meinen eigenen Gedanken überlassend. Bittere Thränen der Reue flossen unwillkürlich über meine Wangen, während ich

darüber nachdachte, wie viel ich während dieser Zeit Gutes versäumt hatte, und daß diese ehrenvolle Klasse noch die Meinige sein könnte. Jetzt mußte ich mit kummervollem Herzen dastehen und zusehen, wie ein Anderer meine Arbeit schaffte und wahrscheinlich die Sterne in seiner Krone tragen werde, die wohl einstmals in der Meinigen hätten glänzen mögen. Nur zwei Dinge trösteten mich, nemlich einerseits der Gedanke, daß doch von Jemand das gute Werk fortgesetzt worden war und zum andern, daß ich selbst noch hier war, um Gutes zu thun und für Gott zu wirken.

Die erfolgreiche Sonntagschule.

Von R. Matt.

Wie können wir unsere Sonntagschule nützlicher und erfolgreicher machen? Diese Frage wird oft gestellt und gewiß von jedem fleißigen Sonntagschul-Arbeiter immer wieder auf ein Neues zu lösen gesucht. So verschieden nun die Ansichten sind, fallen auch die Antworten auf die Frage aus. Ueber folgende Punkte werden jedoch die Ansichten fast einstimmig sein.

Um eine Sonntagschule erfolgreich zu machen, ist nothwendig:

I. Daß die Gemeinde eine richtige Erkenntniß bezüglich der Sonntagschule hat.

Dieselbe ist:

1. Die Schule Christi. — Nicht blos ein Anhängsel an die Kirche, wo sich Etliche hervorthun und Andere drangsalirt werden.

2. Die Schule des Wortes Gottes. — Das Wachsthum der Seelen im Guten und die Ausbreitung einer Gemeinde hängt von wahrer Erkenntniß ab; darum soll hier Gottes Wort Text- und Lehrbuch sein.

3. Die Schule der Kirche. — Nicht eines einzelnen Mannes oder einer erwählten Zahl; es ist die Schule der Gemeinde, und jedes Glied ist vor Gott verantwortlich für sein Verhältniß zu derselben.

4. Die Lämmerweide. — Kinder sind die Lämmer der Heerde Christi, hier sollen sie genährt und gepflegt werden, um für ihren künftigen Beruf vorbereitet zu werden.

5. Eine Helferin der Familie. — Die Sonntagschule unterstützt die Eltern in der Ausübung einer christlichen Kinderzucht

6. Eine Stütze der Kanzel. — Die Kinder werden vorbereitet und für das gepredigte Wort empfänglich gemacht.

7. Eine Ergänzung der Alltagschule. — Dort wird die Sittenlehre, hier die Religionslehre gepflegt. Dort werden Weltbürger, hier Himmelsbürger erzogen.

Wenn einst jedes Kirchenglied diese Ansicht gewonnen hat, dann hören alle Klagen wegen Gleichgültigkeit auf, und an deren Stelle ist ein heiliger Wetteifer eingetreten. Diese Ansicht geltend zu machen, trägt bessere Früchte, als schelten oder andere Zwangsmittel anzuwenden. Die öffentliche Meinung zwingt oft zum Schweigen, aber eine richtige Erkenntniß ändert den Sinn.

II. Daß Beamten die richtige Erkenntniß ihres Amtes haben.

Die Beamten einer Sonntagschule nehmen wichtige Posten ein in einer christlichen Gemeinde; ihnen sind unsterbliche Seelen anvertraut, sie lehren Gottes Wort, führen Kinder zum Heiland und sind Werkmeister am Aufbau der Gemeinde. An Verantwortlichkeit stehen sie den Eltern und Seelsorgern wenig nach. Um diese Aemter gehörig zu verwalten, sollten sie folgende Eigenschaften besitzen:

1. Sollten sie Alle Nachfolger des Lammes, Jünger Christi, sein.

2. Sollten sie vom Geiste ihres Meisters inspirirt und belebt sein.

3. Sollten sie die Wichtigkeit ihrer Stellung zur Gemeinde zu schätzen wissen.

4. Sollten sie emsige Bibelforscher sein.

5. Sollten sie Alle Glieder der Kirche, treu deren Lehren und Gebräuchen, und auch ernstlich in deren Interesse sein.

6. Müssen sie Liebe zum Werk haben. „Lust und Lieb' zu einem Ding, macht alle Müh' und Arbeit gering."

7. Sollten sie die Kinder daheim besuchen, und dann einen heilsamen Einfluß über die Eltern ausüben.

8. Sollten sie immer in vollem Einklang stehen mit dem Prediger; sie sind Mitarbeiter am großen Bau der Gemeinde und des Werkes Gottes.

Sind die angeführten Punkte richtig, dann erhellt sogleich, daß es keine geringe Sache ist, eine Beamtenwahl zu halten; jedes Glied der Gemeinde wird zusehen, daß nur die besten, tüchtigsten und vertrauenswürdigsten ihrer Mitbrüder erwählt werden, und jeder Erwählte wird das ihm geschenkte Vertrauen zu würdigen suchen.

Ist nun die Gemeinde mit den Beamten in diesem Verhältniß zur Sonntagschule, dann haben wir nur noch einen andern Hauptpunkt zu betrachten, der zum Erfolg der Sonntagschule unumgänglich nothwendig ist, nemlich:

III. Daß die Lehrer von der Wichtigkeit ihres Berufes überzeugt sind.

Ein tüchtiger Sonntagschullehrer hat ein großes Werk vor sich, zu dem ihm folgende Charakterzüge eigen sein sollten:

1. Sollte er von der Wahrheit der Lehre völlig überzeugt sein.

2. Sollte er einen festen Endzweck, ein bestimmtes Ziel im Auge haben.

3. Muß er Liebe zum Werk, besonders aber zur Klasse haben.

4. Sollte er seine Schüler alle persönlich und deren geistliche Bedürfnisse kennen, denn nur dadurch kann er denselben entsprechen oder begegnen.

5. Sollte er persönlichen Einfluß über seine Schüler haben und denselben während des Unterrichts in Anwendung bringen.

6. Sollte er nie Etwas lehren das er nicht weiß; d. h. er sollte nie unvorbereitet vor seiner Klasse erscheinen.

Eine Sonntagschule, die unter der Versorgung einer solchen Gemeinde, unter der Obhut solcher Beamten, und versehen mit solchen Lehrern ist, kann nimmermehr erfolglos sein. Sie muß wachsen an Zahl und Interesse und wird nützlich sein.

Sie ist gleich einem schönen Schattenbaume, in dessen Schatten die Alten sich ergötzen und laben.

Zwischen dem Alten und Neuen Testament;

oder: die

Geschichte des jüdischen Volkes vom Abschluß des Alten Testaments bis zum Tode Herodes des Großen.

Von B. Pick.

3. Die Juden unter den Königen von Syrien.

Die Schlacht am Berge Panium bildet einen wichtigen Abschnitt in der Geschichte der Juden. Seit der Schlacht bei Ipsus waren sie den Königen von Egypten unterthänig gewesen, jetzt aber hatten sie den Nachkommen des Seleucus Nicator den Huldigungseid geleistet, und von jetzt an hatten sie sich mit den Königen von Syrien verbunden.

Antiochus, der jetzt „in dem werthen Lande" (Dan. 11, 16.) Palästina war und von dem Volke als Befreier begrüßt wurde, sollte nicht lange die Früchte seines Sieges genießen. Gehindert in seinen weiteren Unternehmungen gegen Egypten durch die Dazwischenkunft der Römer, wandte er sich nach Klein Asien, ging im Jahre 192 v. Chr. nach Griechenland und wollte von da aus die Römer angreifen.

Allein im folgenden Jahre 191 v. Chr., wurde von dem Consul M. Acilius Glabrir, in den Engpässen von Thermopylä angegriffen und mußte nach Asien zurückeilen. Hier sammelte er eine große Heeresmacht zu einem erneuten Angriff, wurde aber von Scipio Africanus in der Schlacht bei Magnesia im Jahr 190 v. Chr. aufs Haupt geschlagen. Antiochus bat um Frieden, der ihm auch unter harten Bedingungen gewährt wurde. Um die große Kriegssumme aufbringen zu können, kehrte der König von Syrien „wiederum zu den Festen seines Landes" (Dan. 11, 19.), nach dem reichen Belustempel in Elymais, zwischen Medien und Susianna. Hier aber standen die Leute zur Vertheidigung ihres Heiligthums auf und Antiochus wurde erschlagen; er stieß sich, fiel und ward nicht wieder gefunden (Dan. 11, 19.). Das geschah im Jahr 187 v. Chr. Als die Nachricht von seinem Tode kam, bestieg sein Sohn Seleucus IV., der in der Schlacht bei Magnesia mitgefochten hatte, den Thron und nahm den Titel Philopater an. Unter ihm kam Palästina endgültig in den Besitz der Seleuciden. Er verfolgte eine freundliche Politik gegen die Juden, gewährte ihnen Religionsfreiheit und bestritt aus eigenen Mitteln alle zur Verrichtung der Opfer nöthigen Kosten (2. Maccab. 3, 3.)

Bald jedoch sollte ihm Gelegenheit gegeben werden, sich in die Angelegenheiten des Volkes mischen zu müssen. Wir haben bereits im 2. Cap. erwähnt, daß Joseph, der Neffe des Hohenpriesters Onias II., zum Steuereinnehmer von Phönizien und Cölesyrien ernannt war. Bei seinem Tode hinterließ er einen unehelichen Sohn, Hyrcanus. Zwischen Hyrcanus und den legitimen Brüdern entstand nun ein Streit, wegen des väterlichen Vermögens. Onias III., der im Jahre 195 v. Chr. das Priesteramt übernommen hatte, hielt es mit Hyrcanus und verwahrte nach dessen Tode sein Vermögen in dem Tempelschatz, und übergab ihn einem gewissen Simon „dem Vorsteher" zur Bewachung.

Der Vorsteher, den einige für einen Sohn Joseph's hielten, mochte jedoch den Hohepriester nicht leiden und benachrichtigte den Apollonius, den Stadthalter Phöniziens und Cölesyriens, von dem großen Betrage, der im Tempel aufgespeichert war und gab ihm zu verstehen, daß diese Summe seinem Herrn, dem Könige, könnte überwiesen werden, um damit die Kriegsschuld an die Römer zu entrichten. Apollonius meldete das dem Seleucus, der seinem Schatzmeister, Heliodorus, den Auftrag gab, den Schatz zu holen. Heliodorus ging nach Jerusalem, verlangte die Herausgabe des Geldes und trotz der ernsten Vorstellungen des Hohenpriesters bestand er darauf, daß Geld haben zu müssen. So wie er aber das Heiligthum betreten wollte, erging es ihm wie Ptolemäus Philopater (siehe Mag. Nro. 5.) und wurde durch eine „große Erscheinung" (2. Maccab. 3, 24.) an seinem Vorhaben gehindert. Es erschien nemlich ein Pferd mit einem furchtbaren Reiter, und mit sehr schönem Geschirr gerüstet, das gewaltig einherstürzte und mit den Vorderhufen auf Heliodorus trat. Heliodorus fiel plötzlich auf die Erde, man riß ihn schnell weg und legte ihn auf eine Bahre. Auf das ernstliche Gebet des Hohenpriesters erhielt Heliodorus das Leben wieder, kehrte zurück nach Antiochien, erzählte was vorgefallen und bezeugte die unverletzbare Majestät des Tempels (2. Maccab. 3, 24.)

Wie viel Wahres in dieser Erzählung sein mag, so scheint doch das fest zu stehen, daß Seleucus keinen Groll gegen die Juden hegte, wenn er ihnen auch große Steuern auferlegt haben mag (daher er denn auch „der Scherge" heißt, Dan. 11, 20.). Im 12. Jahre seiner Regierung (175 v. Chr.), brach er, doch „weder durch Zorn, noch im Streit (v. 20.), sondern in Folge einer Verschwörung, die Heliodorus gegen ihn angezettelt hatte, ihn ermordete und sich die Krone aneignete.

Als die Nachricht von dem Morde zu Antiochus, dem jüngsten Sohne Antiochus des Großen erreichte, der den Römern im Jahre 188 v. Chr. nach der Schlacht von Magnesia, als Geißel überliefert war, so befand er sich gerade in Athen auf dem Wege nach Syrien. Durch die Vermittelung seines Bruders Seleucus, der seinen eigenen Sohn als Geißel gegeben hatte, war er freigelassen worden und mit Hülfe des Eumenes und Attalus, Fürsten von Pergamus, jagte er den Usurpator vom Throne und nahm das Königreich mit süßen Worten ein (Dan. 11, 21.), an Stelle seines Neffen Demetrius, der den Römern als Geißel diente.

Unter den Vornehmen, die den neuen Fürsten, Antiochus Epiphanes begrüßten, befand sich Josua, der Bruder des Hohenpriesters Onias III. Dieser Josua personificirte in seiner Person die Wirkung, die eine lange Dienstbarkeit unter griechischen Fürsten auf das jüdische Volk hervorgebracht hatte. Er ging so weit, den griechischen Namen Jason anzunehmen, und stand an der Spitze einer großen Partei, die griechischen Sitten und Gebräuchen huldigten und eine besondere Vorliebe für griechische Literatur und Philosophie zeigten. Freundlich von dem Könige aufgenommen und bekannt mit den Finanzverhältnissen desselben, bot er ihm 440 Talente an, falls er ihm die Priesterwürde an Stelle seines Bruders verschaffen wollte. Bereitwillig ging der König darauf ein, ließ Onias III nach Antiochien kommen, setzte ihn gefangen, während Jason nach Jerusalem eilte, um das Griechenthum unter dem Volk schmackhaft zu machen. Es glückte ihm so weit, daß er nicht nur in der heiligen Stadt ein Gymnasium erbauen konnte, wo die jungen Leute im Wettkampf sich übten, sondern brachte es sogar so weit, daß viele seiner Glaubensgenossen griechische Namen und griechische Kleidung annahmen. Selbst die Priester liefen vom Altare weg, um dem Treiben auf dem

Ringplatze zuzusehen. Aber damit noch nicht zufrieden, veranlaßte er sogar viele Juden, sich als Bürger Antiochiens registriren zu lassen und sandte eine Gesandtschaft jüdischer Jünglinge mit Geschenken aus dem Tempel Jehovas zu dem Feste des Herkules in Tyrus. Im Jahre 172 v. Chr. besuchte Antiochus Jerusalem, wo er mit großer Auszeichnung von Jason empfangen wurde.

Drei Jahre lang gelang es dem Hohenpriester, dem Hellenismus Boden zu gewinnen, als sein gegen Onias III., verübter Verrath, an ihm sich zu rächen anfing. Sein eigener Bruder, Onias IV., der den griechischen Namen Menelaus angenommen hatte, und den er an den syrischen Hof geschickt hatte, bot dem Könige 300 Talente mehr als Jason. Der König ging auch hierauf ein und mit Hülfe syrischer Truppen, vertrieb Menelaus den Jason, der jenseits des Jordans bei den Ammonitern eine Zuflucht suchte. Der neue Hohenpriester unterließ es eine Zeit lang den jährlichen Tribut zu entrichten und wurde nach der syrischen Hauptstadt gerufen. Um das Geld aufzubringen beauftragte er seinen Bruder Lysimachus, heilige Geräthe, von großem Werthe, aus dem Tempel zu entwenden, die dann in Tyrus verkauft, wofür die Schuld bezahlt wurde. Allein dieser Verkauf blieb nicht verborgen und Onias III., der legitime Hohepriester und Gefangener in Antiochien, tadelte den Usurpator dafür. Menelaus erzürnt darüber, veranlaßte Andronicus, den Vertreter des Antiochus, den alten Priester ermorden zu lassen und häufte Mord zu seinen andern Verbrechen.

Als er nach Jerusalem zurückkehrte, zeigte sich gegen ihn ein allgemeiner Unwille. Diese Gelegenheit benutzte Jason, bemächtigte sich Jerusalem's und nöthigte seinen Nebenbuhler zur Flucht auf die Burg. Als es ihm nicht gelang, des Tempelschatzes sich bemächtigen zu können, zog er wieder über den Jordan zurück und kam in einem fremden Lande um. (2. Maccab. 5, 1.). Für das Land aber war jenes Ereigniß von den schlimmsten Folgen.

Antiochus sah nemlich in dem momentanen Erfolge Jason's einen Abfall des Landes von seiner Oberhoheit. Als er daher gegen Ende des Jahres 169 v. Chr. aus Egypten zurückkehrte, überschwemmte er ganz Palästina mit seinen Truppen und marschirte auf die Hauptstadt los. Dort richtete er ein großes Blutbad an und plünderte den Tempel, wobei ihm sogar der gottlose Menelaus behülflich gewesen sein soll, nahm den goldenen Altar, den siebenarmigen Leuchter, den Tisch der Schaubrode, die heiligen Gefäße nebst 1800 Talenten in Gold, als reiche Beute mit nach Antiochien, (1. Maccab. 1, 20–24). Er ließ alsdann eine große Sau, als Opfer auf dem ehernen Altar des Brandopfers darbringen, einen Theil des Fleisches ließ er kochen und die Brühe über jeden Theil des Tempels gießen. Nachdem er so das Heiligthum geschändet und Jerusalem mit Blut getränkt hatte, kehrte er nach Antiochien zurück, nachdem er dem Menelaus mit den inneren Angelegenheiten wieder betraut und einem gewissen Philip, ein Phrygier, zum Gouverneur über die Stadt gesetzt hatte.

Antiochus rüstete sich nun zu einem dritten Zuge gegen Egypten im Jahre 169 v. Chr. und belagerte Alexandrien. Allein die in Jerusalem verübten Greuelthaten, hatten ihm viel unerbittlichere Feinde, als die Egypter selbst, gemacht. Die jüdische Bevölkerung der Stadt Alexandrien, die die Hälfte der ganzen Bevölkerung bildete, verbanden sich nun mit den Alexandrinern und Antiochus mußte die Belagerung aufheben. Allein dies hinderte ihn nicht, im Jahre 168 v. Chr. wiederum vor Alexandrien zu erscheinen. Bei dieser Gelegenheit mußte er es erfahren, daß die Ptolemäer Verbündete Roms seien und daß er daher, falls er nicht ein Feind Roms werden wolle, ein für allemal seine Absichten auf Egypten aufzugeben habe. (Fortsetzung folgt.)

Lehrerversammlungen.

Von J. G. Theuer.

Vor Allem ist es nöthig, daß Lehrerversammlungen gehalten und fleißig besucht werden; denn alles Schreiben fördert wenig, wenn man nicht an die Arbeit geht. Auch sollten dieselben nicht als eine Nebensache betrachtet werden, wie dies an einigen Orten der Fall zu sein scheint. Es ist ferner des Predigers Pflicht, denselben, wenn möglich, jedesmal beizuwohnen und die Leitung derselben zu übernehmen, und zu versuchen sie lehrreich und interessant zu machen. Die Lehrerversammlung ist die Vorbereitungsstunde für den S. Schul-Unterricht. Wenn deßhalb die Lection nicht recht verstanden, und in Folge dessen die Schüler unrichtig belehrt werden, so ruht die Schuld auf dem Prediger.

Die Zeit und der Ort, wo die Lehrerversammlung abgehalten werden soll, muß zeitig und deutlich bestimmt werden. Dieselbe ist natürlich nicht ausschließlich für die Lehrer, sondern Alle sollten eingeladen und herzlich willkommen geheißen werden. Die Erklärungen mache man kurz und zum Zweck. Durch Fragen und Antworten kann leicht der richtige Sinn der Lection mit deren Nutzanwendung erforscht werden, und man hüte sich deßhalb wohl, mit nutzlosem Disputiren die köstliche Zeit zu vergeuden. Sollte es ja einmal vorkommen, daß eine Person eine falsche Lehransicht hegt und dieselbe nicht aufgeben will, blos um nicht den Namen zu haben im Irrthum gewesen zu sein, so soll dieselbe vom Vorsitzer in Liebe zurecht gewiesen werden.

Der Geist und Sinn Jesu Christi: Aufrichtigkeit, Offenheit und Brüderlichkeit sollten besonders die Lehrerversammlungen beleben. Und wenn von Anwesenden, besonders von jüngeren Personen eine unrichtige Antwort gegeben wird, so sollte man nicht darüber lachen, oder spitzfindige Bemerkungen machen, denn dadurch entsteht Furcht und ängstliche Zurückhaltung. Auch ist es nicht passend, daß bei solchen Versammlungen oft die älteren Glieder die Lection so unter sich vornehmen, worüber sich die jüngeren Leute langweilen und schläfrig werden. Es sollte Allen gleiches Vorrecht gestattet sein. Auch ist es zu empfehlen, daß sich der Vorsitzer hie und da persönlich an die Lehrer wende und sie frage: „Wie würdest du jetzt diesen, oder jenen Punkt deinen Schülern erklären?" denn dadurch bekommt er eine Einsicht in die Lehrfähigkeit der Betreffenden. —Gesang und Gebet sollten bei Lehrerversammlungen durchaus nicht vergessen werden.

Das Klagelied Amos.

10. Lection für Sonntag den 3. Juni 1877. Amos 5, 1—15.

Grundgedanke: Wer den Herrn sucht, wird leben. **Haupttext:** 1. Chron. 28, 9.

I. Geschichtlicher Zusammenhang. Der Prophet Amos war ein Bürger aus Thekoa im Stamme Juda, welches nach Jerome etliche Meilen südlich von Bethlehem lag. Von Beruf war er ein Hirte, oder, nach der Ansicht Vieler, ein Heerdeneigenthümer; doch in Anbetracht seiner eigenen Aussage, war er nicht sehr reich an irdischen Gütern. Cap. 2, 14. 16. Er war seiner eigenen Aussage nach, kein Prophetenschüler, und seine Sprache verräth, daß er die Vortheile anderer Propheten nicht besaß; in Bethel wollte ihn sogar ein Priester vertreiben, welches aber den Propheten noch ungestümer machte in seinen Drohungen wider Israel.

Die Zeit seiner Wirksamkeit fällt in die letzte Hälfte der Regierung Jerobeams II. In neun Capiteln gibt uns sein Buch die Arbeit, die er gethan im Auftrag des Herrn, der ihn berufen; es sind hauptsächlich Drohungen wider Israel, wegen seiner Sünden und Greueln vor dem Herrn. Zwar hebt er seine Reden an mit Drohungen gegen die umliegenden Nationen, die Israel feindlich waren. Cap. 1 und 2. Dann aber wendet er sich an Israel selbst und hält dem Volk seine Abgötterei und ihre Verstocktheit vor, indem sie sich nicht zurechtweisen lassen unter all den Züchtigungen des Herrn. Er wurde vor dem König verklagt als Meuterer und Volksaufwiegler; der König ließ ihn jedoch gewähren, ob aus Respekt vor dem Herrn, oder ob er ihn so gering schätzte, wird nicht gesagt. Cap. 9, 11. weissagte er einen seiner köstlichsten Sprüche, der sich unmittelbar auf Christum anwenden läßt. Das Erdbeben, welches zwei Jahre hernach folgte, von welchem auch Zach. 14, 5. meldet, geschah nach Jerobeams Tode. Das Eigenthümliche des Buches Amos besteht in der Redeweise des Propheten und den vielen Gleichnissen, die er anführt aus der Natur und seinem früheren Geschäft; welches ein deutlicher Beweis ist, daß er vom Felde zum Amt berufen wurde. Der Chronologie nach hätte er etwa 808 v. Chr. geweissagt, und scheinbar nur sehr kurze Zeit.

II. Texterklärung. Lectionsplan: 1. Trauer über Israel; 2. Israels Sünde; 3. Israels Hoffnung. Vers 1—3. So wie in den zwei vorhergehenden Capiteln, fängt der Prophet wieder an: „Höret ihr vom Hause Israel." Den Inhalt nennt der Prophet selbst ein Klagelied. Eine Klage über die Jungfrau Israel; bisher noch nie besiegt, nun aber nahet ihr Fall. Sie, die einst berühmt war, soll verachtet werden und hülflos liegen, denn der Herr, den sie verachtet, wird sie strafen. Das Volk, das ihr sonst geholfen hat, kann ihr nicht mehr helfen, denn sie werden abgehauen werden. Israels Untergang ist der Grund des Klageliedes. Vers 4—15. gibt noch mehr Ursachen an; denn das Volk hätte leicht gerettet werden können, wenn sie nur den Herrn gesucht hätten; aber das wollten sie nicht. Israels Sünden werden gezeigt: 1. Haben sie den wahren Gottesdienst verdorben und verfälscht, V. 5.; sie gingen nach Bethel, wo Jerobeam eines der goldenen Kälber aufstellen ließ. Auch Versaba wird genannt. Es war zu weit nach Jerusalem, hat Jerobeam gesagt, aber nach Versaba gingen sie, das noch weiter war. 2. Haben sie die Gerechtigkeit zu Boden gestoßen und das Recht verdreht. Diese Sünde ist ein Greuel vor Gott dem Herrn. 3. Sie unterdrückten die Armen. V. 11. Wo Gerechtigkeit zu Boden liegt, hat der Arme nichts mehr zu hoffen. Die Schärfe des Gesetzes wird gebraucht, um dem Armen das Brod zu rauben, damit der Reiche bezahlt werde. Also auch in der Einziehung einer gerechten Schuld kann man ungerecht werden und vor Gott sündigen. 4. Sie sind boshafte Verfolger der Diener und des Volkes Gottes, das ihm noch treu geblieben. Das Volk war so tief gesunken, daß es den Verweis wegen seiner Sünden nicht mehr tragen wollte, weder von Gottes Dienern, die sein Wort verkündeten, noch von den Gläubigen, die treu geblieben. Wer noch einen Sinn fürs Wahre und Edle hat, der wird den Aufrichtigen lieben und schätzen, denn Wahrheit ist das Band der menschlichen Gesellschaft. Welch ein trauriger Zustand, wenn der Mensch einmal Den verachtet, der die Wahrheit liebt! V. 13. Da wird der Kluge schweigen, denn es ist böse Zeit zu reden: 1. Weil es gefährlich ist zu klagen; weil sie das Wort verdrehten und so den Gerechten zum Schuldigen machten. 2. Weil die Klage doch fruchtlos geblieben wäre; es wäre ja Perlen vor die Schweine geworfen. Als Luther Rom's Sünden aufdeckte, rief ihm der kluge Erasmus zu: „Fort! in deine Zelle, Mönch, und schreie: sei mir gnädig, o Gott!" Da geht in Erfüllung, was Pr. Sal. 3, 7. sagt, nemlich: „Es ist eine Zeit zum Reden und zum Schweigen."

Vers 14, 15.—1. Hier wird dem Volk seine Gefahr gezeigt, und das Gericht, das über sie verhängt ist: 1. Ihre abgöttischen Städte sollen verwüstet werden. 2. Das Reich soll verwüstet und das Volk zerstört werden. „Siehe, unser Gott ist ein zerstörend Feuer." Ihre Götzen werden keine Hülfe sein. So geht es Dem, der diese Welt zu seinem Gott macht; in Zeit der größten Noth wird er keine Hülfe haben. 3. Was sie erworben haben durch Unrecht und Unterdrückung, soll von ihnen genommen werden. Ihre Häuser sollen zerstört und ihre Hoffnung zu Schanden werden. Unrecht Gut gedeiht nicht.

2. Wird dem Volk seine Pflicht gezeigt, nemlich: Ehrlichkeit und Gottesfurcht. „Suchet mich," spricht der Herr; nun werden sie ermahnt, den Herrn zu suchen von ganzem Herzen. Israel soll ferner nicht nach Bethel oder Gilgal zu seinen Götzen gehen, sondern sich zu Jehova wenden, der Israels Gott war, da Israel noch kein Volk war.

3. Dieses zu erklären, werden die Werke Gottes als Zeugen aufgefordert: 1) Die Sterne; 2) der Wechsel zwischen Tag und Nacht; 3) der Regen und dessen Entstehung. Alle diese Dinge hat Jehova gemacht; er ist der einzige wahre Gott und in Juda wohlbekannt. Dieses soll das Volk ermuthigen, den Herrn zu suchen, und zeigen, daß Gott auch ihnen helfen kann.

4. Ehrlichkeit wird ihnen vorgeschrieben. Merke: Es kann Alles noch recht werden, wenn der Mensch nur ehrlich ist; ehrlich mit sich selbst, seinem Gott und seinen Mitmenschen. Es ist umsonst, daß wir Gott suchen, es sei denn, wir richten unsern ganzen Lebenswandel darnach ein.

5. Die Ursache wird beigefügt, nemlich: 1) Dieses ist der einzige Weg zum Glück und zur steten Gemeinschaft Gottes. 2) Es ist der einzige Weg, ein Volk zu beglücken. Nur Wenige sind noch übrig, aber den Uebrigen will er gnädig sein. Das Böse zu hassen und das Gute zu lieben, gehen miteinander. Gott gibt sein Wort, er erzeigt Gnade und gibt Hoffnung Dem, der Buße thut. Warnungen und Verheißungen sind beisammen; es ist der Herr, welcher Macht hat über Fluch und Segen, der Mensch aber kennt die Bedingungen.

III. Nutzanwendung. Aus dieser Lection können wir vernehmen: 1. Daß Gott die Sünde haßt, und daß dieselbe vor seinen Augen ein steter Greuel ist. Gottes Heiligkeit kann nie Sünden übersehen oder entschuldigen. 2. Wie leid es Gott ist, wenn er strafen muß, denn er liebt die Menschen; darum läßt er auch treulich warnen und ermahnen. 3. Daß Gott einen Weg bereitet hat für die Menschen, wo ihnen Rettung möglich ist, nemlich: Buße und Glauben. 4. Daß die Armen einen Rächer haben. Gott nimmt sich ihrer an und wird zu seiner Zeit strenge Rechenschaft fordern. 5. Besonders aber lernen wir diese drei Hauptpflichten der Christen: 1) „Gott zu suchen." 2) „Das Böse zu hassen." 3) „Das Gute zu lieben."

Fragen: An wen ist diese Lection gerichtet? Was nennt er sie? Was war die Ursache dieser Worte? Welches waren die Hauptsünden Israels? Worin bestand Israels einzige Hoffnung? Warum sollten sie weder nach Bethel, Gilgal noch Versaba gehen? Was heißt, den Herrn suchen? Wie geschieht das? Was ist die Verheißung für Suchende?

Wortstudien.

Gilgal — rollend; weil dort Israels Schmach abgerollt wurde.

Beth-Aven — Sündenhaus; das Gegentheil von Beth-El.

Wermuth. Ein sehr bitteres Kraut; ein Bild der Gottlosigkeit.

Glucke. Das Siebengestirn.

Orion. Ein helles Gestirn, auch Jacobsstab genannt.

Zebaoth. Herr der Heerscharen.

Kleinkinderklasse. Geschichtliches enthält die Lection für die Kleinen wohl nicht, aber eine heilsame Lehre, die ihnen leicht durch Illustrationen erklärt und faßlich gemacht werden kann. Zwei Punkte sind besonders daraus hervorzuheben: Erstlich, wie wir durch Sünde Gott verloren haben. Beispiele: Der verlorne Sohn; ein Verirrter im Wald u. s. w. Dann Zweitens, daß wir Gott suchen sollen, Vers 4 und 6. und wie.

Illustration. Suchet den Herrn, so werdet ihr leben. Ein sehr lasterhafter Sünder wurde erweckt und zu Gott bekehrt. Die große Veränderung, die bei ihm vorging, erregte die Aufmerksamkeit seiner Freunde und Nachbarn. Jemand sagte ihm, er habe doch thöricht gehandelt, daß er alle seine früheren Lustbarkeiten aufgegeben habe. „O nein," sagte er, „ich wußte zuvor nie, was wahres Vergnügen und Seligkeit sei, bis jetzt. Und indem ich jetzt beides, die Freuden der Welt und die in Jesu geschmeckt habe, so sollte ich ja den Unterschied kennen. Ich war todt, nun aber lebe ich."

Wandtafel.

SUCHET DAS GUTE, Vers 14,
DEN HERRN, Vers 4. 6.
So werdet ihr leben.

Gnade für Bussfertige.

11. Lection für Sonntag den 10. Juni 1877. Hosea 14, 2—10.

Grundgedanke: Der wahrhaft Bußfertige findet Gnade bei Gott. **Haupttext:** Hosea 13, 9.

I. **Geschichtlicher Zusammenhang.** Bezüglich der Geburtsstadt oder Heimath dieses Propheten ist nichts Zuverlässiges zu finden; blos der Name seines Vaters wird angegeben. Es mag mit etwas Grund angenommen werden, daß das Land seiner Wirksamkeit auch sein Heimathsland war, nemlich das Reich Israel. In Bezug auf die näheren Umstände seines Lebens ist absolut gar nichts bekannt; seinen Charakter lernen wir aber aus seinem Buche kennen. Die Zeit seiner Wirksamkeit ist deutlich angegeben in Cap. 1, 1. Nach der Ueberschrift seiner Weissagung muß er nahezu sechzig Jahre gewirkt haben, und wäre demnach ein Zeitgenosse Amos und auch später des Jesaias gewesen.

Bezüglich seiner Redeweise sagt ein Schreiber: „Hosea ist härter zu verstehen als irgend ein anderer biblischer Schreiber, indem er, einer Biene gleich, von Blume zu Blume fliegt und den Honig seiner verschiedenen Sätze sammelt; so daß man oft fast zwischen den Zeilen lesen muß, um ihn richtig aufzufassen." Folgendes läßt sich aus seinen Schriften schließen: 1. Muß er sehr jung gewesen sein, da er zu weissagen anfing. 2. Hat er unter den verschiedenen Königen Allerlei erlebt und mitgemacht; wurde abwechselnd mehr entmuthigt und dann wieder ermuthigt, als die andern Propheten, doch schien es auf ihn keinen Eindruck gemacht zu haben. 3. Wirkte er zu einer Zeit, da Gott selbst seine Zuchtruthe führte über das abtrünnige Volk, da hingegen früher seine Strafen durch die Hand der Propheten gesandt wurden. 4. Scheint er der erste der schreibenden Propheten gewesen zu sein. Ob auch Manches hart zu begreifen ist, so kann man doch nicht sagen, daß die gewählte Lection nicht deutlich sei; Gottes Gericht wird deutlich verkündet und der Weg der Buße klar gezeigt als das einzige Mittel, Gott zu versöhnen. Der Zweck des Propheten ist klar, wie der aller Propheten: 1. Den Sünder zu warnen. 2. Den Gläubigen zu trösten und zu stärken, und 3. Gott zu verherrlichen in Allem und durch Alles. „Das Gnadenleben ist ein Fortschrittsleben." So endet er seine 60 bis 70jährige Laufbahn.

II. **Texterklärung.** Lectionsplan: 1. Israel wird ermahnt zur Buße. 2. Gnade verheißen. 3. Folgen derselben, wenn beachtet. Vers 1—4. Hier ist eine Einladung für Sünder zur Buße: 1. Sie ist an Israel, das auserwählte Volk, gerichtet; sie hatten gesündigt; Buße war nöthig. Die Sünde ist ein tiefer Fall; durch Buße steht man auf. Dann wird ihnen gezeigt, worin sie besteht; nemlich: Eine Rückkehr zu Gott. Es ist nicht genug, daß man dieses weiß, es fordert Handlung. 2. Die nothwendige Instruktion wird gegeben. a. Sie müssen wissen, wie zu kommen; nehmet Worte mit euch. Solche Worte, die erst im innern Herzensgrund gesprochen, d. h. tief gefühlt sind. Worte, die der heilige Geist gibt, die den Sünder „Abba, Vater" rufen machen. b. Sie müssen wissen, was zu thun; sich von ganzem Herzen zum Herrn wenden und mit dem äußeren Leben. So verlangt es Gott. Die Worte sind: 1. Bitte um Gnade. Die Sünde muß entfernt, vergeben werden. 2. Eine Bitte um Wiederannahme. Dieses ist eine Folge der Vergebung. 3. Worte des Versprechens. Unser Gebet sollte immer begleitet sein mit dem Vorsatz neuen Gehorsams. Auch Preis und Dank darf nicht vergessen sein. Ebenso nöthig ist es, daß man die Besserung des Lebens nicht vergißt. Die Rückkehr zu Gott ist ein Band gegen das Böse. Auf Menschen und ihre Kraft kann man sich nicht verlassen, und den Götzen darf man ferner nicht mehr vertrauen. Wenn der Sünder zu Gott kommt, muß sein ganzes Herz auf Gott gerichtet sein. 4. Anhaltendes Gebet. Dieses ist der Grundton aller prophetischen Schriften. Bekehre dich du Abtrünnige, komme betend, bittend und anhaltend, zu deinem Gott.

Nun folgt die Verheißung. V. 4—7. Gott ist nicht zufrieden, wenn er den Menschen gedemüthigt hat; nein, vielmehr, wen er demüthigt, den macht er auch groß. Sein Zorn soll sich wenden von ihnen, das legt den Grund aller andern Gnadengaben. Gott will sich versöhnen mit Allen, die Versöhnung suchen. Er will sie heilen. Die Sünde ist eine schlimme Krankheit, aber es ist Salbe und ein Arzt da, denn die Gnade hat weder Schranken, Ziel noch Grenzen.

Er will sie lieben. Gott liebt, er hört nicht blos auf, zornig zu sein, er liebt frei, vollkommen und ganz. Der Gläubige kann singen: „Unser Gott ist lauter Liebe." Dieses will er ihnen erzeigen in seinem Wohlgefallen. 1. Sollen die Segnungen Jacobs an ihnen erfüllt werden. 1. Mose 27, 28. Er will nicht blos segnen, sondern selbst der Segen sein. Sie sollen ihn mehr und mehr kennen lernen; er will sie erfrischen, wie der Regen erfrischt. Hos. 6, 3. Sie sollen wachsen und Fortschritte machen. „Näher, mein Gott, zu dir." Aufwärts wachsen zur Vollkommenheit, abwärts wachsen zur Befestigung. Wie die Cedern auf dem Libanon, daß kein Sturm sie entwurzeln kann. Amos 9, 15. Um sich wachsen, wie ein Baum seine Zweige und Aeste ausbreitet. Wenn die Gläubigen reich werden an guten Werken und ihre Zahl sich vermehrt, dann breitet sich der Baum der Kirche aus. Sie sollen nützlich und fruchtbar werden. Alles dieses verheißt der Herr, so sie Buße thun. Die Folgen an Denen, die das Wort der Weissagung hören und befolgen: 1) Sie sind weise und verständig genannt. Wer Gottes Wort befolgt, der ist sicher es verstehen zu lernen, denn darin besteht die Erkenntniß. 2) Sie werden in den Wegen des Herrn wandeln. Seine Liebe ist auf Denen, die ihm folgen, aber seine Strafe folgt dem Unbußfertigen. 3) Der Gläubige soll Wurzeln fassen, blühen, Frucht tragen und einen lieblichen Wohlgeruch verbreiten um sich her. Alles was lieblich, schön, harmonisch und bleibend ist, wird gefunden in der Vereinigung mit Gott. Diese Verheißungen wurden Israel gemacht, aber sie sind bestimmt für alle Die, welche die Bedingungen erfüllen. So wie es war im Anfang, so ist es jetzt und wird bleiben bis das Reich Gottes zu seiner vollen Entwickelung gelangt ist.

Die Wege Gottes sind gerade; der Gerechte wandelt darin und ist sicher, aber der Sünder stößt sich, er ist ein Uebertreter und bringt sich ins Verderben.

III. **Nutzanwendung.** Diese Lection zeigt uns: 1. Daß Gott den Tod des Sünders nicht will, sondern daß er sich bekehre und lebe; darum läßt er seinen Willen kund machen. 2. Daß Gott den bußfertigen Sünder beobachtet und dem hilft, der zu ihm kommen will. 3. Daß seine Gnade verheißen ist Allen, die ihn suchen, und daß er seine Hand nicht ab-

zieht von denen, die nach ihm fragen. Wir lernen aber auch, daß Völker und einzelne Menschen an ihrem Untergange selbst schuld sind. (Siehe Haupttext.) Ferner: Daß der Unbußfertige keine andere Hoffnung hat, indem kein anderer Weg bereitet ist. Der Weg ist so deutlich gemacht, daß auch die Thoren nicht irren mögen darauf. Gott ist ein Gott der Liebe und Barmherzigkeit. Nur in der Umkehr vom Bösen zu Gott liegt unsere Hoffnung.

Kleinkinderklasse. Die Bekehrung des Sünders zu Gott, sowie die herrlichen Folgen, bildet in dieser Lection den Hauptpunkt auch für die Kleinen. Zeige auf eine einfache Weise die Nothwendigkeit, sowie die Natur der Bekehrung. Gebrauche die in der Lection enthaltenen Bilder, z. E. die Rose, oder auch andere Blumen mit ihrem lieblichen Geruch; den Oelbaum und Weinstock mit ihrer Frucht, Schatten u. s. w. Herrliche Bilder. Nur durch Gottes Gnade (Thau, Vers 6) können sie wachsen und gedeihen.

Illustration. Fruchtbarkeit. Verse 6 — 8. Von dem Ehrw. Dr. Franklin wird erzählt, daß er, um es stets im Gedächtniß behalten zu können, wie der Christ auf Erden die Früchte des Geistes zum Vorschein bringen müsse, auf seinen Siegelring das Sinnbild eines fruchttragenden Baumes, mit dem Motto Ps. 1. darunter habe anbringen lassen. Und als er kurz vor seinem Ende von seinem Sohn und Nachfolger im Predigtamt gebeten wurde, ihm noch als Angedenk und Losungswort ein kurzgefaßtes Sprüchlein der Weisheit zu hinterlassen, flüsterte er seinem Sohn ins Ohr: „Seid fruchtbar."

Wandtafel.

Hoffnung Huelfe Heil	NUR IN	JESU.

Israels Gefangenschaft.

—o—

12. Lection für Sonntag den 17. Juni 1877. 2. Kön. 17, 6—18.

Grundgedanke: Abgötterei und ihre Folgen. **Haupttext:** 2. Kön. 28, 2.

I. **Geschichtlicher Zusammenhang.** „Wenn das Maß voll ist, läuft es endlich über." Dieser Spruch erfüllte sich an Israel. 253 Jahre lang hat Gott dieses Volk mit Geduld und Langmuth getragen; es wurde gewarnt, belehrt, bedroht und gestraft. Oft kamen die Boten Gottes und riefen das Volk und seine Könige zur Umkehr zu Gott, aber es war Alles umsonst. Endlich wurde die Geißel Jehovas im gerechten Zorn geschwungen und Israel ward vom Angesicht des Herrn verstoßen. Es ist fast Schade, daß man sagen muß, der letzte König war nicht so schlimm, als seine Vorfahren; zwar kann man nicht sagen, daß er besser war, doch suchte er die Irrthümer der früheren Könige zu verbessern; aber das Maß der Sünde war voll; Israels Tage waren gezählt und einem schauerlichen Gewitter gleich, sammelten sich die schwarzen Wolken des Verderbens, die den letzten herben Schlag bringen sollten.

Sieben Dynastien wurden ausgerottet in Israel; 19 Könige saßen auf dem Thron und unter allen nicht ein einziger, von dem man hätte sagen können: „Er that, was dem Herrn wohlgefiel." Kein Wunder, daß sich Gottes Langmuth erschöpfte.

Das ganze Reich wurde zerstört und die Ersten, Obersten und Besten des Volkes, etwa 30,000 gefangen fortgeführt und zerstreut. Ohne irgend welche innere Verbindung lebten sie in Sclaverei. Sie kamen nie wieder zusammen, ihre Nationalität ging verloren und bis auf diesen Tag weiß Niemand, was aus den 10 Stämmen geworden ist; alle Nachforschungen, einen Ueberrest zu finden, sind bis heute fruchtlos geblieben. Die, welche nicht gefangen fortgeführt wurden, vermischten sich mit Juda, oder mit den sie umgebenden Heidenvölkern. Von nun an wird Juda und Israel nicht mehr als unterscheidender Name der Stämme genannt; die Stämme sind verloren und das Reich Davids ist dahin auf immer.

Das ist die böse Folge und bittere Frucht der Sünde! Ungehorsam führt zum Verderben.

II. **Texterklärung.** Lectionsplan: 1. Die Gefangenschaft; 2. Die Ursache derselben. Vers 6. In diesem Vers wird uns Israels Untergang in wenig Worten geschildert. Der Weltmensch würde sagen, Israel hätte nicht die Hülfe erhalten von Egypten, die es erwartete, daher ihr Untergang. Blicken wir aber die Sache richtig an, dann müssen wir sagen, Israel hätte Hülfe vom Herrn erbeten sollen und nicht von Menschen. Der König von Assyrien kam, belagerte Samaria und bezwang Israel; sein Untergang war ein vollständiger. Der König wurde gefangen, die Stadt wurde bezwungen und das Land fiel in die Hände des Feindes. Das Volk, nemlich die Hohen und Einflußreichsten wurden weggeführt als Sclaven und das Land wurde als Provinz mit dem Reich verbunden. Die armen Gefangenen wurden zertheilt und getrennt, so daß keinerlei Verbindung zwischen ihnen stattfinden konnte. Das Volk, das den Herrn vergaß, wird nun selbst vergessen; es ist kein Volk mehr. Nur noch zerstreut finden sich einige treue Seelen, die den Namen Israel bewahrt, bis ein neues Volk den Namen annehmen würde, nemlich: Das Israel des neuen Bundes, das unvergänglich ist beim Herrn.

V. 7–18. Der Zerfall des Reiches, wird in einem kurzen Satz gemeldet; der Gegenstand ist zu betrübend für den Schreiber, desto eingehender schildert er aber die Ursachen, die zu diesem Resultat führten. Folgende Punkte werden deutlich gezeigt:

1. Es war vom Herrn. Der Assyrer war blos ein Werkzeug, die verhängte Strafe auszuführen; Vgl. Jes. 10, 5. Wenn man Gottes Wort und seine Werke betrachtet, im Vergleich zu einander, so wird man sehen, daß sie nicht nur übereinstimmen, sondern sich auch gegenseitig erklären. Warum erwählt Gott ein Volk und führt es, wie er Israel führte? Blos um es hernach zu zerstören? Die Gerechtigkeit erforderte es, um des Volkes Sünde willen, aber durch seine Barmherzigkeit werden sie erhalten, wenn sie Buße thun. Eher werden Himmel und Erde vergehen, als daß Gottes Wort falle.

2. Das Volk führte sein Unglück selbst herbei. Israel reizte seinen Gott. Der Herr mußte ihnen zeigen, daß Gerechtigkeit sich mit Sünde nicht vereinigen kann. Es war die Sünde, welche all dieses Unglück über das Volk brachte. Es wird uns hier deutlich gezeigt, was Gott für Israel that und wie das Volk ihm dankte. 1) Er gab ihnen ihre Freiheit, als Pharao sie drückte. 2) Er gab ihnen sein Gesetz und war selbst ihr König, sie waren unter unmittelbar göttlicher Regierung, sie kannten seinen Willen und ihre Pflicht, es blieb kein Raum für Zweifel, bezüglich des Weges, den sie wandeln sollten. 3) Er gab ihnen ihr Land, V. 8; er trieb die Heiden aus vor ihnen her, um der Abgötterei willen. Israel hatte deutliche Warnung, ihnen nicht gleich zu thun.

3. Wir sehen ferner, wie Israel that gegen Gott, trotz dem Bunde der zwischen ihnen bestand. Im Allgemeinen: sie sündigten gegen ihn. V. 7. Sie thaten dieses sehr oft noch mit Heuchelei, indem sie ihre Sachen wider den Herrn schmückten, den Schein des Rechts gaben. Dann thaten sie Dinge, die so positiv gegen Gott waren, die gar keine Ausrede erlaubten, so zu sagen, dem Allmächtigen zum Trotz, V. 11. Auch verwarfen sie sein Gesetz und seinen Willen, V. 15. Sie verließen den Weg des Herrn und wählten freiwillig die Sünde und das Unrecht. Mußten sie nicht billig dieses Unglück erwarten?

4. Insonderheit aber machten sie sich am ersten und zweiten Gebot schuldig. 1) Sie fürchteten, d. h., sie verehrten andere Götter, V. 7. 2) Sie wandelten in der Luftseuche der Heiden V. 8. 11. 15. Müssen Solche, die von Gott gelehrt sind, auch noch von den Heiden lernen? 3) Sie baueten Höhen und Al-

täre in ihren Städten und vergaßen die Wohnung des Herrn Zebaoth. 4) Sie dienten Göttern, die sie selbst gemacht hatten und opferten denselben; auch beteten sie alle Planeten und Himmelskörper an, denn das ist der Sinn von V. 16. Und zu allen diesen Sünden ließen sie auch ihre Kinder durchs Feuer gehen, d. h., sie opferten dieselben ihren Götzen zum Brandopfer.

V. 13. Ist eine Rechtfertigung des Herrn. Ihr Unglück kam nicht plötzlich und ungewarnt. Wir haben von den Propheten gelesen, die Er ihnen sandte: wir haben ihre Wunder und Thaten bewundert und beobachtet; aber es war Alles umsonst. Sie verhärteten ihre Herzen, sie nahmen Gottes Wahrheit nicht an. Die Sünde, welche ihre Väter in der Wüste sterben machte und ihnen das Land verwehrte, dieselbe treibt nun die Nachkommen vom Lande aus und macht sie wieder zu Fremdlingen. Es war der Unglaube.

III. **Nutzanwendung.** In Israels Untergang haben wir Bild und Warnung von den schrecklichen Folgen der Sünde. Wer sich nicht beugen will unter das sanfte Joch des Heils und der Zucht, wird seinen Nacken beugen müssen unter das Joch der Sünde.

Wir sehen ferner, daß Gott nicht nur den Einzelnen bestraft, um der Sünde willen, sondern sogar Nationen und Völker verwirft, wenn sie Ihn vergessen.

Lerne auch, daß wenn man die Segnungen verachtet, verhärtet man das Herz und häuft sich selbst den Zorn auf sein Haupt.

Kinder, lernet besonders, wie gefährlich es ist, in böser Gesellschaft zu sein. Die Heiden sind Israel zum Untergang geworden.

Hütet euch vor Sünden, Gott fordert Rechenschaft.

Sünde trennt von Gott und macht unglücklich in Zeit und Ewigkeit. Lest und bedenket besonders den Haupttext zu dieser Lection.

Fragen: Wie lange bestand das Reich Israel? Wie viele Könige hatte es im Ganzen? Was verursachte seinen Untergang? Wer verleitete das Volk zur Sünde? Was für Sünden der Abgötterei werden genannt in dieser Lection? Wurde das Volk nie gewarnt? Nenne einige Propheten des Herrn, die zu ihnen gesandt wurden? Welches war Israels größte Sünde? Welche Warnung gibt uns Christus, die Bezug hat auf diese Lection? Siehe Luc. 13. 3.

Kleinkinderklasse. Schildere den abscheulichen Götzendienst der Heiden vor Alters und wie es ihnen die Israeliten nachmachten. Beispiel der Moloch mit ausgebreiteten Armen saß da, welchem man alsdann unschuldige Kinder als Opfer darauf legte und verbrannte. Erzähle wie das Volk zur Strafe in die Gefangenschaft wandern mußte und aufhörte ein Volk zu sein. Zeige, wie man auch sonst auf verschiedenerlei Weise Götzendienst pflegen und so den gerechten Zorn Gottes reizen kann.

Illustration. Sünde und ihre gerechte Strafe. So wie die Erbse beides, die Blüthe und Schote in Embryo schon in sich birgt, und wenn ich dieselbe pflanze, ich bestimmt wissen kann, daß sie wieder Frucht ihrer eigenen Art und sonst nichts hervorbringen wird, so auch die Saat, die ein Mensch moralisch aussäet. Was der Mensch säet, das wird er ernten. Dies gilt auch mit Bezug auf die Sünden der Israeliten und überhaupt aller Menschen, und auf die endliche Strafe.

Wandtafel.

DER SUENDE SOLD : SCHANDE, SCHULD, STRAFE.

Vierteljährliche Uebersicht.

Sonntag den 24. Juni 1877. Nahum 1, 1—13.

Haupttext: Nahum 1, 3.

Nr.	Lection.	Thema.	Grundgedanke.	Haupttext.
1.	2. Kön. 4, 1–7.	Elisas Wunderwerk.	An Gottes Segen ist Alles gelegen.	2. Cor. 9, 7.
2.	„ 4, 25–37.	Der Sohn der Sunamitin.	Ich bin die Auferstehung und das Leben.	Matth. 15, 28.
3.	„ 5, 1–14.	Naeman der Aussätzige.	Die Sünde und ihre Heilung.	Psalm. 51, 7.
4.	„ 5, 20–27.	Gehasi der Aussätzige.	Die bestrafte Habsucht.	Spr. 15, 27.
5.	„ 6, 8–18.	Elisa zu Dothan.	Der Engel des Herrn lagert sich um die her, so ihn fürchten und hilft ihnen aus.	2. Kön. 6, 16.
6.	„ 7, 12–20.	Die Hungersnoth zu Samaria.	Erfüllung des göttlichen Worts und Bestrafung des menschlichen Unglaubens.	Luc. 18, 27.
7.	„ 10, 20–31.	Der König Jehu.	Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon.	2. Kön. 10, 31.
8.	Jona 3, 1–10.	Jona in Ninive.	Wer seine Sünde bekennet und läßt, wird Barmherzigkeit erlangen.	Matth. 12, 41.
9.	2. Kön. 13, 14–21.	Elisas Tod.	Wer glaubt, wird leben ob er gleich stirbt.	Hebr. 11, 4.
10.	Amos 5, 1–15.	Das Klagelied Amos.	Wer den Herrn sucht, wird leben.	1. Chron. 28, 9.
11.	Hosea 14, 1–9.	Gnade für Bußfertige.	Der wahrhaft Bußfertige findet Gnade bei Gott.	Hosea 13, 9.
12.	2. Kön. 17, 6–18.	Israels Gefangenschaft.	Abgötterei und ihre Folgen.	2. Kön. 28, 2.

Uebersichtsplan.

1. Lection. a. Die Noth der Wittwe; b. Ihr Hülferuf; c. Die Hülfe zur rechten Zeit. Fragen: Was war der Wittwe Klage? Was war ihr Vermögen? Wie wurde ihr geholfen? Wie lange floß das Oel? Was war des Propheten Anweisung? Welche Wunder Jesu gleichen diesem? Was lernen wir aus dieser Lection?

2. Lection. a. Der Prophet verlangt und gesucht; b. Der Stab gesandt; c. Des Propheten Gebet; d. Das Kind erweckt. Fragen: Was that der Prophet, als er die Sunamitin sah? Wußte der Prophet, daß das Kind todt sei? Was that die Mutter, als sie zu ihm kam? Was sagte der Prophet, als er seinem Diener den Stab gab? Warum konnte Gehasi nichts ausrichten? Wie wurde das Kind wieder lebendig? Durch wessen Kraft? Was lernen wir aus dieser Lection?

3. Lection. a. Naemans Krankheit; b. Sein Verhalten und c. seine Heilung. Fragen: Wer war Naeman? Was that Gott durch ihn? Mit welcher Krankheit war er be-

haftet? Von welcher Natur, war der Aussatz? Wer diente in Naemans Haus? Welchen Rath gab sie? Wie befolgte Naeman denselben? Welche Anweisung erhielt er von Elisa zu seiner Heilung? Wie verhielt er sich dabei? Was that er zuletzt? Was waren die Folgen? Was lehrt uns die Lection?

4. Lection. a. Die Sünde der Habsucht; b. Der Gewinn; c. Die Strafe. Fragen: Was sagte Gehasi zu sich selbst? Was beschloß er? Gegen welches Gebot sündigte er? Was gab ihm Naeman? Was that er damit? Konnte er es verbergen? Wie wurde er überführt und bestraft? Welche Lehre ist in der Lection enthalten?

5. Lection. a. Das Heer der Feinde; b. Das Heer des Herrn. Fragen: Wer war König von Syrien? Wo liegt das Land? Wer vereitelte die Pläne des Feindes? Wo war Elisa? Was wollte Benhadad mit dem Propheten? Wer sah die Feinde zuerst? Womit tröstete Elisa seinen Diener? Was waren die Folgen? Warum betete Elisa für Blindheit der Feinde? Was können wir aus der Lection lernen?

6. Lection. a. Gesandt um zu sehen; b. Sehen um zu theilen; c. Sehen und sterben; Fragen: Wie entstand die Hungersnoth? Wie endete sie? Wer bezweifelte die Weissagung? Warum? Was wäre besser gewesen für ihn? Was lernen wir daraus? Was soll uns die Lection überhaupt lehren?

7. Lection. a. Was Jehu that; b. Was er zu thun verfehlte. Fragen: Wer war Jehu? Wie führte er seinen Beruf aus? Wer führte Baalsdienst ein? Wie wurde derselbe aufgehoben? Worin verfehlte Jehu seine Aufgabe? Welchen Götzen diente Jehu? Wie sollen wir Gott dienen? Was für Götzen werden heute noch verehrt? Was wird von Jehu gesagt? Siehe Haupttext. Welche Lehre enthält die Lection?

8. Lection. a. Ein reumüthiger Prophet; b. Ein bußfertiges Volk; c. Ein barmherziger Gott. Fragen: Wer war Jonas? Was that er, als ihm der Herr zum ersten Mal einen Auftrag nach Ninive gab? Was that er das zweite Mal? Wo lag Ninive? Was war Jonas Auftrag? Was thaten die Leute, da sie ihn höreten? Was that der König? Was waren die Früchte ihrer Buße? Was waren die Folgen? Was können wir aus dem Ganzen lernen?

9. Lection. a. Des Propheten Krankheit und sein königlicher Besuch; b. Seine letzte Weissagung; c. Sein Grab. Fragen: Wer war Joas? Warum kam er wohl jetzt erst zu Elisa, als er krank war? Was sagte er zu Elisa? Was meinte er damit? Welche Weissagung sprach Elisa vor dem König aus? Was für ein Bild gebrauchte er dazu? Warum legte er seine Hand auf die des Königs? Warum sollte Joas fünf oder sechsmal geschossen haben? Wo wurde Elisa begraben? Was trug sich nach seinem Begräbniß zu? Wie redete er noch nach seinem Tode? Was soll uns die Lection lehren?

10. Lection. a. Israels Verfall; b. Nichtigkeit der Götzen; c. Ermahnung den Herrn zu suchen; d. Buße und Leben. Fragen: An wen ist diese Lection gerichtet? Was nennt er sie? Was war die Veranlassung zu Solchem? Welches waren die Hauptsünden Israels? Worin bestand ihre einzige Hoffnung? Warum sollten sie weder nach Bethel, Gilgal, noch Bersaba gehen? Was heißt, den Herrn suchen? Wie geschieht das? Was ist die Verheißung für Suchende?

11. Lection. a. Israel wird ermahnt zur Buße; b. Gnade verheißen. Fragen: Was heißt zum Herrn zurück zu kehren? Wohin ist der Sünder gekommen? Wie wird der Haupttext in dieser Lection gelehrt? Was meint „die Farren unserer Lippen?" Warum sind Sünder den Waisen zu vergleichen? Worin hat Gott seine Liebe gegen uns erzeigt? Wie haben wir Gottes Zorn zu verstehen? Welche Segnungen sind in der Lection verheißen? Welche andere Lehren sind darin enthalten?

12. Lection. a. Die Gefangenschaft; b. Deren Ursache; c. Ermahnung zur Umkehr; d. Weigerung. Fragen: Wie lange bestand das Reich Israel? Wie viele Könige hatte es im Ganzen? Was verursachte seinen Untergang? Was verleitete daß Volk zur Sünde? Welche Sünden werden in der Lection genannt? Wurde das Volk nie gewarnt? Nenne einige Propheten des Herrn, die zu ihnen gesandt wurden. Welches war Israels größte Sünde? Welche Warnung gibt uns Christus, die Bezug hat auf diese Lection? Siehe Luc. 13, 3.

Hinterstübchen.

Dies und Jenes für den Editor. Nicht wahr, Du bist der Editor unserer deutschen Jugendschriften und Deine Pflegbefohlenen sind „Jung Amerika." Du verstehst es auch charmant mit dem jungen Volke umzugehen, daß sogar die Alten wieder jung werden und begierig die Produkte verschlingen, welche für die Jugend bestimmt sind. Das solltest Du oft sehen: der Hausvater oder die Hausmutter lassen das Magazin kaum aus den Händen, bis sie wissen was drinnen ist; den Söhnen und Töchtern bleibt dann die Nachlese.

Du hast nun da was Neues, Niedagewesenes im Gange. Da hätte sich der weise Salomon bald verrechnet, als er sagte: „Es gibt nichts Neues unter der Sonne." Hatten wohl damals auch schon die Sonntagschüler einen eigenen Missionar unter den Heiden? Wo ist solches je geschehen? Es ist ein vortrefflicher Plan, daß der Pastor A. Halmhuber unter den freundlichen Japanern, der Missionar der deutschen S. Schüler sein soll. Wer ein deutsches Herz und auch nur ein Fünklein Christenthum darin hat, der sage mit Mund und Herz und **That:** Amen und Sela dazu.

Doch damit ich's nicht zu lange mache, möchte ich nun sagen, daß ich Dich daran erinnern wollte, Dich für dein jugendliches Heer in die Schranken zu stellen, denn es kommt mir wie eine Zurücksetzung der Jugend vor, wenn so viele Correspondenten und Berichterstatter im Botschafter von gewissen Versammlungen, welche mit Bekehrungen gesegnet sind, besonders da, wo sich fast lauter alte Sünder, welche vierzig bis siebzig Jahre ein Leben der Feindschaft und Rebellion gegen Gott geführt haben, bekehren, schreiben: „Es waren die mehrsten, oder alle Familienhäupter," (d. h. alte Sünder). Ist nicht bei solchen Ausdrücken die I. Jugend ignorirt? Ist denn eine Seele von dreißig oder sechzig Jahren, welche unzählige Male gesündiget hat, mehr werth als eine zarte jugendliche, fast noch unschuldige Seele von acht bis sechszehn Jahren? Hat man dabei vielleicht oft noch etwas anders im Augenmerk? Ich achte, es wäre besser, man würde sich zu Gott bekehren, ehe man ein Familienhaupt ist, als erst nachher. Zudem sterben ja auch Viele so früh.

So lege einmal Deine tapfere Lanze ein für deine Jungens, wie einst der tapfere, vielbesungene Schweizer, A. von Winkelried, damit die Freiheit ihre Gasse behalte. Laß Dir deine S. Schularmee nicht beleidigen.

Dein

Leonhard Bühler.

(Anmerkung d. Red. Nach unserer Auffassung liegt die Hauptfreude der betr. Berichterstatter in der vorausgesetzten Hoffnung, daß wenn sich einmal ein Hausvater oder eine Hausmutter bekehrt, bald das ganze Haus gläubig wird und die Kinder nachkommen. Auf die Bekehrung der Jugend und jugendliche Frömmigkeit kann gewiß niemals genug Nachdruck gelegt werden, und wenn ein Prediger diesen Theil der Gemeinde, die Jugend, vernachlässigte, der würde nicht nur sein Amt schänden und einen Frevel an der Gemeinde begehen, sondern auch den fruchtbarsten Theil seines Gemeindegartens brach liegen lassen, und endlich wüchse ihm das Unkraut über seinem eigenen Kopfe.)

Die Sonne zeigt sich bekanntlich in den verschiedenen Zonen, den Bewohnern unserer Erde, in sehr verschiedenem Gewande. Ganz eigenthümlich verhält sie sich im hohen Norden. Capitän Roß schildert den Neujahrstag 1830, den er in der Polarzone im Norden von Amerika erlebte, in folgender Weise: Die Sonne ging nicht auf, kam aber am Mittag doch dem Rande des Horizonts von unten her so nahe, daß sie eine kurze Morgenröthe, die zugleich Abendröthe war, erzeugte, in

welcher die fernen Berge im dunkelsten Scharlachroth glühten, und eine prachtvolle Purpurschicht darüber sich ausbreitete. Alles Andere blieb schwarz und dunkel, bis die schöne Erscheinung wieder verschwand.—Der Reisende Wrangel hielt sich drei Jahre lang im höchsten Norden Sibiriens am Eismeer auf. In der Mitte des Winters blieb es dort 39 Tage lang Nacht. Gegen das Ende dieser Periode begann die Morgenröthe am Himmel sichtbar zu werden, aber nur, um wieder zu verschwinden in die vorige Nacht, bis sie endlich immer heller wurde und zuletzt die Sonne wieder zum Vorschein kam.—Von ganz besonderer Pracht soll der Aufgang der Sonne in der Wüste Sahara sein. Ringsum röthlichbrauner Wüstensand und darüber die Nacht. Da flammt plötzlich die große Sonnenkugel am östlichen Horizont auf und vergoldet die unermeßliche Ebene, Nirgends, sagt der Amerikaner Taylor, wird man so zur Anbetung der Sonne gezogen, wie in der afrikanischen Wüste. Noch gewaltiger ist der Eindruck, den man empfängt, wenn man den Sonnenaufgang im Luftmeer beobachtet. Ein Luftschiffer schwebte einst mit seinem Ballon bei Tagesgrauen hoch über den Wolken, die den ganzen Raum unter ihm ausfüllten und einem weißen wallenden Meere glichen, während der Himmel selbst in dieser Höhe nicht mehr blau, sondern rabenschwarz erschien. Da tauchte aus dem Wolkenmeer die Sonne blutigroth am schwarzen Himmel auf und gewährte ein so über alle Erwartungen großartiges Naturschauspiel, daß den Luftschiffer fast ein Grauen ergriff.

Thomas Carlyle, der berühmte Verfasser der Geschichte Friedrichs des Großen, klagte jüngst in einer englischen Zeitschrift: „Ach, es ist ein trauriger Anblick, beinahe eine ganze Generation von Männern und Frauen zu sehen, welche gebildet sein wollen, und doch so blödsichtig sind, daß sie keinen Gott im Universum finden können. Ich glaube aber, daß diese traurige Erscheinung nur eine Rückwirkung von der Heuchelei und den Formen ist, mit welchen man das Sehnen des Herzens nach wahrer Religion zu beschwichtigen sucht. Dahin sind wir also gekommen! Alles ist aus Froschlaich entstanden! Das Evangelium des Urschlammes, des Kothes ist an der Tagesordnung! Ich für meine Person, je älter ich werde—und ich stehe jetzt am Rande der Ewigkeit—desto mehr denke ich an den Satz im Katechismus, welchen ich als Kind schon lernte, und sein Sinn wird mir immer deutlicher. Frage: Wozu ist der Mensch geschaffen? Antwort: Gott zu verherrlichen und sich Seiner in Ewigkeit zu erfreuen."

Abrechnung. Salomo der Weise sagt mal, es geschieht nichts Neues unter der Sonne, ob aber folgende Begebenheit, oder auch nur Aehnliches schon einmal da gewesen, ist zweifelhaft:

Eine gewisse Gemeinde im alten Theil Pennsylvaniens, verwilligte ihrem Prediger eine bestimmte Summe zu seinem Jahresgehalt, fiel aber etwas zurück am Ende des Jahres. Der Prediger, wie jeder Arbeiter, beanspruchte seinen wohlverdienten Gehalt. Um nun den Prediger abzufertigen und ihn zufrieden zu stellen, wurde folgende Rechnung gebracht.

Zwee Henkel	$0 75
½ Buschel Rüben	0 25
Zwee Buschel Grundbere	2 00
1 Buschel Aebbel	0 50
1 Haffe Latwerke	1 50
2 Pfund Butter	0 90
½ Buschel getrocknetes Korn	0 37½
Getrocknete Schnitze	0 30
2 Dutzend Eier	0 60
2 Kürbis	0 25

und so fort bis die fehlende Summe erzielt war. Man merke: Obiges wurde dem Prediger als Geschenk gegeben im Laufe des Jahres, wofür er sich natürlich bedankte.

So rechnen bekehrte Leute (?) mit ihrem Prediger ab. Jeder mache seinen eigenen Commentar hiezu. So geschehen im Jahr des Heils 1877, im ersten Jahr des zweiten Jahrhunderts der amerikanischen Republik, im Staate Pennsylvanien. C.

Der Irländer und die Bibel. Eine bessere Antwort kann wohl kaum gefunden werden, als die des Irländers zu seinem Priester, der ihn wegen des Bibellesens katechisirte.

„Die Bibel ist für Priester und nicht deinesgleichen," sagte der Priester. „Ah, aber ich habe in der Bibel gelesen, wo es heißt: ‚Du sollst es deinen Kindern lesen' und gewiß die Priester haben keine Kinder," antwortete treuherzig der Irländer. „Aber Michel," sagte darauf der Priester, „du kannst die Bibel nicht verstehen, es ist nichts für deinesgleichen zu verstehen." „Wohl denn Ehrwürden, versteh ich's nicht, so schadets auch nichts und das Bischen, das ich verstehe, thut mir viel Gutes."

„Mike, du mußt zur Kirche gehen, die Kirche wird dich unterrichten, sie gibt dir die reine Milch des Wortes."

„Und wo bekommt sie die Kirche, als aus der Bibel? Ah Ehrwürden, da behalt ich lieber die Kuh."

Rowland Hill wurde einst gebeten eine Predigt zu halten für die Auserwählten. Er antwortete schnell besonnen: „Recht so, ich will, nur zeichnen Sie mir gefälligst die Auserwählten mit Kreide, damit ich sie kenne."

Erlaubte Art sich zu schminken. Der Bischof von Amiens, Monseigneur d'Orleans de la Motte, welcher in der letzten Hälfte des 17. Jahrhunderts als hoher Neunziger starb, war einer der liebenswürdigsten und muntersten Greise. Er liebte den Witz und war reich an treffenden Einfällen und Wortspielen. Einst fragte ihn eine hochgestellte Dame: „Sagen Sie mir, Monseigneur, ohne Rückhalt ihre Ansicht—ist der Gebrauch der Schminke Sünde oder nicht?"—„Ihre Bedenklichkeit ist allerdings nicht ohne Grund," versetzte der Prälat. „Einige Casuisten rechnen den Gebrauch der Schminke zu den Todsünden, und diese Herren scheinen Ihnen mit Recht zu rigoristisch zu sein. Andere dagegen erlauben die Schminke ohne alle Einschränkung, und diese scheinen Ihnen wieder, ebenfalls mit Recht, zu nachsichtig zu sein. Beide Theile gehen unstreitig zu weit. Ich bin der Ansicht, daß auch hier, wie in allen Dingen, die Mittelstraße die beste ist. Es ist also unbedenklich, daß Sie sich, ohne Gewissensskrupel, die eine Seite schminken können."

In der Schule eines an der Eisenbahn gelegenen schwäbischen Dorfes, bei dessen Bahnhof eine Bäckerwittwe Namens Elben, (im schwäbischen Dialekt „Elbe" ausgesprochen) ein Wirthshaus angekauft hatte, stellte sich unversehens bei dem Unterrichte in der Geographie der Schulinspector ein, um den Kindern bezüglich ihres Wissens in diesem Fache auf den Zahn zu fühlen. Nach einigen Kreuz- und Querfragen, wandte er sich an ein Mädchen mit der Frage: „Was ist die Hauptstadt von Sachsen?" Keine Antwort; worauf der Herr Schulinspector belehrend fortfuhr: „Dresden," hinzufügend: „An was liegt Dresden?" Wieder keine Antwort; „an der Elbe," fuhr der Schulinspector fort, weiterfragend: „Was ist die Elbe?" Diesmal war das gefragte Mädchen nicht mehr verlegen und erwiderte herzhaft: „D'Beckafrau am Bahnhof."

Der Lappe und der Eskimo.

Es war einmal ein Eskimo,
Der schrieb an einen Lappen so:
„Geliebter Bruder, Freund und Lappe,
Mir friert das Hirn trotz meiner Kappe,
Drum bin zu fragen ich so frei:
Obs bei euch wohl so kalt auch sei?"
Erwidert drauf der Lappe so:
„Mein theurer Freund und Eskimo!
Die Vorsehung wohl preis' ich, die
Mir Alles kärglich nur verlieh.
Auch einen kurzen Thermometer.
Er zeigt, wie neben mir jetzt steht er,
Stets siebzehn Grad und niemals mehr,
Damit bin ich zufrieden sehr;
Denn wär der Thermometer länger,
So wär gewiß die Kälte strenger."
Lernt aus dem Beispiel dieser Beiden,
Daß auch die Noth hat ihre Freuden,
Und gehts euch knapp, so denket froh
Des Lappen und des Eskimo.

Die hellen Stunden. In Florenz, Italien, befindet sich eine Sonnenuhr mit der Inschrift: „Ich zeige nur die hellen Stunden an." Siehe, das Geheimniß eines fröhlichen und dankbaren Herzens; es zeichnet die hellen Stunden im Gedächtniß an. Wer das thut, wird meistens finden, daß der hellen Stunden im Leben mehr sind, als der trüben, und immer Ursache finden, Gott zu danken.

Ludwig XIV. hielt einst über französische Truppen, zu denen auch die bekannte Schweizergarde gehörte, Musterung. Ein Landmann aus dem Dorfe, in dessen Nähe die Musterung geschah, bemerkte mit Kummer, daß die Schweizer seinen schönen Erbsenacker zusammentraten. „Wunder! Wunder!" schrie er auf einmal und zwar so laut, daß der König selbst aufmerksam ward und fragte, was es gebe. „Ach, Sire," rief der Bauer, „sehen Sie dort meinen Acker, ich habe Erbsen gesäet und nun wachsen Schweizer darauf!" Der König lachte und gab dem Bauern eine Entschädigung. B. A.

Wie gewonnen, so zerronnen. Wer die Geschichte der letztverflossenen Jahre kennt, weiß, wer der Wurstmüller ist. Das ist der Metzger Müller, der im Kriege vom Jahre 1870 auf 1871 die Erbswurst erfunden und sie der deutschen Armee geliefert hat und dabei steinreich geworden ist. Nicht alle wissen aber, daß der Wurstmüller seither fallirt hat. Als er nemlich mehrfacher Millionär geworden war, wurde er ein großer Spekulant, kaufte Rittergüter, errichtete und betrieb Ziegeleien und Kohlenbergwerke, um noch reicher zu werden, legte Pferdeeisenbahnen an und baute auf Tod und Leben, bis er zahlungsunfähig war. Ein Berliner Dichter hat für seinen Grabstein bereits die Inschrift entworfen:

Hier ruht der Schlächtermeister Müller,
Erfinder einer Erbsenwurst,
Des Vaterlandes Wunscherfüller,
Er selbst verstarb am Bautendurst.

Im Geschäftsdrange: Bauer: Da bring ich den Todtenschein. Actuar: Gut! Sind Sie der Verstorbene oder haben Sie Vollmacht?

Du weintest einst, als du die Welt begrüßt,
Doch Aller Lächeln grüßte dein Erscheinen.
Gott gebe, daß, wenn sich dein Aug einst schließt,
Dein Antlitz lächelt, während Alle weinen.

Ein Suppenfreund wider Willen. Ein Engländer trat eines Tages in eine pariser Restauration, um zu diniren. Da er der französischen Sprache unkundig war, dieses aber verbergen wollte, winkte er den Kellner herbei und deutete mit dem Finger auf die erste Zeile der Speisekarte. Dieser nickte und bald dampfte vor Mylord eine Hühnersuppe. Nach deren Genuß deutete er auf die zweite Zeile der Speisekarte und gleich darauf servirte der dienstfertige Kellner einen Teller Kohlsuppe. „Noch einmal Suppe," murmelte Mylord; „nun das mag in Paris so Mode sein"—und aß. Wieder eine Handbewegung auf die dritte Zeile der Speisekarte und alsbald stand ein Teller Krebssuppe vor Seiner Herrlichkeit. Der Schweiß perlte auf der Stirn des Hungrigen und mit Todesverachtung verzehrte er die dritte Auflage Suppe, zeigte auf die vierte Zeile und erhielt nun—Sagosuppe. Alle Gäste sahen mit Erstaunen auf den Suppenfreund und dieser brummte vor Verzweiflung in den Bart: „Man muß ja glauben, ich hätte keine Zähne mehr." Dann nahm er noch einmal die Speisekarte zur Hand, und wies, um ganz sicher zu sein, keine Suppe zu erhalten, auf die letzte Zeile hin. Alsbald überreichte ihm der Kellner ein Päckchen—Zahnstocher. Mylord erbleichte, bezahlte und verließ, von verwunderten Blicken begleitet, das Local.

Eine Bittschrift. Folgende wörtlich getreue Bittschrift sandte ein Vater dessen Sohn Soldat werden sollte, an den König Friedrich Wilhelm IV.: „Thränenwerthester König! Eure Majestät werden gütigst verzeihen, wenn ich Ihren Thron besteige! Ich bin Seidenwirker. Voriges Jahr brachte ich meinen Sohn zu Gott (er wurde confirmirt), dieses Jahr zum Tischler. Mein Sohn soll drei Jahre dienen, es könnte mit einem Jahre abgethan sein und wird schon gehen. Eure Majestät haben ja schon bei mancher Gelegenheit ein Auge zugedrückt, drücken Sie noch einmal ein Auge zu."

Ein katholischer Priester pflegte in kurzen Stoßsätzen zu reden, und jedesmal die zwei letzten Silben zu wiederholen. So sagte er denn auch einst in der Predigt wie folgt: „Die Lutheraner—'aner sind Ketzer—'etzer; Reformirte—'irte sind nicht besser—'esser; aber wir Katholiken—'iken sind die rechten —'echten Orthodoxen—'oxen."

Ein Schneider schrieb seinem Sohn ins Wanderbuch:
Ueb' immer Treu und Redlichkeit, bis an dein kühles Grab,
Und schneid' von jeder Elle breit, nur ein Viertel ab.

Ein Schüler las in seiner Unschuld mit lauter Stimme: „Wenn diese Thaten zu Tyrus und Sidon geschehen wären, sie hätten bei Zeiten im Sack und in der Tasche Buße gethan."

„Es heißt zwar eigentlich," lächelte der Lehrer, „im Sack und in der Asche," aber deine Lesart gibt auch einen guten Sinn. Wenn nemlich die reichen Kaufherrn, welche in Tyrus und Sidon wohnten, im Sack und in der Tasche Buße gethan hätten, so wäre ihre Reue noch viel ingründiger gewesen, als wenn, sie, mit einem Sack bekleidet, Asche auf ihr Haupt gestreut haben würden.

Tanne und Birke sind unsere ersten Kinderbekanntschaften aus der Pflanzenwelt. Jene vertritt die Lichtseite der Natur und prägt sich dem Gesichte ein, diese die Nachtseite und wirkt lediglich aufs — Gefühl.

Nachbarin: „Nun, warum hüten Sie denn das Bett?"
Frau Pechvogel: „Ach, mein Mann ist so lüderlich — er versetzt mirs sonst."

Rebus.

Buchstabenräthsel.

Aus nachstehenden Buchstaben sollen elf Worte gebildet werden, deren Anfangsbuchstaben von oben nach unten gelesen, den Namen eines großen deutschen Mannes, die Endbuchstaben von unten nach oben, sein schönstes Lied angeben.

j. e. th. r. i. l. m. ch. st. u. n. e. d. s. o. e. e. sch. n.
e. ch. i. u. e. f. n. l. r. r. r. th. a. u. g. a. u. t.
r. e. i. r. i. i. r. k. n. s. i. l. t. e. n. a. u.
a. t. t i. e. e. b. u. s.

1. Ein Schwarzwaldfluß. 2. Ein männlicher Vorname. 3. Eine Rheininsel. 4. Ein Geräthe zu musikalischen Aufführungen. 5. Ein Strafgegenstand. 6. Der Gegensatz von Etwas. 7. Eine hochverehrte Königin. 8. Eine betrügerische Handlung. 9. Eine Erdart. 10. Ein Hoheprieſter. 11. Eine wohlriechende Blume.

Auflösung des Rösselsprungs im Maiheft:

Die Mode.

Aufgeputzt auf ihrem Throne
Sitz die Mode, die Matrone;
Jung und Alt drehn um die Wette
Sich an ihrer goldnen Kette,
Nennen dieß tyranniſiren,
Zeitvertreib, Civiliſiren!
Nun, so kürzt die Langeweile,
Thoren, euch am Narrenseile.

Auflösung des Räthsels im Maiheft:

Edelweis.

Ida E. Ott, von Peoria Ill., hat dieses Räthsel praktisch aufgelöst, indem sie dem Editor eine Edelweisblüthe zusandte, welche von folgenden Bemerkungen begleitet war: „Inliegend sende ich Ihnen die Auflösung des Räthsels im Maiheft des Magazins. Ich habe diese liebliche Blume „Edelweis" mit eigner Hand vor ungefähr sechs Jahren gepflückt, da ich mich mit meinen l. Eltern auf den Schweizeralpen an den erhabenen Werken Gottes ergötzte. Ida E. Ott."

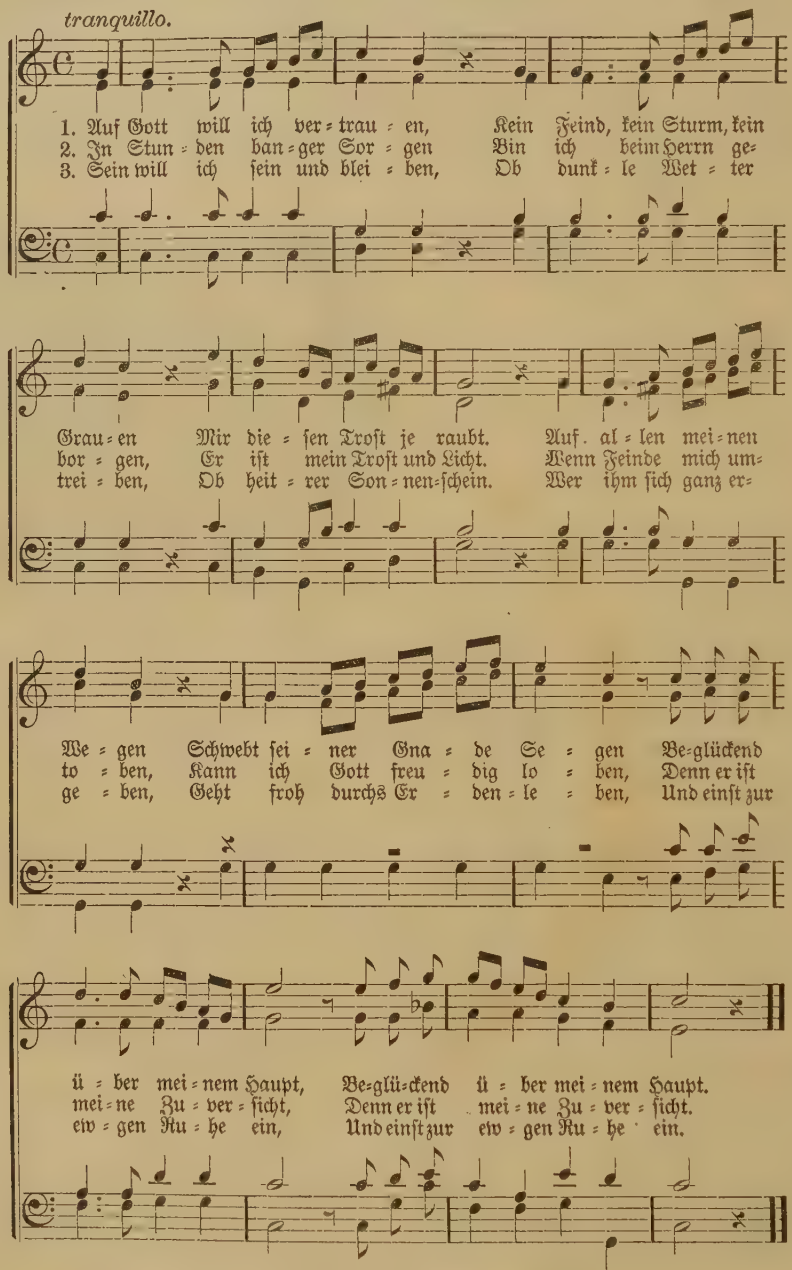
Herzlichen Dank für die praktische Räthselauflösung.

W. Horn.

Gottvertrauen.

Mel. von Harder.
Arr. v. J. M. B.

tranquillo.


1. Auf Gott will ich ver=trau=en, Kein Feind, kein Sturm, kein
2. In Stun=den ban=ger Sor=gen Bin ich beim Herrn ge=
3. Sein will ich sein und blei=ben, Ob dunk=le Wet=ter
Grau=en Mir die=sen Trost je raubt. Auf. al=len mei=nen
bor=gen, Er ist mein Trost und Licht. Wenn Feinde mich um=
trei=ben, Ob heit=rer Son=nen=schein. Wer ihm sich ganz er=
We=gen Schwebt sei=ner Gna=de Se=gen Be=glückend
to=ben, Kann ich Gott freu=dig lo=ben, Denn er ist
ge=ben, Geht froh durchs Er=den=le=ben, Und einst zur
ü=ber mei=nem Haupt, Be=glü=ckend ü=ber mei=nem Haupt.
mei=ne Zu=ver=sicht, Denn er ist mei=ne Zu=ver=sicht.
ew=gen Ru=he ein, Und einst zur ew=gen Ru=he ein.

Copyrighted, 1877, by W. F. Schneider, Cleveland, O.

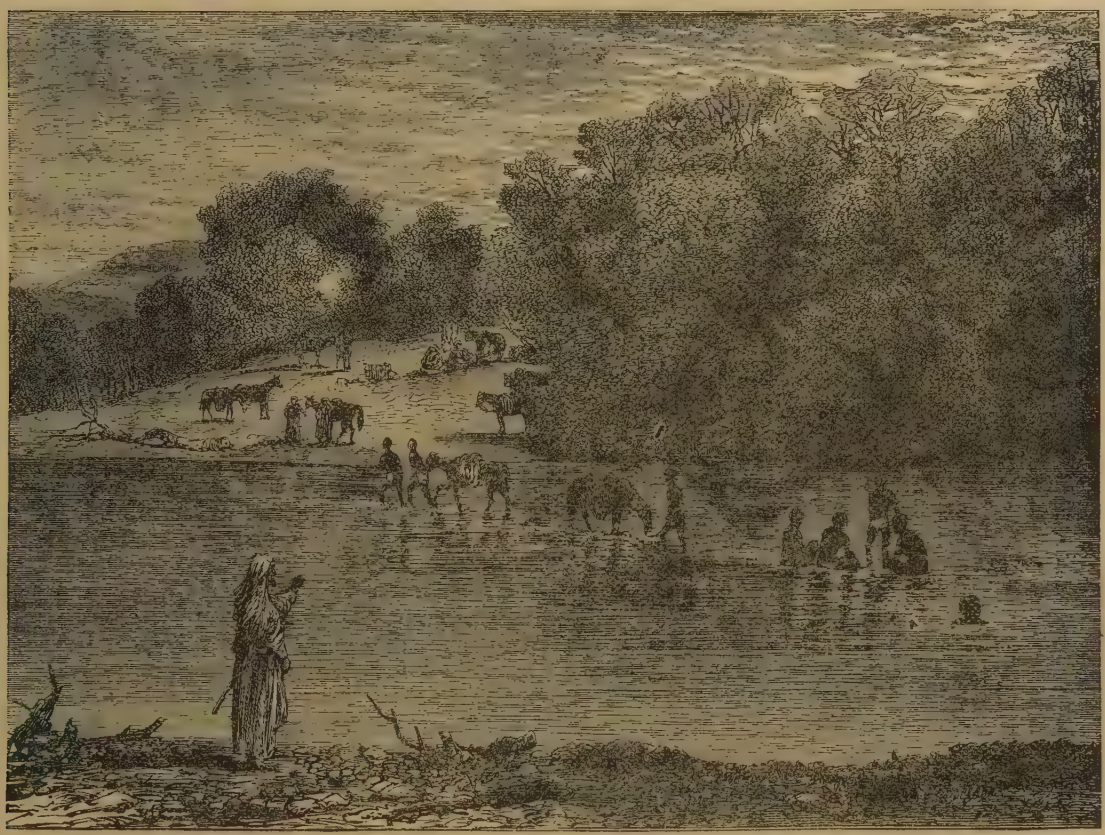
Im Walde.

Es wölbt sich stolz der Buchen Krone,
Und über Kiesel rollt der Bach;
Die Drossel pfeift auf grünem Throne,
Es spielt der Wind mit Orgeltone
Im dichtverschlungnen Blätterdach.

Und welch ein Reichthum in den Weisen,
Die in dem kühlen Waldeszelt
Bald in Akkorden, milden, leisen,
Und bald in vollern, mächtig preisen
Den großen Herrn der schönen Welt.

Das Evangelische Magazin.

Band 9. Juli 1877. Nr. 7.



Jordan.

(Von K. Gerok.)

Durch der Erde weit Gefilde
Rauschet manch erlauchter Strom;
Herrlich spiegelt sich im Rheine
Rebenhügel, Burg und Dom;
An des Tiber gelben Fluthen
Thürmt sich stolz das alte Rom;
Hoch von Bergen bringt der Ganges
Himmelsluft und Waldarom.

Doch wie heißt das stille Wasser,
Dem das lautste weichen muß,
Das der Pilger knieend grüßet
Mit entzückter Andacht Gruß,
Drin er leise schauernd netzet
Stirn und Wange, Hand und Fuß?
Das bist du, o Sohn des Hermon,
Benedeiter Jordanfluß!

Zwar du wiegst auf deinen Wellen
Keinen stolz beflaggten Mast,
Schaust in deiner grünen Wildniß
Keines Fürsten Prachtpalast,
Trägst auf dem geweihten Nacken
Keiner Brücke Marmorlast:
Doch wo sah ein Strom auf Erden
Je, was du gesehen hast?

Seit in grauen Vorweltstagen
Jakob deine Furt durcheilt,
Vor Jehovas heilger Lade
Fromm sich deine Fluth getheilt,
Gnadenvoll des Syrerfürsten
Bösen Aussatz du geheilt,
Immer hat auf deinen Wassern
Segnend Gottes Geist geweilt!

Aber deine größte Stunde
Gönnte dir dein Gott zuletzt,
Als mein Herr in deine Fluthen
Seinen heilgen Fuß gesetzt,
Als die frommgesenkte Stirne
Ihm des Täufers Hand benetzt,
Und aus Himmelshöhen segnend
Klang des Vaters Stimme jetzt!

Glänzte nicht in goldnem Schimmer
Damals deiner Wellen Schaum?
Bebte nicht ein leises Rauschen
Feierlich durch Busch und Baum?
Wurde nicht die stille Wüste
Rings zum Paradiesesraum?
Singst du nicht von jener Stunde
Heute noch entzückt im Traum?

Heilger Strom, dem in der Stille
Gott solch himmlisch Heil beschied,
Weil er fromm den Staub der Straßen,
Das Gewühl der Städte mied,
Einsam rinnen deine Wellen
Unter Weiden, Schilf und Ried,
Aber dem geweihten Ohre
Flüstern sie ein selig Lied:

Singen von dem Strom der Gnade,
Der nicht lärmend wogt und wühlt,
Aber tief im stillen Grunde
Frommer Herzen wird gefühlt,
Leis die sündenkranke Seele
Rein von ihren Flecken spühlt
Und des Pilgers heiße Stirne
Mit dem Thau des Himmels kühlt.

Der Kinder Fürbitte.

(Erzählung aus der Schweiz von J. Frey.)

Im Sommer des Jahres 1799 waren die Oestreicher vom Bodensee her bis nach Zürich gekommen und hatten die Franzosen mit stürmender Hand aus der Stadt getrieben. Daß bei der schrecklichen Verwirrung, mit der sich das Gefecht noch durch die Straßen wälzte, mancherlei Unfug verübt wurde, kann man sich leicht vorstellen. So geschah dies auch im Hause des wohlhabenden und wackern Kaufmannes Adam Zollinger. Dieser war einem Haufen Soldaten als „Patriot und Franzosenfreund" bezeichnet worden, und so drangen sie, ohne lange höflich anzuklopfen, in sein Haus und plünderten das wohlgefüllte Magazin fast völlig aus.

Herr Zollinger sah wohl ein, daß hier Gewalt vor Recht gehe; aber Einen Schatz besaß er im Hause, den er vor dem wilden Kriegsvolke zu schützen wußte. Mit blankem Schwerte stellte er sich vor die Thür der Stube, in der seine Frau und Kinder unter Angst und Thränen zu Gott um Hülfe flehten. „Stehlt mir mein Eigenthum!"—rief der Kaufherr dem plündernden Haufen entgegen—„wenn es euer Gewissen erlaubt und ihr keinen Richter fürchtet; aber da herein kommt Keiner,—es ginge denn über meine Leiche."—Die Soldaten schienen keine Lust zu haben, mit den Hieben des großen stattlichen Mannes Bekanntschaft zu machen, und trollten sich, unbekümmert um Recht und Gewissen, mit Beute beladen davon.

Herr Zollinger war aber, nachdem er den erlittenen großen Schaden untersucht hatte, doch nicht gewillt, die Unbill so schweigend hinzunehmen. Er wußte, daß der kaiserliche Feldherr, Erzherzog Karl, ein edler, rechtliebender Mann war, und bei diesem beschloß er Hülfe zu suchen. Das Hauptquartier befand sich damals einige Stunden von Zürich entfernt, in dem Dorfe Kloten, und dahin machte der Beraubte sich auf den Weg, seine Beschwerde vorzubringen. Aber das war eine vergebliche Mühe. Vor dem Hause des Feldherrn summte und schwirrte es durch einander, wie um einen Bienenkorb, aus dem ein junger Schwarm hervorbrechen will. Couriere und Adjutanten sprengten auf schäumenden Rossen ab und zu, als ob sie ans Ende der Welt reiten müßten, Scharen von Offizieren mit finstern, bärtigen Gesichtern, und Generäle in glänzenden Uniformen erwarteten bei dem Feldherrn vorgelassen zu werden; um den unbekannten, hülfesuchenden Bürger bekümmerte sich Niemand. Mißmuthig über seine fehlgeschlagene Hoffnung begab sich Herr Zollinger auf den Heimweg, als die Sonne bereits untergegangen war.

Noch hatte der Kaufmann die Stadt nicht erreicht, als die Nacht hereinbrach. Drüben, jenseits der Limmat, entzündeten sich längs den Höhen des Albis in unabsehbarer Reihe die Wachtfeuer des fränkischen Heeres, wie ein Streifen leuchtender Sterne, der am fernen Nachthimmel allmälig verschwindet. Diesseits des Flusses ertönte hie und da der Ruf kaiserlicher Schildwachen. Aber der Kaufmann hatte keine Muße zur Betrachtung dieses schauerlich-schönen Schauspiels; er ging eilig seines Weges, denn er wußte, daß der österreichische Commandant in der Stadt befohlen hatte, es dürfe nach eingebrochener Nacht kein Bewohner sich ohne Licht auf der Straße mehr zeigen, weil sonst gar leicht französische Spione sich hereinschleichen könnten. Mit Recht besorgte daher Herr Zollinger Unannehmlichkeiten, wenn er einer Patrouille begegnen sollte, und diese Besorgniß beschleunigte seine Schritte.

Jetzt war er an die kleine Schanze gekommen, bei der der Fußweg von den Wiesen her in Unterstraß einmündete. Dort stand ein Schilderhäuschen; aber vergeblich wartete der Kaufmann, als er sich diesem näherte, auf das „Wer da" der Wache. Vielleicht ist der Mann eingeschlafen, dachte er, und wurde in dieser Meinung vollständig bestärkt, als er beim bleichen Sternenschimmer den Soldaten drinnen im Häuschen an die Wand hingelehnt stehen sah.—„Ich habe keinen Beruf, ihn zu wecken," sagte der Kaufherr vorübergehend zu sich selbst, „er wird wohl aufwachen, wenn eine Patrouille kommt."—Und wirklich dröhnte auch bald darauf der schwere, gemessene Schritt einer nahenden Runde von der Stadt her. Der nächtliche Wanderer wäre dieser Begegnung gerne ausgewichen und überlegte bereits, ob er nicht irgend ein bekanntes Haus erreichen könnte; „aber nein,"—dachte er wieder—„es möchte leicht Verdacht erregen, lieber sag' ich gleich den Grund meiner Verspätung."—Die Patrouille rückte an; der Offizier trat vor und fragte: woher und wohin? Herr Zollinger gab unbefangen die verlangte Auskunft.—„Gut," sagte der Offizier nicht unfreundlich, „ich weiß nicht, ob ihr Der seid, wofür Ihr euch ausgebt. Ich werde zwei Mann mit euch schicken, und ists wie ihr sagt, so mags euch diesmal hingehen."—Der

Kaufmann mußte damit zufrieden sein. Zwei Soldaten begleiteten ihn bis vor seine Thüre, betrachteten das Haus und den ausgehängten Schild und marschirten dann, ohne eine weitere Bemerkung, ihres Weges.—„Ich bin nur froh," dachte der Kaufherr, ihnen nachschauend, „daß sie nicht hinauf wollten; meine Frau wäre zu Tode erschrocken, wenn sie mich in solcher Begleitung erblickt hätte."

Und das wäre auch der Fall gewesen. Die junge und schöne Gattin des Kaufherrn war schon den ganzen Nachmittag in ängstlicher Unruhe im Hause herum gewandelt; es war, als ob ein unnennbares Etwas, wie ein vor dem Unglücke herschwebender Schatten, ihr Gemüth umdüsterte. „Ich bin doch auch recht einfältig, mich mit so trüben Gedanken zu quälen!"—suchte die bekümmerte Frau, sich selbst zu trösten.— „Die Gefahr ist ja, Gott sei Dank, vorüber, und wenn der Feldherr auch ungerecht handelt und uns den Schaden nicht vergütet, sind wir ja doch noch nicht arm." — So sich selbst beruhigend, trat die junge Mutter in das Zimmer, in dem ihre Kinder verweilten. Zwei liebliche Engelsköpfchen kamen ihr da entgegen, das fünfjährige, lichtblonde Agnesle mit den blauen, sinnigen Augen und der um ein Jahr jüngere, braune und lebhafte Hansle.—Die kleine Agnes hielt der Eintretenden ein Bilderbuch hin. „Mutterle, wir haben Bilder geschaut; aber da mußt du uns etwas erzählen . . . das wissen wir nicht. Setze dich doch ein wenig . . . so . . jetzt erzähle uns, was das für Leute sind hier auf dem Bilde." Damit legte das Kind das offene Buch auf den Schooß der jungen Frau, und beide schauten neugierig bald auf das gemalte Blatt, bald auf das liebe Mutterantlitz, indem sie die erbetene Erklärung erwarteten.

„Seht," begann die Mutter, „der Mann da in dem schönen Mantel ist ein Fürst, ein reicher, mächtiger Herr, der über Leben und Tod abspricht, und der Bleiche, der daneben steht, ist ein armer Gefangener,—seht ihr, wie er mit Ketten an Händen und Füßen festgeschlossen ist?"

„Aber warum ist er so gebunden, der arme Mann?" fragte Agnes mitleidig.

„Vielleicht weil er etwas Böses gethan hat," fuhr die Mutter fort, „oder auch weil er von bösen Menschen unschuldig verklagt worden ist. Denn seht das kleine Büblein, das vor dem reichen Mann im Mantel kniet und die Hände wie zum Beten emporhält, das ist das Kind des armen Mannes, das bittet den Herrn, er solle den Vater wieder heim kommen lassen, sonst werde die Mutter vor Kummer sterben, und dann habe es keinen Vater und keine Mutter mehr."

„Jetzt mag ich den mit dem Mantel schon gar nimmer," meinte Hansle unwillig.

„Ja," fragte Agnes nach einigem Besinnen, „darf jetzt der arme Mann mit dem Büblein heimgehen?"

„Ich glaube schon," erwiderte die Mutter, und es war ihr, als müßte sie mit dieser Auslegung sich selbst trösten; „er wird schon gehen dürfen, wenn das Kind ein gutes, frommes Kind ist und den Herrn da recht schön bittet."—Bei diesen Worten mußte die Frau unwillkürlich durch das Fenster schauen, ob der Kaufherr noch nicht heimkehre, und war innerlich froh, daß sie in diesem Augenblicke zu einem Geschäfte abgerufen wurde, daß ihre aufs Neue aufsteigende Gedanken zerstreuen konnte.

Die kleine Agnes fuhr nun in der Erklärung des Bildes selbst weiter fort. „Jetzt weiß ich's schon, Hansle," sagte sie nachdenklich, „der Mann im Mantel ist ein solcher Herr, wie der, zu dem lieb Väterchen gegangen ist, um die schönen Tücher zu holen, welche die bösen Soldaten fortgenommen haben. Komm, wir wollen sehen, ob Väterchen noch nicht heimkommt." —Die Kinder gingen in den Hausgang hinunter und schauten durch die nur ein klein wenig geöffneten Thüre lange vergeblich über die Brücke, woher der Vater kommen sollte, bis die Mutter sie wieder nach oben rief.

Man kann sich die Freude der geängstigten Frau denken, als der Kaufherr endlich zurückkehrte. Die Kinder hatten geharrt und gewartet, bis ihnen die müden Augen zufielen, aber noch mit schlaftrunkenem Munde der Mutter aufgetragen, lieb Väterchen eine gute Nacht zu wünschen, wenn er heimkomme.

Herr Zollinger erzählte, wie es ihm gegangen; aber seine Gattin wollte nichts hören von einem neuen Bittversuche. „Nicht um alle Welt laß ich dich in dieser Zeit wieder aus dem Hause," sagte sie, den geliebten Mann umarmend; „was hülfen mir alle Reichthümer, wenn dir ein Unfall begegnete?— Nein, nein, ich laß dich nicht mehr gehen."

„Du bist ein gutes Herz," sagte der Kaufherr, seine Gattin liebevoll anblickend, „ich will dir diese Angst nicht mehr bereiten."—Leise trat er zu seinen Kindern, küßte die schlafenden Engel und begab sich, keine Gefahr ahnend, zur Ruhe.

Ihr armen Herzen! Seht ihr die Gewitterwolke nicht, die über euern Häuptern emporsteigt?—

Nach Mitternacht wurde mit heftigen Schlägen an die Hausthüre gepocht. „Was ist das?" sagte Herr Zollinger, erschrocken aus dem Schlafe auffahrend, „hat mir geträumt, oder . . ." Wiederholte Schläge benahmen ihm jeden Zweifel. Er sprang ans Fenster, um hinauszuschauen.

Drunten stand ein Trupp Soldaten, und eine barsche Stimme rief: „Auf der Stelle aufgemacht, oder wir sprengen die Thüre."—„Heiliger Gott," schrie die ebenfalls aufgeschreckte Frau; was hat das zu bedeuten, Vater?"—„Still, still," erwiderte dieser, „daß du die Kinder nicht weckest; ich will schnell nachsehen—es wird nichts Wichtiges sein."—Damit ließ aber die Geängstigte sich nicht trösten; zitternd warf sie sich in ihre Kleider und eilte die Treppe hinunter.

Da stand ihr Gatte bereits auf der Straße, sich vergeblich gegen die Soldaten sträubend, die ihn mit Drohungen und Kolbenstößen vorwärts trieben.—„Adam, Adam!" schrie die arme, vor Schreck betäubte Frau und wollte, durch die Soldaten dringend, auf ihn zu stürzen, aber ein harter Kolbenstoß warf sie bewußtlos zu Boden.—Als sie wieder zu sich selber kam, war Alles still und dunkel wie im Grabe. Sie lag auf den kalten Steinplatten des Hausganges; die Thüre war zugezogen. Mühsam richtete sie sich empor und schleppte sich, durch die Finsterniß an der Mauer hintastend, der Treppe zu. Wie? war das kein Traum, ein schwerer, schrecklicher Traum, der das bange Herz beängstigt und mit gespenstischen Bildern geschreckt hatte?—Ach, nein, es war kein Traum, der vor dem freundlichen Morgenlicht verschwinden muß! Die Stube war leer und der Kaufherr war verschwunden; nur die Kinder schliefen ruhig fort, wie von einem milden Friedensengel beschützt; sie lächelten und lallten unverständliche Traumworte. Die liebevolle Mutter setzte sich an ihr Bett und wachte weinend und betend dem Morgen entgegen.

Der Morgen kam endlich, aber er brachte eine schrecklichere Bestätigung der Gefahr, als die arme Frau in ihrer Angst selbst befürchtet hatte. Mit Blitzesschnelle verbreitete sich das Gerücht, vergangene Nacht sei in dem Schilderhäuschen an der kleinen Schanze in der Unterstraß eine Schildwache erstochen worden. Den Kaufherrn Adam Zollinger habe eine Pa-

trouille in der Nähe ohne Licht angetroffen, und er stehe im Verdachte, der Mörder zu sein,—vielleicht aus Rache wegen der Plünderung seines Magazines. In der Nacht noch sei er gefangen fortgeführt worden und solle erschossen werden.

In namenlosem Jammer ging die arme Frau am selben Morgen zu dem General, der das Commando in der Stadt führte, um vielleicht dort eine Widerlegung der Schreckenskunde zu erfahren und sich die Gunst zu erbitten, ihren Gatten sehen zu dürfen. Freundlich empfing der alte Herr die schreckenbleiche Frau; aber einen Trost vermochte er ihr nicht zu geben.—„Gute Frau," sagte er, „Ihr dauert mich; aber euern Mann, von dem ich nicht einmal weiß, wohin er diesen Morgen gebracht worden, könnt Ihr nicht sehen, bevor das Urtheil über ihn gefällt worden ist. Wenn das Kriegsgericht ihn freispricht, kommt er bald wieder los, findet es aber, wie nach allen bisherigen Ermittelungen zu befürchten steht, ihn schuldig, so muß er sterben, und kein Mensch könnte ihn mehr retten. Ihr müßt Trost bei Dem suchen, der allein die Unglücklichen zu trösten vermag."

Die arme Mutter ging langsam und still heim zu ihren Kindern. Die Bestätigung ihres Unglücks, die Worte des Generals hatten ihren lauten Jammer plötzlich in eine dumpfe, brütende Verzweiflung verwandelt. Es war ihr, als ob sie in einem Sarge läge, als ob ihre Glieder von einem unbezwinglichen Schlafe gelähmt wären. Manchmal fuhr sie mit der Hand über die Stirne, als ob sie da einen dunkeln Schatten, der vor ihren Augen schwebte, wegwischen könnte; dann schaute sie sich in den bekannten Straßen um, in denen ihr Alles so fremd vorkam, und öfter kehrte sie wieder zurück, als habe sie einen falschen Weg eingeschlagen. So kam die unglückliche Frau nach Hause. Schon von weitem riefen ihr die ängstlich harrenden Kinder entgegen, ob Väterchen noch nicht wieder heimkommen dürfe. „O ja, bald—am Sonntag—glaub ich!" antwortete die Mutter mit einem seltsamen Lächeln um die Lippen, und setzte sich ruhig neben ihrem Arbeitstische nieder. Die Kinder waren froh, daß Mütterchen so stille war und nicht mehr weinte, und ergingen sich in allerlei kindischen Vorstellungen über den prächtigen Empfang, den sie dem Vater bei seiner Heimkehr aus dem Gefängniß bereiten wollten. Was da Blumen und Kränze gewunden werden sollten, so viel als in allen Gärten der Stadt zu finden wären!—

Arme Kinder! Ihr ahnet in eurer Unschuld nicht die schreckliche Gefahr, in welcher das Leben eures geliebten Vaters schwebt, und daß die Schatten des Wahnsinnes das liebende Mutterherz zu umnachten drohen. Was hülf' es, wenn ihr's wüßtet?—Vor jedem Kinde geht ein schützender Engel, der die Schmerzen der Welt abwehret, die das junge Herz noch nicht zu ertragen vermöchte.

So kam der Abend. Die Mutter brachte die schlafmüden Kinder zu Bette und blieb dann wieder unbeweglich auf ihrem Stuhle sitzen, bis ihr die erwachten Kleinen einen freundlichen Morgengruß entgegenriefen und fragten, ob Väterchen noch nicht heimgekommen sei.

In dem früher so belebten Hause des Kaufherrn war's jetzt so stille, als ob die Pest darin geherrscht habe. Keiner der vielen Freunde und Bekannten, die sonst täglich zugesprochen, ließ sich sehen, um die verlassene Frau zu trösten oder ihr mit Rath und That an die Hand zu gehen. Man befürchtete durch Besuch in dem Hause sich selbst in den Verdacht der Franzosenfreundlichkeit zu bringen, und jeder hatte in dieser Zeit für sich selbst zu thun. Endlich, gegen Mittag, brachte ein Bote einen Brief; das war der erste Lichtstrahl, der wieder in die verdüsterte, brütende Seele der unglücklichen Mutter fiel. „Vielleicht," rief eine tröstende Stimme in ihrem Innern, „vielleicht ist es ein Brief vom gefangenen Vater."—Hastig erbrach sie das Siegel und überflog die ersten Zeilen; dann sank sie wieder in ihr verworrenes Sinnen auf ihren Stuhl zurück.—

„Ist der Brief nicht von Väterchen?" fragte Agnes, sich schmeichelnd an ihre Kniee lehnend.

„Nein," schüttelte die Mutter traurig den Kopf, „er ist vom Vetter."—Ohne weiter hineinzusehen, ließ sie das Papier nachlässig auf ihren Schooß sinken. Ach, es waren nur leere Trostworte, Beleidsbezeigungen, die der Vetter nicht einmal selbst im Hause abzustatten wagte,—aus Furcht, er könnte in das Unglück seines Verwandten verwickelt werden.

„Ich möchte nur wissen," sagte Hansle leise, „ob der Vetter nicht bei Väterchen gewesen ist in dem finsteren Gefängnisse."

Die Mutter gab, in ihr Brüten verloren, keine Antwort und achtete nicht, wie ein Blatt des Briefes auf den Boden flatterte.

„Komm du," sagte Agnes, das Blatt aufhebend, „wir dürfen Mütterchen nicht stören, wir wollen selbst lesen, was der Vetter vom Vater schreibt."

Ernsthaft setzte sich das Kind an den Tisch und betrachtete mit kluger Miene die krausen Buchstaben, als ob es sie recht gut zu entziffern verstehe. Hansle kniete auf den Stuhl und sagte über den Tisch hereingebeugt: „Jetzt, lies, Agnesle; aber recht deutlich, daß ich's auch verstehe."

Agnes lächelte.—„Ja, das ist gar viel; aber der Vetter meint, wir sollten, du und ich, zu dem vornehmen Herren gehen, bei dem Väterchen war—weißt du, als er nicht heimkam; den vornehmen Herrn sollen wir recht schön bitten, daß er Väterchen wieder heimkehren lasse, sonst werde die Mutter krank und wir müßten immer weinen. Weißt du noch, wie das Kind mit dem bleichen Manne im Bilderbuch?"

„Hat der Herr auch so einen rothen Mantel, wie der auf dem Bilde?" fragte Hansle.

„Ich weiß nicht, aber wir wollen die Mutter fragen, ob Väterchen auch Ketten an Händen und Füßen hat, wie der arme Mann?"

Hörst du, von Nacht umfangenes, rath- und hülfloses Mutterherz? Hörst du, was der helfende Geist aus den Kindern spricht?—Gewiß du hörst es. Die Kinderworte klingen tröstend und erleuchtend in deine Seele nieder, wie der Silberton des Glöckleins aus der Capelle des Waldbruders, das dem in Nacht und Wald verirrten Wanderer zum freundlichen Führer wird. Halb freudig, halb erschreckt fuhr die Mutter von ihrem Stuhle empor; sie schaute umher und besann sich, als ob sie aus einem tiefen Schlaf erwacht wäre. Was war's denn, das die Kinder sagten? Hatte sie nur den trostlosen Bescheid des Generals in ihren Ohren wirklich geträumt und vergessen die Barmherzigkeit der Menschen anzuflehen?—Sie beugte sich auf das Blatt nieder, um zu sehen, ob das Gehörte wirklich da stehe, ohne zu bedenken, daß die Kinder nicht lesen konnten. Kein Wort stand davon geschrieben. Mit einem flehenden Blicke zu Gott umarmte sie die Kleinen und seit langen Stunden traten wieder die ersten erleichternden Thränen in ihre Augen. „Ja, Kinder," sprach sie weinend, „wir wollen zusammen zu dem Feldherrn gehen und ihn auf den Knieen bitten, uns den Vater wieder zu geben."—

Am Nachmittage stand in dem dichten Gedränge, das in Kloten vor dem Hause des Erzherzogs Karl auf- und niederwogte, eine schöne, bleiche Frau in tiefe Trauer gehüllt. Hinter den weiten Falten ihres Kleides verbargen sich halb ängst-

lich zwei Kinder, die doch wieder neugierig mit den lockigen Köpfchen hervorguckten nach den vielen Leuten in den prächtigen Uniformen. Man sah der Frau an, daß sie, kaum im Stande sich auf den Füßen zu halten, keine Kraft mehr hatte, weiter durch die Menge vorzudringen. Die stumm klagende Bitte in ihren Blicken schien Niemand verstehen zu wollen; jeder hatte für sich selbst zu sorgen. Da entstand an der Thüre eine Bewegung; die Haufen theilten sich aus einander, um einem alten Manne in reicher Uniform Platz zu machen. „General Hotze" flüsterte es von allen Seiten.

Die Frau raffte sich zusammen. Der General ist ein geborner Zürcher, dachte sie und wird für die Leiden seiner Landsleute ein Herz haben. — Mit aller Anstrengung ihrer Kräfte rief sie seinen Namen, als er in die Nähe kam. Der General schaute um, und als er die Kinder mit der Mutter, die ein Papier in die Höhe hielt, bemerkte, trat er neugierig und freundlich näher. „Wer seid ihr, Frau?" fragte er, sein Hütchen lüftend.

„Die Gattin des Kaufmanns Adam Zollinger von Zürich— und suche Gerechtigkeit und Erbarmen beim Erzherzoge."

Der General schlug die Bittschrift aus einander, aber ein dunkler Ernst überflog sein Gesicht beim Lesen. „Arme Kinder!" sagte er, die unschuldigen Kleinen trübe anblickend und mit seiner Hand über ihre niederfallenden Haare streichelnd; —„doch kommt, ich will euch hinaufführen."

Er faßte die Kinder bei der Hand und ging der Treppe zu. Die Mutter wankte mühsam nach, die bedauernden Worte des Generals hatten wieder eine lähmende Angst in ihrem Herzen geweckt. Die erschöpften Glieder wollten sie nicht mehr tragen; vor ihren Augen begann es zu dunkeln und zu flimmern, als ob sich die Treppe mit ihr im Kreise herumdrehe, und bald darauf schlug sie mit der Stirn auf der obersten Stufe ohnmächtig zu Boden. Die Kinder warfen sich schreiend auf die Mutter, sie mit den rührendsten Schmeichelnamen ins Leben zurückrufend. Außer einem Soldaten, der hier Schildwache stand, war Niemand auf der Flur.

Durch den Lärm herbeigelockt, trat aus der gegenüberstehenden Thüre ein hoher, junger Mann mit einem glänzenden Stern auf der Brust. „Was gibts da, General?" fragte er den alten Begleiter der Kinder, der bemüht war die Ohnmächtige aufzurichten.

„Eine unglückliche Frau, die zu eurer kaiserlichen Hoheit wollte," antwortete der General.

Der Erzherzog, denn das war der junge Mann, trat näher und half die noch immer Bewußtlose mitleidig an das Geländer lehnen. „Hole drinnen Wasser!" befahl er der Schildwache, welche, der Befehle des Feldherrn harrend, neben der Thür stand. Das Wasser wurde gebracht und das Antlitz der ohnmächtigen Frau damit besprengt und in wenigen Minuten hatte die arme Mutter die Augen wieder aufgeschlagen. Die Kinder knieten neben ihr, sie mit den Armen umschlingend, und baten weinend: „Ach Mutter, liebe Mutter, stirb doch nicht!"—Jetzt schaute diese eine Weile, sich besinnend, umher, dann blieb ihr Auge wie fragend auf dem General haften.— „Gute Frau," sagte dieser, die Frage verstehend, „das ist Seine kaiserliche Hoheit, der Erzherzog."—Rasch wollte sich die kaum Wiederbelebte auf die Kniee niederlassen, wäre aber ohne den kräftigen Arm der Schildwache nochmals zu Boden gefallen. Ihre bleichen Lippen bebten, aber die Laute stockten auf ihrer Zunge.

„Hoheit," begann der alte General Hotze, die zitternde Mutter vorsichtig in die Arme der Schildwache lehnend, „das ist die Frau und das die Kinder des Kaufmanns Zollinger von Zürich, der angeklagt ist die Schildwache in Unterstraß ermordet zu haben. Sie flehen eurer Hoheit Gnade an für das Leben des Gatten und Vaters."—Mit diesen Worten überreichte er die Bittschrift. Der Feldherr überlas dieselbe und schaute dann eine Weile stumm und theilnehmend auf die bange Frau und die Kinder, die sich stillweinend an ihre Kniee klammerten. Der alte General, der auf so manchem Schlachtfelde ruhig geblieben, wandte sich ab und nestelte hastig an den Knöpfen seines Rockes herum, als ob ihm das Soldatenkleid zu enge würde.

„Arme Frau," sagte endlich der Erzherzog mit weicher Stimme; „euer Jammer geht mir tief zu Herzen; aber ich stehe selbst unter dem Kriegsgerichte, und wird euer Mann schuldig befunden, so kann euch mein Mitleiden nichts mehr helfen."

„Kinder," sagte die Mutter, sich gegen den General zubeugend, langsam mit ersterbendem Tone, „Kinder, bittet bei dem Herrn für euern Vater!"

Die Schildwache, in deren Armen die Frau lehnte, wankte ein wenig, erbleichte und mit geschlossenen Augen neigte die arme Mutter ihr Haupt auf die Schulter des Generals nieder.

Die kleine Agnes faßte das Brüderchen bei der Hand und zog es, vor dem Feldherrn hinknieend, an seine Seite. „Herr," bat das Kind, die Händchen emporhaltend, während die Thränen aus seinen blauen Augen quollen, „Herr, laß lieb Väterchen wieder mit uns heimgehen, sonst wird die Mutter vor Kummer sterben, und dann haben wir Kinder keinen Vater und keine Mutter mehr." Hansle wiederholte diese Worte seines Schwesterchens wie ein klagendes Echo.—Eine Thräne trat in das Auge des jungen Feldherrn. „General," sprach er mit gepreßter Stimme, „ihr hättet mir diesen Schmerz ersparen können; ihr wißt, ich kann in dieser Sache, in welcher allein das Kriegsgericht zu entscheiden hat, nicht Gnade gewähren, und wenn die eigene Mutter bäte."—

Der General hatte nicht Zeit zu antworten. Im nemlichen Augenblicke lehnte sich das ganze Gewicht der zusammensinkenden Frau in seine alten Arme; die Schildwache hatte sie völlig fahren lassen und das Gewehr ergreifend, trat der Soldat präsentirend vor den Feldherrn. „Hoheit," sprach er mit fester Stimme, „mein Herz vermags nicht länger zu ertragen und wenn es von Stein wäre. Der Vater dieser kleinen Engel—Gott sei mit ihnen—ist unschuldig. Ich habe die Schildwache erstochen, weil ich mich des Lebens wehren mußte; wir beide waren längst Todfeinde. Der liebe Gott, der diese Kinder hergeschickt hat, möge mir gnädig sein!"

Vor Erstaunen stumm, blickte der Erzherzog auf den Soldaten, der mit den Worten: „Ich bin Ew. Hoheit Gefangener!" sein Gewehr zu den Füßen des Fürsten niederlegte.

Dem alten General Hotze schossen schon längst ungekannte Thränen über die Wangen, und in seiner Freude traten ihm sogar die alten, halbvergessenen Laute der Muttersprache wieder auf die Zunge. „Höret Ihr nüt!" schrie er der noch halbbewußtlosen Frau in die Ohren, „höret Ihr nüt, euer Mann ist unschuldig!—Granaten! ist das gut gegangen!" Und in polternder Freude faßte er die Kinder küssend in seine Arme, während die Mutter Dank stammelnd vor dem Erzherzoge niederknien wollte.

Der Feldherr hob sie gerührt auf und sprach: „Nicht mir danket, gute Mutter! danket dem Herrn, der durch den Mund der Unmündigen die Unschuld gerettet und durch die Liebe des

reinen Kinderherzens das Gewissen des Schuldigen geweckt hat. Gute Kinder sind ein Segen des Himmels!"

Der überglückliche alte General ließ sichs nicht nehmen, das schöne Werk, an dem er mitgeholfen, zu Ende zu führen. Lachend und weinend im gleichen Augenblicke, packte er Mutter und Kinder, die alle zusammen noch nicht recht wußten, wie ihnen geschah, in seinen Wagen, und in windschnellem Laufe gings fort zu der Zelle des gefangenen Vaters. Die Freude des Wiedersehens und der glücklichen Erlösung brauchen wir nicht zu schildern. Der österreichische General führte den befreiten Kaufherrn mit seiner in stummer Dankbarkeit weinenden Gattin und den jubelnden Kindern nach Hause, wo er dann selbst den durch die Plünderung entstandenen Schaden mit schätzen half. Er versprach eine vollständige Vergütung und hat treulich Wort gehalten.—Auch dem Soldaten gelang es zu seinem Glück, seine Richter zu überzeugen, daß er im Stande der Nothwehr gehandelt; er kam so von schwerer Strafe los.

Skizzen von Japan.

Von Ad. Halmhuber.

a) Japanischer Götzendienst.

Um Beobachtungen über japanische Zustände anzustellen, ging ich eines Tages längs einer Hügelkette, an deren Fuß eine Anzahl Tempel angebaut sind. Diesmal hatte ich das Glück, als ich bei einem der größten derselben vorbeikam, eine Menge Volks Gottes- oder vielmehr Götzendienst verrichten zu sehen. Der Tempel stand auf einer kleinen Anhöhe; etwa 20 bis 30 Stufen führten hinauf, wie der Weg zu den Tempeln überhaupt meistens mit einer Anzahl Stufen endigt. Mit jenem unheimlichen Gefühl, mit dem ein einsamer Fremder gewöhnlich einem Tempel naht, stieg ich die Stufen empor und nahm Stellung neben der Bude eines Krämers, gerade mitten vor dem Tempel und so nahe, daß ich alles sehen und hören konnte, was da geschah. Eine Menge Volkes ging ab und zu, ihren Gott zu verehren, Männer, Weiber und Kinder; selbst die Säuglinge, auf den Rücken der Mutter oder Schwester gebunden, fehlten nicht. Das Durcheinanderlaufen der Menge verursachte mehr den Eindruck eines Jahrmarktes, als eines Gottesdienstes; doch muß man diesen Heiden das Zeugniß geben, daß sie dabei Ernst beobachteten, und daß es bei aller Beweglichkeit so still war, daß man jedes Geldstück fallen und jedes Wort sprechen hören konnte.

Der Tempel war in drei Theile getheilt. Auf der rechten Seite war der größte Raum; im Vordergrund desselben war eine etwa zwölf Fuß lange und vier Fuß hohe Metallplatte, mit Inschrift senkrecht aufgestellt, und von ihrer obern Seite führte der Tempelboden einwärts, so daß Alles im Tempel bedeutend erhöht stand. Im Hintergrund des Tempels waren verschiedene Götzenbilder; vor denselben stand ein Gestell mit etwa zwanzig brennenden Kerzen, die eine Reihe ausgestellter Schriften oder Zeichen beleuchteten. In diesem Raum machten sich etliche Priester beständig zu schaffen, bald lauter, bald leiser Gebete hervorplappernd. Vor der Halle hing eine eigenthümliche rund-oval geformte Glocke mit einem bis auf den Boden herabhängenden Seil, und eine kugelrunde Papierlampe von vier Fuß Durchmesser, nebst einer Anzahl kleinerer.

Neben diesem ersten Raum war ein zweiter, etwa halb so breit als der erste, und gleichfalls gegen die Front völlig offen. Sein Mobiliar bestand aus einer Glocke, welche auf einem Kasten mit 50 bis 60 Schubladen stand; aus einer Büchse, welche verschiedene Nummern, übereinstimmend mit denen der Schubladen, enthalten mußte; und einer Geldkiste.

Im dritten Raum, zur Linken des Gebäudes, stand im Hintergrund ein großer vergoldeter Götze, vor welchem wiederum Lichter brannten; vor ihm befand sich eine Art Truhe und in der Front seines Gemaches hing eine ähnliche Glocke als auf der andern Seite mit einem herabhängenden Seile.

Vor dem Tempel war auf einem etwa drei Fuß hohen viereckigen Piedestal ein sitzender Götze aufgestellt; er war in der Größe eines zwölfjährigen Kindes und hatte ein feuerrothes Gesicht. Dieser Götze, sowie das mittlere und das zur Linken sich befindliche Gemach schienen ausschließlich dem weiblichen Geschlechte zu dienen, während das Uebrige für Alle war. Zur Rechten des Tempelgebäudes befand sich ein Brunnen, dessen Becken mit etlichen kleinen Schöpfinstrumenten versehen war.

Den Gottesdienst verrichteten die Kommenden in folgender Weise: Ein Jeder, der die Stufen herauf kam, ging zuerst zum Brunnen, schöpfte Wasser, wusch Hände und Gesicht, und trocknete sich dann an aufgehängten Handtüchern ab. Nun trat der Anbeter zum Strick an der großen Glocke rechts und schlug damit an dieselbe, was einen dumpfen Ton verursachte. Hatte er so das Zeichen gegeben, so trat er vor die eherne Platte, warf auf den Tempelboden ein Geldstück, klatschte mit den Händen, rieb dann dieselben stehend oder sich bückend und verrichtete stille ein Gebet. Soweit ging der Gottesdienst der Männer und Weiber gleich.

Hatten die Männer so viel gethan, so gingen sie weg; die Frauen aber, besonders Jungfrauen und Mädchen traten nun vor den Götzen mit dem feuerrothen Kopf, rieben ihm mit der Hand die Wangen und mit derselben Hand sofort die ihrigen; dabei sahen sie so freundlich drein, als ob das etwas ganz Besonderes sein müsse. Was? weiß ich nicht. Waren die Mädchen noch kleiner, so kam die Mutter mit und rieb die Wangen des Götzen und ihrer Tochter. Hatte sie dieses vollendet, so trat die Andächtige vor den zweiten Raum; der Knabe, der dort diente, schlug an die Glocke, schüttelte seine Büchse, sah auf die herauskommende Nummer, zog dann die entsprechende Schublade und überreichte der Ansuchenden ein überschriebenes Papier, das sie mit einer Verbeugung empfing, und für welches sie ein Geldstück in die Kiste warf. Das war offenbar Wahrsagerei. Zuletzt trat sie dann noch vor den Götzen zur Linken, zog den Strick der Glocke zum Zeichen, machte mit zusammengedrückten Händen eine langsame Verbeugung, hielt einige Augenblicke gebückt aus, erhob sich dann langsam und ging hinweg.

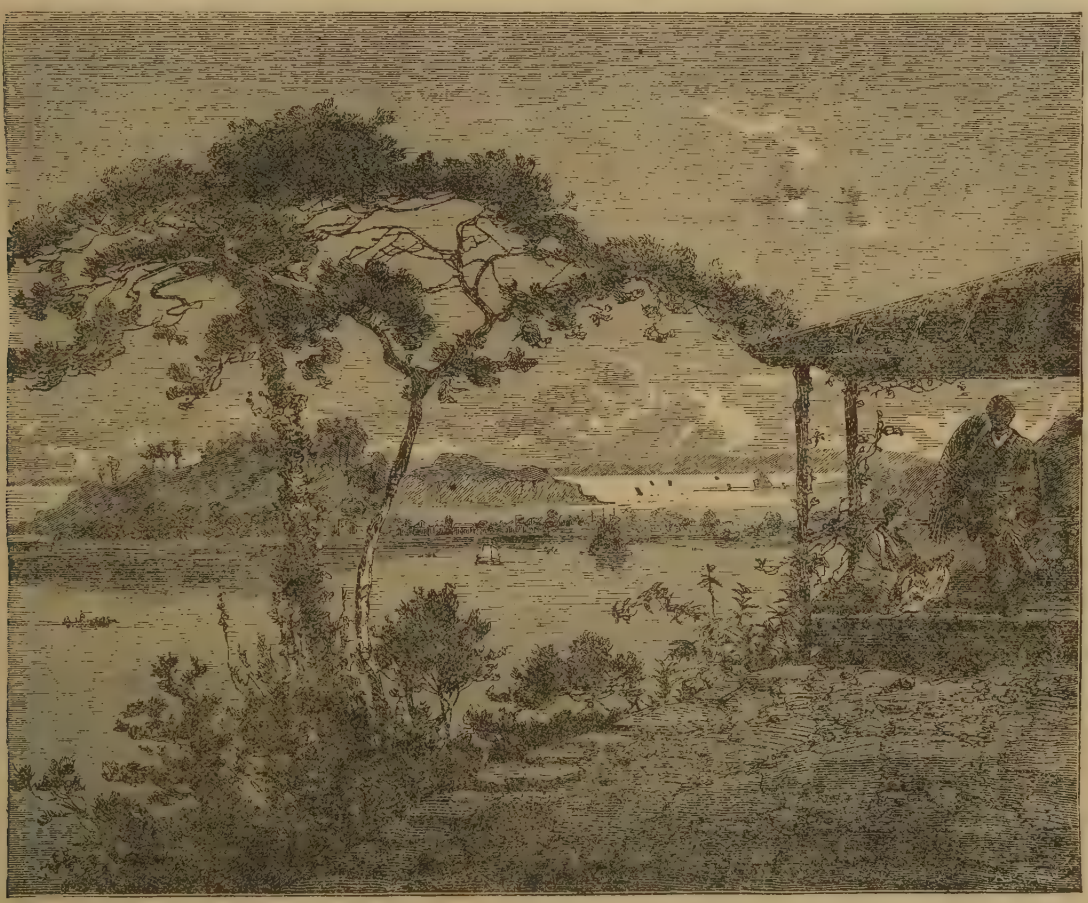
Welchen wehmüthigen Eindruck dieses Alles auf einen Missionar machen muß, kann man sich leicht vorstellen. O, wie ferne kam dieses Volk von seinem Schöpfer, dem lebendigen Gott; wie ist es so gar götzendienerisch geworden, und wie vertraut es so vergeblich auf Die, die doch nicht helfen können!

Laß ihnen, o Herr, bald anbrechen das Licht deiner Wahrheit, daß sie dir opfern und darbringen ein gedemüthigt Herz und zerschlagenen Geist, und ergreifen im Glauben den Sohn des lebendigen Gottes, der da ist der Weg, die Wahrheit und das Leben!

b) Eine japanische Todtenfeier.

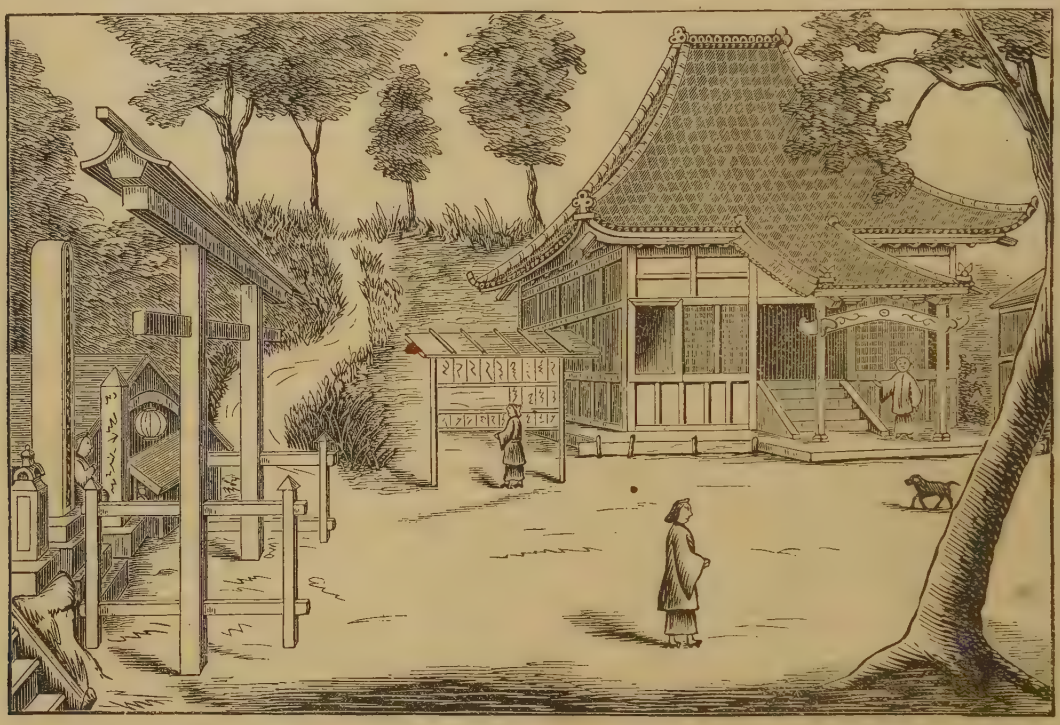
Eines Samstag Abends, des Studirens müde, wandelte ich hinaus, um einen Gegenstand zu einer Skizze zu suchen. Ich wußte in der Nähe einen japanischen Tempel, von welchem ich dachte, er möchte zu meinem Zwecke geeignet sein. Ich täuschte mich auch nicht, denn bei näherer Untersuchung fand ich eine Gruppe, die wohl geeignet ist, einen japanischen Tempel und seine Umgebung zu veranschaulichen. Ich stellte mich an einem passenden Platze auf und begann zu skizziren, wurde aber bald durch das Gebell eines großen Hundes unangenehm überrascht. Ich hatte daran vorher gedacht, weil Einen die Hunde in der Nähe dieses Tempels gewöhnlich plagen; diesmal war aber ein Priester schuld, der auf der Tempeltreppe stand und den Hund gerne auf mich gehetzt hätte. Glücklicherweise war aber der Hund gescheidter als sein Herr und ließ es beim bloßen Bellen bewenden. Offenbar hätte mich dieser Mann gerne fortgehabt; allein ich dachte, ich sei im guten Recht und verfolgte meinen Zweck. Bald darauf erschienen zwei in feine Seide gekleidete Priester (Bonzen), der eine in grün-roth-goldenem und der andere mit in grau schattirtem Ornat. Wer schon einen katholischen Priester sah, kann sich ihren Aufzug leicht vorstellen, nur daß der Kopf der Bonzen vollständig rasirt ist. Sie traten Beide in den Tempel ein in Begleitung des Dritten, der sie erwartet hatte. Der Hund entfernte sich auch, und als ich ruhig meine Arbeit vollendet hatte, ging ich den Hügel, auf dem dieser Tempelplatz liegt, hinab, noch einen andern Gegenstand für meine Feder zu suchen.

Kaum war ich im Thal, zwischen japanischen Hütten hingehend, so begegnete mir ein sonderbarer Zug, der alsobald meine Aufmerksamkeit fesselte. Es mußte offenbar ein Leichenzug sein; eine Frau sagte mir, es sei ein Tai-scho, d. h. ein Vornehmer. Diese gehen sicherlich zu dem Tempel, wo ich die zwei Bonzen im Ornat sah, dachte ich, und schloß mich flugs dem Zuge an, um zu sehen, was es gebe. Voran gingen vier Männer mit langen Bambusstöcken, an welchen beschriebene Papierstreifen fahnenartig befestigt waren. Neben ihnen trug ein Anderer eine Anzahl Kerzen, an Stäben befestigt. Dann kam ein Mann mit einem Teller mit Opfergaben, die ich aber nicht genau beobachten konnte; dann kam Einer mit einem beschriebenen Brettchen, das er mit beiden Händen haltend, auf der Brust trug. Das nächste war die Hauptsache im Zuge: vier Männer trugen eine in Leinwand gehüllte Kiste, welche oben eine versilberte dachartige Verzierung hatte. In dieser Kiste befand sich der Leichnam, der jedoch auf besondere



Japanische Landschaft.

Art hineingebracht worden sein mußte, denn ihre Form war mehr kubikförmig als länglich. Hinter diesem Sarge und um denselben her gingen eine Anzahl Männer in buntem Durcheinander. Zwei in feine schwarz-weiß-graue seidene Gewänder gehüllte Frauen folgten nun, von welchen die eine einen weißen Stab trug, den sie abwärts gegen den Boden hielt. Den Schluß machte noch eine Anzahl Frauen und ein Haufen Volkes aller Art, dem ich mich auch anschloß. Der Zug bewegte sich, durch herzulaufende Kinder und Neugierige stets vermehrt, den Hügel hinan, vor den genannten Tempel. (s. Abbildung.) Weil ich der einzige Ausländer in der Umgebung war, stand ich anfangs ferne, machte mich aber nach und nach so nahe herzu, daß ich Alles deutlich sehen und hören konnte. Die zwei Hauptthüren des Tempels unter dem Dachvorsprung waren jetzt geöffnet, der Sarg war ins Innere vor den Götzen gestellt worden, und brennende Lichter umgaben ihn. Der Bonze in dem grün-roth-goldenen Anzug und seine Untergebenen verrichteten Gottesdienst; wie? konnte ich nicht sehen, weil der Oberste mir den Rücken kehrend nahe bei der Thüre saß und gegen das Innere fungirte, und die Uebrigen im Dunkel waren; aber ein Durcheinander von hergeplapperten und gesungenen Gebeten hörte ich wohl. Mittlerweile waren die im Zuge getragenen Kerzen vor dem kleineren Tempelhäuschen (zur Linken) aufgesteckt und angezündet worden. Eines der Tempelfenster ward während der Ceremonie geöffnet und ein Mann reichte aus demselben Papiertaschen mit Kuchen an verschiedene, doch wie es schien bestimmte Personen, worunter auch Kinder waren. Dabei gings natürlich lebhaft zu auf dem Platze; Geschrei, Gelächter und Geplauder war allenthalben und von Andacht, wie ich sie an jenem andern Tempel sah, war hier keine Rede. Endlich brachte noch ein Bonze eine Schachtel mit runden Küchlein und warf den ganzen Inhalt derselben zum Fenster heraus unter die gaffenden Knaben und Mädchen, die auch alsobald darüber herfuhren und möglichst viele Beute machten. Die Mütter, welche umher standen,



Japanischer Götzentempel.—Originalzeichnung von Ad. Halmhuber.

lachten, ein kleiner Knabe aber, der bei dem Spiel zu kurz kam, weinte gar bitterlich. Nachdem sie ihren Theil erhalten hatten, verliefen sich die Leute nach und nach, obwohl die Bonzen mit ihrer Ceremonie noch immer nicht fertig waren, und weil es kühl war und Zeit zum Heimkehren, so wartete auch ich den Schluß des Ganzen nicht mehr ab, der ohne Zweifel darin bestand, daß sich der Zug wieder entfernte, wie er gekommen war.

So kann man von diesem Manne auch sagen: „Und er starb und ward begraben." Aber ach! daß seine Seele ruhte in Jesu Schooß und die Seinigen die Hoffnung hätten, die der Glaube an Jesum Christum bringt, der da ist die Auferstehung und das Leben!

Licht- und Schattenseite des Lebens.

Von Schwarzwälder.

Farmer Wendel hatte einen Nachbar, der nicht das beste Temperament hatte; im Allgemeinen war er sonst ein gemüthlicher und dienstfertiger Mann. Er war seines Zeichens ein Schuhmacher und sein Name war Hämmerle; Meister Hämmerle wurde er gewöhnlich genannt in der Nachbarschaft. Eines Tages, mitten in der Ernte, da jeder Farmer fleißig sein muß, wie eine Biene, kommt Meister Hämmerle zum Farmer Wendel herübergelaufen mit dem Schustermesser in der Hand und spricht in aufgeregtem Ton: „Herr Nachbar, es wäre mir sehr lieb, wenn du hinüberkommen und deine Gänse heimholen würdest."

„Warum so, Meister Hämmerle? Was thun denn meine Gänse?" fragte Farmer Wendel ganz gelassen.

„Sie sind in meinem Hof und treiben meine Schweine weg, wenn ich dieselben füttere, fressen ihnen das Korn und gehen in meinen Garten, und das habe ich jetzt satt," erwiderte Meister Hämmerle, noch mehr gereizt.

„Es thut mir leid, daß meine Gänse dir Ungelegenheiten bereiten, aber was kann ich gegenwärtig thun, da Alles im Feld ist?"

„Thue ihnen ein Joch*) an und halte sie in deinem Hof, das ist keine Ordnung, deine Gänse über die ganze Nachbarschaft laufen zu lassen, ehrlichen Leuten zum Aerger und Verdruß."

„Habe Geduld, Meister, in einigen Tagen ist die Arbeit so weit vorüber, daß ich einige Zeit daran verwenden kann; gedulde dich noch so lange, dann will ich dem Uebel abhelfen."

„Ich habe es nun gerade zu lange geduldet und bins müde, wenn du nicht auf die Gänse Acht gibst, muß ich es thun für dich, das ist Alles."

„Handle nach Gutdünken, Nachbar Hämmerle. Es thut mir leid, daß du die Mühe hast, aber im Augenblick kann ich jetzt nicht darnach sehen."

„Ich thue es, sieh ob ich nicht thue," sagte Meister Hämmerle im Umwenden, nun bis zur Schweißhitze erbost. So lief er dann nach seiner Werkstätte, die an Farmer Wendels Land angrenzte.

Nach etwa einer halben Stunde hörte man Gänsegeschrei, als wenn ein Feind unter sie geflogen wäre und Farmer Wendels gute Hausmutter rief: „Was in der Welt kann denn den Gänsen fehlen?" Darauf antwortete ihr Gemahl ganz kaltblütig: „Ich weiß es nicht, es sei denn Meister Hämmerle gibt Acht auf dieselben, er hat gesagt er wolle, wenn ich sie nicht augenblicklich aufjoche."

„Acht geben d'rauf? Wie denn?"

„Ja darüber bin ich auch im Dunkeln. Tod machen vielleicht: er hat gesagt sie belästigen seine Schweine am Fressen und gehen ihm in den Garten u. dgl. Da ich ihm sagte, ich könnte nun nicht augenblicklich darauf Acht haben, indem wir zu beschäftigt seien, sagte er mir, er würde darauf achten und da ist er jetzt wahrscheinlich dran." „Wilhelm! Seppi! Schnell springt einmal 'nüber und seht was der Hämmerle mit unseren Gänsen macht," rief nun Frau Wendel ihren Buben in ängstlichem Tone zu. „Wenn der mir meine Gänse umbringt, vergeb ich ihm mein Lebtag nie," sagte die gute Frau dann ärgerlich.

„St-i-l-l, Sarah, ereifere dich nicht! wahrscheinlich hat er es gethan, was thuts? Laß es gut sein, es reut ihn, wenn er wieder kühl geworden ist."

„Reuen! Was hilft das? Macht das meine Gänse wieder lebendig?" Jetzt kamen die Buben gelaufen, jeder schleppte zwei kopflose Gänse herbei und legte sie der Mutter zu den Füßen.

„Das ist nicht zum Aushalten! Buben, wo fandet ihr sie?"

„Auf dem Weg, und als wir sie aufhoben rief Meister Hämmerle: ‚Buben, sagt dem Vater ich hätte die Gänse aufgejocht für ihn, da er nicht Zeit habe.'"

„Ich würde ihn plötzlich verklagen," sagte die Frau sehr gereizt.

„Was würde das helfen, Sarah, nachdem die Gänse todt sind?"

„Es würde ihn besser lehren und würde ihn bestrafen für seinen Frevel."

„Ja, und uns obendrein. Wir haben vier Gänse verloren, sie sind fett und wir essen sie, dann bleiben uns noch die Federn als Reingewinn. Ein Prozeß kostet viele Gänse und dann bleiben uns nicht einmal die Federn, der Mühe und des Kummers gar nicht zu gedenken. Nein, nein Sarah, laß ihn gewähren, was gilts, er bereut es ehe lange?"

„Reuen, Reuen, mit deiner Reue! Nächstens macht er uns eine Kuh todt und dann wirds ihn auch wieder gereuen. Ich glaube nicht an eine solche Lehre mit dem Reuen. Der elende — —"

„Tut, tut, Sarah, stille! brauche keine bösen Worte. Meister Hämmerle war aufgeregt, da er die Gänse tödtete, zornige Menschen sind ein bischen wahnsinnig, er hätte es nicht gethan, wenn er ganz verständig gewesen wäre. Sarah, du weißt ja, wenn man zornig ist, wie es geht; weißt noch, wie du in deinem Eifer der scheckichten Kuh ein Horn abgeschlagen im Garten und wie es dir hernach leid that? Warte nur und sieh ob es ihn nicht noch reut."

Etwa eine Woche nach dieser Begebenheit kam der Seppi heimgesprungen und rief fast athemlos: „Vater, Vater! Hämmerle's Säue sind alle in unserem Welschkornfeld."

„Dann muß ich gehen und sie hinaustreiben," sagte Farmer Wendel gelassen.

„Hinaustreiben! Auch noch?" sprach sein Weib dazu, „todtschießen würde ich sie! Acht geben drauf, wie er letzte Woche auf meine Gänse."

„Würde das die Gänse wieder bringen, Sarah?"

„Und wenn nicht, es würde ihn doch mit gleicher Münze bezahlen."

„Sarah, laß uns den biblischen Weg einschlagen. Ich weiß es reut den Meister Hämmerle und es soll ihn noch mehr reuen; aber während ich hier plaudere, geht mein Korn zu Grunde." So sagend eilte Farmer Wendel seinem Kornfeld zu.

Richtig! Farmer Wendel fand vier Schweine in seinem Korn; sie hatten schon bedeutenden Schaden angerichtet an den nahezu reifen Aehren. Gelassen trieb er die Thiere auf den Weg, schloß die Oeffnung, wo sie hereingekommen, und war eben beschäftigt die abgerissenen Aehren hinauszuwerfen, die nun den Schweinen trefflich schmeckten, als Meister Hämmerle gelaufen kam mit seiner Pechschürze an und sagte:

*) Amerikanische Bauernart, den Gänsen ein Stück Holz an den Hals zu befestigen, damit sie nicht durch Zäune schlüpfen können.

„Nachbar Wendel es thut mir sehr leid, daß meine Schweine solchen Unfug gemacht, sehr leid, aber ich will den Schaden gerne bezahlen, den sie angerichtet."

„O bitte, es ist nicht nennenswerth, Meister Hämmerle! Solche Dinge passiren manchmal, ohne daß man es hindern kann; weißt meine Gänse haben dir auch schon viel Verdruß gemacht."

„Rede nicht davon, nicht halb so viel, als ich mir einbildete. Aber wie viel Korn denkst du, daß die Schweine zerstörten, einen Buschel, zwei Buschel, oder mehr? Laß es abschätzen und ich bezahle es gerne."

„O nein! Was fällt dir ein, Nachbar, das thue ich nicht, wir müssen Geduld haben und einander etwas zu Gut halten, es geschieht ja Manches, das wir nicht gerade ändern können."

Alles dieses ging dem Meister Hämmerle ans Herz, er sah die ganze Luft voll Gänse und neben ihm schmazten seine Schweine das Korn, das ihnen Farmer Wendel zuwarf. Nach einer Weile sagte Hämmerle: „Die Sache ist die, Nachbar, ich werde nicht zufrieden sein, wenn ich das Korn nicht bezahle, meine Schweine sollen nicht von deinem Korn fett werden, ich werde dir also wenigstens ein Buschel Korn bezahlen, denn weniger haben sie nicht zerstört."

„Laß das jetzt, Nachbar, wir wollen einander tragen und vertragen, die Sache ist nicht werth, daß man viele Worte darüber macht." So sagend ging ein jeder seines Weges; Meister Hämmerle aber fest entschlossen, daß er ein Buschel Korn bezahlen und nach diesem nicht mehr zornig werden will, denn es wimmelte und klang noch immer wie Gänsegeschrei um seine Ohren her.

Als Farmer Wendel nach Hause kam, entstand folgendes Zwiegespräch:

„Ich hoffe du hast dem Menschen deine Meinung nun einmal ordentlich gesagt, dem Gänsetödter?" So sagte Frau Wendel. Darauf antwortete er frisch: „Verlaß dich drauf! der macht uns keine Gans mehr todt."

„Ich bin doch froh, daß du einmal den Muth hattest, das zu thun; ich denke er besinnt sich, bis er uns wieder solchen Verdruß anrichtet."

„Ich denke du hast recht, Sarah, mit ihm bekommen wir keine Unannehmlichkeiten mehr die nächsten paar Jahre."

„Was hast du ihm denn gesagt und was antwortete er?"

„Ei, er wollte mit Gewalt das Korn bezahlen, das seine Schweine zerstörten, aber ich hörte natürlich nicht drauf, ich sagte ihm es sei von keiner Bedeutung und solche Dinge passirten Einem oft."

„Du hast?"

„Ja gewiß habe ich."

„So, das ist die Art, wie du ihm deine Meinung gesagt hast?"

„Ja und mein Zweck wurde erreicht. Er fühlte zehnmal schlimmer, als wenn ich gescholten hätte. Es schmerzt ihn sehr, er konnte beinahe nicht darüber weg kommen, daß er das Korn nicht bezahlen durfte und er wird das Geld am Ende noch schicken, nimm ihm aber ja nichts ab."

Die gute Hausfrau blickte ihren Mann stumm und staunend an ohne reden zu können; endlich brach sie in halbes Lachen aus und sagte: „Wendel, ich denke du hast recht, ich bin halt auch ein wenig hitzig weißt du, aber gewiß ich bin am Ende doch froh, daß ich so einen Goldmann habe, denn ich möchte nicht im Unfrieden leben, schon wegen der Frau Hämmerle nicht, sie ist so eine gute Seel und immer so behülflich.

So verstrich der Sommer, noch manchesmal hatte Farmer Wendel Gelegenheit, das Temperament seines Nachbars auf die Probe gestellt zu sehen, öfters hätte Meister Hämmerle sogar Ursache gehabt, gereizt zu werden, aber es war anders geworden; höchstens am Lederklopfen konnte man es hören, daß inwendig etwas am Kämpfen sei, denn er schlug zu solchen Zeiten gar grausig auf die dicken Sohlen auf dem Klopfstein in seinem Schooß.

Um Weihnachten kam der Bauern Abrechnungstag; also sandte auch Meister Hämmerle dem Farmer Wendel seine Schuhrechnung, welche dieser auch sogleich herüberbrachte, um zu bezahlen. Als er so über die verschiedenen Posten blickte und las, hieß es da: „Credit: Ein Buschel Korn 50c."

„Was ist denn das, Meister Hämmerle? Hier muß ein Irrthum sein."

„O nein, es ist Alles recht; es ist Korn das ich bekam letzten Sommer."

„Höre, Nachbar, ich weiß nichts davon, wer gab dirs und wann war es?"

„Meine Schweine haben sich's geholt," sagte der Schuhmacher mit etwas leiser, gedämpfter Stimme.

„Deine Schweine?"

„Ja, da sie in dein Kornfeld brachen und das Korn zerstörten."

„O da! Nein Freund Hämmerle! Das geht nicht, streiche den Posten aus, denn ich kann das nicht annehmen."

„Ja und ich kann nicht ruhen, es sei denn ich bezahle es."

„Es geht nicht. Du konntest deinen Schweinen nicht wehren in mein Feld zu gehen, denn du warst ja nicht dort; zudem, Nachbar, haben dir meine Gänse auch genug Verdruß bereitet im Sommer."

Der Schuhmacher wurde roth und die ganze Welt schien ihm wieder von todten Gänsen zu wimmeln, der Farmer aber klopfte ihm treuherzig auf die Schulter und sagte: „Laß das jetzt, Nachbar, wir wollen nach diesem einander thun, wie wir wünschen, daß man uns thue und wir werden keine Unannehmlichkeiten mit einander haben."

„Nun ja: aber den Creditposten mußt du erlauben."

„Geht nicht, einer meiner Knechte ließ das Thor offen damals, sonst wären deine Schweine nicht hineingekommen und da würdest du ja unsere Nachlässigkeit bezahlen."

„Ich habe dir die vier Gänse getödtet, laß es dafür gehen."

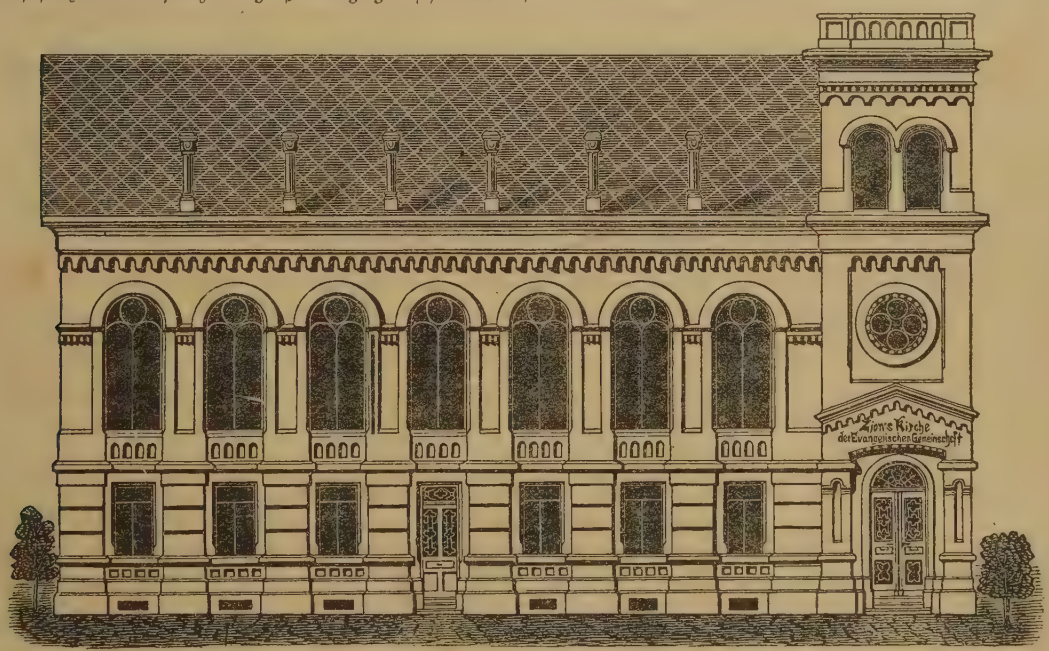
„Und wir haben sie gegessen, da brauchte ich kein anderes Fleisch zu kaufen, das macht es eben. Es sei vergessen."

Farmer Wendel blieb entschlossen, das Korn wurde gestrichen und die Rechnung bezahlt. Von jener Zeit an gab es keine besseren Nachbarn, als Farmer Wendel und Meister Hämmerle. Die Gänse und die Schweine besserten sich nicht, aber die beiden Nachbarn hatten eine Lection gelernt, nemlich, daß das Leben eine Lichtseite und eine Schattenseite habe; sie trachteten im Lichte zu wandeln und sind uns darin ein Beispiel.

Moral: Um Streit und Zank aufzuhalten bei Freunden und Nachbarn müssen zwei willige Parteien da sein.

Unsre neue Kirche in der Bundeshauptstadt der Schweiz.

Wo wäre wohl ein Schweizer in Amerika, dessen Herz nicht warm schlüge in Liebe zu seinem alten Vaterland, und wo wäre wohl ein Mensch in der ganzen civilisirten Welt zu finden, der nicht schon von der schönen freien Schweiz gehört hätte? Die Schweiz ist ein Land der größten Naturwunder; ihre Berge erheben ihr Haupt weit über die Wolken empor und in den Tiefen der großartigen und romantischen Thäler, bietet sie allenthalben werthvolle Heilquellen. Das Auge kann sich gar nicht satt sehen an den wundervollen Wechselformen der erhabenen Gletscher, der grünen in buntem Blumenschmuck duftenden Alpen, der wilden Bergströme, die in rasender Eile dahinrauschen, der himmelblauen großen und kleinen Seen, die von den großartigsten Weltwundern umgeben sind. Kein Wunder daher, daß sie ein gewaltiger Anziehungspunkt ist, für tausende von Fremden aus allen Nationen. Im Sommer sieht man in den Hauptplätzen der Schweiz eine große Menge gemischten Volkes,



das gekommen, um die Wunder des Landes zu sehen und seine Heilquellen zu benutzen. Der Hauptsammelplatz der vielen Gäste ist zunächst Bern, die Metropole der Schweiz. Von hier aus geht der Fremdenstrom nach allen Richtungen des Landes hin.

Den geehrten Lesern des Magazins wird es nicht unbekannt sein, daß in diesem wundervollen Lande, auch unsere liebe Ev. Gemeinschaft einen heimathlichen Herd gefunden hat. Vor etwa 12 Jahren, sandte die Deutschland Conferenz ihren ersten Prediger in der Person des lieben Bruder G. Füßle, nach der Schweiz, ein Jahr nachher schreibt Bruder Füßle im Evangelischen Botschafter, Folgendes: „Manches Körnlein meiner gottgeweihten Thränensaat, ist in der Bekehrung unsterblicher Seelen aufgegangen und als Erstlinge einer hoffnungsvollen Freudenernte herangereift, und der geringe Anfang dieses guten Werkes, trägt die Merkmale eines schönen Fortgangs in sich. Allein, wo es unter den geistlichen Todtengebeinen zu rauschen und sich zu regen beginnt, weil der göttliche Lebenswind unter sie gefahren, da fängts alsbald auch an, im Heerlager der Feinde zu rumoren. Schon längst bemerkte ich in mehreren Ortschaften, die ich besuchte, eine große Abneigung, ja einen offenbaren Grimm der Feinde des Kreuzes wider mich, deren Zahl überaus groß ist. Mein Wriken war ihnen ein Dorn im Auge; und da es ganz im Schweizercharakter liegt, seinem Inneren freien Ausdruck zu geben im Bösen wie im Guten, so befürchtete ich ernstlich einen groben Ausbruch der inneren Feindschaft.—In Unterhallau nun sollte der Sturm wider mich losbrechen. Kaum weilte ich mit meiner kleinen Familie einige Tage hier, so erhielt ich eine Zuschrift von etwa 40 Bürgern, worunter nebst höher gestellten und achtbaren Männern auch Solche sein sollen, denen das Wirthshaus lieber ist, als die Kirche, in welcher Zuschrift mir mit derben Worten und beißender Satyre erklärt wurde, daß man meiner hier nicht bedürfe, daß sie Feinde ‚aller religiösen Genossenschaften' seien und daß sie zu meiner Vertreibung Alles aufbieten würden, wie sie mir deutlich zu verstehen gaben. Ich glaubte dieser Feindschaft athmenden Zuschrift wegen nicht sehr besorgt sein zu dürfen, weil sie mir als ein ohnmächtiges Zischen der alten Schlange erschien. Allein zwei Tage hernach erhielt ich schon eine amtliche Zuschrift mit der Ankündigung, daß der Gemeinderath meine Niederlassung dahier verweigere, und daß ich innerhalb 14 Tagen die Gemeinde zu verlassen habe. Ich erkundigte mich nun höheren Ortes nach der dießfalligen Bestimmung der bestehenden Landesgesetze und mußte mich leider überzeugen, daß mich alle weiteren Schritte zu meiner Sicherstellung dahier nichts helfen würden. Württemberg hat eben noch keinen Niederlassungsvertrag mit der Schweiz abgeschlossen, so steht es dem Gemeinderath frei, ob er einen Württemberger in der Gemeinde dulden will oder nicht. Und mir wurde einfach erklärt, wenn ich sonst einen wissenschaftlichen oder gewerblichen Beruf treiben

wolle, sei ich ihnen freundschaftlich willkommen, aber als evangelischer Missionar werde man mich nicht dulden. Nun suchte ich um eine mehr monatliche Verlängerung meines Aufenthaltes hier nach. Der Ehrwürdige Herr Ortsgeistliche,—mir von jeher in Liebe zugethan,—unterstützte meine Bitte in der überzeugendsten und gewinnendsten Weise; aber der Gemeinderath ist nun einmal darauf verpicht, mich zu vertreiben, ohne mir auch nur einen Grund dafür anzugeben. Auf Anrathen des ersten Beamten dieses Cantons, habe ich um Verlängerung meines Aufenthaltes bei der hohen Cantonsregierung nachgesucht, das Resultat aber ist mir noch nicht bekannt.

Indessen ist für mein Unterkommen und für das Fortbestehen meiner mit so vieler Mühe und Thränen begründeten Mission in der Schweiz schon gesorgt, so daß diese schmerzliche Erfahrung mir nur zum Besten und dem Werke Gottes zur Förderung dienen muß, und daß dieser scheinbare Sieg des Feindes in eine wirkliche Niederlage für ihn verwandelt wird; meine Stelle wird sogleich von einem Bruder besetzt, den sie nicht mehr vertreiben können, weil er selbst ein Schweizer ist. (Bruder J. Schmidli, Prediger derzeit in Amerika). Freilich thut es mir sehr wehe, mein mir so lieb gewordenes Arbeitsfeld auf diese Weise verlassen zu müssen. Jetzt erst zeigt es sich so recht mit welcher Liebe uns die theuren Geschwister zugethan sind. Sie umscharen uns oft in großer Anzahl und bezeugen, theils mit vielen Thränen, ihre herzliche Theilnahme." Im Jahr 1866 wurden die Brüder J. Kächele, B. Beck, und J. Schmidli in die Schweiz stationirt, Bruder Kächele nahm seinen Sitz in der Hauptstadt des Landes und wirkte in dieser, und von hier aus im großen Segen. Er schreibt Folgendes von seinem Wirken in Bern: „Im Sommer des Jahres 1866 begann die Ev. Gemeinschaft in der Stadt Bern ihre Wirksamkeit, und zwar in einer gewesenen Schreinerwerkstätte in der Postgasse. Es bekehrten sich bald eine schöne Anzahl Seelen lebendig zu Gott, von denen die meisten bis jetzt Gott und der Gemeinschaft treu geblieben sind. Ein Jüngling, der einen Ruf zum Predigtamt zu haben glaubte und die Zeit nicht abwartete, bis die Gemeinschaft ihn berücksichtigen konnte, trat als Zögling auf die Chrischona ein, hielt seine Zeit daselbst treulich aus und arbeitet nun im Segen unter den Katholiken in Oesterreich. Bald wurde das Local zu klein und wir mußten uns um ein größeres umsehen. Aber da war guter Rath theuer. Es fehlte in Bern nicht nur an solchen Sälen, sondern man wollte uns auch zu diesem Zweck kein Local vermiethen, denn um jene Zeit hatten wir schon viele Gegner. Leider wirkten auch Solche gegen uns, die auch Gottes Werk zu treiben suchten, die aber jetzt, Gott seis gedankt, auf brüderlichem Fuß mit uns stehen. Man sagte uns zu jener Zeit allerlei Böses nach und legte uns verschiedene Unnamen bei.

Ein gläubiger und sehr einflußreicher Pfarrer in Bern ersuchte mich im Anfang unseres Wirkens hier dringend, doch ja unseren Wirkungskreis sonst wohin zu verlegen und meine Behörde in Amerika dahin zu bestimmen suchen, daß sie ihre Einwilligung dazu gäbe, weil die Leute in religiöser Beziehung in Bern gut versorgt seien. Als später derselbe Pfarrer aus zuverlässiger Quelle erfuhr, daß wir das Wort Gottes rein und im Segen verkündigen, suchte er mich noch dringender zu bewegen, mit der evangelischen Gesellschaft (das sind die Gläubigen in der Landeskirche) zu wirken. Wenn ich mich ihnen anschließe, sagte er, werde ich bei ihnen Arbeit genug finden, wenn ich aber als Amerikaner allein wirke, so werde ich auf viele Widerstände stoßen und bei dem Bernervolke wenig Eingang finden. Ich erklärte ihm, daß ich mich dazu nicht verstehen könne, sondern wenn der Herr unsere geringe Arbeit segne, so sei ich es Gott, unserer Kirche und meinem Gewissen schuldig, Gemeinden zu gründen, die Sakramente zu verwalten und die gehörige Seelsorge einzuführen. Niemand in der Schweiz kann uns mit Recht den Vorwurf machen, als seien wir in unserem Wirken, bezüglich der Organisation u. s. w., nicht redlich zu Werke gegangen, denn wir haben jederzeit, wo es die Umstände erforderten, unsere Absicht offen ausgesprochen. Endlich nach langem Suchen konnten wir in der Kramgasse ein etwas größeres Local von einer gewissen Gesellschaft miethen. Aber bald war auch dieses zu klein und die Eigenthümer wollten nicht länger die Unruhe im Hause haben, und kündigten das Local in Bälde. Nach langem Suchen fanden wir wieder etwas in der Bundesgasse in einem neuen Gebäude —mußten aber sehr viel Miethe bezahlen und nach einem halben Jahr, mußten wir wieder ausziehen. Auf das hin, mietheten wir im Gasthof zum Bären ein Local, hatten aber auch dann im „Bären" zu wohnen, um das Versammlungslocal auf längere Zeit für uns halten zu können. Wir zogen dann vom Mattenhof, welcher vor der Stadt draußen ist, in den Gasthof zum Bären und wohnten 3½ Jahre im 4ten Stock daselbst, wo es allerhand Erfahrungen zu machen gab. Der Saal im Bären war zwar geräumig, aber niedrig und dunkel und in kurzer Zeit war er auch zu klein. Wie oft sagten mir manche Leute in der Stadt Bern, daß sie gerne in unsre Gottesdienste kommen würden, aber sie könnten den Dunst und die Hitze in unserem Saale nicht ertragen, es sei ihrer Gesundheit schädlich.—Als ich etwa ein halbes Jahr im Canton Bern wirkte, gingen so viele Thüren auf, daß ich einen Gehülfen haben mußte und dann wurde mir Bruder Schmidli beigesellt, an welchem ich einen rüstigen, feurigen und entschiedenen Mitarbeiter hatte. Nur wir beide wissen, wie viele Kämpfe wir gekämpft und wie manche Siege wir mit einander gefeiert haben. Nachher wurden auch noch andere Brüder unsere Mitarbeiter in der Schweiz, an denen wir rüstige Mithelfer hatten. Das Werk nahm beständig zu.

In der Stadt Bern fehlte es uns an einem geeigneten Local, darum konnte das Werk sich nicht so ausdehnen, wie es verhältnißmäßig einen Anfang genommen hatte. Die Vorurtheile gegen uns verschwinden je mehr und mehr. Wir bekommen immer mehr Wohlwünscher bei den Gläubigen der verschiedenen Confessionen; in Bern kam es mit Gottes Hülfe so weit, daß eine Allianz gegründet wurde und wir uns in brüderlicher Liebe mit einander vereinigten. Diese brüderliche Vereinigung, zu welcher auch mehrere der Herrn Pfarrer gehören, hat schon viel Segen gebracht und trägt immer noch ihre guten Früchte."—

Mit Bruder Kächele und nach ihm wirkten in dieser Stadt und Umgegend die Brüder: J. Schmidli, B. Beck, A. H. Beck, G. Gähr, C. Zbinden, A. Halmhuber, Th. Schweizer in großem Segen. Der Erfolg ihrer Arbeit ist so groß, daß wir jetzt schon eine Gemeinde von 260 Mitgliedern haben, die zu unserer Freude beweisen, daß sie Jesum angehören und eine Zierde der Kirche sind. Mit Recht dürfen wir wohl sagen, daß unsre Berner in dem Interesse für die Ausbreitung des Reiches Gottes und in der Unterstützung desselben, sich nicht dahinten finden lassen.

Obiges Bild von unserer neuen Kirche, ist ein thatsächlicher Beweis für den gesunden, thatkräftigen Fortgang unseres Gemeindelebens in Bern. Es gewährt uns ein großes Vergnügen, daß wir jetzt schon unseren Freunden in Amerika das Bild unserer neuen Kirche in Bern, die nun schnell ihrer Voll-

endung entgegen geht, vorstellen können, und wir geben uns der süßen Hoffnung hin, daß dadurch Allen eine solche Freude bereitet wird, die Herz und Hände in Bewegung setzt, zur Theilnahme an der so nothwendigen Unterstützung dieses Gotteshauses.

Einige Freunde haben uns schon hoch erfreut durch Zusage ihrer Gaben, deren Empfang wir im Christlichen Botschafter anzeigen werden. Dürfen wir nicht hoffen, ihr lieben Freunde, daß eure Gaben noch reichlich fliegen werden bis zu den Schweizerbergen, wie die Tauben zu ihren Fenstern!

Die Kirche steht ziemlich mitten in der Stadt an einem der schönsten und passendsten Plätze in derselben. Die Stadt selbst hat uns den Platz dazu angeboten und für $8000 verkauft. Die Größe der Kirche ist, 86 Fuß lang, 57 Fuß breit und bis unters Dach 40 Fuß hoch. Unterm ganzen Gebäude ist ein 9 Fuß hoher Keller und auf demselben die untere Etage mit 10 Fuß Höhe und dann folgt der Saal mit 29 Fuß Höhe und einer großen Gallerie; der Saal dürfte 1500 Personen fassen. Das ganze Gebäude wird von gehauenen Sandsteinen gebaut, weil die Stadt in ihren Grenzen keinen Neubau mit anderem Material zuläßt und es kostet fix und fertig $30,000. Der Bau wird einfach aber sehr dauerhaft und passend ausgeführt. Er ist eine Zierde der Stadt und eine große Ehre unserer Kirche.

H. Gülich,
N. G. Schäfer.

Bern den 20. März 1877.

Einst und Jetzt;

oder:

Amerika wie es war und ist.

Von J. M. Biermann.

(Fortsetzung.)

Unter den Pionieren Amerikas verdient auch Roger Williams genannt zu werden. Er gehörte zu einer Colonie Puritaner, welche aus ihrem Vaterlande durch die Religionswuth der Engländer vertrieben worden waren und sich in Massachusetts ansiedelten, wo sie die jetzige Stadt Boston gründeten. Er war ein Prediger und in Salem bediente er seine Gemeinde. Als jedoch im Jahre 1631 ein Gesetz erlassen wurde, welches die Bürgerrechte auf Mitglieder der puritanischen Kirche beschränkte, und als andere unduldsame Gesetze und Schritte von der Regierung erfolgten, trat Williams in allem Ernste gegen diese Neuerungen und Gewaltmaßregeln der englischen Regierung auf. Er lehrte unter anderen Dingen vollkommene Freiheit des Gewissens in Glaubenssachen, leugnete die Befugnisse des Königs von England, den Eid der Treue von den Bewohnern Amerikas zu verlangen, und protestirte gegen die Beraubung der Indianer um ihr Land. Die Puritaner konnten solche Meinungen nicht ohne Besorgniß betrachten, und Williams wurde von der Regierung bald vor ein Gericht gestellt. Seine Verbannung erfolgte im Jahre 1635 und der furchtlose Vertheidiger der Menschenrechte und der Religionsfreiheit wurde der Gründer von Rhode-Island.

Nachdem er nemlich aus Salem entflohen war und mancherlei Drangsale bestanden hatte, erreichte er eine fruchtbare Stelle, welche er Providence (Vorsehung) nannte. Seine Freundschaft mit den Indianern, deren Sache er stets vertheidigt hatte, machte es ihm leicht, für sich und seine Unglücksgefährten einen kleinen Landstrich von den Indianern zu erwerben. Hier verkündigte er unbeschränkt seine rühmlichen Grundsätze allgemeiner Duldung und Menschenliebe; und da er Alle, die in seinem Gebiete eine Zufluchtsstätte suchten, mit größter Zuvorkommenheit und allem Wohlwollen aufnahm, so wurde seine Ansiedlung bald der Hauptsammelplatz der Freunde seiner Ansichten. Natürlich sammelte sich eine bunte Schar verschiedenartiger Confessionen, unter denen die Baptisten, unter Anführung einer Frau Hutchinson und die Quäker die zahlreichsten waren, welche aus Massachusetts vertrieben worden waren. Diese Flüchtlinge, welche bedeutendes Vermögen besaßen, kauften große Landstriche von den Indianern, welche sie cultivirten und bebauten, und in Verbindung mit Providence bildeten sie die Colonie Rhode Island. Im Jahre 1680 betrug die Zahl der Bevölkerung bereits 4000.

Die Beschäftigungen dieser Ansiedler bestand meistens aus Ackerbau und Viehzucht, obgleich auch Handwerker aller Art sich unter ihnen befanden. Die Jagd und der Fischfang lieferten einen Theil der Bedürfnisse für Küche und Handel, und die Anfertigung von Kleidern und Betten lag ganz und gar in den Händen des weiblichen Geschlechts. Da saß die emsige Hausfrau am Spinnrad und am Webstuhl, und aus ihren Händen kam das selbst gesponnene, das selbst gewobene und selbst genähte Hemd für Mann und Frau, für Kind und für Gesind; sie lieferte den fertigen Sonntagsrock und das neue Hochzeitskleid; sie strickte den Strumpf und stellte das Brautbett mit allem Zubehör her. Damals hatten die Damen weder Lust noch Zeit, auf der Straße ihre lächerlichen Moden zu zeigen; sie hatten den Flachs und Hanf selbst gepflanzt, die Wolle selbst geschoren, wovon sie sich ihre Kleider fabricirten; und ich denke, sie haben dieselben mit eben so viel Grazie getragen, als unsere Damen heut zu Tage, vielleicht mit mehr; denn wie Einem der sauer verdiente Dollar werther ist, als der ohne Mühe erworbene; wie Einem die Portion Salat besser schmeckt, welche man im eigenen Garten gezogen, als die man auf dem Markte gekauft; wie sich's heimischer und trauter wohnt in dem Häuschen, das man sich im Schweiße des Angesichts erworben, als in Dem, für welches man Miethe bezahlt: so hat gewiß das Tragen der selbstverfertigten Kleider den Frauen und Jungfrauen der damaligen Zeit ein gewisses Gefühl der Unabhängigkeit verliehen und sie mit einer Grazie geziert, die stets dem „selbstgemachten" Menschen so wohl ansteht. Gewiß sind auch die Frauen der damaligen Zeit weniger mit wirklichen und eingebildeten Leiden behaftet gewesen, als heutzutage; gewiß haben damals nicht so viele Männer bankerott gemacht, weil ihre Frauen und Töchter mehr ausgaben, als der Vater verdiente. Doch genug hievon, sonst fahren mir die zierlichen Damen in meine grauen Haare, und —, doch dazu sind sie viel zu gut.

Florida wurde schon im Jahre 1562 auf Anordnung des französischen Admirals Coligni besiedelt, indem er seinen protestantischen Brüdern, die großen Verfolgungen von der alleinseligmachenden Kirche ausgesetzt waren, eine Heimstätte zu verschaffen gedachte. Zu diesem Zwecke rüstete er mehrere Schiffe

zu verschiedenen Zeiten aus, welche unter der Leitung eines erfahrenen Seemannes standen, Namens Jean Ribault. Aber bald bekamen die Spanier, die in Mexico, Californien und anderen Gegenden bedeutende Ansiedelungen gegründet hatten, Wind von der Niederlassung der französischen Ketzer. Sie rüsteten eine Expedition gegen sie aus, um sie zur Ehre der Kirche von Gottes Erdboden zu vertilgen. Mit elf Schiffen und tausend Mann, begaben sie sich an die Mündung des Flusses St. Augustine und befestigten sich daselbst. Diese Niederlassung ist die älteste Stadt in den Vereinigten Staaten. Die Festung der protestantischen Flüchtlinge wurde überrumpelt und Alles, Weiber, Kinder und Greise niedergemetzelt. Ribault war dem herannahenden Feinde zu Wasser entgegen gefahren, um ihn an einer Landung zu verhindern, was ihm aber nicht gelang, denn ein furchtbarer Sturm verschlug ihn in die Nähe des

Roger Williams nimmt Abschied von seiner Familie.

Bahama-Canals, wo seine Schiffe an den gefährlichen Felsenriffen in Stücke zerschlagen wurden. Er rettete sich mit fast allen seinen Leuten ans Ufer und trat nun die Wanderung nach der 300 Meilen entfernten Ansiedelung durch ein wüstes Land an. Nach neun Tagen fast übermenschlicher Anstrengungen bekamen sie ihre Heimath, ihr Fort, zu Gesichte. Aber wie groß war ihre Bestürzung, als sie die spanische Flagge auf den Wällen flattern sahen. Da sie ermüdet, krank und von Allem entblößt waren, sandten sie zwei Mann zu dem spanischen Befehlshaber, mit der Bitte um Nahrung, bemerkend, daß ihre beiderseitigen Souveräne in Frieden mit einander seien und die Spanier ihnen Gelegenheit geben möchten, in einem ihrer Fahrzeuge in die alte Heimath zurück zu fahren. Die Antwort kam, daß, wenn sie ihre Waffen ausliefern wollten, würde der spanische Befehlshaber mit ihnen verfahren, wie Gott (oder der Teufel) es ihm eingeben werde. Die Armen ergaben sich. Sie wurden in Gruppen von je 30 Mann über den Fluß gerudert und je zwei rücklings an den Händen zusammengebunden. Als sie Ursache und Zweck dieser infamen Behandlung zu wissen verlangten, sagte man ihnen, daß dies nur eine zeitweilige Vorsichtsmaßregel sei. Endlich wurden sie dem Fort gegenüber aufgestellt und auf ein gegebenes Zeichen des Anführers stürzten die spanischen Würger auf ihre Opfer los und schlachteten sie unter schrecklichen Martern und Spöttereien, ihres Glaubens wegen, ab. Als die blutige That vollbracht war, knüpften die entmenschten Anhänger des Papstthums mehrere der Märtyrer an einem Baume auf mit einem Schilde versehen, worauf zu lesen war: „Nicht als Franzosen, sondern als Ketzer und Feinde Gottes erlitten sie den Henkertod.“ Als diese That in Frankreich bekannt wurde, rief sie unter allen menschlich Gesinnten, namentlich unter den Hugenotten, einen Schrei des Schmerzes und der Rache hervor. Fünfzehnhundert Wittwen und Waisen verlangten von dem Franzosenkönige die Bestrafung der entmenschten Spanier; allein die Regenten von Frankreich und Spanien waren zu sehr verschwistert in der Verfolgung der Protestanten, als daß sie auch nur daran gedacht hätten, ein solches Verbrechen als strafbar anzusehen. Allein in der Brust der verfolgten Hugenotten kochte es, und sie machten einen Plan, den Tod ihrer dahingeschlachteten Glaubensbrüder zu rächen.

Dominique de Gourgues war ein kühner Krieger, der sich in manchem Gefechte gegen die Spanier und Türken ausgezeichnet hatte. Er verkaufte seine ganze Habe, und mit dem Erlös derselben und der Unterstützung seiner Glaubensgenossen rüstete er drei Schiffe aus und erwirkte von seiner Regierung die Erlaubniß, den Sclavenhandel zu betreiben. Mit 230 auserlesenen Anhängern und tapferen Soldaten und

Matrosen segelte er ab, ohne daß Jemand in der Heimath, noch seine Mannschaft, den richtigen Zweck des Unternehmens kannte. Als er aber in die Nähe der Inseln des grünen Vorgebirges kam, änderte er mit einem Male die Richtung des Schiffes und segelte gegen Westen über den atlantischen Ocean. Erst, nachdem er die Westspitze Cubas erreicht hatte, enthüllte er seiner Mannschaft den fürchterlichen Racheplan. Die Mehrvereint bis an das Fort unbemerkt vor und begannen den Sturm. Trotz einer muthigen Vertheidigung hatten sie bald die Wälle erklommen, wobei ein Indianerhäuptling einer der Ersten war. Die Zahl der Spanier war dreimal so stark, als die der Angreifer; aber in kurzer Zeit ward Alles niedergemacht, was nicht die Flucht ergriffen hatte. Nun begann die wilde Jagd nach den Flüchtlinger und da Gourgues

Am Webstuhl.

zahl zeigte sich sogleich einverstanden damit, und die Minderheit fügte sich nach kurzer Zeit. Als sie an der Küste Floridas hinfuhren, wurden sie von den Ansiedlern als Spanier begrüßt, und endlich landeten sie in der Nähe des Forts, wo die blutige Schandthat begangen worden war, in aller Stille. Die Indianer waren mit den Spaniern sehr unzufrieden, und es hielt daher nicht schwer, auch sie zur Theilnahme an dem Racheakt zu bestimmen. Durch ein dichtes Gehölz rückten sie strengen Befehl gegeben hatte, so viele als möglich lebendig einzubringen, so war bald eine beträchtliche Anzahl Gefangener beisammen. Darauf ließ er sie Alle zu dem Todesbaume führen, an welchem noch die Ueberreste seiner geschlachteten Glaubensgenossen hingen. In den bittersten Ausdrücken warf er ihnen ihre Grausamkeit, ihre Verrätherei, ihren Fanatismus, ihre Unduldsamkeit vor und das Werk der Rache begann, indem er Alle, wie sie waren, an den Bäumen aufknüpfen ließ,

Mehrere an dem Baume, der früher diesem Zwecke hatte dienen müssen. Die Inschrift aber vertauschte er mit folgender: „Nicht als Spanier, sondern als Verräther, als Räuber, als Mörder, als Teufel in Menschengestalt mußten diese Leute solchen Tod erleiden."

Wäre diese Hinrichtung auf die Anführer und Anstifter der Schandthat beschränkt worden, so hätte man sie für eine gerechte Vergeltung ansehen können; aber in solchem Maße ausgeführt, kam sie fast der Schandthat gleich, die sie bestrafen sollte. — Nachdem alle beweglichen Gegenstände von Werth auf die Schiffe gebracht worden waren, schifften sich die Hugenotten wieder ein und wurden in der protestantischen Hauptstadt Frankreichs, in Rochelle, mit großem Jubel empfangen, und selbst in Bordeaux wurden sie sehr schmeichelhaft begrüßt. Aber in Paris dachte man ganz anders und König Karl hatte große Lust, dem Gourgues den Kopf abschlagen zu lassen und denselben seinem Freunde, dem Könige von Spanien, zu schicken. Allein er fürchtete den Unwillen des Volkes, das den Rächer seiner Landsleute hoch verehrte.

Hätte ich mir die Aufgabe gestellt, ein ausführliches Werk über das „Einst und Jetzt" unseres Adoptiv-Vaterlandes zu schreiben, so könnte ich noch viele denkwürdige Erlebnisse der

The United Colonies
SIX DOLLARS
No. 45541
SIX DOLLARS.
THIS Bill entitles the Bearer to receive SIX SPANISH MILLED DOLLARS, or the Value thereof in GOLD or SILVER, according to a Resolution of CONGRESS published at Philadelphia Nov: 2. 1776.
PERSEVERANDO
W. Gibson
I. Franklin
SIX DOLLARS

Alte sechs Dollarnote.

ersten Ansiedler anführen, da aber dieser Aufsatz nur für mehrere Nummern des Magazins berechnet ist, so wollen wir auf die Kämpfe der Amerikaner für die Unabhängigkeit übergehen, welche sie mit dem Mutterlande England zu bestehen hatten.

Nachdem die englische Regierung nach und nach auf verschiedene Einfuhr-Artikel hatte Zölle legen lassen, den Rechten und Privilegien der amerikanischen Ansiedler zuwider, erschien auch im März 1765 das berüchtigte Stempelgesetz, welches auf Vollmachten, Kaufbriefe, Testamente, Wechsel und andere im Geschäftsverkehr gebrauchte Urkunden eine Steuer legte. Die Colonisten betrachteten diese Neuerungen als unbillig, gesetzwidrig und tyrannisch und im ganzen Lande trat man in öffentlichen Versammlungen, in den Tagesblättern und in den Hallen der Gesetzgebungen gegen diese ungerechten Maßregeln mit der größten Entrüstung auf. Eine Erklärung der Rechte und Beschwerden der Colonisten wurde dem Könige von England, sowie den beiden Häusern des Parlamentes vorgelegt, dort eine Abhülfe zwar genehmigt, aber nie ausgeführt. (Die Türken scheinen die Reformeinführungen den Engländern abgelernt zu haben.)

Dr. Franklin, der edle amerikanische Patriot, war der Sachwalter der Amerikanischen Colonien in London; aber man hielt ihm entgegen, daß der König und das Parlament das Recht hätten, für die amerikanischen Colonien Gesetze zu machen und sie zu inforciren. Seiner Beharrlichkeit und Beredtsamkeit gelang es zuletzt, das verhaßte Stempelgesetz aufzuheben. Jubel war nun überall, in London, wie in Amerika über diese Maßregel der Versöhnung. Jedoch währte die Freude nicht lange. Schon im Jahre 1767 erschienen neue Verordnungen, welche einen Einfuhrzoll auf Glas, Papier, Pappendeckel, Bleiweiß, Menning, Oelfarben und Thee legten und Schadenersatz verlangten für während der Unruhen zerstörtes englisches Eigenthum und für Unterhaltungskosten des Militärs. Englische Truppen wurden bei den Bürgern einquartirt; sogar in der Versammlungshalle der Volksvertreter, in den Gerichtssälen und in Faneuil-Halle, jener Wiege der Freiheit in Boston, wurden Truppen einquartirt. Man betrachtete dieses als den entsetzlichsten Schimpf, welcher den Bürgern je von der englischen Krone angethan worden war. Zu gleicher Zeit wurde in England ein Gesetz zum Vorschlag gebracht, amerikanische Missethäter vor englische Gerichte zu ziehen. Nun schlossen die Colonien einen Bund zur Wahrung ihrer Rechte, und verpflichteten sich gegenseitig, keine Waaren mehr zu kaufen und zu verbrauchen, welche von den Engländern eingeführt wurden und in State-Straße in Boston kam es sogar zu einem blutigen Conflikte zwischen den Bürgern und den englischen Soldaten. An der Küste von Rhode-Island feuerte der britische Kriegsschooner Gaspee auf einen amerikanischen Kauffahrer und wurde deßhalb von den Einwohnern angegriffen und zerstört. Trotz einer ausgeschriebenen Belohnung von 500 Pfund Sterling, nebst Begnadigung für den Angeber, gelang es nicht, einen Einzigen der zahlreichen Theilnehmer zum Verrath zu bewegen.

Am angelegentlichsten ließen es sich die Colonisten sein, die Einfuhr von Thee zu verhindern. Als große Theeladungen in den Städten New York, Philadelphia, Charleston und Boston ankamen, widersetzte sich das Volk der Ausladung derselben. In New York und Philadelphia schickte man die Schiffe wieder nach England zurück und in Boston und Charleston lagerten die Agenten den Thee in nassen, feuchten Kellern, wo er in kurzer Zeit gänzlich verdarb. Als in Boston abermals mit Thee befrachtete Schiffe ankamen, bewachte eine starke Mannschaft aus Bürgern bestehend die Schiffe und verbot den Befehlshabern derselben, ihren Thee auf amerikanischen Boden zu bringen. Da diese Demonstration nicht beachtet wurde, stieg die Wuth des Volkes aufs Höchste und am 16. December 1773 erschien eine Schar als Mohawk-Indianer verkleideter und bemalter Bürger auf den Schiffen und warf den aus 342 Kisten bestehenden Thee, im Werthe von 18,000 Pfund Sterling, in das Wasser des Seehafens. Nun ging der Tanz los. Am 13. Mai 1774 erschienen 4 englische Kriegsschiffe in dem Hafen der geächteten Stadt Boston. Aber statt die Colonien einzuschüchtern und zu spalten, wie beabsichtigt war, hielten sie nur um so fester zusammen und rüsteten sich zum Kampfe gegen ihre Unterdrücker. Am 14. Sept. versammelten sich die Abgeordneten von 14 Colonien und trafen Anstalten zur Vertheidigung des Vaterlandes gegen Englands Miethlinge; und Unterdrückungen und Drohungen von der Einen Seite, Unzufriedenheit und Entschlossenheit auf der Andern, nebst dem tiefgefühlten Entschlusse, frei zu sein, oder für die Sache der Freiheit zu sterben, führten jetzt rasch die Dinge einer Entscheidung entgegen.

Der Grünäugige.

Von W. H.

Der geneigte Leser laufe nur der Ueberschrift wegen nicht gleich vor den Spiegel, um sich zu überzeugen, ob seine Augen die Grasfarbe haben oder nicht; es würde doch nichts nützen, da man zur Entdeckung des obengenannten Gesellen eine ganz absonderliche Brille braucht. Die Absicht des Schreibers ist, in diesem Artikel einem Erzschelmen mit dem Secirmesser ernstlich zu Leibe zu gehen. Zwar braucht man nicht weit nach demselben zu suchen, weil er, wo ihm nicht die Ordinanz des wahren Christenthums Bewegung in die Füße gebracht hat, fast überall zu Hause ist; aber ihm die Maske vom Gesicht zu reißen, daß er in seiner ganzen verabscheuungswürdigen Häßlichkeit dasteht und erkannt wird, das ist eine andere Sache. Unter den Deutschen soll dieser Gauner namentlich auch sein Wesen treiben und Verheerung anrichten. Man nennt den hämischen Gesellen Neid und sein schändliches Gewerbe Neidhammelei.

„Weißt du aber auch, daß er grünäugig ist, hast du ihn vielleicht gesehen?“ fragt etwa Jemand. Ei freilich; ich weiß sogar noch mehr. Ich weiß, daß solche Leute, die er besonders reitet, oft vor Aerger grün im Gesicht werden, weil es ihrem Nachbar erträglich wohl geht. Sie ließen sich ein Auge ausreißen, wenn dadurch der Andere beide Augen verlöre und freuen sich nur, wenn Jener am Hungertuch nagt oder Hals und Bein bricht.

Der wackere Volksschriftsteller Alban Stolz hat die Neidischen auch weidlich auf dem Strich und wir wollen ihn deßhalb hier über diesen Punkt etwas documentiren lassen. „Wenn in einem Ort,“ sagt er, „zwei Schuhmacher sind oder drei; alle drei haben nach eigenem Geständniß gar gutes Leder, von Mannheim oder aus Ungarn und nähen ganz exact, und ihre Stiefel halten sieben Jahr und drüber; was ist das in den Augen des Schuhmachers für eine Blindheit und miserable Bosheit, zu einem von den zwei andern zu gehen und sein elendes Leder von ungebornen Kälbern oder von verbrauchten Schuhen und die krumme Arbeit zu kaufen. Wissen denn die Leute keinen Unterschied zu machen zwischen Meisterarbeit und der Arbeit eines Pfuschers?—Oder, wie stehts mit zwei Krämern im Dorf? red' einmal mit dem Einen oder dem Andern; da wirst du gleich hören, wie Jenem seine Waare so schlecht sei. ‚Sein Kaffee stinkt, möcht ihn nicht geschenkt; sein Zucker sei von Runkelrüben und sein Schnupftabak, den macht er feucht, man darfs gar nicht sagen mit Was; und in den Zimmet thue er zerriebenen Leimen von der Wand und das Salz spritze er, damit Beides schwerer ins Gewicht falle und man sei betrogen mit ihm an allen Enden!‘

Ich sage aber so viel: Kommt nichts Unreines in den Himmel, so kommt am allerwenigsten etwas Neidisches hinein. Wenn nemlich mißvergünstige Gedanken und Anfechtungen in deiner Seele herumkriechen, wie Wanzen in einer alten Bettlade vom Jud gekauft, so thätst du ja den andern Seligen im Himmel die Freude und den Appetit bei ihrem Gastmahl verderben. Und du thätest gar nicht passen mit deinen Neidflecken am Herzen zu den seligen Engeln, welche in der Christnacht gesungen und froh gejubiliret haben, daß den elenden, verdorbenen Menschen ein Heiland geboren wurde und zu den Engeln, die sich so sehr freuen, wenn sich ein Sünder bekehrt und selig wird, und zu Jesus Christus, der den Himmel verließ und arm, gar sehr arm wurde, um uns reich zu machen und den Himmel zu erwerben.

Es ist eben dort drüben, wo die Welt mit Sargbrettern vernagelt ist, eine alte Verordnung eingeführt und es geht mit den Verordnungen Gottes nicht, wie mit vielen menschlichen Verordnungen, daß sie nicht gehalten werden. Also es gibt ein altes standhaftes Gesetz dort drüben, das heißt: ‚Gleiches kommt zu Gleichem! Wenn du darum neidisch bist und es bleibst bis an dein End, so kommst du dorthin, wo der Kain und der Kaiphas und ihr Patron, der Teufel, hausen; diese Alle haben im Neid ihr Meisterstück gemacht und bist du auch nur Gesell oder Lehrbub oder Pfuscher im Neid, so gehörst du eben zu deiner Zunft. Darum hätte ich dir einen Rath zu geben, wenn du ein Mensch von Nachdenken und Einsicht bist.

Ich habe schon zugesehen, wie sie sich plagen lassen in den Kaltwasseranstalten. Sie dürfen keinen Wein und keinen Kaffee trinken, ja sie sollen es nicht einmal ansehen, müssen aber kübelweis Wasser einschütten und täglich trinken wie ein Pferd und laufen herum wie eine Gans. Dann müssen sie in kaltes Wasser sitzen, müssen sich einwickeln lassen, wie ein eingefätschtes Kind, so daß sie sich nicht einmal helfen können, wenn sie ein Floh beißt oder eine Mücke auf der Nase sitzt; und da müssen sie grausam schwitzen alle Tage und dann im ärgsten Schweiß in einen Pferdzuber voll kalt Wasser springen, da werden sie am ganzen Leib roth, wie ein gesottener Krebs.

Wofür lassen sie sich all diese Marter und Tormente anthun und zahlen noch ihr theures Geld dafür? Wegen nichts, als daß sie das Reißen in den Gliedern wegbringen, oder eine bessere Verdauung bekämen, oder daß ihnen der Schwindel im Kopf und das Ohrengebrause verginge.

Ich habe nichts dagegen, der Leib ist eben doch das Gestell und Fuhrwerk der Seele: ich verdenks deßhalb Niemand, wenn er dasselbe gern wieder in Ordnung bringt. Aber ich sage so viel: die Seele ist doch noch etwas ganz anderes als so ein Leib, dessen Gespinnst einmal im Grab vermodert und auseinander geht, wie ein Strick, der lang im Regen gelegen ist. Die Seele ist mehr werth in Gottes Augen, als die ganze sichtbare Welt. Darum sagt auch der Heiland: ‚Was hülfe es dem Menschen, so er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele?‘ Eben darum ist aber auch ein Schade an der Seele ein unendlich ärgeres Uebel, als eine Schadhaftigkeit am Leibe; und es ist unendlich mehr daran gelegen, ein so abscheuliches Seelengeschwür, wie der Neid ist, auszurotten, als siebentausend Leibesbeschwerden sich vom Leib zu schaffen. Habest du auch alle erdenklichen Leibschäden, es kommt einmal ein Feldscherer, der sie alle zusammen gründlich mit einem einzigen Schnitt wegscheert; es ist der bekannte Wunderdoctor, der Meister Hämmerlein und Patron aller Doctoren, der Meltphisicus Tod. Gegen den Neid richtet aber der Tod nichts aus, die Seele führt den Neid mit hinüber, als einen unauslöschlichen Schandfleck und bleibt ihr gleichsam auf die Stirne gebrannt, wie ein Galgen oder das Zeichen Kains. Darum ist jetzt wohl zu überlegen, wie man den Neid noch rechtzeitig abtödten könne, obs nicht eine Cur gibt dagegen.“

Freilich gibt es eine Cur und zwar eine Radicalcur dagegen, nemlich wenn das Herz des Neidischen durch die Kraft des hl.

Geistes zu einem neuen Leben umgewandelt und dann in der Gnade erhalten wird, so hört auch der Neid auf. Aber dann muß der Neidische zuerst seinen Fehler erkennen. Da haperts aber oft. Er sieht ja immer nur auf Andere und vergißt sein Laster darüber. Neben sich möchte er schon Niemand dulden und über sich noch viel weniger. Wenn ein Anderer scheinbar mehr geehret ist als er, dann beißt er schon die Zähne zusammen vor Grimm. Ist er ein Arbeiter und ein anderer bekommt einen Cent mehr Lohn, oder hat nach seiner Meinung ein Pünktchen mehr Freiheit als er, so treibt er das niederträchtige Gewerbe des Aufpassers und Angebers dabei—sein neidisches Gefühl läßt ihn nicht zur Ruhe kommen, sein eifersüchtiges Auge ist immer auf die Bewegungen des Nächsten gerichtet, ob es nicht einen Schein von einer Ursache erhaschen könnte, um denselben in Verlegenheit zu bringen. So sucht der Neider Andere unglücklich zu machen und raubt sich dadurch selbst sein Glück. Anstatt das, was ihm der liebe Gott beschert hat, im Frieden und mit Dank zu genießen und Anderen das, was sie haben, zu gönnen und sich ihres Wohls zu freuen, vergällt er sich seinen eigenen Besitz nicht nur, sondern läßt auch Andere das Ihrige nicht in Ruhe genießen. Ist ein solcher Mensch nicht arm? Ist er nicht zu bedauern? Wahrlich, er verdient nicht beneidet zu werden, denn er thut in diesem Geschäftszweig schon sein Möglichstes.

„Ich weiß aber sicherlich," sagt nun Stolz noch, „daß Viele bei der Neidpredigt Gesichter gemacht haben wie hölzerne Heiligenbilder, wenn sie frisch gefirnißt sind; und sie meinen ihre Seele sei spiegelblank und auch kein Stäublein Neid sei darauf zu finden. Denn das ist eben das Elend, daß die meisten Menschen nur immer die Augen ihrer Seele auf der Gasse draußen haben und nicht wissen, wie es im eigenen Herzen dreinsieht, namentlich mit ihren Gedanken und Wünschen. Die Herzwurzel der Seele kann oft schwarz und vom Gewürm schändlicher Sinnesart ganz zerfressen sein; und oft weiß es der Mensch nicht (oder will es nicht wissen) und sieht sich für kreuzbrav an und der Satan hat seine Freude daran, an solchen kreuzbraven Menschen und läßt sie deßhalb in Ruhe, um sie nicht stutzig und scheu zu machen."

Wenn nun Jemand diese Zeilen liest und dabei fühlt, daß sie auch ihn „so a bißle" angehen, den bitten wir, die Sache zu überlegen und zu sehen, daß er des bösen Gesellen mit den grünen Augen los werde. Nichts für ungut.

Bilihild.

(Erzählung von G. Flammberg.)

Siebentes Kapitel.

Die Dulderin.

Ich kann niedrig sein und kann hoch sein. Phil. 4, 12.

Wenige Stunden darnach hielt Geila ihren Einzug. Sie brachte von Gaibach eine stattliche Zahl von Mägden und Dienstleuten, natürlich lauter Heiden, aber auch eine Anzahl von Götzenpriestern mit, und auf den Wägen, die ihre Habe enthielten, befand sich all das Geräthe, was zur Feier heidnischer Opfer vonnöthen war: Blöcke, Schüsseln zum Auffangen des Blutes, Schlachtmesser und Beile. Bald bot die Burg einen völlig veränderten Anblick dar. Den Söller ihres Sohnes bezog die alte Herzogin; die durch den Abzug der Dienstmannen leer gewordenen Räume wies sie ihren Priestern und ihrem zahlreichen Gefolge an. Außer Bilihild, einem Theil ihrer Mägde und ein paar alten Hofknechten gab es keine Christen mehr auf der Wirzburg, und jene wenigen wurden in den Winkel gedrängt, während die Heiden sich breit machten. Die Gefälle an Milch, Butter und Getreide, die auf die Burg gebracht wurden, nahm Geila ohne weiteres in Empfang, und geberdete sich als die Herrin des Hofhaltes; Bilihild ertrug diese Schmach schweigend. Bei Tische aber wurde ihr Gemüth zermartert durch die giftigen Reden, welche Geila vor den Ohren des ganzen Gesindes laut gegen sie führte. „Du wirst deine längste Zeit hier die Herrin gespielt haben," sagte sie; „kommt mein Sohn wieder, so wird er sich von der Bettlerin scheiden, die er von der Gasse aufgelesen. Du kannst dann deinem Buhlen Gisilhar nachlaufen nach deines Herzens Lust." „Ich habe keinen Buhlen," erwiderte Bilihild stolz und fest, „und von der Gasse hat mich mein Gemahl nicht aufgelesen. Fragst du nach meiner Herkunft, so bin ich so edlen Blutes, wie mein Herr und Gemahl: meines Vaters Ohm war König von Dundalk?" Geila brach in ein höhnisches Gelächter aus. „Wo liegt dies Königreich Dundalk? Und wie oftmals an einem Tage kann man es umreiten?" „Er war freier Herr und Fürst und solche nennt man in unsrem Lande Könige," versetzte Bilihild. „Und darum hast du dir den freien Herrn zu deinem Herzenskönig auserkoren? Gleich und gleich gesellt sich gern! Ich erachte, man wird dich der Feuerprobe unterwerfen, wenn Hedan zurückkommt. Ist dein Herz so rein, wie du sagst, so mögen deine Sohlen wohl die Kohlengluth ertragen."

In solcher Weise ging es alle Tage. Bilihild vermochte vor Gram und Herzeleid keinen Bissen hinunterzubringen. Ihre Gestalt verfiel; sie sah ein, daß sie sammt ihrer Mutterhoffnung zu Grunde gehen müsse, wenn das so fortdaure. Sie weigerte sich, in der Halle zu erscheinen; sie bezog eines der Gastgemächer, und forderte, daß man ihr dorthin ihre Speisen bringe. Sie bekam den Abhub von der Gesindetafel, aber sie war zufrieden.

Wenn sie nun aber hier des Morgens die wenigen christlichen Mitbewohner der Burg um sich versammelte, um mit ihnen Gottes Wort zu lesen und durch Gebet sich für die Leidenslast zu stärken, die der bevorstehende Tag brachte, so erhob das heidnische Gesinde drunten im Hofe jedesmal ein so wildes Gebrüll, daß sie mit den Ihren in die dunkle Speicherkammer, die hinter dem Gastgemache lag, flüchten mußte, wenn ihre Stimme nicht übertönt werden sollte. Den ganzen Tag über erschallten im Hofe wilde blutige Lieder zu der heidnischen Götter Ehren und rohe unfläthige Scherze; wer von dem christlichen Gesinde sich blicken ließ, wurde mit Hohn und Schmähreden empfangen, gestoßen und geschlagen. „Siehe, ich sende euch wie Schafe unter die Wölfe," diese Weissagung des Herrn erwahrte sich.

Der zweite Sonntag nach Hedans Abzug brach an. Bilihild durchschritt an der Spitze ihrer kleinen Schar unter dem Hohngeschrei der Heiden den Hof, und stieg den Berg hinab, lange bevor der Schall des Glöckleins zum Gottesdienste rief. Sie erreichte dadurch ihre Absicht, eine halbe Stunde zu gewinnen, in der sie dem treuen Bischof ihr Herz ausschütten und ihn um Trost und Fürbitte angehen konnte. In seiner Hütte traf sie ihn allein, und erzählte ihm, wie es ihr ergehe.

Als sie in ihrer Erzählung noch begriffen war, stürzte plötzlich aus der Kammer Gisilhar herein, der seinen Zorn nicht länger bemeistern konnte. „O Gott!“ rief sie erschreckt, „wie kommt ihr hieher?“ „Im Auftrag Theudo's,“ antwortete er; „gestern Abend bin ich in der Stille im Cönobium angelangt, um von hier aus zu beobachten, ob Geila ihren Schwur hält. So hält ihn dieses Weib? Gut, ich werde erscheinen und Ordnung schaffen.“

„Um Gottes Willen nicht!“ rief Bilihild. „Wollt ihr mich ganz zu Grunde richten? Am Gottesdienste hat sie uns noch nicht verhindert, und was sie sonst thut, geht euch nichts an.“

„Bilihild!“ sprach Gisilhar, „du hast in edler Meinung dem Heiden dich zum Eheweib ergeben, aber das Opfer, das du gebracht, erweist sich als fruchtlos. Ich kann dich so nicht leiden sehen! Bilihild, mein Sinn ist gegen dich noch der gleiche, wie ehedem, ja ich achte und liebe dich nur noch mehr. Deine Ehe mit dem Heiden ist keine Ehe; sie ist null und nichtig. Gottes Wort gibt dir die Freiheit, dich von dem zu scheiden, der sich von dir geschieden und dich deiner Feindin ausgeliefert hat. ‚Was weißt du aber Weib, ob du den Mann bekehren werdest?‘ schreibt der Apostel; ‚es ist der Bruder oder die Schwester nicht gebunden in solchen Fällen.‘ Folge mir, ich bringe dich an Herzog Theudo's Hof nach Reginsburg. Er selbst wird dir den Scheidebrief von deinem Manne erwirken.“

„Das wäre meiner Neigung eine recht lockende Aussicht sprach Bilihild. Ich aber spreche zu euch: ‚Gehe hinter mich, Satan, du bist mir ärgerlich.‘ Daß ich geschworen habe, Wirzburg nicht zu verlassen, so lange mein Gemahl im Kriege ist, davon schweige ich; denn es hätte solchen Schwures gar nicht bedurft; meine Pflicht steht auch ohne ihn fest. Es ist nicht wahr, daß Hedan sich von mir geschieden hat, und der Apostel schreibt: ‚So ein Weib einen ungläubigen Mann hat, und derselbe läßt es sich gefallen, bei ihr zu wohnen, die scheide sich nicht von ihm.‘ Ich bin sein Ehgemahl und will ihm die Treue halten, die ich ihm vor Gott gelobt habe. Ich werde mich hüten, dem Namen Christi Schande zu machen und seine Gemeinden zu verrathen und den Zorn des Herzogs über sie zu reizen.“

„Die Gemeinden der Männer Gottes,“ erwiderte Gisilhar, „stehen unter dem Schutze Theudo's, der stärker ist als der deine, und unter dem Schutze des großen Frankenkönigs Childebert, des mächtigen, der Neustrien, Burgund und Austrasien unter seinem Scepter vereinigt hat, und der nicht länger zusehen will, daß diese Thüringerherzoge sich geberden wie unabhängige Fürsten, da sie doch seit bald zweihundert Jahren der Oberherrschaft der Franken unterworfen sind. Nein, Bilihild, es bedarf zum Schutze der Männer Gottes und ihrer Gemeinden nicht des Opfers, das du unter unmenschlichen Qualen bringst. Und dann bedenke noch eins. Willst du, daß das Kind, das Gott dir schenken wird, im Heidenthum erzogen werde und ewig verloren gehe? Denn daß Hedan es dulden würde, das Kind im Christenthum zu erziehen, das wirst du wohl selbst nicht glauben.“

Bilihild entgegnete: „Was ihr da redet, das ist in großer Thorheit geredet. Geh ich nach Reginsburg und scheide mich, so fordert er mir sein Kind ab, und ich bin es, die das arme Kind dem Heidenthum überliefert. Beharre ich aber auf dem sauren Wege meiner Pflicht, so bleibe ich bei meinem Kinde, und geschehe was da wolle, ich lasse Gott walten. An euch aber, Herr Gisilhar, habe ich noch ein letztes, ernstes Wort. Aus Eifersucht wider euch, die ihr durch euer unbedachtes Wort am Ansebach gereizt habt, hat mein Herr die grausame Geila mir zur Wächterin gesetzt, daß sie verhüten solle, daß ich nicht mit euch zusammenträfe. Wollt ihr mir nun noch schwereren Jammer schaffen, und gleich als ein thörichter Tille diejenige, der ihr zum Helfer euch aufdränget, tödten, so bleibet hier in der Wirzburg. Habt ihr aber einen Funken Erbarmen mit mir armem Weibe, so schaffet, daß kein Auge euch hier gewahr werde, und verlasset Thüringen, oder wenn das wider Herzog Theudo's Gebot ist, so verlasset Wirzburg und begebet euch nach Höchheim.“

„Ohne Widerrede!“ fiel hier der Bischof ein. „Es ist jetzt genug. Das Glöcklein läutet; ich muß ins Oratorium. Du, Gisilhar, bleibst hier in der Kammer meiner Hütte verborgen, und unterstehst dich nicht, einen Schritt vor ihre Thüre zu setzen, bei Strafe des Bannes! Heint werde ich Sorge tragen, dich in heimlicher Vermummung nach Höchheim zu schaffen.“ Gisilhar schüttelte den Kopf, und verschwand in der Kammer. Bilihild ging mit dem Bischof ins Oratorium, und nachdem sie dort durch die Predigt des Evangeliums und das heilige Mahl des Herrn innigst erquickt worden, stieg sie unverzüglich mit ihrem Gesinde den Berg wieder hinauf, fröhlichen Herzens einer neuen Marterwoche entgegen.

Als sie in das Thor der Burg trat, fand sie im Hofe die ganze Bewohnerschaft versammelt, um mit gespannten Mienen der Mähr zuzuhören, die ein in der Mitte stehender Mann verkündete. Er hatte sein Gesicht zu Geila zugewendet, die unter der Halle stand. Bilihild trat näher gegen die Halle, um die Stimme des Redenden besser zu vernehmen. Da sah sie mit freudigem Schrecken, daß es kein anderer war, als Pillung— Pillung, der dem Herzog ins Feld gefolgt war und nun Botschaft vom Krieg brachte. „Pillung was bringst du?“ rief sie; „wie geht es meinem Herrn und Gemahl?“ „Ha, die Herzogin!“ rief der Knecht, „das ist die rechte Hörerin. An euch hat mich mein Herr gesandt, euch den Sieg zu künden, den er mit der Christen Hülfe wider die heidnischen Empörer erfochten. Denn die liegen alle erschlagen oder gebunden in der Drachenschlucht an der Horsila. Aber tretet ein, Frau Herzogin in die Halle, und setzt euch auf euren Ehrenplatz; Frau Geila mag auch zuhören, wenn sie Lust hat, den Tod ihrer Freunde und Gesellen zu vernehmen.“

Geila verschwand in die Kammer; Bilihild trat in die Halle, wo sie die Hochbühne bestieg; die Masse der Neugierigen drängte sich nach in den unteren Theil des Saales; Pillung stieg auf einen Schemel, und gegen Bilihild gewendet begann er:

„Unser Herr war unbehelligt über die Rhön gekommen und zog der Wesra entlang das Thal hinab; da meldeten die ausgesandten Späher, daß jenseits des Waldes, an der Horsila, die ganze Macht der Feinde lagere, das Heer der Sachsen vereint mit den empörerischen Thüringern. Da ward Hedan Rathes mit seinen Gefolgsmannen und seinen Edelingen, auf den Berg zu ziehen, den sie ‚die hohe Suona‘ nennen, weil dort Gericht wird gehalten, und von dort herab auf den Feind zu fallen. Etliche unserer Edelinge widerriethen und sagten: ‚der Feind ist uns zu stark, sein Heer ist dreimal so groß als das unsere; in offener Feldschlacht werden wir sein nicht Meister; man sollte suchen, ihn zu theilen und ihn in Schluchten und Klüfte zu locken. Aber davon wollte der Herzog nichts hören und zog mit seinem Vortrab auf den Berg. Da sprach Herr Haimerich zu mir: ‚Pillung, willst du dem Christenheer einen Helfersdienst leisten, so sprich.‘ Da sagte ich: ‚Gerne, und ob ich um mein Leben spielte. Sprich, was soll ich?‘ Da sprach er zu mir: ‚Lege deine Waffen ab, und lege Wamms

und Fuhr eines fahrenden Krämers an, und laß es dir gefallen, daß ich etliche Schrammen dir in dein Gesicht schlage und dir von deinem Wamms die Hälfte herunterreiße. Also übel zugerichtet gehest du ohne Saumroß und ohne Kram hinüber in das Thal der Horsila, wo die Feinde liegen, und ersiehest den Ort, wo die empöreriſchen Thüringer sind. Dort klagst du, du kämest ohne Saumroß und ohne Kram; als du über die hohe Suona gezogen, habe dort Hedan der Herzog gelegen mit seinem Vortrab; deß Leute hätten dich übel zugerichtet und dich blutig geschlagen, und seist ihnen entronnen mit halbem Wamms. Wenn sie dich dann fragen, ob du nichts gesehen hättest von Hedan's Heer, so sagst du nach der Wahrheit, die Heeresmacht sei noch zurückgewesen an dem Fuße des Berges; der Herzog aber halte mit zwanzig Edlen und hundert Knechten droben im Walde.' Also gebot mir Herr Haimerich, und also that ich. Da ich in das Thal hinabkam, erkannte ich an den Feldzeichen, daß die Thüringer hart am Horselberge lagen, die Sachsen aber hinabwärts im Blachfelde. Da ging ich zu den Thüringern, schrie und klagte, und redete wie Haimerich mir geboten. So wurden sie Rathes, die Schlucht heraufzuziehen und den Herzog zu überfallen, und verlangten, ich solle ihnen den Weg weisen. Von der hohen Suona aber rinnt ein Wässerlein ins Thal durch eine Felsenkluft, die ist so eng, daß keine zween Männer neben einander gehen können, und so tief, daß die Sonne nicht bis auf den Grund scheint, und die Felsen ragen wie Mauern zur Rechten und zur Linken. In diese Kluft führte ich sie hinein; ‚durch sie,' sprach ich, ‚gelangt ihr bis auf die Höhe, von keinem Auge gesehen.' Zur gleichen Zeit aber ging Herr Haimerich mit etlichen Waffenknechten durch den Wald auf offenem Weg ins Thal hinab, und stellte sich unten vor dem Eingang der Kluft auf. Da ich nun mit der Schar der Empörer das obere Ende erreicht hatte, trat ich seitwärts und sprach: ‚Nun gehet grad aus, die Rinne hinauf, so werdet ihr den Herzog finden.' Da weilten sie, bis sie sich gesammelt und in Schlachtordnung gestellt hätten; ich schlug mich in die Büsche; aus dem Dickicht aber stürzten unsere Edelinge hervor, die bei des Herzogs Vortrab waren, mit ihren Knechten, und warfen sich von oben herab auf den Feind und hieben ihn zusammen; da flohen die, die noch nicht aus der Kluft heraus waren, wieder rückwärts hinab: drunten aber stand Haimerich mit seinen Knechten und schlug jeden einzeln, wie er in der Mündung sich zeigte, und von oben drängten unsre Edelinge den Fliehenden nach, und wurde also der ganze Heereshaufe der Empörer erschlagen oder gefangen, also daß auch nicht einer entrann. Da das geschehen war, gingen sie wieder den Berg hinauf zum Herzog und riefen: ‚Heil, Herr! Die Hochverräther liegen von unserer Hand erschlagen und gebunden in der Drachenschlucht,' und kündeten ihm, was sie vollbracht hatten. Da war er hocherstaunt, dankte ihnen und sprach: ‚Nun sehe ich, daß ich an euch meine beste Stütze habe. Das soll euch unvergessen bleiben.' Da nun mittlerweile sein ganzes Heer ihm nachgekommen war, hieß er in Eile den Berg hinabreiten. Der Gebundenen einen hieß er lösen; der lief ins Lager der Sachsen, und klagte, was geschehen war. Da ward ein großer Schrecken im Lager, und griffen nach den Waffen. Aber ehe daß sie Zeit hatten, auszuziehen und sich in Schlachtordnung zu stellen, brach Hedan schon ins Lager hinein von zwei Seiten; da gab es ein blutiges Ringen und Streiten; aber die Sachsen flohen, und die Unsern jagten ihnen nach bis wo die Horsila in die Wesra mündet. Und wenn sie dort nicht Schiffe gehabt hätten und die Nacht nicht hereingebrochen wäre, so war der Krieg mit diesem einzigen Tage beendigt. Mich aber sendete der Herzog zu euch, daß ich euch Kunde brächte von dem Siege, den Gott ihm verliehen; er grüßt euch und heißt euch Sorge tragen, daß den Männern Gottes ja kein Abbruch geschehe."

Das war Sonnenschein in Bilihilds Seele, schlimmes Wetter für Geila; denn da Hedan von nun an die heidnische Partei des Adels, die vernichtet zu seinen Füßen lag, nicht mehr zu fürchten hatte, der christlichen aber allen Dank schuldig war, so ließ sein künftiges Verhalten sich unschwer bemessen.

Das erste, was Bilihild that, war: das christliche Gesinde zum Dankgebet in ihren Söller zu rufen. Im Hofe blieb es diesmal mäuschenstill, kein Laut störte ihre Andacht. Gegen Mittag schickte Geila zwei ihrer Mägde, und ließ Bilihild bitten, sie möge doch zum Mittagtisch in die Halle kommen; sie solle durch nichts beleidigt werden. Sie schwankte einen Augenblick, was sie thun solle; ihrem sanften geduldigen Christensinn lag es am nächsten, dem Wunsche Geila's zu willfahren; ruhige Ueberlegung aber sagte ihr, daß jene daraus nur den Schluß ziehen würde: sie dürfe gegen Bilihild sich ungestraft Alles erlauben und immer wieder auf Verzeihung rechnen. Darum antwortete sie kurz: sie werde essen, wo sie bisher gegessen habe. Geila lief es siedheiß vor Angst den Nacken herauf, als die Mägde ihr diese Antwort überbrachten. Als der Mittag kam, schickte sie der jungen Herzogin die reichlichsten und auserlesensten Speisen.

Aber bald wurde es der alten Feindin wieder leichter ums Herz. Am folgenden Tage trat ihre Magd Regiswind zu ihr in die Kammer, und flüsterte ihr mit wichtiger Miene die Neuigkeit zu, daß Gisilhar in Höchheim sei. Ein Bauer von der dortigen Gegend, welcher den Butterzins auf die Burg gebracht, habe erzählt, daß er, als er dem Bischof Kolman eine Gabe brachte, den Herrn Gisilhar habe stehen und mit einem der Brüder reden sehen. „Gut," dachte Geila, „wenn Bilihild nicht ihrer Religion wegen meinem Sohne verhaßt ist, so wird sie es doch ihrer Intrigue halber werden. Daß zwischen ihr und Gisilhar ein Einverständniß obwaltet, liegt klar am Tage; wofür schliche er sonst in Hedan's Abwesenheit hier in der Gegend sich ein, wo er nichts zu thun hat? Es gilt jetzt, sorgfältig auf der Spähe zu sein.

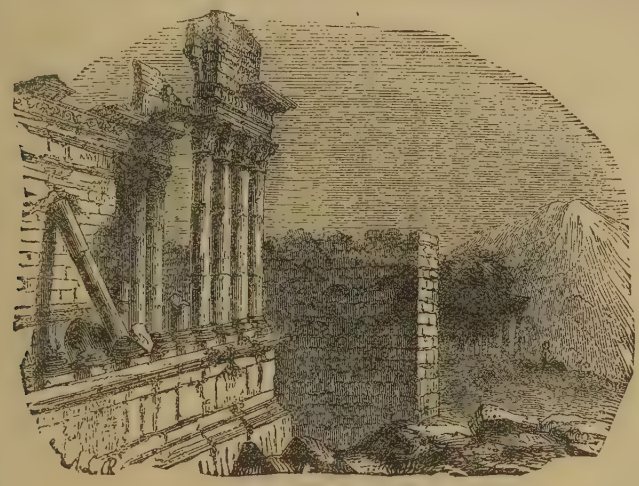
Und siehe, sogleich am andern Morgen überraschte Regiswind die junge Herzogin durch die Frage, ob sie ihr nicht erlauben wolle, beim Frühgottesdienst zuzuhören; sie habe in ihrer Seele keine Ruhe mehr: sie halte die Götter der Heiden für falsche Götter und begehre, von dem Gotte der Christen gern etwas Näheres zu hören. Obgleich sie den festen Blick, den während dieser Rede Bilihild auf sie heftete, nicht auszuhalten vermochte, gewährte ihr diese ihren Wunsch dennoch. Sie wählte zur Vorlesung heute die Geschichte von Ananias und Sapphira und fügte einige wenige aber zentnerschwere Worte hinzu über die Heiligkeit und Macht des lebendigen Gottes, der jeden Trug vor sein Gericht ziehe. Es entging ihr nicht, daß Regiswind bei diesen Worten erzitterte. Aber an den folgenden Tagen fand sie sich gleichwohl wieder ein.

Zwei dieser Tage vergingen für Bilihild in Ruhe. In der Nacht auf den dritten lag sie in friedlichem Schlafe, als der gellende Ton des Büffelhorns durch die Burg dröhnte und sie weckte. Erschrocken fuhr sie vom Lager empor: sie hörte das Burgthor knarren; ein Reiter sprengte herein; verworrene Stimmen tönten an ihr Ohr. Zitternd warf sie ihr Kleid um, und öffnete den Fensterladen. „Der Herzog ist todt"—gellte es drunten von Mund zu Munde. Sie sank um und lag lange bewußtlos.

Die Wunder von Baalbek.

Von W. M.

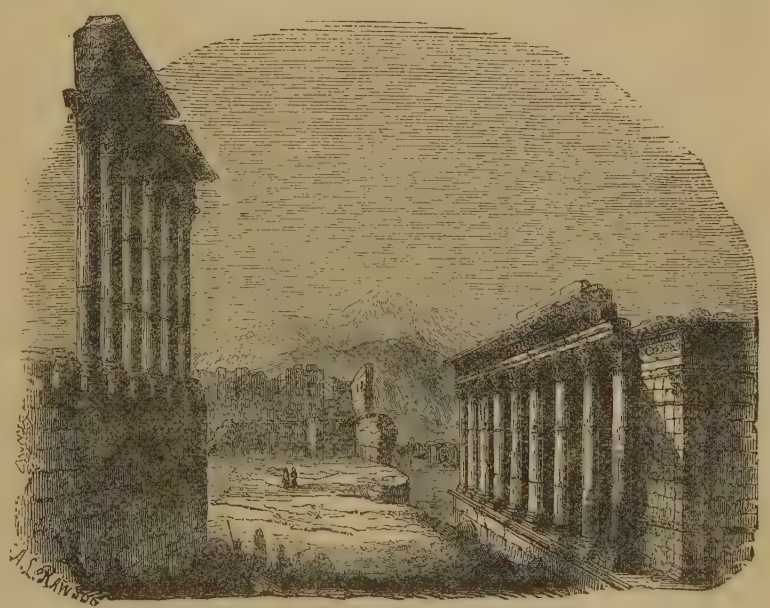
Ungefähr drei Stunden Weges von den Abhängen des Libanon, in der Ebene von Buka, liegen die gewaltigen Ruinen von Baalbek. Wer diese uralte Stadt gegründet und zu welcher Zeit sie erbaut worden ist, darüber herrscht tiefes Dunkel, und die Geschichtsforscher haben bis jetzt noch nicht den geheimnißvollen Schleier zu lüften vermocht, der über ihren ersten Anfängen ruht.—Aber, daß es eine Stadt von großartiger Pracht und Herrlichkeit gewesen sein muß, davon zeugen noch heute ihre Ueberreste, welche ob ihrer staunenswerthen, erhabenen und künstlerisch vollendeten Formen mit zu den Wundern der Welt gezählt werden. Das hervorragendste Gebäude daselbst bildete jedenfalls der Tempel, welcher dem Sonnengott geweiht war, und worin die alten Syrer dem Spender des Lichts ihre Opfer darbrachten. Noch heute muß der Beschauer staunend vor jenem gewaltigen, zerfallenen Bau stehen, dessen hohe, mächtige Säulen, Bogen und Hallen an architektonischer Schönheit und Regelmäßigkeit alle Ruinen in Athen und Rom übertreffen. Das Wunderbarste aber ist, daß man in Baalbek Ruinen von Gebäuden findet, die nicht aus Backsteinen, sondern aus ungeheuren behauenen Felssteinen errichtet worden sind. Der Reisende stößt dort auf Mauern, die aus colossalen behauenen Felsenquadern aufgeführt sind; letztere haben oft eine Länge von zwölf, fünfzehn und zwanzig Fuß mit entsprechender Höhe und Breite. Wanderst du aber zu dem Tempel des Sonnengottes, so erblickst du in den noch stehenden Mauern desselben Steine, die eine Länge von zwanzig, achtundzwanzig bis dreißig Fuß haben. Aber solch gewaltige, schön und glatt gemeißelte Felsblöcke findest du nicht nur im Unterbau, sondern hoch oben verzieren sie als Sculpturen und Arabesken die Wipfel der schlanken und doch so starken und festen Säulen, welche viele Jahrhunderte hindurch dem nagenden Zahne der Zeit Trotz geboten haben.—



Tempelruinen.

In der westlichen Mauer des Sonnentempels befinden sich die drei größten Steine; zwei davon sind dreiundsechzig und der dritte vierundsechzig Fuß lang, während ihre Höhe dreizehn Fuß und ihre Breite ebensoviel beträgt. Und diese gewaltigen, kunstvoll zugehauenen Granitblöcke befinden sich zwanzig Fuß über dem Erdboden und sind mit genauester Berechnung auf Zoll und Linie in die Mauer eingefügt. Wenn man erwägt, daß der Steinbruch, wo jene Blöcke bearbeitet wurden, fast eine (engl.) Meile von der Stadt entfernt liegt, so ist es uns kaum erklärlich, wie die Leute jener Zeit solch ungeheure Lasten fortschaffen und in die Höhe winden konnten. Dazu gehörte eine Thatkraft und Ausdauer, die unsrer Bewunderung und Anerkennung werth ist.

In dem Steinbruch liegt heute noch ein Granitblock von achtundsechzig Fuß Länge, der ebenso genau und regelrecht behauen ist, wie die obenerwähnten, aber seine untere Seite ist noch mit dem Felsen verbunden und nicht losgesprengt worden und so ruht er denn schon seit Jahrhunderten dort, ein schweigendes Zeugniß von der Thätigkeit und der Bildungsstufe vergangener Geschlechter.



Colonade.

Aus der Heimath des Magazins.

Von W. Horn.

13. In der Electrotypen-Gießerei.

Ich bin diesmal genöthigt, den Leser wieder ein wenig zurückzuführen und das Schlimmste dabei ist, daß ich selbst nicht recht weiß wohin. Es wird manchen der geneigten Leser gehen wie mir, nemlich, daß sie diese Ueberschrift anstaunen wie ein böhmisches Dorf und denken beim bloßen Aussprechen des Namens bekomme man schon das Gluksen oder Herzweh. Das hilft aber nun Alles nicht. Die Electrotypen-Gießerei ist einmal da, nemlich in der Anstalt, und die Ueberschrift ist auch da, nemlich auf dem Papier, und da müssen wir uns eben dahinter machen. Mit der Gießerei hat uns der Fortschritt, welcher mit Siebenmeilenstiefeln im Lande herumzieht, beglückt. Früher wußte man davon nichts. Man setzte eben die Buchstaben und jagte sie durch die Presse wie ein Regiment türkischer Scharfschützen und damit wars abgemacht. Heute ist das ganz anders. Wenn nemlich die Zeitung regelrichtig gesetzt ist, so bekommt sie der sogenannte Electrotypengießer. Der schmiert ihnen dann, nemlich den Buchstaben, Wachs um die Nase, gießt gekochtes Blei darüber, über das Wachs nemlich, und steckt es über Nacht in eine sogenannte Batterie—obs Vierundzwanzigpfünder sind weiß ich nicht—und Morgens ist das Ganze zu schönen Platten gebraten wie Nürnberger Semmel oder Bielefelder Wasseln.

Weil nun die Geschichte noch neu ist und weil es in der Gießerei riecht als ob ein Schwabendutzend Alchemisten nach dem Stein der Weisen da suchten, so bin ich aus gemeldeten Gründen nicht viel bekannt mit dem Dings. Zur Nothhülf' hat mir aber der Plattengießer, welcher bei uns ein Englischer ist, seine kupferne Weisheit zu Papier gebracht, und ich bin jetzt eben im Begriff mir alle erdenkliche Mühe zu geben, dem Leser die Sache möglichst plausibel zu machen. Also denn:

Diese Kunst, welche man, wenn man gelehrt scheinen will, „Galvanoplastik" nennt, wurde im Jahre 1839 von Professor Jacobi in Petersburg und von Mr. Spencer in England fast gleichzeitig entdeckt und ist ein rein wissenschaftlicher Prozeß. Eine galvanische Batterie, welche zu diesem Zweck benützt wird, besteht in ihrer einfachsten Form aus einer Zink- und einer Kupferplatte, welche in flüssiger Säure hängen. Wenn zwei Drähte, deren jeder mit einer dieser Platten in Verbindung steht, sich berühren, so scheint es, als ob die Flüssigkeit augenblicklich zu kochen anfinge, die Platten—am schnellsten die Zinkplatte—werden verzehrt und am Punkte der gegenseitigen Berührung wird große Hitze erzeugt—es ist eine galvanische Strömung hergestellt. Die Kraft dieser Thätigkeit wird durch die Zahl der Platten bedingt. Der Draht von der Zinkplatte ist der sogenannte positive, der Draht von der Kupferplatte der negative Pol. Wenn nun diese beiden Drähte in eine Kupfervitriollösung getaucht werden, so formirt sich das von andern Substanzen befreite Kupfer am negativen Pol in rein metallischer Form am andern Pol.

Dieses im Gedächtniß haltend, laßt uns nun einmal einem Blatt des Magazins in die duftende Klause des Gußmeisters folgen. Da treffen wir Gestalten so glänzend, als ob sie ganz, besonders aber Nasen und Hände, aus reinem Blei gegossen wären. Das erste was geschieht, nemlich mit der Magazinseite, ist, daß eine Schicht Wachs auf die aus Schriftbuchstaben formirte Seite gelegt wird, welches dann unter eine schwere Presse kommt, damit es sich genau zwischen all' den Buchstaben hineindrückt und eine vollkommene Form bildet. Die Fläche dieser Form wird nun mit Graphit oder Silberpulver bedeckt, um derselben einen Metallüberzug zu geben. Dann wird diese Form in das Batteriezimmer gebracht. Hier finden wir einen mit Kupfervitriol gefüllten Trog und die Batterie. Der positive Pol der Batterie wird nun mit der Form, der negative Pol aber mit einer Kupferplatte in Verbindung gebracht und beide dann in den mit Vitriol gefüllten Trog gelegt. Augenblicklich zeigt sich ein dünner Kupferüberzug auf der Oberfläche der Form. Es ist anzunehmen, daß dieser Ueberzug dünner ist, als das dünnste Goldblatt. Der Ueberzug wird nun von Zeit zu Zeit stärker und in zwei bis zwölf Stunden, je nach der Thätigkeit der Strömung, welche von dem Electrotypengießer regulirt wird, formirt sich eine Schale von der entsprechenden Dicke, ungefähr so dick wie ein Bogen starken Papiers. Die Oberfläche dieser Schale, welche sich über die Form verbreitet hat, ist ein vollkommener Abdruck der Typenseite. Jedes Pünktchen, jeder Strich und auch der feinste Zug in einer Zeichnung, alles ist deutlich vorhanden und dem Original ganz gleich. Die Schale sieht etwa aus, als habe Jemand mit einem Stempel die Schrift mit der größten Genauigkeit auf eine Kupferplatte nachgeprägt.

Diese dünne Platte würde nun aber von der gewaltigen Druckerpresse in Stücke zerdrückt, wenn derselben nicht durch Anschmelzen einer andern, aus Typenmetall bestehenden Platte, die gehörige Stärke gegeben würde. Dieses Metall aber läßt sich selbst im geschmolzenen Zustande schlecht mit Kupfer verbinden. Aber mit Zinn läßt es sich leicht zusammenschmelzen und dieses läßt sich wieder mit Kupfer verbinden. Es wird die Formplatte deßhalb auf dem Rücken mit einem dünnen Ueberzug von Zinn bedeckt, und mit derselben in entsprechende Temperatur gebracht, damit beide zugleich abkühlen. Diese nun zusammengeschmolzenen Platten sind freilich dicker als nöthig ist; dieselben werden deßhalb auf eine Hobelmaschine gebracht, welche sie zu der gehörigen Dicke, etwa ein Siebentel Zoll, reduzirt. Nun werden die Platten vorsichtig untersucht, damit keine Fehler oder Unvollkommenheiten darin bleiben, wozu freilich ein geübtes Auge erfordert wird; aber auch hier macht Uebung den Meister. Hierauf werden dann die Enden geebnet und genau nach der Größe geordnet und die Platte ist fertig für den Drucker.

Früher wurden die meisten Bücher und Magazine stereotypirt anstatt electrotypirt, seitdem jedoch die letztgenannte Verfahrungsweise bekannt geworden ist, hat das Stereotypiren derselben fast gänzlich weichen müssen; denn erstlich sind Stereotypplatten, welche aus Typenmetall gegossen werden, nicht so genau, als die kupfernen Electrotypplatten und selbstverständlich auch nicht so hart und dauerhaft.

Nachdem nun der geneigte Leser dieses Alles gelesen hat, mag er sich so eine Seite vom Magazin noch einmal genau ansehen. Sie guckt ihm sozusagen ins Auge und spricht: „Schau, was ich nicht Alles schon durchgemacht habe." Es ist also keine Kleinigkeit, so eine Schrift herzustellen. Da muß sich z. E. der Schreiber zuerst den Kopf zerbrechen, bis er die Gedanken aus allen Ecken zusammentrompetet und im Oberstübchen in Reih und Glied aufstellt. Dann bringt er sie mit vielem Geschick zu Papier—Schwarz auf Weiß. Dann müssen

Typenfabrikanten, Setzer, Papiermüller, Electrotypengießer, Drucker und Allerlei ans Geschäft, um Alles in rechten Gang zu setzen. Geh' mir also mit der Sache nicht leichtfertig um, lies schön und behalts im Kopf. — Nächstens wollen wir dann die Buchbinder vornehmen, da gibt's auch wieder Bilder. Also bis auf Wiedersehn!

Wolfgang Amadeus Mozart.

(Von J. Stieler.)

(Fortsetzung.)

Nach Salzburg zurückgekehrt, wurde Wolfgang zum Concertmeister ernannt, mit einem Jahresgehalt von — 12 Fl. 30 Xr., wofür er in allen Hofconcerten mitwirken mußte.

Die überall sich wiederholenden Lobpreisungen und Ehren, welche für mittelmäßige Talente häufig eine Klippe sind, an der ihr Fortschreiten scheitert, waren für Mozart nur ein Sporn zu immer angestrengterem Studium. Neben seinen musikalischen Arbeiten beschäftigte er sich eifrig mit dem Erlernen der italienischen Sprache, da der nächste Plan eine Reise nach Italien war, welches damals als das Vaterland und die hohe Schule aller Künste, ganz besonders der Musik galt.

Am 12. December 1769 brachen Vater und Sohn nach Italien auf. Kaum hatte Mozart den Fuß auf italienischen Boden gesetzt, als er sich von dem allgemeinsten Wohlwollen und jener lebhaft sich kundgebenden Anerkennung umgeben sah, die den Italienern eigen ist, wenn einmal ihr Enthusiasmus angeregt wurde. Sie wendeten sich nach Bologna, damals der Sammelplatz der gelehrtesten Musiker, an deren Spitze der berühmte Pater Martini stand, das musikalische Orakel seiner Zeit. Vor diesem strengen Gerichtshofe sollte nun der viel gefeierte noch nicht vierzehnjährige Maestro die Feuerprobe bestehen. Er wurde hier vollkommen als Schüler behandelt, und ihm bedeutet, daß all das Rühmliche, ja Wunderbare, was man von ihm bisher vernommen, hier nur als Ausspruch der Laien betrachtet werde. Wolle er dieselbe Anerkennung von diesen Richtern beanspruchen, so müsse er dies erst durch Proben vor diesem Richterstuhl rechtfertigen.

Man legte ihm nun eine Antiphona vor, die er vierstimmig setzen mußte. Mozart löste die Aufgabe mit solcher Meisterschaft und in solch kurzer Zeit, daß der alte Pater Martini ihn unter dem lauten Beifallszuruf der ernsten Richter umarmte, und die philharmonische Gesellschaft ihn einstimmig zu ihrem Mitglied ernannte.

Die Briefe, in denen Wolfgang seine Erlebnisse an seine Schwester berichtet, abwechselnd französisch, italienisch, hochdeutsch und im Salzburger Dialekt, alles bunt durch einander geschrieben,—scheinen so recht der Ausbruch seines jugendlichen Uebermuthes zu sein, der sich auch nur auf diese Weise Luft machen konnte, was sonst unter der steten Ueberwachung des ernsten Vaters, im Verkehr mit Künstlern und vornehmen Persönlichkeiten, nicht möglich war. Ein Mitglied der so berühmten, gelehrten Accademia filarmonica würde wohl kaum Jemand in dem Schreiber dieser Briefe vermuthen, wohl aber einen muthwilligen Jungen, der gern über Stock und Stein springen möchte, wenn er nur könnte und dürfte.

In Rom, wo sie in den ersten Tagen der Charwoche anlangten, wohnten Vater und Sohn den großartigen Feierlichkeiten im Vatican bei.

„Der Saal war schon mit Menschen gefüllt," schreibt Leopold Mozart, „aber die Schweizergarden hatten Befehl einen Raum für Fremde und hohe Herrschaften zu reserviren. Man hat Wolfgang für einen deutschen Cavalier und mich für seinen Hofmeister angeschaut, und ich ließ sie dabei. Unsere gute Kleidung, die deutsche Sprache und meine gewöhnliche Freimüthigkeit halfen uns allerorts durch."

Von größtem Interesse war beiden die Abendmusik in der Sixtinischen Kapelle, wo alljährlich an diesen Tagen das berühmte Miserere von Allegri aufgeführt wurde. Da man den Alleinbesitz dieses Meisterwerkes in Rom so eifersüchtig hütete, daß allen Mitwirkenden bei strenger Strafe verboten war, irgend etwas davon mitzutheilen, so konnte man dasselbe nur dort allein hören. Der Eindruck war überwältigend für den leicht erregbaren Knaben. Der Riesendom von siebenhundert Wachskerzen erleuchtet, im hellsten Lichterglanze strahlend, dem Eingange gegenüber, in schauerlicher Großartigkeit Michel Angelos Meisterwerk, das jüngste Gericht!—Allmälig erloschen während der Ceremonien die Lichter, bis auf wenige; tiefe Stille herrschte, und durch die weiten, düsteren Hallen erklang nun, von zweiunddreißig der ausgewähltesten Stimmen vorgetragen, wie aus höheren Sphären der Gesang des Miserere, ohne alle Instrumentalbegleitung. Mit gefalteten Händen, zitternd vor Erregung, stand Wolfgang; es war ihm, als sei er plötzlich in eine andere Welt versetzt,—er hörte nur. Schweigend ging er an des Vaters Seite her. Als sie heimkamen, griff er eilig nach Notenpapier, Tinte und Feder. „Ich will das Miserere aufschreiben," rief er dem Vater zu, der ihn verwundert anblickte, „ich glaube ich hab' es ganz im Kopfe." Und er schrieb, bis der Morgen graute. Am folgenden Abend, wo das Miserere wiederholt wurde, nahm er das Blatt in seinem Hute verborgen mit in die Kirche. Nur ganz wenig war daran zu berichtigen.—So hatte denn ein vierzehnjähriger Knabe, auf den Schwingen seines Genius, den so ängstlich gehüteten Schatz in die Welt hinausgetragen.

Vor einer Strafe schien es unsrem jungen Freunde nicht zu bangen, und wohl mit Recht, wie die Folge lehrte. In einer Gesellschaft, wo auch Christophoro, der erste Sänger der päpstlichen Kapelle sich befand, kam die Rede auf das Miserere und das erwähnte Verbot. Wolfgang fragte, ob denn noch Niemand den Versuch gemacht hätte es aus dem Gedächtniß nachzuschreiben.

„Wie wäre das möglich?" rief erstaunt Christophoro.

„Scheint Ihnen das wirklich unmöglich?" erwiederte Mozart, öffnete den Flügel und spielte das ganze Miserere. Christophoro starrte den Spielenden an, als ob er ein übernatürliches Wesen sähe, und rief ein über das andre Mal: "che miracolo, o che miracolo!" (Welches Wunder, o welches Wunder!) und als das Stück zu Ende und Alles bestrebt war, dem jungen Meister seine Bewunderung auszudrücken,—da fing der Sänger zu streiten an, indem er behauptete, Niemand von allen Anwesenden, außer ihm, sei im Stande dieses Wunder in seinem ganzen Umfang zu erfassen.—

Auf Anrathen des Arztes begab sich Leopold Mozart mit seinem Sohn für die heißeste Zeit nach Neapel. Als Wolfgang dort spielte, behaupteten die Zöglinge des Conservato-

riums, es müsse eine Zauberkraft in dem Ringe liegen, den er trug. Er legte ihn ab, und spielte zu ihrem Erstaunen gerade so, wie mit demselben.

Auf der Rückreise durch Rom erhielt Mozart eine Einladung zu dem Cardinal Pallavicini, der seinen Gast mit der Anrede: "Carino Cavaliere!" (Theurer Ritter), begrüßte und ihm dann, in Gegenwart der ganzen Tischgesellschaft, Ordenskreuz und Adelsdekret im Auftrage des Papstes, als Anerkennung seines außerordentlichen Talentes, überreichte. Es war derselbe Orden, den einige Zeit vorher der Ritter von Gluck erhalten hatte. Mozart machte niemals Gebrauch von diesem Titel; Niemand kennt ihn als Ritter von Mozart. Der Vater aber schreibt an seine Frau: „Du kannst dir denken, wie ich lachen muß, wenn alle Leute den Buben als Signor Cavaliere anreden."

Die übernommene Verpflichtung rief nun Mozart nach Mailand, da er, wie er sagte, den sämmtlichen Sängern und Sängerinnen die Arien anpassen müsse, wie ein guter Schneider die Kleider auf den Leib.

An Gegnern und Intriguen fehlte es nicht. „Es gibt satirische Zungen genug," schreibt der Vater, „welche die Musik als etwas Junges und Elendes ausschreien und behaupten, es sei unmöglich, daß ein vierzehnjähriger Knabe, und gar ein Deutscher, eine italienische Oper componiren könne."

Am 26. December 1770 fand endlich die Aufführung der Oper Mithridates statt. Wolfgang dirigirte selbst. Der Erfolg war vollkommen, alle Nummern wurden beklatscht, mehrere derselben mußten wiederholt werden, was ganz gegen die dort bestehende Gewohnheit war; vielhundertstimmig ertönte jedesmal der Ruf: "evviva il maestro, evviva il caro maestrino!" (Es lebe der Meister, es lebe der theure Meister!) Die Oper wurde zwanzig Abende nach einander bei immer vollem Hause gegeben, und hatte somit, wie die Italiener sagen, ihren Weg alle stelle gefunden (zu den Sternen erhoben.)

So hatte denn Mozart in allen Ländern sich Lorbeeren erworben, und Proben seines wunderbaren Talentes abgelegt.

Unzählige Lobgedichte und Besprechungen in allen Sprachen feierten und verkündeten seinen Ruhm; Laien und Künstler stimmten im Erstaunen über die nie dagewesenen Leistungen überein; neidlos erklärte Mozarts großer Kunstgenosse, Joseph Haydn, wiederholt: „Könnten nur alle Menschen seine herrlichen, unnachahmlichen Werke ganz verstehen, wie ich sie begreife und empfinde, Könige und Nationen müßten um den Besitz dieses Kleinodes wetteifern."—Dennoch konnte Mozart noch immer nicht erreichen, was er, was besonders sein alternder Vater so dringend wünschte, eine vortheilhafte, feste Anstellung.

In Salzburg war inzwischen Fürstbischof Sigismund gestorben. Die Wahl seines Nachfolgers erregte wenig Freude. Von ihm war insbesondre für Mozarts Wünsche nichts zu hoffen. Ohne Sinn und Interesse für Musik, betrachtete und behandelte er die Mitglieder seiner Kapelle ebenso, wie seine übrige Dienerschaft. Leopold Mozart richtete nun sein Augenmerk nach Paris, wo die Familie ein gutes Andenken und gute Freunde hinterlassen hatte. Wolfgang war bereits zwanzig Jahre alt; dennoch schien es dem besorgten Vater bedenklich, ihn, der bisher auf Reisen immer jeglicher Sorge für das Geschäftliche überhoben gewesen war, allein ziehen zu lassen. Er selbst aber wagte nicht von dem neuen Herrn einen längeren Urlaub zu verlangen, aus Furcht, seine Stelle zu verlieren.

So begleitete ihn denn diesmal nur die Mutter.

In Paris wurde der, noch in leuchtendem Andenken stehende Meister überall mit offenen Armen empfangen, vor allem von seinem Freunde Grimm. Auf seinen Rath übernahm Mozart einige Schüler aus den vornehmsten Familien; überdies strömten ihm von allen Seiten Aufträge zu Compositionen zu.

Schon glaubte er sich dem ersehnten Ziele nah, als plötzlich seine Mutter erkrankte und nach wenigen Tagen in seinen Armen verschied. Mozart war wie zerschmettert; es war das erste Unglück, das ihn traf, er glaubte es nicht überleben zu können.

Der Gedanke, daß die Mutter um seinetwillen Gatten, Tochter und Heimath verlassen, um nun in der Fremde zu sterben, erhöhte noch seinen Schmerz. Grimm nahm ihn sogleich zu sich in sein Haus und besorgte das Begräbniß und was sonst sich Geschäftliches an solche Ereignisse knüpft. Wie dankbar Mozart diese liebevolle Fürsorge erkannte, wie viel Anlaß zu längerem Verweilen ihm geboten war—er sehnte sich fort aus der glänzenden, geräuschvollen Hauptstadt, in die Heimath, zu den Seinen.

Auch der Vater theilte jetzt diesen Wunsch.

Da inzwischen zwei Musiker der fürstlichen Kapelle ausgetreten waren, benützte Herr Leopold, wohl wissend, wie nöthig man seiner nun bedurfte, die Gelegenheit, indem er sich den Anschein gab, ein Gleiches zu thun.

Man bot ihm denn auch alsobald eine Gehaltsaufbesserung und überließ die Stelle eines zweiten Kapellmeisters für Wolfgang mit fünfhundert Gulden jährlich, an. Demnach belief sich das Einkommen von Vater und Sohn zusammen auf tausend Gulden. Da überdieß Anna Maria durch Stundengeben mindestens zehn Gulden monatlich verdiente, so meinte der alte Herr, dessen höchster Wunsch es natürlich war, den Sohn bei sich zu haben: damit könne man in Salzburg besser leben, als irgendwo anders in der Welt.

Bezeichnend ist die Art, wie er Wolfgang, nachdem er ihm die Sache mitgetheilt, zur Annahme auffordert. Er schreibt: „Nun kommt es nur darauf an, ob du glaubst, daß ich noch bei Verstand bin, daß ich dein Bestes will, und besonders, ob du mich todt oder am Leben erhalten willst."

Wie sehr auch Wolfgang sich nach der Heimath und den Seinigen zurücksehnte, so war ihm diese Nachricht doch eine Schreckenskunde. Er wußte es nur zu gut, daß für ihn dort kein Heil zu erwarten sei. Aber seinem weichen Gemüthe waren die Worte, war der Wille des Vaters eine Autorität, gegen welche er keinen Widerstand kannte.

„Ich kann mir nichts Gutes von dieser Anstellung erwarten," erwiderte er dem Vater,—„aber ich nehme sie an, weil Sie es wünschen, mein theurer Vater; für Sie Alles, Alles! Sie wissen es. Nach Gott kommt gleich der Papa,—das war mein Spruch als Kind,—so soll es auch bleiben." Ende September 1778 verließ Mozart Paris, gab in Straßburg, Manheim und München Concerte, erhielt in letzter Stadt den Auftrag, die Oper Idomeneo zu componiren, und langte Mitte November in Salzburg an.

Mozart hatte sich nicht getäuscht, die Verhältnisse waren höchst unbehaglich; dennoch bemühte er sich, dem Vater zu Liebe die Gunst des neuen Gebieters durch seine Leistungen im Dienste zu erwerben. Vergebens; kaum gelang es ihm, den nöthigen Urlaub zu erlangen, um seine Oper in München selbst einstudiren und dirigiren zu können. Die erste Aufführung derselben fand am 26. Januar 1780 am Vorabende von Mozarts Geburtstag im Münchner Hoftheater statt. Vater und

Schwester waren, um derselben beizuwohnen, Tags vorher in München eingetroffen. Ersterer hatte sich ein Plätzchen im Orchester ausgebeten. Capellmeister Kannabich begrüßte ihn mit den Worten: „Wie viel habe ich unbekannter Weise während des Einstudirens an Sie gedacht. Welche Freude für den Vater, ein solches Werk seines Sohnes mit anzuhören."— Die Vorstellung war eine der glänzendsten, welche seit Jahren stattgefunden hatte.

Sänger und Musiker, hingerissen von der wunderbaren Schönheit der Composition, machten es sich zur Herzenssache, dieselbe so vollkommen als möglich durchzuführen. Auf Befehl des Kurfürsten, der persönlich schon den Proben beigewohnt, war auch die äußere Ausstattung desselben glanzvoll, und somit der Erfolg ein beispielloser. Die Kunde davon verbreitete sich rasch bis Salzburg, und bei jeder Wiederholung kamen nun auch Musikfreunde von dort, um das Werk ihres berühmten Mitbürgers zu bewundern. Mozart selbst war glückselig. Die warme Herzlichkeit, das richtige Verständniß und die Anerkennung, die er bei Hohen und Geringen fand, bildeten einen so grellen Contrast mit seiner Salzburger Existenz, daß er immer wiederholte, er sei wie ein Gefangener, der seiner Haft entsprungen. Schon dämmerte die Hoffnung auf eine feste Stellung in München, als plötzlich ein Befehl seines Fürsten, der inzwischen nach Wien gereist war, auch ihn dorthin beschied. Mozart reiste gleich am folgenden Tage dahin ab, da sein Urlaub bereits abgelaufen war.—(Schluß folgt.)

Sonntagschule.

Der S. S. Superintendent ausser der S. Schule.

Von Atlantic.

Ich möchte fast sagen, dem S. S. Superintendenten gilt das ernste Wort unseres Heilandes vor Andern: „Lasset euer Licht leuchten vor den Leuten, daß sie eure guten Werke sehen; und euren Vater im Himmel preisen." O, wie vorsichtig, wie wachsam sollte er sein bezüglich seines Wandels, daß er ein gutes Exempel setze. Seinen Pflegebefohlenen sollte er jederzeit mit Paulus zurufen: „Folget mir, wie ihr sehet, daß ich Jesu folge!" Kinder sind sehr scharfe und genaue Beobachter, sie beobachten Alles, auch ihren Superintendenten nicht nur in der Sonntagschule, sondern auch im Laufe der Woche, auf der Straße, im Hause, überall haben sie ein Auge auf ihn. Auch erwarten sie denselben Ernst, dieselbe Freundlichkeit und Liebe durch die Woche wahrzunehmen, welche er am Sonntag in der Schule zeigt. Es macht einem Kinde große Freude, wenn ihm sein Superintendent am Montag oder sonst einem Wochentage begegnet, und er hat ein freundliches Wort für das Kind. Daher ist es von Bedeutung und oftmals von den herrlichsten Folgen begleitet, wenn er einem ihm begegnenden Kinde ein freundliches Wort gibt, ihm vielleicht die Hand reicht, nach Vater, Mutter und Geschwistern sich erkundigt und es mit einem: „Gott segne dich," oder: „Sei ein recht braves Kind!" aufmuntert. Dann eilt das Kind nach Hause, erzählt mit Freuden zu Hause, wie liebreich ihm der gute Mann entgegen kam und dadurch gewinnt er sehr oft ganz unbekannter Weise die Liebe, Achtung und Zuneigung der Eltern solches Kindes. Die Kinder vergessen solche freundliche Worte im ganzen Leben nie. Ich erinnere mich eines Vorfalles von einem Prediger, den ich hier zum Beleg obiger Behauptungen anführen will. Derselbe kam einmal in eine Stadt, fast noch als Fremdling, er war früher bei einer Conferenzsitzung dort gewesen. Ein Kind begegnet ihm bei seinem zweiten Besuche, er grüßt das Kind freundlich und geht seines Weges. Geflügelten Schrittes eilt das Kind der Heimath zu, stürmt mit seinem: „O, Mamma! ein fremder Prediger ist hier," ins Haus. „Nun wer ist es denn, mein Kind?" „Ei, weißt du's denn nicht?" „Der—der—der Prediger, der so freundlich ist zu den Kindern, er hat mit mir gesprochen." Das Kind fühlte sich so glücklich und geehrt, als wenn es einen König gesehen. Also ein S. S. Superintendent sei recht freundlich und liebevoll durch die Woche.

Zum Andern: Führe einen guten christlichen Wandel, laß dich nirgends sehen oder gefunden werden, wo du, wenn dich dein Sonntagschüler sähe, schamroth werden müßtest. Denke doch, mein lieber Mitbruder an das ernste Wort des Heilandes: „Wer aber dieser Geringsten eines ärgert" u. s. w. Warnest du das Kind vor der Sünde, böser Gesellschaft, Trinken, Spielen, weltlichen Vergnügungsplätzen, du selbst aber lässest dich bei solchen Dingen finden, so ist dein Einfluß über solches Kind, das dich sieht, dahin, sein Zutrauen zu dir ist vernichtet. Da kann es leicht gehen, wie es an einem gewissen Ort vorfiel, daß der Superintendent am Pfingstfest vor der Schule so ernstlich betete, am Pfingstmontag aber fand man denselben frommen Mann auf einem Picnic in einem Biergarten, wo gesoffen, gespielt und getanzt wurde bis in die tiefe Nacht hinein. Zum Unglück sah ein S. Schüler diesen Mann—man denke sich des Kindes Gefühle und Empfindungen. Ja, ihr lieben Superintendenten! Unsere Kinder wissen recht gut, was sich gezieмt für ihren Vorsteher. Darum belebt durch die Woche, was ihr am Sonntag den Kindern lehret. Gott gebe uns Gnade, daß wir nicht in die zarten Herzen, der Augapfel Gottes, den Keim des Zweifels säen!

Ich meines theilsmöchte nicht um Vieles, daß mich ein Kind aus einem Saloon kommen sähe, den Schnurrbart schlürfend und den Bierschaum wegleckend.

Man erlaube mir noch eine betrübende Thatsache zur Warnung anzuführen, für Lehrer und Superintendenten. In einer östlichen Stadt lebte ein ehemaliger S. Schullehrer, der eines Morgens in der S. Schule fehlte. Nachmittags gingen einige Knaben auf der Straße und sahen den Lehrer, der des Morgens als unwohl einberichtet war. Sie nahmen sich vor, diesem Lehrer nachzugehen. An der Stadtgrenze steht eine Bierbrauerei. In dieser Richtung lenkt der Lehrer seine Schritte, die Jungens, (die bösen) schleichen unbemerkt nach und—zu ihrer Bestürzung tritt der saubere Lehrer ganz andächtig in die Brauerei ein; sie schauen durch die Läden und was

sehen sie? Wer sollte es ahnen? Am heiligen Sonntag, trinkt der Lehrer seine drei Glas Bier und bleibt noch sitzen. Von jenem Sonntag war der Einfluß jenes sonst so sehr begabten Lehrers dahin.

Wer weiß ob nicht Manchen sein Gewissen beim Lesen dieses Artikels anklagt und eine Stimme sagt: Wer mich wohl verrathen hat? Antwort: Dein Herr und Meister, der Alles sieht. Ein S. S. Superintendent sollte gleich einem Prediger einen unbescholtenen Wandel führen. Der Herr heilige uns zu seinem Dienst!

Zwischen dem Alten und Neuen Testament;

oder: die

Geschichte des jüdischen Volkes vom Abschluß des Alten Testaments bis zum Tode Herodes des Großen.

Von B. Pick.

4. Die Juden unter den Königen von Syrien.

Antiochus mußte sich den Forderungen Roms fügen. Aber nun kehrte er mißgestimmt aus Egypten zurück; und da er die Feindschaft der Juden kannte, beschloß er zur Entschädigung für seine gescheiterten Pläne, wenigstens gegen die Juden einen entscheidenden Schlag zu führen. Während er selbst auf dem geraden Wege nach Antiochien zog, sandte er seinen Feldherrn Apollonius mit einer starken Armee seitwärts nach Judäa. Als dieser vor Jerusalem eingetroffen war, hielt er am nächsten Sabbath eine große Truppenmusterung, durch welche viele Schaulustige herbeigelockt wurden. Plötzlich ließ er dann die Truppen über die friedliche Menge herfallen und die Fliehenden schonungslos niedermachen. Die Stadt ward geplündert; theilweise auch Häuser und Mauern niedergerissen oder durch Feuer zerstört.

Die Truppen blieben im Lande stehen und mußten sorgen für Ausführung eines Befehles, den Antiochus nunmehr erließ. Es erging nemlich ein Befehl des Inhalts: daß alle Opfer und überhaupt der ganze Tempeldienst sollten eingestellt werden; die Feier des Sabbaths und der übrigen Feste sollten aufhören; keine Beschneidung ferner vollzogen werden. Statt dessen, sollte den heidnischen Göttern geopfert und insonderheit der Tempel zu Jerusalem dem Zeus Olympius geweiht werden. Mit einem Worte: die jüdische Religion sollte abgeschafft und heidnischer Cultus eingeführt werden. (1. Macc. 1, 41–51.; 2. Macc. 6, 1. ff.)

Alsbald ging man auch ans Werk. Der Tempel wurde auf alle erdenkbare Weise entweiht; die heiligen Bücher mußten ausgeliefert werden und wurden zerrissen und verbrannt. Ueberall wurden Aufseher angestellt, die dafür sorgten, daß Alles durchgeführt wurde. Der Tempel wurde dem Zeus Olympius geweiht und auf dem Brandopferaltar wurde der „Gräuel der Verwüstung" angerichtet (Dan. 11, 31.; 12, 11.). Mit unerbittlicher Strenge wurden die Anordnungen des Königs durchgeführt. Wer sich nicht fügte, wurde niedergemacht; und die Grausamkeit der Verfolger kannte keine Grenzen. Wohl gab es in dieser Zeit der Verfolgung Viele, welche leichten Kaufs den Glauben der Väter preisgaben (1. Macc. 1, 52.). Aber groß war auch die Zahl derer, welche mit Freudigkeit für ihren Glauben in den Tod gingen. Die Erzählung des zweiten Maccabäerbuches von den sieben Brüdern, welche vor den Augen ihrer Mutter den Märtyrertod erlitten, während diese sie fortwährend zur Ausdauer ermunterte und dann selbst ihnen im Tode folgte, (2. Macc. 6, 18.; 7, 42.) ist zwar gewiß ein Produkt der späteren Sage, aber sie gibt uns doch ein Bild von dem Glaubensmuth und der Todesfreudigkeit, welche einen Theil des Volkes beseelte.

Indeß, das Volk erwies sich nicht nur groß im Dulden, sondern auch im thatkräftigen Handeln. Es schlummerte in ihm noch eine ungeahnte Kraft, die nun mit aller Macht losbrach.

5. Die Erhebung der Maccabäer.

In dieser Zeit der tiefsten Erniedrigung lebte in Modein, einem Städtchen zwischen Jerusalem und Joppe, ein Priester aus der Ordnung des Joarib, mit Namen Mattathias mit seinen fünf Söhnen, Johannes, Simon, Judas, Eleasar und Jonathan. Als zu diesem Mattathias die Abgeordneten des Königs kamen und ihn aufforderten, den Göttern zu opfern, weigerte er sich entschieden und sagte: „Wenn auch alle Anderen abfallen von dem Glauben ihrer Väter, so wollen doch ich und meine Söhne und meine Brüder wandeln in dem Bunde unserer Väter. Auf die Worte des Königs werden wir nicht hören und nicht abweichen von unserem Gottesdienste, weder zur Rechten noch zur Linken." Als darauf ein jüdischer Mann kam und vor aller Augen nach dem Befehl des Königs opfern wollte, gerieth Mattathias darüber so sehr in Zorn, daß er hinging und ihn erschlug. Auch den Beamten des Königs erschlug er und zerstörte den Altar. (1. Macc. 2, 1–3.; 15–26.) So war nun der erste Schlag für die Freiheit geführt und viele seines Volkes sammelten sich jetzt um den greisen Priester, der mit seinen Söhnen ins Gebirge sich geflüchtet hatte. Dies war im Jahre 168 v. Chr.

Von Tag zu Tag vermehrte sich die Partei des Mattathias und die Gesetzestreuen flüchteten sich in die höhlenreichen Berge. Der in der Burg zu Jerusalem von Apollonius zurückgelassene Unterfeldherr Philippus, verließ auf die Nachricht, daß im Gebirge sich die Gesetzestreuen sammelten, die Hauptstadt, um die Widerspenstigen in ihren Schlupfwinkeln aufzusuchen. Es war gerade Sabbath, als sie dort von dem feindlichen Kriegsvolk entdeckt und angegriffen wurden. Da sie aber an diesem Tage nicht kämpfen wollten, kamen mehr denn 1000 an der Zahl um.

Als aber Mattathias dies erfuhr, war er über diese schlecht angebrachte Frömmigkeit sehr betrübt und es wurde beschlossen, nöthigenfalls auch am Sabbath zu kämpfen, falls es die Noth und Selbsterhaltung erheischte. Inzwischen wuchs ihre Schar immer mehr. Um die Schwachen und Unentschiedenen zu ermuntern und zur Entscheidung zu zwingen, zog Mattathias im Lande umher, zerstörte die heidnischen Altäre, ließ die noch unbeschnittenen Knaben beschneiden und verfolgte die Abtrünnigen.

Nicht lange genoß Mattathias die Früchte seiner Anstrengungen, denn nachdem er ein Jahr an der Spitze eines Heeres glorreiche Siege erfochten, starb er in einem hohen Alter, im Jahr 166 v. Chr.

An die Spitze trat nun sein Sohn **Judas**, genannt der

Maccabäer, dem zur Seite sein älterer Bruder Simon, als Rathgeber stand. Unter der Führung dieses Helden, gewann der Aufstand die Gestalt eines Krieges und so groß war inzwischen die Zahl der Gläubigen geworden, daß Apollonius, der Oberbefehlshaber der syrischen Truppen in Palästina, selbst gegen sie zu Felde zog. Er ward von Judas geschlagen und kam selbst im Kampfe ums Leben. Um die Niederlage zu rächen, zog Seron, der syrische Feldherr gegen Judas, wurde aber bei Beth-Horan, nordwestlich von Jerusalem, geschlagen.

Doch dies Alles waren nur geringfügige Vorspiele für die Kämpfe, die nun erfolgen sollten. Antiochus sah, daß energische Schritte nöthig waren, um dem Aufstand in Judäa ein Ende zu machen. Selbst verhindert persönlich einzugreifen, schickte Tysias, der Reichsverweser, ein großes Heer unter den Feldherren Ptolemäus, Nikanor und Gorgias nach Palästina. Judas erkannte, daß ein Kampf auf Tod und Leben bevorstand, und nachdem er sich durch Gebet und Fasten auf denselben gerüstet, schlug er in der Nähe von Emmaus sein Lager auf und erwartete den Feind. Gorgias hatte beabsichtigt das Heer des Judas bei Nacht anzugreifen. Dieser hatte davon Kunde erhalten und war aus dem Lager abgezogen. Als Gorgias kam, fand er das Lager leer, während inzwischen Judas die Abwesenheit des Feldherrn benutzte, um sein Heer anzugreifen und zu vernichten.

Im folgenden Jahre rückte nun Lysias selbst mit einem viel stärkeren Heere gegen Judas. Bei Beth-Zur, südlich von Jerusalem, an der Straße nach Hebron, kam es zum Treffen, in dem Judas wiederum einen glänzenden Sieg erfocht. Nun konnte Judas Jerusalem mit Ausnahme der Burg, besetzen. Das Erste, was er vornahm, war die Reinigung des Tempels. Der Brandopferaltar, der durch heidnische Opfer entweiht worden, wurde niedergerissen, und ein neuer an seiner Stelle erbaut. Die heiligen Geräthe wurden neu angeschafft und nachdem Alles vollendet war, wurde der Tempel im December 165 v. Chr., an demselben Tage, an welchem drei Jahre zuvor der Tempel entweiht worden, feierlich eingeweiht.

6. Judas Maccabäus.

Die Aufgabe Judas war nun vor Allem, Maßregeln zu treffen, um das errungene Gut zu sichern. Alles was zur Sicherheit diente, wurde befestigt. Klagen liefen aus den verschiedenen Provinzen ein, über die Unterdrückung des jüdischen Volkes durch die Heiden, und das Schwert mußte allen diesen Klagen ein Ende machen, was mit dazu beitrug, das Ansehen der hasmonäischen Familie zu befestigen.

Inzwischen war Antiochus Epiphanes im Jahr 164 v. Chr. gestorben. Vor seinem Tode hatte er einen seiner Feldherrn, Philippus, zum Reichsverweser und Vormund seines Sohnes Antiochus V. Eupator ernannt. Statt dessen aber bemächtigte sich Lysias der Person des jungen Königs und der obersten Gewalt im Reiche.

Sein erstes Unternehmen galt gegen Judäa. Zwischen Jerusalem und Beth-Zur kam es zum Treffen, das mit einem Rückzuge der Juden schloß. Antiochus belagerte Jerusalem. In dieser ihrer Noth kam den Juden ein anderes Ereigniß zu Gute. Jener Philippus, den der sterbende Antiochus zum Vormund seines Sohnes ernannt hatte, befand sich im Anzug gegen Antiochia und wollte sich der Herrschaft über Syrien bemächtigen. Das veranlaßte Lysias, Frieden mit den Juden zu machen, um gegen Philippus freie Hand zu bekommen. Die Belagerung Jerusalems wurde aufgehoben, die Juden anerkannten die syrische Oberhoheit und erhielten freie Ausübung ihrer Religion, während Judas zum Gouverneur von Palästina anerkannt wurde; 163 v. Chr.

Inzwischen war ein anderes Ereigniß eingetreten. Demetrius I., Soter—der Sohn des Seleucus IV. Philopator—der bisher als Geißel in Rom gelebt, war von dort entflohen und landete in Tripolis an der phönizischen Küste. Bald verschaffte er sich einen Anhang; Antiochus und Lysias, die ihm in die Hände geliefert waren, wurden getödtet und Demetrius ward König. Es war gegen Ende d. J. 162 v. Chr. Nun begann eine neue Verfolgung in Judäa. Ein gewisser Alkimus, von der Griechen-freundlichen Partei, wußte sich die Gunst des neuen Königs zu erwerben, der ihn zum Hohenpriester ernannte. Um ihm sein Amt sicher zu machen, sandte er ihn sammt Bacchides mit einer Streitmacht nach Judäa, und aller Widerstand war gebrochen. Nachdem Bacchides seine Mission vollendet, kehrte er nach Antiochien zurück.

Aber Judas war nicht der Mann, dies ruhig mit anzusehen. Mit Hülfe einer Schar, die sich um ihn gesammelt, bestrafte er die Abtrünnigen und Alkimus mußte nach Antiochien fliehen. Demetrius sandte nun einen andern Feldherrn, den Nikanor, nach Judäa, der zuerst durch List sich der Person des Judas zu bemächtigen suchte, was jedoch mißlang. Es kam zum Treffen und in der Nähe von Beth-Horon fiel Nikanor selbst, 161 v. Chr. So war abermals die Gefahr beseitigt und Ruhe auf kurze Zeit im Lande wieder hergestellt. Um sich für die Dauer sicher zu stellen, suchte Judas ein Schutz- und Trutzbündniß mit den Römern abzuschließen. Ehe es jedoch zu einem wirklichen Abschluß kam, war inzwischen Bacchides auf Palästina losgerückt, um die erlittene Schmach zu rächen. Die geringe Macht, die Judas, dem großen feindlichen Heer entgegen stellen konnte, war für die Dauer nicht genügend. Bei Elasa, nicht weit von Asdod, kam es zum entscheidenden Kampf. Judas fiel, und ganz Judäa war wieder in den Händen der Syrer, 161 v. Chr.

(Drittes Quartal.)

Paulus in Cypern.

1. Lection für Sonntag den 1. Juli, 1877.—Apstg. 13, 1—13.

Grundgedanke: Ausbreitung und Sieg des Evangeliums gegen alle Widerstände.—**Haupttext:** Apstg. 13, 12.

I. **Geschichtlicher Zusammenhang.** Die Lectionen des dritten Quartals sind der Apostelgeschichte entnommen und bilden eine Geschichte der christlichen Kirche in ihrem Anfang. Die erste Lection fällt in das Jahr des Herrn 45 und etwa ein Jahr nach der letzten Lection aus der Apostelgeschichte letzten Jahrs. Es wird uns in diesem und dem folgenden Quartal besonders das Leben und Wirken des Apostels Paulus geschildert; anfangend mit seiner ersten Missionsreise im 13. Capitel und endend mit dem Schluß der Apostelgeschichte.

Wir verlieren nun Jerusalem und die Apostel für eine Zeit lang aus unseren Augen, und Antiochien erscheint als Mittelpunkt der kirchlichen Geschichte. Einige Gelehrte wollen sogar

behaupten, Lucas habe die Geschichte vom 13. bis Ende des 14. Capitels einer vorhandenen Geschichte der Gemeinde zu Antiochien entnommen und hier eingeschaltet.

Das Apostelamt Pauli nimmt hier erst seinen richtigen Anfang, ob ihn wohl der Herr längst ausersehen und auserwählt hatte, bekam er doch hier erst seinen bestimmten Ruf als Apostel (Gesandter). Lucas hatte eine Vorliebe für seinen Herrn Paulus, denn er gibt ihm und dem Werk, das er that, ein großes Vorrecht in seiner Geschichte; dieses wird aber auch leicht klar, wenn man bedenkt, daß Lucas selbst ein Grieche war, Paulus aber der Gründer der Kirche unter seinen Gesinnungsgenossen. In der ganzen Geschichte bleibt es deutlich bemerkbar, wie Lucas immer anführt, daß die Gnade des Evangeliums den Juden zuerst angeboten, von diesen aber verworfen wurde und deßhalb der Heidenwelt zugänglich gemacht, d. h. angeboten wurde.

II. Texterklärung. Die Lection gibt uns: 1. Die Missionare und ihr Arbeitsfeld; 2. den Widerstand, den sie fanden und 3. ihren Erfolg.

V. 1—5. Wie diese fünf Gründer der Kirche zu Antiochien dorthin kamen, wird uns schön geschildert im 19. Cap. 19—30. Es waren aber diese Männer keine Unbekannten, jeder derselben hat sich bewährt in dem Werk, das sie unternommen; sie werden uns im ersten Vers so beschrieben, daß wir sie kennen lernen. Saulus ist der letzte in der Reihe, wahrscheinlich weil er der jüngste war. Fünfzehn Jahre sind bereits verschwunden seit jenem denkwürdigen Pfingstfeste, und Saulus war jetzt ungefähr 40 Jahre alt; hier hat sich auch erfüllt, wo es heißt, die Letzten werden die Ersten sein.

Diese Fünf waren vereinigt im Gottesdienst und Fasten, wohl auch in ernstlicher Berathung über das Werk der Kirche, das sie betrieben. Welch ein erhabener Gedanke! Fünf solcher Männer auf ihren Knieen, einmüthig, ohne Neid, wahrscheinlich bittend um eine Offenbarung des göttlichen Willens! O, daß doch die Kirche und ihre Führer mehr auf den Knieen arbeiten möchten in unseren Tagen. Nun offenbart ihnen der heil. Geist, daß Barnabas und Saulus ausersehen und berufen seien zu einem speziellen und großen Werk. Merke: Gott beruft seine Diener selbst, keiner ging bis er berufen war, und nun sollen sie abgesondert, d. h. durch die Kirche bestätigt werden. Dieses geschah auf folgende Weise: 1. Wurde für sie gebetet. Ihre Mitarbeiter fühlten, daß eine besondere Ausrüstung nöthig sei, und daß der Erfolg von Gott abhänge. 2. Wurde ein Fasten angeordnet, um desto mehr tüchtig und wacker zu sein im Gebet. 3. Legten sie ihnen die Hände auf; nicht um sie zu ordiniren, (das that Gott) sondern zum Zeugniß ihrer Beistimmung und Zufriedenheit; auch um anzuzeigen, daß sie um einen besonderen Segen für die zwei Gesandten baten, dieses ist deutlich erklärt im 14. Cap. 26. Und sie entließen Barnabas und Saulus unter Gebet und Segenswünschen, damit Der, welcher sie berufen, auch ihr Begleiter sein möchte. Die Gewißheit, daß Gott sie sandte, war ermuthigend für sie, mochte auch kommen, was immer nur wollte. Wenn wir auf dem Weg der Pflicht sind, können wir auch getrost sein.

Die zwei Apostel nahmen ihren Weg nach Cypern, einer Insel im mittelländischen Meere; wahrscheinlich weil es die Heimath des Barnabas war. Ueber ihre Arbeit und Wirkung daselbst gibt Lucas drei Dinge an, nemlich: 1. Das Predigen in den jüdischen Synagogen; 2. Der Widerstand des Zauberers und 3. die Bekehrung des römischen Stadthalters Sergius Paulus. Dieser Stadthalter sandte nach den Aposteln, um ihre Predigt zu vernehmen. Am Hofe war ein Jude Namens Elymas, ein Zauberer, welcher vorgab, mit den Geistern in Verbindung zu stehen.

Vers 6—11. Die hier angedeutete Begebenheit trug sich in der Hauptstadt Paphos zu. Dieser Zauberer suchte den Landvogt abwendig zu machen, denn er sah Gefahr, nicht für den Landvogt, sondern für sich selbst, aber der heilige Geist kam auf Saulus, und er erkannte die innersten Absichten dieses Menschen. Voll Eifer redete er ihn an und brachte ihn zum Schweigen; er riß ihm die Maske der Heuchelei vom Gesicht, damit der Landvogt ihn deutlich sehen konnte. Die Strafe blieb nicht aus; ja sie mußte folgen, um Jedermann zu zeigen, daß Zauberei nur elender Schwindel sei, denn sonst hätte er ja die Strafe wegzaubern können. Trotz dem Zauberer wurde der Stadthalter doch bekehrt.

Vers 7. Sergius Paulus war ein verständiger Mann und von großem Einfluß, ihn zu gewinnen war Sauls Bestrebung, und es gelang ihm auch. Von jetzt an heißt der große Apostel nicht mehr Saul, sondern Paulus. Was die Ursache der Namensveränderung war, wird wohl eine Streitfrage bleiben, denn die Ansichten sind verschieden und die Beweise mangelhaft. Die beste Ansicht mag wohl Hieronymus geben, wo er sagt: „Scipio wurde Afrikanus geheißen, weil er Afrika überwand; Saulus aber Paulus, zum Andenken an den bekehrten Stadthalter.“ Nun ist aber auch Paulus vollständig zum Apostel der Heiden und Griechen geworden, denn er hat sogar seinen jüdischen Namen abgelegt. Die Erstlingsfrucht unter den Heiden war ermuthigend. Die Lehre vom Kreuz bringt Glauben; der Glaube aber wirkt Erlösung.

Die Seele des ärmsten Sklaven in Paphos war vor Gott so viel werth als der Landvogt, aber die Wichtigkeit dieser Bekehrung wird deutlich, wenn man Cap. 9. 15. liest, denn Sergius Paulus repräsentirte das königliche Geschlecht.

III. Nutzanwendung. Hier wird uns gezeigt: 1. Die Nothwendigkeit des Missionswerkes. Finsterniß wird vertrieben, Seelen werden gewonnen, und Gott wird verherrlicht.

2. Die Kraft des gepredigten Evangeliums. Es zerstört den Fleischessinn, es macht die Weltweisheit zu nichte und macht Fürsten zu Gefangenen.

3. Das himmlische Licht des Evangeliums. Es erleuchtet die Herzen zur Buße, die Welt zum Glauben und die Kirche zum hellen Glanz.

4. Die Bestimmung des Evangeliums. Eine Kraft Gottes zu sein, selig zu machen Alle, die daran glauben.

5. Die Herrlichkeit der Gläubigen. Der Herr ist mit ihnen und beschützt sie, ja, er gibt ihnen den Sieg allezeit durch Christum.

6. Die Aufmunterung der Apostel soll auch uns aufmuntern, Gutes zu thun und nicht müde zu werden, denn einst sollen wir auch ernten ohne Aufhören.

7. Gott erwählt seine Gesandten selbst; er gibt ihnen Erfolg und räumt allen Widerstand aus dem Wege.

Fragen: Was ist ein Missionar? Was heißt Apostel? Was meint ein Zauberer? Wo lag Cypern? Wer war der erste angegebene Bekehrte auf dieser Reise? Warum widerstand der Zauberer den Aposteln? Wer war noch bei den zwei Aposteln? Wo lag Antiochien?

Wortstudien.

Antiochien. Die Hauptstadt von Syrien.
Barnabas. Ein Sohn des Trostes; war einer der siebenzig Jünger des Herrn.
Niger. Schwarz; nicht deßhalb ein Mohr, obschon Manche so meinen.
Lucius Licht; Lucas.
Manahen. Ein Tröster.
Seleucia. Eine Stadt in Syrien am Meer.
Cypern. Eine Insel im mittelländischen Meer, 170 Meilen im Umfang.
Salamin. Eine Hafenstadt am östlichen Ufer von Cypern.
Paphos. Siedend, heiß. — Eine Stadt im Westen von Cypern.
Bar-Jehu. Bar Sohn — Sohn von Jehu. Der Zauberer.
Sergius Paulus. Der Landvogt der Insel Cypern.
Elymas. Ein Hellseher; so hieß der Zauberer.
Landvogt. Ein Regent an Kaisers Statt.

Wandtafel.

Pfeile der Wahrheit		**E**igenduenkel.
Allmæchtiger Beistand		**L**uege.
Ueberzeugung	gegen	**I**rrthum.
Licht der Gnade		**M**ammondienst.
Unerschrockenheit		**A**berglaube.
Seelengrœsse		**S**atankunst.

Kleinkinderklasse. Lehrgang: 1. Der Herr sendet selbst die Prediger, wie wir bei Paulus sehen, und begleitet sie mit seinem heil. Geist. Deßhalb ist es unsere Pflicht, sie zu hören und ihnen zu gehorchen. (Ermahne zum fleißigen Kirchengehen.) 2. Auf die Aufrichtigen macht Gottes Wort den Eindruck, daß sie sich bekehren, wie bei dem verständigen Sergio Paulo. Die Verkehrten und Widerspenstigen aber werden getroffen, und dadurch noch wilder in ihrem gottlosen Wesen,

wie der Zauberer Elymas. Die Folgen waren bei Sergio Paulo seliger Friede, bei Elymas Strafe und Schmerzen. — Also nicht blos hören, sondern thun sollen wir Gottes Wort. Der Lehrer sollte die Geschichte der Lection recht lebendig und deutlich erzählen.

Illustration. Das goldene Licht der Sonne erzeugt bei Dem, der gesunde Augen hat, Lust und Freude, aber bei Dem, der wehe Augen hat, Schmerzen. So ist Gottes Wort den Aufrichtigen süße, den Unaufrichtigen aber ein beständiger Vorwurf, und es macht ihnen Schmerzen.

Paulus zu Antiochien.

2. Lection für Sonntag den 8. Juli, 1877.—Apstg. 13, 26—41.

Grundgedanke: Vergebung der Sünden durch Jesum Christum den Auferstandenen.—**Haupttext:** Apstg. 13, 32.

I. Geschichtlicher Zusammenhang. Die Zeit dieser Lection fällt in das Jahr Christi 45, und ihr Inhalt würde sie zum Titel „Evangelium der Freude" berechtigen. Von Paphos aus reiste Paulus mit seinen Genossen zu Schiffe in nordwestlicher Richtung gen Pamphylien, einer Provinz in Kleinasien längs dem Ufer des mittelländischen Meeres, und besuchten die Stadt Perge. Hier war es, wo Johannes Markus sich von ihnen trennte um einer Zwistigkeit halber; für Näheres siehe Cap. 15, 37—39. In diesem Lande war es wahrscheinlich, wo Paulus seine Gefahren „unter Räubern" zu erdulden hatte. Nicht nur deutet der Name des Landes Pamphylien (Aller Stämme Land) darauf hin, auch die Weltgeschichte gibt an, daß große und starke Räuberbanden dort ihr Wesen trieben, und daß selbst Alexander der Große einige seiner größten Gefahren dort zu überstehen hatte. Manche Schreiber nehmen auch an, daß eben diese Aussichten den jungen Johannes abschreckten und ein Heimweh nach Jerusalem in ihm erweckten, dem er nicht zu widerstehen vermochte.

Paulus und Barnabas machten sich nun allein auf den Weg und zwar zu Fuß. Ungefähr 115 Meilen nördlich von Perge lag Antiochien, und diese Stadt war das Ziel ihrer Reise. Dieses Antiochien ist nicht zu verwechseln mit dem größeren Antiochien, von wo Paulus seine Reise antrat, als er zuerst ausging zu missioniren. Diese Stadt war berühmt wegen ihrer Einwohner, die meistens Römer und in der Lateiner Redekunst gut bewandert und geübt waren. Menschenfurcht kannte Paulus nicht; vielmehr machte es ihm Freude, wenn er vor Gelehrten und Großen das Heil vom Kreuz verkünden konnte. Dieser Charakterzug kennzeichnet ihn auf allen seinen Reisen und durch sein ganzes Leben.

In dieser Lection gibt uns Lucas auch zum ersten Mal ein Bild von dem Prediger Paulus, und einen Entwurf seiner Predigt.

II. Texterklärung. Lectionsplan: 1. Erlösung verheißen; 2. Auf Verheißung gegründet; 3. Vergebung der Sünden angeboten.

Vers 26–31. Der Apostel wurde eingeladen zu reden. Dieser Einladung Folge leistend, redete er das Volk an als Brüder, und erklärt:

1. Daß sie das auserwählte Volk seien und, daß Gott auf besondere Weise durch den Bund mit Abraham, mit ihnen vereint sei.

2. Er erinnert sie, daß Gott von Zeit zu Zeit Propheten erwählte, um ihren Vätern seinen Willen zu offenbaren.

3. Zeigte er ihnen, wie Gott das Volk Israel erhöhete vor allen Völkern, und wie er sie erlösete von der Hand ihrer Feinde durch Wunder und Zeichen.

4. Wie ihnen Gott Canaan zum Erbe gab, u. s. w. Alles dieses führte der Apostel an, um zu zeigen, daß Israel erwählt war, der Welt das Heil zu bringen; aber er erklärte dann weiter, daß, ob auch Israel das Heil bestimmt war, nahmen sie den Heiland nicht auf, sondern tödteten ihn. In allem Diesem suchte der Apostel zu zeigen, daß, ob auch die ganze Geschichte der Vorväter von Undank zeuget, so ist doch die Zukunft des Erlösers nie verwischt worden von Abraham an. Paulus wußte auch wohl, daß die Kreuzigung Christi seinen Zuhörern zur Selbstanklage Veranlassung geben mußte, deßhalb suchte er 1) die Unschuld Christi so deutlich zu machen als er nur konnte, und auch zu zeigen, daß sie öffentlich bewiesen sei; 2) daß in seinem Tode alle Verheißungen erfüllt wurden. Durch diese Beweisführung wollte er den Juden, den Heiland, der ihnen ein Aergerniß war, zum Fels des Heils anbieten, und deckte die ganze Schmach Christi mit der Erfüllung prophetischer Weissagungen.

Vers 30—37. Nicht nur den gekreuzigten Christum verkündet er, sondern plötzlich und muthig erhebt er Den, der wie ein Missethäter litt, und macht ihn göttlich.

Nicht nur hat Jesus Wunder gewirkt, sondern er ist selbst das größte aller Wunder. Er ist auferstanden und lebt! Dafür sind lebendige Zeugen genug da. Hier ist Christus, der Gegenstand der Predigt. Durch Propheten verheißen, gekreuzigt und auferstanden. Der Gnadenbund erfüllt.

Vers 32. Diese Nachricht soll kein Schrecken sein, sondern eine Freudenbotschaft: Erlösung, Verheißung und Vergebung der Sünden.

In dieser Thatsache liegt die ganze Hoffnung der Welt enthalten. „Gott hat ihn auferweckt von den Todten." Die Auferstehung Christi war das Siegel des Bundes, der dem Volke frohe Botschaft verhieß; sie war der größte Beweis seiner göttlichen Sohnschaft und ist heute noch das Zeugniß für alle Gläubigen. Wäre Christus nicht auferstanden, so wäre unser Glaube eitel und wir müßten in unseren Sünden sterben. Drei herrliche Beweistexte führt der Apostel an, um das Ganze auf einen glorreichen Höhepunkt zu bringen. Der Erste beweist die Sohnschaft Christi, welches, wenn angenommen, ein Beweis seiner Macht über den Tod ist. „Du bist mein Sohn, heute habe ich dich gezeuget." Der Zweite beweist das ewige Reich des Messias, und damit die Unsterblichkeit. „Ich will euch die Gnade, David verheißen, treulich halten." Der Dritte beweist die Ausnahme des Messias, von der leiblichen Verwesung. Ps. 16. 10. So stärkt der Alte Bund die Erfüllungen im Neuen, und damit auch den Glauben im Herzen der Gläubigen. Die Juden waren mit den Sagen der Propheten bekannt, Paulus suchte darum zu zeigen, wie alle Weissagungen des Alten Testamentes in Christo erfüllt wurden, und so war das Volk selbst gegen seinen (des Volkes) Willen überzeugt. Also ist die Wahrheit der Auferstehung verbürgt durch die ewige Verordnung Gottes, durch die unverbrüchliche Festigkeit des Gnadenbundes und durch eine spezielle Verheißung.

Vers 38—41. Der Apostel beschließt seine Rede mit einem allgemeinen Anerbieten der Sündenvergebung durch den Glauben an Jesum; eine Ermahnung an seine Zuhörer gläubig zu werden, und eine Drohung für die Verächter. Ewige Erlösung in Christo: In ihm Vergebung der Sünde und Befreiung vom Joch des Gesetzes; außer ihm keine Erlösung, aber ein schreckliches Gericht. Der ganze Plan des Apostels war: 1. Die Thatsachen des Evangeliums zu verkünden; 2. sie mit der Schrift zu beweisen und 3. ihnen eine Verheißung und eine Warnung anzuknüpfen, die daraus entspringen. Auch uns geht die Predigt an, und auch an uns ist der letzte Vers gerichtet mit all seiner Wichtigkeit.

III. Nutzanwendung. Alle Menschen sind Sünder, folglich auch wir.

Allen ist ein Erlöser gesandt, also auch uns.

Diese Erlösung ist von Gott, wehe daher dem Menschen, der sie verachtet und verwirft.

Es ist nur ein Mittel und nur ein Weg Erlösung von Sünden zu erlangen, nemlich Jesus durch den Glauben; außer ihm ist kein Heiland.

Wer ihn verachtet, an dem geht die Warnung der Propheten in Erfüllung. Jes. 5, 24; Heb. 2, 3; 10, 28—30; Luc. 19, 41, 42; 16, 27—31.

Fragen: Wo predigte Paulus die Worte dieser Lection? Was für ein Volk waren seine Zuhörer der Religion nach? Welche Verheißungen werden angeführt als erfüllt? Wo ist die erste angeführte Schriftstelle enthalten? Wie beweist sie die Sohnschaft Christi? Wo ist die Zweite? Wie beweist sich ihre Erfüllung in der Auferstehung? Welche Verheißung gab

Paulus? Was für eine Warnung führt er an? Wo ist sie geschrieben im Alten Testament? Was verlangt Gott von uns?

Kleinkinderklasse. Lehrgang: 1. Die Predigt von Jesu. 2. Der Glaube an Jesum. Paulus predigt nichts Neues, sondern hält dem Volk blos vor, was Gott im Alten Testament von Jesu geweissagt hat. Wie wunderbar! Alles was Jahrtausende vorher verkündigt war, ist herrlich in Erfüllung gegangen. Muß das nicht Wahrheit sein? An diesen Jesus sollen wir glauben, als unsern Heiland und Seligmacher. So hat ihn uns Gott verheißen. So hat er sich uns auch geoffenbart. So haben es auch Tausende schon erfahren. So muß es auch gewiß Wahrheit sein.

Illustration. Wenn der Vater einer Familie verreist ist und hört dann, daß Jemand daheim krank ist, und schreibt, daß er einen Arzt senden werde, der die Krankheit sicher heilen könne—ja, er beschreibt diesen Arzt genau, nennt ihn mit Namen 2c., werden demselben die Familienglieder daheim nicht glauben und vertrauen? Wie viel mehr können wir Jesum, dem großen Arzt der Seelen glauben, welcher gerade so vom Himmel zu uns gekommen ist, wie ihn Gott in seinem Wort viele Jahre vorher verheißen hat. Wer ihm aber nicht glaubt, der wird verdammet werden.

Wandtafel.

Paulus wendet sich zu den Heiden

3. Lection für Sonntag den 15. Juli 1877. Apstg. 13, 42—52.

Grundgedanke: Christus das Licht und Heil aller Völker. **Haupttext:** Matth. 12, 21.

I. **Geschichtlicher Zusammenhang.** Die in dieser Lection enthaltene Begebenheit ist wohl für den Zweck niedergeschrieben, um die beiden Apostel in ein klares Licht zu stellen, bezüglich ihres Predigens zu den Griechen und Heiden. Es ist eine Vertheidigung ihrer Handlungsweise, wie ja später Paulus selbst noch eine schrieb. Vgl. Röm. 11. Erst als die Juden das Heil verwarfen, die Heiden aber darnach verlangten, erst dann schien es dem Apostel klar zu werden, daß sein Beruf bestimmt sei, unter den Heiden das Wort vom Kreuz zu verkünden.

Die Juden verstopften sich die Ohren, wendeten sich weg von der Predigt und verführten auch Andere, ein Gleiches zu thun; dann kamen die Griechen und baten, ihnen die nemliche Anerbietung zu machen, die den Juden gemacht wurde. Wer hätte da widerstehen können, Denen das Brod des Lebens zu brechen, die so inständig darum baten? Hatten es doch die Kinder mit Füßen getreten und unter den Tisch geworfen, sollte nicht da den Hündlein gestattet werden, es aufzuessen?

Der 48. Vers ist einer von denen, die sehr oft aus ihrer Verbindung herausgerissen werden, um etwas zu beweisen das eigentlich gar nicht darin enthalten ist. Wenn Diejenigen, die da glaubten, selig wurden, weil sie verordnet waren, dann ist deutlich, daß die Uebrigen nicht glaubten weil sie nicht verordnet waren. Wo bliebe dann noch eine Nothwendigkeit, ihnen das Wort vom Kreuz zu verkünden? Kann auch eine Predigt oder irgend eine Gewalt den festen Willen und vorher verordneten Entschluß des Allmächtigen ändern? Mit diesem fällt die ganze Frage zu Boden und der Text, wenn nicht aus seiner Verbindung gerissen, bietet keine Schwierigkeiten dar.

II. **Texterklärung.** Lectionsplan: 1. Ein freies Evangelium. V. 42–44.; 2. Von den Juden verworfen. V. 45–47.; 3. Von den Heiden mit Freuden aufgenommen. V. 48–52.

Vers 42. Das Wort vom Kreuz wird nie fruchtlos bleiben. Einige mögen es verwerfen, aber es sind immer Andere deren Herz gerührt wird dadurch. Die Juden, denen das Heil zuerst angeboten, gingen hinaus, sie verlangten es nicht, d. h. die Mehrzahl derselben, während andere noch unentschlossen waren. Die Predigt erbitterte sie und in diesen Gefühlen verließen sie die Schule. Die Heiden aber baten inständig, die Apostel möchten ihnen das Wort anbieten. Zwischen den Sabbathen d. i. am zweiten und fünften Wochentage, welches in manchen Gegenden Vorlesungstage waren.

Vers 43. Einige der Juden und Genossen folgten den Predigern nach der Versammlung. Sie waren Schafe ohne einen Hirten; diese wurden ermahnt in der Gnade Gottes zu verbleiben. Alle Anfänger in der Nachfolge Jesu brauchen diese Ermahnung. Verbleibet in der Gnade Gottes! das ist der goldene Text der Allen angemessen ist und ein Mittel, das vor allen Gefahren des Abfalls sichert.

Vers 44. Dieser Tag brachte die Crisis mit sich. 1. Die wunderbare Willigkeit der Heiden das Wort anzunehmen und auch die Tiefe des Eindruckes der Rede Pauli auf sie. 2. Der Neid, welcher die Herzen der Juden erfüllte, als sie dieses sahen. Der Nationalstolz war angegriffen, indem den Heiden die nemliche Erlösung angeboten wurde, wie den Juden und sie fingen an, den Aposteln zu widersprechen. Seliger Sabbath! das Volk, fast die ganze Stadt versammelt sich, um Gottes Wort zu hören. O, wäre es doch noch so in unseren Städten. Müssen sich nicht viele sogenannte christliche Städte schämen vor jenem heidnischen Antiochien, bezüglich der Heilighaltung des Tages des Herrn?

Vers 45. Das Verhalten und Betragen der Juden nahm einen leidenschaftlichen Charakter an; sie lästerten. Wahrscheinlich wurden Christus, seine Gesandten und die Gläubigen zum Gegenstand der Lästerung. Aller Widerstand gegen das Wort der Wahrheit fließt aus einer unreinen Quelle. Hochmuth weigert sich, sich zu beugen vor dem Wort der Wahrheit. Bloßer Widerspruch wäre zu entschuldigen, aber Lasterung nie.

Vers 46. Durch das Betragen der Juden wurde der Muth der Apostel freier und ihre Rede nachdrucksvoller. Sie erklärten nun, daß das Gebot erfüllt sei. Apstg. 1, 8.; 3, 26.; Röm. 1, 16. Durch ihr Verhalten hatten sich die Juden ihr eigenes Urtheil gesprochen, und um die Sache in noch deutlicheres Licht zu stellen, führte Paulus eine Stelle aus Jesaias 49, 6 an, als Grund nun den Heiden im Allgemeinen das Heil anzubieten. Durch dieses Verhalten zeigten sich diese Juden des ewigen Lebens unwerth. Das Evangelium fiel auf sie, wie ein gesegneter Regen, aber sie nahmen es nicht auf. Andere sind froh dafür und preisen Gott.

Vers 48. Die Heiden wurden froh. Es war frohe Botschaft für sie, denn nun war das Licht der Heiden gekommen. Nun wurden sie noch williger und eifriger, denn die Rede der Apostel entfernte allen Zweifel, und Alle, die so geneigt waren, wurden gläubig. Und das Wort breitete sich aus in der ganzen Gegend. Der Einfluß des Heils offenbarte sich, wo immer das Wort verkündet wurde.

V. 50–52. Es waren gewisse Weiber in der Stadt, die früher Heiden waren, sich aber zum Judenthum bekehrt hatten und sehr eifrig waren, diese wurden nun aufgehetzt gegen die Apostel, denn sie waren die Weiber von einflußreichen Männern und konnten Vieles beitragen, ihre Männer feindlich zu stim-

men gegen die Apostel. Der Einfluß, der so gewonnen wurde, war groß, beides Kirchen- und Weltgeschichte, die Vergangenheit und die Gegenwart zeigt, was Weiber thun können, wenn sie wollen, fürs Gute und auch dagegen. Auch hier zeigte es sich, denn die Apostel mußten von den Grenzen weichen.

Dem Gebot ihres göttlichen Meisters getreu, schüttelten sie den Staub von ihren Füßen zum Zeichen: 1. Daß sie kein Theil mehr mit ihnen haben wollen; 2. zum Zeugniß gegen ihren Unglauben und Herzenshärtigkeit; 3. ihnen zu zeigen wie wenig die Apostel sich vor ihnen fürchteten und 4. als ein Zeichen, daß ihnen das Heil angeboten war. Der Staub soll Zeugniß geben, daß die Prediger des Heils bei ihnen waren, aber vertrieben wurden. Die Jünger, als sie dieses sahen, wurden erfreut und muthig.

Das Verhalten der Apostel stärkte sie und gab ihnen Aufmunterung für die Zukunft. Ist Gott für uns, wer mag wider uns sein?

III. **Nutzanwendung.** Zuerst lernen wir hier eine Lehre bezüglich des Sabbathtages: wie schön, wenn man ihn im Hause Gottes zubringt, wo man Gottes Wort hört! Welche kleinliche und elende Ausreden halten uns oft vom Hause Gottes? Beinahe die ganze Stadt versammelte sich.

Nächstens lernen wir, daß Diejenigen, welche das Evangelium annehmen auch darin verharren müssen. „Nicht der Anfang, nur das Ende krönt des Christen Glaubensstreit."

Weiter lernen wir, daß der Mensch sich des Evangeliums und des ewigen Lebens unwerth macht, dadurch, daß er das Wort verachtet.

Darum: 1. Sei fleißig Gottes Wort zu hören.
2. Bleibe ferne von Solchen, die es verachten.
3. Vereinige dich mit Solchen, die es lieben und verehren.

Mit dem Psalmisten sage: Ich habe Lust zu deinen Rechten, und vergesse deiner Worte nicht. Psalm 119. 16.

Fragen: Wo ist die Verheißung im 47. Vers aufgezeichnet? Was für ein Licht ist gemeint? Wie bezieht sich der Haupttext auf uns? Warum widerstanden sie dem Wort? Wie widerstanden sie? Was für einen Befehl gab Christus seinen Aposteln, den diese hier erfüllten? Matth. 10, 14. Können wir die nemliche Freudigkeit haben, die jene Jünger hatten? Wie ist sie zu erlangen? Lies Joh. 15, 8–11.

Kleinkinderklasse. Die Lection bietet reichliche Gelegenheit, den Kleinen zu zeigen, wie viel Gott für die Menschen thut, um sie für den Himmel zu gewinnen. Zähle die verschiedenen Vorrechte auch der Christen in unserer Zeit nach einander her: z. B. die Bibel, den lieben Sonntag, die Kirche, Sonntagschule, gute Bücher, Zeitschriften und vieles Andere mehr. Zeige wie so Viele das Alles verachten, wie Kinder, die das Brod unter den Tisch werfen und mit Füßen treten. Dann ist Gefahr, daß Gott das Brod, diese geistlichen Segnungen hinwegnimmt und es Solchen gibt, die darnach hungern und verlangen.

Illustration. Verachtung des Wortes Gottes. V. 46. In Retsche's Gemälde, Göthe's Faust vorstellend, ist auch ein Engel wahrzunehmen, der aus einem Blumengefäß Rosen auf die Häupter der Dämonen streut, die sich um Faust's Seele streiten. So wie aber die Rosen dieselben berühren, werden sie gleichsam zu glühendem Metall, brennend und Blasen aufwerfend. Ganz so verhält es sich mit dem verhärteten Sünderherzen, auf welches die Wohlthaten Gottes wie Paradiesesblumen herabfallen, und sie dadurch nur verstockter und hartherziger werden.—(Goldkörner.)

Wandtafel.

EVANGELIUM von den { Aposteln gepredigt. / Juden verworfen. / Heiden aufgenommen.

Paulus zu Lystra.

4. Lection für Sonntag den 22. Juli, 1877.—Apstg. 14, 8—20.

Grundgedanke: Gott mit uns.—**Haupttext:** Jer. 10, 10.

I. **Geschichtlicher Zusammenhang.** Vertrieben von der Hauptstadt des Landes, wo sich die Kraft des Evangeliums herrlich bewiesen, begaben sich die Apostel nach der Hauptstadt der Provinz Lykaonien, genannt Ikonien. Diese Stadt lag gleich Antiochien an der Hauptstraße, die direct nach Syrien und dem südlichen Asien führte. Diese Richtung führte in einer etwa südöstlichen Richtung gegen Tarsus, Pauli Heimath, und wohl deßhalb vorgezogen eher als tiefer landeinwärts oder gegen Europa zu gehen. Ikonien ist berühmt in der alten Geschichte als die Hauptstadt einer tartarischen Race der Türken; es liegt in einer Ebene am Fuße des Taurus, etwa fünfzig Meilen von Antiochien Pisidien. Die Stadt hatte, wie es scheint, keine große Anzahl jüdischer Einwohner, denn sie hatte nur eine Synagoge. Hier predigten die Apostel einige Zeit, und wurden auch eine große Zahl gläubig. Durch den Neid der hartnäckigen Juden wurden die Heiden gegen die Apostel gestimmt, und die Stadt spaltete sich in zwei Parteien; die Apostel kamen in Lebensgefahr, jedoch zeitlich gewarnt, verließen sie die Hauptstadt und machten sich mehr südlich von der Hauptstraße ab und besuchten die kleineren Landstädte Lykaoniens, nemlich Lystra und Derbe. Die Lage des Ortes Lystra ist schwer zu vermitteln zu dieser Zeit, indem eine ziemliche Meinungsverschiedenheit darüber existirt.

Die Verfolgung zu Antiochien verursachte eine Veränderung des Wirkungskreises, änderte aber den Vorsatz und Beruf der Apostel nicht. In Ikonien vertrieben und gefährdet, fliehen die Beiden, um am nächsten Haltort gerade wieder so zu handeln, wie zuvor; die nemliche Lehre die nun schon zwei Mal Leiden und Gefahr brachte, wird fortgeführt, und das Synagogenbesuchen geben sie auch nicht auf; ihre Menschenliebe und ihr Muth sind noch so stark als je zuvor.

II. **Texterklärung.** Lectionsplan: 1. Das Wunder am Lahmen, V. 8—10. 2. Die Folgen: Verehrung und Einwand, V. 11—18. 3. Die Verfolgung, V. 19. 20.

Vers 8. In Lystra war keine Synagoge, die Apostel redeten wahrscheinlich auf dem Marktplatz und predigten das Evangelium. Unter den Zuhörern war ein Krüppel, lahm von Geburt. Dieses ist der dritte Fall dieser Art in der Apostelgeschichte verzeichnet. Die Heilung ist merkwürdig, indem sie ein so treffliches Bild der geistlichen Heilung gibt: Er sah, er hörte, er fühlte, er glaubte, stand auf und wandelte.

Vers 9. Paulus sah ihn und merkte, ihm möchte geholfen werden, er konnte es ihm ansehen. Das gepredigte Wort machte Eindruck auf den Lahmen, er glaubte an die Himmelsbotschaft; Paulus sah dieses und kannte wohl auch die Hoffnung, die im Herzen entzündet wurde, geheilt zu werden. Merke: Gott entzündet nie ein Verlangen in den Herzen, um sie endlich zu täuschen.

Vers 10. Paulus rief ihm zu und heilete ihn. Vgl. Ps. 107, 20. Dieses geschah nicht heimlich, denn das Wunder sollte nicht nur dem Lahmen leibliche Hülfe schaffen, sondern in den Herzen der Menge ein Verlangen nach geistlicher Hülfe wecken. Daß diese Handlung Wunder und Staunen erregte ist leicht begreiflich, denn wenn ein Mensch so öffentlich und wunderbar geheilt wird, kann es nicht verborgen bleiben, und daß er sprang und wandelte ist ihm auch nicht zu verargen.

Die Folgen wurden sogleich sichtbar.

Vers 11. 1. Wurden die Apostel als Götter angesehen. Triumphirend hat das Volk gerufen in seiner eigenen Sprache: Die Götter sind herabgekommen! Dieses ist ganz übereinstimmend mit dem abergläubigen Volk; schon der Name Lykaonien ist verknüpft mit alten Göttersagen ihres früheren Königs Lykaon, der dem Jupiter einen Besuch abgestattet haben soll. Auch hier wollte das Volk bestimmen,

welche es seien, Barnabas der ältere und wohl auch der ansehnlichste der Beiden, ist Jupiter; Paulus seiner Beredsamkeit halber, ein Bedienter Jupiters, nemlich Merkurius, der beflügelte Gott der Redekunst.

2. Wollen sie ihnen opfern. Jupiters Tempel war gerade vor dem Stadtthor; der Priester hörte den Lärm und wollte den Göttern persönlich opfern. Die Apostel erhoben Einwand dagegen. Merke: Man hört sie nicht klagen während der Verfolgung, sie zerreißen auch die Kleider nicht zum Zeichen der Klage, nun aber sie dieses sehen, geben sie ihren Gefühlen Lauf, denn die Ehre Gottes suchten sie, nicht ihre eigene. Siehe, wie sie es verhinderten.

1. Sie sprangen unter das Volk. Im Ernst und Eifer für Gott zeigten sie dem Volk, indem sie sich unter die Menge mischten, daß sie keine Götter seien.

2. Sie argumentirten mit dem Volk: Siehe Vers 15. u. f. f. Wir sind Menschen wie ihr!

a. Nicht göttlich von Natur, also keines Opfers werth.

b. Unsere Lehre, die wir verkünden, verbietet es. Unsere Absicht ist, die Menschen von dem falschen zum wahren Gott zu führen, nicht aber selbst verehrt zu werden.

Nun erklären sie dem Volk: 1. Daß diese Götter nur Götzen sind und nicht helfen können; 2. daß der Gott, den sie verkünden, der lebendige Gott des Himmels und der Erde sei; 3. daß er die Quelle alles Guten und aller Kraft ist; 4. daß die Welt ihr Dasein seiner Liebe und Barmherzigkeit zu verdanken hat, und 5. ob auch sie, die Heiden, keine Schriften haben, sollten sie doch billig an Gottes Naturwunder Besseres erkennen lernen, als den Menschen Opfer zu bringen. Durch solche Reden gelang es ihnen, dem Volke zu wehren; jedoch konnte das Volk kaum innehalten, aus Furcht oder Eifer fortzufahren.

Die Verfolgung, die nun ausbrach.

Nicht aus eigenem Antrieb oder innerem Gefühl wandte sich das Volk nun gegen die Apostel, sondern aufgereizt und gehetzt durch einige Juden aus der Hauptstadt. Wahrscheinlich waren es von den Schacherjuden, die auf den Handel kamen und von dem Wunder hörten. Eine Rotte sammelte sich und im Tumult wurde Paulus von Steinen getroffen, daß er zu Boden fiel, und als todt schleppte man ihn zur Stadt hinaus. Wäre er ein Gott gewesen, hätte er sich als Merkurius opfern lassen, dann hätte man ihm einen Tempel gebaut, nun er aber nichts sein will als ein armer Mensch, mag er liegen unbeachtet und unbekümmert.

Da kann man wieder recht sehen, wie weit der menschlichen Ehre zu trauen ist; erst Opfer bringen und Hosianna rufen, dann sich wenden und steinigen, oder „ans Kreuz!" rufen.

Doch Gott lebt noch, und einige betende Jünger gab es auch zu Lystra; diese umstanden den ohnmächtigen Apostel, um ihn wohl vor fernerer Ungebühr zu schützen und für ihn zu beten. Plötzlich erwachte er, stand auf und ging in die Stadt. Nicht um seine Arbeit aufzugeben, sondern sie anderswo aufs Neue zu beginnen. Paulus fühlte, daß seine Arbeit noch nicht vollbracht war, und er war willig sie zu vollbringen.

III. **Nutzanwendung.** Hier lernen wir wieder einmal recht, wie das natürliche Herz an das Thörichte, Falsche und Ungöttliche gebunden ist. Irgend etwas Hochtrabendes, Jupiter oder Merkurius, nur den lieben Heiland nicht.

Wir lernen aber auch, daß das wiedergeborene Herz nur Gottes Ehre sucht und keine Selbsterhöhung verlangt.

Ferner lernen wir, daß die Feinde der Religion dieselbe aus der Welt treiben würden, wenn sie könnten.

Aber Gott ist mit den Seinen und den Aufrichtigen läßt er's gelingen.

Fragen: Was lehrt diese Lection bezüglich der Natur wahrer Religion? Was lehrt sie bezüglich des Verhaltens aufrichtiger Christen? Was lehrt sie bezüglich der argen und wetterwendischen Menschen.

Wortstudien.

Jupiter. Der Vater, der hilft. Der Gott der Griechen, Regent aller Götter und Menschen. So verehrten ihn seine Anbeter.

Merkurius. Eine andere griechische Gottheit — Gott der Beredsamkeit.

Lystra. Eine Stadt in Kleinasien, deren Lage jetzt unbekannt ist.

Ikonien. Ich komme. Paulus besuchte diese Stadt drei Mal. Vgl. Geschichtliches.

Derbe. Ein Stachel. Eine Stadt in Lykaonien, deren Lage jetzt unbekannt ist.

Kleinkinderklasse. Aus dem Beispiel des Lahmen und dessen Heilung nehme der Lehrer Anlaß, Jesum den großen Wunderarzt nach Leib und Seele recht lebendig darzustellen, der auch jetzt noch willig und vermögend ist, körperliche, sowohl als geistliche Krankheiten zu heilen. Aus der Geschichte der heidnischen Götzendiener zeige, wie die armen sündigen Menschen immer viel eher geneigt sind nichtige Götter zu verehren, als an den lieben Gott und den Heiland zu glauben.

Illustration. 1. Wir sind auch sterbliche Menschen, V. 15. Alexander der Große traf eines Tages den Diagones im sogenannten Bein- oder Knochenhaus und fragte ihn, was er da suche. Er antwortete: „Ich suche die Gebeine deines Vaters und die meines Sklaven, aber ich kann sie nicht erkennen, denn es ist kein Unterschied zwischen ihrem Staub." —(Goldkörner.)

2. Menschliche Ehre nach V. 13. und 19. Xerxes, der ehemalige persische König, krönte eines Morgens einen seiner Infanteristen, und schon gegen Abend ließ er ihn enthaupten. Andronikus, ein griechischer Kaiser ehrte ebenfalls eines Morgens seinen Admiral mit einer Krone, und schon am Nachmittag desselben Tages hatte sich seine Gunst gegen denselben dermaßen gewandt, daß er ihm den Kopf abhauen ließ. Einem gewissen Roffensis wurde einstmals ein Cardinalehut zugesandt, ehe ihn aber derselbe noch erreichte, hatte sich auch das Blatt bei ihm gewendet, daß er zum Tod verurtheilt wurde. Bei den Feinden unseres göttlichen Erlösers, hieß es gleich auf einander: „Hosianna dem Sohne Davids!" und „Kreuzige, kreuzige ihn!" So denn auch bei den Aposteln werden heute Opfer und Kränze gebracht, und morgen schon Steine, sie todt zu werfen. Ein Bild von der Unbeständigkeit weltlicher Ehre.

Wandtafel.

Bekehret euch

von diesen	zu dem
falschen	Lebendigen (v. 15.)
nichtigen	Allmæchtigen (v. 10. 15.)
ohnmæchtigen	Guetigen & Liebevollen (v. 16. 17.)
leblosen	
Gœtzen	**GOTT.**

Das Joch zerbrochen.

—o—

5. Lection für Sonntag den 29. Juli 1877. Apstg. 15, 22—31.

Grundgedanke: Im Wesentlichen Einheit; im Unwesentlichen Freiheit und im Ganzen Liebe. **Haupttext:** Gal. 5. 1.

I. **Geschichtlicher Zusammenhang.** Wir haben in den vorigen Lectionen die zwei Apostel, Paulus und Barnabas, begleitet auf ihrer ersten Missionsreise und haben mit Vergnügen gesehen, wie der Herr mit ihnen war und sich allenthalben offenbarte in der Bekehrung vieler Seelen, beides, Juden und Heiden. Leider haben wir nun auch von Zwistigkeiten zu berichten, welches uns jedoch zur Warnung dienen soll, woraus wir Klugheit lernen sollen. Es scheint, unter den Bekehrten in Judäa waren einige Zeloten d. h. Eiferer, die sich zum Lehren berufen glaubten; anstatt nun Sünder zur Bekehrung zu bringen, wie es schön gewesen wäre, zogen sie Paulum und Barnabam nach und fingen an die Gewissen der jungen Gläubigen zu beunruhigen, indem sie ihnen vorschwatzten, selbst nach der Bekehrung seien noch gesetzliche Ceremonien aus Mo-

sis Schriften nöthig; so hetzten sie die Gemeinden auf und stifteten viel Unheil an. Solche Leute hat es seit jenen Tagen immer gegeben und gibt deren heute noch; blinde Eiferer, die mehr auf das Aeußere, als auf das Innere dringen. Paulus und Barnabas kehrten zurück zu diesen Gemeinden und widerstanden solchem Wesen. Endlich beschloß man, um allen Streit zu schlichten, einige Brüder nach Jerusalem zu schicken, zu den Aposteln und die Sache dort entscheiden zu lassen. Paulus und Barnabas nebst einigen Brüdern wurden ausersehen hinzugehen, und was die Apostel dort beschließen würden, das sollte dann maßgebend sein. Auch in Jerusalem waren die Eiferer an der Arbeit und die Gesandten fanden Widerstand daselbst. Nun wurde das erste Concilium berufen, um sich über das Gemeinwohl der jungen Kirche zu berathen und dieselbige im Glauben zu befestigen. Die Frage war: Ist es Gesetz oder Evangelium? Evangeliums-Freiheit oder Gesetzes-Knechtschaft, das die Kirche haben soll? Die Frage war wichtig und bedeutungsvoll. Dieses geschah im Jahr des Herrn 51.

II. **Texterklärung.** Lectionsplan: 1. Die Brüder im Rath; 2. das schwere Joch; 3. die Befreiung davon.

Lies die vorhergehenden Verse zum besseren Verständniß der Lection. Vers. 22. Wir haben hier das Resultat der Conferenz vor uns. Es wurde ganz natürlich weit mehr geredet und gethan, aber der Rath des Apostels Jacobus wurde einstimmig angenommen unter der Leitung des heiligen Geistes. Dann erwählten sie Boten, die solchen Beschluß den kleinasiatischen Gemeinden überbringen sollten. Diese Boten wurden gesandt: 1. Um den Gemeinden den Liebesgruß der älteren Gemeinde zu überbringen und anzudeuten, daß die neuen Gemeinden als Schwestern anerkannt seien und um eben auch mehr von ihrem Stande zu erfahren. 2. Um Paulus und Barnabas zu ermuthigen und ihnen die Rückreise zu erleichtern, denn sie reisten wahrscheinlich zu Fuß. 3. Um etwaigem Widerstand von den Zeloten begegnen zu können und 4., um die Gemeinschaft der Heiligen in den verschiedenen Gemeinden zu fördern. Obschon Viele, soll es doch nur Eine sein.

Vers 23. Der Brief wurde aufgesetzt, derselbe zeigt: 1. Die tiefe Demuth der ersten Christen. Apostel und Brüder Aeltesten berathen sich und stimmen überein. 2. Der Brudergruß deutet an, daß auch den Heiden die Hand zum Bunde gereicht wird, so sie sich bekehren. Dann folgt ein Vorwurf an die Unheilstifter, worin angedeutet wird: 1) Daß sie den Aposteln und Jüngern zu Jerusalem großes Unrecht thaten, indem sie vorgaben im Auftrag von dort zu handeln, welches doch nicht so ist. Noch heute gibt es Solche, die im Namen der Apostel zu handeln vorgeben und haben doch keinen Schatten von Beweis. 2) Thaten sie den Gläubigen großen Schaden, indem sie dieselben verwirrten Vers 24. und ihre Seelen in Gefahr brachten durch Beeinträchtigung der christlichen Freiheit und Aufbürdung ceremonieller Lasten und Bürden.

Vers 25. 26. Ist ein Ehrenzeugniß für Paulus, Barnabas und die mit ihnen waren. 1. Männer, die uns lieb sind, weil sie um Jesu willen ihr Leben aufs Spiel setzten, nemlich die zwei Apostel. Männer die im Namen Jesu Siege gefeiert haben. Sie haben Alles aufgeopfert für ihren Heiland und meinen es ehrlich. 2. Die Mitgesandten Juda und Silas; sie haben die Berathung gehört, so daß man euch nun mündlich und schriftlich Zeugniß schickt; sie sind ausgewählt. Nur das was wir für nöthig erachten, sollt ihr thun und im Uebrigen fest an der Lehre halten.

Vers 29. Nun folgen die verschiedenen Punkte, wie dieselben verordnet wurden. 1. Enthaltung vom Fleisch der Götzenopfer. Dieses war den Juden stets ein Greuel, ein Theil des Fleisches zu genießen, wovon das andere als Götzenopfer gebraucht war; dieses sollten sie lassen, um des Anstoßes willen, den es geben würde. 2. Hurerei, oder die Uebertretung des levitischen Ehegesetzes, dieses war nemlich den Heiden fremd, folglich gab es viele Ehen, die nach den jüdischen Gesetzen als Hurerei gerechnet waren; auch war Antiochien Pisidien berühmt wegen seines Götzentempels, wo Fleischeslust als ein religiöses Recht galt. 3. und 4. sind Punkte, die unter dem mosaischen Gesetze, als Vorbild auf etwas Geistliches galten; nemlich Blut, der Sitz des Lebens und Erwürgung, das Symbol des Opfertodes. Natürlich, sobald die Ursache dieser letzteren Punkte aufhörte, hörte auch das Verbot auf.

Der ganze Brief zeigt erstlich, daß die Apostel mit Autorität schrieben, als durch den heiligen Geist; nächstens, daß sie um die Gläubigen bekümmert waren, daher sehr liebevoll. Keine Bürden, keine Lasten, nur solche Punkte, die noch nothwendig scheinen, um Anstoß zu verhüten. Um Jesu willen soll auch böser Schein gemieden werden und wäre es auch nur in Kleinigkeiten. Gehabt euch wohl! In dem Werk das ihr begonnen. Das ist der Segenswunsch. Die Nachricht von Jerusalem tröstete die Gläubigen und sie wurden froh. Das Evangelium siegte über das Gesetz, das schwere Joch der Fleischeswerke war zerbrochen und die Freiheit des Geistes nahm seine Stelle ein, zum Trost der Gedrückten.

Die Frage, die hier entschieden wurde, war von Wichtigkeit und die Entscheidung, war deutlich. Moses oder Christus? Menschliche Ueberlieferung oder Gottes Wort? Die Antwort blieb nicht aus: Freiheit vom Ceremonialgesetz im Aeußerlichen aber nicht vom inneren Moral oder Sittengesetz. Der selbstverleugnende Liebesdienst ist je und je bindend auf alle Gläubigen.

III. **Nutzanwendung.** 1. Das jüdische Gesetz der Ceremonien hat sein Ende gefunden in Christo. Die in Christo Jesu sind, haben die Freiheit des Geistes erlangt.

2. Die Reinheit des Lebens nimmt die Stelle der Ceremonien ein. Wer Christo angehört, reinigt sich selbst in wahrer Selbstverleugnung.

3. Der Gläubige enthält sich nicht blos von wirklicher Unreinigkeit, er meidet auch allen bösen Schein.

Merke: Eine äußere Form rettet Niemand. Der Buchstabe tödtet, der Geist macht lebendig.

Selig sind die reines Herzens sind; denn sie werden Gott schauen, findet hier Anwendung.

Blinder Eifer schadet nur, der Geist leitet sicher.

Fragen: Was lehrt diese Lection bezüglich des jüdischen Gesetzes? Bezüglich des Joches, das Jesus abnimmt und auflegt? Bezüglich der Freuden des Evangeliums?

Kleinkinderklasse. Die Lection gibt auch kleinen Leuten eine Lehre an die Hand und zwar, wie manche Leute immer mehr auf einen äußerlichen Gottesdienst, als auf wahre Religion bedacht sind. Saul mochte viel lieber Schafe zum Opfer bringen, als der Stimme des Herrn gehorsam sein. Martha wollte lieber zu Tische dienen, als bei Jesu Füßen sitzen. So gibt es auch viele Kinder, die viel lieber allerlei Geschäfte für ihre Eltern verrichten, als ihnen gehorsam sein. Aber Gehorsam ist besser denn Opfer. Ein frommes Herz will Jesus haben.

Illustration. Aeußere Werkheiligkeit ohne den wahren Kern der Religion vergleicht unser göttlicher Erlöser mit dem Uebertünchen der Gräber von außen, während dieselben inwendig voller Todtengebeine, voll Raubes und Fraßes sind. Oder er gebraucht auch das Bild vom Reinigen der Schüsseln und Becher auswendig, während innerliche Reinigung gänzlich vergessen oder vernachlässigt wird.

Wandtafel.

IN der Wahrheit	EINHEIT.
Nebensachen	FREIHEIT.
Allem	LIEBE.
Allen	CHRISTUS.

Hinterstübchen.

Eine gefährliche Jagd. Noch im vorigen Jahrhunderte waren die Bewohner Ostindiens dem Glauben an Seelenwanderung auf das Eifrigste zugethan, enthielten sich aller Fleischspeisen, weil sie jedes Thier von der Seele eines Verstorbenen bewohnt wähnten, und bestraften Denjenigen, der ein Thier zu tödten wagte, gleich einem Mörder, mit dem Tode. Der Capitän eines englischen Schiffes hätte aus diesem Grunde seine Jagdlust beinahe schwer büßen müssen. Derselbe war ans Land gegangen und hatte daselbst einen Vogel erschossen, als er sich plötzlich von mehreren Landleuten ergriffen und vor den Richter geschleppt sah, wo er dieser That als eines schweren Verbrechens angeklagt wurde, für das besonders der eine Bauer ihn mit dem Tode bestraft sehen wollte, da der getödtete Vogel von der Seele seines Vaters bewohnt worden sei. Der Capitän gab sich verloren und würde es auch unfehlbar gewesen sein, wenn er nicht durch den erfindungsreichen Kopf eines ihm freundlich gesinnten Muselmannes folgenden Ausweg der Rettung gefunden hätte. In dem Augenblicke, wo das Urtheil vollstreckt werden sollte, fragte ihn nemlich der Richter nach hergebrachter Sitte nochmals, ob er den Vogel erschossen. Er beantwortete diese Frage mit Ja, setzte hinzu, daß er gewichtige Gründe dazu gehabt habe, und erzählte, durch den Rath seines Freundes vorbereitet, der aufhorchenden Versammlung weiter: „Vor einiger Zeit starb mein Vater und da ich ihn vom Schiffe aus in das Meer versenkte, so ging seine Seele in einen Fisch. Gestern nun, als ich am Strande spazieren ging, sah mich mein Vater und schwamm dicht ans Ufer, da erblickte ihn jener Vogel, den des Landmannes Vater bewohnte, schoß auf ihn zu und verschlang ihn; also war es Pflicht, meinen Vater zu rächen und den Vogel zu erschießen." Kaum vernahm der Richter und der ihn umgebende Rath diese Vertheidigung, als sie erklärten, der Engländer sei im vollsten Rechte gewesen, den Vater des Landmannes in dem Vogel, der seinen Vater in dem Fisch verschlungen habe, zu tödten; sie sprachen ihn von aller Schuld frei, entledigten ihn seiner Ketten, gaben ihm sein Schiff zurück und hatten Nichts dagegen, daß er augenblicklich das Weite suchte.

„Der Seher von Killin." Ueber das sogenannte „zweite Gesicht" der Bewohner des schottischen Hochlandes und der Hebrideninseln, gibt es ein seltsames, 1763 zu Edinburgh erschienenes Buch, dessen Pseudonymer Verfasser sich, „Theophilus Insulanus" nennt. Darin werden viele merkwürdige Vorfälle, die mit dem „zweiten Gesicht" zusammenhängen und theils mehr, theils weniger verbürgt sind, mitgetheilt. Der Wunderglaube des vorigen Jahrhunderts, mit dem die Aufklärung vergeblich rang, nahm das Buch mit Andacht auf; doch fand es in der Heimath weit mehr Beachtung als im Auslande. Eine der sonderbarsten Geschichten, ist die des Sehers von Killin, der durch eine unbedachtsame Prophezeiung sich selber dem Tode überlieferte. Dieser Seher saß im Winter des Jahres 1675 im Wirthshause zu Killin an der Mittagstafel. Da kam ein unbekannter Cavalier herein, grüßte artig und nahm neben ihm Platz. Bei seinem Anblick begann der Seher zu zittern; er schien die Nähe des Fremden nicht ertragen zu können; voller Schrecken sprang er zuletzt auf und entfernte sich schleunigst mit Geberden des heftigsten Abscheus. Der Cavalier über das seltsame auffallende Betragen des Tischnachbars höchlich erstaunt und entrüstet, beauftragte die Wirthsleute, den Mann sogleich zurückzuholen. Dies geschah denn auch verhängnißvoller Weise. Mit sichtlichem Widerstreben kehrte der Seher in das Gastzimmer zurück. „Weßhalb fürchtet ihr euch vor mir?" fragte der Fremde barsch. Der Seher wollte zuerst nicht mit der Sprache heraus, doch mußte er endlich dem Drängen nachgeben. „Ich erschrak so sehr vor euch, Herr, weil ihr vor Ablauf von zehn Tagen auf dem Blutgerüst sterben werdet," erklärte er. Der heißspornige Cavalier erblickte nun in dieser schrecklichen Weissagung eine schwere Beleidigung; voll ingrimmiger Wuth, zog er sein Schwert und stieß es dem Seher ins Herz, so daß der arme Prophet augenblicklich des Todes war. Der Fremde wurde von der Justiz ergriffen, als Mörder verurtheilt und am neunten Tage durch das Schwert des Henkers hingerichtet, so daß die Prophezeiung des unglücklichen Sehers buchstäblich in Erfüllung ging.

Menschen ohne Kopf. Unter obiger Ueberschrift soll durchaus nicht von kopflosen Menschen im figürlichen Sinne gesprochen werden, eben so wenig ist es aber unsere Absicht eine Gespenstergeschichte zu berichten, in welcher beim Schlage der Mitternacht eine oder mehrere Gestalten ihre Aufwartung machen, welche die Höflichkeit so weit treiben, daß sie nicht nur den Hut, sondern auch den Kopf unter dem Arme tragen. Es handelt sich hier vielmehr um Leute, welche lebten, aßen, tranken und ihre Berufsgeschäfte verrichteten und sich dabei doch nicht mehr als im Besitz ihres Kopfes betrachten durften. Dies ging aber so zu.

Unter der Regierung des Königs Georg IV. von England hatte Persien einen Gesandten in London. Dieser glaubte sich eines Tages von zweien seiner Diener in seiner Würde gekränkt und verlangte, um dieses in seinen Augen todteswürdige Verbrechen zu bestrafen, von der englischen Regierung nichts Geringeres, als die Ermächtigung, die beiden Leute enthaupten zu lassen.

Nur mit großer Mühe und nicht ohne seinen höchsten Unwillen gegen die verblendeten Christen zu erregen, machte man dem Gesandten begreiflich, daß dergleichen Gewaltacte in einem civilisirten Lande absolut unzulässig wären. Endlich fügte er sich, ließ aber den beiden armen Schelmen in aller Form ihr Urtheil sprechen und ihnen ankündigen, sie hätten sich von diesem Augenblicke an, als geköpft zu betrachten. Die Vollziehung des Urtheils werde, sobald sie nach Persien zurückgekehrt sein würden, nicht auf sich warten lassen. In Erwartung dieses angenehmen Schicksals fuhren die beiden Geköpften in spe fort, ihren Dienst zu versehen und erspähten dabei die Gelegenheit, im freien England zu entfliehn und sich, indem sie nach dem noch freieren Amerika hinüberfegelten, der Ausführung der über sie verhängten Maßregel zu entziehen. Sie sollen noch lange mit dem ihnen eigentlich nicht mehr gehörenden Kopf umhergelaufen sein.

Der berühmte Herr Dickens besuchte während seines Aufenthaltes in Rom jeden Abend das Colosseum. In dortiger Gegend der frommen Siebenhügelstadt treiben sich des Abends zahlreiche Taschendiebe umher. Einer stieß nun einmal, wie durch Zufall, Dickens stark gegen die Brust und Dickens bemerkte sofort, daß er sich ohne Uhr befand. Dickens hatte Muth, er eilte dem Manne nach, faßte ihn am Genick und rief: Uhr! Uhr! Das war das einzige Wort, das er in italienischer Sprache herauszudrücken vermochte. Der Gefangene legte im Dunkel der eingebrochenen Nacht ihm seine Uhr in die Hand und erhielt vom großmüthigen Dickens die Freiheit. Als Dickens dann zu Hause ankam, sah er zu seiner Verwunderung seine Uhr ruhig auf dem Nachttischlein liegen, wo er sie in der Vergeßlichkeit zurückgelassen hatte. Er begriff seinen Irrthum und eilte auf die Polizei, um die Uhr, die er als improvisirter Räuber dem Opfer seines Zornes abgenommen hatte, zu Handen ihres Eigenthümers abzugeben. Derselbe befand sich ebenfalls dort, um anzuzeigen, wie er vor einer Viertelstunde angegriffen und beraubt worden sei, und erkannte in Dickens den Thäter. Er war ein Engländer, wie Dickens selbst. Die Sache klärte sich zu allgemeiner Heiterkeit auf, und der Räuber, der Beraubte und der Polizeicommissär besiegelten die Geschichte mit einem vergnügten Abend.

Frauen und Männersprache. Bei den Cariben findet man eine gesonderte Frauen und Männersprache, welche Erscheinung die Völkerkundigen daraus zu erklären suchen, daß die Männer einst durch Raub aus einem fremden Stamme sich ihre Weiber zu verschaffen suchten. Auch bei den Kafirn sprechen Mann und Frau verschiedene Sprachen, weil die Frau kein Wort über ihre Lippen bringen darf, welches in den Namen eines ihr verschwägerten Mannes vorkommt, wie Peschel in seiner Völkerkunde bemerkt. Es ist also auch leicht möglich, daß die verschiedene Männer und Frauensprache bei den Cariben einen andern Grund hat, als man bisher allgemein annahm.

Straßenbild Nr. 2. Ein Leichenzug. Nirgends ist das Auffallende so auffallend, als gerade bei den ernstesten Gelegenheiten. Deßhalb ist bei gewissen Leuten auch der Lachkitzel in der Kirche schwer zu bewältigen. Von den Leichenzügen, welche täglich an unserer Office vorbeidefiliren, bieten Manche, trotz dem Ernste, welchen ihr Anblick einzuprägen geeignet ist, manches Besondere, namentlich die der Irländer. Sehr froh, daß sich wieder einmal eine Gelegenheit zum Kutschenfahren bietet, haben die Leute der Kutschen viele bestellt und diese sind mit „lieben Angehörigen" tüchtig belagert. Schaut hin! Kutsche Nr. 4 enthält vier Mannspersonen. Ihre Hüte sitzen bedrohlich auf einem Ohr, sind von zweifelhaftem Aussehen, als hätten sie schon einmal Nachtmützendienste verrichtet. Bei Keinem fehlt die anderthalb Zoll lange „Stummel," um das Zeitalter des Dampfes zu signalisiren; aber Einem hängt dieselbe erloschen, wie der Krater eines dienstunfähigen Vulkans, in dem vom Fusel schlaftrunkenen Gesicht.—Kutsche Nr. 6 enthält zwei Männer und zwei Frauen. Von der Ferne betrachtet sollte man meinen, daß Alle recht lebensfrisch in die Welt hinausschauen, denn rothwangig spiegeln sie sich in den Kutschenfenstern. Bei näherer Betrachtung findet der Beobachter aber und namentlich bei einem Gesicht, daß das „Roth" kein Lebens- sondern ein Todeszeichen ist. Wie ein kupferfarbenes Vorgebirge ragt die rothe Nase in das Luftmeer und scheint auf die Warnung hinzudeuten, leicht entzündbare oder explodirende Stoffe nicht in allzu nahe Berührung mit derselben zu bringen. Die Männer scherzen und lachen mit ihren vis-à-vis, als seien sie auf der Reise zu einer bleiernen Hochzeit.—Kutsche Nr. 10. Auf dem Bocke liegt ein Sohn der grünen Insel, als Rosselenker und—schläft. In der Kutsche wieder gemischte Gesellschaft. Die Damen haben möglichst bunte Trauerkleider an, die älteren Pelzmützen auf dem Kopfe, wahrscheinlich gegen die unerträgliche Hitze des Tages. Ein Mann hat den Rock ausgezogen, denn er ist eben im Begriffe ein wichtiges Stück Arbeit zu verrichten;—er hält in seiner Hand ein Stück Kautabak und quält sich eine Portion davon abzubeißen. Von Trauer oder Feierlichkeit ist da überhaupt im Allgemeinen keine Spur, wohl aber von „Whisky" und Tabaksduft. Müßten wirs nicht sehr kurz machen, so könnten wir des „Erbaulichen" noch mehr beifügen; doch mag das Gesagte als Embryo zu ferneren Betrachtungen—vielleicht auch zur Lehre und Warnung dienen.

Von Dunning, einem englischen Richter, wird erzählt, daß er im Verhör von Zeugen oft sehr grob und anzüglich wurde. In einem Falle, in welchem sich der Richter durch Abfragen einer alten redlichen Frau, die sich eben auf dem Zeugenstand befand, bemühte, die Identität einer gewissen Person festzustellen, entwickelte sich folgendes Zwiegespräch:

Dunning: — „War er ein großer Mann?"

Zeugin: — „Nicht groß, Herr Richter—so ziemlich ihre Größe, Herr Richter."

D. „War er schön?"

Z. „Gerade das Gegentheil,—er sah Ihnen sehr ähnlich, Herr Richter, nur hatte er eine schönere Nase."

D. „Schielte er vielleicht?"

Z. „Ein wenig, Herr Richter, aber doch lange nicht so viel als Ihre Ehrwürden."

Diese Antworten erzeugten einen wahren Sturm von Gelächter, und Richter Dunning sah sich genöthigt, sein Verhör einzustellen.

An der Mode gestorben. Aus Paris wird folgender Fall mitgetheilt: Die Tochter des Handelsherrn B., ein ebenso anmuthiges als liebenswürdiges Mädchen im Alter von 19 Jahren, ging neulich in der Rue Rivoli spazieren, als sie plötzlich, ohne nur einen Laut auszustoßen, zusammensank. Alle Wiederbelebungsversuche, welche angewendet wurden, blieben erfolglos. Die anscheinend Leblose mußte in das Haus der Eltern gebracht werden. Ein schnell herbeigeeilter Arzt that Alles, um das Leben in den erstarrten Körper zurück zu rufen, allein erfolglos. Als man die Kleider öffnete, kam ein lederes, fein gearbeitetes Corsett zum Vorschein, welches den Körper dermaßen umschloß, daß derselbe in seinen Funktionen gestört wurde und Blutgefäße sprangen, worauf der plötzliche Tod herbeigeführt wurde. Die Kunst des Arztes scheiterte, und so ist das Mädchen in den besten Jahren ihres Lebens durch die Mode getödtet worden.

Weisheit aus dem Walde.

Mächtige Eiche!
Urbild männlicher Kraft und Würde,
Tüchtig zu tragen schwere Bürde,
Mächtig im Stamm und stark in den Zweigen,
Dir soll der Mann, der männliche gleichen,
Darnach ringe die rüstige Jugend,
Daß sie in Kraft und männlicher Tugend
Immer dir gleiche
Mächtige Eiche!

Liebliche Birke!
Bild der weiblichen Reinheit und Milde,
Zierlicher, schlanker Schmuck der Gefilde!
Lockende Grazie lebt in den Zweigen;
Dir soll das Weib, das weibliche gleichen!
Daß alle Frauen deinem Gebilde
Gleichen an Reinheit, Grazie und Milde
Jegliche wirke
Liebliche Birke!

Die langen Schleppen, welche auch neuerdings Wege und Straßen kehren, erwähnt schon Cäsar von Heisterbach (1220) bei den Frauen von Mainz, wenn sie zur Kirche gingen, und aller Eifer der Geistlichen dagegen war vergeblich. Damals nannten sie die Schleppen „Pfauenschweife," und Einer sprach von ihnen, als den „Tanzplätzchen der Teufelchen" und fuhr fort: „Hätten die Frauen solcher Schwänze bedurft, so würde die Natur, sie mit etwas derlei versehen haben." Auch in Wien trat damals diese Mode auf, wie der Narr Ulrich v. Lichtenstein berichtet, ja selbst bei den östreichischen Bauern erwähnt ihrer der lustige Dichter Neidhart Fuchs und sagt, daß die Bäuerinnen mit den Schleppen hin und her schwänzelten.

In Piemont bestand noch zu Anfang dieses Jahrhunderts folgender eigenthümlicher Brauch: Wurde im Hause eines Bauern ein Mädchen geboren, so pflanzte der Vater 100 Stück Pappelreiser an den Ufern des Po. War darauf das Mädchen groß geworden und verheirathete sich, so durfte der Bauer die inzwischen ebenfalls groß gewordenen Pappeln fällen und verkaufen. Das Geld erhielt die Braut dann als Heirathsgut. Starb das Mädchen aber in der Jugend, so gehörten die 100 Bäume der Gemeinde, auf deren Grund und Boden sie gepflanzt waren.

Oesterreichisches Deutsch.—Die Wiener Zeitung vom 9. Febr. 1877 meldet in dem amtlichen Theil, daß „dem mit Titel und Charakter eines Hülfsämterdirectorialadjuncten bekleideten Hof- und Ministerial-Official Erster Klasse Emanuel W. . . . . eine im Status der Präsidialsection des Ministeriums des Kaiserlichen Hauses und des Aeußeren in Erledigung gekommene systemisirte Hülfsämter-Directions-Adjuncten-Stelle verliehen worden" ist.

Ein neues Argument. Professor: Herr Schalkhuber, führen Sie mir einen exacten Beweis von der schnellen Umdrehung der Erde an.

Schalkhuber: Die allzu häufigen Klagen unserer Zeit über Schwindel.

Palindrom.

Vorwärts gelesen thron ich auf Bergeshöh'n
Am Rhein kannst du mich vielfach sehn.
Doch rückwärts gelesen kommts vom Graben her;
Zu rathen ist es gar nicht schwer.

Aufgabe.

Vertheile die Buchstaben:

S S A A
N N U U
E D D M
E E R R

so, daß man erhält den Namen: eines Theiles des menschlichen Gesichtes; eines Flusses in Asien; einer Meerenge in Europa und eines Himmelskörpers.

Auflösung der Räthsel im Juniheft:

1. Rebus: Kommt Zeit, kommt Rath.

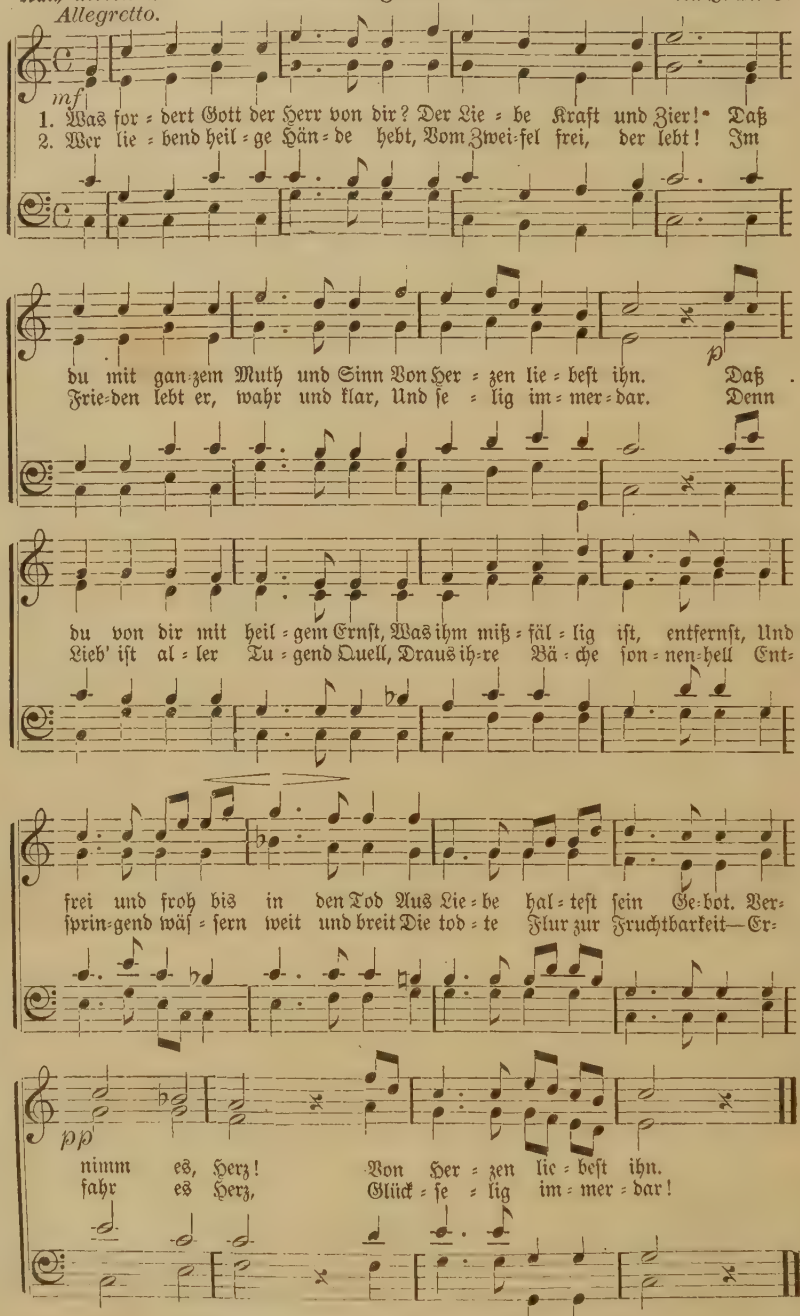
2. Buchstabenräthsel: Murg—Arthur—Reichenau Taktstab—Injurie—Nichts—Luise—Unterschleif—Thon—Eli—Resede.

Das königliche Gebot.

Nach Albertini.

Nach Hayden, von J. M. B.

Allegretto.


mf
1. Was for = dert Gott der Herr von dir? Der Lie = be Kraft und Zier! Daß
2. Wer lie = bend heil = ge Hän = de hebt, Vom Zwei = fel frei, der lebt! Im
du mit gan = zem Muth und Sinn Von Her = zen lie = best ihn. Daß
Frie = den lebt er, wahr und klar, Und se = lig im = mer = dar. Denn
p
du von dir mit heil = gem Ernst, Was ihm miß = fäl = lig ist, entfernst, Und
Lieb' ist al = ler Tu = gend Quell, Draus ih = re Bä = che son = nen = hell Ent=
frei und froh bis in den Tod Aus Lie = be hal = test sein Ge = bot. Ver=
sprin = gend wäs = sern weit und breit Die tod = te Flur zur Fruchtbarkeit—Er=
pp
nimm es, Herz! Von Her = zen lie = best ihn.
fahr es Herz, Glück = se = lig im = mer = dar!

Copyrighted, 1877, by W. F. Schneider, Cleveland, O.

Der Blinde und sein Führer.

Das Evangelische Magazin.

Band 9. August 1877. Nr. 8.

Von Jerusalem nach Jericho.

Von W. Horn.

„Es war ein Mensch, der ging hinab von Jerusalem nach Jericho." Also eine Reise. Wer auf Reisen geht, geht Freud und Leid entgegen. Niemand weiß ob und wie er wieder heimkehrt. Nun vergesse deßhalb nicht zu bitten:

„Gehe mit mir aus und ein,
Jesus Christus, meine Liebe!
Laß mich deinen Tempel sein,
Daß mich keine Noth betrübe."

Auch unser Leben ist eine Reise. Wann werden wir landen und wo, wenn unser Lebensschifflein von der letzten Welle ans jenseitige Ufer gespült wird?

Die Reise ging hinab nach Jericho—zur Palmenstadt. Wenn man die im Sonnengolde funkelnden Tempelzinnen des Heiligthums aus den Augen verloren hatte, so winkten dem Wanderer Jericho's stolze Palmenwipfel noch nicht entgegen. Dazwischen lag eine sechs Stunden lange gefährliche Wegstrecke. Mancher rauhe Felscoloß am wilden Abhange des Jordanthales barg in seinen zackigen Eingeweiden verruchte Räuberhorden. Wer da nicht von Herzen sagen konnte zu dem Herrn: „Meine Zuversicht und meine Burg, mein Gott, auf den ich hoffe," und sich auf seinen eigenen Arm verlassen wollte, der war verlassen genug.

„Er ging hinab." Mit dem Hinabgehen ist es immer eine eigenthümliche Sache. Wenn man hinabgeht von dem mit giftigen Schlinggewächsen üppig verwachsenen Gipfel des Hochmuths und Eigendünkels ins Thal der Demuth, wo bescheidene Veilchen an klaren Bächen duften, dann ist das Hinabsteigen schon recht. Wenn man aber dem geistlichen Jerusalem, wo Tempel, Heiligthum und Gottesdienst sind, den Rücken kehrt und sich von dem Palmenwehn und Rosenduft der Weltlust verleiten läßt, hinabzugehen, Jericho entgegen, wo am Wege die Mordbuben lauern, welche sich wie hungrige Geier auf die arme Beute stürzen, das ist eine gefährliche Sache. Auf Jericho ruhte, trotz seiner üppigen Vegetation, der Fluch des Mannes Gottes. Wie mancher erfahrungsreiche Erdenwanderer mag in diesem Vergleich, das Bild seiner eigenen traurigen Vergangenheit sehen.—„Er ging hinab."—

Und wie ging es unserm Reisenden? Er bietet den Seini-

gen Lebewohl, sie wünschen ihm glückliche Reise und leichten Schrittes wandert er zu Jerusalems Thoren hinaus. Der Tag liegt vor ihm. Ueber den Kidron schreitet er an Bethanien vorüber und wenn er wacker drauf los marschirt, so kann er zeitig am Tage in der Palmenstadt sein, d. h., wenn Alles gut geht.—Gut gehts aber nur dann, wenn wir den Herrn zum Führer haben. Wenn wir aber unterwegs liegen bleiben und der barmherzige Samariter findet uns, so ist das auch gut.

Bald verliert sich das bewegte Leben auf der Landstraße und stille wirds umher. Es ist ein einsamer und gebirgiger Pfad, den er zu ziehen hat. Er ist allein—allein. Da klopft ihm doch das Herz unheimlich beim Gedanken an die Möglichkeit eines Ueberfalles; denn er sieht um sich keine Hülfe und über sich wohl auch nicht. Wenn hier ein Vogel vor seinen Füßen aufhuscht und dort ein Häher schreit, so fährt er zusammen. Wenn er nur glücklich über die unwirthlichen Hügelkämme wäre. Mit solchen unheimlichen Gedanken beschäftigt, wird sein Schritt immer schneller, doch—was ist das? Plötzlich brechen hinter einem Felsenvorsprung einige unheimliche Gestalten hervor. An Flucht ist nicht zu denken und der angsterfüllte Hülferuf des Einsamen verhallt mit schauerlichem Echo ungehört in den Schluchten der unheimlichen Gebirgsgegend. Die bärtigen Gesellen greifen den Wanderer, nehmen ihm seinen Zehrpfennig und das Geld, welches er vielleicht in Geschäften verwenden wollte, ab, und da er sich zur Gegenwehr stellt,—oder vielleicht ärgerlich darüber, daß sich nicht größere Beute findet, mißhandeln sie den Armen noch auf die brutalste Weise und machen sich dann auf und davon.

Gesund und wohlgemuth hatte der Reisende vor wenigen Stunden die Schwelle seines Hauses überschritten, nun liegt er da zum Krüppel geschlagen. Wird er je wieder heimkehren? O, wie muß doch immer der Seufzer betend aus unserem Herzen emporsteigen:

„Unsern Ausgang segne Gott,
Unsern Eingang gleichermaßen."

„Furcht, Einsamkeit und tiefer Schmerz" begrüßen das Erwachen des Aermsten, nachdem er eine Zeit lang ohnmächtig und hülflos im glühenden Wüstensand gelegen. Er versucht sich zu erheben, aber seine Glieder versagen den Dienst. Gebrochen sinkt er in den mit Blut getränkten Sand zurück. Schluchzend denkt er an die Heimath, an seine Hülflosigkeit und die herannahende Nacht. Da auf einmal hört er Tritte in der Ferne. Ist es etwa eine neue Truppe von Unholden, welche den nur noch schwach glimmenden Lebensfunken ganz auslöschen werden? Er denkt es sei ihm gleichgültig und der Tod fast willkommener als das Leben. Und dennoch ist ihm der Gedanke an das Leben selbst in den bittersten Schmerzen traulicher als der Gedanke an den Tod. Ein von der sinkenden Abendsonne langgestreckter Schatten streift ihn. Mühsam richtet er seinen Blick nach der Richtung von woher der Schall der Tritte kommt. Ein Mann naht. Die Kleidung bezeichnet dessen Stand. Er ist ein Priester—ein Verkündiger der Wahrheit des barmherzigen Gottes. Gewiß wird er sich des armen Mannes am Wege annehmen. Aber nein! Kaum sieht er den Mißhandelten, da biegt er vom Wege ab und geht hochmüthig und gefühllos vorüber.

Wie doch das Aeußere täuschen kann. Hier deckt das Schafskleid ein Wolfsgemüth. Wie oft fehlt unter der Priesterkutte das Mitleid und die echte Menschlichkeit, und unter dem schlichten Gewande des gemeinen Mannes, schlägt ein echt priesterliches Herz. Hütet euch! An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen. Nicht Priestertitel- oder Kittel, nicht Kreuz oder Ordensband, sondern ein von der Liebe Christi erfülltes Herz, deutet den wahren Menschenfreund an. Aber „selig sind die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit erlangen."

Also zu den Schmerzen auch noch bittere Täuschung. Doch bald naht ein anderer Reisender. Wird der auch gefühllos vorübergehen? Nein. Es werden doch nicht Alle steinerne Herzen haben, daß sie des Nächsten Noth nicht mehr rührt. Also neue Hoffnung. Ist der Herannahende nicht ein Levite, ein Mann des Gottesdienstes? Hat er nicht von Kind auf zum Hause des Herrn gehört und sich mit Dienen im Tempel befassen müssen? Im Heiligthum groß geworden, als Kind am Altare gekniet, wird er doch sein Herz dem Hülfsbedürftigen nicht verschließen, er wird helfen. Aber ach! Seine Frömmigkeit hat er geerbt und die Formel des Gottesdienstes ist ihm zur Gewohnheit geworden. Das Vorlesen des Gesetzes berührt sein Ohr nur wie ein fernes Echo—kalt und empfindungslos ist sein Herz. Ach, wie viele solcher Leviten gibts auch heutzutage noch; oft sogar in christlichen Familien und im Heiligthum auf den Kirchenstühlen. Ihr sogenanntes Christenthum haben sie geerbt. Von Jugend auf umwehte sie ein Hauch christlichen Lebens, sie sind an der Hand religiöser Führung groß geworden. Zur Kirche und Sonntagschule wurden sie getragen, an den Schall des Wortes Gottes und die Schale der Religion sind sie gewöhnt. Sie konnten kaum anders als sich in das Gewand christlicher Formen zu hüllen; aber das Leben des Christenthums, drang nie in ihr Herz. Sie haben ein Ohr für Glockenklang und Orgelton, aber nicht für den Nothruf des Nächsten noch für die Stimme des heiligen Geistes. Sie gehören zu den Leviten. An den Zerschlagenen am Wege gehen sie gefühllos vorüber.

Neue Hoffnung, neue Täuschung. Und dennoch hofft der Mensch, so lange das Herz noch schlägt und ein warmer Tropfen Blutes durch die Adern rinnt. Hoffnung, welch ein stärkender Engel bist du, der den armen Menschengeist zu immer neuer Thatkraft treibt! Aber wie oft sind unsere menschlichen Aussichten und Voraussetzungen, blos auch der Maßstab unserer Hoffnungen. Wie schwer geht es uns da zu hoffen, wo unser Auge keine vernünftige Aussichten wahrnimmt. Brod vom Himmel und Wasser aus dem Felsen begreift unsre kurzsichtige Menschlichkeit nicht und darum hofft sie es nicht. Wie wenig kennt die Vernunft den Gott, welcher durch sein Wort Himmel und Erde schuf. Vom Priester und Leviten hofft man Mitleiden; aber was kann von Samaria Gutes kommen? „Komm und siehe es!"

Auf seinem Maulthier trabt ein einfacher Mann des Weges daher. Kein Priestermantel hängt um seine Schultern, sondern ein einfacher Reisemantel. Daran aber sieht der zerschlagene Mann am Wege, daß der nahende Fremdling ein Samariter ist. „Die Juden aber haben keine Gemeinschaft mit den Samaritern." Aufs neue verliert der Arme alle Hoffnung, denn er meint von vorne herein zu sehen, daß hier jeder Gedanke an Hülfe umsonst ist. Und dennoch, was begibt sich! Was fragt der Reiter nach menschlichen Vorurtheilen und altem Völkerzwist. Sein Herz redet eine andere Sprache. Er naht dem Verunglückten, aber nicht um zu spotten und sich an dessen Jammer schadenfroh zu weiden. Er naht um zu helfen. Mit einem Sprung ist er von seinem Thier herunter. Schnell greift er in seine Reisetasche und zieht Verbandzeug, welches er für etwa vorkommende Reiseunfälle mitgenommen hat, hervor und fängt an, dem von den Räubern jammervoll zugerichteten Menschen die noch blutenden Wunden zu verbinden. Halb

furchtsam, halb dankbar, schaut ihn dieser verwundert an. Der Samariter aber läßt sich nicht irre machen. Er wäscht und salbt und verbindet, bis Alles hergestellt ist, so gut es eben unter Umständen gehen will. Dann hebt er den Verunglückten auf sein Thier, läuft wohl selbst nebenher und hält ihn, und so bringt er denselben mühsam in die nächste Herberge. Dort angekommen, bestellt er Unterkommen für sich und den Kranken, pflegt ihn und zahlt alle Unkosten noch obendrein. Das thut der Samariter.

Und der Kranke? Wessen Religion wird er vorgezogen, was wird er, zu Hause wieder angekommen, den Seinigen erzählt haben, vom Priester, vom Leviten und vom Samariter? Ich stelle mir vor, den Priester und Leviten wird er so ziemlich den Räubern zur Seite gestellt haben. Seine Erzählung aber mochte er wohl immer mit den Worten schließen: „Wärs aber nicht für den edlen, menschenfreundlichen Samariter gewesen, ich wäre elend in der Wüste umgekommen. Er hat mir das Leben und den Glauben an die Menschheit gerettet." So gehe hin und thue deßgleichen.

Reiseskizzen.

Von R. Dubs.

I.

Ich soll „Reiseskizzen" für das „Magazin" schreiben, so hat mir der Redacteur befohlen. Aber schreiben, wenn man seekrank ist, das ist ein Ding der Unmöglichkeit. Ich dachte, meine Erfahrungen in diesem Stück auf dem Stillen Meer würden mich ähnlichen Erfahrungen auf dem Atlantischen Ocean überheben, ich wurde aber in meiner Erwartung aufs Unangenehmste getäuscht. Am 10. Mai, Nachmittags zwischen drei und vier Uhr, ging der prachtvolle, stolze Dampfer „Wieland" von New York ab. Er ist eines der schönsten Schiffe der Hamburger-Amerikanischen Packetfahrt-Actien-Gesellschaft und gehörte früher der Adler-Linie an. Der „Wieland" ist 370 Fuß lang, 40 F. breit, ging 23 F. im Wasser und stand noch bis zur Brüstung 20 F. über dem Meeresspiegel. Er hat 8 Dampfkessel, 24 Feuer und verzehrt 60 Tonnen Kohlen den Tag. Ist der Wind günstig, so werden noch die vielen Segel ausgespannt, dann geht es dreizehn bis fünfzehn und noch mehr Meilen per Stunde. Das Steuer wird mit Dampf geführt, was manchen alten Theerjacken nicht gefallen will, indem man nach der neuen Weise es nicht „in der Hand fühlen könne, welchen Weg das Schiff stehe und gehe." Aus diesen Angaben ist ersichtlich, daß wir eine umfangreiche, provisorische Heimath hatten. Ich bitte aber die Leser, von diesen großartigen Prämissen doch ja keinen zu günstigen Schluß zu ziehen auf den Raum, der mir im Innern des Schiffes zur Verfügung stand. Nebst meiner Wenigkeit waren noch drei andere Herren in meiner (ihrer) acht Fuß langen und etwa sechs Fuß breiten Stube höflich angewiesen worden, Platz zu nehmen. Einen Herrn, dem jeden Abend sein Bett über dem meinigen, gerade vor dem einzigen Luftloch aufgeschlagen werden sollte, wodurch ich noch mehr beengt worden wäre, bugsirte ich mit „klingendem Spiel" ohne Lootsee zur Thür hinaus, und so blieb mir doch die freie, gute Luft. Das Unglück wollte es aber, daß ein anderer meiner Zimmergenossen große Angst hatte vor der frischen Luft, und so mußte wenigstens des Nachts diese „Quelle natürlichen Lebens" hermetisch verschlossen werden, was mir schlecht behagen wollte. In Bezug auf mein Quartier ging es mir wie jener biedern deutschen Hausfrau in Jowa, die einmal in meiner Gegenwart während einer Predigt meines geschätzten Freundes Sch., in welcher er auf das Gebet im Kämmerlein drang, sagte: „Herr Pfarrer, in Amerika hat man kein Kämmerlein, da ist Alles in Einem." Es war Alles in „Einem," und Jeder war „Freisasse" und leider Keiner „Beisasse" und damit mußte gerechnet werden. Nassauer (dead heads) hätten wir hinausdemonstrirt, aber mit Ticket bewaffnete mußten wir respectiren. Mein Bett hatte den Vorzug beides kurz und schmal zu sein, ich bin überzeugt, daß mein Sarg nicht enger sein wird. Da lag ich des Nachts eingeengt und eingezwängt, der frischen Luft beraubt und seekrank, mit Bett und Bettlade, oder wie man das Ding heißt, in Partnerschip mit Allen geschaukelt, ohne von Freund oder Feind getröstet zu werden und—verlangte nach Befreiung. Auf dem großen Weltmeer so eingeengt zu sein, ist ein unleidlicher Contrast. Mein einziges Verg . . . . n bestand darin, daß ich Leidensgenossen hatte, sah ich ihr Leiden auch nicht, so konnte ich es doch hören. In gemessener Weise kam einer der Aufwärter und fragte, was wohl gefällig wäre. Kurz und bündig war die Antwort: „Meint man ja, man müsse sterben." Ein zweiter Gedanke stimmte mich um, ich zog die weiße Flagge auf und ergab mich und zahlte das erste „Trinkgeld." Ich war ganz Lamm, ich konnte mich ja nicht wehren.

Wie es bei Tafel aussah, weiß ich nicht, ich sollte in meinem Elend immer „Haferschleim" essen oder trinken (ich weiß nicht, welches das Richtige ist), und den mochte ich gar nicht. Endlich wagte ich mich an die Tafel, aber hier mußte ich neues Leid erdulden. Eine Stunde währte das Mittagsessen, was mir, der ich so viel nach "Rail Road Time" speiste, unausstehlich erschien. Nach der Suppe sollten Wein- und Bierflaschen geleert werden; endlich kam wieder ein „Gang" und so in echter langsamer, behaglicher Gemüthlichkeit „Eins ums Andere." Und so geschah es, daß ich Tage lang am Tisch seekrank wurde und auf und davon mußte, noch ehe die „Gänge" recht begonnen hatten. Wenn auf amerikanische Weise Alles sogleich aufgetragen worden wäre, so hätte ich bald meinen Appetit befriedigen und mich dann zu Bette oder auf das Verdeck begeben können, denn an beiden Orten war für „Ausbrüche" weniger Gefahr, aber da sitzen und ein wenig essen und dann riechen und im engen Eckzimmer geschaukelt zu werden, dagegen erhob mein Magen ernsten, anhaltenden, grimmigen Protest, und dann suchte man ihn mit dem Raisonnement „Haferschleim" zu beruhigen. Was half alles Protestiren: „Nur gemüthlich," war die gemüthliche Antwort. Uebrigens war das Essen gut und, es war auch reichlich vorhanden. Die Unter- und Oberkellner mit mannigfaltiger Beigabe waren recht gefällig, natürlich Alles mit Rücksicht auf das „Trinkgeld."

So geschwind es ging, hielt ich etwas Umschau auf dem Schiff, um mit der Sachlage näher bekannt zu werden. Auf dem hinteren Theil des Schiffes logirten die „Vornehmen," d. h. Diejenigen, die $100 in Gold für die Passage gezahlt hatten. Bei ihnen stand also der Kopf $40 in Gold höher, als bei uns „Halben." Es war Dieses nicht gerade so sehr kostspielig

"high standing" zu bekommen. Ein etwas boshafter „Halber" machte mich auf eine Familie in der ersten Cajüte aufmerksam, die das Geld zur Reise geborgt hatte, während er, mein Gewährsmann, die Taschen voll eigener Thaler habe. Zum Beweis, ließ er es in seiner Tasche „klingeln." Ein Geländer bildet die Grenzscheide zwischen den „Ersten" und den „Zweiten," während ein elender alter Strick mit einem Haken die Grenzscheide zwischen den „Zweiten" und den Untersten oder „Zwischendeckern" bildete, den Letztere auch oft ganz ungenirt aushakten und auf unser Gebiet kamen. Eine reiche mexicanische Familie, die mit der gefallenen Regierung Lerdo's in Verbindung gestanden hat, durfte aber ihres Reichthums und ihrer Stellung nicht recht froh werden, denn in der zweiten Cajüte logirte unter Aufsicht ein wahnsinniger Sohn und Bruder. Die Juden machten sich recht breit in der ersten Cajüte, sie bildeten überhaupt ein bedeutendes Contingent der Passagiere, so viel so, daß drei kath. Priester dadurch vom Mitfahren abgeschreckt wurden und ein anderes Schiff nahmen. Natürlicher Adel und die feineren Umgangsformen besitzen viele dieser Juden nicht, sie können trotz Sammet und Seide den „Emporkömmling" nicht verleugnen. Man meint das „Profitche" blicke ihnen beständig aus den Augen. Und neben diesem Blick schaut auch in adlergleicher Biegung die semitische „Aph."

Ich saß eines Tages ruhig in einer Ecke, als es auf einmal unter den Zwischendeckpassagieren eine große Bewegung gab. Richtig, ein Leierkasten intonirte Patentmusikstücke. Ich schaute von der Grenze aus dem Tumult zu und kann die Leser versichern, ein solches Treiben habe ich zuvor noch nie gesehen. Die Kranken krochen aus ihren Betten, die müßigen Matrosen packten einander, hüpften und tanzten. Dicke stämmige Männer packten ihre Frauen und schwangen sie im Kreis herum, es wurde gejubelt, gejauchzt, gejodelt, gestampft, gesungen, geschrieen 2c. Der alte Leierkasten brachte merkwürdige Dinge zu Stande. Endlich wurde er an die Grenze zwischen die erste und zweite Cajüte aufgepflanzt, und dann ging es an allen Enden los. Ein altes Harmonika ersetzte dem Zwischendeck den Leierkasten, und so tanzten sie fort, manchmal bis beinahe 11 Uhr des Nachts. Wie ich das so genau weiß? Ich mußte unter dem Tanzboden schlafen. Die Bettzimmer der zweiten Cajüte sind gerade unter dem Vorderdeck, etwas gegen die Mitte hin, gerade wo die Zwischendecker ihren Tanzboden improvisirt hatten. Das war ein Schleichen und Stampfen, daß man fast nicht einschlafen konnte. Der Capitän ging mit Tanz und Reigen den Passagieren voran.

Natürlich wurde auch allerlei Schabernack getrieben. Wegen der Abstammung eines kleinen Mannes wurden Wetten eingegangen. Manche sagten, er sei ein Jude, Andere, er sei kein Jude. Er wurde dann über seine Abkunft zur Rede gestellt, und er erklärte frisch heraus: „Ich bin kein Jude." Doch, doch, sagte eine alte deutsche Dame, der Jude schaut ja zum Gesicht heraus. Ich theile ganz entschieden für mich die Ansicht der alten Dame, aber der—Was? blieb bei seiner ersten Aussage.

Ich sprach einmal mit einem deutschen Manne, der auch sehr unwohl war. „Sehen's," meinte er, „das Schiff geht aber auch immer das Hügelige hinauf." So scheint es, und diese optische Täuschung veranlaßte ihn diese Bemerkung zu machen. Mit einer betagten 68jährigen Mutter wurde ich bekannt, die nur acht Monate in Amerika war und nun wieder nach dem „schönen Deutschland" reiste, um daselbst zu sterben. Sie hatte fast immer den Strickstrumpf in der Hand. „Eck passe gor nich für Amerika; do schüll eck in Schaukelstohl sitten un blot met de Finger trommeln un nischt schaffen. Ne, dat kann eck nich, do moak eck mi weder na Huus," so sprach die alte Dame. Sie meinte, die alten Deutschen seien zu dumm für Amerika, da brauche man andere Leute. Der Schaukelstuhl fand bei ihr keine Gnade, das sei ein wahres Verderben, einen alten ehrwürdigen Sessel lasse sie sich schon gefallen. Eine der interessantesten Persönlichkeiten auf dem Schiff war der zweite Officier W. von Verschuer. In „Platt" sagte er einmal: „Eck bün een lütten Kirl van 296 Pund amerikansch Jewicht." Das Klettern geht ihm etwas schwer.

Der Schiffskoch ist eine viel umworbene Person. Die Matrosen erwarten links einen guten Bissen, die Zwischendeckpassagiere „winken" um Das und Jenes. Der Laufbursche der Küche schob den Matrosen Eier, Fleisch 2c. zu, was sie geschickt in ihren Flanellhemden zu verstecken wußten. Die Küche war nach oben offen, so daß man vom Verdeck aus der Zubereitung der Speisen zuschauen konnte. Da saßen und standen den ganzen Tag Personen aus dem Zwischendeck und schauten auf die leckeren Speisen, aber sie bekamen sie nicht. Das war schlimmer als das Träumen von gutem Essen. Es war dies eine wahre Qual für diese Zuschauer—und doch ließen sie nicht davon ab.

Merkwürdig war es mir, daß kein einziger Compaß auf dem Schiff ganz richtig ist. Wind und Meeresgrund, ganz besonders das Eisen am Schiff verursachen diese Unregelmäßigkeit. Durch Messungen wird aber immer ermittelt, wie groß die Abweichungen des Compasses sind.

Prachtvoll ist der Aufgang und Niedergang der Sonne bei klarem Himmel. Majestätisch, einzigartig in Glanz steigt sie, die Königin des Tages, am östlichen Himmel, dem Anschein nach aus dem Meer empor und wirft ruhig ihre hellglänzenden Strahlen über die weiten, weiten Wasserwogen dahin. Stolz neigt sich das Schiff ihr entgegen und gibt ihr den Morgengruß, und die matten Reisenden erfreuen sich ihres Lichts, ihrer Wärme. Da stehe ich allein und betrachte sie, diese Feuerkugel und werde durch sie zum ewigen, wahren Licht der Welt übergeführt. Ueber die Sonne hinaus, in die weiten, weiten Räume des unermeßlichen Weltalls versteigt sich mein armer, aber doch ewiger Geist und beugt sich im Gefühl der eigenen Nichtigkeit vor dem Glanz der Herrlichkeit (Doxa) des großen Gottes, bei welchem ist keine Veränderung noch Wechsel des Lichts und der Finsterniß. Hier ist Licht, Wahrheit, Leben, mithin die Liebe. Vor diesem Licht erbleichen die Sonnen des Firmaments, reine, heilige, glühende, himmlische Wärme durchströmt mein Inneres; denn in seinem Licht schauen wir das Licht.—Der Untergang der Sonne erweckt auch mächtige Gefühle in der Brust des denkenden Beobachters. Ich wollte, der Redacteur des Magazins könnte jetzt einmal dieses Phenomen sehen, um vom Dichtergeist angehaucht, den Gedanken in rythmischer Form schwungvollen Ausdruck zu geben. Gluthroth nähert sie sich an manchem Abend dem Meeresspiegel, als wollte sie noch einmal in feuriger Weise die Wellen küssen und im kühlen Fluthenbad sich abkühlen von der Hitze des Tages. Es scheint wirklich, als ob sie in die Fluthen versänke. Da stand ich oft am hintern Ende des Schiffes in eine Ecke gedrückt und betrachtete für mich allein, andächtig, entzückt, dieses grandiöse Schauspiel. Fürs Erste wußte ich, daß nach ihrem Untergang hin die Lieben wohnen, die sich noch in ihrem Lichte erfreuen, während der Papa schon in Finsterniß allein meditirend auf dem sturmgepeitschten Weltmeer dahinfährt. Ich möchte einen Gruß durch sie bestellen—es ging aber nicht, die andere Sonne muß

dieses übermitteln. „So geht die Sonne einmal zum letzten Mal unter," rief ich an einem Abend in Gedanken vertieft aus, als ein Mitreisender durch die unerwartete Frage: Wann? mich aus meinen Betrachtungen aufschreckte. Ja, wann wird der Tag kommen, daß Sonne, Mond und Sterne ihren Schein verlieren und die Himmel mit großem Krachen vergehen werden? Der Ewige weiß es, der Sterbliche forscht vergebens, kommen wird es aber, und das ist genug für alle praktischen Zwecke. Möge der Herr es geben, daß Schreiber und Leser allezeit bereit seien, dem Herrn zu begegnen, wenn er kommt, die Welt zu richten. Der deutsche Dichter sagt: „Die Weltgeschichte ist das Weltgericht!" wir fügen bei: Aber nicht das Endgericht.

In der Morgue.

Von H. Mühlfeld.

Schön sind die großen Städte mit ihren prächtigen, stolzen Palästen, den breiten Straßen, den kunstvollen Statuen und den öffentlichen Plätzen, mit weichen Rasenteppichen, Blumenbeeten und Baumgruppen geschmückt, unter deren schattigen Kronen sich der Ermüdete auf einer der zierlichen Bänke niederläßt und dem sprudelnden Springbrunnen zuschaut, der unaufhörlich seine Strahlen emporwirft und sie in tausend Tropfen, die in der Sonne wie Diamanten funkeln, wieder zur Erde herabfallen läßt.—Und welch ein buntes Gewimmel herrscht da überall! Stolze Carossen, von feurigen Pferden gezogen, sausen an uns vorüber; feingekleidete Herren und Damen lustwandeln dahin und fröhliche Kinder lassen ihr Rufen und Jauchzen erschallen. — Aber die großen Städte bergen, trotz all ihrer Pracht und Herrlichkeit, doch auch ein großes Stück menschlichen Jammers und Elendes, und dem aufmerksamen Beschauer, der ihre Straßen durchwandelt, werden Gestalten begegnen, aus deren hohlen Gesichtern das Gespenst des Hungers offen hervorgrinst: oft sieht er auch finstere, zerlumpte Gesellen, die mit scheuem Blick an den Seiten der Häuser dahinschleichen und deren Antlitz unverkennbar den Stempel der niedrigsten Leidenschaften trägt; ihnen Nachts zu begegnen, würde uns unheimlich zu Muthe werden. Und wie ergreift es das Herz des Menschenfreundes, sieht er die zahlreichen Kinder, welche da verwahrlost und kaum zur Noth mit zerfetzten Kleidern bedeckt, auf den Straßen umherirren! Welch rohe, unfläthige Reden entströmen dem Munde dieser oft noch im zartesten Jugendalter stehenden Knaben und Mädchen! Unwillkürlich drängt sich dem Beobachter der Gedanke auf: Was wird einst aus diesen Allen werden, und wie werden sie enden? — —

Der Art waren auch meine Gedanken, als ich eines Tages einen Spaziergang durch eine der schönsten Straßen der großen Stadt L. . . . machte, und an einem Haufen zerlumpter Kinder vorüberging, aus deren Mitte ein solch wüstes Schimpfen und Lärmen ertönte, daß ich mich traurig und doch voll Abscheu abwandte, und eben weiter gehen wollte, als mir plötzlich von hinten Jemand auf die Schulter klopfte; etwas überrascht drehte ich mich um und erblickte Dr. Schmidt, einen ältlichen, stillen und ernsten Mann, der als einer der tüchtigsten Aerzte in L. . . . bekannt war.

„Guten Morgen, junger Freund," sagte er freundlich, „wohin des Weges?"

„Ich mache nur einen Spaziergang bei dem schönen Wetter, Herr Doctor, und finde vielleicht bei dieser Gelegenheit einen Anhaltspunkt zu einer Skizze oder Erzählung; das lebendige Gewoge und Leben der Menschen um mich her bietet manch Interessantes mit seinen Licht- und Schattenseiten."

„Nun, nicht nur die Lebenden bieten uns Bilder, welche würdig sind, von der Feder gezeichnet zu werden, auch die Todten wissen uns gar eindringlich zu erzählen, aber das sind meistens traurige Geschichten, die wir in ihren starren, kalten Gesichtszügen lesen, und doch würden sie gewiß für manchen Jungen oder Alten heilsam sein, der sie vernimmt," schloß ernst mein älterer Freund.

„Wie meinen Sie das, Herr Doctor, kommen Sie gerade von einem Sterbebette?"

„O nein, aber mein Beruf führt mich jetzt an eine düstere Stätte, darin nur der Todesengel waltet, und wo auch Sie Stoff zu ernsten Betrachtungen finden werden, wenn Sie mich dahin begleiten wollen."

Ich wußte sehr wohl, was der Arzt damit meinte, und anfangs stieg ein unheimliches Gefühl in mir auf, doch nach einigem Ueberlegen nahm ich sein Anerbieten an.—Nachdem wir einige Straßen durchwandert, kamen wir an ein niedriges rothes Ziegelgebäude mit großen Fenstern und glattem Dache.

Ueber der Eingangsthür hing ein Schild, worauf mit großen, schwarzen Lettern das Wort "Morgue" stand. Wir traten ein und gelangten in einen kühlen, luftigen Saal, der durch eine Glaswand der Länge nach in zwei Hälften getheilt war. Hinter der Glaswand befanden sich sechs bis sieben niedrige Tische aus Marmor, worauf die Todten gelegt werden, um dann von ihren Verwandten, Freunden oder Bekannten identificirt werden zu können; fünf von den Marmorplatten waren besetzt, und lange habe ich das schreckliche Gemälde nicht vergessen können, welches mir die daliegenden, stummen Todten vor Augen führten.—

„Jenen Mann, den Sie dort auf dem ersten Tische liegen sehen," begann jetzt der Doctor, „hat man gestern aus dem Flusse gezogen; er muß schon einige Wochen darin gelegen haben, aber trotzdem sind seine Gesichtszüge noch erkennbar und lassen mich auf ein rohes, verkommenes Gemüth schließen; wie elend und jammervoll liegt nun der Mensch da, in den abgerissenen, verblichenen Kleidern."

Schaudernd warf ich noch einen letzten Blick auf die Leiche, und erblickte am Fußende derselben ein Stück Kamm, ein großes verrostetes Messer und eine—Branntweinflasche; das waren alle Habseligkeiten, welche man bei dem Todten gefunden hatte; wie er ums Leben gekommen, ob er in finsterer Verzweiflung den Tod gesucht oder im Taumel seiner unseligen Leidenschaft ins Wasser gestürzt, das konnten die kalten, schwarzen Lippen nicht mehr erzählen.

„Der Todte dort auf dem dritten Tische mit dem aufgedunsenen Gesicht," fuhr mein Begleiter fort, „ist heute früh identificirt worden. Es ist ein junger Kaufmann, der eine angesehene Stelle bekleidete und das vollständige Vertrauen seiner Vorgesetzten genoß. Während der ersten Jahre, da seine fromme Mutter noch lebte, war er ein gottesfürchtiger, braver Mensch; aber als diese starb, und er später ein hohes Gehalt

bekam, fing er an ein lustiges, leichtes Leben zu führen; statt der Kirche besuchte er nur noch das Wirthshaus und schlechte Gesellschaft, und stürzte sich aus einem Vergnügen ins andere; trotz aller Vorstellungen seiner Principale und trotz seines oftmaligen Versprechens, sich zu bessern, verharrte der junge Mann doch in seinem lasterhaften Lebenswandel und trieb es so fort —bis man gestern Nachmittag seine Leiche im Park fand, er hatte sich erhängt.—

„Der feingekleidete Mann auf dem vierten Tische da mit der kleinen Schußwunde in der Schläfe ist einer der reichsten Grundbesitzer unserer Stadt; er bewohnte ein prachtvolles Landhaus in der Umgegend und war sonst auch mit allen irdischen Glücksgütern gesegnet. Aber so reich wie der Mann war, ebenso hartherzig und gefühllos war er; nur der allmächtige Dollar ist sein Gott gewesen, und gegen die Armen trug er einen Stein im Busen. Ich habe vor Kurzem," erzählte der Doctor weiter, „in einer armen Familie ein Kind behandelt. Beinahe unter Thränen erzählte mir der Vater desselben, daß er dem reichen Grundbesitzer B. . . . auf seine ‚Lot' schon 300 Dollars abgezahlt, die er sich mühsam erspart habe; unglücklicher Weise sei ihm die Quittung abhanden gekommen, die Sache wurde vor Gericht gebracht, und da B. . . schwor, daß er das Geld nicht erhalten, so wurde der Prozeß zu seinen Gunsten entschieden, und der arme Arbeiter muß nun von neuem sparen und darben. Noch vorgestern sah ich den vornehmen Mann in seiner prächtigen Equipage dahinfahren; gestern Abend hörte man in dem Zimmer des Hotels, wo er abgestiegen, einen Schuß fallen und heute liegt der lebenslustige, reiche B. . . . kalt und todt vor uns! Die Seinen werden ihn wohl bald abholen und dann wird es ein großartiges Leichenbegängniß geben. Warum der Mann selbst Hand an sich gelegt, wird wohl der Welt ein Geheimniß bleiben, denn er besaß ja all die Schätze und das Glück, was diese ihm bieten konnte; doch nun ist er vor dem ewigen Richter da droben, der die verborgensten Tiefen des Menschenherzens erschauet, ins Urtheil gefallen; wie dasselbe gelautet, das hat ihm gewiß sein böses Gewissen, die Anklage- und Warnungsstimme Gottes, vorhergesagt. Dies ist das traurige Ende eines Freigeistes, der an nichts glaubte, und dem nichts heilig galt, als sein schnöder Mammon, den er nun doch zurücklassen muß," endete der Arzt.

Das Gesicht des Todten schien wie aus Marmor gemeißelt, so kalt und hart sah es aus. Da konnte man keinen Zug von Wohlwollen und Herzensgüte wahrnehmen, es schien Alles an ihm versteinert zu sein, und selbst die bleichen Lippen waren wie im Trotze fest zusammengekniffen.

Welch seltsame Gedanken durchstürmten meine Seele! Hier drückte der Tod als unbarmherziger Schnitter den Stempel der trostlosesten Verzweiflung auf die Gesichter seiner kalten und starren Opfer, die in ihren Sünden, mit der Qual des bösen Gewissens in der Brust und der Angst vor einem künftigen Gericht, dahinfuhren; dann versetzte ich mich an das Sterbebett eines zur ewigen Ruhe Heimgegangenen; welch seliger Friede ruht auf den erblaßten Zügen, und ein Schein der Verklärung ist über das Antlitz ergossen, der den still Weinenden, die um das Lager des geliebten Todten versammelt sind, verkündigt: Durch den Tod bin ich zum ewigen Leben eingegangen!

Der Anblick all der Todten, wie sie so regungslos und stumm dalagen, und doch so furchtbar und beredt zu den Lebenden sprechen konnten, hatte mich mächtig ergriffen, und unwillkürlich machte ich eine Bewegung dem Ausgange zu, um diese Stätte des Schreckens zu verlassen und wieder unter frohe und fröhliche Menschen zu gelangen, da hielt mich die Hand des Doctors zurück.

„Nur noch eins," sagte er zu mir, „nur noch eine Geschichte will ich Ihnen erzählen, und dann wollen wir gehen. Sehen Sie sich," fuhr er mit bewegter Stimme fort, „einmal jene Leiche dort an, wie verschieden von den andern und doch auch ein tief gefallenes, schuldbeladenes Wesen; wie jene da mit den schrecklich verzerrten, starren Zügen."

Ich trat dicht an die Glaswand und erblickte die Gestalt eines Mädchens, welches wie eine Schlafende auf der Marmorplatte ausgestreckt dalag. Obgleich das Gesicht der Todten so bleich wie eine Kalkwand war, so ließen sich doch noch die schönen, feinen Züge erkennen; ein Kranz von blonden Locken umsäumte das Haupt, und das Ganze wäre ein Bild des sanften, friedlichen Schlummers gewesen, hätte sich um den Mund nicht ein Zug unsagbaren Schmerzes und tiefster Verzweiflung gelagert, während die dunkeln Augen mit starrem Blick zur Decke gerichtet waren. Tief ins Herz schnitt es mir beim Anblick des todten Mädchens, und als ich mich fragend nach dem Doctor umwandte, erzählte er mir Folgendes:

Ich hatte in meiner Praxis eine Wittwe kennen gelernt, eine alte, ehrbare Frau, welche ihre beiden Kinder, zwei Mädchen, in der Furcht Gottes erzog. Marie und Anna, so hießen sie, hingen mit großer Liebe an ihrer Mutter; während Marie als die ältere und stillere die kleine Hauswirthschaft besorgte, arbeitete Anna in einem Putzladen, und da sie ein flinkes, anstelliges Ding war, so verdiente sie einen ziemlich hohen Lohn, womit die kleine Familie ohne Nahrungssorgen auskommen konnte. Vor ungefähr einem Jahre starb die Mutter; Marie erhielt bald wegen ihres bescheidenen Wesens und ihrer Tüchtigkeit im Haushalt eine Stelle in einer angesehenen christlichen Familie, während die lebhafte Anna, welche an körperlicher Schönheit ihre Schwester bei Weitem übertraf, im Putzladen fortarbeitete. Mit großem Schmerz mußte Marie wahrnehmen, daß seit letzter Zeit Anna sich nur selten bei ihr blicken ließ, ja ihre Besuche endlich ganz einstellte, und selbst in der Kirche konnte sie die geliebte Schwester nicht mehr sehen. Voll banger Ahnung eilte nun Marie selbst zu ihr hin und fand statt ihrer Schwester eine aufgeputzte Modedame wieder; auf die liebreichen Vorstellungen und Ermahnungen von Seiten Mariens erklärte Anna, daß sie nun lange genug des Lebens Mühen getragen, sie wolle jetzt auch die Lust und Freude desselben genießen und verbiete sich fernerhin jeden Besuch ihrer frommen ‚Betschwester.' Voll Gram und Kummer schlich sich Marie heim, und gar manch inniges Gebet mag zu Gott um ihre irrende Schwester unter heißen Thränen emporgestiegen sein. So oft auch Marie zu ihr kam, stets fand sie eine verschlossene Thür, und selbst der ehrwürdige, greise Pastor vermochte nichts gegen die Unglückliche auszurichten, welche in ihrer Verblendung glaubte, sich selbst schon aufrecht halten zu können, um nicht auf dem schlüpfrigen Pfade, welchen sie wandelte, zu fallen. Nun sehen Sie, junger Freund," fuhr der Doctor nach einer kurzen Pause fort, „es ist eine alte Geschichte und doch bleibt sie ewig neu; Anna erging es wie tausenden junger Mädchen in den großen Städten. Indem sie all die schönen Trugbilder der Welt für Wahrheit annahm, stürzte sie sich leichtsinnig in den Strudel der Lust und des Vergnügens hinein, bis sie sich zuletzt elend verrathen und betrogen sah; auf den kurzen Wahn folgte die nagende Reue; zu ihrer Schwester, die sie so herzlos von sich gewiesen, schämte sie sich zu gehen und ebenso scheute sie sich, ihren früheren Seelsorger aufzusuchen.

Gebetet hatte sie wohl schon lange nicht mehr, und so gerieth sie in die schrecklichste Verzweiflung . . . .

Gestern Abend wurde ich nach dem Flusse gerufen, um Leichenschau zu halten; wie mir ein Augenzeuge erzählte, hatte sich unter gellendem Aufschrei ein Mädchen von der Brücke herab ins Wasser gestürzt, und erst nach vielem Suchen war ihr Leichnam gefunden worden; die Todte war die unglückliche Anna, dort sehen Sie ihre irdischen Ueberreste, o möge Gott ihrer Seele gnädig sein," schloß der Erzähler mit einer Stimme, die nur aus einem tief ergriffenen Herzen kommen konnte.

Schweigend und in ernsten, traurigen Gedanken verloren standen wir vor der Todten. Wer hätte in dem bleichen, lieblichen Gesicht eine Unglückliche erkannt, die in finsterer Verzweiflung und nagender Reue ihrem Dasein selbst ein Ende gemacht! O hätte dieser schmerzlich verzogene Mund jetzt sprechen können, was. . . . .

„Meine Schwester, meine arme, arme Schwester!" tönte es plötzlich hinter mir in so herzzerreißendem, klagendem Aufschrei, daß ich mich erschrocken umwandte und ein Mädchen in Begleitung mehrerer Damen erblickte, welches nun in tiefstem Schmerze, weinend und die Hände ringend, vor der geliebten Todten stand. . . .

Ich wandere wieder unter dem fröhlichen, bunten Gewoge der Menschen dahin; goldig lacht die Sonne vom blauen Himmel durch die alten, schattigen Bäume des Parks auf den blumengeschmückten Rasen; Alles athmet Frohsinn und Leben, aber die Todten in jener Stätte habe ich lange nicht vergessen können; diese stummen, kalten Gesichter, wie furchtbar und eindringlich vermögen sie doch zu reden von dem Dasein und Gericht des ewigen Gottes; und wollten sich doch die Lebenden von den Todten warnen lassen, ehe es zu spät ist.—Sollte vielleicht bei dem Einen oder Andern, der Dieses zu lesen bekommt, und dessen Herz angefangen, sich den glänzenden Trugbildern der Welt zuzuneigen, das Gewissen seine Warnungsstimme erheben und ihn zur Umkehr bewegen, so wäre der Zweck obiger Zeilen erreicht und nicht ohne Segen geblieben.

Einst und Jetzt;

oder:

Amerika wie es war und ist.

Von J. M. Biermann.

(Fortsetzung.)

Das erste feindselige Zusammentreffen zwischen den Colonisten und den britischen Truppen fand in der Nähe von Concord statt, indem die Engländer in aller Stille von Boston aus eine bewaffnete Macht ausschickten, um die Kriegsvorräthe der Amerikaner in Concord zu zerstören. Allein die Colonisten bekamen Wind von dem Unternehmen und alarmirten ihre Freunde bei Zeiten. Die Engländer wurden von allen Seiten beläftigt, und hätten sie nicht Verstärkung erhalten, so wären sie gänzlich aufgerieben worden. Der Provinzial-Congreß von Boston trat nun zusammen, ordnete die Aushebung einer Armee an, und beschloß Papiergeld auszugeben! In einigen Tagen schon waren 20,000 Mann beisammen und schlossen die Engländer in Boston ein. Auch in anderen Theilen des Landes rüstete man sich, um der verhaßten Wirthschaft der Engländer ein Ende zu machen. In Connecticut überraschten die Amerikaner die Festung Ticonderoga, wo sie bei Tagesanbruch anlangten. Die ganze Besatzung lag noch in tiefem Schlafe und dem einzigen wachehabenden Soldaten versagte das Gewehr, als er Feuer auf die ungebetenen Gäste geben wollte, und als er sich in die Festung flüchtete, drangen die Amerikaner mit ihm ein. Das dreimalige Hurrah rufen brachte die schläfrigen Briten auf die Beine und nach einem kurzen Gefechte forderten die Amerikaner den englischen Commandanten zur Uebergabe auf. „In wessen Namen?" fragte er mit Erstaunen. „Im Namen des allmächtigen Jehova und des Continental-Congresses, erwiderte der amerikanische Anführer. Dieser ungewöhnlichen Forderung wurde Folge geleistet und die Besatzung ergab sich mit ihren werthvollen Kriegsvorräthen. Auf dieselbe Weise wurde auch Crown-Point und ein britisches Kriegsschiff weggenommen. Die Amerikaner hatten bei diesen Operationen nicht einen Mann verloren.

Am 10. Mai trat in Philadelphia der zweite Congreß zusammen, wobei 13 Colonien vertreten waren. Georg Washington wurde zum Oberbefehlshaber ernannt. Die Stadt Boston war immer noch von den Engländern besetzt und von den Amerikanern belagert, bis endlich am 17. März 1776 die englischen Truppen sich mit ihren Anhängern auf die Schiffe begaben und Boston Lebewohl sagten. Während die Engländer auszogen, hielt Washington seinen glänzenden Einzug in Boston.

Die englische Regierung bot nun Alles auf, die Colonien wieder zurück zu erobern. Alles Mögliche wurde angewandt, kein noch so schlechtes und verächtliches Mittel gescheut, um diesen Zweck zu erreichen. Aber Verrath, Bestechung, Grausamkeit aller Art, waren nicht im Stande, den Plan der Vorsehung zu zerstören. Die amerikanische Armee war fast von Allem entblößt; hatte schlechte Waffen, Mangel an Munition, die Kleider der Soldaten waren zerfetzt, die meisten liefen barfuß; die Lebensmittel waren knapp und das Geld rar; Verrath, Betrug und Bosheit lauerten an allen Ecken. Dagegen hatten die Engländer Ueberfluß an Allem: Sie hatten wohlgenährte und gut bezahlte Soldaten, Ueberfluß an Kriegsmaterial und Bundesgenossen. Diese Letzteren wollen wir ein wenig näher betrachten. Die Engländer hatten wohlbesoldete Agenten unter den verschiedenen Indianerstämmen, welche diese wilden Creaturen zur Rache gegen die Colonisten aufreizten und ihnen für ihre Henkerdienste Waffen, Kleider und Schnapps verabfolgten. Tausende friedliebender Familien wurden während des Revolutionskrieges von den Rothhäuten kaltblütig ermordet; in den Schlachten fochten die Rothhäute stets auf Seite der Engländer, wo ihr Hauptgeschäft nach der Schlacht das Scalpiren und Plündern der gefallenen Colonisten war. Der Ruhm der Engländer ist mit einem blutigen Schleier umfangen, und das Blut Tausender klagt die einst Mächtigen des englischen Reiches des Mordes an. Die zweiten Verbündeten der Engländer waren die Tories. Sie bestanden aus eingewanderten Engländern, die allen Unabhängigkeitsbestrebungen der Colonisten entgegenarbeiteten; sie hielten treu zu der Regierung des Mutterlandes. Ihre Spionendienste wurden ihnen mit englischem Gelde gut bezahlt

und wenn von England, oder von einem Beamten der Befehl kam, einen lästigen Patrioten aus dem Wege zu räumen, so waren sie stets bereit, einen Meuchelmord zu begehen, oder die Heimath eines oder mehrerer Colonisten mit der Brandfackel zu zerstören. Sie waren die Banditen der damaligen Zeit und bildeten die Hauptstütze der Unterdrücker. Die Gehilfen Nr. 3 machen dem deutschen Namen leider keine Ehre: Es waren Hessische Soldaten. Der Churhessische Landesvater (?) hatte diese Leute den Engländern verschachert. Sein ausschweifender Lebenswandel hatte seine Kasse erschöpft und, um wieder ein paar Monate prassen zu können, hatte er seine Armee den Engländern um schnöden Mammon hingegeben, die um ihre Freiheit kämpfenden Amerikaner abschlachten zu helfen. Die armen Soldaten wußten von diesem schmählichen Handel nichts. Sie wurden commandirt: „Vorwärts! Marsch!" und hinaus zogen sie von Weib und Kind, von Vater und Mutter, von Freunden und Vaterland und als sie an „das große Wasser" kamen, wurde commandirt: „Ins Schiff!" und dies trug sie hinaus in die wogende See, wobei Mancher weinte Thränen. Die Armen waren zu bedauern. Manchem brach fast das Herz, als er nur noch Wasser und Himmel vor sich sah und als ihnen endlich bedeutet wurde, daß ihr gewissenloser Landesvater sie an die englische Regierung verschachert habe, erhob sich ein Schrei der Entrüstung und der Verzweiflung. Der herzlose hessische Wüstling wurde verwünscht, Drohungen und Schmähworte erfüllten die Lüfte, welche den Hessenfürsten, wenn er sie gehört hätte, gewiß nicht sehr angenehm berührt hätten. Mancher der Hessen ging später zu den Amerikanern über und alle, die gefangen wurden, fochten später in den Reihen der Colonisten. Nur Wenige sahen die alte Heimath wieder. Auch an Rußland wandte sich die englische Regierung um Truppen; aber der russische Kaiser wies das Gesuch mit Verachtung zurück und beschämte durch seine Handlungsweise einen pflichtvergessenen deutschen Fürsten und die humanseinwollende britische Regierung.—Kein Wunder, daß die englischen Armeen Niederlagen auf Niederlagen erlitten. Wer mit solchen Mitteln zu siegen gedenkt, hat die Macht der Finsterniß mit ihren schrecklichen Dämonen auf seiner Seite und der Herr der Heerscharen blickt mit Mißfallen auf solche Unternehmungen herab.

Werfen wir einen Blick auf den Anführer, der für ihre Unabhängigkeit kämpfenden Colonisten: Alles steht zur Schlacht bereit; der Morgen graut. In einem nahen Wäldchen liegt der Obergeneral auf seinen Knieen in andächtigem Gebet. Er fleht für das Gedeihen, für den endlichen Sieg, für den Segen einer gerechten Sache. Hinter einem Baume lauern zwei feindliche Indianer; Einer hat schon den Hahn gespannt, der Andere hält mit krampfhafter Hand den Tomahawk; eine große Belohnung ist ihnen sicher. Doch, nein! Eine unsichtbare Hand hält sie zurück. Georg Washington steht in Gemeinschaft, im Umgang mit seinem Gott, er ist unter dem Schutze des Allmächtigen, der stark genug ist, mit einem einzigen Winke alle Heere der Erde wie Spreu zu zerstreuen.—Georg Washington erhebt sich vom Gebete, ge-

stärkt; sein Auge glänzt siegesgewiß, sein Tritt ist sicher und elastisch und sein ganzer Gesichtsausdruck macht den Eindruck, daß er einer gerechten Sache dient. Bald nachher durchfliegen Adjutanten auf schnellen Rossen die langen Linien der Soldaten; allerlei Signale ertönen von Nah und Fern; die Pfeife und die Pauke geben den Takt zum Marschiren; die Schüsse der Plänkler knallen ringsum, der Donner der Kanonen macht die Erde erzittern, das Kriegsgeschrei ertönt, das Morden hat begonnen und der Engel des Todes hält reichlich Ernte.—Die Sonne versinkt am westlichen Horizont blutroth, als habe sie ihr Angesicht in den großen Blutstrom getaucht, der heute für eine gerechte und eine ungerechte Sache geflossen. Die Amerikaner sind Meister des Schlachtfeldes. Auf Tragbahren werden die Schwerverwundeten hereingebracht; Frauen und Kinder suchen, die Laterne in der Hand, die Sterbenden und Verwundeten auf und netzen manchem Leidenden, sei es Freund oder Feind, die nach Wasser lechzende Zunge. Da erscheinen dunkle Gestalten in der Ferne, sie kriechen am Boden hin, wie raubgierige Schlangen. Sie mischen sich unter die Todten und Sterbenden, unter die Verwundeten und Verstümmelten. Ihre Arbeit beginnt. Beobachten wir nur Einen in seinen Operationen. Hier liegt ein Sterbender. Seine werthvolle Uhr und Kette wandert in einen bereit gehaltenen Sack. Er will um Hülfe rufen, aber ein wohlgezielter Stoß nach seinem bereits langsam arbeitenden Herzen macht Alles wieder still; nur ein leises Röcheln kündet seiner Seele Abschied in einer anderen, vielleicht in einer besseren Welt an. An seinem Finger glänzt ein Ring. Ein scharfer Schnitt und Ring und Finger wandern ebenfalls in den Sack. Nun führt eine sichere Hand das Messer der ganzen Länge nach, vom Halse bis zu den Lenden, und die enganliegenden Kleider des Unglücklichen zeigen die offene Brust, aus welcher das noch warme Blut quillt. Ein Gurt um den Leib, mit Gold gefüllt, wandert wieder in den Sack. Eben will der Unhold sich entfernen, um eine andere Beute aufzusuchen, da bemerkt er ein seidenes Band um den Hals und daran ein goldenes Gehäuse für ein Bild, vielleicht das Bildniß der geliebten Mutter, einer Braut, oder sonst einer theuren Person, auch dieses wandert in den Sack. So geht die Arbeit fort. Auf einmal erscheinen Personen, die die Verwundeten wegschaffen. Das Ungeheuer kriecht unter einen Haufen Todter, oder unter eine demolirte Kanone, rührt sich nicht und wird für todt gehalten. Wenn die Luft wieder rein ist, setzt es die bestialische Arbeit fort. „Wer sind diese Ungeheuer?“ fragt der Leser. Es sind die Hyänen des Schlachtfeldes; es sind die Indianer und ihre Verbündeten, die Tories, die nach Beute suchen und denen das Morden eine Wollust ist. Wenn nach einer heißen Schlacht Sieger und Besiegte im Arme des Schlafes sich wiegen, halten diese Bestien ihre Ernte. Allein häufig mußten sie ihre Freveltaten mit dem Leben bezahlen; denn von Pardon war keine Rede, wenn sie von den Patrioten in ihrer scheußlichen Arbeit ertappt wurden.

Werfen wir einen Blick in ein einfaches, aber großes Zelt nicht sehr ferne von dem Schlachtfelde. Hier sitzt eine ehrwürdige Gestalt auf einem ganz gewöhnlichen Stuhle. Eine Thräne perlt in dem Auge des Mannes und Trauer umflort sein Gesicht. Vor ihm auf dem Tische brennt eine Lampe und Karten und Papiere bedecken denselben. Eine Frau unterstützt einen Arzt in seiner Arbeit, der einem Verwundeten den Verband anlegt. Dieser Frau fließen die Thränen über die Wangen. Da tritt ein Officier mit der Meldung herein: „Wir haben die Engländer bis an den Fluß verfolgt und mußten umkehren, denn die britischen Schiffe eröffneten ihre Feuerschlünde auf uns; unsere Munition war verschossen und die armen Soldaten bedürfen der Ruhe.“ Da erwiderte der Mann auf dem Stuhle: „Gut, Alle haben ihre Schuldigkeit gethan, wir haben gesiegt, aber unsern Erfolg haben wir einzig und allein dem allmächtigen Vater im Himmel zu verdanken. Bald wird der Tag der Freiheit anbrechen und dieses unselige Morden ein Ende nehmen.“ Die Frau sagte mit einem Seufzer: „Das gebe uns der barmherzige Vater im Himmel.“ Das Zelt war das des Patrioten-Generals Georg Washingtons und die Frau war seine Gattin, Martha Washington, die es sich nicht nehmen ließ, die Leiden und Drangsale des Krieges mit ihrem Gemahl zu theilen. Anders sah es aus in den Reihen der geschlagenen Engländer. Wildes Durcheinanderlaufen, Fluchen, rohes, gotteslästerliches Gebrülle, Unordnung, Jeder darauf bedacht, seine eigene Person in Sicherheit zu bringen. Die Officiere waren der flüchtigen Armee vorangeeilt und hatten sich auf die englischen Schiffe gerettet. Waffen lagen haufenweise am Wege; todte Pferde und Wagen mit zerbrochenen Rädern versperrten die Straße; Kanonen und Munitionswägen lagen umgestürzt; Lazarethwägen mit Verwundeten und Sterbenden wurden den Abhang hinabgeworfen, um Raum auf der Straße für die Flüchtlinge zu machen—und auf den Schiffen schwelgten die englischen Officiere, lästerten Gott und wünschten den Amerikanern — — sicherlich nichts Gutes. Viel zu Statten kam den Amerikanern die Hülfe Frankreichs durch die Verwendung Lafayette's, der selbst amerikanische Dienste nahm; so auch der beiden deutschen Generäle „De Kalb“ und „Steuben.“ Diese Kämpfe endigten endlich mit der Gefangennahme der englischen Armee unter Cornwallis und mit den Friedensunterhandlungen zwischen England und den Ver. Staaten, wonach am 20. Januar die Unabhängigkeit der Ver. Staaten von Amerika von allen kriegführenden Mächten anerkannt wurde. Am 19. April wurde der förmliche Friede den Soldaten der Armee verkündigt und die tapferen Patrioten kehrten in ihre Heimath zurück, die sie in vielen Fällen zerstört und ausgeplündert vorfanden.

Washington wurde nun zum Präsidenten der neuen Republik gewählt und arbeitete mit vielen anderen Patrioten unermüdet an der Gründung einer freien Heimath für alle Verfolgten der ganzen Erde. In wie weit ihnen dieses gelang, mag der Leser selbst beurtheilen; die Duldung der Sclaverei, welche aus politischen und anderen Rücksichten beibehalten wurde, war für die Schwarzen des Südens gewiß kein Freiheitsgruß. Freiheit und Sclaverei in einem und demselben Lande konnten nicht neben einander lange bestehen; darum brach auch im Jahre 1860 ein folgenschwerer Bürgerkrieg in der jungen Republik aus, der die Existenz derselben in ihren Grundfesten erschütterte und gänzlich zu vernichten drohte.—Auf Anstiften Roms ließ sich der perfide Franzosenkaiser Napoleon überreden, die Nachbarrepublik Mexico zu zertrümmern und einen Kaiserstaat unter seiner Vormundschaft aufzubauen, welchem mit Hülfe anderer freiheitsfeindlicher Monarchen eines schönen Tages die humane Aufgabe zufallen sollte, der Republik der Ver. Staaten, wenn der rechte Augenblick zum Handeln gekommen, den Garaus zu machen. Zu derselben Zeit erhielt die Revolutionspartei im Süden, die Sclavenhalter, von England, Spanien und Frankreich die wärmsten Ermunterungen, sogar Hülfeleistungen und ein großer Theil der

mit den Südlichen sympathisirenden im Norden, versprach ihre Hülfe und ihren Einfluß, um die Sclaverei als gesetzmäßiges Institut in allen Gebieten der Ver. Staaten einzuführen. Der Süden war längst vorbereitet; aber die freien Männer des Nordens und Westens widersetzten sich. Bruder kämpfte oft gegen Bruder und Vater gegen Sohn. England spielte dabei nicht nur eine lächerliche, sondern auch eine inconsequente und malitiöse Rolle. Während es bei allen Humanitätsbestrebungen stets den Vormann zu spielen gewohnt war, wie z. B. bei der Verhinderung des afrikanischen Sclavenhandels, Verbreitung der christlichen Religion unter den Heiden, u. s. w. so trat es während des amerikanischen Bürgerkrieges ziemlich offen in die Schranken der Partei für Erhaltung und Ausbreitung der Sclaverei, denn der Süden focht mit englischen Waffen und verschoß englisches Pulver. Lebensmittel und Kleidungsstücke kamen von England auf englischen Schiffen für die südlichen Rebellen; englisches Geld unterhielt die südlichen Armeen und in England gebaute Seeräuberschiffe zerstörten den amerikanischen Handel zu Wasser und thaten großen Schaden an den Ufern zu Lande. Frankreich hatte in Mexico schmähliches Fiasco gemacht und Spanien besann sich eines Besseren, indem es die Rache der Amerikaner fürchtete, und seine Besitzungen auf Cuba nicht aufs Spiel setzen wollte. Nur Englands Krämerpolitik und gelbsüchtiger Brodneid, verbunden mit seinem Nationalstolz, arbeitete wie ein fleißiger Biber an der Verlängerung des Bürgerkrieges. Das berechnende, aber herzlose Albion hätte es gerne gesehen, wenn Norden und Süden einander gegenseitig die Hälse abgeschnitten hätten, um dann Gelegenheit zu haben, im rechten Momente, den hochherzigen Vermittler zu spielen und den Löwenantheil in seinen bodenlosen Magen zu stecken. Aber die gütige Vorsehung wollte es anders. Der größte Schandfleck unserer Republik, die Sclaverei, erlag den patriotischen Anstrengungen der republikanischen Partei, und die Fahne der Freiheit wird jetzt von jedem menschlichen Wesen begrüßt und geehrt, ohne Unterschied der Hautfarbe oder Nationalität. Die hochmüthige Base Britannia aber mußte mit ihrem klingenden Golde und Silber auffahren und den Schaden in einer schönen runden Summe ersetzen, den uns seine Revange- und Krämerpolitik zugefügt und wird sich in Zukunft wohl hüten, den kräftigen, stolzen Adler unserer großen Republik abermals zu reizen, sonst möchte er dem altersschwachen britischen Löwen eines Tages sein schwaches Augenlicht vollends aushacken.

Eine Nacht in den Apenninen.

(Aus den Erinnerungen eines alten Soldaten.)

Wer jemals die Apenninen zwischen Sulmona und dem Schlosse di Sangro passirt hat, wird sich gewiß der merkwürdigen Piano di Cinque Miglie erinnern. Es ist dies wie schon der Name sagt, eine ungefähr fünf Meilen lange, an mehreren Stellen eine ganze, an anderen nur eine Viertel-Meile breite Ebene, die sich ganz auf dem Gipfel der Apenninen, viertausend Fuß über dem Meeresspiegel hinzieht, flach und glatt wie ein Teich und von den ringsum aufsteigenden Hügelspitzen an jeder Seite wie von einer Brustwehr umgeben.

Es war im November des Jahres 184–, als ich von dem Obersten meines damals in Sulmona stationirten Regimentes mit wichtigen Depeschen an den commandirenden General nach Schloß di Sangro gesandt wurde. Die Reise war gefährlich. Die unangenehme, kalte Jahreszeit ließ jeden Augenblick das Hereinbrechen eines Schneesturmes befürchten; mein Weg führte mich durch das, durch die Räuberbande des gefürchteten Giacomo Ranieri übel berüchtigte Vall Oscura (dunkles Thal) und endlich trug die Aussicht, von einem aus dem Gebirge hervorbrechenden Rudel hungriger Wölfe angefallen zu werden, durchaus nicht dazu bei, die Annehmlichkeiten meiner Lage zu erhöhen.

Die schon lange durch unheilverkündende Wolken verdunkelte Sonne verbarg sich bereits drei Stunden vor der eigentlichen Zeit ihres Unterganges, als ich mein Roß zum letzten Sprunge anspornend, auf der Piano di Cinque Miglie anlangte, an deren anderem Ende ein kleines Dorf, Namens Rocca Rosa, liegt, wo ich im Falle der Noth ein Unterkommen für die Nacht zu finden hoffte. Während ich mein Pferd einen Augenblick zügelte, um es nach der Anstrengung des Emporklimmens Athem schöpfen und es zu dem schnellen Ritte die Ebene entlang neue Kräfte sammeln zu lassen, sah ich zu meinem durchaus nicht freudigen Erstaunen einen andern Reiter hinter mir herkommen.

Hatte die bürgerliche Kleidung und die unverdächtige Haltung des Fremden auch an und für sich nichts Besorgnißerregendes, so waren die Zeiten doch drohend, meine Depeschen wichtig und so furchtbar mein Weg auch war, hätte ich unter allen Umständen vorgezogen, ihn allein, als in Gesellschaft eines Unbekannten zurückzulegen, selbst wenn nicht sein urplötzliches Erscheinen und das muntere Aussehen seines Pferdes meinen Argwohn rege gemacht. Hatte der Fremde den soeben von mir durchmessenen Weg zurückgelegt, so mußte sein Pferd ein Wunderthier sein, war dies nicht der Fall, so war er kein harmloser Reisender. Dies Alles überlegend, lockerte ich die Pistolen in meinem Halfter und erwartete, auf einen möglichen Angriff vorbereitet, das Herankommen des Reiters.

„Kamerad", redete mich der Fremde, nahe gekommen, in einer freien, offenen Weise an, „ich war früher auch Soldat, bin jetzt nur ein Reisender, der den Weg nach dem Schloß di Sangro, wenn ihr nichts dagegen habt, lieber in eurer Gesellschaft, als allein machen möchte."

„Woher wißt Ihr, daß ich nach Schloß di Sangro will", fragte ich in kaltem, abweisendem Tone.

„Ich sage nicht, daß ich es weiß, ich vermuthe es, und da ich dorthin will, so hielt ich es für angenehmer, mit euch gemeinschaftlich die Reise zu unternehmen, seid ihr jedoch andrer Meinung, so kann ich auch allein reiten."

„Ich fürchte, daß wenn auch ich nichts gegen eure Gesellschaft hätte, unsere Pferde sich doch schlecht zu Gefährten eignen möchten; das meinige ist matt und schweißbedeckt, während das eurige so frisch aussieht, als wäre es eben erst aus dem Stalle gezogen."

„Ha, Ha!" lachte der Fremde. „Ich bin von der Spitze jenes Hügels heruntergeflogen."

„Das klingt verdächtig."

„Allerdings; doch Scherz bei Seite. Ich war bereits euch voraus, sah euch heraufreiten, wünschte Gesellschaft: hatte aber ebenfalls Verdacht und verbarg mich deßhalb hinter jenem Dickicht, bis ihr vorüber waret, wo ich mich dann entschloß, mich zu euch zu gesellen. Genügt euch diese Antwort, oder soll ich weiter reiten?"

Es blieb mir nichts übrig, als mich damit zufrieden zu erklären, und so ritten wir, uns freundschaftlich unterhaltend, eine ziemliche Strecke mit einander fort, obgleich ich mich durchaus nicht behaglich in der Nähe meines seltsamen Begleiters fühlte und alle seine Bewegungen beobachtete. Es lag ein so eigenthümlicher Ausdruck in seinen Blicken, in seinem ganzen Gesichte, daß ich mich eines gewissen Argwohns nicht erwehren konnte und ihn für einen Mann hielt, der furchtbare Pläne zu entwerfen und auszuführen im Stande sei.

Plötzlich warf ein mit der Schnelle des Blitzes herniedersausender Windstoß uns beinahe vom Pferde und ließ die Thiere wie betrunken hin- und hertaumeln.

„Der Himmel schütze uns!" rief der Fremde, „wir sind von einem Schneesturm überfallen!"

Nur wenige Augenblicke und die Luft war unter dem Geheul des entsetzlichsten Sturmes, den ich je erlebt, von großen uns wie die Wogen eines Meerstrudels umwirbelnden Schneeflocken erfüllt und verdüstert. Der Aufruhr der Elemente schien sich mit jedem Augenblicke zu steigern, und unter den furchtbarsten Anstrengungen hatten wir nach Verlauf einer Stunde kaum den Mittelpunkt der Ebene erreicht. In kurzen Zwischenräumen waren große Wegweiser aufgerichtet, um dem Reisenden das Auffinden des Weges bei einem solchen Sturme zu erleichtern, aber schon begannen wir auch sie aus dem Gesichte zu verlieren. Die nächste Stunde brachte uns an den Rand der Verzweiflung. Rabenschwarz hatte die Nacht ihre Fittige ausgebreitet, und nur auf Gerathewohl ritten wir vorwärts. Unsere armen Pferde machten die übermäßigsten Anstrengungen; aber der sich an ihre Hufe ballende Schnee ließ sie straucheln und fallen, und wir einsehend, daß sie uns nicht länger nützen könnten, stiegen ab, suchten sie am Zügel führend, durch den Schnee zu dringen, wußten jedoch in der nächsten halben Stunde nicht, ob wir vor- oder rückwärts gingen, oder uns im Kreise bewegten.

Und doch sollte unsere Noth noch höher steigen.—

„Der Himmel sei uns gnädig," rief mein Gefährte, „wir werden nicht lebend davon kommen! Hören Sie die Wölfe?"

Durch das Tosen und Brüllen des Sturmes, das wie ein Chor entfesselter Dämonen klang, vernahmen wir das lange, unheilverkündende Geheul der Wölfe, wohl geeignet, das Blut in den Adern der Reisenden zu Eis gefrieren zu lassen. Einzelne sich erhebende Stimmen wurden bald von allen Seiten im schauerlichen Chor beantwortet, und wir wußten uns nun mit Entsetzen ringsum von Scharen hungriger Wölfe umgeben, die, in so großer Anzahl und vom Hunger getrieben, sicher einen Angriff auf Roß und Reiter wagen würden.

Näher und näher kam das Geheul unserer Feinde und nach Verlauf einer halben Stunde konnten wir schon hin- und wieder das Glühen beutelustiger Augen durch die Finsterniß wahrnehmen. Eine kurze Zeit fuhren wir noch, unsere Pferde am Zügel führend, fort, uns durch den Schnee zu arbeiten, aber immermehr gewann ich die Ueberzeugung, daß wir keinen andern Ausweg zur Rettung unseres Lebens hätten, als die Thiere dem Feinde preiszugeben, und sobald ich dicht an meinen Gefährten gelangte—wenige Schritte entfernt, konnten wir uns einander nicht verständlich machen—theilte ich ihm den Vorschlag mit und fragte um seinen Rath.

„Ich fürchte, es wird uns nichts Anderes übrig bleiben," antwortete er, „obgleich ich das Leben meines edlen Thieres fast so hoch wie das meinige schätze. Die Horde wird immer größer und der Muth dieser Bestien wächst mit ihrer Anzahl. Sie scheinen uns mit jedem Augenblicke näher zu kommen und ein unglücklicher Fall kann uns dem Tode überliefern. Ehe wir jedoch alle Hoffnung auf die Rettung unserer Pferde aufgeben, wollen wir noch die Kraft unserer Feuergewehre versuchen."

Im nächsten Augenblick wurde der Knall seines Pistols durch ein wildes Furchtgeheul und das eilige Zurückweichen der feigen Schar beantwortet; nach wenigen Minuten war sie jedoch, wie es schien, weit entschlossener, auf unseren Fersen und mit Entsetzen sahen wir ihre feurigen Augen rings um uns glänzen, vernahmen wir das wilde, rauhe Heulen durch das Toben des Sturmes.

Dem Beispiele meines Gefährten folgend, schoß auch ich mein Pistol auf den nächsten Wolf ab. Dasselbe Resultat, wie zuvor. Ein Geschrei des Schmerzes, der Wuth und der Furcht, dann ein momentanes Zurückbleiben der erschrockenen Schar und gleich darauf dieselbe drohende, hartnäckige Verfolgung.

Es blieb uns keine andere Wahl, wir mußten unsere Pferde opfern, und konnten noch von großem Glücke sagen, wenn wir dadurch unser Leben retteten. Uns dicht an einander haltend, reichten wir uns die Hände und schwuren bei unserer Ehre als Soldaten, uns bis zum letzten Augenblicke beizustehen; dann ließen wir die Zügel los und arbeiteten uns, einer die Hand des Andern haltend, durch Schnee und Sturm weiter.

Nur wenige Schritte hatten wir gethan, als ein entsetzliches Heulen, Bellen, Knirschen und Stöhnen uns verrieth, daß die Ungeheuer bei ihrem grausigen Mahle seien und unsere armen verlassenen Pferde uns niemals wieder tragen würden. Jetzt oder niemals war der günstigste Augenblick zur Flucht; die Liebe zum Leben gab uns Riesenstärke, und so erreichten wir, uns immer muthig unsern Weg erkämpfend, eine Stelle, wo der Wind den Schnee hinweggeweht und einen offenen Platz gebildet hatte, fanden hier auch einen Wegweiser, der uns belehrte, daß wir uns auf dem rechten Pfad befänden, sahen von ferne die Lichter von Rocca Rosa schimmern und strebten mit vor Freude bebendem Herzen, diesen Rettungshafen zu erreichen.

Noch war indeß die Gefahr nicht vorüber, denn bald vernahmen wir das Geheul der Wölfe abermals dicht hinter uns. Bereits waren unsere Pferde verschlungen und einige der Bestien dadurch gesättigt; dagegen war aber das Heer der Verfolger durch neue aus dem Gebirge hervorbrechende Scharen verstärkt und durch den Geruch des Blutes noch verwegener und wüthender gemacht worden.

„Es befindet sich eine kleine Capelle eine Strecke vor dem Dorfe," sagte mein Gefährte „können wir nur diese erreichen, so sind wir während der Nacht in Sicherheit! Laßt uns eilen!"

Mit Aufbietung aller unserer Kräfte eilten wir weiter, da schon im nächsten Augenblicke versanken wir beinahe gänzlich im Schnee, und indem wir wieder festen Boden zu gewinnen strebten, hatte uns ein Wolf auf wenige Schritte erreicht. Wir sahen das Glühen seiner Augen, hörten das Knirschen seiner Zähne, das Keuchen der Brust. Ich zog mein Pistol und drückte ab; es versagte; das Geräusch erschreckte jedoch den Wolf, und er wich zurück, doch nur, um im nächsten Augen-

blicke mit um so größerer Wuth näher zu kommen, da er sich nicht verletzt und von der großen ihm folgenden Schar unterstützt fand. Wieder drückte ich meine Waffe ab, wieder versagte sie; dieses Mal wandte das wüthende Thier kaum den Kopf um, und würde mich gepackt haben, wäre nicht mein Gefährte in seinem Versuche, es zu erlegen, glücklicher gewesen. Der Schuß traf, heulend fiel der Wolf zu Boden und wurde in weniger als einer Minute von seinen feigen undankbaren Gefährten in Stücke zerrissen.

Diese für uns so günstige Unterbrechung gab uns Zeit, uns völlig aus dem Schnee herauszuarbeiten und die Capelle zu erreichen, ehe unsere blutdürstigen Verfolger uns aufs Neue dicht auf die Fersen kommen konnten. Mit Aufwendung unserer letzten Kraft eilten wir in das kalte, leere Gebäude und schlossen die Thür noch rechtzeitig, um unser Leben vor der nachstürmenden Horde zu retten.

Es war eine entsetzliche Nacht, die wir hier zubrachten. Nur durch beständiges Auf- und Abgehen, und indem wir die Arme um uns schlugen, konnten wir uns vor dem Erfrieren schützen, während draußen der Sturm tobte und das Heulen der Wölfe einen furchtbaren Accord dazu bildete. Es wurden nur wenige Worte zwischen uns gewechselt, keiner fühlte Neigung zu sprechen, als aber unsere müden Augen endlich das Licht des Morgens heraufdämmern sahen, erhoben wir uns zu einem gemeinschaftlichen Dankgebete zu Gott. Mit dem Anbruch des Tages kehrten die Wölfe in die Berge zurück, und ich machte meinem Gefährten den Vorschlag, nach dem Dorfe zu gehen, um uns dort zu wärmen und durch Nahrung zu stärken.

„Nein," erwiderte er, „ich muß umkehren."

„Ihr werdet doch die entsetzliche Ebene nicht wieder passiren wollen?"

„Ja," antwortete er, die Lippen zusammenpressend, „ich habe keine Freunde im Dorfe."

„Aber es ist dort ein Gasthaus, das jedem Reisenden offen steht, der bezahlen kann."

„Mein Freund," entgegnete er, die Hand auf meine Schulter legend und mich auf eine eigenthümliche Weise anblickend, „kann ich euch ein Geheimniß auf eure Soldaten-Ehre anvertrauen?"

„Ja, Kamerad!"

„Schwört es mir!"

„Ich schwöre es!"

„Nun so wißt, ihr habt die Nacht mit Giacomo Ranieri verlebt, aber verrathet dies Niemandem!"

„Ihr!" rief ich ebenso erstaunt als erschrocken, „ihr wäret der gefürchtete Räuberhauptmann?"

„Derselbe, mein Freund—doch ihr habt eure Ehre zum Pfande gesetzt, mich nicht zu verrathen, und darauf verlasse ich mich. Ihr habt den Sturm bis jetzt für ein Unglück gehalten, und dennoch seid ihr nur durch ihn vom Tode errettet. Ich gesellte mich mit der Absicht zu euch, euch zu ermorden, mich eurer Kleidung und eurer Papiere zu bemächtigen und eure Stelle als Courier einzunehmen, da mir daran lag, auf diese Weise Einlaß in Schloß di Sangro zu erlangen. Der Sturm vereitelte meinen Plan,—ich konnte euch nicht ermorden, da ich eurer zu meiner Rettung bedurfte; jetzt aber ist der Mann, der mir einen Dienst geleistet, meines Schutzes sicher, denn auch ein Räuber besitzt Ehre. Nehmt deßhalb diesen silbernen Ring, und solltet ihr jemals von einem meiner Leute angegriffen werden, so braucht ihr ihn nur zu zeigen, und ihr werdet augenblicklich ein sicheres Geleit erhalten. Und nun lebt wohl, hier trennen sich unsere Wege!"

Mit schnellen Schritten entfernte er sich und bald hatte ihn eine Schneewolke meinen Blicken entzogen. Ich habe ihn niemals wieder gesehen, denn noch in demselben Jahre fand er seinen Tod durch Landleute, denen er schon lange ein Gegenstand der Furcht und des Schreckens gewesen.

Den wunderbaren Pfaden der Vorsehung nachdenkend, setzte ich meinen Weg fort, und oft, wenn mich seit dieser Zeit ein scheinbares Mißgeschick heimsuchte, habe ich mich an das Abenteuer in den Apenninen erinnert und mich ohne Murren der weisen Führung einer höheren Hand überlassen.

Aus der Heimath des Magazins.

Von W. Horn.

14. In der Buchbinderei.

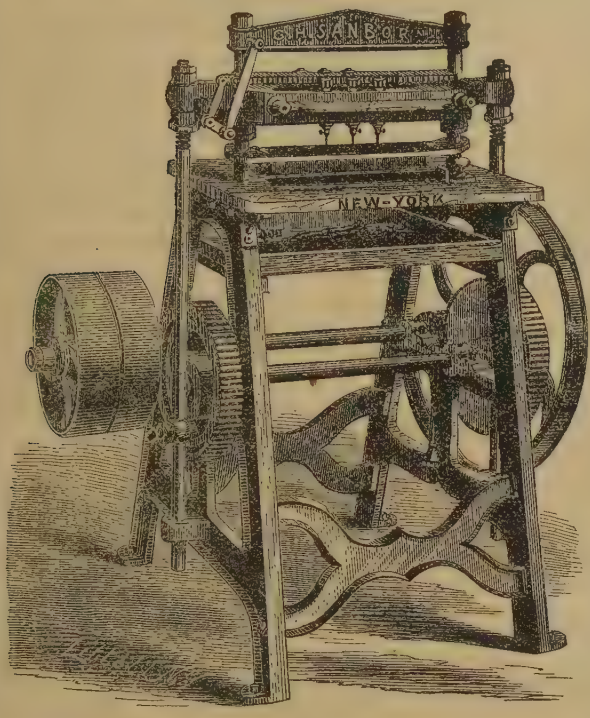
Wir hatten in der vorigen Nummer des Magazins versprochen, diesmal die Buchbinder vorzunehmen. So wollen wir uns denn hinter sie machen. Es sind ihrer freilich eine ganze Schwadron—zweiundzwanzig an der Zahl—; aber lauter reputirliche Leute, mit denen man keine Ungelegenheiten bekommt, wenn man sie in Ruhe läßt. Sie gehören auch all zu den „hohen Standespersonen," denn sie stehen im dritten Stockwerke des alten Anstaltsgebäudes. So muß ich also die lieben Leser da hinaufbemühen. Wir könnten freilich auch mit dem Elevator hinauffahren; aber wir wollens doch lieber nach gutem altem Brauch zu Fuß machen, die Treppe hinauf.

Da treffen wir nun zuerst auf den Vormann, Bruder J. Armbruster. Er ist ein Landsmann von Graf Eberhard im Bart, also ein gemüthlicher Schwabe, gar freundlich und zuthunlich, der führt uns gerne herum und zeigt uns dies uns das. Wie wir vom Gange durch die Flügelthüren eintreten, stehen wir gleich vor einer Maschine, deren Nützlichkeit ich selbst aus Erfahrung verbürgen kann. Sie ist nicht mehr neu, aber dessen ungeachtet immer noch unentbehrlich. Sie dient dazu, den Werkzeugen das Gedächtniß zu schärfen und ist ein—Schleifstein. Vielleicht sagt einer der Leser da verächtlich: „Das ist mir nichts Neues; Schleifsteine haben wir hierlands auch." Gut, deßwegen keene Feindschaft nich.

Die Räumlichkeiten unserer Binderei bestehen aus fünf Zimmern. Die beiden Zimmer an der Nordseite werden fast ausschließlich von einer Anzahl Mädchen eingenommen, welche sich mit Falzen und Heften der bedruckten Bücherbogen beschäftigt. An der südwestlichen Ecke ist das Hauptzimmer in welchem die Hauptarbeit verrichtet wird und auch die meisten Maschinen stehen—auch der Schleifstein. In dem Zimmer an der Südostecke wird die Vergoldarbeit gemacht und daneben befindet sich dann als fünftes Zimmer die Vorrathskammer, in welcher das zu verwendende Material aufgehoben wird.

Das Buchbinden, ursprünglich ein einfaches Handwerk, ist

in Folge der gesteigerten Anforderungen der neuesten Zeit in Bezug auf Ausstattung und Verzierung der Bücher in den Bereich der Künste getreten. Es ist deßhalb auch kaum möglich den ganzen Prozeß hier ausführlich schildern zu wollen, denn so ein Buch geht, je nach der Qualität und der Ausstattung des Bandes etwa fünfzig bis sechzig Mal durch die Hände des Binders. Die erste Arbeit ist das Falzen. Darunter

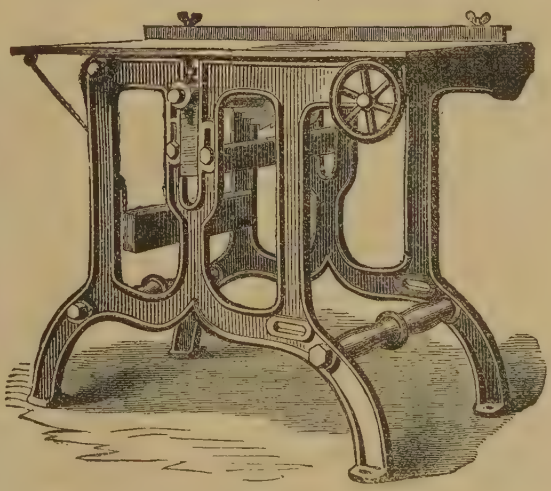


Stitching-Machine.

versteht man die Zusammenlegung eines durch den Druck in verschiedene Seiten getheilten Bogens. Ein bedruckter Bogen enthält, je nach dem Format der Seiten, eine Anzahl Blätter, welche so zusammengebrochen werden müssen, daß sie in die durch Seitenzahlen oder sonstigen Signaturen bezeichnete Reihenfolge kommen. Der Bogen selbst ist wieder im Verhältniß zu den übrigen Bogen des Buches mit einer Ziffer oder einem Buchstaben bezeichnet, welche Bezeichnung ihm seinen Platz im Buche selbst bestimmt. Diese Ziffern oder Buchstaben nennt man die Signaturen. Das Falzen der Druckbogen wird bei uns gegenwärtig noch, wie bemerkt, von den oben erwähnten Buchbindergehülfinnen verrichtet; es mag aber wohl die Zeit nicht mehr ferne sein, wo für diese Arbeit eine Maschine angeschafft wird, wie dies bei den Wochenzeitungen schon der Fall ist. Das Wort „Maschine" ist eben der Schreckschuß für alle Handarbeiter und verschont selbst nicht die wackeren Mädchen, welche mit flinker Hand die Papierbogen unter dem weißen Falzbein knistern lassen. Falzmaschinen zum Falzen von Bücherbogen sind schon seit 1851 in Betrieb, und sind dieselben besonders bei Büchern, welche einen großen Absatz haben, sehr vortheilhaft.

Hat man nun die zu einem, oder mehreren Büchern erforderlichen Bogen gefalzt, so nimmt man davon soviel, als man mit der Hand bequem fassen kann und stößt sie gerade. Dann wird jedes Buch noch einmal nach den Signaturen genau untersucht, damit ja kein Fehler vorkommt. (Buchbinder machen ja bekanntlich nur dann Fehler, wenn sie sich ausnahmsweise irren.) Nun werden bei manchen Buchbindern die armen Bücher mit einem acht bis zwölf Pfund schwerem Hammer gar gräuslich zusammengeschlagen, wie der Schuster sein Sohlleder klopft, was besonders in Deutschland viel der Fall war und vielleicht jetzt noch ist. Wer aus alten Zeiten her mit der Sache bekannt ist, der weiß davon zu sagen, wie dies manchen wackeren Gesellen „einseitig" und schwach gemacht hat. In den meisten, und besonders in den größeren Bindereien jedoch, ist das Zeitalter der Klopfgeister vorbei, und bedient man sich statt dessen der sogenannten hydraulischen Pressen. In unserer Binderei steht eine solche Presse, welche das nette Gewicht von neunzig Tonnen preßt. Wenn man da die Finger zwischen bringt, das drückt ein Bischen. Wenn die Bücher einige Stunden in eine solche Presse gespannt werden, so sind sie nicht nur schön zusammengepreßt, sondern auch von ganz gleichmäßiger Dicke, wie man sie mit Klopfen gar nicht bringen könnte.

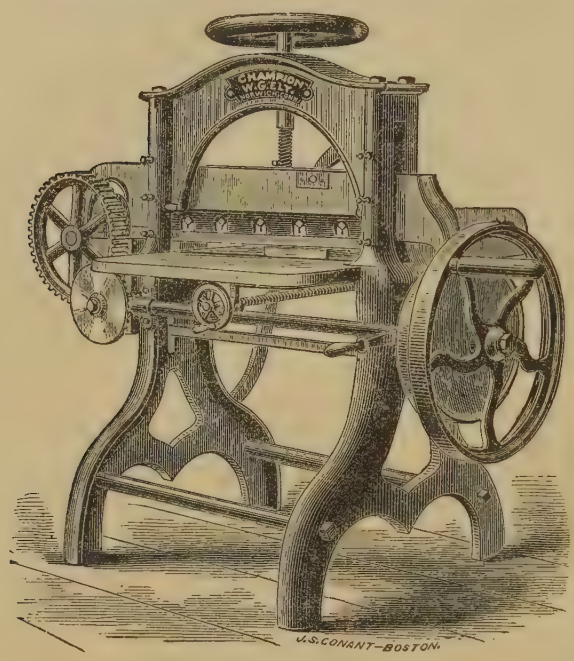
Die Sägemaschine, wovon der Leser hier eine Abbildung sieht, ist ein eisernes Gestell mit zwei runden Sägen, und wird dazu verwendet, die Rücken der Bücher einzusägen. Man nimmt einen beliebigen Stoß Bücher, stößt dieselben eben und läßt sie dann über die Säge laufen, welche so gestellt ist, daß die Einschnitte gerade die rechte Tiefe erhalten, um die Heftschnüre durchzuziehen. Dann sind die Bücher zum Heften bereit, welches in einem eigens dazu construirten Rahmen, Heftlade genannt, von den nadelfertigen Näherinnen geschieht. Die zu verwendende Schnur wird nach der Länge der Bücherreihe, welche zu heften ist, abgemessen; nachher werden die Schnüre dann durchgeschnitten, daß jedes Buch seinen besonderen Theil Faden hat, welcher später in die Decken verklebt und somit das Buch dadurch mit der Decke befestigt wird. Es ist bis jetzt der Wissenschaft noch nicht gelungen eine Maschine zum



Sägemaschine.

Heften der Bücher zu finden, welche die Arbeit befriedigend verrichtet, obgleich Thomas Richardson schon im Jahre 1842 in Liverpool eine Büchernähmaschine patentirte, welche aber so complizirt war, daß sie sich zum praktischen Gebrauch nicht eignete und deßhalb keine allgemeine Einführung fand. Später sind andere Patente aufgekommen, welche jedoch haupt-

sächlich nur zum Heften von Broschüren verwendbar sind.— Ist nun das Buch geheftet, so muß es beschnitten werden. Dieses war früher besonders ein schwieriges Geschäft, ehe man die geeigneten Maschinen dafür hatte. Ein schlechter Schnitt

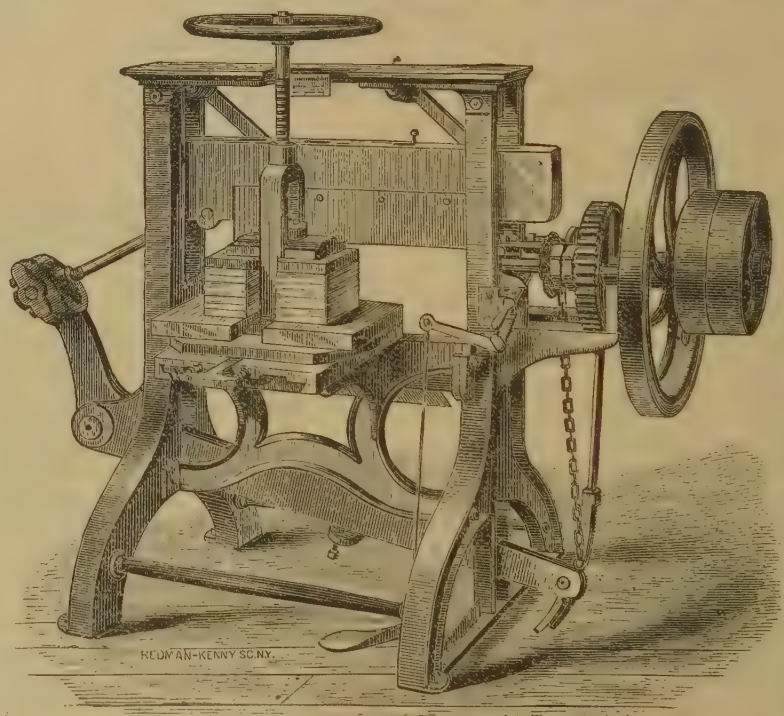


Schneidemaschine.

verdirbt das ganze Buch, wie kostbar dessen Ausstattung sonst auch immer sein mag. Ja selbst bei den sonst guten Schneidemaschinen konnte man es nicht immer verhüten, daß die Bücher sich nicht oft ein wenig verschoben während dem Schneiden. Die neue Sheridan-Schneidemaschine scheint jedoch in diesem Punkte völlige Befriedigung zu geben. Ohne daß man etwas an den unter der Schraube festgepreßten Büchern zu ändern braucht, schneidet diese Maschine alle Seiten nach einander und ist es gar nicht möglich, daß dieselben sich in irgend eine Richtung verschieben können. Die Arbeit mit dieser Maschine ist gut und schnell. Der Leser kann auf der Abbildung sehen, wie ein durch eine Schraube gepreßter Bücherstoß unter dem Messer der Maschine liegt.

So verschieden nun der Einband der Bücher ist, so verschieden sind auch die Schnitte derselben. Den allereinfachsten Einband hat die Broschüre, welche blos geheftet und mit einem Papierumschlag versehen ist, wie z. E. die Magazinhefte. Dann folgt der Pappe- oder Papierband, welcher steife Decken hat, die aber blos mit Papier überzogen sind, wie die billigen Einbände der Sonntagschulgesangbücher zum Exempel. Der Leinwand- oder Muslinband ist wieder kostspieliger und dauerhafter als der Papierband. Beim Muslinband sind die Decken mit Muslin überzogen. Fast alle Papier- und Muslinbände haben weißen Schnitt; d. h. der Schnitt wird gerade so gelassen, wie er geschnitten ist, ohne irgend welche Farbe oder Verzierung darauf anzubringen. Die Lederbände sind ebenfalls wieder sehr verschieden. Der einfachste und billigste davon ist der Schaflederband, wovon man das Muster an unseren billigsten Gesangbüchern sehen kann. Darauf folgt der Halbfranz- oder Halblederband, welcher wohl im Allgemeinen von allen Einbänden am meisten benützt wird. Derselbe wird hergestellt, indem der Rücken des Buches in besseres (Kalb- oder Marocco-) Leder gebunden, die Decke aber mit Papier überzogen wird. Diese Art der Einbände bekommt gewöhnlich einen gesprenkelten Schnitt, welcher dadurch hergestellt wird, daß der Buchbinder irgend eine beliebige Farbe, gewöhnlich roth oder blau, durch ein Sieb geschickt auf den Schnitt streut. Hin und wieder wird auch Marmorschnitt gebraucht. Der Leser wird aber nicht denken, daß dieser Schnitt von Marmor sei, sondern derselbe hat nur seinen Namen von der wolkigen, marmorähnlichen Färbung, welche demselben durch geschickte Auftragung verschiedener Farben gegeben wird.

Zum Lederband wird meistens Marocco (Glanzleder) verwendet und dieser Einband gewöhnlich mit Goldschnitt verziert. Was unter dem Ausdruck Goldschnitt verstanden ist, wird der Leser schon wissen; über die Herstellung desselben wird jedoch später noch Einiges gesagt werden. Der



Sheridans-Schneidemaschine.

Pergamentband—die alten, riesenhaften schweinsledernen Folianten sind (leider, oder glücklicherweise?) so ziemlich aus der Mode gekommen. Sehr bequem waren diese collosalen Bücher

nicht; aber ihre Vorzüge hatten sie nichts destoweniger. Zum ersten waren sie z. E. so dauerhaft, daß sich gewiß Methusalah ihretwegen nicht über viele Reparaturkosten hätte zu beklagen brauchen. Zum andern war etwas an den Büchern. Wenn man so ein Bändchen in der Hand hatte und Einem unverhofft beim Lesen der Schlaf ankam, daß das Buch aus der Hand auf den Zehen mit dem Hühnerauge fiel, so wachte man bald auf. Hin und wieder wird auch noch der Sammteinband gebraucht; besonders bei Gebet- und Gesangbüchern, auch bei kleineren Bibeln und werden diese Bücher meistens von sentimentalen Frauen und Mädchen gekauft. Ich für meinen Theil lobe mir einen einfachen, dauerhaften Einband mit schwarzen Decken und daß man es dem Buch auf den ersten Blick ansieht, daß es zum Gebrauch bestimmt ist. Das gilt mir aber besonders bei Bibeln.

Doch weil wir das nächste Mal über diesen Gegenstand weiter reden und also für heute beschließen wollen, so mag Jeder seine eigene Meinung hegen; aber „ein Jeglicher sei seiner Meinung gewiß."

Bilihild.

(Erzählung von G. Flammberg.)

Achtes Capitel.

Drangsal und Flucht.

Siehe, Herr, sie lauern auf meine Seele; die Starken sammeln sich wider mich ohne meine Schuld und Missethat. Ps. 59. 4.

Die Sachsen hatten jenseits der Wesra sich während der Nacht wieder gesammelt und Verstärkungen an sich gezogen. Anstatt aber hier den Thüringern zu begegnen, kehrten sie mehrere Meilen weiter nördlich auf das rechte Ufer zurück, umgingen ihren Feind in weitem Bogen und fielen ihm von Morgen her in den Rücken. Hedan hatte Flöße zimmern lassen, um auf das linke Ufer überzusetzen. Da er dort zu seinem Erstaunen von dem Sachsenheere keine Spur mehr fand, so war er auch auf das rechte Ufer zurückgekehrt und lagerte hier, entschlossen, Tags darauf den Zug nach Norden fortzusetzen. Da brachen mitten in der Nacht die wilden Feinde von Osten her, wo er sie am wenigsten erwartet hatte, gegen sein Lager heran. Ihre Absicht, dasselbe zu überrumpeln, scheiterte an Haimerich's Wachsamkeit. Durch das seltsame Verschwinden des feindlichen Heeres argwöhnisch gemacht, legte er sich nicht zur Ruhe und verließ sich nicht auf die ausgestellten Wachen, sondern schritt, sein Hifthorn an der Seite, draußen vor dem Lager hin und her. Er erstieg einen Hügel, der beim Schein der Mondsichel ihm einen weiteren Umblick gewährte. Da war es ihm, als vernehme er fernes Pferdegetrampel; sein Auge anstrengend spähte er nach dieser Richtung, und bald sah er das Mondlicht auf kupfernen Helmen sich spiegeln. Da stieß er in sein Horn mit aller Macht. In Hedan's Lager wurde es lebendig. Fort und fort blieb Haimerich auf dem Hügel stehen, fort und fort blies er das Zeichen, das die Bedeutung des Rufes nach Hülfe hatte. Schon war der Vortrab der Sachsen dem Hügel ganz nahe; das machte den treuen Mann nicht irre; einsam und allein verharrte er auf seinem Posten, nach Hülfe blasend; denn er sah ein, daß von der Behauptung dieses Hügels der Ausgang der Schlacht abhange. Die Thüringer kamen aus dem Lager und stellten sich in Schlachtordnung. „Eile! Eile!" riefen die immer schneller sich folgenden Töne des Hornes. Schon hatte der Sachsenvortrab den Hügel erreicht; schon stürmten die ersten herauf; Haimerich empfing sie; drei mit einander griffen ihn an, und die drei nach einander schlug er nieder; nun fünf neue Feinde; seitwärts springend trennt er sie und gewinnt auch über sie den Sieg. Die Thüringer haben inzwischen den westlichen Fuß der Anhöhe erreicht und schicken sich an, heraufzusteigen; es gilt noch wenige Augenblicke Stand zu halten. Aber der ganze Haufen der Sachsen kommt jetzt herauf; Haimerich steht in verzweifeltem Kampfe; sein Schwert gleich lodernder Flamme ist überall, zuckt nach allen Seiten zugleich; schon fließt ihm das Blut aus zwanzig Wunden, aber es gelingt; in dem Augenblick, wo er, von einem Speerwurf ins tapfre Herz getroffen, todt niedersinkt, stehen die Seinen auch schon hinter ihm auf dem Gipfel, und der Hügel wird behauptet.

Die Absicht der Sachsen, ihren Feind in den Fluß zu werfen, war dadurch vereitelt. Nur nördlich vom Hügel drängten sie gegen das Lager an. Aber hier widerstand ihnen Hedan mit seinen Edelingen. In todesmuthigem Kampfe warf er sich ihnen entgegen; wie ein Keil schob sich die tapfere Schar zwischen den Feind und drängte diesen nach beiden Seiten, den einen Theil hinter den Hügel zurück, den andern in den Fluß. Der erstere trat bald den Rückzug an; der letztere erlitt, die Wesra durchschwimmend, nur geringen Verlust und sammelte sich drüben von neuem. Das wollte Hedan verhüten; mit dieser Hälfte des feindlichen Heeres, der kleineren, wollte er heute ganz und gar aufräumen, um Tags darauf seine volle Kraft gegen die Größere zu wenden. Während ein thüringischer Heerhaufe jenen Hügel besetzt hielt und den abziehenden Feind beobachtete, hieß Hedan die Flöße, die er hatte bauen lassen, heranrudern, und bewerkstelligte auf ihnen den Uebergang seiner Truppen. Aber das ging langsam; immer nur je ein Häuflein konnte mit einander übergesetzt werden. Bei dem ersten war er selbst, um die Nachkommenden sogleich zu ordnen. Aber auch die Sachsen hatten sich wieder in Schlachtordnung gestellt, rascher als Hedan es vorausgesetzt hatte, und rückten von der Höhe gegen die Niederung des Ufers heran, den Uebergang zu stören und zu wehren. In gewaltigem Stoße drängten sie abwärts; mit aller Kraft widerstand ihnen Hedan an der Spitze seiner kleinen Schar; es gelang ihm, vorwärts zu kommen; schon stand er, von wenigen Knechten gefolgt, auf dem höheren Erd-Rücken, aber ach, seine Scharen zur Rechten und zur Linken hielten nicht gleichen Stand; muthlos wichen sie rückwärts und warfen sich auf die Flöße und in den Fluß. Der Herzog sah sich mit seinem Häuflein im Stich gelassen; von allen Seiten vom Feinde umdrängt, suchte er vergeblich den Rückzug zu gewinnen, einige Edelinge auf dem rechten Ufer sahen seine Gefahr und warfen sich in den Fluß, ihm zu Hülfe zu kommen; aber sie waren noch nicht in der Mitte des Wassers, als ein wildes Jauchzen der Feinde sie belehrte, daß ihre Hülfe zu spät kam. Von einem Keulenschlage niedergeschmettert, lag Hedan entseelt im Grase. Die Knechte an seiner Seite wurden gefangen. Die Thüringer sahen, wie die Sieger den Herzog seines Helmes und seiner Waffen beraubten.

Sie vermochten es nicht einmal, sich in Besitz des Leichnams

zu setzen. Das ganze Ufer wurde von den Sachsen umstellt, jeder Uebergang unmöglich. Auch die andere Hälfte des Feindesheeres war von Osten her wieder im Vorrücken begriffen. So blieb nichts übrig, als das Lager abzubrechen und auf die nächsten Berge sich zurückzuziehen. Während sie das Lager abbrachen, sahen sie, wie auf dem jenseitigen Ufer die in Gefangenschaft gerathenen Knechte Hedans entkleidet und dem Kriegsgott Eor als Opfer geschlachtet wurden.—

Bilihild verließ ihr Gemach nicht. Im Trauergewande saß sie weinend und zitternd—zitternd vor ihrer triumphirenden Feindin. Denn mit eisiger Kälte hatte Geila den Tod ihres einzigen Sohnes vernommen; wider Bilihild hatte sie die Faust geballt und hatte gerufen: „An diesem Herzeleid sind Die Schuld, die sein Herz von den Göttern abgeneigt haben. Wider die Freunde der Götter ist er ausgezogen; dafür haben die Götter ihn gestraft." Was hatte Bilihild zu erwarten für sich und die Frucht ihres Leibes?

Wenn Gott ihr einen Knaben schenkte, so war dieser der Erbe des Herzogthums und seine Erziehung, war ihre Sache. Daß Geila, so viel an ihr lag, dies nicht dulden werde, war an den Fingern abzuzählen. Und in der That, das stand für Geila fest, daß Bilihilds Sohn nie und nimmermehr Herzog werden dürfe. Hedan hatte einen Vetter, der in der Rhön eine Burg besaß; er war ein Mensch schwachen Geistes, der den größten Theil des Tages im Rausche lag, aber er war ein Heide. Der mußte Herzog werden; so wars bei Geila beschlossen. Nur war dies freilich nicht so ganz leicht auszuführen. Kam das Heer aus dem Felde zurück, einerlei ob siegreich oder geschlagen, so war darauf zu zählen, daß die Edelinge—der großen Mehrzahl nach Christen, da der heidnische Adel Thüringens vernichtet war—Bilihilds Kind in seinen Rechten schützen würden. Es kam also darauf an, Bilihild aus dem Wege zu räumen noch vor der Rückkunft des Heeres.

Das Mittel dazu lag schon fertig in Geila's Hand. Der Untreue gegen ihren Gemahl bezichtigt, konnte Bilihild der Feuerprobe unterworfen werden, und da in dieser Probe Niemand schuldlos befunden ward, der nicht etwa Füße von Lehm und Sohlen von Asbest besaß, so mußte alsdann die überführte Ehebrecherin sammt ihrem Kinde enthauptet oder ersäuft werden.

Wenn nun aber sich erweisen ließ, daß Bilihild mit Gisilhar Zusammenkünfte hatte, so genügte dies, sie der Untreue zu bezichtigen. Fanden jetzt solche Zusammenkünfte zwischen ihr und dem Edeling im Cönobium statt: wer stand dafür, daß solche nicht schon von jeher stattgefunden? So gut wie jetzt, konnte Gisilhar auch früher vermummt sich eingeschlichen haben. Den Götzenpriestern leuchtete dies gewiß ein, und sie waren es, die auf die Feuerprobe zu erkennen hatten. So lange Geila auf der Burg regierte und das Heer draußen im Felde lag, war Niemand, der das Recht dazu den Priestern hätte streitig machen können.

Das Messer war gewetzt—scharf gewetzt.

Am nächsten Sonntag mischte sich Regiswind unter die Mägde Bilihilds, die ihre Herrin den Berg hinab zum Oratorium geleiteten. Sie mußte ihre Rolle wohl trefflich spielen, denn nach geendetem Gottesdienste richtete Bilihild, die während der Predigt sie hatte weinen sehen, die Frage an sie: „Ist es dir wirklich ernst, Regiswind?" Ein tiefer Seufzer war die Antwort. „Begleite mich zum Bischof," sprach Bilihild. Sie ahnte nicht, wer, ihrem Verbote trotzend, in des Bischofs Hütte sich abermals eingefunden hatte und ihrer harrte.—

Geila wartete mit der äußersten Spannung auf Regiswind's Rückkehr. Kaum hatte sie sie in den Burghof eintreten sehen, als sie durch einen der Knechte sie zu sich entbieten ließ. „Nun was hast du wahrgenommen?" fragte sie; „ist der Mensch unten gewesen?" „Gisilhar ist unten beim Bischof," antwortete die Magd, „aber euer Argwohn ist ohne Grund. Ein neugebornes Kind ist nicht reiner und unschuldiger, als die Frau Herzogin. Da ich mit ihr auf dem Wege zur Hütte des Bischofs war, kam dieser auf uns zu und sprach: ‚Nicht weiter, Frau Herzogin? wenn ihr Dem nicht begegnen wollt, dessen Nähe euch verhaßt ist.' ‚Wie?' rief die Frau entrüstet und vor Zorn bebend, ‚hat der freche Mensch sich unterstanden, trotz meinem und eurem Verbote sich in Wirzburg wieder blicken zu lassen?' ‚Er sagt,' erwiderte der Bischof, ‚da der Herzog nun todt sei, seid ihr eures Eides nun ledig, und kein göttliches und menschliches Gesetz verbiete euch, seiner Werbung Gehör zu geben und unter seinem Schutze zu entfliehen; ihr möchtet ihm nur wenigstens einige Augenblicke euer Ohr leihen.' ‚Sagt ihm, Vater,' sprach die Frau, ‚daß wenn er nicht augenblicklich Wirzburg verläßt und nach Baiern zurückkehrt, ich der Frau Geila seine Anwesenheit selbst kund thun und sie bitten werde, ihn in Haft zu setzen.' ‚Aber,' unterbrach sie der Bischof, ‚er ist auf seines Herzogs Befehl hier als dessen Abgesandter.' ‚Wäre er das,' sprach die Frau, ‚so hätte er droben auf der Burg sich anmelden und Theudo's Schreiben überreichen müssen; er aber hat sich als ein Vermummter ins Land geschlichen. Es bleibt bei dem, was ich gesagt.' ‚Ich kann euch nicht gerade Unrecht geben,' sagte der Bischof, ‚aber ihr redet in der Hitze und euer Blut ist in Wallung. Ueberleget doch erst ruhig die Sache nach beiden Seiten. Auf der Burg stehen euch Leiden und Gefahren bevor, deren Größe ihr noch gar nicht ermesset. An Gisilhar würdet ihr einen Beschützer haben—' ‚Ich will keinen Beschützer, als Gott,' sprach sie. ‚Welch ein Recht hat dieser Gisilhar zu der kecken Voraussetzung, daß ich ihm gewogen sei? Ich hatte ihn zweimal in meinem Leben gesehen, das zweite Mal am Ansebach in Gegenwart meines Gemahles, das erste Mal, als er zum Sterbebett meiner Mutter mir das Geleit gab. Damals sprach er ein andeutend Wort, als ob er künftig einmal um mich werben wollte, worauf ich nicht eine Silbe erwiderte. Wahr ist es, daß er damals mir nicht übel gefiel, und wäre er mit seiner Werbung dem Herzog zuvorgekommen, so hätte ich vielleicht Ja gesagt, aber ich danke Gott, daß er mich davor bewahrt hat. Denn nun kenne ich ihn als einen Menschen, dem sein Eigenwille über seine Pflicht steht, und der voll Unbesonnenheit und Thorheit ist. Er weiß, wie ich um seinetwillen verleumdet und verlästert werde, die ich in dem Augenblick, als ich dem Herzog mein Jawort gab, jedem Gedanken an Gisilhar abgesagt habe auf ewig. Er weiß das und muthet mir zu, ich solle nun nach meines Gemahles Tode einen Schritt thun, wodurch ich den schändlichen Verdacht, mit dem die Bosheit und Lüge mich verfolgt, selbst besiegeln und dem Namen Christi Schmach bereiten würde! Nein, es bleibt bei dem, was ich gesagt. Binnen einer Stunde verläßt er das Land, wenn er nicht will, daß ich selbst ihn in Banden legen und vor Frau Geila führen lasse.' Also redete Frau Bilihild und wandte sich und stieg mit mir den Berg herauf."

„Von ihren Mägden war keine bei dieser Unterredung zugegen?" fragte Geila.

„Keine einzige," antwortete Regiswind, „ich war allein Zeugin."

„Das ist gut," sagte jene. „So wirst du vor den Priestern

aussagen, du habest Bilihild in heimlichem Gespräch betroffen, wie sie mit einander eins wurden, daß er in der kommenden Nacht sie entführen solle, auf daß die alten Freuden wieder anfingen."

„Frau, das werd' ich mit nichten!" rief Regiswind entrüstet. „Ich sollte meine Herzogin verrathen? Zu solchem Werk der Lüge und des Mordes sucht euch eine Heidin aus, keine Christin, wie ich es bin."

„Du eine Christin?" schrie Geila und packte sie bei den Haaren. „Bist du toll?"

„Ihr selbst habt mir befohlen, dem Dienste Gottes beizuwohnen. Ihr habt mich in die Gluth geworfen, die mir ins Gewissen gebrannt, und in mein schwarzes Herz hineingeleuchtet hat. Schrecklich ist's, in die Hände des ewigen Richters zu fallen, aber selig ist's, in seine Gnade aufgenommen zu werden und seines Erbarmens gewiß zu sein. O hättet ihr's gehört, wie die Frau Herzogin für ihren gestorbenen Gemahl gebetet und wie sie seine Seele der Barmherzigkeit Gottes befohlen hat. Hättet ihr's gehört, wie sie alle Tage auch für euch betet, daß ihr durch Gottes Gnade zur Erkenntniß und Vergebung eurer Sünden gelangen möchtet —".

„Meiner Sünden? Der Sünden bezichtigt sie mich, die junge Frevelbrut? Und du, Hündin von einer Magd, wiederholst das vor meinen Ohren, und stimmst ein?" schrie Geila außer sich vor Zorn, und begleitete jeden dieser Ausrufe mit einem Faustschlag in Regiswind's Gesicht, also daß dieser das Blut aus Mund und Nase strömte. „Du Lästerbrut! Willst du meinem Willen gehorchen? Willst du reden, was ich dir gebiete?"

„Schlagt zu, Frau Herzogin! Schlagt mich todt! Für die Wahrheit und meine Frau Bilihild will ich gern sterben." So sprach die Magd, und sank, von einem Faustschlag an die Schläfe getroffen, bewußtlos zur Erde.

Geila erschrak und besann sich, was sie gethan. Wie wenn die Gemißhandelte zum Bewußtsein erwachte und dann zu Bilihild oder ins Cönobium entfloh und dort von dem, was Geila ihr angesonnen hatte, Bericht gab? das durfte nicht geschehen; Regiswind mußte stumm gemacht werden.

Geila rief zwei der Götzenpriester, erzählte ihnen, die Magd habe den Göttern geflucht; dafür solle sie bei dem großen Todtenopfer, das Geila in einigen Tagen für ihren Sohn veranstalten wollte, dem Wuotan geopfert werden. Als die arme Regiswind aus ihrer Ohnmacht erwachte, fand sie sich in einem finstern unterirdischen Loche. Sie kannte dies Loch; sie wußte, daß es der Ort war, die Schlachtopfer aufzubewahren; sie war nicht im Zweifel, was ihr bevorstand. Aber sie war bereit, ihr Leben für ihren Herrn und Heiland hinzugeben und als Ersatz der Wassertaufe die Bluttaufe zu empfangen.

Bilihild vermißte Regiswind am andern Morgen und fragte nach ihr. Keine der christlichen Mägde hatte sie gesehen. „Hat Geila sie ausgeschickt? Oder ist sie vor Geila's Unwillen ins Cönobium entflohen? Oder war ihre Bekehrung doch nur Schein, und sie meidet mich?" so fragte sich Bilihild.

Sie sollte aber nicht lange im Dunkeln bleiben. Tags darauf, am Dienstag war es, trat Geila selbst in Bilihilds Gemach. „Morgen," sprach sie kurz und bündig, „wird hier im Burghof dem Wuotan das Todtenopfer gebracht für meinen Sohn. Unter Andern ist Regiswind zur Schlachtung ausersehen. Du wirst zugegen sein; im festlichen Zuge wirst du gehen, und den Pfad mit Rabenfedern und Mistelzweigen bestreuen."

„Das werde ich nicht!" sprach Bilihild in heiligem Zorn erglühend. „Und den Mord der Regiswind werd' ich nicht dulden."

„Ha, welche Sprache!" höhnte Geila. „Was du dulden oder nicht dulden willst, darnach wird man nicht viel fragen. Du wirst dulden, was du dulden mußt, und wirst thun, was ich dir befehle."

„Bedenkt," sprach Bilihild, „daß ihr den Edelingen bei ihrer Rückkehr Rede stehen werdet. Glaubt ihr, daß diese das Kind ihres Herzogs und seine Mutter mißhandeln lassen?"

„Die Edelinge sind noch fern," versetzte Geila, „und wie viele von ihnen wiederkommen, wer weiß das? Die Sachsen sind in stetem Sieg begriffen. Entscheide dich, wie du willst; gehorchst du nicht, so hast du die Folgen dir selbst zuzuschreiben."

Sie wandte sich und ging. Bilihild fiel auf ihre Kniee und bat Gott um Erbarmen und Hülfe, nicht für sich, nur für ihr Kind. Dann sprang sie auf und beschloß, stehenden Fußes sich in das Cönobium zu begeben. Aber als sie die Thür öffnen wollte, war diese von außen mittelst eines starken Querbalkens geschlossen, und sie sah zwei von den Knechten Geila's in Waffen davor Wache stehen.

Da sank sie wieder auf die Kniee und rang im Gebete um Kraft um Festigkeit, um Frieden und Gelassenheit. Es kam ihr auch wieder der Gedanke an Gisilhar. Daß sie sein Ansinnen zurückgewiesen, war ihr jetzt ein großer Trost. „O, es ist selig," sprach sie, „unschuldig und reinen Gewissens zu leiden."

Die Stunden schwanden dahin; die Nacht brach herein. Ihr wurde keine Leuchte gebracht. Sie sank angekleidet auf ihr Lager, und so vollen Frieden hatte sie im Gebet gefunden, daß sie bald sanft einschlummerte.

Ein leises Pochen weckte sie. Es kam von der Bretterwand, die ihr Gemach von der dahinterliegenden Vorrathskammer trennte. Diese Kammer hatte keinen andern Eingang als durch das Gemach. Es war unmöglich, daß Jemand in diese Kammer gelangt wäre. Ihr Ohr mußte sich getäuscht haben.

Aber von neuem ließ es sich vernehmen, das räthselhafte Pochen, hart an ihrem Ohre. Sie lauschte. „Frau Herzogin?" flüsterte eine männliche Stimme. „Wer ist da?" rief sie. „Ich bin Pillung," antwortete es, „aber seid leise! Oeffnet die Kammerthür, ich kann in der Finsterniß den Riegel nicht finden."

Sie öffnete und trat einen Schritt zurück. Daß Pillung in das Gemach trat, konnte sie in der dicken Finsterniß nicht sehen und bei der Behutsamkeit seines Schrittes kaum hören. Aber seine flüsternde Stimme ertönte jetzt dicht an ihrem Ohre.

„Flieht, Frau! Der Weg ist gebahnt. Ich habe vom Speicher her eine Oeffnung nach der Kammer gemacht. Flieht augenblicklich. Regiswind liegt seit gestern im Loch als Schlachtopfer; mich wollten sie vor Tagesanbruch ihr zugesellen. Und euch droht noch Schrecklicheres. Wenn ihr euch weigert, an dem Götzenopfer Theil zu nehmen, will Geila euch gefangen halten, bis das Kind geboren ist, und dieses dann vor euren Augen der Hel als Opfer lebendig verbrennen. Ich habe sie das mit diesen meinen Ohren zu den Götzenpriestern sagen hören."

„Wo sind meine Mägde?" fragte die Herzogin.

„Die haben sich an den Main hinunter gerettet und erwarten euch dort."

„Und wo ist Gisilhar?"

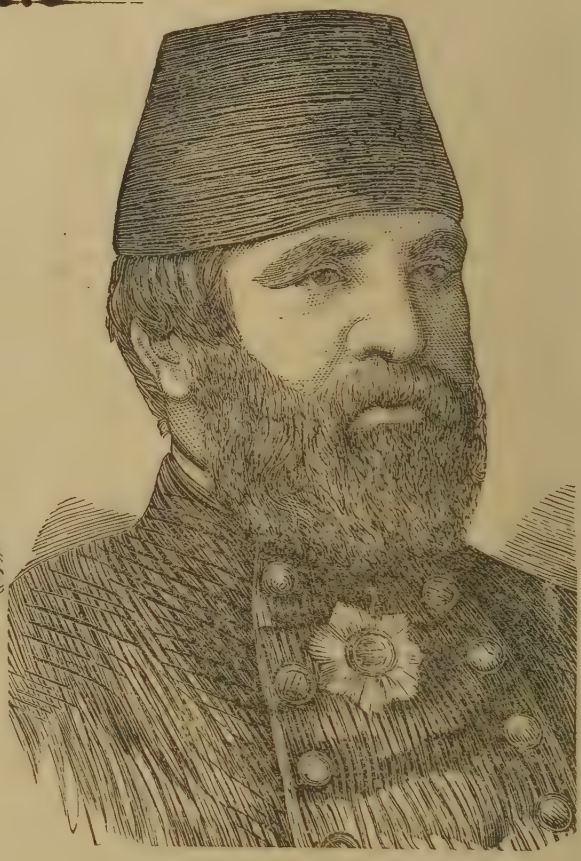
„O, daß der noch hier wäre; da hättet ihr einen starken Geleitsmann. Aber der ist vorgestern Mittag, am heiligen Sonntag, fort über alle Berge."

„Gott Lob!" sprach Bilihild.

„Aber nun säumt nicht länger," mahnte Pillung. In Gottes Namen," sagte sie. Behutsam folgte sie dem Knecht durch die Kammer in den Speicher. An einer Oeffnung an der Rückseite des letzteren befestigte Pillung eine Strickleiter. Sie klommen hinab und befanden sich nun in dem äußeren Burgring. Am Ausgang desselben stand gewöhnlich eine Wache und das Thor war Nachts geschlossen. Aber Arbogast, der heute die Wache hatte, war ein gutmüthiger Mensch; Pillung hatte zuvor schon mit ihm geredet, ihm das Schicksal, das der Herzogin drohte, mitgetheilt, und so viel Liebe genoß die Letztere, daß der Wächter sie durchzulassen versprach. Noch bangte Pillung, ob er Wort halten werde. Aber Arbogast öffnete unverzüglich das Gatter, und ließ die beiden Flüchtlinge hinaus.

Sie stiegen den Berg hinab am geschlossenen Thor des Cönobiums vorüber—denn nimmermehr würde Bilihild die Männer Gottes zu Mitwissenden ihrer Flucht gemacht und dadurch gefährdet haben—sie ging gerade auf den Fluß zu, wo die Mägde in einem Boote der Ankunft ihrer Herrin harrten. Sie stieg mit Pillung in das Boot; kein Wort ward gewechselt, keine Silbe geredet. Lautlos glitt das Fahrzeug, dem Strom überlassen, den Fluß hinab. Erst nach einer Weile ergriffen die Mägde die Ruder, Pillung das Steuer, und nun jagte pfeilschnell das Boot den Main hinunter, an Höchheim vorüber, dessen Bewohner in tiefem ahnungslosem Schlafe lagen.—

Großfürst Nikolaus.



Abdul Kerim Pascha.

Kriegsbilder.

Es fürchte nur Niemand, daß das Magazin im Begriffe sei, seine Friedensmission zu verlassen und sich in eine Kriegszeitung zu verwandeln. Ein paar bärtige Herren müssen Einem nicht sogleich Schrecken einjagen. Der Editor hat einfach gedacht, weil die Leute doch jetzt jeden Tag von dem russisch-türkischen Kriege lesen, es möchte ihnen nicht unwillkommen sein, einige der wichtigsten Gegenstände im Bild zu sehen.

Da kommen zuerst die Feldherrn der beiden Armeen. Die Russen stehen unter dem Oberbefehl des Großfürsten Nikolaus, Bruder des russischen Kaisers, welcher ungefähr fünfundvierzig Jahre alt ist und ein wackerer Mann zu sein scheint. Er hat bisher die Cavallerie commandirt, und wird von ihm gesagt, daß er, sowohl mit Bezug auf seine Fähigkeiten sowie auch seinen Muth, ein tüchtiger Soldat sei. Es herrschte großer Jubel unter den Russen, als der Großfürst das Obercommando übernahm, und daß ihm selbst die Sache wichtig war, scheint daraus hervorzugehen, daß er sich zuerst mit Gottesdienst und Gebet darauf vorbereitete.

Das zweite Bild stellt Abdul Kerim Pascha, den Generalissimus der türkischen Armee vor. Abdul Kerim Pascha, der Sieger von Alexinatz, ist jetzt schon über siebzig Jahre alt.

Im Jahre 1828 trat er in den Dienst und nachdem er zum Officier vorgerückt, wurde er nach Wien geschickt, um die dortige Kriegsschule zu besuchen. Die Gaben, welchen er diese Auszeichnung verdankte, entfalteten sich bald in seiner neuen Bestimmung. Er lernte vollkommen Deutsch und machte so große Fortschritte in den Kriegswissenschaften, daß General Hauslab, ihn für seinen geschicktesten Zögling erklärte. Er gilt mehr, für einen wissenschaftlichen Führer, als einen rasch eingreifenden und zur That entschlossenen Mann. Die größte Schlacht, die er je schlug, war die von Djunis, wo er die Serben in die Flucht jagte. Abdul Kerim schweigt, wie Moltke, in mehreren Sprachen, und diese Eigenschaft fand bei dem vorletzten Sultan so wenig Beifall, daß er ihm bei einem Anlaß die Kriegsmappe entzog, weil er, wie der Sultan sich zornig äußerte, mit einem Taubstummen nichts zu thun haben wolle. Er hat ein Haus in Skutari, wo er anspruchslos von seiner Besoldung lebt. Schon wegen seiner wohlbekannten Uneigennützigkeit, ist er bei den Soldaten beliebt, wie streng er auch die Pflichtvergessenen bestraft. Er ist gelassen, aber sein Muth wird von Niemand bezweifelt. Die Aufgabe, die ihm nun geboten ist, wird erst bewähren, ob er der Feldherr ist, für den er in der Türkei angesehen wird. Wenn auch, wie es heißt, der Sultan selbst sich an die Spitze seiner Truppen stellen würde, Kerim Pascha bliebe doch die leitende Seele des Ganzen.

In dem Städtebild sieht der Leser die wichtige Festung Kars im türkisch-armenischen Ejalet Erzerum, welche etwa fünf Meilen von der russischen Grenze in einem breiten Hochhalte liegt. Die Bevölkerung hat in Folge der türkisch-russischen Kriege beträchtlich abgenommen und zählt gegenwärtig nur etwa 10,000 Seelen. Die alte Stadt war schon im neunten Jahrhundert Residenz einer armen Dynastie und ist wegen ihrer wichtigen Lage vielfach belagert und zerstört worden. Nachdem 1828 die Citadelle in die Gewalt der Russen gekommen war, behielten diese Kars bis zum Jahre 1851 in Besitz, eroberten die Feste 1855 wieder, mußten sie aber 1856 an die Türken zurückgeben.

Die Festung von Kars.

Skizzen von Japan.

Von Ad. Halmhuber.

Straßenbeobachtungen.

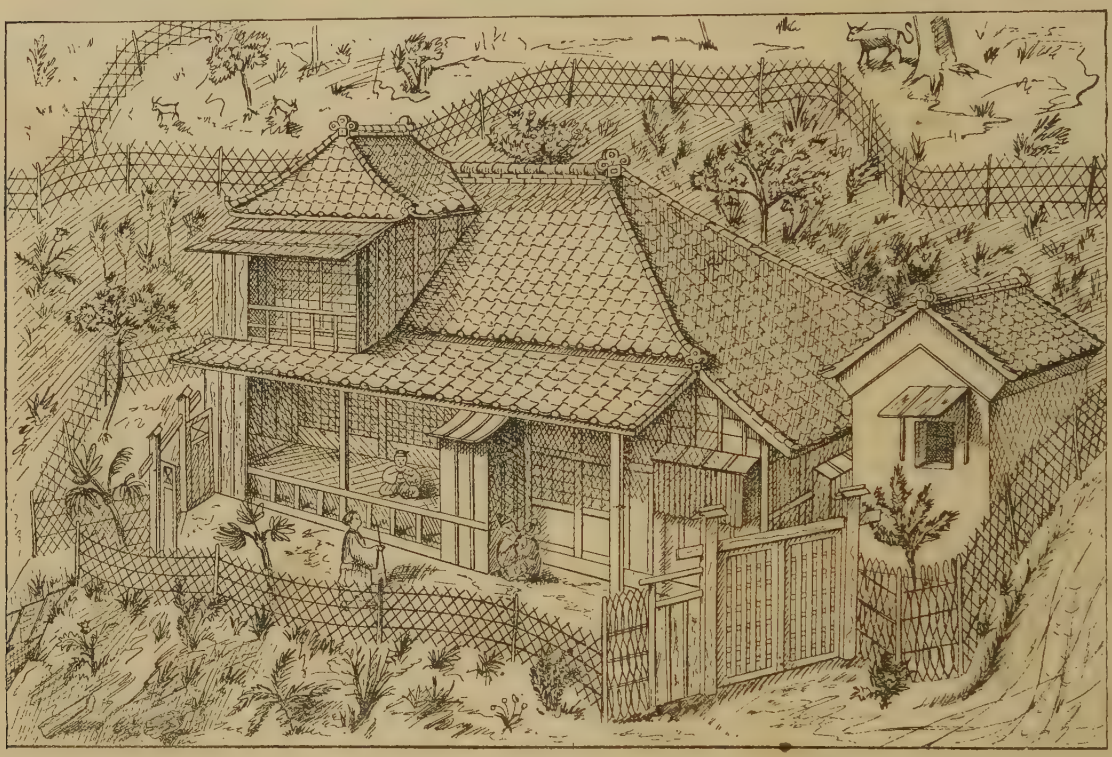
Wandere ich durch den von Ausländern bewohnten Stadttheil Yokohama's, so dächte ich kaum, daß ich in Japan sei, wenn ich nicht die grauen und weißen Ziegel der Dächer mit ihrer eigenartigen Construktion sehen würde, und wenn nicht auch hier die Straßen voll wären von dienstfertigen Japanern, die zum Theil müßig sitzen und ihr Pfeifchen rauchen, oder sich balgen, bis sie Jemand dingt, zum Theil aber irgend einem Geschäfte obliegen. Die Straßen sind hier nach europäischer Art gebaut, möglichst gerade und sich im Winkel kreuzend. Die Hauptstraßen haben Kiestrottoirs, und alle Straßen sind mit sogenannten Schlagsteinen planirt.

Die Häuser stehen an beiden Seiten ziemlich dicht und regelmäßig an einander gebaut und sind theilweise aus Quadersteinen aufgeführt, alle aber sind nur einstöckig, der vielen Erderschütterungen wegen. Etliche derselben sind ziemlich reich an Ornamentik, wie mans in diesem Lande kaum erwarten sollte. In der längs dem Ufer der Bay führenden Straße sind etliche Hotels und im Uebrigen die Geschäftshäuser der Dampfschiff-Compagnien und das Zollhaus. Mit dieser parallel läuft die sogenannte Mainstraße, in welcher die ersten Magazine und Verkaufslocale der Stadt sind, meist englische, amerikanische, französische und deutsche Firmen repräsentirend. Diese Läden sind elegant ausgestattet, alle möglichen ausländischen Sachen sind darin zu haben; was man da kauft, muß man aber auch demgemäß bezahlen. Wer mit seinem Geldbeutel umsichtig verfahren muß, probirt immer zuerst seine Sachen in japanischen Kaufläden zu bekommen, ehe er in die Mainstraße geht.

Zwischen den Wohnungen von Japheth's Söhnen und den Japanern haben sich die Chinesen angesiedelt, die auch hier wie in Amerika kein Haarbreit von ihrem Chinesenthum aufgeben. Der Styl ihrer Häuser ist der des Uebergangs vom europäischen in den japanischen. Sie sprechen chinesisch und tragen sich chinesisch; das blaue Käppchen mit dem rothen Knopf sitzt regelrecht, darunter hervor schlängelt sich der drei Fuß lange, wohlgepflegte Zopf; die blousenähnliche Kutte mit weiten Aermeln und blauer Farbe ist mehr zusammengenestelt als zusammengeknöpft; die weiten Hosen sind unten fest um die Knöchel gebunden und im Gegensatz zu dem in Holzsandalen laut einhertrappenden Japaner geht der Chinese geräuschlos auf seinen halbzolldicken schnabelförmigen Filzsohlen.

Die Chinesen zeigen sich sehr anstellig. In ihren Händen ist der Geldwechsel, ein Theil der Photographie, der Malerei und Anstreicherarbeit, so wie der Tischlerei. Ihrer Etliche sind auch Schuhmacher und Schneider und dergleichen ehrbarer Zünfte Pfleger. Sie haben in der Ausübung ihrer Geschäfte vielfach die Weise der Europäer, für welche sie auch meist arbeiten, angenommen.

Von diesen beiden Theilen wesentlich verschieden ist der übrige und weitaus größte Theil Yokohama's, der nur von Japanern bewohnt ist, abgesehen von dem Hügel, der zum Fremdenquartier gehört. Die Straßen sind krumm und bucklig und ohne Trottoir, und die Stadtviertel bilden vielfach für sich selbst bestehende Dörfer, die sich den Thaleinschnitten entlang ziehen oder auf den Rücken der Hügel liegen. Der Hauptstadttheil liegt auf der von zwei sich landeinwärts ziehenden Hügelketten gebildeten etwa 2½ Meilen breiten Ebene und hat etliche gut gebaute Straßen, wie diejenigen mit dem Namen Bendentori, Honschodori und ähnlichen, und bildet den eigentlichen Geschäftstheil. Kaufläden, Werkstätten, Speisebuden, Tempel und Staatsgebäulichkeiten reihen sich in buntem Gemische an einander, als ob sie von einem Gusse wären — und in den Straßen drängt sich das Volk beständig wie auf einem Jahrmarkte.



Japanisches Haus.—(Originalzeichnung von Ad. Halmhuber.)

So verborgen die Japaner ihren Familienkreis halten, so öffentlich haben sie dagegen ihre Beschäftigung. Vielfach haben sie für Werkstätte und Verkaufslocale nur einen Raum, der die ganze Breite ihres Hauses gegen die Straße einnimmt und bei Tag offen ist, bei Nacht aber mit großen Schiebthüren geschlossen wird. Sein Geschäft, welches es auch immer sein mag, verrichtet der Japaner auf dem Boden sitzend und mit

wenig Beihülfe. Drei oder vier Arbeiter in einer Werkstätte zu beschäftigen, macht schon ein ansehnliches Geschäftshaus.

Was haben wohl die Kaufleute alles feil? Man braucht nur die Augen offen zu halten, so kann man im Spazierengehen alles sehen. Ein Hauptartikel sind die feinen Lackwaren, eine japanische Specialität. Ein Stück Holz wird wunderbar fein ausgedreht und lackirt und bildet so eine kostbare Schale für Früchte und dergleichen. Ein anderes bildet eine erstaunenswerthe Composition von großen und kleinen Schächtelchen, die ringsum spiegelblank sind. Verschiedene Miniaturmöbel sind hier in demselben Styl zu finden.

Die Porcellanniederlagen sind gleichfalls eine japanische Specialität, denn die Vasen, Tassen, Teller und Krüge, die hier zu finden sind, werden sonst nirgends gefunden. Auf den Lackwaren prangt das japanische Ornament, auf dem Porcellan aber die Figur, Landschaften, Häuser und Personen darstellend.

Der Seidenhändler hat auch seine hervorragenden Producte. Gestickte Kleider, Kissen, Gürtel und gewobene Stoffe bietet er in reicher Anzahl, und wer Geld genug hat und sich kein Gewissen daraus macht, kann sich bei ihm aufs eleganteste herausputzen. Ich sah einmal eine Anzahl reicher Japanerinnen, ganz in gestickte Seide gekleidet, spielen; ich dachte dabei, in ihrer Art seien diese japanischen Seidenproducte wirklich schön und kostbar.

Im strengsten Gegensatze zum Seidewaarenhändler steht der Schuhwaarenfabrikant. Bei Betrachtung seiner Waare sieht man sich plötzlich 2000 Jahre zurückversetzt und versteht nun klarer als je die Geschichte von der Fußwaschung. Man hat die Auswahl zwischen Strohsandalen und Holzsandalen, welche ersteren meist im Haus, letztere dagegen nur auf der Straße gebraucht werden. Diese Schuhe werden nicht angeschnürt; sie haben zwei an der Spitze des Schuhes zusammenlaufende Ringe von Leder, welche so angebracht sind, daß das gemeinschaftliche Ende der Ringe zwischen den großen Zehen und seinen Nachbar kommt und die Ringe schief nach beiden Seiten über den Fuß laufen und den Schuh halten. Manche dieser Holzschuhe sind drei bis vier Zoll hoch und sind einfach die Zusammenfügung dreier Brettchen in der Gestalt einer Küchenbank.

Der Buch- und Papierladen hat auch etwas speciell japanisches, nemlich seine Bücher mit so gar wunderlichen und mannigfaltigen Buchstaben und sein Papier, auf das man nur mit Tusch und Pinsel oder zur Noth noch mit Bleistift, nicht aber mit Tinte schreiben kann. Ein Anderer hat eine reiche Auswahl von Schreibpinseln, Tusch und Schreibzeugen, in welchen ein viereckiger ausgehöhlter Stein ist, in dem die Tinte gerieben wird.

Der Töpfer mit seinen irdenen Gefäßen und Kochherden, die ein Fuß breit, ein Fuß hoch und zwei Fuß lang sind, hat auch ausgestellt, um zu verkaufen, was er kann. Spielwaarenlager, Brillenlager, Weißzeugläden, Eisenwaarenhandlungen und dergleichen sind ebenfalls vertreten. Schreiner, Kübler, Schlosser und Schmiede sind ebenfalls da, um für Haus und Hof zu sorgen; den Tisch aber decken die Gemüsekrämer, die Fischhändler, der Reismüller, im Verein mit dem Butter-, Eier- und Milchmann. Es würde gar viel Raum einnehmen, die Producte dieser Proviantläden zu beschreiben, und es würde am Ende wenig Genuß bereiten, denn die Gemüse sehen meist den europäischen ähnlich, obwohl sie oft von viel üppigerem Wuchse sind und Winters wie Sommers ihre Erscheinung machen; die Fische aber sehen zum Theil aus wie überall und zum Theil so wunderlich, daß eine Beschreibung ohne Bild doch nicht viel ausrichtet.

Die Speisebuden verdienen jedoch ein besonderes Wort. Für die Versorgung der in den Straßen arbeitenden Männer, deren eine große Zahl ist, sind da und dort Buden aufgestellt, in denen Speise gekocht und feil geboten wird. Ich kann die Sachen, die ich da sehe, nicht mit Namen nennen, aber ein wenig beschreiben. Da sind eine Art Pfannkuchen, gelblich aussehend und daneben eine Art Reiskuchen, viereckig geschnitten; ferner gibts auch Reisklöße, in der Form einer länglichen Kartoffel und dazu Fleischstückchen, der Reihe nach an einem Holzstäbchen aufgespießt. Fische, Krebse und dergleichen nebst Orangen und Feigen kann man auch haben. Allein obwohl Alles so appetitlich als möglich aufgestellt ist, hats mich doch noch nicht gelüstet, daselbst anzubeißen. Manche tragen ihre ganze Küche auf den Achseln umher; auf einer Seite an der Stange hängt der Kochkessel und auf der andern der Proviantkasten.

Für diesmal will ich nur noch von der Beschaffenheit der japanischen Häuser reden, von welchen ich eines nach der Natur abgezeichnet habe, um sein Bild zur Veranschaulichung hier beizufügen. Dieses Haus auf dem Bilde ist ein etwas einsam an einem Hügelabhang liegendes Wohnhaus. Es repräsentirt den Styl der japanischen Wohnhäuser aufs vortrefflichste. Das eigentliche Wohnhaus ist ganz von Holz aufgeführt, den Gips an der Wand und die Ziegel auf dem Dach, die von grauer Farbe sind, ausgenommen. Das kleine Haus zur Rechten, das dem Stempel der Masivität an sich trägt, ist eine Art feuerfestes Magazin, ganz von Stein und Eisen gebaut. Man sieht hin und wieder solche feuerfeste Häuser in den japanischen Städten, weil es häufig brennt und dadurch meist ganze Straßen verheert werden. Ich habe vor einigen Tagen das vor etwa 4 Wochen hier niedergebrannte Viertel besichtigt und gesehen, daß mitten in den Ruinen der zerstörten Häuserreihen solch ein Magazinhaus ganz wohlbehalten stand. Die Balken und Bretter des Wohnhauses sind theils in ihrer gelblichen Naturfarbe, theils aber schwarz angestrichen; ebenso ist das Thor zur Linken gelb, das zur Rechten aber schwarz angestrichen. Das Magazinhaus sieht blendend weiß aus.

In der mit Strohmatten belegten etwa vierthalb Fuß breiten Vorhalle des Hauses kann man die Frauen in der Sonne sitzen und nähen sehen, und der Mann sitzt daneben und raucht sein Pfeifchen. Die Personen habe ich gerade so wiedergegeben, wie sie zur Zeit, als ich die Skizze aufnahm, postirt waren. Im untern Stockwerk sind die Wohnräume und Schlafräume des Hauses; der Ausbau an dem Dache mag einer andern Familie dienen, oder der Schlafraum etlicher Hausbewohner sein. In den Straßen sind die Häuser gerade so beschaffen, wie der Theil links an diesem Hause mit dem Ausbau, wenn man sich ein Haus unmittelbar ans andre gestellt denkt; weil aber da dann unten gewöhnlich Kaufläden oder Werkstätten sind, so dient der obere Raum als Schlaf- oder auch als Wohnraum. Höher als dieses Haus findet sich hier zu Lande selten ein Haus, der Erdbeben wegen. Die Fenster der Häuser sind meist zugleich die Thüren und haben anstatt Glas auf Rahmen gespanntes Papier von besonderer Zähigkeit. Schloß und Schlüssel hat der Japaner nicht an seinem Hause; auch braucht er keine Thürangeln, denn die Thüre ist zum Schieben eingerichtet. Ueber das Innere des Hauses bin ich noch nicht im Stande, eingehendere Beschreibung zu geben.

Der Zaun um den Hof her ist von Bambusstäben, die hier sehr häufig sind, geflochten, hinter demselben sieht man junge Palmen hervorwachsen, denn wenn immer möglich verbindet der Japaner ein Gärtchen mit seinem Haus.

Wolfgang Amadeus Mozart.

(Von J. Stieler.)

(Schluß.)

Die Behandlung, die er dort zu ertragen hatte, überstieg das Maß seiner Geduld. Er, so oft der gefeierte Gast an fürstlichen Tafeln, mußte täglich mit zwei Kammerdienern, die den Vorrang vor ihm hatten, zwei Köchen und dem Zuckerbäcker um halb zwölf Uhr zu Mittag essen: er durfte keine Einladung annehmen, in keinem öffentlichen Concert spielen, ohne die besondere Erlaubniß des Fürsten einzuholen, die ihm nicht selten verweigert wurde, und hatte überdies eine so ungnädige Behandlung zu ertragen, wie kaum der niedrigste aller Bediensteten. Da nun andrerseits Mozart in Wien Anerbieten erhielt, die ihm eine ehrenvolle und angenehme Existenz in Aussicht stellten—die Musikalienhändler bewarben sich wetteifernd um seine Compositionen, die vornehmsten Familien um Musikstunden von ihm zu erhalten,—so erbat er sich seine Entlassung aus dem Dienste des Fürstbischofs. Man suchte zwar unter mancherlei Vorwand ihm dieselbe zu verweigern und ihn zur Rückkehr nach Salzburg zu bewegen; aber er beharrte bei seinem Entschluß, und wählte nun die schöne, heitere Kaiserstadt zum bleibenden Aufenthalt. Dem dieses eigenmächtigen Schrittes wegen sehr besorgten Vater berichtet er treulich über sein Leben und Treiben. „Früh sechs Uhr" schreibt er, „kommt täglich mein Friseur; dann componire ich bis zehn Uhr; von zehn bis ein Uhr gebe ich Clavierstunden. Fast jeden Abend muß ich in Gesellschaft spielen; die übrige Zeit verwende ich zu meinem Studium, besonders den Werken von Händel und Bach."—Von jeder größeren Einnahme schickte er dem Vater zehn, zwanzig und dreißig Dukaten; über jede Arbeit erbat er sich sein Urtheil.

Mit Idomeneo war Mozart an dem Wendepunkt seiner musikalischen Laufbahn angelangt. Seine früheren Compositionen waren sämmtlich im italienischen Geschmack, welcher damals als der allein klassische galt. Idomeneo, obgleich mit italienischem Text geschrieben, ist Mozarts erste deutsche Oper, für welche der Meister auch immer besondre Vorliebe behielt, so wie er die in München verlebten Tage zu den glücklichsten seines Lebens zählte. Kurze Zeit nachdem er sich in Wien ständig niedergelassen, erhielt er vom Kaiser Joseph den Auftrag „die Entführung aus dem Serail"—zu schreiben, da der Kaiser, wie er sagte, beabsichtigte, der deutschen Oper in Wien, die erst in sehr bescheidenen Anfängen blühte, mehr Ansehn und Geltung zu verschaffen. Im Juli 1782 fand die erste Aufführung mit zündendem Erfolg statt.

„Der Beifall war wie ein Platzregen," schreibt Mozart seinem Vater. „Die Leute klatschten mit Händen und Füßen, und schrieen was sie konnten." Bei jeder Wiederholung bewährte sich der gleiche Enthusiasmus. Die Oper begründete Mozarts Ruhm in Deutschland, aber sie erregte auch die unversöhnliche Eifersucht der Italiener, die den gefährlichsten Nebenbuhler in ihm erkannten. Mozart tröstete sich über ihre Ränke, wie viel er auch darunter zu leiden hatte, durch die Freundschaft vieler edlen Menschen, darunter besonders seiner beiden berühmten Kunstgenossen, Gluck und Joseph Haydn. Sein Verhältniß zu Letzterem glich dem eines Sohnes zu seinem Vater, wie hoch auch dieser den jüngeren Freund über sich stellte. Die Geschichte der Kunst bietet wenige Beispiele einer so edlen, neidlosen, gegenseitigen Anerkennung und Ergänzung; Mozart erklärte, erst von Haydn gelernt zu haben, wie man Quartette mache, Haydn versicherte wiederholt, ohne das, was er von dem Universal-Musiker Mozart gelernt habe, nicht im Stande gewesen zu sein, „die Schöpfung" und die „Jahreszeiten" zu schreiben.

Im selben Jahr vermählte sich Mozart mit Constanze von Weber, und benützte die Zeit, wo die Großen und Reichen, der Stadt den Rücken wendend, allen Zurückbleibenden mehr oder minder freiwillige Ferien bereiten, zu einer Reise nach Salzburg. Wie viel Unangenehmes er dort erlebt, so drängte es ihn doch, die Heimath, Vater und Schwester, und die Freunde seiner Kindheit wieder zu sehen, und ihnen seine junge Gattin zuzuführen. Sein erster Besuch galt dem Bruder seines väterlichen Freundes, Michael Haydn. Er fand ihn zu Bette und sehr niedergeschlagen. Auf Befehl des Fürsten sollte er zwei Duetten für Violine und Viola bis zu einem nahe stehendem Termine componiren, fühlte sich aber, in Folge einer längeren Krankheit, ganz unfähig zu jeder Thätigkeit und war deßhalb mit Gehaltsabzug bedroht. „Ei, da ist ja zu helfen," rief Mozart, „deßhalb machen Sie sich keine trübe Stunde mehr; ich kenne ihren Styl genau, und nun lassen Sie mich dafür sorgen."—Nach drei Tagen überbrachte Mozart dem kranken Freunde die beiden Stücke, so Manuscript als Reinschrift. „So," rief er vergnügt; „nun schreiben Sie nur Ihren Namen daher aufs Titelblatt, und Niemand in der Welt soll mir nachweisen, daß diese Duetten nicht von Ihnen componirt sind." Das Geheimniß wurde gut gewahrt; erst nach Jahren erschienen die Duetten eingereiht in Mozarts Werken. Michael Haydn aber bewahrte das Manuscript wie ein Heiligthum und erzählte in seinen letzten Jahren noch mit Begeisterung von Mozarts Herzensgüte und diesem Liebeswerke seinen Schülern, durch welche erst die Sache bekannt geworden ist. Wenige Tage nach seiner Rückkehr von Salzburg kam die berühmte Violin-Virtuosin Strinasacki zu Mozart mit der Bitte, ihr eine Sonate für Violine und Clavier zu componiren, und diese in ihrem Concerte mit ihr zu spielen. Mozart, der Niemanden etwas verweigern konnte, sagte zu. Der Tag zum Concerte war bestimmt, der Zettel gedruckt—aber die Sonate noch nicht geschrieben. Endlich erklärte die Signora, sie weiche nicht mehr von der Stelle, bis sie wenigstens ihre Violin-Stimme erhalte. Mozart schrieb sie in ihrer Gegenwart und gab sie ihr, kam jedoch nicht zu der Probe, sondern erst Abends zum Concert. Er hatte also die aus dem Stegreif niedergeschriebene Violin-Partie noch gar nicht gehört. Rauschender Beifall lohnte das ausgezeichnete Zusammenspiel der beiden Künstler. Kaiser Joseph, der in einer Loge nächst der Bühne sich befand, winkte Mozart zu sich: „Lassen Sie mich doch einmal Ihr Notenblatt sehen, Mozart!"—es war nichts als die Taktstriche darauf. „Haben Sie es wieder einmal bis zum Aeußersten kommen lassen?"—„Ja, Eure Majestät, aber es hat deßhalb doch nicht eine Note gefehlt."

Zu Anfang des Jahres 1785 unternahm Leopold Mozart nochmals die Reise nach Wien, wohin er einst nur den Wunderknaben geführt, um die ersten Lorbeeren zu pflücken; jetzt besuchte er einen berühmten Mann. Mozart hatte eben eines seiner werthvollsten, wenn auch nicht bekanntesten Werke vollendet,—die seinem Freunde Haydn gewidmeten sechs Quartette.

Es war dem Vater vergönnt, dieses Meisterwerk in höchster Vollendung vortragen zu hören.

Tief bewegt ergriff Haydn, nachdem dieselben durchgespielt waren, die Hand des Greises mit den Worten: „Ich sage es vor Gott, und als ehrlicher Mann, daß ich Ihren Sohn für das größte musikalische Genie halte, das je gelebt hat."—Mozart, der diesen Quartetten eine Widmung in deutscher und italienischer Sprache beidrucken ließ, nennt sie darin selbst „die Frucht langer und mühsamer Arbeit," die ihm aber durch Zufriedenheit und liebevolle Entgegennahme des theuersten Freundes reichlich vergolten sei.

Aus jener Zeit stammen eine große Anzahl der herrlichsten Compositionen aller Art, darunter auch die Oper „Figaros Hochzeit," welche Mozart auf Wunsch des Kaisers schrieb. Das gleichnamige, damals besonderes Aufsehen erregende Lustspiel von Beaumarchais gab dazu Veranlassung und Stoff. Da Ponte verfaßte den Text, da die Oper von der italienischen Gesellschaft aufgeführt wurde. Der Direktor derselben war Salieri, Mozarts unversöhnlichster Gegner und Feind. Daß demnach sein Werk nicht in den besten Händen war, ist begreiflich.

Die Aufführung war denn auch eine so mittelmäßige, daß Mozart nach dem ersten Akt in die Loge des Kaisers stürzte, um sich seinen Schutz zu erbitten. Dieser, selbst entrüstet über diese unverkennbare absichtliche Vernachlässigung, hatte bereits eine strenge Zurechtweisung an die Mitspielenden gelangen lassen, der zufolge die Darstellung des zweiten Theiles bedeutend besser war. Aber der Eindruck war zerstört, das Publikum blieb kalt, und die reizende Oper kam nicht zur Wiederholung. Anders dagegen war es in Prag, wo sie einen solchen Sturm von Begeisterung erregte, daß man Tage lang von nichts Andrem sprach und sich nicht satt daran hören konnte. Graf Thun schrieb dem Componisten, daß er dem allgemeinen Wunsche des Prager Publikums hiermit Ausdruck verleihe, indem er ihn zu sich einlade, wo er Alles finden solle, was ihm den Aufenthalt behaglich machen könne. Mozart nahm mit Freuden diese Einladung an, und kam im Febr. 1787 nach Prag.

Man stritt sich darum, wie man „diesen König unter den Musikern" würdig ehren könnte. Jeder wollte ihn sehen und sprechen; man war doppelt entzückt, als man den einfachen, gemüthlichen Mann mit seiner naiven Ausdrucksweise kennen lernte. Das war der große Mozart, er, der jedem, der ihn darum bat, so bereitwillig vorspielte, als wäre es irgend ein Monarch, der ihn darum angegangen.—Daß auch unser Freund sich dort heimisch fühlte, wo man ihn so ganz verstand, wo selbst in den untersten Volksklassen die Musik mit Ernst und Liebe betrieben wurde, ist wohl natürlich. Tief bewegt von der herzlichen Aufnahme, von der warmen, aufrichtigen Begeisterung, die er gefunden, rief Mozart aus: „Weil die Prager mich so gut verstehn, will ich auch eine Oper ganz für sie schreiben."—Der Direktor nahm ihn beim Wort, und Mozart verpflichtete sich, bis Anfang des nächsten Winters eine Oper zu liefern. Diesem Versprechen verdanken wir die Oper der Opern, den herrlichen Don Juan. Schon im September desselben Jahres war das Werk so weit gediehen, daß Mozart sich mit seiner Gattin nach Prag begab, um mit dem Einstudiren zu beginnen. Er versicherte, daß er sich keine Mühe und Arbeit habe verdrießen lassen, um seinen Pragern etwas Vorzügliches zu leisten. „Es ist überhaupt ein Irrthum," setzte er hinzu, „wenn man glaubt, daß mir meine Kunst so leicht geworden, weil mir Gott ein besonderes Talent verliehen hat. Niemand hat gewiß mehr Mühe auf das Studium der Composition verwandt als ich. Es gibt keinen berühmten Meister, den ich nicht oft und fleißig durchstudirt hätte!"—

Der Tag der Aufführung war gekommen, aber noch keine Note der Ouverture geschrieben. Am Vorabend befand sich der Meister umgeben von einer heiteren Abendgesellschaft, wo man dem glücklichen Erfolg der Oper entgegen sah. „Und die Ouverture?" mahnte ein Freund. Mozart schaute nach der Uhr, zog sich ins Nebenzimmer zurück und fing an zu schreiben. Wenn ihn der Schlaf überfiel, mußte seine Gattin, die mit ihm wachte, durch Erzählen komischer Mährchen denselben verscheuchen helfen. Um sieben Uhr früh kam der Copist, und erhielt die Partitur. Das Orchester aber mußte die Ouverture von den nassen Notenblättern spielen. „Es sind zwar einige Noten unter die Pulte gefallen," sagte Mozart, „aber es ging doch vortrefflich." Don Juan wurde in weniger als zwei Jahren hundertsechzehnmal in Prag gegeben, theils in italienischer, theils in böhmischer Sprache, bei immer gefülltem Hause und enthusiastischem Beifall.

Bei seiner Rückkehr nach Wien erhielt Mozart durch seine Schwester, die sich inzwischen mit einem Baron Sonnenfels vermählt hatte, die Nachricht von der Erkrankung, und bald darauf von dem Tode seines Vaters.

Auf die erste Kunde schreibt er an denselben: „Ich höre, daß Sie krank sind; wie sehnlich ich tröstlichen Nachrichten von Ihnen entgegen sehe, brauche ich Ihnen wohl nicht zu sagen, Ich hoffe zuversichtlich darauf, obgleich ich mich gewöhnt habe, immer das Schlimmste zu erwarten. Ich habe mich seit ein paar Jahren mit dem Gedanken an den Tod so vertraut gemacht, daß sein Bild nicht allein nichts Schreckendes, sondern sogar recht viel Tröstendes für mich hat. Ich lege mich nie zu Bette, so jung ich bin, ohne zu denken, daß ich vielleicht den nächsten Tag nicht erlebe; und doch wird Niemand sagen können, daß ich mürrisch oder traurig sei. Für dieses Glück danke ich alle Tage meinem Schöpfer, und wünsche es jedem meiner Mitmenschen."

Noch immer war Mozart darauf angewiesen, von dem täglichen Erwerb durch Stunden geben und Componiren sich und seine Familie zu erhalten. Ein Titel und die Anwartschaft auf irgend eine Stelle war Alles, was er bisher erlangt hatte. Erst als er durch den englischen Impressario Salomon eine dringende Einladung nach London erhielt, wurde ihm ein Wartegeld von jährlich 800 Gulden zugetheilt.

Im Frühling des Jahres 1789 folgte Mozart, in dem die Reiselust längst wieder erwacht war, der Einladung seines Schülers und Freundes, des Fürsten Lichnowsky, ihn nach Berlin zu begleiten. Man verweilte in Dresden und Leipzig, wo Mozart noch niemals gewesen. Ueber seinen Aufenthalt in letzter Stadt berichtet der erst 1842 gestorbene Hofrath Rochlitz, der ihn täglich gesehn, in der von ihm begründeten „Leipziger musikalischen Zeitung." Außer mit diesem verkehrte Mozart dort mit dem einzig noch lebenden Schüler Sebastian Bachs, dem alten Doles, der nach seinem Meister die Cantor-Stelle an der Thomasschule erhalten hatte. In Gegenwart einer zahlreichen Zuhörerschaft spielte nun Mozart auf der berühmten Orgel. Doles weinte vor Freude und Rührung. „Ist denn Bach wieder auferstanden?" rief er; „seit vierzig Jahren, seit Bachs Tode, habe ich so etwas nicht mehr gehört!" Der alte Mann wollte sich durchaus dem Meister erkenntlich zeigen für die Freude, die er ihm bereitet hatte, und schenkte ihm deßhalb eine noch ungedruckte Motette seines Lehrers, die Mozart als eine theure Reliquie bewahrte.

In Berlin angekommen, fragte er, — es war eben Oper-

zeit,—was gegeben werde? „Die Entführung aus dem Serail."—Zum Umkleiden war keine Zeit; Mozart begibt sich im Reisekleid ins Theater, wo er Anfangs ganz zurück stehen bleibt. Er hört—und vergißt alles Andre. Er drängt sich allmälig immer weiter vor, ohne sich zu entschuldigen, drückt Zufriedenheit und Mißfallen durch freundliches Nicken oder ärgerliches Brummen aus. Alle Blicke wenden sich nach dem kleinen blassen Mann in seinem abgetragenen Oberrocke, der sich endlich bis ans Orchester vorgeschoben hat. Manche lachten, Andere wollten den Störenfried ausgewiesen haben. Er bemerkte es nicht. Endlich, als bei der Arie „Frisch zum Kampfe" die zweiten Violinen, sei es aus Versehen, oder in Folge eines Fehlers des Copisten immer Dis statt D griffen, konnte er sich nicht länger halten und rief laut:

„Was, wollt Ihr D greifen!"

Alles sah sich um; einige Musiker erkannten Mozart, bald verbreitete sich die Kunde, und der fast Ausgewiesene wurde nun der Gegenstand schmeichelhafter Ehrenbezeigungen. Auch am Hofe Friedrich Wilhelm II. mußte Mozart während seines Aufenthaltes in Berlin mehrmals spielen, und erhielt das Anerbieten, dort mit einem ansehnlichen Gehalt angestellt zu werden. „Ich kann meinen guten Kaiser nicht verlassen," erwiderte Mozart; „ich weiß, es thut ihm leid." Der gute Kaiser starb bald darauf und Mozart blieb ohne Wirkungskreis, mit seinem Wartegelde von 800 Gulden. Er arbeitete oft die ganze Nacht hindurch, und schon begannen die Folgen seiner übermäßigen Anstrengung sich fühlbar zu machen.

Bei seiner unerschöpflichen Gutmüthigkeit wurde er gar vielfach mißbraucht. So kam eines Tages der Director des Theaters an der Wien, Schikaneder, zu ihm mit den Worten: „Mozart, helfen Sie mir, Sie allein können mich vom Bankerott erretten."

„Ich, womit?"—„Mit einer Oper, hier ist der Text; wie viel verlangen Sie Honorar?"

„Wenn Sie nichts haben als Schulden, ist diese Frage wohl überflüssig."

Man kam nun dahin überein, daß Mozart dem bankerotten Theaterdirector die Partitur unentgeltlich überließ, unter der Bedingung, daß dieselbe nicht abgeschrieben werden dürfe und dem Componisten doch als einiger Ersatz die Möglichkeit bliebe, sie an andere Directionen zu verkaufen. Unter den heiligsten Betheuerungen verließ Schikaneder den großmüthigen Erretter. Mozart ging sogleich ans Werk und arbeitete Tag und Nacht.

Die Zauberflöte—das war die Oper—erzielte reichen Beifall und bedeutende Einnahmen, aber nicht nur auf Schikaneders Bühne, sondern in den verschiedensten Städten, ohne daß Jemand sich an Mozart um die Partitur gewendet hatte.

Noch ehe die Zauberflöte ganz vollendet war, erhielt Mozart den Auftrag, zur Krönungsfeier des Kaiser Leopold in Prag die Oper Titus zu componiren. Während er eines Abends an der Arbeit saß, überbrachte ihm ein Unbekannter einen Brief, der ohne Unterschrift die Anfrage enthielt, ob er die Composition eines Requiems übernehmen, in welcher Zeit und zu welchem Preis er es liefern wolle? Mozart erwiderte dem räthselhaften Boten, daß er gerne den Auftrag übernehme, den Zeitpunkt jedoch nicht genau bestimmen könne, indem er eben mit Arbeit gedrängt sei; als Honorar erbitte er sich fünfzig Dukaten, wünsche aber zu wissen, an wen er das Werk nach seiner Vollendung abzuliefern habe. Nach wenigen Tagen erschien derselbe Bote wieder und brachte die fünfzig Dukaten, mit dem Bemerken, daß nach Ablieferung der Partitur Mozart nochmals die gleiche Summe erhalten werde, indem der Besteller die Forderung viel zu gering finde. Ueber diesen selbst Näheres zu erfahren, möge er sich keine Mühe geben, da diese ganz vergeblich wäre. Uebrigens möge er das Werk nach Muße vollenden.

Bald darauf erging an Mozart die Einladung, nach Prag zu kommen um den Titus in Scene zu setzen und selbst zu dirigiren. Als er eben mit seiner Frau in den Wagen stieg, stand plötzlich der geheimnißvolle Bote wieder vor ihm und fragte: „Wie lange soll es nun mit dem Requiem werden?" Mozart entschuldigte sich mit der Unaufschiebbarkeit der Reise, versprach aber gleich nach seiner Rückkehr an die Arbeit zu gehen, wenn der Unbekannte ihm so lange Frist gestatten wolle.

Von nun an blieben Mozarts Gedanken unablässig auf das Requiem gerichtet, selbst in Prag, wo seine Thätigkeit doch auf ganz anderem Gebiete in Anspruch genommen war. Einerseits war ihm als Künstler die Aufgabe eine höchst willkommene, da sie ihm Gelegenheit bot, auch in diesem Fache etwas Vorzügliches zu leisten; andrerseits hatte die geheimnißvolle Weise der Bestellung einer Todtenmesse auf seine durch Anstrengung überreizten Nerven unverkennbar tiefen Eindruck gemacht. Er fühlte seit Monaten seine Kräfte schwinden und Todesahnungen verscheuchten öfters die ihm so ureigene Heiterkeit.

Mit Sorgen bemerkten Mozarts Freunde schon vor seiner Abreise nach Prag die Veränderung, die mit ihm vorgegangen war, das matte Auge, den leidenden Ausdruck seiner Züge; allerdings dachte Niemand als vielleicht er selbst an ein nahes Scheiden. Wenigstens deutet seine heftige Gemüthsbewegung bei dem Abschied von den Prager Freunden darauf hin; er weinte heiße Thränen, während er, der Vielgereiste, das Kommen und Gehen immer leicht genommen hatte.

In den letzten Septembertagen nach Wien zurückgekehrt, widmete er sich nun, da keine andre Arbeit mehr ihn in Anspruch nahm, mit ganzer Seele dem Requiem, indem er oft wiederholte, nie habe er an einem seiner früheren Werke mit solchem Interesse gearbeitet. Mit unermüdlichem Eifer, den auch die unverkennbaren Fortschritte seines leidenden Zustandes nicht zu schwächen vermochten, schrieb er Tag und Nacht. Sorgfältig copirte er eigenhändig jede fertige Nummer. Anfälle von Ohnmachten, welche sich schon während er die Zauberflöte componirte, hie und da eingestellt, wiederholten sich häufiger. Aber kaum fühlte er sich nur etwas erholt, so griff er mit fieberhafter Hast wieder nach seinen Notenblättern.

„Diese Todtenmesse schreibe ich für mich selbst," sagte er öfters mit nassen Augen, wenn Ermüdung ihn nöthigte die Feder wegzulegen; „ich fühle es, mit mir dauert es nicht mehr lange."—Seine besorgte Gattin rief den Arzt; man nahm ihm die Partitur weg und gebot ihm Ruhe. Mozart, sanft und liebevoll wie immer, fügte sich geduldig, wurde aber immer trauriger. An die Stelle seiner früheren natürlichen Heiterkeit war eine tiefe Melancholie getreten. Wenn eine seiner Opern aufgeführt wurde, folgte er, ins Zimmer gebannt, die Blicke auf die Uhr gerichtet, der Aufführung im Geiste. „Jetzt ist der erste Act zu Ende, jetzt singt man den Chor „O Isis" 2c.—sprach er dann leise vor sich hin. Die unfreiwillige Ruhe schien indessen doch eine Besserung herbeigeführt zu haben. Am 15. November fühlte Mozart sich so erträglich, daß er es unternahm eine kleine Cantate „Das Lob der Freundschaft," für eine Festfeier zu schreiben. Der Beifall, mit dem sie aufgenommen wurde, erheiterte den Kranken. Er verlangte nun dringend die Rückgabe seiner Partitur, und seine Gattin, die ihn nun außer Gefahr glaubte, hegte kein Bedenken, sie ihm zu geben. Kaum aber hatte er sich wieder an die Arbeit begeben, als sein körper-

licher Zustand ihn nöthigte das Bett zu hüten – um es nicht mehr zu verlassen. Dennoch arbeitete er täglich, mit geschwollenen Gliedern, auf seinem Schmerzenslager, an dieser letzten Aufgabe seines Lebens. In jenen Tagen überbrachte man ihm seine Ernennung zum Capellmeister von St. Stephan, mit der ein sehr bedeutendes Einkommen verbunden war. Bestellungen auf Opern für Prag und Wien, und Anträge auf periodische Lieferungen von Musikalienhändlern in Ungarn und Holland liefen ein, als sollten dem armen Kranken seine letzten Tage und der Abschied vom Leben noch erschwert werden.

Mit Thränen begrüßte er jede dieser vermeintlichen Glücksbotschaften. „Jetzt muß ich fort," wiederholte er schmerzlich bewegt, „jetzt, wo ich sorgenfrei und ruhig leben könnte für meine Familie, für meine Kunst, und unabhängig von Mode und Speculanten schreiben könnte, was mein Herz mir eingibt."—„Habe ich es nicht vorher gesagt, daß ich dieses Requiem für mich schreibe." Bei all diesen körperlichen und seelischen Leiden bewährte sich ununterbrochen die bewunderungswürdige Güte und Sanftmuth seines Charakters.

Am 5. December hatte er den ganzen Tag die Partitur auf seinem Bette; mit fast gelähmter Hand griff er mühsam nach dem Rothstift, einiges anzuzeichnen, seinem Freund und Schüler Süßmeier sorgfältig erklärend, wie er das Fehlende nach seinem Entwurf vollenden solle. Noch als er schon die Sprache verloren, bemühte er sich durch Aufblasen der Backen ihn an die, an gewissen Stellen anzuwendenden Pauken zu erinnern.

Am Abend desselben Tages besuchte ihn seine Schwägerin. „Das ist gut, daß Sie kommen,"—sagte er zu ihr,—„Sie müssen heute Nacht dableiben, weil ich sterbe, um meiner armen Frau beizustehn." Der letzteren trug er auf, seinen Tod so lange zu verheimlichen, bis sein Freund Albrechtsberger davon benachrichtigt sei; „denn ihm gehört von Gott und Rechts wegen mein Dienst." Inzwischen kam der Arzt und verordnete kalte Umschläge auf den glühend heißen Kopf. Die Kälte erschütterte die Nerven des Kranken so gewaltig, daß er augenblicklich die Sprache verlor. Das Bewußtsein blieb ihm bis zum letzten Hauche. Wenige Minuten vor Mitternacht verschied er. Ein kurzes, aber unermeßlich reiches Leben war zu Grabe gegangen.

Kaum hatte die Kunde von Mozarts Tode sich in Wien verbreitet, so versammelte sich eine Menge von Menschen vor dem Sterbehause, welche laut weinten. Sie alle haben wohl nicht nur den großen Meister seiner Kunst, sie haben auch den guten, immer – oft bis zur Schwäche—hülfreichen Mann betrauert. Wahrlich eine doppelt schöne Leichenrede! Auch bei dieser Gelegenheit bewies Prag in der glänzendsten Weise seine Verehrung für den großen Todten. Aus freiem Antrieb versammelten sich alle Tonkünstler der Stadt zur Abhaltung eines feierlichen Trauergottesdienstes. Das Orchester bildeten hundertzwanzig der ausgezeichnetsten Musiker; Plakate verkündeten schon Tags vorher die Trauerfeier, und eine ganze Stunde wurden sämmtliche Glocken der Pfarrkirche geläutet, deren weiter, über viertausend Menschen fassender Raum für die zuströmende Menschenmenge nicht ausreichte.

Während man aber dort den lichtumstrahlten Katafalk als Sinnbild seines Sarges mit fürstlichen Ehren umgab, hatte die Familie, welcher Mozart als einzigen Reichthum seinen ruhmvollen Namen hinterließ, nicht die Mittel, einen eigenen Begräbnißplatz zu kaufen. Mozarts sterbliche Hülle wurde in ein allgemeines Grab versenkt, von dem nach wenig Jahren wieder andre Todte Besitz nahmen. Zahllose Statuen und Monumente wurden in allen Ländern dem unsterblichen Meister errichtet; aber kein Stein, kein Kreuz bezeichnet die Stelle, wo seine Asche ruht. Das herrlichste Denkmal, unvergänglicher als Erz und Marmor, hat er sich in seinen Werken gesetzt. Und so schließen wir mit den Worten eines seiner würdigsten Verehrer: „Mozarts Leben war ein Geschenk des Himmels für diese Erde."

Sonntagschule.

Das verdorbene Bild.

Von R. Matt.

Ein reicher Mann ließ ein Stück des feinsten Marmors aus Italien kommen und dingte dann einen Bildhauer, um ihm eine feine Statue daraus zu meißeln. Der Künstler arbeitete fleißig; aber der Eigenthümer sah nie nach, was aus seinem theuren Marmor wurde. Erst als das Bild fertig war, sah er, daß der köstliche Stein verdorben, indem der Bildhauer seiner Kunst nicht Meister war; das ganze Werk war ruinirt zum großen Schaden des Eigenthümers, der so große Unkosten hatte.

Er ließ einen zweiten Marmorblock kommen und bestellte einen andern Bildhauer, um die Statue auszumeißeln. Indem jedoch der Mann durch Schaden klug geworden, ging er alle Tage einmal in die Werkstätte, um mit eigenen Augen den Fortgang der Arbeit zu überwachen und um sich selbst vor fernerem Schaden zu sichern; so kam es, daß das Bild gelang und zu seiner vollkommenen Zufriedenheit ausfiel.

Nun sagt wohl Jedermann, das hätte er von Anfang thun sollen, dann wären ihm Unkosten und Aergerniß erspart worden. Vielleicht sagt auch Jemand, das war eine große Thorheit, einen so köstlichen Stein und eine so werthvolle Arbeit einem Manne anzuvertrauen, von dem er gar nicht einmal wußte, ob er auch das Geschäft verstand. Die Urtheile mögen von ihrem Standpunkt aus richtig sein, ich habe dagegen nichts einzuwenden; aber die Geschichte hat eine Moral, die bedeutungsvoller ist, als der Stein und das Bild—eine Nutzanwendung, die in unserer Zeit sehr inhaltsschwer und zeitgemäß sein dürfte.

Es ist heutzutage gebräuchlich für Eltern, ihre Kinder in die Sonntagschule zu schicken, um sie in den Grundlehren der christlichen Religion unterrichten zu lassen. Diese Kinder sind theurer und köstlicher als der feinste Marmor oder Edelstein der Welt und das, was aus ihnen werden soll, ist mehr als das

feinste Bild eines gemalten Engels oder die Statue einer verälteten Gottheit; es ist das Bild des göttlichen Erlösers im Herzen der Kinder.

Es ist nun gewöhnlich der Fall, daß Eltern sich begnügen, wenn sie wissen, daß ihre Kinder in der Sonntagschule sind, daß sie einer Klasse zugetheilt wurden und einen Lehrer haben; im übrigen denken sie, es wird schon Alles recht werden.

Der Lehrer ist nun ein Bildhauer, er arbeitet fleißig und thut was er kann und wie er meint, daß es recht sei. Nach etlichen Jahren sehen die Eltern vielleicht, daß ihre Kinder Ansichten und Meinungen haben, bezüglich der Religion, die daheim fremd sind; wo haben die Kinder denn solche Ideen her und wo solche Lehren erhalten? Was macht sie so leichtsinnig, und warum bekümmern sie sich so wenig ums Christenthum? Die Antwort ist leicht; sie waren etliche Jahre unter der Zucht eines Lehrers, der am Ende gerade so war!

Unter der gewöhnlichen Klasse gibt es aber auch Ausnahmsfälle. Ein Vater bringt seine Kinder zur Sonntagschule; es ist ihm viel daran gelegen, daß seine Kinder evangelisch erzogen werden, darum nimmt er sich vor, jeden Sonntag einmal nachzusehen, was aus ihnen wird, wie jener Mann bei seinem letzten Bild that; sieht er nun einmal, daß ein Mann, Jüngling oder eine Jungfrau, die er genau kennt, aber nicht religiös gesinnet weiß, eine Klasse unterrichten, dann gibt er dem Oberaufseher der Schule zu verstehen, daß er willig ist eine etwaige vacante Stelle zu übernehmen, bis der regelmäßige Lehrer wieder da ist; so geschieht es denn, daß seine Kinder unter seinen eigenen Augen unterrichtet werden und die Kinder seiner Nachbaren auch reine Lehre erhalten.

Man hört oft über Lehrermangel klagen. In einer Schule, wo die Eltern das Wohl ihrer Kinder bewachen, kann nie ein solcher Mangel stattfinden, denn es sind immer eine ganze Anzahl Eltern da, die bereit sind, leere Stellen zu füllen. Da braucht der Aufseher auch nicht immer um Gotteswillen anzuhalten, daß die Klassen mit Lehrern bestellt sind.

Wenn irgend etwas nöthig ist bezüglich der Kinder, ist es das Zusehen der Eltern, daß ihnen gute Lehre eingeschärft wird.

Zwischen dem Alten und Neuen Testament;

oder: die

Geschichte des jüdischen Volkes vom Abschluß des Alten Testaments bis zum Tode Herodes des Großen.

Von B. Pick.

7. Jonathan Maccabäus.

Judas Tod war ein harter Schlag für die Glaubenstreuen. Die Syrer waren überall siegreich, Alkimus, erhielt die Priesterwürde und Bacchides verfuhr grausam gegen die Anhänger der Maccabäer. Da wählte das kleine Häuflein den Jonathan, den jüngsten Bruder des Judas, zum Führer. Für den Augenblick konnte nichts unternommen werden und das Häuflein zog sich in das Land jenseits des Jordans zurück. Um diese Zeit, 159 v. Chr., also ein Jahr nach dem Tode des Judas, starb Alkimus, und die hohepriesterliche Würde blieb nun mehrere Jahre lang unbesetzt.

Bacchides aber, der nunmehr seine Aufgabe erfüllt und das Land der syrischen Herrschaft unterworfen hatte, kehrte wieder nach Antiochien zurück; und es folgte eine zweijährige Zeit der Ruhe.

Allein die griechenfreundliche Partei konnte nicht ruhig sein, so lange Jonathan und sein Anhang nicht völlig vernichtet waren. Sie riefen daher Bacchides zurück, um Jonathan zu vernichten, was ihnen jedoch nicht gelang. Endlich, des langen Kampfes müde, schloß er einen Frieden mit Jonathan und kehrte wieder nach Antiochien zurück.

Nun trat eine langjährige Ruhe ein, in der die hasmonäische Partei so erstarkte, daß sie bald wieder entscheidend in den Lauf der Dinge eingreifen konnte.

Demetrius, der sich wenig um sein Reich kümmerte und nur dem Vergnügen huldigte, verlor die Gunst seines Volkes immer mehr, ein Umstand, den ein angeblicher Sohn des Antiochus Epiphanes, Alexander Balas, für sich auszubeuten suchte. Beide, Demetrius und Alexander Balas, suchten nun Jonathan auf ihre Seite zu bringen. Von beiden Seiten mit Aemtern und Ehren überhäuft, hielt er so viel als möglich die Mittelstraße ein, und als er merkte, daß Alexander bessere Aussichten für seine Sache hatte, schlug er sich ganz auf dessen Seite. Dies geschah im Jahr 150 v. Chr., nachdem Demetrius Schlacht und Leben verloren hatte. Bald jedoch gestalteten die Dinge sich wieder anders. Im Jahre 147 v. Chr. erhob sich gegen Alexander, Demetrius Sohn, Demetrius II. Derselbe ernannte den Apollonius zum Statthalter von Cölesyrien, und dieser forderte den Jonathan auf, sich ihm zu unterwerfen. Jonathan antwortete ihm damit, daß er ihm ein Heer entgegen stellte. Bei Asdod kam es zur Schlacht, in der Apollonius besiegt wurde. Jonathan erhielt Ekron und das Gebiet desselben zum Eigenthum von Alexander. Bald kam es jedoch zu einer neuen Schlacht zwischen Alexander und Demetrius. Alexander mußte fliehen, kam durch die Hände von Meuchelmördern um, während Demetrius gegen Ende 146 v. Chr., König wurde. Gegen Jonathan unternahm Demetrius nichts, bestätigte ihn im Hohenpriesterthum und in allen seinen Würden.

Wie früher dem Alexander, so leistete Jonathan nun dem neuen Könige Dienste. Eine Empörung, die in Antiochien gegen Demetrius ausgebrochen war, wußte er niederzudrücken, und als der König in der Hauptstadt eingeschlossen war, wußte er ihn zu befreien, wofür er jedoch Undank und Treulosigkeit erntete.

Inzwischen hatte sich ein neuer Thronprätendent gegen Demetrius erhoben. Ein gewisser Diodotus genannt Tryphо, ehemaliger Feldherr des Alexander Balas, wußte sich der Person des unmündigen Sohnes Alexander's mit Namen Antiochus zu bemächtigen, und stellte ihn als Gegenkönig gegen Demetrius auf. Demetrius wurde besiegt und Jonathan aufgefordert, sich ihm anzuschließen, ging darauf ein, wofür er als Hoherpriester bestätigt wurde. Nun aber zog Demetrius gegen Jonathan und wurde aber von Letzterem geschlagen.

Inzwischen kämpften Tryphо und Demetrius gegen einander fort. Demetrius, der eine Schlacht gegen Jonathan beabsichtigt hatte, hatte sich zurückziehen müssen und Jonathan, der ihm nachgeeilt war und in Damaskus als Sieger eingezogen war, kehrte wieder nach Jerusalem zurück.

Alles dieses war im Interesse des unmündigen Antiochus geschehen. Bald jedoch zeigte es sich, daß Trypho selbst Absichten auf den Thron hatte, wobei ihm jedoch Einer im Wege stand, Jonathan. Es kam zwischen beiden zu Feindseligkeiten, obwohl sie dem äußeren Anscheine nach, noch Bundesgenossen waren. Bei Beth-Sean (südlich vom See Genezareth), trafen Beide zusammen. Jonathan hatte 40,000 Mann bei sich. Beim Anblick dieser Macht unterließ Trypho jede Feindseligkeit, nahm ihn ehrenvoll auf, und überhäufte ihn mit Geschenken. Nachdem er sich so die Gunst Jonathans gesichert, veranlaßte er ihn den größten Theil seiner Truppen zu entlassen und unter der Vorstellung ihm die Festungen, zunächst Ptolemais, übergeben zu wollen, suchte er ihn mit nur 1000 Mann Bedeckung nach Ptolemais zu locken. Dort angelangt, wurden seine Leute niedergemacht, Jonathan selbst aber gefangen genommen.

8. Simon Maccabäus.

Als Simon, der ältere Bruder Jonathans, dies hörte, versammelte er das Volk, forderte es auf, den Verrath an seinem Führer zu rächen. Als Trypho das hörte, erbot er sich gegen Lösegeld und Stellung zweier Geißeln, den Jonathan freizulassen. Geld und Geißeln wurden geschickt, aber Jonathan nicht freigegeben. Nun zog Simon gegen Trypho. Dieser mußte sich zurückziehen; ließ aber unterwegs in Boskama, den Jonathan ermorden. Den Leichnam ließ Simon von dort abholen und ihn in Modin, der Heimath der Hasmonäer beisetzen.

In Syrien stritten sich noch immer Demetrius II. und Trypho um den Thron. Jetzt ergriffen die Juden Partei für Demetrius. Die Forderungen, die sie an ihn stellten, wurden ihnen bewilligt. Er erließ den Juden nicht nur die rückständigen Abgaben, sondern verzichtete überhaupt für die Zukunft auf alle Abgaben von ihrer Seite. Die Juden betrachteten diesen Tag als den eigentlichen Tag der Befreiung vom heidnischen Joche und begannen von da an eine neue Zeitrechnung nach Jahren Simon's des Hohenpriesters. Es war dies im Jahre 142. v. Chr.

Simon richtete jetzt sein Augenmerk darauf, die festen Plätze, die noch in den Händen der syrischen Partei waren, in seine Gewalt zu bekommen, was ihm auch gelang. Ebenso suchte er die Burg von Jerusalem dem Feind zu entreißen und im Mai 141 v. Chr., hielt er unter großen Festlichkeiten seinen Einzug in dieselbe.

Sonst war seine Regierung eine durchaus friedliche. Das syrische Reich hatte mit sich selbst zu thun und ließ die Juden unbehelligt. Das innere und äußere Wohl seines Volkes zu fördern, war seine Hauptaufgabe. Um diese Zeit schickten auch die Römer eine Gesandtschaft an Simon und erklärten die frühere Freundschaft erneuern zu wollen. Simon ging darauf ein und schickte als Zeichen seines Dankes, einen großen goldenen Schild nach Rom.

Das Volk von Judäa, das nun in dem Bündnisse mit Rom einen sichern Schutz gegen Syrien sah, war darüber so erfreut, daß es Simon „auf ewig zum Hohenpriester und Fürsten ernannte," d. h., es erklärte das Hoheprieſterthum und Fürſtenthum in ſeiner Familie für erblich; dies geschah im Jahre 140 v. Chr.

Bei allem Glanze sollte Simon jedoch kein ruhiges Ende nehmen und wie alle seine Brüder, so starb auch er eines gewaltsamen Todes. Sein eigener Schwiegersohn, Ptolemäus, hatte hochfahrende Pläne und im Bündniß mit Antiochus Sidates von Syrien, suchte er die Krone an sich zu bringen. Als daher Simon im Febr. des Jahres 135 v. Chr. auf einer Rundreise, auf welcher er die Städte seines Landes, auch den Ptolemäus in der Feſte Dok in der Nähe von Jericho, besuchte, veranstaltete Letzterer ein großes Gastmahl und ließ während desselben den Simon und seine beiden Söhne, welche bei ihm waren, Mattathias und Judas, meuchlings ermorden.

So starb auch der letzte von den Söhnen des Mattathias.

9. Johannes Hyrcan.

Johannes Hyrcan, der dem Schwerte des Mörders entgangen war, folgte nun seinem Vater, von 131—105. v. Chr. Doch mußte er sich seine Herrschaft erst sichern, zumal auch er dem Mörder seines Vaters im Wege stand. Hyrcan hatte nicht blos gegen den Mörder seines Vaters zu kämpfen, sondern auch gegen Antiochus Sidates von Syrien, der Jerusalem belagerte und es in große Noth versetzte. Lange Zeit widerstand er, bis endlich das Laubhüttenfest kam. Um es feierlich begehen zu können, bat er um einen einwöchentlichen Stillstand. Antiochus gewährte nicht nur diesen, sondern schickte sogar noch Opfergaben in die Stadt, damit sie im Tempel dargebracht würden. Diese freundliche Behandlung veranlaßte Hyrcan um Frieden zu bitten. Der Frieden kam zu Stande unter der Bedingung, daß die Juden die Waffen auslieferten, für Joppe und die übrigen außerhalb Judäas gelegenen Städte, welche sie besaßen, Steuern entrichteten, Geißeln stellten und außerdem noch 500 Talente zahlten. Hart, wie diese Bedingungen waren, wurden sie doch angenommen, weil augenblicklich keine bessere Aussichten da waren. Von den 500 Talenten, wurden 300 sofort entrichtet und unter den Geißeln befand sich auch Hyrcan's eigener Bruder.

Die syrische Herrschaft war wieder fühlbar und Hyrcan mußte sogar den Antiochus auf seinem Zuge gegen die Parther begleiten. Ehe es zum Treffen gegen die Parther gekommen war, war Hyrcan glücklicherweise wieder nach Jerusalem zurückgekehrt. Sobald er vom Tode des Antiochus gehört hatte, machte er sich diese Gelegenheit zu Nutze, eroberte ganz Samaria und Idumäa. Letzteres wurde sogar mit Gewalt zum Judenthum bekehrt.

Nachdem Hyrcan so sein Gebiet erweitert hatte, suchte er die Freundschaft mit Rom zu erneuern, was ihm auch gelang. Noch mehr als Rom's Freundschaft trug die innere Zerrüttung des syrischen Reiches dazu bei, daß Hyrcan von den syrischen Königen unbehelligt blieb. Da er von den Syrern nichts zu fürchten hatte, unternahm er einen Zug gegen die Samaritaner und ließ sie von seinen Söhnen Antigonus und Ariſtobul völlig einschließen. Zwei Mal hatten die Samaritaner auswärtige Hülfe gesucht, wurden aber jedesmal geschlagen, bis endlich, nachdem die Belagerung ein volles Jahr gedauert hatte, die Stadt erobert und von Grund auf zerstört wurde. Um diese Zerstörung völlig zu machen, leitete Hyrcan Gießbäche über sie weg.

Soweit gestaltete sich Hyrcan's Regierung nach Außen hin, recht glänzend. Im Inneren jedoch standen ihm neue Kämpfe bevor. Zwei große religiöse und politische Parteien treten zum ersten Male in der Geschichte des jüdischen Volkes auf, die Pharisäer und Sadducäer, auf deren Wesen wir hier nicht näher einzugehen brauchen, vielmehr verweisen wir die Leser auf unser „Jüdiſches Volksleben in Paläſtina zur Zeit Jeſu" (Magazin 1876, Mai und Juni). Trotz der mancherlei Mißhelligkeiten im Inneren, war Hyrcan's Regierung im Ganzen eine entschieden glückliche. Er starb im Jahr 105 v. Chr.

Sonntagschulwerk in St. Louis.

Der deutsche Sonntagschulverein von St. Louis hat einen ernsten Aufruf an alle deutschen Christen in jener Stadt erlassen, worin er Alle, die sich in der S. Schulsache interessiren, zur Mithülfe aufruft. Derselbe beginnt wie folgt:

„Deutscher Christ!

Gott hat dich in ein Land bürgerlicher und religiöser Freiheit versetzt, wo du unter dem Schutze des Gesetzes die herrlichen Segnungen des Evangeliums Jesu Christi ungestört genießen darfst. Du solltest dafür aber auch dem Herrn um so treuer und eifriger dienen, und ein thätiger Mitarbeiter am Reiche Gottes sein. Müßiggänger sind werthlos; unfruchtbare Bäume werden abgehauen und ins Feuer geworfen. Es gibt viel zu thun für Jesum; wenn dich die Liebe Christi dringt, kannst du die dir verliehene Gnade und Gaben wohl verwenden, besonders in der

Sonntagschule,

wo du ohne große Gelehrsamkeit kräftig mitwirken kannst, den edlen Samen des Wortes Gottes in die Herzen der Kinder zu streuen. Der Teufel geht umher wie ein brüllender Löwe, und suchet, wen er verschlinge, und besonders unter der Jugend dieses Landes. Verwahrloste, zucht- und meisterlose Kinder füllen Straßen und öffentliche Plätze am Sabbath wie die Heuschrecken, verführen und werden verführt zu jeder Sünde und zu jedem Laster.—Welch ein Erntefeld für den Satan, wenn christliche Herzen und liebende Hände sich nicht zur Rettung der Jugend aufmachen. Willst du nicht auch deine Hand regen? sondern dein Licht unter den Scheffel stellen? Dein Pfund vergraben? wie Cain sagen, soll ich meines Bruders Hüter sein? Bewahre!—Mache dich auf, komm zur Sonntagschule, schüttele deine Trägheit, deine Gleichgültigkeit ab, hier ist Arbeit für dich, hier ist ein Feld für jede Gabe, hier bist du gern gesehen, wenn du kommst um mitzuhelfen. In deiner Gemeinde ist eine Sonntagschule, oder in deiner Nachbarschaft ist eine Missionsschule, besinne dich nicht lange, greif' zu am Werk des Herrn, wo es am nöthigsten ist. Sammle dir eine Schar Kinder in einer Klasse um dich, zeige ihnen deine Liebe für sie, fessele sie mit Freundlichkeit an dich, hauche ihren kindlichen Seelen das Wort vom Kreuz und von der Erlösung ein, begieße den Samen mit deinem Gebet, und bemühe dich, diese Kinder für Jesum heranzubilden, wie Blumen-Liebhaber ihre Blumenstöcke mit Sorgfalt pflegen, um duftende Blüthen zu erzielen."

Dann macht derselbe auf die Gefahren im Falle der Vernachlässigung der Jugend aufmerksam und schließlich auf die herrliche Belohnung, welche alle treuen Arbeiter in der S. Schule zu erwarten haben. Die herzlichen und wichtigen Worte des Aufrufs, welche wir hier mittheilen, sollten auch sonstwo beherzigt werden.

Schließlich fügen wir noch eine S. Schul-Statistik von St. Louis bei.

Jahre alt.	Kinderzahl im Jahre 1874.	Angenommene Kinderzahl in 1876.	Zahl der deutschen Kinder.
5	13,027	14,102	7,051
6	12,635	13,687	6,843
7	9,312	10,088	5,044
8	8,712	9,438	4,719
9	9,310	10,085	5,042
10	9,940	10,768	5,384
11	7,596	8,129	4,064
12	8,007	8,675	4,337
13	7,918	8,577	4,288
14	7,799	8,448	4,224
	94,256	101,997	50,996

Ueber Erziehung.

Von Geo. Finkbeiner.

Die Erziehung ist die sorgfältige Pflege der Kinder von den Eltern, oder solcher, die denselben an Eltern Statt gesetzt sind, damit sie neben der körperlichen Verpflegung zu allem Guten angeführt, und ihr zeitliches und ewiges Wohl befördert werde.

Die sorgfältige Kinderzucht ist unumgänglich nöthig, weil sie Gottes Wort gebietet und weil ohne dieselbe die Kinder verwildern, wie man das an vielen traurigen Beispielen wahrnehmen kann. Man denke nur an die Söhne Eli's und Andere. Wird ein Baum gut gepflegt, so wird er schön und wird ein Weinstock wohl beschnitten, so trägt er um so mehr Trauben und wird ein Kind wohl erzogen, so wird mit Gottes Hülfe ein guter, nützlicher Mensch aus demselben.

Ich will nun in Nachfolgendem durch Anführung einiger Punkte zu fernerem Nachdenken anregen. Eine Hauptsache ist die Reinlichkeit, und daß man die Kinder zu derselben anhält. Wie kann der Geist gedeihen, wenn der Körper eines Kindes in Unreinlichkeit verkommt. Zum andern muß das Kind, sobald als thunlich zur Arbeit angehalten werden. Der Mensch ist zur Arbeit geschaffen, wie der Vogel zum Fliegen. „Jung gewohnt, alt gethan." „Müßiggang ist aller Laster Anfang." Freilich ist damit nicht verstanden, daß man ihnen unerträgliche Lasten aufladen soll, sondern nach Vermögen soll man sie jung angewöhnen. Der Kaiser Augustus hat seine Tochter Julia frühe zum Nähen und Spinnen angehalten. Deßgleichen soll auch Karl der Große gethan haben. Dann ist es auch Pflicht der Eltern, besonders die Knaben, je nach Anlagen und Talent, ein Handwerk, oder Kunst und Wissenschaft lernen zu lassen. Die Welt muß getrieben werden, und wie soll dies geschehen, wenn Eltern ihre Kinder nicht die verschiedenen Geschäfte und Lebensberufe lernen lassen? Dieses ist auch nothwendig, damit sich die Kinder später redlich und ordentlich ernähren können.

Frühzeitig soll man den Kindern besonders das Gute, die Religion einprägen. Nicht mit Gewalt, oder im Zorn, sondern in Liebe. „Die Furcht des Herrn ist der Weisheit Anfang." So ist es ebenfalls die Pflicht der Eltern ihnen nach Vermögen eine gute Schulbildung angedeihen zu lassen. Daran soll gesunde Moral und gute Sittenlehre geknüpft werden. Haben sich die einmal dem Geiste eingeprägt, so hat man schon

Vieles gewonnen. Diese Grundsätze zum Guten sollen dann durch das lebendige Christenthum in Thätigkeit gesetzt werden. Deßhalb ist es höchst nothwendig, daß die Kinder in die Kirche und den Religionsunterricht gehen, damit sie den Heilsplan gründlich verstehen lernen.

Die Kinder sollen dann von ihren Eltern durch Wort und Beispiel zur Bekehrung ermahnt werden, damit der gelernte Buchstabe bei ihnen Geist und Leben werde. Haben sie dann diese selige Erfahrung gemacht, so sollten sie besonders zum Gebet angehalten werden; aber auch zu allen andern Pflichten und zum Gebrauch der Gnadenmittel, wie sie im Worte Gottes befohlen sind. Man soll ihnen nicht nachgeben muthwilliger Weise sich mit leichtsinniger Gesellschaft herum zu treiben, sondern ihnen den bösen Einfluß, welchen dieselbe auf sie ausübt, recht vor die Augen stellen. Wenn dann die Erziehung im elterlichen Hause ist, wie sie sein soll, so kann auch in Kirche und S. Schule von Predigern und Lehrern etwas ausgerichtet werden.

Wie wichtig ist doch der Beruf der Eltern! O Gott! laß es durch deinen hl. Geist Allen recht wichtig werden, damit die theuren Gottesgaben alle für den Himmel erzogen werden.

Paulus in Macedonien.

5. Lection für Sonntag den 5. August, 1877.—Apstg. 16, 1—15.

Grundgedanke: Komm herüber und hilf uns.—**Haupttext:** 2. Cor. 2, 12.

1. **Geschichtlicher Zusammenhang.** Anknüpfend an die letzte Lection finden wir, daß die Brüder eine Zeit lang in Antiochien verblieben. Während dieser Zeit geschah wahrscheinlich der Besuch Petri, Gal. 2, 11. Paulus beantragte nun eine zweite Missionsreise und ermunterte Barnabas mitzureisen. Anfangs war seine Meinung nur, die auf der ersten Reise gegründeten Gemeinden zu besuchen. Die Beiden konnten sich jedoch nicht einigen bezüglich eines Dritten, der als Reisegefährte mitziehen sollte und so geschah es, daß Paulus und Barnabas sich trennten. Was auch immer wegen der Trennung gesagt werden mag; eins ist gewiß, Gott lenkte es zum Wohl seiner Kirche. Barnabas nahm nun Johannes Markus zu sich, Paulus aber wählte Silas, der mit ihnen von Jerusalem kam. Barnabas besuchte nun die Gemeinden, wie Paulus zuerst vorschlug und kam gen Cypern; da verlieren wir ihn, und die Geschichte der Apostel meldet weiter nichts mehr von ihm.

Paulus aber unter dem Segen der Brüder trat seine Missionsreise an, von Antiochien durch Syrien und Kleinasien bis nach Europa, nemlich bis ins nördliche Griechenland, Philippi, Thessalonich und Beröa u. s. w. Später lernen wir, daß Paulus noch große Stücke auf Johannes hielt und ihn sehnlichst verlangte als Mitarbeiter. Johannes war ein Neffe von Barnabas, welches wohl eine Ursache sein mochte, daß er so für ihn ins Mittel trat.

Diese Lection soll uns hauptsächlich zeigen, daß Gott die Seinen leitet und die Aufsicht über seine Kirche führt, zu ihrem Besten. Wo einst Alexander seine Thaten übte und mit seinen Truppen die Unterjochung des Ostens plante, dort soll auch der Herold des Kreuzes sich zeigen und die Ueberwindung des Westens für Jesum beginnen.

II. **Texterklärung.** Lectionsplan: 1. Neue Wirksamkeit; 2. Ein neues Wirkungsfeld; 3. Neue Siege für Christum.

Vers 1—5. In Lystra war es, wo die Feinde den Paulus steinigten, dort hatte er viele geistliche Kinder, und Denen stattete er einen Besuch ab. Unter diesen treuen Seelen fand er einen Jüngling Namens Timotheus, den nahm er zu sich, um ihn für den Herrn zu erziehen. Ohne die Apostelgeschichte wären manche Pauliniſche Episteln dunkel, indem die Hauptcharakter fremd wären, so z. B. wüßten wir nicht wer Timotheus war. Hier nun lernen wir: 1., daß er ein Bekehrter war, also ein Nachfolger Jesu. 2. wird erklärt, wer seine Eltern waren und 3., daß er einen guten Ruf hatte. Dieses bewog Paulus ihn mit sich zu nehmen und für den Herrn zu bereiten. Paulus hatte eine ungewöhnliche Liebe für diesen Jüngling, welches er ihm auch später, in der zweiten Epistel 1, 3-4., schrieb.

Daß Paulus ihn aber unter das Gesetz brachte, da er doch selbst dagegen war, würde fast fremd scheinen, wenn man nicht wüßte, daß er Allen Alles wurde, nur um Seelen zu gewinnen. Nicht um zur Seligkeit zu nützen, sondern um der Vorurtheile der Juden willen, ließ er ihn beschneiden, denn Paulus sah wohl ein, daß es dem jungen Helden zu Einfluß helfen würde, indem er ihn als Prediger für jüdische Gläubigen erzog.

Paulus ging nun zu den verschiedenen Gemeinden, die er früher mit Barnabas gründete und that gute Dienste indem er dieselben:

a. Befestigte im Glauben; besonders bezüglich des Ceremonial-Gesetzes, gegen welches er die Beschlüsse der Apostel veröffentlichte, und der heilige Geist bezeugte und bekräftigte sein Wort.

b. Vermehrte an der Zahl. Indem der Apostel Freiheit von dem Gesetz des alten Bundes erklärte, bekehrten sich Viele. Damals behaupteten Manche, um Christi Jünger zu werden, müsse man erst Jude werden.

Täglich wurden neue Zahlen den Gläubigen hinzugethan, welches eine große Aufmunterung für die Aelteren war; es ist dieses heute noch so.

Vers 6—8. Hier wird uns in kurzen Bemerkungen geschildert wie Paulus umher reiste, allenthalben Gutes stiftend. Es scheint, daß das Evangelium schon bekannt war und Gläubige an diesen Plätzen waren; wer die Gemeinde gründete ist nicht gemeldet, aber nach Gal. 4, 13–15. läßt sich schließen, daß die proselitirenden Judenlehrer viel Unheil anstifteten. Auf drei verschiedene Wege wurde Paulus gewarnt, daß sein Arbeitsfeld nicht mehr in Kleinasien sei. Zwei negative oder abwehrende, da es heißt, der heilige Geist oder der Geist ließ ihm nicht zu, gemachte Vorsätze auszuführen: ein positiver oder antreibender, da es hieß, eile vorwärts. Ein Schreiber sagt: „Er war ‚ungeduldig' nach Europa zu kommen."

Vers 9. Endlich kam er gen Troas am Meer; vor ihm lagen die Wasser des Hellesponts, die Europa von Asien trennten; noch zweifelte Paulus ob es rathsam sei hinüberzugehen. Siehe, da erhielt er eine Anweisung durch eine Erscheinung, obwohl es Nachts war, kann doch nach dem Urtext nicht behauptet werden, daß es ein Traum war. Er sah die Gestalt eines Mannes, flehend: „Komm herüber und hilf uns." 1. Wir haben gehört, daß du andern geholfen, hilf auch uns. 2. Es ist dein Geschäft und deine Freude armen Seelen zu helfen, wir sind arm, komm und hilf uns. 3. Wir sind deiner bedürftig, sowohl als die Asiaten. O, komm! O, komm! So mag wohl der Worte Deutung sein. Nicht blos Gebet für uns, auch die frohe Heilsbotschaft brauchen wir.

Vers 10. Nun war er überzeugt und eiligst machte er sich reisefertig. Hier passen die Worte in Hebers Lied prächtig:

„Von manchem alten Ufer,
Von manchem Palmenstrand,
Erschallt das Flehn der Rufer:
Löst unsrer Blindheit Band."

Auf dem ersten Schiff segelte Paulus mit seinen Gefährten um ja keine Zeit zu versäumen.

Vers 11–15. Das Reiseziel war Philippi, so genannt nach Philipp von Macedonien und nun folgt die Geschichte der ersten Bekehrung und Kirche in Europa.

Es war keine Schule hier und in die Götzentempel gingen die Juden nicht; auf Nachfrage erfuhr Paulus, daß eine kleine Versammlung gottseliger Weiber, Proselyten des Thores daselbst seien, diese suchte er auf und predigte ihnen das Wort. Hier folgt nun Lydia's Bekehrung, doppelt wichtig, weil es die erste in Europa war und der Anfang zu einem großen Werk. Philippi war nicht ihre Geburtsstadt, aber ihr Geschäft brachte sie hieher, wo sie jeden Sabbath im Gebet vor der Stadt am Ufer des Flusses mit Andern sich einfand. Ferner ist bedeutungsvoll, daß sie und ihr ganzes Haus, d. h. die ganze Familie sich taufen ließen. „Es müßte doch sonderbar sein," sagt ein Schreiber, „wenn da nicht auch Kinder dabei gewesen wären."

III. **Nutzanwendung.** Vor Allem sollen wir hier lernen, daß Gott die Schicksale der Menschen lenkt. Ob auch Manches dunkel ist; was Gott thut, ist wohlgethan.

Dann lernen wir, daß Gottes treue Kinder durch seinen Geist geleitet werden. Pauli Erfahrungen sind ein klares Zeugniß.

Ferner: Welch ein Beispiel des Fleißes haben wir hier! O, wie emsig sollten wir sein, um Etwas für Gott zu thun!

Auch die Jugend kann für Gott wirken; Timotheus war ein Jüngling als ihn Paulus zu sich nahm. Jugendzeit ist die beste Zeit zur Entscheidung. Seid bereit den Ruf zu empfangen und zu befolgen.

Lerne auch: 1. den Rath der Aelteren willig anzunehmen.
2. Dich mit Gottes Volk zu versammeln, wie Lydia that.
3. Daß das natürliche Herz verschlossen ist gegen Gott.
4. Daß der Herr es öffnen muß für die Wahrheit.
5. Daß die ganze Familie dem Herrn geweiht werden soll.

Fragen: Wo war Timotheus daheim? Was ist von ihm gesagt? Durch welche Gegenden zog Paulus? Wer trieb ihn an und leitete ihn? Welches war der erste Apostel, der Europa besuchte? Was waren die Folgen?

Wortstudien.

Derbe—Ein Stachel. Eine kleine Stadt in Lycaonien; Lage unbekannt.

Lystra—Lösestadt, auch in Lycaonien.

Timotheus—Gott ehrend. Lies Alles was die Lection von ihm sagt, zweimal.

Galatien—Milchweiß. Von Gallus. Die alten Franken, die von Wales und die schottischen Hochländer sind vom nemlichen Stamm.

Mysien—Verhaßt. Eine nordwestliche Provinz in Kleinasien.

Bithynien—Jähes Eilen. Eine römische Provinz am Schwarzen Meer, ebenfalls in Kleinasien.

Troas—Durchbohrt. Eine Hafenstadt am Hellespont. Besungen von Homer.

Macedonien—Zerstoßung—drohend. Eine berühmte Provinz in Griechenland.

Samothracien—Sandig. Eine Insel im Aegäischen Meer. So genannt, weil sie bevölkert wurde durch Samianiter und Thracianiter.

Neapolis—Neustadt. Eine Seestadt 10 Meilen von Philippi.

Philippi—Hauptstadt von Macedonien; erhielt ihren Namen von dem berühmten Philipp, Vater Alexanders.

Lydia—Die erste Bekehrte in Europa. Eine Purpurkrämerin.

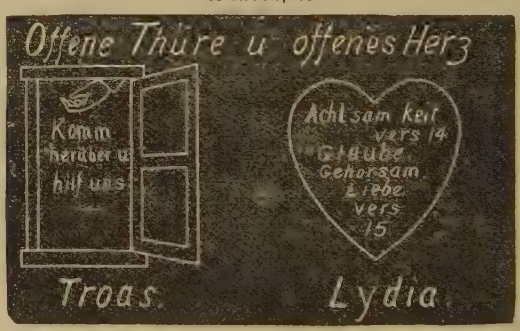
Thyatira—Süßer Geruch der Arbeit. Eine nicht unbedeutende Stadt in Lydien.

Kleinasien.—Obschon Paulus nicht in jener Stadt predigen durfte, Apstg. 16, 6. so war doch die Erstlingsfrucht zu Philippi aus jener Stadt.

Kleinkinderklasse. An bedeutungsvollen geschichtlichen Thatsachen zum Erzählen für die Kleinen, fehlt es in unserer Lection jedenfalls nicht. Die Hauptsache dabei ist, daß Solches so einfach und faßlich wie möglich geschehe mit beigefügten zweckmäßigen Nutzanwendungen. Schildere den Charakterzug des Timotheus und seine Bekanntschaft mit Gottes Wort nach 2. Tim. 3, 15 und wie er dadurch ein so nützlicher Gehülfe Pauli in dem so nützlichen Werk wurde, Seelen für Jesum zu gewinnen. Erzähle das Gesicht, das Paulus in der Nacht sah und zeige den Kleinen, wie Gott sich seinen treuen Knechten offenbart und ihnen Herzen und Thüren öffnet, und zugleich wie er allen Heilshungrigen immer treue Boten Gottes schickt und, wie der Lydia, den Leuten das Herz aufthut.

Illustration. Vers 9–10. Zum Beweis davon, wie Gott durch seinen Geist auf allerlei Weise an den Herzen zur Bekehrung wirkt, ersehen wir nicht allein aus dem Gesicht Pauli, sondern auch aus nachstehendem Beispiel, von welchen wohl hunderte angeführt werden könnten. Dikinson, ein Farmer in England war für viele Jahre unbekümmert über Gott und Religion. Eines Tages starb seine Gattin und er war nachher genöthigt eine Kinderwärterin anzustellen. Dieselbe war eine gottliebende, fromme Frau. Als sein kleines Töchterlein etwa zwanzig Monate alt war, befand sich dasselbe eines Tages mit seinem Vater und mehreren fremden Personen im Zimmer. Ganz unerwartet wiederholte das Kind mehrere Male ganz naiv und nachdrucksvoll: „O, die Gnade Gottes!" ein Ausdruck, den das Kind oft von der Wärterin gehört hatte. Der Vater wurde dadurch nachdenkend und bekehrte sich zu Gott.

Wandtafel.



Paulus und Silas im Gefängniss.

6. Lection für Sonntag den 12. August, 1877.—Apstg. 16, 22–34.

Grundgedanke: Ueberzeugung und Bekehrung.—**Haupttext:** Ps. . 40, 3.

I. **Geschichtlicher Zusammenhang.** Nun hatte das Evangelium Grund gefaßt auf europäischem Grund und Boden; aber auch hier sollte es ohne Kampf nicht abgehen. Wo immer das Gute auftritt, findet es Widerstand vom Bösen. Einige Tage nach der Begebenheit der letzten Lection, als Paulus und Silas auf der Straße gingen, begegneten sie einer Person, die einen Wahrsagergeist hatte und wohl Eigenthum einiger Gauner war, die umherzogen und Geld verdienten; etwa wie ein amerikanischer Show. Schwindel dieser Art fand von jeher Anhänger, doch wird von dieser Person gesagt, „daß sie einen unsauberen Geist" hatte. Diese rief Paulus mehrere Male nach vor dem Volke, daß sie, Paulus und Silas, Männer Gottes seien. Paulus wurde der Sache überdrüssig, denn er wollte keinen Ruhm haben, der nicht von Gott kam; er wandte sich um und gebot dem unsauberen Geist auszufahren. Nun begann der Kampf und dieses ist der erste Angriff, den das Heidenthum auf Christum machte, wovon die Geschichte Meldung thut; bisher war der Kampf blos zwischen Juden und Christen, nun zieben auch die Heiden aus gegen das Wort vom Kreuz und zwar, nicht weil sie sich an der Lehre kehrten, sondern weil es ihrem zeitlichen Gewinn Abbruch that.

Nur Paulus und Silas wurden angegriffen, Timotheus und Lucas gingen frei aus, wahrscheinlich waren sie nicht

unmittelbar betheiligt an der Sache. Sie wurden auf den Richtplatz geschleppt und übel geschlagen und mißhandelt. Nun konnten sie aber kein Gesetz finden für einen solchen Fall, darum verlegten sie sich auf das Lügen; ein politisches Vergehen wurde vorgebracht, „diese sind Juden und bringen neue Moden und Gebräuche, welche uns als Römer nicht ziemen." Sie wurden gerichtlich eingezogen und dem Kerkermeister befohlen, „sie wohl zu verwahren." Ihre Füße kamen in den Stock; zwei Querbalken, zwischen welche die Beine festgeschraubt wurden.

II. **Texterklärung.** Lectionsplan: 1. Streiche und Gefängniß um Jesu willen; 2. Lobgesänge; 3. Wunder der Nacht; 4. Sieg des Evangeliums.

Vers 25. Die Anschläge der Gottlosen werden zu Schanden. Obschon nach menschlichem Ermessen das Loos der Gefangenen ein trauriges war, ließen sie sich doch nicht einschüchtern; an Schlaf war freilich nicht zu denken, darum thaten sie, was alle Christen fleißig thun sollten: sie beteten. Das Beten ist von großer Kraft, es schafft Linderung, so daß sie Gott noch danken und in helle Lobgesänge ausbrechen konnten. Sie achteten es eine große Ehre, um Jesu willen leiden zu dürfen. Es war Mitternacht. Vgl. Ps. 119, 62. Die andern Gefangenen hörten den Gesang, dieses zeigt: 1. Daß sie recht fröhlich und aufgeheitert waren; sie sangen laut. Schön sagt ein Dichter: „Kerker sind wie die Paläste, wenn Jesus wohnt mit mir darin." 2. Daß sie sich weder fürchteten, noch schämten. Da doch der Gottlose seine Lieder jodelt, soll denn der Christ stille sein? 3. Daß sie unsichtbaren Trost hatten. Obschon blutig geschlagen und Niemand die Wunden verband, ja nicht einmal das strömende Blut abwusch; nur getrost, über ein Kleines schickt Gott Jemand. Alles bereitet sich; wenn der Gläubigen Stimme ruft, muß Gottes Stimme antworten. O, daß wir mehr Glauben hätten!

Vers 26. Während die Gefangenen dem Gesang zuhören, vielleicht ihr Gespött hatten darüber, antwortet Gott mit einem Erdbeben. O, du Kind Gottes, siehe doch, dein Gebet bewegt Himmel und Erde; ja Thüren springen auf und Banden lösen sich. Wohl sagten nun vielleicht die Gefangenen auch, wie jene Wahrsagerin: „diese da, sind Männer Gottes."

Vers 27–28. Der Kerkermeister erwacht, er wird bange da er die Thüren offen sah, er fürchtete für sein Leben, denn das Gesetz war streng in diesem Punkte. Vgl. 1. Kön. 20, 39–42. Das ist der letzte Trostschimmer der Verzweiflung, lieber selbst umbringen, als schmählich getödtet zu werden. Doch, schon beginnt der herrliche Sieg des Evangeliums; Paulus rief: Halt ein! Thue dir selbst kein Leid! Das ist ein Evangeliumsruf. O, möchten doch Menschen erkennen lernen, daß sie sich selbst schaden in ihren Sünden. Keiner der Gefangenen entfloh. Warum wohl nicht? das Wunder fesselte sie; Gott kann den Geist binden, wenn auch der Leib frei ist. Der Kerkermeister kommt von einem Schrecken in den andern, denn kaum ist er dem Tode entronnen, denkt er auch schon, was wäre aus mir geworden, wenn ich mich entleibt hätte?

Vers 29–33. Licht! Licht! ist nun sein Schreckensruf. Licht für das Gefängniß. Licht für seine Seele. Als wie ein Brand aus dem Feuer wurde er gerettet. In seiner Angst wendet er sich zu Paulus und Silas um Rath und Hülfe, er fiel nieder vor ihnen; abbittend, bußfertig, reumüthig und demüthig. Nun denkt er an sein Seelenheil, das liegt ihm jetzt am nächsten. Er ist willig irgend etwas und Alles zu thun; sagt mir's nur, was ich thun muß. Wer recht überzeugt ist und bekümmert, wer recht sucht, den läßt der Herr Jesus nicht lange warten.

Sie geben ihm den Rath, zeigen ihm den Weg und verheißen ihm das Leben. So wird einst um Mitternacht ein Erdbeben kommen; die Stunde da der Herr uns ruft, möge es gelingen, der Gefahr zu entrinnen. „Glaube an den Herrn Jesum!" Das ist der Weg; nur eine Bedingung, Glaube! Auch seine Familie soll Theil haben an diesem Heil, das ganze Haus. Noch in der nemlichen Stunde der Nacht ließ er und sein ganzes Haus sich taufen. Die Stimme der Gnade hatte geredet, das ganze Gefängniß ertönte vom Lob Gottes und der Feind war geschlagen; ein vollständiger Sieg für Christum. Das Gefängniß wurde gefangen geführt.

Vers 34. Siehe die Veränderung nun. Den Aposteln wurde abgewartet, die Wunden, die wohl vergessen waren, wurden gepflegt; Speise wurde vorgesetzt u. s. w. Glaube bringt Freude und Friede ins Herz. Ein freudiger Christ kann ein ganzes Haus fröhlich machen.

III. **Nutzanwendung.** Gott soll man überall und allezeit dienen. Denket oft an die theuren Gottesmänner im Gefängniß.

Gott kann überall und allezeit helfen. Denket viel an das Erdbeben und an Gottes Antwort.

Des Christen Glaube muß Frucht tragen. Sehet doch wie die Treue der Gefangenen eine ganze Familie errettete.

Der Herr befreit Gefangene nach Leib und Seele.

Lerne aber auch, daß Gott die Seinen oft leiden läßt.

Aber auch, daß er ihnen in guter Zeit Hülfe sendet.

Mitten in Leiden können wir fröhlich sein.

Selbst der Zorn der Feinde muß Gott verherrlichen. O, welch eine köstliche Lection! Ein göttliches Leben ist eine beständige Predigt für den Gottlosen.

Fragen: Warum waren die Apostel im Gefängniß? Wie brachten sie ihre Zeit zu? Was sagt der Haupttext? Was folgte darauf? Was war des Kerkermeisters Verlangen? Wer wurde mit ihm getauft? Lies noch Matth. 25, 31–46.

Kleinkinderklasse. Eine sehr lehrreiche Geschichte für kleine Leute ist in der heutigen Lection enthalten. Erzähle und erläutere, wie Gottes Wort stets siegreich war über alle Macht der Finsterniß; wie es vermögend macht, den Haß der Welt geduldig zu ertragen, auch fröhlich sein im Gefängniß, bringt sogar ins Gefängniß und überzeugt Sünderherzen. Der Kerkermeister wollte sich das Leben nehmen. Gott will solches nicht allein verhüten, sondern will dem Unglücklichen auch noch zum ewigen Leben verhelfen.

Illustrationen. Vers 29. Ein Verächter der Wahrheit, der lange Zeit allem Guten Hohn gesprochen hatte, verwünschte eines Abends auf seinem Heimweg von einer religiösen Versammlung, das Werk der Bekehrung aufs Entsetzlichste. In derselben Nacht überfiel ihn aber plötzlich solche Angst, daß er vor Schrecken nicht mehr schlafen und am folgenden Tag nichts mehr essen konnte; bis er zuletzt völlig zerknirscht zu einem gewissen Mann ging, der ihm um seiner Frömmigkeit willen vor Allen verhaßt gewesen war und ihn für alle bisherige Beleidigungen um Verzeihung bat, ihm sein Sündenelend bekannte und ihn dringend bat, doch für ihn zu beten. Bald darauf gelangte er in den Besitz der Gnade Gottes, die er zuvor mit Verachtung von sich gewiesen hatte.

Zu Vers 31. Glaube an den Herrn Jesum. So fand auch Missionar Judson bei seiner Bekehrung, wie Alle, nur diesen einzigen Ausweg. Er sagt Folgendes darüber: „Ich dachte in meiner Buße eines Abends ernstlich über die Worte jener Aussätzigen, 2. Kön. 7, 4. nach: ‚Wenn wir gleich dächten in die Stadt zu kommen, so ist Theurung in der Stadt und müßten doch sterben; bleiben wir aber hier, so müssen wir auch sterben.' Ich fühlte in meinem Elend, daß wenn ich wieder zur Welt zurück gehen würde, so müßte ich verloren gehen, wollte ich aber in meinem gegenwärtigen Zustand verharren, müßte ich verzweifeln. Da kam es mir ein, der einzige Bergungsort sei Christus. Ich wagte es im Glauben, in die offenen Wunden Jesu zu fliehen und mir wurde geholfen."

Wandtafel.

GOTT VERHERRLICHT.

IM Wort, Vers 17.
Sieg, Vers 18.
Gefängniss, Vers 23.
Lob Gottes, Vers 25.

IN Der Befreiung, Vers 26.
Ueberzeugung, Vers 26.
Bekehrung, Vers 34.

Thessalonicher und Beröaner.

7. Lection für Sonntag den 19. August, 1877.—Apstg. 17, 1—14.

Grundgedanke: Suchet in der Schrift.—**Haupttext:** Apstg. 17, 11.

I. **Geschichtlicher Zusammenhang.** Während sich das Wunder der Nacht zutrug im Gefängniß, lagen die Richter auch schlaflos; sie wußten, daß sie ungesetzlich gehandelt, indem sie die Gefangenen peitschen ließen ohne Verhör, deßhalb sandten sie frühe zum Kerkermeister, er möchte die zwei Fremdlinge frei lassen. Paulus aber war nicht in Eile; unschuldig haben sie uns gegeißelt und eingekerkert; ohne Verhör haben sie uns mißhandelt; Rom beschützt seine Bürger, und ich bin ein römischer Bürger, sagt das dem Richter. So redete Paulus zu dem Kerkermeister. Dieses machte die Sache noch verwickelter, denn einen römischen Bürger zu geißeln, unter irgend welchen Umständen, war Verrath am Kaiser und Reich und wurde hart bestraft. Diese Nachricht bewog die Richter selbst zu kommen; demüthig baten sie die Gefangenen doch ja die Stadt zu verlassen, ohne die gestrige Schmach zu rächen. Das Verhalten Pauli ist ein deutlicher Beweis, daß Stolz und Rache keinen Platz hat im Herzen eines Christen. Wie einst die Gadarener den Heiland baten, doch ja die Gegend zu verlassen, so bitten diese Richter nun die Apostel. Ein Gefühl ihrer Schande bewog sie, diese Männer scheiden zu sehen. Es scheint Lucas blieb in Philippi, Timotheus und Silas aber gingen mit Paulus, welches der 14. Vers deutlich macht. Es wird angenommen, daß Lucas sechs Jahre hier war und wahrscheinlich viel dazu beitrug, die junge Gemeinde zu bauen und zu befestigen. Nun brannte das erste Licht auf Europas finstern Ufern; ein kleines Gemeindlein zu Philippi. Wenn man die Epistel an die Philipper liest, sollte man diese Begebenheit immer in Verbindung mit lesen.

Nach einem herzlichen Abschied von den geistlichen Geschwistern, reist Paulus ab, und in der Lection finden wir ihn zu Thessalonich.

II. **Texterklärung.** Lectionsplan: 1. Das Evangelium und der Widerstand. 2. Das Evangelium durchforscht und geprüft. 3. Das Evangelium geglaubt und angenommen.

Vers 1, 2. Von Philippi zogen die Drei westlich, auf der großen römischen Heerstraße; ohne sich aufzuhalten in den kleineren Städten, gingen sie raschen Laufs auf Thessalonich zu, welches etwa 100 englische Meilen von Philippi entfernt war. Dieses war eine der berühmtesten Städte Griechenlands. Ihr Name stammt von einer Schwester Alexander des Großen, früher hieß sie Therma und ist jetzt bekannt unter dem Namen Saloniki.

Hier fand Paulus wieder einmal eine Schule, welche ihm erwünscht war, denn er predigte nie zu den Heiden, bis erst die Juden eine Gelegenheit hatten, diese benützten sie gewöhnlich, ihn zu verfolgen. Drei Sabbathe argumentirte er mit den Juden, immer hoffend, sie möchten nachgeben.

Vers 3. Dieser Vers gibt uns Aufschluß über sein Thema. 1. Ein leidender Jesus. 2. Ein auferstandener Jesus. 3. Jesus als der Messias. Jesus soll jetzt noch erklärt und verklärt werden, denn nur als Messias kann er dem Sünder als Retter dienlich sein.

Vers 4—9. Hier wird uns der Erfolg gezeigt, den das Evangelium hatte.

1. Einige glaubten. Trotz ihren Vorurtheilen gegen Jesum; sie schlossen sich ihnen an und blieben bei ihnen.

2. Sehr viele gottesfürchtige Griechen und betende Weiber bekehrten sich. „Die Gottesfürchtigen unter den Heiden," so nannten die Juden sie; es waren solche, die den wahren Gott verehrten, aber die Gesetze der Juden nicht annahmen. Dieses brachte Verfolgung über die Apostel. Wo immer sie predigten, brach auch der Sturm los. Im 5. Vers lernen wir auch, wer die Anstifter waren; nicht die Heiden, oder Griechen, sondern die neidischen, ungläubigen Juden. Paulus redet davon in seiner Epistel an diese Gläubigen. 2, 15-16. Loses Gesindel von der Straße ließ sich dingen, einen Aufruhr anzustiften. Das Haus, da die Apostel wohnten wurde bestürmt, aber die Apostel hatten von dem Sturm gehört und waren fort. Ein bekehrter Jude Namens Jason wurde nun das Opfer ihrer Rache. Um die Apostel zu retten, ließen diese Frommen sich mißhandeln. Jason wurde verklagt als ein gefährlicher Mensch. 1. Weil er die Apostel beherbergte. 2. Weil er nach dem Glauben dieser Männer Gott diente.

Die Obersten der Stadt waren unwillig gegen die Gläubigen einzuschreiten; sie sahen wohl, daß keine Ursache zur Klage vorlag, darum ließen sie die Brüder los gegen Bürgschaft. Nur die Furcht vor dem Kaiser Claudius, der sehr eifersüchtig war, trieb die Vorgesetzten zum Einschreiten. Da aber die Juden bei jeder neuen Predigt wieder das Volk aufhetzen konnten, so war der Apostel Wirksamkeit hier zu Ende. Dies ist die zweite europäische Kirche und sie hat eine ruhmvolle Geschichte. Jahrhunderte lang widerstand sie den türkischen Angriffen. Die Frömmigkeit ihrer Bischöfe, ihre christliche Literatur und theologische Wissenschaft gab ihr den Namen, „die rechtgläubige Stadt."

Vers 10—14. Paulus und Silas flohen, Timotheus verzog noch eine Zeit lang. Der Grund zur Kirche war gelegt, andere werden sie bauen. Wenn sie euch verfolgen in einer Stadt, geht in eine andere, sagte Jesus und so thaten diese zwei Gottesmänner. Unverzagt gingen sie voran im Namen des Herrn und kamen gen Beroä. Von diesen Leuten wird uns viel Gutes erzählt: 1) Sie waren die Edelsten. 2) Nahmen das Wort williglich auf. 3) Forschten täglich in der Schrift, ob es sich so verhalte. 4) Wurden gläubig, Männer und Weiber. Lerne hieraus: a. Daß man Gottes Wort prüfen darf. b. Daß man es täglich thun soll. c. Daß es ein edles Geschäft ist so zu thun. d. Daß es gute Folgen haben wird. Wo man so handelt wie diese Leute, da wird Gottes Wort bald Früchte tragen, denn wer Gottes Wort zur Richtschnur nimmt, der geht gerade Pfade und irret nicht.

Als die Juden in Thessalonich erfuhren, daß auch die in Beröa gläubig wurden, gingen sie hin, um das Volk aufzuhetzen. Das ist wohl die Feindschaft, von welcher wir im alten Testament lesen, zwischen der Schlange Samen und des Weibes Samen. Aber siehe, die da suchten das Feuer zu dämpfen mit dreinschlagen, machten den Brand größer und so geschah es, daß Paulus wieder ziehen mußte, Silas und Timotheus aber blieben noch.

III. **Nutzanwendung.** Das Evangelium macht Unruhe allenthalben, wo es hindringt, sogar im Herzen der Menschen; aber gerade diese Unruhe ist der Anfang zum wahren Frieden.

Ein Glaube der das Schriftforschen nicht ertragen kann, ist gefährlich. Das Forschen in Gottes Wort ist 1. des Christen gesegnetes Vorrecht. 2. Seine heilige Pflicht. 3. Zu oft vernachlässigt in unseren Tagen. Paulus als Beispiel des unermüdlichen Fleißes und bewunderungswürdigen Muthes, sollte uns zur Nachahmung reizen.

Lerne auch: wie schmählich es ist, Gottes Wort zu hindern und wie erhaben, es anzunehmen und zu befolgen.

Fragen: Was lernen wir in dieser Lection bezüglich des Kirchenbesuches in fremden Oertern? Bezüglich des Christum-Bekennens? Bezüglich des Bibelforschens? Wer waren die größten Verfolger zu jener Zeit? Warum verfolgten diese den Heiland so sehr?

Wortstudien.

Amphipolis—Stadt am Meer.

Appolonia – Zerstörung. Eine Stadt in Macedonien.

Thessalonich. Früher Therma jetzt Saloniki, zählt gegenwärtig an 70,000 Einwohner.

Beröa—Schwer. Eine Stadt in Macedonien, die jetzt Veria heißt.

Silas—der dritte. Er wird in Pauli Episteln Silvanus genannt. Er begleitete Paulus und litt Verfolgung mit ihm.

Kleinkinderklasse. Der Lehrer mache nach Anleitung der Lection die Kleinen auf die Göttlichkeit und Erhabenheit des Wortes Gottes aufmerksam. Zeige, wie dasselbe von Jesu dem Heiland der Welt erzählt, wie er für die Menschen gelebt,

gelitten habe und gestorben und auferstanden sei. Alles dieses hätten wir sonst aus keinem Buch lernen können. Zeige, wie aber böse Menschen immer Gottes Wort haßten, weil dasselbe auch ihr sündhaftes Leben bloßstellt. Sie hassen und verfolgen auch Andere, die es gern lesen, wie z. B. den Jason und die in seinem Haus Versammelten. Zeige auch nach Vers 11. wie man in Gottes Wort forschen soll, um klug zu werden zur Seligkeit.

Illustration. Vers 11. Suchet in der Schrift. Der gelehrte Dr. Eliott war ein sehr fleißiger Bibelleser. Wie manchmal während seines langen Lebens hatte er seine Bibel durchgelesen. Noch in seinem dreiundsiebenzigsten Jahre und nur einen Monat vor seinem Ende, hatte er das göttliche Buch in dem kurzen Zeitraum von drei Wochen bis zu Ende des alten Testaments durchgelesen. Seine Tochter fragte ihn eines Tages was er lese, er erwiderte: „Ich lese Neuigkeiten." Tertullian las Tag und Nacht in der Bibel und lernte einen großen Theil derselben auswendig. Theodosius widmete einen bedeutenden Theil seiner Nächte dem Betrachten der heil. Schrift. Georg, Prinz von Transylvanien las die Bibel siebenundzwanzig Mal durch.

Wandtafel.

Paulus zu Athen.

8. Lection für Sonntag den 26. August 1877. Apstg. 17, 22—34.

Grundgedanke: Gedenke an deinen Schöpfer. **Haupttext:** 1. Tim. 2, 5.

I. **Geschichtlicher Zusammenhang.** Paulus verließ Beröa allein und machte sich auf den Weg nach Athen. Dieses war der Sitz der Weisheit, dort war die Philosophie auf dem Thron und für Paulus von großem Interesse, denn er war auch ein Gelehrter. Welche Gefühle müssen ihn übermannt haben, als er ans Land stieg und die berühmte Stadt sah! Er war traurig und verlassen, sogleich sandte er nach Timotheus und Silas; doch verbrauchte er die Zeit nicht mit Müßiggang, er betrachtete die Monumente und Alterthümer der Stadt; auch war er täglich im Markt und argumentirte mit Solchen, die er dort traf, in den Schulen redete er das Wort vom Kreuz. Sein Geist war empört, als er die gelehrte und berühmte Stadt so in Abgötterei versunken sah; es that ihm wehe und er verlangte etwas Großes hier zu thun.

Die Geschichte dieser Stadt geht bis ins graue Alterthum der Sagen hinauf; sie anzuführen gestattet der Raum hier nicht. Sie wurde „das Auge der Welt" genannt. Sokrates, Demosthenes und andere der griechischen Weisen trieben ihr Wesen hier. Schade, daß sie Gott nicht kannten. Ob sie ihn auch in vielen Dingen ja mehrfach sahen und leichtgläubig waren, so blieb doch das Herz unbefriedigt und verlangte nach etwas, das die Weisheit der Weisen nicht geben konnte, darum bauten sie einen Altar und opferten darauf, dem Gott den sie nicht kannten und doch fürchteten. Diese Thatsache sollte nun dem Apostel ein Thema seiner Predigt werden. Trotz seinem Eifer konnte er doch in dieser Stadt nur Geringes ausrichten und verließ sie wieder nach etwa zweiwöchentlichem Aufenthalt daselbst.

III. **Texterklärung.** Lectionsplan: 1. Der unbekannte Gott gepredigt; 2. Buße anempfohlen; 3. Spötter und Gläubige.

Diese Lection enthält eine Predigt des Apostels, es ist vielleicht die beste, die er je hielt. Er konnte nicht Beweise anführen aus dem alten Testament, denn diese Zuhörer glaubten auch nicht daran, sie waren Heiden. Das Thema war, den unbekannten Gott zu erklären. Er mußte selbst das erste Fundament legen und dem Volke zeigen, daß es einen Gott gibt und daß derselbe allein Gott ist. Paulus führt nun an:

1. Daß die Athener abergläubisch (leichtgläubig) sind. Nicht als eine Anklage sagt er dieses, sondern um zu zeigen, daß sie mehr glauben, als nöthig ist. 2. Er zeigt ihnen, daß sie selbst ihm Grund gaben, den einigen Gott zu verkünden. Er kennt den Gott, dem sie opfern, als unbekannt. Ob nun die Worte erklärt werden: dem Gott, den nicht zu kennen, eine Ehre ist, oder ein Unglück; die Ansichten sind verschieden, aber Paulus will sie bekannt machen mit ihm und erklärt: a. daß es kein neuer, fremder Gott sei; er verkündet keine neuen Götter.

b. Daß sie ihn allbereits unwissend verehren; blos damit sie ihn mit Erkenntniß verehren können, predigt er.

Dann erklärt er diesen Gott auf eine dreifache Weise und zwar:

1. Aus der Geschichte der Welt: Natur und Geschichte; V. 24—26.

2. Aus dem Buch des Herzens: Vernunft und Gewissen; V. 27–28.

3. Aus dem Buch der Schrift: Gesetz und Evangelium; V. 30–31.

Nachdem er solche Beweisführung geendet, macht er die Schlußfolgerung, daß, wenn Gott also ein Wesen ist, wie thöricht muß dann der athenische Götzendienst sein!

1) Gott kann durch kein Bild vorgestellt werden; er ist ein Geist. Gott ehrte den Menschen, indem er ihn nach seinem Bilde schuf; der Mensch entehrt Gott, wenn er ihn sich selbst oder andern Körpern vergleicht.

2) Gott wohnt nicht in irdischen Tempeln, d. h. er ist nicht an Raum gebunden. Ein aufrichtiges, demüthiges Herz ist die Wohnung Gottes.

3) Ihm ist nicht gedient mit Menschenhänden; d. h., Alles was wir haben ist von ihm, darum ist er unabhängig, wir aber seine Geschöpfe, von ihm abhängig; daher:

4) Die Nothwendigkeit ihn kennen zu lernen. Dieses kann die Weisheit der Welt nicht geben, denn sie kennet Gott nicht; er muß sich offenbaren und kund thun. Deßhalb, fährt der Apostel fort, ist Buße nöthig. Als Ursache führt er den 31. Vers an. Merke:

1] Gott der die Welt schuf, wird sie richten. Gott der die Menschen mit Freiheit begabte, wird sie zur Rechenschaft ziehen.

2] Er hat einen Tag bestimmt, der das Schicksal aller Menschen versiegeln wird für die Dauer der Ewigkeit. Ein Tag der Entscheidung, der Belohnung und Strafe.

3] Er wird sie richten nach verordnetem Plan, durch den, welchem das Gericht übergeben, Jesus Christus. Diese Dinge zusammen gefaßt sollten alle Menschen zur Buße reizen, denn nur dadurch wird der Richter zum Freund.

Die Folgen dieser Predigt waren wie gewöhnlich; der Stolz der Gelehrten zu Athen, war wie der Pharisäer Stolz zu Jerusalem. Einige spotteten, Andere wollten Zeit zum Nachdenken, um später mehr zu hören. Paulus selbst, verläßt sie auch, unter welchen Gefühlen ist uns nicht gesagt, eins aber ist gewiß, was immer die Ursache war, Paulus kam in Corinth an, unter Gefühlen unaussprechlicher Demüthigung. 1. Cor. 2, 1–3. Was der Tempel und das Mosaische Gesetz den Juden war, das war den Athenern ihre Weisheit und Wissenschaft; eine Fessel, die sie an die Vergangenheit band und ihnen die Gegenwart verdunkelte und die Zukunft verhüllte.

Es war Athen, welches Verlust hatte und nicht Paulus. Athen verlor jenen Tag die Ehre, die ihr bestimmt war; obschon sich auch Einige bekehrten, hatte Athen doch nicht die

Ehre die vierte europäische Kirche zu besitzen, und obschon Paulus später noch öfters in ihre Nähe kam, finden wir doch nicht, daß er sie je wieder besuchte.

III. **Nutzanwendung.** Hier lerne den Unterschied zwischen weltlicher und göttlicher Weisheit. Lerne in dieser Lection zu erkennen: 1. Gottes Macht—in der Schöpfung; 2. Seine Liebe—in der Regierung der Welt; 3. Seine Heiligkeit—im Gericht der Welt.

Lerne deinen hohen Beruf erkennen. Dein Leib, dein Herz soll eine Wohnung Gottes, ein Tempel des heiligen Geistes sein.

Ferner lerne hier: 1) Daß Gott der Vater aller Menschen ist. 2) Daß deßhalb alle Menschen Brüder sind. 3) Daß durch Jesum Christum Alle gerichtet werden.

Hat uns Gott geschaffen, so sollen wir ihm dienen.
Regiert er uns, sollten wir ihm folgen.
Ist er unser Vater, so müssen wir ihn lieben.
Ist er unser Richter, so sollten wir ihn fürchten.

Fragen: Wo lehrt diese Lection, daß Unwissenheit und Eifer oft beisammen sind? Daß man viel Religion und wenig Frömmigkeit haben kann? Daß wahre Religion geistlich ist in ihrer Natur? Daß wir Alle vor Gott erscheinen müssen? Daß auch die beste Predigt nicht immer erfolgreich ist?

Kleinkinderklasse. Hauptpunkte zur Erzählung und Erklärung: Abgötterei und Aberglaube der Athener und wie man auch jetzt noch überall Götzendienst treiben könne. Verweise die Kleinen auf den lebendigen Gott in allen seinen Eigenschaften: auf seine Allmacht, Selbstständigkeit, Allgegenwart u. s. w. Ferner, die Nichtigkeit und Ohnmacht aller heidnischen Götter. Aus Vers 31, nehme der Lehrer auch Anlaß, seinen Schülern den schrecklichen Tag des Gerichts vor das Gemüth zu bringen.

Illustration. Vers 23. Dem unbekannten Gott. Auch manche Christenbekenner können in ihrem Bekenntniß keine besseren Gründe für ihre Religion angeben, als jener unwissende Kohlengräber, der, als er um seine religiösen Ansichren gefragt wurde, antwortete, er glaube, was seine Kirche, zu welcher er gehöre, glaube. Auf die weitere Frage, was denn die Kirche glaube, gab er die ganz naive Antwort: diese glaubt, was ich glaube. Weil nun aber dadurch immer noch kein Licht auf den Gegenstand geworfen wurde, so fragte der ihn Anredende nochmals: „Was ist's aber das Sie und die Kirche zusammen glauben?" Die einzige Antwort, die der Kohlengräber zu geben wußte, war: „Ei nun, ich und die Kirche, wir glauben eben eins und dasselbe." Ganz so dienen Tausende wie die Athener, dem unbekannten Gott.

Wandtafel.

DER LEBENDIGE GOTT.

Den { Heiden unbekannt.
Christen bekannt.

In seiner { Allmacht, Vers 24.
Selbstständigkeit, Vers 25.
Allgegenwart, Vers 27.
Geduld und Gerechtigkeit, } Vers 30.

Hinterstübchen.

Sommer.

Eine Scene in den Urwäldern.

Während Alexander v Humboldts Reise im südlichen Amerika mit Aimé Bonpland in den Jahren 1799–1804, durchstreiften sie, mit wissenschaftlichen Forschungen beschäftigt, das wilde Cordillerengebirge. Sie waren manchen Tag in einsamen Wäldern umhergeirrt, ohne einen Menschen gesehen zu haben, nur das Geschrei der zahlreichen buntbefiederten Vögel erfüllte das Ohr.—Plötzlich horcht Humboldt auf; ein eigenthümlicher Ton, der unmöglich von den Vögeln des Waldes ausgehen kann, hat sein Ohr berührt und seine Seele wunderbar ergriffen. Der Ton ist verstummt; dem Naturforscher ist, als habe er geträumt. Da läßt sich der Ton wieder und näher vernehmen; Humboldt winkt Bonpland zu und seine Augen durchsuchen verwundert das Dickicht. Da vernimmt er ganz deutlich die allen Deutschen wohlbekannte Melodie des Volkeliedes von Ustert: „Freuet euch des Lebens," die von einem menschlichen Munde lustig gepfiffen wird. Die horchenden Naturforscher vernehmen Schritte, der Pfeifende kommt näher und nun wechselt er und statt des Pfeifens, singt er mit heller Stimme:

Man schafft so gern sich Sorg und Müh,
Sucht Dornen auf und findet sie,
Und läßt das Veilchen unbemerkt,
Das uns am Wege blüht.

Humboldt hält sich nicht länger; er eilt auf den Sänger zu. Noch einige Schritte und er steht einem einfach gekleideten Manne gegenüber, dessen gesunde Gesichtsfarbe und Züge einen heitern Deutschen verkünden, der vielleicht zehn Jahre älter ist, als Humboldt selbst. Der Mann ist mit Geräthschaften zum Vogelfange versehen und damit beschäftigt, Papageien und Lori's zu fangen.

„Hoho, Mann, Ihr müßt ein Deutscher sein?"

„Ja wohl, ein echter Deutscher," ist die Antwort. „Und Sie, Herr, sind doch wohl auch ein deutscher Landsmann?"

„Errathen, ich bin aus Berlin. Und Sie Landsmann?"

„Ich bin aus Walterehausen am Thüringer Walde."

„Wo Bechstein, der Naturforscher wohnt, der eine so vortreffliche Naturgeschichte der Singvögel geschrieben hat?"

„Der ist mein Schulkamerad und guter Freund. Wir gehen häufig zusammen auf den Vogelfang in unsere Berge. Der hat viel von mir gelernt und ich von ihm."

„Aber, Landsmann, wie kommen Sie denn in diese amerikanischen Wälder? Es scheint, um auch hier Vögel zu fangen?"

„So ist's. Ich bin der Vogelhändler und Vogelfänger Thiem. Die deutschen Singvögel führ' ich hundertweise nach

Amerika und nehme amerikanische Vögel als Rückfracht nach Deutschland mit."

„Sie sind ein interessanter Mann; auch ein Stück Naturforscher, wie ich selbst. Wie sind sie denn auf diesen eigenthümlichen Betriebszweig gekommen?"

„Meines Zeichens bin ich eigentlich ein Schuster. Ich hatte aber kein rechtes Sitzfleisch; der Vogelfang war nun einmal meine Leidenschaft. Es erging dem Matthäus Bechstein ebenso. Der studirte auf den Pfarrer, gerade wie ich auf den Schuster; wir liefen mit der Leimscheide, dem Gärnchen und der Würmerschachtel in die Berge und fingen Vögel. Er gründete später eine Forstlehranstalt in unserer Vaterstadt; mich aber brachte er auf die Idee, mit meinen eingefangenen und angelernten Vögeln auf den Handel zu gehen. Zuerst reiste ich nun damit nach Rußland und hab' in Petersburg manche Jahre gute Geschäfte gemacht, die mir die Lust erweckten, auch nach Amerika zu gehen. Erst verkaufte ich in New-York und andern großen Städten meine thüring'schen Waldmusikanten und nahm Papageien dafür mit. Endlich kam mir der Gedanke, selbst hier Vögel zu fangen, wie die Deutschen drüben. Und so sehen Sie mich, Herr Landsmann, als Vogelfänger und Vogelhändler zweier Welttheile."

Humboldts Freude über den deutschen Landsmann und Geschäftsgenossen war ungemein groß und der treffliche Bonpland theilte sie. Sie blieben einige Zeit mit dem lustigen Thüringer zusammen, der sie durch seine Schnurren und die Erzählung seiner Abenteuer sehr ergötzte, und Humboldt pflegte später diese Scene in den Urwäldern oft zu erzählen, die ihm eine so angenehme Ueberraschung bereitet hatte. Er pflegte dann lächelnd hinzusetzen: „Was doch alles aus einem deutschen Schuster werden kann! Hans Sachs ein großer Dichter, Jacob Böhme ein großer Philosoph und Thiem ein großer Vogelfänger in der alten und neuen Welt."

Straßenbild Nr. 3. Sitz ich da am Fenster und blicke vor mich hin, um die Gedanken zu belauschen, da auf einmal krachts unterm Fenster. Und siehe welch ein Bild! Einem Sohn Abrahams ist sein zweirädriges Fuhrwerk in die Brüche gegangen. Etwa drei Centner Trödelkram haben demselben den Standpunkt erdrückt: Alte rostige Reifen von allerlei Größe, Theile von alten Oefen, halbe Hufeisen, Nägel, Bolzen, Hämmer, Bratpfannen und so fort ins Unendliche hinein, wie es nur ein habgieriges Kind Israels zusammenpeddeln und betteln kann. Neben dem kreuzlahmen Karren steht Itzig und schaut mit Verzweiflungsmiene auf sein Malheur und seine herumliegenden irdischen Güter. Endlich liest er sein Gerümpel auf einen Haufen zusammen, setzt sich daneben und speculirt, was weiter zu thun sei. Da kommt ein Farmer mit leerem Wagen herangefahren. Itzig sagt zu ihm: „Guter Freund, wollt ihr mir thun e Gefalle, und an mei Haus fahre das bische Eise da? Is zesammegebroche mei Wägelche un wohn ich net weit."

„Was gebt ihr mir, wenn ich den Haufen Eisen für euch fahre?" fragt der Bauer.

Jude: „Werd ich euch gebe zehn Cents cäsches Geld, so wahr lebt Gott der Gerechte, bin ich doch e armer Mann."

Der Farmer zieht die Zügel an und fährt weiter. Bei dieser Zeit hat sich ein Schwarm Knaben um den Haufen Eisen versammelt, wühlen darin und versuchen sich verschiedenes anzueignen. „Wie haißt? Wollt ihr bestehle en arme Mann, der gebroche hat sei Wägelche? Werd euch verklage bei der hohe Obrigkeit. Werd ich gleich rufen a Polizei, wenn ihr net in Ruhe laßt mei Waare, für welche ich bezahlt habe mein gutes Geld." Bei dieser Drohung entfernen sich die Knaben. Endlich kommt ein Geschäftsgenosse, der hat „e Geilche un e Wägelche" und fährt den Trödel. Itzig wandert hinter dem Wagen, um sein Hab und Gut zu bewachen.

Warum in letzter Zeit so viele Kirchen während der Woche offen gefunden werden? fragt Jemand. Antwort: An einem Platze, wo selbst die unvernünftige Kreatur einen gewissen Ingrimm darüber empfand, daß die Opferbüchse in der Kirche so stiefmütterlich behandelt wurde, hat sich eine Henne heimlich in die Kirche geschlichen und ein Ei in den Klingelbeutel gelegt. Seitdem findet man mehr Kirchen offen, als Eier im Klingelbeutel.

1,500,000 Glatzköpfe. In Nepal in Indien starb am 25. Februar der Staatsminister Sir Jung Bahadur, worauf seine Leiche feierlich verbrannt wurde. Gleich nach dieser Verbrennung erließ nun die Regierung dieses Landes den Befehl, daß alle ihre männlichen Unterthanen im Alter von sieben Jahren an, als Zeichen der Trauer für den Verstorbenen, ihre Köpfe glatt zu rasiren und sie ein volles Jahr hindurch kahl zu tragen haben. Da sich in Nepal an 1,500,000 Mannspersonen befinden, so kann man sich leicht denken, wie zufrieden die dortigen Barbiere mit diesem Erlasse der Regierung waren. Aber auch die verschiedenen Lehrjungen Nepals jubelten über diesen Erlaß, da sie nun sicher sind, daß ihre Meister sie ein volles Jahr hindurch nicht beim Schopfe werden nehmen können.

Wie man geben soll.

Willst du geben, gebe bald!
Mitgefühl wird eiligst kalt,
Und das Unglück, wird es alt,
Wächst mit rasender Gewalt.

Willst du geben, gebe dort,
Wo es an dem rechten Ort;
Wirf dein Gut nicht leichthin fort,
Wenn dich rührt ein flüchtig Wort.

Willst du geben, mach' dabei
Nur beileibe kein Geschrei:
Tracht' auch, daß von Hochmuth frei,
Deine Art zu geben sein.

Willst du geben, prahle nicht,
Fordre nie des Dankes Pflicht.
Herzensgüte still und schlicht.
Nie von Dank und Opfern spricht.

Was ist ein Aemterjäger? Ein Aemterjäger ist eine aristokrätzige, geschwätzige, nachäffende, ankläffende, schmarotzende, Allem trotzende, täppische, ungemein läppische, erpressende, an der öffentlichen Krippe fressende, intriguirende Freundschaft und Eifer simulirende, heuchelnde, stark schmeichelnde, gaukelnde, ehrlos schaukelnde, habsüchtige, fahnenflüchtige, mißgünstige, stellenbrünstige, gemeinschädliche, schnödverrätherliche, Mißgunst sprühende, Offenheit fliehende, politische Wechsel riechende, in Vorzimmern kriechende Wurmnatur.

Bester Bescheid. Pfarrer (zum Ehemann): „Nun, was willst du, mein Sohn?"—Ehemann: „Mich von meinem Weib scheiden lassen!"—Pfarrer (zur Ehefrau): „Und was ist dein Begehr?"—Ehefrau: „Ich will mich von meinem Mann scheiden lassen!"—Pfarrer: „Nun, Kinder, wenn zwischen Mann und Weib ein solches Einvernehmen herrscht, ist kein Grund zur Scheidung vorhanden. Gehet nach Hause und lebet in Frieden und Eintracht miteinander!"

Hausordnung. Herr: „Sag' mir, Kleiner, weßhalb trägst du denn bei so wolkenlosem Himmel einen Regenschirm?"
Kleiner: „Ja, wissen Sie, bei Regenwetter trägt ihn mein Vater!"

Gegenseitig beantwortet. Ein junger verschwenderischer Mann, wurde von seiner jungen Frau ermahnt, er solle sparsamer und ordentlicher werden.

„Ich bin dem verlorenen Sohn ähnlich," erwiderte er, „ich werde mich nach und nach bessern."

„Gut," sagte seine bessere Hälfte, „ich bin auch dem verlorenen Sohne ähnlich, ich werde mich aufmachen und zu meinem Vater zurückkehren."

Eine Knacknuß.

os—hel—ma—ro—sa—e—las—ca—sel—gi—ni—ri.

Die Silben ergeben richtig zusammengestellt:

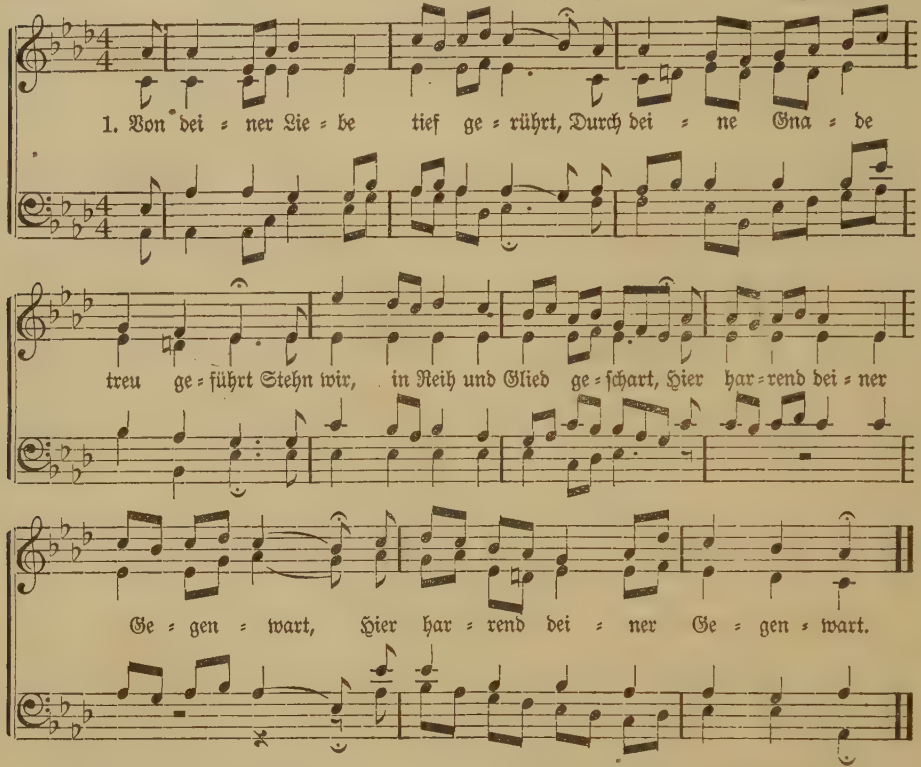
1. Den alten Namen eines durch seine Kunst berühmten Landes.
2. Einen Berg in Griechenland.
3. Hauptnahrungsmittel der Lazaroni.
4. Ein träges Lastthier.
5. Einen Berg in der Schweiz.

Auflösung der Räthsel im Juliheft.

1. Palindrom: Burg—Grub.
2. Aufgabe:

N	A	S	E
A	M	U	R
S	U	N	D
E	R	D	E

558. Mel. Von deiner Liebe tief gerührt. Portugiesische Mel.


1. Von dei = ner Lie = be tief ge = rührt, Durch dei = ne Gna = de
treu ge = führt Stehn wir, in Reih und Glied ge = schart, Hier har = rend dei = ner
Ge = gen = wart, Hier har = rend dei = ner Ge = gen = wart.

2. Tritt segensvoll zu uns herein
Mit deines Geistes Flammenschein
Und sprich das große Wort zugleich,
Herr Jesu: Friede sei mit euch!

3. Gib Freudigkeit zu jeder Pflicht!
Schütz uns vor Irrthum, göttlich Licht!
Laß uns dein holdes Antlitz sehn
Und deine Siegesfahnen wehn.

4. Die Ernte vom verflossnen Jahr,
Wir bringen sie dir, Heiland, dar;
Was wir gelitten und gethan,
Wir bringens dir, Herr, nimm es an.

5. Nur deiner Allmacht Gotteskraft
Hat durch uns dieses Werk geschafft,
Du wollst zu fernerem Gedeihn
Doch in uns Schwachen mächtig sein.

6. Und wo wir fehlten, Herr, verzeih,
All unsre Kräfte, Jesu, weih
Nur deinem Dienst, und diesem ganz!
So folgt dem Kampf der Siegeskranz.

W. Horn.

495. Mel. Von deiner Liebe tief gerührt.

Beugt vor Jehovas hehrem Thron,
Beugt euch, ihr Völker, nah und fern.
Nur er ist Gott in seinem Sohn,
Erkennet es und dient ihm gern.

2. Kommt dankend vor sein Angesicht,
Er schuf uns ja, nicht eigne Macht!
Er hat uns Irrende zum Licht,
Zu seiner Heerde heimgebracht.

3. Wir sind das Volk nun seiner Hut,
Die er nach Leib und Seel verpflegt,
O preiset in der Liebe Gluth
Ihn, der uns mit Erbarmen trägt.

4. Weit wie die Welt ist dein Gebiet;
Lang wie die Ewigkeit die Gnad,
Ein Fels des Heils, wenn Alles flieht,
Wenn stille steht der Zeiten Rad.

Abendfriede.

Begraben im Waldesschatten,
Ruh' ich im Abendschein;
Wie lieblich duften die Matten,
Wie traulich säuselt der Hain!

Die Bäume ragen düster
Hoch in die Wolken hinein
Und wiegen mit süßem Geflüster
In liebliche Träume mich ein.

Die Wälder rauschen und klingen,
Die Abendsonne erglüht,
Die Vöglein schmettern und singen
Das alte Heimathslied.

So laß mich lange träumen,
O stille Abendzeit,
Umweht von duftenden Bäumen,
Versunken in Seligkeit.

Das Evangelische Magazin.

Band 9. September 1877. Nr. 9.

Bethlehem.

Von W. Horn.

„Laßt uns nun gehen gen Bethlehem und die Geschichte sehen, die da geschehen ist.“ Luc. 2, 15.

Also nach Bethlehem geht heute unsere Reise. Goldene Aehrenfelder umwogen uns, und auf den Fluren erklingt der liebliche Gesang der Schnitter, denn wir sind auf dem Wege zum „Brodhause.“ Aus der Ferne glänzt uns das Städtchen entgegen, zwar klein „unter den Tausend in Juda,“ aber doch auf einem Berge gelegen. Reben und Oelbäume bekränzen malerisch den Hügel. Balsamische Düfte wogen durch die Thäler und auf den blühenden Triften weiden die blöckenden Lämmerheerden.

Aber was ist das am Wege dort? Ein einsames, verwittertes Grabmal begrüßt uns mit dem Ernst des Todes und führt uns in die Geschichte vergangener Jahrhunderte. Von Bethel herab kommt Jakob gezogen mit seiner Familie und seinen Heerden. Der Herr hat ihm dort die Verheißung seiner Väter erneuert, und Jakob hat ein Denkmal aufgerichtet. Er hat sich gestärkt, durch Opfer und Gebet zu harren, zu dulden und zu tragen. Auf dem Wege nach Bethlehem stirbt ihm seine geliebte Rahel. Weinend drückt er ihr die Augen zu, weinend begräbt er sie an einsamer, feierlicher Stätte, und weinend richtet er ein Mal über der Gruft der geliebten Todten auf. Aber auch durch Thränen strahlt der Hoffnungsschimmer. Sein Herz ist gebunden an die Verheißung: „Die mit Thränen säen, werden mit Freuden ernten.“

Ja, bei Manchen von uns taucht auch in der Erinnerung ein einsames Grabmal am Lebenswege auf. Die Cypressen, welche das blasse Denkmal umarmen, sind mit Thränen gedüngt und die Inschrift ist mit Blut geschrieben. Aber die Marmorhand auf dem kalten Stein deutet stumm nach oben, und oben strahlt der Morgenglanz der Ewigkeit. Der Tod hauft in öder Gruft, wer aber an den Herrn glaubt, „der wird den Tod nicht sehen ewiglich.“

Auch ich erinnere mich an ein einsames Grabmal am Wege und noch an ein anderes. Das eine umrankte duftendes Hoffnungsgrün, von zarter Liebeshand gepflegt. Die Schläferin unter dem schwellenden blumenbekränzten Rasen hatte den guten Kampf gekämpft und Glauben gehalten. Die kosenden

Frühlingslüfte lispelten friedliche Schlummerlieder in den knospenden Ranken, und auf den Fittigen des Abendwindes wallfahrteten Engel zu der heiligen Ruhestätte.

Ueber dem anderen Grabmal hielten dunkle Fichten schauerliche Todtenklage. Freund- und schmucklos stand es da. Kein Blättchen zierte mit seinem lieblichen Grün die öde Stätte, kein Blümchen spendete seinen süßen Duft. Warum? Ei, hier hatte die Sünde den Menschen gestürzt und mit seinem blutigen Griffel das Laster sein Schauermal in die Erde geschrieben. Wehe! wehe!—Aber „selig sind die Todten, die in dem Herrn sterben."

Wieder treten wir im Geiste in Bethlehem ein. Rahel hat fast tausend Jahre in ihrer einsamen Gruft geschlummert und auch Jakob ist längst zu seinen Vätern versammelt. Am Stadtthor angekommen, schreiten zwei Frauen an uns vorüber. Sie sind mit Trauerschleiern umhüllt. Der einen der Frauen sieht man es an, daß Gram und Kummer und viele Jahre die edle Gestalt gebeugt haben. Die andere dagegen schreitet rüstig dahin, voll Lebenskraft und Jugendmuth. Kaum sind die beiden Pilgerinnen in Bethlehem angekommen, da wird's lebendig auf den Straßen. Grüßend breiten sich hundert Liebesarme gegen die ältere aus und die zusammenströmende Volksmenge ruft: „Ist das nicht die Naemi?"

Ja, die Naemi ist's. Aus der Fremde ist sie heimgekehrt, um dem nagenden Hunger und dem verzehrenden Heimweh zu entfliehen. Thränenbefeuchtete Gräber mit lieben Todten mußte sie in Moab zurücklassen; aber eine Gesellschafterin hat sie mitgebracht. Wer ist die Fremde? Ihre feinen Gesichtszüge lassen auf ein edles, liebendes Gemüth schließen, obgleich sie das Gepräge der Moabiter trägt. Ruth heißt dieses an der leuchtenden Pforte des Reiches Gottes angekommene Heidenkind. „Rede mir nicht darein," hatte sie zu ihrer Schwieger gesagt, als dieselbe sie an der Landesgrenze zur Umkehr mahnen wollte. „Dein Volk sei mein Volk und dein Gott sei mein Gott." Durch Naemi's gottseliges Exempel hatte Ruth Israels Gott und Israels Volk lieb gewonnen.—

Zu guter Stunde waren Naemi und Ruth in Bethlehem angekommen. Es war die Zeit der Ernte. Unter der klingenden Sichel neigten sich die goldenen Halme und auf den Flügeln der Sommerluft rauschten die Erntelieder über die Fluren. Alsbald macht sich die wackere Ruth auf, Aehren zu lesen. Sie will nicht müßig sein. Zufällig kam sie auf den Acker Boas von dem Geschlecht Elimelechs und las dessen Schnittern nach.—Zufällig?—O nein! Es war der Herr, welcher sie dahin führte, und warum? wissen wir recht wohl. Auf diesem Acker rauschten wohl Engel durch den Aehrenwald, denn sie schwebten über der Familie des Herrn.

Nachdem Boas die sittige und fleißige Moabitin zum Weibe genommen und dieselbe ihm ein Söhnlein geboren hatte, sprachen die Nachbarinnen zu Naemi, ohne wohl die ganze Bedeutung ihrer Worte zu wissen: „Gelobet sei der Herr, der dirs nicht hat mangeln lassen an einem Erben zu dieser Zeit, deß Name in Israel genannt werde." Das Knäblein aber, welches Ruth gebar, hieß man Obed. Obed aber zeugete Isai, Isai zeugete David, von welchem herkommt Christus, der Gesalbte Gottes. „Wie bedeutsam ist es doch, selbst in den unscheinbarsten Geschichten, dem lebendigen Gott und seinem geheimen Walten zu begegnen. Mehr als tausend Jahre zuvor ist er heimlich schon beschäftigt, mit bewunderungswürdiger Sorge die Zukunft unseres Retters anzubahnen, einer zärtlichen Mutter gleich, die schon Wochen lang vorher mit stiller Freude in ihrem Kämmerlein beginnt, des Christbaums zu gedenken für ihre Kleinen und die Gaben und Angebinde zurecht zu machen."

„Wir verlassen Bethlehem, um nach einem Zeitraum von etwa hundert und fünfzig Jahren wieder dahin zurückzukehren. Horch, was klingt uns da so lieblich an von ferne, ehe wir zu den Thoren des Städtleins kommen! Vom Hirtenthurme Eder schwebts herüber, fast feierlich und herzentzückend, wie Saitenspiel aus höheren Welten. An eine Felswand gelehnt steht ein Jüngling, bräunlicht und schön; um ihn her eine ruhig weidende Heerde und vor ihm die Harfe, deren Saiten er rührt und zu deren Accorden er beflügelte Lieder singt. Eben hebt sich die Sonne empor aus dem Meere, da beginnt er den Morgengesang, der selige Saitenschläger: ‚Die Himmel erzählen die Ehre Gottes, und die Veste verkündiget seiner Hände Werk. Er hat der Sonne eine Hütte bereitet in den Wolken, und dieselbige gehet heraus, wie ein Bräutigam aus seiner Kammer, und freuet sich wie ein Held zu laufen den Weg!'— Es zieht sich ein Wetter zusammen über seinem Haupte, da stimmt er zu andern Tönen sein Spiel und singet: ‚Lobe den Herrn, meine Seele! Herr, wie bist du so herrlich geschmückt. Du breitest aus den Himmel wie einen Teppich, du wölbest es oben mit Wassern, du fährest auf den Wolken, wie auf einem Wagen, und ergehest dich auf den Fittigen des Windes.'— Es fällt die Nacht daher und die Sternlein funkeln von der Veste nieder, da stimmt er sein Abendlied an, der holde Knabe: ‚Herr, unser Herrscher, wie herrlich ist dein Name in allen Landen. Wenn ich sehe die Himmel deiner Hände Werk, den Mond und die Sterne, die du bereitest: was ist der Mensch dann, daß du seiner gedenkest und des Menschen Kind, daß du dich seiner annimmst!' So tönen seine Lieder. Ihr kennt ihn ja, den frommen Hirtenknaben auf Bethlehems Hügeln. David, der Geliebte, ist sein Name. Und noch viel tiefere und ahnungsvollere Töne entschweben in stiller Einsamkeit seinen gottgeweihten Saiten und die Schäflein und Lämmer umspielen ihn fröhlich. O, was gilts, dieser Harfner dort ward nur gesendet, um mit seinen Liedern diese Höhen zu großen Dingen einzuweihen. Was gilts, seine Psalmen sind nur Voraccorde unendlich süßerer Gesänge, welche über diesen Hügeln erklingen sollen!"—

Ja, so ist's geworden. Tausend Jahre sind dahingeschwunden. David's Harfe schweigt und sein Mund singt am ewigen Throne jauchzende Jubellieder. Aber auf Bethlehem's Höhen klingt's wieder voll lieblicher Musik; lieblicher noch als die süßesten Töne jenes frommen Hirtenknaben, begeisterter noch als der freudigste Jubelpsalm, der je von David's Harfe rauschte. Es ist ein Sängerchor vom Himmel herabgestiegen, um mit überirdischen Liedern den Einzug des Königs aller Könige zu besingen. Ein Weltenpsalm rauscht von ihren Lippen, dessen seliges Echo durch Zeit und Ewigkeiten unaufhörlich wiederklingt: „Der Heiland ist erschienen."

Gegenwärtig ist Bethlehem ein meistens von Christen bewohntes Dorf, dessen Einwohner sich zum großen Theil damit beschäftigen, Andenken für die Pilger aus Muscheln und Steinen vom todten Meere ꝛc. zu verfertigen. Auf dem Berge liegt das große lateinische Kloster, welches man auf unserem Bilde sehen kann.

Reiseskizzen.

Von R. Dubs.

II.

Ob mein erster Bericht dem Editor des Magazins zur Hand gekommen ist, weiß ich nicht, habe ich ja noch nichts davon vernommen oder gesehen. Das soll mich aber nicht abhalten Nr. II. zu senden. Für das Magazin werde ich in meinen Berichten nicht so schnell voraneilen, das soll aber in keiner Hinsicht den Werth und das Interesse dieser Berichte beeinträchtigen. In unsern Wochenschriften berichte ich über Vieles, das ich sehe und höre, aber nicht Alles Interessante; nicht wenige gute Brocken kommen in die Taschen des Magazins, davon werden sich Alle überzeugen, die beide Berichte lesen; daher nur fein geduldig, lieber Herr Editor. (Bins gewöhnt, cher ami. Edr.)

Mein erster Bericht schloß mit meiner Seereise. In der Nacht, am 20. Mai, warf unser Schiff im Hafen von Cherbourg, Frankreich, Anker. Durch Signale wurde der Hafen-Commandant von unserer Ankunft in Kenntniß gesetzt. Bald kam ein kleiner Dampfer an die Seite unsers Schiffs und alle Passagiere, die hier zu landen gedachten, mußten in den kleinen Dampfer steigen. Das war aber eine wahre Verwirrungsscene. Unser Schiffsofficier (merke dir „das kleine Kerlchen" von 392 Pfund Gewicht) rief in Platt- Breit- Hoch- und Anderem Deutsch und Undeutsch mit seiner tiefen Baßstimme nach der ganzen Tonleiter in die Nacht hinein und gab Groß und Klein Befehle. Die aussteigenden Juden und Mexikaner hatten eine Masse Koffer von großem Gewicht, die den Matrosen viel Mühe machten. Das wäre eine Arbeit gewesen für unsere graduirten amerikanischen trunk smashers, die hätten eine Diehle vom großen Schiff in das kleine hinabgelassen und dann die schweren Koffer mit grinsender Freude hinuntersausen lassen; aber die sorgfältigen Deutschen hatten Stricke und was noch mehr, sie fuhren sanft her. Den Franzmännern auf dem kleinen Dampfer ging das Geschäft zu langsam, die parlirten heftig drauf los, aber die Deutschen gingen ruhig von einem Koffer zum andern. Nicht wenige von den Passagieren hatten sich auf dem Verdeck versammelt, um von mir Abschied zu nehmen. Das will viel sagen, wenn man bedenkt, daß es nach Mitternacht war und ich nur wenig „Gesellschaft leistete." So gerne ich von dem Schiff ging, so bewegte es mich doch, als ich von meinen Leidensgenossen Abschied nehmen mußte. Haben wir ja zusammen bittere und selbsterleichternde Erfahrungen gemacht, und gemeinsame Leiden bringen die Herzen näher. Wo kehren wir in Cherbourg ein? wurde von Vielen gefragt, als wir der Stadt zufuhren. Endlich kamen wir an den Landungsplatz und mußten Revue passiren. Woher? frug ein französischer Beamter, „aus Amerika," war die stolze Antwort. „Passiren," hieß es dann ohne irgend welche weitern Umstände. Nicht einmal mein Gepäck betrachtete er. Nun kamen die "Hotel runners" und priesen uns die speziellen Vorzüge ihrer Gasthöfe, aber das sei bemerkt, daß die Franzosen alle diese Einladungen in der höflichsten Weise an uns ergehen ließen. Da war kein Schreien, Schieben und Zerren. Alles höflich und fein. Da könnten unsere amerikanischen Schreihälse, die den Leuten den Verstand verwirren, bis sie zuletzt gar nicht mehr wissen, wohin sie gehen sollen, etwas lernen, wenn sie überhaupt nicht ausgelernt hätten. Merkwürdig war es mir, daß die meisten "runners" Frauen sind. Da stand eine stämmige Französin, zierlich und einfach gekleidet, mit noch zwei andern weiblichen Gehülfen und ihrem gehorsamen Mann im Hintergrund, und pries ihr nahe gelegenes Gasthaus gar sehr, so daß etwa 8 Personen, Familien, mitgingen. Ich folgte dem Zug. So geschwind wir nun das Haus betreten hatten, eilte der gehorsame Gatte in die Küche, umband sich die Schürze und kochte freudig drauf los. Ja, Amerika ist nicht allein das Land der „Frauenrechte," auch Frankreich macht sich in diesem Stück. Ich habe auch an andern Orten wahrgenommen, wie die Männer in der Küche dienen. Ich ging eilig zu Bette, um mich von meiner Seekrankheit etwas zu erholen, war ich ja am letzten Tag noch so krank als am ersten.

Das erste Morgenessen in Frankreich bleibt mir unvergeßlich. Die Gesellschaft hatte sich Beefsteak, Eier und Kaffee mit Milch bestellt, natürlich nach amerikanischer Weise, Alles auf einmal vorgesetzt. Ein Herr sprach das Französische geläufig und versprach Alles zu besorgen. Die Frau Wirthin brachte zuerst Hammelscoteletts, was wir nicht bestellt hatten und im Chorus hieß es: "Beefsteak." Kaufmann Meyer von S. rief Kaffee! Der Vermittler parlirte und explicirte und die Frau Wirthin antwortet eimmer höflich: Ja, mein Herr. Endlich kam der Kaffee, aber nur ein kleines Kännchen, so daß der Tischgesellschaft ein „Ach" entfuhr, denn Alle hatten sich auf das schwarze Getränk gefreut. Gleich darauf kam eine große Schüssel voll Milch mit einem tüchtigen Schöpflöffel — Alles zum Kaffee. „Milchsuppe," rief ein beherzter Schwabe; „einbrocken," sekundirte ein Anderer, „in Kaffee gießen" docirte wieder der deutsch-französische Dolmetscher. Ich saß am Ende des langen Tisches und schaute dem bunten Treiben zu, der Dolmetscher und die Frau Wirthin standen nebeneinander und argumentirten, und die vielen Esser hatten eben so viele Wünsche und Fragen. Endlich war es herausgebracht, daß der Kaffee sehr stark zubereitet war und durch die Milch im großen Topf verallgemeinert werden soll. Endlich kamen die Eier, dann das Beefsteak, und als ich meine Rechnung bereinigt, und Alles bezahlt hatte was der Dame einfiel zu fordern, kamen schöne Fische—aber ich ging dem Bahnhof zu. Wie die Gesellschaft fertig wurde, habe ich nie erfahren. Ich reiste allein zweiter Klasse weiter, und die Uebrigen nahmen dritte Klasse im „Bummelzug," wo man fast vom Tabakrauch erstickt wird. Das war meine Erfahrung beim ersten Morgenessen in Frankreich.

Richtig, die Billetverkäuferin am Schalter ist wieder eine Dame, also Frauenrechte auch hier. Kaum war ich in ein Coupe eingestiegen, so öffnet ein Pater und eine Anzahl „frommer Schwestern" die Thür und machten sich daheim. Groß schauten sie mich an. Dem Priester war mein Schweigen unangenehm und um mich, wenn nicht zum Reden, doch zum Nießen zu bringen, zieht er eine gewaltige Dose heraus, treated seine Genossen und bot auch mir mit echt französischer Höflichkeit eine Prise an. Wo Wege die Bahn kreuzen, standen Frauen als Bahnwärter. In strammer, militärischer Haltung, salutirten sie den vorbeisausenden Zug. Wie wäre es den Deutschen ergangen, wenn diese resoluten Frauen gegen sie ausgerückt wären. Unterwegs nach Paris mußte ich die ganze Misere der verkehrten Eisenbahneinrichtungen erfahren. Ich konnte keinen Tropfen Wasser bekommen, der Zug führte keines mit, indem es als eine überflüssige Sache betrachtet

wird. Haben ja die meisten Reisenden in den Handkoffern Wein und Bier genug bei sich. Es ist kurzweg für keine Bequemlichkeit, die Sitze ausgenommen, gesorgt. Man drängt in jedes Coupe 10 Personen, schlägt die Thüren auf beiden Seiten zu und überläßt die Passagiere ihrem Schicksal. Ein jeder Wagen hat etwa sechs solche Kammern, die gänzlich durch feste Zwischenwände von einander abgeschlossen sind. Im Wagen kann Niemand aus einem Coupe in das Andere. An jeder Seite geht eine Thür in ein jedes Coupe, in welcher das Hauptfenster ist, das man herabläßt, wie man die Fenster der amerikanischen Postkutschen herablassen kann, d. h. man läßt sie in der Wand verschwinden. Ist eine solche Kammer ganz besetzt, so können nur vier Personen an die Luftlöcher, die andern sitzen in der warmen Mitte. Auf das Verlangen von einem Passagier müssen die Fenster geschlossen gehalten werden, um den Luftzug zu vermeiden. Etliche spindeldürre Männchen machten uns Andere tüchtig schwitzen. An jeder Seite des Wagens ist der ganzen Länge entlang,—natürlich an der Außenseite—ein Fußtritt angebracht, der zum Einsteigen benutzt wird; aber der Conducteur muß auch darauf hin- und herlaufen, oft wenn der Zug in Bewegung ist, und durch die offenen Fenster die Tickets sammeln. Sie mußten sich oft balanciren wie ein Seiltänzer. Wie unpraktisch sind doch diese Leute. Und dann bei allen Leiden ist an den Stationen, wo man ein wenig anhält, den Durchpassagieren das Aussteigen verboten. So oft ich bei einem Anhaltspunkt durchs Fenster griff und die Thür öffnete, kam ein Bediensteter gerannt und las mir die Regel vor. Etliche Mal ließ ich es mir gefallen, aber dann gings hinaus in die frische Luft, wenn auch nur für etliche Augenblicke. Dem befehlenden Zugführer sagte ich kurz und bündig: ich sei ein Amerikaner, und wisse, wie auf mich Acht zu geben. Das half, ich durfte hinaus, marschirte an verschiedenen Orten neben dem Zug hin und her, und athmete die köstliche Luft nach Herzenslust, während meine eingebornen Kammergenossen schwitzten und verlangende Seufzer nach meiner Freiheit vernehmen ließen. Wollte ein übereifriger Stationsbeamte mich eintreiben, so hieß es gleich, seitens des Zugführers in Französisch: „Der Herr ist ein Amerikaner," das genügte. An einer Station wurde ein Gabelfrühstück eingenommen, das ohne Messer und Gabel servirt wurde, weil diese künstlichen Finger nur auf Bestellung beigestellt wurden und dann kostet es extra. Wer wie manche der reisenden Bauern ein tüchtiges Taschenmesser hat, der kann des Wirthes Geld erpressenden Messer und Gabelluxus entbehren, auch Diejenigen helfen sich darüber weg, die in primitiver Weise á la Adam, zum Schrecken mancher feinseinwollenden Damen und Dämchen, das Ganze in die Faust nehmen. Jener stämmige Bauer mir gegenüber hat Messer und Gabeln, aber mit denen wird er nicht fertig, die sind ihm zu stumpf, mit einem triumphirenden Lächeln über den Hauswirth öffnet er knallend sein gewaltiges Taschenmesser, vor dem keine Knochen Stand hielten. Ja, Herr Editor, ich aß, wo man erstens Messer und Gabeln, zweitens den Gebrauch des Tischtuchs, weiter das Bringen des Essens und das Forttragen der leeren Schüsseln, extra bezahlen und obendrein dem gähnenden Aufwärter ein Trinkgeld geben mußte, wenn man nicht scheel angesehen sein will. Solche Scherereien kamen mir aus naheliegenden Gründen nicht oft vor.

Aergerlich ist das viele Rauchen in den Eisenbahnwagen. In allen Wagen ist das Rauchen erlaubt, wo es nicht speziell angeschrieben ist: „Für Nichtraucher." In einem Zug sind vielleicht zwei oder drei Coupes für „Nichtraucher," die sind aber gewöhnlich voll. Und selbst in diesen Coupes haben es manchmal Herren versucht, ihren Götzen zu fröhnen, ich brachte sie aber bald zum „Abkühlen."

So ist es auch in Deutschland. Dritter Klasse fand ich in Frankreich keine Coupes für Nichtraucher, wohl aber in Deutschland. In Paris muß man sein Gepäck wieder untersuchen lassen, wo besonders nach Cigarren und Tabak gesucht wird, allein auch hier kümmerte sich Niemand um mich, ob meine Anti-Tabakgesinnung bekannt war und man deßhalb mich nicht belästigte, weiß ich nicht. Ich ließ mich in dieser großen Weltstadt nach dem großen Hotel des Nations fahren, das in der Mitte der Stadt liegt und mir sehr empfohlen war. Man sagte mir, in demselben werde auch Deutsch gesprochen. Als ich aber ausgestiegen war, erfuhr ich, daß es in andere Hände übergegangen war und nun von Stockfranzosen gehalten wird. Ans Fortgehen war bei solchen höflichen Leuten nicht zu denken; mit Hülfe eines herbeigebrachten Londoners, verabredete ich das Nothwendigste und blieb. Dieses Gasthaus ist aber wie viele andere in Paris von ganz eigenthümlicher Natur. Kost wird in demselben keine gegeben, sämmtliche Zimmer werden für einen Tag, oder längere Zeit vermiethet, dann kann man seine Mahlzeiten einnehmen, wo man will. Das ist eine treffliche Einrichtung. Ich bekam ein gut möblirtes Zimmer mit einem Bett, wie ich es noch in keinem Hotel in Amerika besser gehabt habe, einem Bureau, zwei Tischen, Stühlen und dgl. mehr, und das Alles für 2½ Franken (50 Cents) den Tag. Wenn die große Weltausstellung nicht im kommenden Jahr in Paris stattfinden sollte, dann hätte ich ein halbes Fränkle weniger bezahlen dürfen, freilich kann ich nicht einsehen, warum jetzt schon die Weltausstellung die Zimmer theurer machen soll; mein Landlord, der es wohl weiß, hat es auf meine Bitte doch nicht erklärt. Mein Essen habe ich in verschiedenen Restaurationen eingenommen. Ich ließ mir eine Anzahl guter Speisewirthschaften bezeichnen, wo ich dann gewöhnlich vorsprach. Wenn man diese Sache recht versteht, dann kann man sehr billig leben. Wenn ich wüßte, daß es den Lesern des Magazins von Interesse wäre, so würde ich genaue Aufschlüsse über dieses geben, aber nur Wenige dürften Paris zu besuchen gedenken, daher Punktum.

Mit Erlaubniß will ich nun etliche Merkwürdigkeiten von Paris beschreiben. Zuerst studirte ich die Omnibuslinien und die geographische Lage der Stadt, um genau zu wissen, wie die Inspektionstouren vorzunehmen. Wer sich über diese Punkte genau orientirt, der kann in verhältnißmäßig kurzer Zeit viel sehen; aber schlecht geht es Demjenigen, der sich in dem Straßenlabyrinth verliert und nicht gut Französisch kann. Mein erster Gang galt dem Centralmarkt (Halles-Centrales), von dem Harpers Monthly schon oft Berichte und Illustrationen brachte. Wer sich eine Vorstellung von dem Consum an Nahrungsmitteln einer Stadt von zwei Millionen Einwohnern machen will, besuche nur diesen Markt in den Morgenstunden. Die Zufuhr beginnt schon um Mitternacht. Bis 9 Uhr dürfen Wiederverkäufer ihre Einkäufe machen, auf ein Zeichen mit der Glocke müssen diese sich entfernen und der Markt für das Publikum beginnt. Die Baukosten dieses ungeheuren Markts werden auf 60 Mill. Francs geschätzt. Dieselbe Ausdehnung, wie der Bau über der Erde, haben die unterirdischen Gewölbe und Waarenlager in 1200 einzelnen Abtheilungen. Um das Gedränge der Wagen, welche die Hallen mit Vorräthen versorgen, zu vermeiden, hat man den Bau einer unterirdischen Bahn begonnen, welche mit einzelnen Punkten der Gürtelbahn der Stadt in Verbindung gesetzt wer-

den wird. Auf den die Hallen durchlaufenden Boulevard, kann man Nudel- und andere Suppen, Gemüse jeder Art und die feinsten Leckerbissen urplötzlich bekommen. Natürlich fehlen Tische und Stühle. Da steht eine ganze Anzahl Männer und Frauen um die colossale Nudelschüssel einer behäbigen Pariserin herum, die gefüllten Kumpen in der Hand und schlürfen mit großem Appetit die langen, schönen Nudeln ein; ja, ja, ich stand daneben und sah ihnen zu. Weiter wird allerlei Gebackenes, frisch aus der großen Pfanne servirt, wieder weiter gibt es Fische, Lobster 2c., und wieder stehen die Hungrigen im Kreise und lassen es sich sehr schmecken. Für Kaffeeschwestern ist die ausreichendste Vorkehrung getroffen, und wenn die Franzosen auch die Deutschen nicht mögen, so mögen sie doch die deutschen Brezeln, wie die immer kleiner werdenden Haufen derselben in den Körben beweisen. Aber hör einmal, wie es im Fischmarkt hergeht, darüber haben amerikanische Berichterstatter schon viel geschrieben. Da liegen die Fische sortirt um kanzelartige Verkaufsbuden, vor welchen ein Actionär steht und mit kräftiger Stimme Partien Fische an Kleinverkäufer feil bietet. Auf der Plattform sind etliche Damen, die alle Verkäufe eintragen und die Gelder in Empfang nehmen. Um dies Fischlager ist ein Seil gespannt, so daß die Käufer nicht zu nahe treten können. So ist es um einen jeden Haufen Fische, um eine jede Plattform. Nun stelle man sich das Rufen und Schreien der vielen Actionäre vor und das Schwatzen und Feilschen der vielen stämmigen Fischweiber (nur wenige Männer wagen sich da hinein, weislich so), und das Schreien der Kleinverkäufer in unmittelbarer Nähe, dann kann man sich einigermaßen ein Begriff von dem Tumult und dem Getöse machen, das da wahrzunehmen ist. Nie zuvor hatte ich solche Auftritte gesehen. Und die Gesichter und Grimassen, die da gesehen werden können! Immer und immer wieder wünschte ich, der Editor des Magazins sei bei mir, um die Sache aus eigener Anschauung beurtheilen zu können. Der Ehrw. John Wesley soll einmal laut eines seiner Biographen an einem gewissen Ort über den Markt gegangen und Zeuge gewesen sein, wie ein Krämerweib ein anderes Weib furchtbar schimpfte. Die Andere aber blieb ganz ruhig und antwortete kein Wort, was die Schelterin noch rasender machte, so daß sie ausrief: "Speak or I'll burst." (Sprich oder ich platze). Die frommen Glossen, die zu diesem von jenem Mann gemacht wurden, will ich nicht citiren, weil ich meine eigenen machen will. Das Schelten geht recht schlecht und verleidet Jedem recht bald, wenn Niemand erwidert. Es nimmt zwei böse Zungen, um ein rechtes Feuer anzuzünden, wie nur mit zwei Hölzern Feuer gerieben und mit zwei Mühlsteinen gemahlen werden kann. Wenn Jemand schilt und Der, den es treffen soll, schweigt, so ist bald die ganze Geschichte am Ende. Es sind daher bei Streitereien jedesmal beide Seiten schuld an der Zwietracht. So ist es in den Familien, so ist es in der Welt, so ist es in den Gemeinden. Da wollen eben beide Seiten recht haben und keine will nachgeben. Man sollte es machen, wie ein früherer Herzog von Württemberg, der davongelaufen ist, als ihm ein Ochse auf den Leib rückte. „Warum ist denn ihre Majestät vor einem Ochsen davongelaufen?" frug ein Beistehender. „Ja sehen Sie, "antwortete der Herzog, „der Gescheidteste gibt nach."—Dem alten Pfarrer Flattich sein Recept, das er jener klagenden Frau verschrieb, nemlich einen glatten Kieselstein unter ihre Zunge zu legen, wenn der Mann schelte, das wollen Manche auch nicht thun, es sei denn, es geschehe "mutually." Letzten Winter erzählte mir ein Mann, daß er seiner Frau Flattich's Rath ertheilt und wirklich sich noch der Mühe unterzogen habe, den empfohlenen Talisman zu suchen; da habe aber die Gattin geantwortet, wenn er (ihr Mann) noch einen Kieselstein suche und ihn unter seine eigene Zunge lege, denn sie sei bereit es mit ihm zu halten. Da wäre gewiß nicht mehr gezankt worden. Die Zungensünden haben schon viel Unheil angestiftet, davon haben wir in Kirche und Welt die schlagendsten Beweise.

Im Gang durch die Straßen vernimmt man merkwürdiges Geschrei, welches an belebten Orten von Morgens früh bis Abends spät in den verschiedenen Tonarten erschallt. Einiges sei hier namhaft gemacht: Kleidertrödler: "Habiits! habiiits! marchand d'habiiiits!"—Gemüsehändler: "Pois verts, pois verts;" oder: "Ma botte d'asperges;" oder: "Jous ces p'tits radis roses, six liards la botte," oder: V'là d's artichauts, des beaux artichauts" &c.—Fischverkäufer: "Il arrive, il arrive, l' maquereau! Harency qui glace, qui glace, harency nouveau! Merlan frais, le frais; j'ai du beau merlan, beau!"—Obstverkäufer: "Fraises, fraises, oh! les belles fraises! C'rises à la douce!" &c. Dann kommen die vielen Geschirrflicker, meist Auvergnaten in eigenem Dialect, mit ihrem: "Rrrrac-commodeur de faïence et d' la porcelaine!" Alte Weiber, die mit einem oblatenartigen Gebäck handeln, "Plaisirs" genannt, rufen heftig drauf los: "Voilá l' plaisir, Mesdames, ré-ga-lez vous, Mesdames! Voilá le plaisiiiir!" Ich meinte in Chicago, Philadelphia und New York könnten die Händler tüchtig schreien, aber diese Pariser ziehen aller Fremden Aufmerksamkeit auf sich. In den Vorstädten und auf den äußeren Boulevards sieht man zuweilen Quacksalber, Zahnbrecher, Händler mit allen Arten von Waaren in wunderlichem Aufzuge, in einem Wagen stehend, mit Helm auf dem Kopf, hinter ihnen, Diener mit Drehorgel, Trommel und dgl. Sie halten lange Reden über die Vortrefflichkeit ihrer Waare, die sie vorzeigen. Schließlich wird einer der umstehenden Gaffern, oder auch Kaffern, mit dem angepriesenen Bleistift abgezeichnet, oder ein vertrauensvoller Landmann mit der Wundersalbe im Takt der Musik eingerieben, oder unter betäubendem Trommelgewirbel irgend eine schmerzhafte Zahnoperation vorgenommen, und das Publikum reißt sich nicht selten bei dieser „nie wiederkehrenden Gelegenheit," um die halbgeschenkten Waaren. „Ei, das ist ja echt amerikanisch," höre ich Jemand sagen. Wohl, gewundert habe ich mich aber doch, ob es die Amerikaner von den Parisern, oder die Pariser von den Amerikanern gelernt haben. Weil die "Fashions" von der Seinestadt kommen; so wird wohl auch diese Institution von dort kommen; es dürfte aber sein, daß die Amerikaner „Verbesserungen" angebracht haben. Gimpel zum Leimen gibt es auch in dem klugen Paris und das Leimen thun die Franzosen nach der feinsten Höflichkeit, und lächeln dabei ganz charmant.

Unter Ludwig XIV. wurden im Jahr 1670 die Festungswerke, die Bollwerke (Boulevards), welche die damalige Stadt Paris umgaben, niedergerissen und die Gräben ausgefüllt. Daraus ist eine Straße entstanden, die in ihrer nördlichen Abtheilung, am rechten Ufer der Seine, an Reichthum der Architectur und Glanz der Schauläden, wohl nirgendwo in der Welt übertroffen wird. Es gibt zwar in Paris, und besonders seit den letzten gewaltigen Straßenveränderungen des Kaiserreichs, eine Menge von Boulevards, doch wird unter „Boulevards" oder genauer, unter "les grands Boulevards" gemeinhin nur dieser nördliche, von der Bastille bis zu der berühmten Kirche Madeleine, über 3 Meilen lange Stra-

ßenzug verstanden. Der Verkehr auf dieser Straße ist großartig. Der Glanz der Schaufenster übertrifft Alles, was ich noch zur Zeit gesehen habe. Die Franzosen haben großen Geschmackssinn. Sie verstehen es ganz ausgezeichnet, ihre Sachen zur Kenntniß des Publikums zu bringen. Der Schein ist ihnen oft wichtiger als das Sein. Eine ungeheure Menschenmenge drängt sich am Abend auf den Fußsteigen der Boulevards entlang. Die Waarenmagazine und die Kaufläden nehmen in den meisten Fällen nur die erste Etage ein, die oberen Stockwerke sind bewohnt. In diesem Punkt ist es in Paris bei den Geschäftshäusern und in den großen Geschäftsstraßen der Großstädte Amerikas anders.

Wer hat nicht schon von der Bastille gehört? Schon oft wünschte ich den in den Revolutionskämpfen so oft genannten Platz einmal sehen zu können. Auf dem Platz gleichen Namens stand ein bei Zerstörung der Festungswerke verschont gebliebenes, aus fünf hohen, durch Mauern verbundenen Thürmen bestehendes und von tiefen Gräben umgebenes, festes Schloß, la Bastille St.-Antoine, der östliche Endpunkt der Festung, die von hier gleich die Seine und die volkreiche Vorstadt St. Antoine, beherrschte. Sie war im Lauf der Jahrhunderte Staatsgefängniß geworden. Am 14. Juli 1789 wurde sie vom Volk erstürmt, die Mauern wurden niedergerissen und die Steine theilweise zum Bau einer Brücke verwendet. Der Platz aber spielte auch bei späteren Aufständen eine Rolle. Im Juni 1848 hatten die Insurgenten am Eingange der östlich mündenden Straße, Faubourg St. Antoine ihre stärkste Barricade errichtet, die nur dem groben Geschütz erlag. Am dritten Kampftage, den 25. Juni 1848, wurde hier, der zum Frieden mahnende Erzbischof Affre, durch eine Insurgentenkugel getödtet. In den Tagen der Commüne, Mai 1871, war der ganze Platz durch riesige Barricaden abgesperrt, eine der letzten von den Aufständigen behaupteten Stellungen; erst am 25. gelang es nach heftigem Kampfe den Regierungstruppen, sich desselben zu bemächtigen. Napoleon I. hatte beabsichtigt, hier einen großen Elephanten in Erzguß als Wasserkunst aufstellen zu lassen. Sein Plan blieb unausgeführt und nach der Revolution von 1830 bestimmte man den Platz für das Juli-Denkmal, indem man hier die Leichen der „Julikämpfer" beisetzte und eine 50M. hohe, im Durchmesser 4M. starke Säule über ihrem Grabe aufrichtete, aus Eisen, der Aufsatz aus Glockenmetall; oben ein vergoldeter Genius, die Freiheit, in der einen Hand die Fackel, in der andern eine zerbrochene Kette, mit andern Verzierungen und Inschriften. Am 24. Febr. 1848, wurde der Julithron hier verbrannt und die gebliebenen „Februarkämpfer" wurden hier neben ihren Kameraden von 1830 beerdigt. Zu ähnlichem Zwecke wurden in Mai 1871 die Grabgewölbe wieder geöffnet, zugleich aber, wie auch die Schiffe auf dem Canal, mit Pulver und brennbaren Stoffen gefüllt, um die Säule in die Luft zu sprengen und die umliegenden Häuser in Schutthaufen zu verwandeln. Es wurde auch wirklich Feuer angelegt, indessen war das Pulver bereits wieder entfernt, um bei der Vertheidigung des Platzes verwendet zu werden, so daß der Schaden nicht beträchtlich war. Der Schaft der Säule war damals von Kugeln durchlöchert, ist jedoch wieder restaurirt.

Diese kurze Beschreibung der Bastille gibt uns tiefe Einblicke in den französischen Volkscharakter. Die Tyrannei und den Despotismus werfen sie mit Sturm und Wetter über den Haufen, begeistert opfern sie Vieles für Freiheit und Volksrechte, und errichten dann zum Verewigen ihrer Thaten, Denkmäler. Bisher konnten sie sich aber im Besitz der Freiheit nicht mäßigen, die Freiheit wurde zur Zügellosigkeit und im Namen der Freiheit wurden Blutgerichte und Zwingburgen errichtet. Der Radikalismus brachte die schreckliche Commüne. Den „Genius der Freiheit" mit seiner Fackel und gebrochenen Kette, den sie errichtet haben, wollen sie auch wieder in die Luft sprengen. Sie erbrachen Kerker und befreiten die Opfer der Bedrückung der Monarchen, füllten aber die leergewordenen Kerker mit andern Opfern, die sich in den meisten Fällen nur des Verdachtes schuldig gemacht haben, daß sie der Schreckensherrschaft im Namen der Freiheit nicht beistimmen. Das Henkerbeil ward abgeschafft und die schnellarbeitende Guillotine ward errichtet, um über die Leichen tausender Bürger, Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit verkündigen zu können. Die strammen Gesetze werden als knechtend verschrieen und abgeschafft und die Gesetzlosigkeit, die regellose, launenhafte Willkür tritt an die Stelle, die keinen Bürger mehr sicher sein läßt. Besseren Schutz will man den Bürgern gewähren, rothe Jacobiner zünden aber Alles an, wenn es ihnen beliebt, und geben den Besitz ihrer Mitbürger den Flammen preis. Den König führt man aufs Schaffot und setzt die Freiheit ein. Dann schreit man wieder: „Es lebe der König!" „Es lebe der Kaiser!" Im Namen der Freiheit herrscht MacMahon wie ein autokratischer Kaiser und sagt der Wohlstand des Landes beruhe gänzlich auf ihm und seiner Regierung. Kein Wunder, daß man so wenig Zutrauen hat zu der republikanischen Mündigkeit der Franzosen. Es ist wahr, seit dem sie von dem die Republik mordenden Corsen durch Deutschlands Siege los geworden sind, hat die große Mehrheit der republikanischen Führer sich sehr mäßig benommen—selbst Gambetta weiß nüchtern zu sein—aber wir müssen noch abwarten, es ist schwer zu sagen, was das End resultat sein wird.

Deutschland hat von einer solchen Republik nichts zu befürchten, die Franzosen sehen wohl zu, daß den Deutschen der Republikanismus gründlich verleidet wird. Der Deutsche liebt die Ruhe, das Alte, das Stabile. Er ist gemüthlich und schwärmt für seinen König, oder wie der Angestammte heißen mag. Schimpfen muß er wohl bisweilen über seinen Fürsten, das Raisonniren läßt er sich nicht nehmen, aber kommt die „hohe und höchste Herrschaft" wieder daher gefahren, so zieht er ehrfurchtsvoll die Mütze ab. Ausnahmen gibt es, sie sind aber nur Ausnahmen. Die deutsche Presse versteht es auch, die schwankenden, unsicheren Verhältnisse Frankreichs gut auszubeuten und dem deutschen Michel gehörig Angst zu machen vor solchen „Republiken." Es gibt nur ein Land, das hier zum Muster citirt werden kann, die Vereinigten Staaten, aber da kommt man ganz schlecht weg, denn an den haben lügnerische Preßböhmen und schuftige Lanzknechte in Amerika, die für hiesige Blätter correspondiren, kein gutes Haar gelassen. Vor Amerika bekreuzt man sich beinahe. Die Leser haben keinen Begriff, wie man in manchen Kreisen und Blättern Amerika so schlecht macht. Von diesem später. Einstweilen sei nur bemerkt, daß ich mehr als je Gott danke, daß er das schöne Amerika zur ungehinderten, freien Erhaltung seiner Wahrheit und seines Reichs erwählet hat. Möge der Herr helfen, daß wirkliche Mißstände in unserm staatlichen Haushalt gründlich abgeschafft werden, damit gerechterweise Niemand mehr Klage führen kann. Die unfreien Schwätzer, die Sonntagsgesetze ꝛc. hassen, sollen aber ihren Willen in Bezug auf die religiösen Einrichtungen unseres Landes nicht befriedigt haben. Das walte der Herr!

Skizzen von Japan.

Von Ad. Halmhuber.

Landeseigenthümlichkeiten.

Wer von Europa oder Amerika nach Japan kommt, der sieht gar mancherlei Neues. Die Leute hier leben zwar nicht wild, ja nicht einmal ungebildet; sie haben Häuser, Kleider, Lebensgewohnheiten, Geschäfte, Verkehr u. dergl. Aber alles dieses trägt den Stempel der japanischen Nationalität und hat darum für den Nichtjapaner etwas Neues, Eigenthümliches. Einige solche japanische Landeseigenthümlichkeiten will ich hier durch Bild und Schrift beleuchten, in der Hoffnung, daß der Holzschneider die Originale genau copirt und seine Sache gut macht.

Da sind zuerst zwei Köpfe, die japanischen Kopfputz veranschaulichen. Der Vorderschädel des Mannes ist kahl rasirt bis zum Wirbel und den Schläfen. Die übrigen Haare werden geölt, und dann auf dem Wirbel zusammen gebunden und durch zwei Ringe in der Form der Zahl 8 durch eine Ecke nach vorn gebogen. Der Theil der Haare vor den Ringen liegt auf dem kahlen Schädel und ist so zubereitet, daß er genau einem Stück polirten Ebenholz gleicht, wofür ich ihn auch lange ansah. Doch wenn die Frisur, mage genannt, etliche Tage gemacht ist und sich die Haare ein wenig lockern, so ist es deutlich zu sehen, daß nichts eingeflochten ist. Alle Japaner haben kohlschwarze, glänzende Haare und dasselbe kann auch von den Augen gesagt werden. Die Augen stehen ein wenig schief einwärts, die Nase ist kurz und die Gesichtsfarbe gelblich.

Noch weit künstlicher ist das Haargeflecht der Japanerin, maru-mage genannt. Auch bei ihr wird ein Theil des Schädels, jedoch nur in der Wirbelgegend, rasirt. Durch das Flechten der Haare wird diese Stelle aber wieder ziemlich bedeckt. Zunächst sind auch hier die Haare etwas unter dem Wirbel in einen Metall- oder Korallenring zusammengezogen; dann werden sie zu einer breiten gewölbten Fläche an dem Hinterkopf ausgebreitet und dann mit den Haaren des Vorderkopfes, die zum Theil eine halbkugelförmige Wölbung bilden und zum Theil wie Saiten angespannt sind, vereinigt. Da wo die Enden der Haare zusammengefaßt sind, ist häufig ein Kamm in dieselben eingesenkt. Zierliche Haarnadeln mit Perlen vollenden den Putz. Diese Haarnadeln sind von Stahl, 5–7 Zoll lang und haben die Form einer Stimmgabel. Eine solche künstliche Frisur wird natürlich nicht alle Tage geflochten. Es ist dieses auch nicht nöthig; denn die Japanerinnen, die nur auf den Matten des Fußbodens schlafen, wissen durch eine Art Schemelein oder durch ihren Arm den Kopf so zu stützen, daß ihr Kopfputz nicht zerstört wird. Doch geräth derselbe nach tagelangem Gebrauch außer Ordnung; da hängt ein Haarbüschel herunter und dort eins, und das ganze Kunstwerk droht zuletzt einzufallen wie ein baufälliges Haus. Nun werden die Haare völlig aufgelöst und nicht selten sieht man dann die Frauen mit fliegenden Haaren zu irgend Jemand gehen, der dieselben wieder neu flechten kann.

Drei friedsame Werkzeuge, die hier veranschaulicht sind, tragen auch die eigenthümlichen Kennzeichen ihres japanischen Ursprungs. Das erste ist ein Ackergeräthe, genannt kurva, das erste und beinahe einzige des Japaners. Es vertritt die Stelle des Pfluges, der hier keine Gönner zu haben scheint, denn ich sah noch keinen. Der schaufelartige Vordertheil ist 2 Fuß lang und ½ Fuß breit. Es ist von Eisen, in das in der Mitte ein hölzerner Keil eingefügt ist, um das Gewicht zu erleichtern. In diesen hölzernen Keil ist der Stiel befestigt, welcher etwa 3½ Fuß lang ist. Ich sah den Landmann schon oft mit diesem Werkzeug arbeiten, er handhabt es sehr geschickt und schlägt es mit einem einzigen Schlag seiner ganzen Länge nach in die Erde. Diese ist übrigens sehr locker, sandig und kohlschwarz und, wie es scheint, sehr fruchtbar.

Das mittlere Werkzeug ist ein Schreibpinsel, fude genannt; es spielt in Japan dieselbe Rolle, wie die Stahlfeder in andern Ländern. Es ist zum Schreiben japanischer und chinesischer Buchstaben unerläßlich. Seine Construktion ist höchst einfach: in ein feines Schilfrohr ist ein Pinsel von feinen Haaren eingefügt, und der entgegengesetzte Theil des Rohrs ist mit einem Papier verklebt.

Das dritte Werkzeug ist eine Säge von Stahl, noko-giri genannt. Sie findet sich in großem und kleinem Maßstabe; der Schreiner hat sie für seine Arbeit zugerichtet, der Zimmermann und Holzhauer aber zu grober Arbeit. Mit dieser Säge werden Bretter und Balken geschnitten, Bäume gefällt, Aeste ausgeschnitten und dergl. Wer schon Kreissägen und Bandsägen und große Bretterschneidemaschinen, durch Dampf getrieben, gesehen hat, sieht gewiß mit einem Blick des Bedauerns solch einem Zimmermann zu, der einen Balken schief gegen ein Haus gespreizt hat und mit schwerem, langsamem Zuge denselben mit solch einer Säge der Länge nach durchschneidet.

Das vierte Bild zeigt einen fahrenden Hotelier, katsugi-akindo genannt. Ich habe letzthin von einer fahrenden Universität gelesen; dieselbe existirt zwar noch nicht, aber wenn sie nun einmal kommt, so ist's schon nichts Neues mehr; und fahrende Schüler hat's ja vor drei hundert Jahren schon gegeben. Aber fahrende Hoteliers, wie sie in Japan ihr Wesen treiben, sind wenigstens für gar viele Menschen eine neue Erscheinung. Da schreitet der Mann beladen mit der Bürde seiner ganzen Wirthschaft einher und ruft seine Speisekarte aus: Brod, Thee, Orangen, Fleisch, Fisch und Zuckerwaaren. In der Nähe der Jin-riki-scha-Männer stellt er ab, denn das sind seine besten Kunden, weil sie bald da, bald dorthin kommen durch die Beförderung der hohen Herrschaften in ihren zweirädrigen Wägelein. In den hölzernen Kasten hat der Gastgeber Alles, was er braucht, um gut aufwarten zu können: Feuerzeug, Theekessel, Geschirr, Vorräthe und dergl.; ein reinliches Wasserkübelein zum Geschirrwaschen hängt an der Seite eines dieser Kasten.

Das fünfte Bild zeigt einen gar komischen Kameraden; aber er ist durchaus nicht verkleidet wie ein Seiltänzer, sondern hat nur seinen Regenmantel angezogen und Hut aufgesetzt, damit er im Regenwetter, das ihm so ungeschickt in den Weg kam, nicht auf die Haut hinein naß werde. Der Hut, kasa genannt, hat anderthalb bis zwei Fuß Durchmesser und ist aus Bast geflochten; er dient in der Hitze gegen den Sonnenschein und beim Regenwetter gegen das Wasser. Der Ueberzieher, mino genannt, ist ein Machwerk von Stroh, dessen Halme in zwei Reihen gefaßt sind, von welchen die eine um den Hals und die andere um die Hüfte befestigt wird. Wie gut oder

Originalzeichnungen von A. Halmhuber.

wie schlecht solch ein Ueberzieher ist, kann ich nicht sagen, denn ich habe noch keinen anprobirt; aber Zutrauen schenk ich ihm nicht viel.

Es gibt noch mehr solche Sachen zu beschreiben, doch gedenke ich solches auf eine spätere Zeit aufzusparen und es für diesmal bewenden zu lassen.

In der eigenen Schlinge gefangen.

Es ist ein alter, wahrer Spruch, daß man nie zu viel lernen kann. Oft lernt Jemand etwas, welches ihm zu einer Zeit, wo er es am wenigsten ahnt, vom allergrößesten Vortheil sein kann, wie die folgende Geschichte lehrt. Um diese Lehre zu illustriren, möge dieselbe im Magazin einen Platz finden.

Zwischen mir und meiner Wirthin war es zu einer Krisis gekommen. Ich war mit meinen Zahlungen bedenklich im Rückstande und Mrs. Rigwood hatte mich zuerst durch bedeutsame Blicke, dann durch indirekte Bemerkungen auf meine Pflicht gegen sie aufmerksam gemacht und, als Alles nichts geholfen, mit dürren Worten Zahlung verlangt.

Da ich ihren Wünschen mit dem besten Willen nicht sofort nachkommen konnte, so blieb mir nichts übrig, als mein Zimmer zu räumen, den Hausschlüssel abzuliefern und mich mit Hinterlassung meiner Uhr und Kette als Pfand für später zu leistende Zahlung nach einem andern Quartier umzusehen, was unter den geschilderten Umständen seine großen Schwierigkeiten hatte.

Ich war nach der Stadt gekommen, um mein Heil in der literarischen Laufbahn zu versuchen; aber es war mir weder gelungen, einflußreiche Bekanntschaften zu gewinnen, noch Ruhm und Geld durch meine Feder zu erwerben, so daß ich jetzt beinahe mit meinen Hülfsmitteln zu Ende war und die Aussicht hatte, demnächst obdachlos zu sein.

Ermüdet von langem, vergeblichem Suchen nach einem wohlfeilen Unterkommen, wo man Vorausbezahlung nicht gerade zur ersten Bedingung machte, kehrte ich in ein in einer Nebenstraße befindliches Restaurant ein, um mich durch ein Beefsteak zu weiteren Entdeckungsreisen zu stärken.

Mir gegenüber an demselben Tische saß ein Herr von ernstem, anständigem Aussehen, der seine Aufmerksamkeit zwischen einer Flasche Wein und dem Abendblatt zu theilen schien.

„Was für Einfaltspinsel unsere Polizeibeamten jetzt sind!" rief mein Nachbar plötzlich und sein Ton ließ es zweifelhaft erscheinen, ob er mit sich selbst gesprochen oder das Wort an mich gerichtet habe.

Ich blickte ihn fragend an und nun wandte er sich direkt an mich, indem er fortfuhr:

„Sie haben gewiß von dem großen Bank-Diebstahl gehört? Die Geschichte ist bald eine Woche her, es sind Fingerzeige genug vorhanden und trotzdem ist noch Keiner den Dieben auf die Spur gekommen und es hat fast den Anschein, als werde sich Niemand die für ihre Entdeckung ausgesetzte bedeutende Belohnung verdienen. Da war es zu meiner Zeit doch anders."

„Sie waren wohl früher Polizeibeamter?" fragte ich.

Er nickte.

„Die Belohnung ist also sehr bedeutend?" fragte ich weiter.

„Fünftausend Dollars sind für die Herbeischaffung des Gestohlenen und Habhaftwerdung des Diebes ausgesetzt," antwortete er.

„Man könnte da, wenn man die Sache richtig anzufangen verstünde und Glück hätte, recht schnell ein schönes Stück Geld verdienen," bemerkte ich.

„Wollen wir Halbpart machen?" fragte er mich mit einem forschenden Blicke ansehend. „Ich habe zwar den Dienst schon lange quittirt, aber der Fall interessirt mich und ich möchte meinen jungen Herren Collegen durch die That beweisen, wie ungeschickt sie sind."

„Ich fürchte, ich würde Ihnen dabei von sehr geringem Nutzen sein," erwiderte ich. „Mir fehlt in derartigen Dingen jede Erfahrung und ich bin fast fremd in der Stadt."

„Das Letztere ist gerade von unschätzbarem Werthe für mich. Nach Allem, was man darüber erfährt, ist das Verbrechen keineswegs von einem Neulinge begangen und ein routinirter Dieb kennt jeden ehemaligen und gegenwärtigen Polizisten ganz genau. Mein bloßer Anblick würde deßhalb hinreichen, ihn vorsichtig zu machen; mit ihnen ist das dagegen ganz etwas Anderes. Unter geschickter Leitung können Sie arbeiten, ohne den geringsten Verdacht zu erregen. Wollen Sie sich sechsunddreißig Stunden meiner Führung anvertrauen? Ich habe einen Plan und hoffe, wir werden den ausgesetzten Preis gewinnen. Nun, was sagen Sie, gilt der Handel?"

Ich kann nicht sagen, daß mir der Vorschlag gerade außerordentlich gefallen hätte oder daß dies der Weg gewesen wäre, auf dem ich zu Vermögen zu kommen gewünscht; es war jedoch nichts Unehrenhaftes bei der Sache und ich befand mich in so verzweifelten Umständen, daß es wirklich nicht rathsam erschien, all zu wählerisch zu sein. Ich erklärte deßhalb meinem neuen Bekannten, daß ich bereit sei, sein Anerbieten anzunehmen.

„Gut, so kommen Sie mit mir," sagte er aufstehend. Wir bezahlten unsere Zeche und verließen das Restaurant.

Auf der Straße nahm mein Begleiter meinen Arm und führte mich durch eine Menge unbelebter Straßen zu einem düster aussehenden Hause, dessen Thür er mit einem Schlüssel, den er aus der Tasche zog, öffnete. Wir stiegen die Treppe hinauf und gelangten in ein schlecht meublirtes Zimmer, das durch eine einzige, auf dem Tische stehende Kerze nur schwach beleuchtet ward.

Wir setzten uns und der Fremde war soeben im Begriff, mir seinen Plan auseinanderzusetzen, da wurde an die Thür geklopft.

Er legte den Finger auf den Mund und gebot mir durch diese Geberde Stillschweigen.

Das Klopfen wiederholte sich drei Mal in ganz eigenthümlicher Weise. Mein Begleiter stand auf und öffnete leise die Thür. Ich sah draußen einen Mann stehen, welcher die Mütze tief in die Augen gezogen hatte.

„Entschuldigen Sie mich einen Augenblick," sagte der Ex-Polizeibeamte, indem er hinausging und die Thür hinter sich zumachte.

Es entspann sich draußen eine mit leiser Stimme geführte sehr ernstliche Unterhaltung, von der ich nur die Worte verstehen konnte: „Zug nach Boston um zehn—Zug nach San Francisco um halb zwölf."

Bald darauf ließ sich der Ton sich entfernender Fußtritte vernehmen, mein Compagnon trat wieder ins Zimmer und sagte:

„Ich habe jetzt nicht Zeit, Ihnen fernere Erklärungen zu geben, wir müssen mit dem Zehnuhrzuge nach Boston fahren; gehen Sie nach dem Bahnhof und erwarten Sie mich dort."

„Ich habe aber kein Geld," sagte ich.

„Das thut nichts, dafür lassen Sie mich sorgen."

Ich wollte das Zimmer verlassen, doch er rief mich zurück. „Würde es Sie geniren, wenn Sie diese kleine Tasche trügen?"

fragte er, mir eine kleine Ledertasche, die an einem Riemen um den Hals getragen ward, einhändigend. „Ich habe unterwegs noch eine kleine Besorgung und muß auch die Reisetasche tragen."

Ich hing die kleine Tasche um, ging nach dem Bahnhof und verfügte mich dort in das Wartezimmer, in welchem sich das Bureau eines Telegraphisten befand, der in voller Thätigkeit war.

Ich war früher selbst bei der Telegraphie beschäftigt gewesen und besaß Uebung, Telegramme vermittelst des Ohres zu lesen. Wer beschreibt daher mein Erstaunen, als ich so deutlich, als ob man mir es Wort für Wort vorgesagt hätte, eine Beschreibung meiner Person und meiner Kleidung bis auf die Ledertasche, welche ich um den Hals trug, hörte. Damit aber noch nicht genug, das Telegramm wußte offenbar mehr von mir, als mir selbst bekannt war, denn es gab an, daß in der Tasche ein Theil der aus der Bank gestohlenen Werthpapiere enthalten seien. Ich wartete das Folgende, unzweifelhaft den Befehl für meine sofortige Verhaftung, nicht ab, sondern machte, daß ich fortkam.

Wie ein Blitz durchzuckte mich der wahre Sachverhalt. Ich war dem eigentlichen Schuldigen in die Hände gerathen und dieser hatte mich zum Opfer einer List machen wollen, durch die er mich der Justiz auslieferte und auf diese Weise seine eigene Flucht maskirte.

Möglichst belebte Straßen und öffentliche Plätze vermeidend, ging ich so lange, bis ich einen Polizisten traf, von dem ich mir den Weg nach der Polizeidirektion beschreiben ließ. Dort angekommen, fragte ich nach dem Beamten, in dessen Händen die Untersuchung wegen des Bankdiebstahls sei und ward sofort zu ihm geführt.

„Ich glaube, ich habe den Dieb, der die Bank bestohlen hat, entdeckt," sagte ich so kühl wie ich nur irgend vermochte.

„Das würde Ihnen Geld und Ehre einbringen," versetzte der Beamte, mich neugierig betrachtend. „Aber das ist ja wirklich merkwürdig!" fügte er hinzu, indem er bald auf mich, bald in ein vor ihm liegendes Papier sah.

Ich gab ihm eine genaue Schilderung meines Zusammentreffens mit dem vorgeblichen Ex-Polizisten, so wie von Allem, was zwischen uns vorgefallen war und sprach meine Ansicht aus, daß dieser wahrscheinlich mit dem Zuge um halb zwölf Uhr nach San Francisco fahren wolle.

„Das Telegramm, das Ihre Verhaftung anordnen sollte," sagte der Beamte, „ist von mir selbst abgesandt worden und zwar in Folge einer mir aus einer unbekannten Quelle zugekommenen Anzeige, die ich nicht unbeachtet lassen durfte. Ihr freiwilliges Hierherkommen spricht sehr zu Ihren Gunsten. Doch sehen wir jetzt, was sich in der Tasche befindet."

Die Tasche wurde geöffnet und enthielt wirklich ein Packet der fehlenden Werthpapiere, deren Beschreibung in den Händen der Behörden war. Der Dieb hatte, indem er sich derselben entäußerte, nur wenig geopfert, denn sie waren bereits bekannt gemacht und er hätte sich durch ihre Verwerthung nur der Gefahr der Entdeckung ausgesetzt. Er hatte daher geglaubt, außerordentlich schlau zu handeln, wenn er sich ihrer entledigte und sie gleichzeitig als Mittel benutzte, den Verdacht auf Jemand anders zu lenken.

Es wurde sofort ein Wagen beordert und ich fuhr in Begleitung des Beamten und zweier Diener nach dem Bahnhof, den wir wenige Minuten vor Abfahrt des Zuges nach San Francisco erreichten.

Auf ein Zeichen des Polizeibeamten wurde die Abfahrt des Zuges sistirt und wir fanden unsern Mann, der ein ganzes Schlaf-Coupe allein genommen und sich recht behaglich darin eingerichtet hatte. Die Beamten, welche in ihm sofort einen alten Bekannten erkannten, nahmen eine genaue Durchsuchung seiner Person und seiner Effekten vor und es fanden sich dabei sämmtliche gestohlene Werthpapiere mit Ausnahme derjenigen, die er mir so geschickt in die Hände gespielt hatte.

Ich mußte mir gefallen lassen, bis zum nächsten Morgen ein Gefangener zu bleiben. Meine ehemalige Wirthin, die freundlich genug war, von meinen augenblicklichen kleinen Geldverlegenheiten nichts zu erwähnen, sowie sämmtliche Hausgenossen, die vorgefordert wurden, gaben mir aber alsdann den besten Leumund und bezeugten, daß ich in der Nacht, wo der Diebstahl verübt worden, ruhig zu Hause gewesen war, und somit stand meiner Entlassung nichts mehr im Wege.

Ich erhielt die für die Entdeckung des Diebes ausgesetzte Belohnung von fünftausend Dollars, habe damit ein Geschäft begründet und stehe mich recht gut dabei. Der Literatur habe ich Adieu gesagt und auch als Polizist möchte ich, trotzdem mein erstes Debüt glänzend ausgefallen ist, es doch nicht wieder versuchen. Als bescheidener Mann, der ich nun einmal bin, sage ich mir, daß ich dabei doch mehr Glück als Verstand gehabt habe.

Biblische Naturgeschichte.

Von Schwarzwälder.

(Spr. Sal. 30, 24—28.)

Es werden hier vier der niedrigsten Klassen lebender Wesen angeführt, um aus ihrer Natur und ihren Gewohnheiten alle Erfordernisse symbolisch darzustellen, die nothwendig sind zum Wohl einer Familie, eines Staates oder eines Landes; nemlich Vor- und Umsicht, Weisheit, Vereinigung und Fleiß; daraus soll der Mensch eine Nutzanwendung auf sich selbst machen, zu seiner eigenen Wohlfahrt.

Die Ameisen.

Die Geschichte dieser Thierchen ist überaus interessant und merkwürdig. Ihre Weisheit zeigt sich in ihrem gesellschaftlichen Leben und in ihrer ökonomischen Einrichtung, in ihrem unermüdlichen Fleiß und ihrer klugen Vorsicht. Cicero glaubte und lehrte, daß die Ameisen nicht blos mit Sinnen begabt seien, sondern Vernunft, Gemüth und auch Gedächtniß hätten. Die Ameisen stehen unter allen wirbellosen Thieren, ja vielleicht im ganzen Thierreich, physisch am höchsten; bei ihnen kommen Verhältnisse vor, die ihresgleichen nirgends im Thierreich, sondern nur im Menschengeschlecht haben. Ihre Staatsverhältnisse, Kriege und Raubzüge, ihre systematische Sklaverei, können nur mit analogischen Erscheinungen beim Menschen verglichen werden. Ein gewisser Naturforscher meint, jener Faule habe Salomons Weisung angenommen und habe von der Ameise gelernt, denn es wird behauptet, daß im Ameisenstaat eine gewisse Klasse lebe, denen es ginge wie

es bei den Menschen vielen reichen Herren und Damen gehen würde, wenn die Armen sie nicht ernähren müßten, sie würden verhungern. Der Hauptcharakterzug der Ameisen ist ihr Fleiß gemischt mit Vorsicht und Besonnenheit. Sie arbeiten für die Zukunft und sind einander bei der Arbeit behülflich. Während der Löwe, der König der Thiere, vor Hunger brüllt, hat die Ameise Ueberfluß, denn sie sammelte und sparte für den Winter oder die Regenzeit. Die Ameisen sind mit Kraft begabt und sie wenden dieselbe an; ihrem Instinkte folgend, leben sie der Ordnung ihrer Natur gemäß und keine Ameise handelt der Ameisennatur zuwider. Alle sind instinktmäßig auf die Zukunft bedacht.

Die Kaninchen.

Es besteht eine Meinungsverschiedenheit bezüglich dieses Thierchens. Einige behaupten es sei das gewöhnliche Kaninchen der Hasenfamilie, Andere hingegen übersetzen das Wort anders und erklären es als eine im Libanon vorkommende Mäusegattung. Wie dem auch sei, beide haben dieses gemein, sie erfüllen den Zweck des Bildes zu dem sie angeführt werden. Es sind kleine hülflose Geschöpfe und können weder sich selbst noch ihre Jungen gegen den Feind vertheidigen. Um sich vor dem Untergang und der Zerstörungswuth seiner vielen Feinde zu schützen, begabte es der Schöpfer mit dem wunderbaren Instinkt, daß es sich nie muthwillig in Gefahr begibt und seinen Wohnsitz in Felsen aufschlägt die seinen Feinden unzugänglich sind. So schwach auch ein Geschöpf sein mag und so hülflos in der Gewalt des Feindes, der Schöpfer hat es versorgt und begabt mit einem Instinkt der es lehrt dem Feinde zu entfliehen, oder der Gefahr ferne zu bleiben. Was den Kaninchen an Stärke, Krallen und Zähnen abgeht, das ist ihnen ersetzt in Klugheit; sie leben ihrer Natur getreu.

Die Spinne.

Von ihr heißt es, sie wirkt mit ihren Händen und wohnt in der Könige Schlösser. Die Beschaffenheit dieses Thierchens ist wunderbar, in Niedlichkeit, Geschicklichkeit und Zweckentsprechung. Betrachtet man ein Spinngewebe, so möchte man fast sagen, daß die Spinne Architektur und Mathematik studirt hätte. Besonders aber ist es die Ausdauer dieses Thierchens, die hier als Bild gelten soll. Es wird erzählt, daß eine Spinne, deren Faden man zwanzigmal von einem Punkte löste, denselben zum einundzwanzigsten Male wieder befestigte. Durch ihre Geschicklichkeit und Ausdauer dringt die Spinne in der Könige Schlösser ein; dieses soll dem Menschen zeigen, was er vollbringen kann mit gleicher Ausdauer.

Die Heuschrecken.

Von diesen wird uns gesagt, daß sie keinen König haben und doch in regelmäßiger Ordnung ziehen. Naturforscher erzählen erstaunliche Geschichten von diesen Thieren. Es ist aber nicht ihre Zerstörungsfähigkeit noch ihre Zahl, die hier bildlich dienen soll, sondern die Ordnung und Bestimmtheit ihrer Bewegung im Zug. Sie halten Zeit und Rang in Reih und Glied, als wäre ein Heerführer, König oder Oberster unter ihnen, der Alles ordnet und leitet. Sie sind ein Bild der Ordnung und vereinigten Wirksamkeit. Als Armee vereinigt, ersetzen sie was dem Einzelnen abgeht. Es entsteht kein Zank; sie kennen keinen Ehrgeiz, sie blicken nicht in Verachtung auf einander herab und machen sich auch den Rang nicht streitig. Instinktmäßig, d. h. ihrer Natur getreu, verfolgen sie ihre Bahn und erfüllen sie ihren Beruf.

Der Mensch.

Das edelste aller Geschöpfe, nach Gottes Bild geschaffen, ist wohl das einzige Wesen, das seiner Natur und Bestimmung zuwider lebt; darum sind ihm diese Thierchen als Lehre vorgestellt, die für den Menschen zwei wichtige Lectionen enthalten und zwar:

1. Daß wir unter allen Umständen unserer Bestimmung getreu leben sollten. Diese Thierchen, so verschieden sie auch sind in ihrer Natur und Gattung, stimmen doch darin überein, daß sie ihrer Natur und Bestimmung getreu leben: sie sind nicht unnatürlich. Der Mensch sollte in allen seinen Handlungen seine hohe geistliche Natur zu erfüllen suchen. Der Mensch lebt nur dann natürlich, wenn er den Leib der Vernunft, die Vernunft dem Gewissen, das Gewissen aber Gott unterthänig macht. Gänzliche Verdorbenheit ist gänzliche Unnatürlichkeit. Die christliche Religion soll des Menschen geistliche Natur und geistliches Leben wieder herstellen.

2. Daß wir unsere Bestimmung erfüllen sollen zur höchsten Vollkommenheit. Alle diese Thiere haben ihre eigene Wohlfahrt im Zweck. Die Ameise schafft im Sommer für den Winter. Das Kaninchen findet Frieden in den Felsen. Die Heuschrecke hat ihre Stärke in Vereinigung und die Spinne gelangt in den Palast durch unermüdliche Ausdauer. Keines ruinirt sich selbst. Alle suchen ihr Glück. Sollte nicht auch der Mensch bedacht sein auf sein ganzes Wohl? „Darum," sagt der Apostel, „wendet allen euren Fleiß an."

Diese Thierchen zeigen uns auch ferner noch: 1) Daß wir nicht auf Größe, Schönheit, Stärke oder äußeren Werth blicken sollen; es ist das Verhalten und Betragen das dem Menschen seinen gesellschaftlichen Werth gibt.

2) Erkenne die Weisheit Gottes auch im allergeringsten seiner Geschöpfe.

3) Lerne, doch auch dein eigenes Interesse zu bedenken.

4) Verachte nicht das Geringe und Kleine dieser Welt. Laßt den Geringen nur nicht müßig, im Staat ist er nicht überflüssig.

Zwei rechte Schwestern.

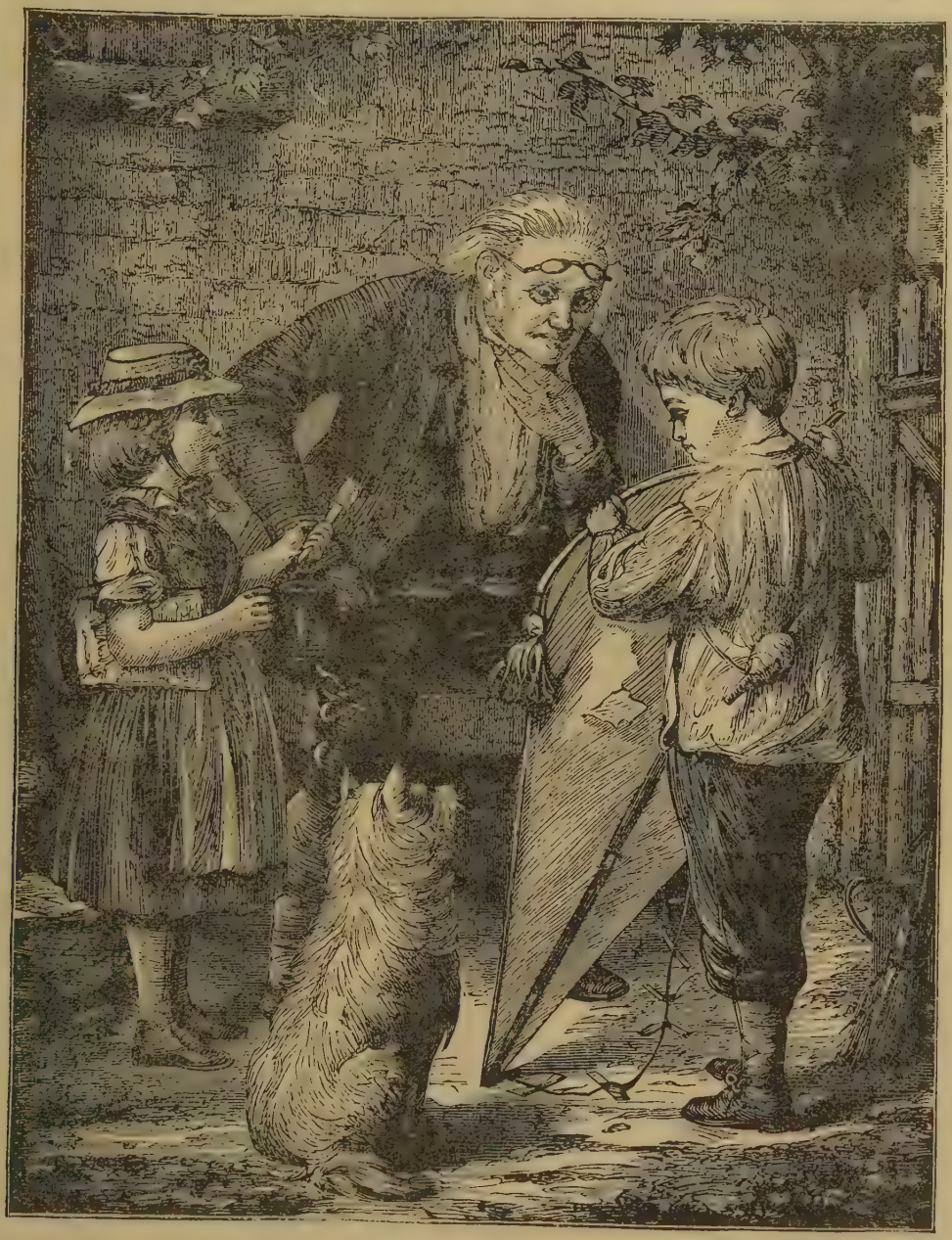
Von W. Horn.

Eine Schwester, oder Schwestern haben die meisten Knaben. Aber *rechte* Schwestern sind sie nicht alle, und das will ich bald heraus haben, wenn ich mit einem Knaben zusammen treffe, ob seine Schwester eine rechte Schwester ist, oder ob sie nur deßhalb seine Schwester heißt, weil ihre Mutter auch dem Fränzle seine Mutter ist. Wenn z. E. der Franz nur sagt „meine Schwester" oder deren Namen nennt, will ich auf der Stelle sagen, was für Witterung zwischen den Geschwistern ist. Manche Schwestern sind blos Quälgeister und Reibhölzer für die Knaben. Wenn ihnen die Mutter eine Arbeit aufträgt, nemlich den Schwestern, so fragen sie gleich: „Kann das der Michele nicht thuuun?" Haben sie aber einen losen Streich gemacht, so satteln sie denselben schauderhaft gerne dem armen Jockeli, der unglücklicherweise

Die gute Schwester Nr. 1.

ihr Bruder ist, auf den Nacken. Mit Stolz nennt ein rechter Knabe den Namen einer rechten Schwester, und wehe dem Frevler, der sich erfrecht, sie auf dem Schulwege oder sonstwo zu beleidigen. Den läßt der Hans seine „Bruderliebe" handgreiflich und reichlich fühlen. Wenn aber ein Knabe so eine bissige Litzel zur Schwester hat, davon redet er, als wenn er Leberpillen kaue.

Nun seht euch einmal unsere beiden Bilder da an. Da hat der Bildermann zwei rechte Schwestern abgemalt und dieselben gut getroffen. Viel Erklärung brauchen dieselben wohl nicht. Da ist z. E. Bild Nr. 1. Die gute Schwester flickt dem weinenden Brüderchen die Hosen. Es war heute gerade ein allerliebster Sommertag und keine Schule. Kinder und Schmetterlinge flogen aus, zwischen Büschen und Blumen umher. Sie geriethen auch zwischen die wilden Rosenstöcke und die Rosen haben Dornen. Die Schmetterlinge machten sich daraus nichts, denn sie hatten keine Hosen an. Karlchen aber hatte Hosen, an und die Dornen können die Hosen übel leiden. Die Dornen packten deßhalb Karlchens Hosen und rissen ein Loch hinein und griffen so tief, daß auch noch ein rother Streifen auf der Haut zu sehen war und Blut floß. Darüber lachten nun die Schmetterlinge, aber Karl lachte nicht, sondern er weinte. Er weinte, aber nicht über den Riß in der Haut, denn der wird sich von selbst wieder flicken, sondern über den Riß in



Die gute Schwester Nr. 2.

seinen Hosen. Der wächst nicht wieder zusammen. Au, au, die bösen Dornen! Was wird die Mutter sagen? Seht, wie er dasteht, ein rechtes Bild des Jammers. Die Schwester hört Karl weinen, kommt herzu, und was thut sie? Sagt sie: „Das ist dir aber gesund, du Taugenichts; ich werde es der Mutter sagen, dann bekommst du deine Prügelsuppe?“ Nein, das thut sie nicht. Sie ist ja eine rechte Schwester. Sie sucht schnell Nadel und Faden herbei und sagt: „Nur ruhig, Karlchen, ich bessere die Hosen aus, so gut ich kann, und wenn wirs dann der Mutter sagen, wie es zugegangen ist, und sie sieht, daß die Hosen schon wieder geflickt sind, dann wird schon Alles recht werden. So wurde es denn gemacht, und so ist es auch gekommen. Die Mutter hat nicht einmal gezankt, und der Schmetterlingsjäger kam hier eher mit heiler Haut davon als bei den Dornen. War doch der arme Schelm schon gestraft genug.

Was hat uns denn Bild Nr. 2 für eine Geschichte zu erzählen? Es muß etwas Wichtiges sein, denn der Großvater hat die Brille so bedenklich auf die Stirn geschoben. Ja, es ist eine Gerichtsverhandlung. Der Bernhard ist der Kläger, der steht da mit dem zerissenen Drachen. Der Verklagte ist der Franz, Bernhard's Bruder, und der steht nicht da. Er wird wissen warum? Er hat einen Stein durch den papierenen Kobold geworfen. Der Richter ist der Großvater, Franzens Advokat ist das Schwesterchen mit dem alten Kalender, Töpfchen und Pinsel, und daß Alles ordentlich und redlich zugehe, dazu sieht

der Spitz, welcher mit feierlicher Amtsmiene daneben sitzt. Der Bernhard dringt auf Schadenersatz für seinen Drachen und die Bestrafung des Missethäters; aber Mathildchen, Franzens Rechtsanwalt, dringt auf Versöhnung und Verkleisterung des Drachen mittelst Kalenderpapier und Pappe, damit der Schaden so gut als möglich geheilt werde. Die bittenden Thränen in den Augen des rechten Schwesterchens reden so laut für Versöhnung, daß sich der Großvater, der Bernhard und der Spitz schließlich damit einverstanden erklären. Natürlich muß Franz versprechen, „es nicht wieder zu thun." Das thut der aber auch, nemlich er versprichts. Somit wurde der Drache und die Bruderliebe wieder zusammengepappt. Ich möchte schließlich noch allen Knaben eine rechte Schwester wünschen, wie dem Karl seine Schwester, und allen Verklagten einen rechten Advokaten, wie das Mathildchen.

Die Insekten als Musikanten.

Von W. M.

Nicht blos wir Menschenkinder haben die edle Gabe des Gesanges und der Musik empfangen, sondern daß der gütige Schöpfer dieselbe bis zu einem gewissen Grade auch unter die Thierwelt ausgetheilt hat, dürfte wohl im Allgemeinen bekannt sein. Die lieblichen Sänger in Flur und Wald, wie oft ergötzen sie unser lauschendes Ohr, und welche Mannigfaltigkeit der Töne vernehmen wir da; hier läßt die Nachtigall in der Dämmerung ihr tiefes, melancholisches Flöten hören, dort steigt die Lerche in hellem Schmettern und Jubiliren zum blauen Aether empor, hier schlägt das feine Zirpen der Grasmücke oder der laute Ruf der Wachtel an unser Ohr, dort tönt das Krächzen und Schnarren der Raben und Krähen durch die Luft. Wenn die Stimmen der beiden letztgenannten Vertreter des wohllöblichen Federviehes gerade nicht schön zu nennen sind, so mögen wir doch bedenken, daß es auch unter uns, den vollendetsten Geschöpfen, eine ganze Anzahl schlechter Sänger gibt, die gar oft zur großen Qual ihrer Mitmenschen im Allgemeinen, wie ihrer Zimmer- und Hausgenossen im Besondern die edle Kunst der Musika und des Gesanges auf die schändlichste Weise mißhandeln.

Haben wir unter den Thieren die Vögel hauptsächlich als die Sangesbrüder kennen gelernt, so wollen wir uns einmal jetzt nach den andern Musikanten umschauen. Die Freiconcerte der Frösche sind wohl männiglich bekannt, ebenso der düstere, melancholische Ruf der Unke.—Da der geneigte Leser aber gewiß kein besonderer Liebhaber von Hunde- oder Katzenmusik ist, so wollen wir gleich zu den eigentlichen Musikanten des Thierreichs übergehen; dies sind die Insekten und mögen nachstehende Zeilen diesem Völkchen gewidmet sein.

Die Naturforscher haben uns gelehrt, daß die Insekten durch ein kleines, an jedem Bauchring angebrachtes Luftloch Athem holen, indem dort die atmosphärische Luft eindringt. Verstopft man diese Oeffnung, so stirbt das Thierchen an Erstickung. In dieser Weise sind denn die Insekten eigentlich Bauchredner oder Bauchsänger. Jedoch vermögen sie, was die Kunst des Gesanges anbetrifft, nicht viel zu leisten, aber was Instrumental-Musik anbelangt, so müssen wir gestehen, daß im fliegenden und kriechenden Orchester dieser leider nicht genug anerkannten Musiker wirklich ganz Gediegenes geleistet wird. Ein Jeder hat z. B. gewiß schon einmal die „Todtenuhr" picken hören? Wer aber spielt dieses seltsame Sterbelied, wie der Aberglaube meint? Ein kleines Insekt von der Gattung der Hornflügler, das mit seinem Unterkiefer je sieben bis acht Mal gegen das Wandgetäfel pocht und zwar in den verschiedensten Modulationen, um sein Weibchen zu locken. Dieser Liebesruf dauert so lange, bis das Weibchen darauf Antwort gibt und seine Weise mit den Locktönen des Männchens mischt. Der Volksglaube nennt das Insekt „Todtenuhr," in der festen Ueberzeugung, daß sein Ruf am Lager eines Kranken von der schlimmsten Vorbedeutung sei.

Machen wir einen Spaziergang in einer lauen, stillen Sommernacht. Auf Busch und Blumenbeeten schweigt's, im Haine schläft's; hie und da nur schwebt ein einsamer Leuchtkäfer müde vorüber, unstät wie eine irrende Blumenseele. Im schützenden Kelche großer Purpurblumen wiegen sich schwer und schlaftrunken die Nachtfalter; eure Hand ist so glücklich, einen solchen Schläfer zu erhaschen. An der seltsamen, bleichen, skeletähnlichen Zeichnung erkennt ihr sofort den wohlbekannten Todtenkopf. Kaum hat ihn die Hand berührt, so läßt er einen eigenthümlichen Ton hören, der immer klagender und klagender wird und von einem weit größeren Thiere herzurühren scheint. Die Töne gleichen manchmal leisen, in der Ferne ersterbenden Waldhornklängen, eine Musik, welche das Thier mittels eines kurzen, trompetenartig durchbohrten, über der Stirn gekrümmten Rüssels hervorzubringen scheint, der mit einer Kopfhöhlung in Verbindung steht.

Es ist noch sehr früh am Morgen und schon kündigt sich ein kleiner Musiker an; das ist die Baumgrille, welche auf blühendem Strauch und Zaune ihre monotone, betäubende Pauke schlägt, deren Töne die Griechen zu solcher Bewunderung hinrissen, daß die Cicada (Grille) bei den pythischen Spielen den Musikpreis davon trug und ihr Bild als Sinnbild der Musik die kostbaren Lauten der Spielerinnen schmückte. Unseren Musikfreunden scheint das Paukenspiel des thaugenährten Sommerpropheten weniger reizend. Wie die Grille diese Paukentöne hervorbringt, erklären die Insektenforscher auf folgende Weise: An beiden Seiten des Unterleibes befindet sich nemlich eine halbmondförmige Höhlung, wie eine Trommelhöhle, über die sich ein trockenes Häutchen spannt, das dem an der Brust angebrachten paukenden Saugrüssel als Trommelfell dienen muß. Hat das Insekt seine Partitur abgespielt, dann bedeckt es die beiden Paukenfelle sorgfältig mit einem hermetischen Deckel bis zum nächsten sonnigen, heitern Sommertage.—

Wer kennt nicht den einsamen Geigenstrich des reisenden Violinisten, den wir das Heimchen nennen, das grüne Thierchen mit den dunklen Flecken? Seine Hinterschenkel dienen ihm als Bogen, der kräftig über eine vibrirende, längs dem Rande der Flügeldecke gespannte Saite hinstreicht und fiedelt. Vom Orient zum Occident zieht der fahrende Musiker, der Freund der glühenden Einöden, den die Schrift die „Gottesplage" nennt, denn sein Lied erzählt von Hunger und Elend. Heimlicher und lieber sind uns die Hausgrillen; bei ihnen hat das männliche Geschlecht sich ganz allein die Pflege der Musik vorbehalten. Der große Naturforscher Burmeister behauptet, daß die Hausgrille Aeolsharfe spiele, also ein Instrument, das bei den Orchestern der Menschenkinder noch nicht vertreten ist.

„Kri, kri," tönt es an einem schönen Herbstabende, wenn euer Geist in stiller Träumerei sich ergeht, und der wohlbekannte Klang zieht euch aus dem Traum in die Wirklichkeit zurück. „Kri, kri, kri," tönts wieder so heimlich, so freundlich in seiner Monotonie, wie der Refrain eines halbvergessenen Wiegenliedes. Und das macht die alte Hausgrille. Durch die Bewegungen des Thierchens wird die Luft aus den Athmungslöchern gestoßen, trifft die Seitenränder der Flügeldecken, um in den häutigen Schildplatten zu vibriren, wie der Wind in den Harfensaiten.

Dies sind die musikalischen Koryphäen der Insektenwelt, welchen Gottes große, freie und schöne Natur als Bühne dient. Die untergeordneten Spieler oder richtiger Dilletanten bilden einige gemeine Käferarten, die einfach ihre Füße gegen ihre Flügeldecken reiben, um zur Noth ein Stückchen mitkratzen zu können. Daß die Letzteren indeß nicht die am wenigsten Unverschämten und Vorlautetsten sind, wird Jeder begreifen, der die Monomanie und Eitelkeit der musikalischen Mittelmäßigkeit bei den Menschenkindern zu erfahren das Unglück gehabt hat.

Einst und Jetzt;

oder:

Amerika wie es war und ist.

Von J. M. Biermann.

(Schluß.)

Dank der gütigen Vorsehung für den Sieg der gerechten Sache. Die Armeen des Nordens überflutheten nach und nach das Land der Sclavenbarone. Ein Gürtel von Kanonen und Bajonetten umschloß immer enger die von vortrefflichen Generälen geführten Armeen der Conföderirten; Englands Blokadebrecher wagten nur noch selten eine Reise nach dem von Allem entblößten Süden und das von dem Piraten Semmens geführte Raub- und Zerstörungsschiff, Alabama, wurde mit Mann und Maus von der braven Kearsage, befehligt von dem tapferen Winslow, auf den Grund des Meeres versenkt. Endlich war auch die letzte Armee des Südens zur Capitulation gezwungen und das Sternenbanner wehte wieder über das ganze Land. Hunderttausende hatten geblutet für die Sache der Humanität, für die Ausrottung der Sclaverei, und das Wort „weiß" wurde aus der Constitution der Vereinigten Staaten gestrichen. Jefferson Davis, der berüchtigte Pantoffel-Präsident der südlichen Sclavenhalterregierung, versuchte, in einem alten Unterrocke seiner Mutter und in der Nachthaube seiner besseren Hälfte, auf selten betretenen Pfaden, in Gesellschaft seiner Familie, aus dem Lande zu fliehen. Doch auf seiner Reise durch den dichten Wald kamen ihm plötzlich die blauen Hosen einiger unserer Soldaten zu Gesicht. Er verließ das bequeme Gefährt und suchte sich in des Waldes Dunkel zu retten. Aber ein Soldat hatte die Augen offen, und als er eben über einen Zaun steigen wollte, sah der Sohn des Mars, daß die alte Dame Stiefel trage, an denen Sporen klirrten. Er legte nun die Hand auf die Schulter der erschrockenen, aber nicht sehr höflichen Dame, nahm ihr etwas ungallant den Schleier vom Gesichte und siehe da! ein Mann in Frauenkleidung steht ihm gegenüber. Der beunterrockte Präses der Sclavenbarone will nun unterhandeln, will drohen, will sogar den Tod fürs Vaterland sterben; aber es geht ihm wie dem Mann in jenem Liede: er kommt nicht dazu und wandert in die Gefangenschaft der nördlichen Sieger. Statt ihn, wie er's verdient hatte, nach Kriegsbrauch zu erschießen, wird er in einem palastartigen Gefängnisse wie ein hochverdienter Mann behandelt und bewirthet, und nachdem sein Unterhalt der Regierung Kosten genug verursacht hatte, gab man ihm eines schönen Tages den unzweideutigen Wink, sich aus dem Staube zu machen und ein anderes Land mit seiner Gegenwart zu beglücken. Nachdem man ihm noch einen schönen Zehrpfennig in die Taschen gesteckt und seine Ueberfahrt besorgt hatte, schüttelte er den amerikanischen Staub von seinen Kleidern und landete bei seinen englischen Krämern, die ihn auch mit gebührendem Respekt lange fütterten und von einem Orte zum andern herumführten, bis sie seiner übersatt waren. Unsere Regierung war zu human, das edle Leben des Sclavereipräsidenten als Sühne zu verlangen für die Millionen von Unkosten und die Million gefallener Streiter. Der Familienvater, der aus Verzweiflung für seine hungernde Frau und Kinder einem Reichen zehn Dollarswerth Lebensmittel stiehlt, wird bestraft, wie es auch recht ist; aber der Mann der hunderttausende, von Frauen zu Wittwen gemacht, der mehr als einer Million Waisen den Vater geraubt, der es anordnete, daß Eigenthum von vielen Millionen, das friedlichen Bürgern der Ver. Staaten gehörte, zerstört wurde; der Mann, der Brandstifter der verruchtesten Sorte in die nördlichen Städte sandte, um das Werk der Zerstörung durch die Brandfackel, ja sogar durch den Gifttopf, auszuführen;—der Diktator, der es geschehen ließ, daß unsere armen gefangenen Unionssoldaten den Hungertod in den südlichen Schweineställen erleiden mußten, diesen Mann läßt man laufen. Er ist jetzt wieder unter uns und wäre es durchaus nichts Unmögliches, wenn er noch einmal die Hallen der Gesetzgebung in Washington mit seinem giftigen Athem verpesten würde. Doch genug hievon!

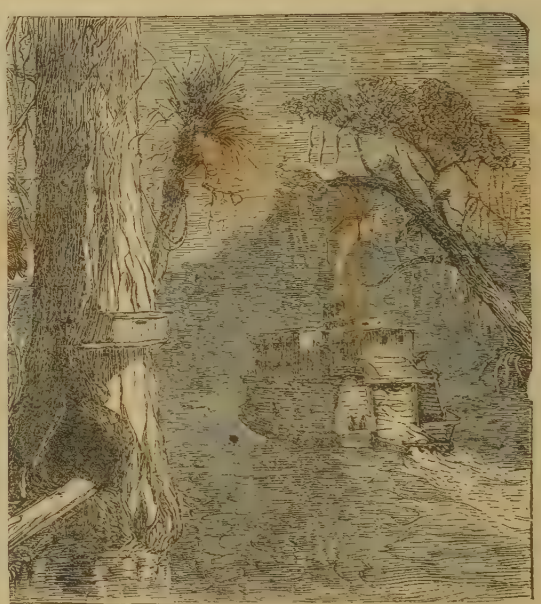
Während des Krieges wurde im Norden Arbeit aller Art mit hohem Lohne bezahlt, und das Geld florirte unter Arm und Reich, als regnete es vom Himmel. Viele Arbeiter lebten im Luxus und mit dem Gelde wurde gewirthschaftet, als hätte es keinen Werth. Viele kluge Leute schätzten aber das Geld, kauften sich eine Heimath dafür, oder legten es bei Seite, während Andere es so schnell verbrauchten, als sie es verdienten. Gar bald änderten sich die Zeiten. Der vierjährige Krieg hatte uns eine enorme Schuldenlast aufgehalst, wovon jedes Jahr die Zinsen und auch etwas an der Hauptsumme abbezahlt werden mußte. Das brachte hohe Steuern. Während des Krieges war große Nachfrage nach den Erzeugnissen des Bodens und der Industrie; Manufakturen und Geschäfte aller Art arbeiteten mit vollen Segeln. Diese Production dauerte auch nach dem Kriege noch fort. Aber auf einmal sahen die Herren Fabrikanten ihre Lager überfüllt und die Abnehmer blieben aus. Die Waaren sanken im Preise, und die Fabrikherren sahen sich gezwungen, die Löhne der Arbeiter zu reduciren, häufig auch nur halbe Zeit arbeiten zu lassen und in vielen Fällen die Arbeit ganz einzustellen. Hierdurch entstanden Arbeitslosigkeit und schlechte Zeiten. Wer in der Zeit der Fülle nichts

gespart hatte, der versank in Armuth. Diese harten Zeiten haben auch den Werth des Grundeigenthums in den Städten fast um die Hälfte herabgedrückt, während die städtischen Steuern durch den extravaganten Haushalt der Munizipalbehörden, durch Schwindel-Contrakte, Betrug und Corruption in allen Ecken, so hoch geworden sind, daß jährlich viele Heimstätten und Bauplätze von den Gerichten verkauft werden, um die darauf haftenden Steuern einzutreiben. Aber, so lange die Erde steht, war es der Fall, daß nach großen Kriegen, harte Zeiten folgten. Nach dem dreißigjährigen Kriege hätte Einer ganze Ortschaften kaufen können für denselben Preis, den man jetzt für ein schönes Bauerngut bezahlt. Nach den Napoleonischen Kriegen in den Jahren 1815 bis 1820 kaufte man die schönsten Güter für einen Spottpreis. Auch Deutschland und Frankreich haben ihre harten Zeiten durchzumachen nach den großen Schlachten 1870, und Rußland und die Türkei, sowie alle Länder, die sich an dem gegenwärtigen Kriege betheiligen, werden die Nachwehen des Krieges bitter zu kosten bekommen. Nun, haben wir das Gute empfangen, so müssen wir das Böse mit Geduld auch hinnehmen. Der alte Gott lebt ja noch. Unverdient kommt diese Strafe nicht. Die Sittenlosigkeit und Laster aller Art haben sich so tief eingefressen in die Schichten der menschlichen Gesellschaft, daß es kein Wunder wäre, wenn abermals Feuer und Schwefel vom Himmel fallen würden, um das lasterhafte Geschlecht auszurotten. Vertrauen wir der sorgenden Vaterhand des Allmächtigen; er hat Mittel und Wege, den Lauf der Dinge zu ändern, wenn er es für nothwendig erachtet, und strebe ein Jedes dem schönen Ziel entgegen, das zu erreichen, was uns unser großer Meister Jesus Christus vorgesteckt hat.

Flußboot der Vergangenheit.

Von einer großen Krankheit, die bereits an dem Mark zu nagen angefangen, ist gottlob unsere Republik geheilt, von dem Fluche der Sclaverei. Aber noch ein anderes schweres Leiden nagt an den edlen jungen Gliedern unseres schönen Landes; es ist dies die Vielweiberei. Während jeder Mann in den Vereinigten Staaten einer schweren Strafe ausgesetzt ist, der mit mehr als einer Frau lebt, existirt im fernen Westen, im Utah-Territorium eine bedeutende Ansiedlung, welche die Vielweiberei als eine von Gott gebotene Sache betrachtet und auch ausführt. Diese Burschen, unter der Anführung ihres Propheten (wie lächerlich!) Brigham Jung, trotzen den Behörden der Vereinigten Staaten und leben unseren Gesetzen zum Hohn in öffentlicher Bigamie. Je länger dieses Uebel geduldet wird, desto größere Dimensionen nimmt es an, und desto schwerer wird es einst auszurotten sein.

Seit einigen Jahren hat ein Ungeheuer, das von der grünen Insel, Irland, importirt worden ist, seine Erscheinung gemacht: Die Molly-McGuires. Es ist dies eine geheime Gesellschaft, welche sich zur Aufgabe gemacht hat, alle ihnen mißliebigen Personen vermittelst des Meuchelmordes aus dem Wege zu räumen. Mitglieder können nur katholische Irländer werden. In den Kohlen-Distrikten Pennsylvaniens und auch in andern Staaten haben sie schon viel Unheil angerichtet. Auch in unserer Waldstadt ist man Gliedern dieser Bande auf die Spur gekommen. Die amerikanische Regierung ist überhaupt sehr duldsam in Bezug auf das Aufkommenlassen gewisser Elemente in unserer Republik, die zwar langsam, aber sicher und planmäßig die Grundfesten unserer Institutionen untergraben. Aus allen Ländern, wo Ordnung und individuelle Freiheit herrscht, sind die Jesuiten verbannt. Wo sie immer sich noch festgesetzt haben, haben sie den Fortschritt niedergehalten, die Freiheit der Völker in Fesseln geschlagen und Zwiespalt, Zank, Streit, Krieg, Ungerechtigkeit aller Art und Elend und Verderben herbeigeführt. Das Alles haben die meisten europäischen Regierungen erfahren zu ihrem Schaden und sie deßhalb aus dem Lande gejagt, als ein Element in der menschlichen Gesellschaft, das dem Staate schädlich ist. Die Jesuiten scheuen kein Mittel, ihren Zweck zu erreichen; ist ja ihr Sprichwort: „Der Zweck heiligt das Mittel" Man sollte denken, die Amerikaner wären ein lesendes, vorsichtiges, ein spekulirendes Volk; allein in Bezug auf die Aufnahme der Jesuiten in dieses schöne Land, sind sie Schlafmützen, die eine giftige



Flußboot der Gegenwart.

Schlange an ihrem Busen nähren, welche ihnen über kurz oder lang den tödtlichen Biß versetzen wird. Wer weiß, ob diese Molly-McGuires nicht im Dienste der Jesuiten stehen? Die Jesuiten haben schon schlimmere Gesellschaften gestiftet, als diese irische Bande sind. Man erinnere sich nur an die Inquisition und die schaudererregenden Verfolgungen und Qualen der Protestanten, als Rom noch die Welt beherrschte und Könige und Kaiser ihre Kronen aus der Hand der Päpste erhielten. Doch ich will den geduldigen Leser nicht viel länger mit dem „Einst und Jetzt" plagen; nur sei erlaubt, noch einen kurzen Ueberblick über unser Adoptiv-Vaterland zu werfen.

Wo einstens die Söhne der Wildniß den zottigen Bären jagten und den wuchtigen Büffel erlegten, da ragen jetzt die Essen der Schmelzöfen, die stattlichen Kamine der Fabriken in die Höhe und schöne Straßen, stolze Wohngebäude mit duftenden Gärten bekunden die Herrschaft europäischer Sitte und Gebräuche. An der Stelle, wo der heidnische Indianer seinen Göttern opferte und der Medizinmann mit allerlei Gaukeleien mit den Hoheiten der indianischen Gottheiten in Verkehr trat, streben die schlanken Thürme der Kirchen gegen den Himmel und von den Kanzeln derselben wird Christus, der Gekreuzigte, gepredigt. Auf dem breiten Mississippi, auf dem stolzen Hudson und anderen unserer schiffbaren Gewässer, wo früher der Kahn des Wilden aus Birkenrinde, oder ein ausgehöhlter Baumstamm die Silberfluthen durchschnitt, dampft jetzt das behende Schiff dahin, oder beugen sich stolze Masten unter dem Druck der schwellenden weißen Segel. Wo einst kein Pfad durch des Waldes düstre Gründe zu finden war, da brausen jetzt fürstliche Palastwägen durch grünende Auen und mit Städten und Dörfern besäete Ebenen. Das Land, das den Normännern die nöthigen Lebensmittel versagte; das Land, in welchem die ersten Ansiedler den Hungertod hätten sterben müssen, wenn die Proviantschiffe Europa's ausgeblieben wären, versieht jetzt die alte Welt mit Nahrung aller Art, mit den Erzeugnissen der Industrie, mit den Schätzen der Kunst und Wissenschaft und sendet seine Boten in alle Welt, sogar nach dem Mutterlande selbst, um Jesus den Gekreuzigten zu predigen. Diese Riesenumwälzung, hervorgebracht hauptsächlich in dem letzten Jahrhundert, ist nicht allein Menschenwerk; hier hat eine mächtigere als Menschenhand gewirkt. Möge die Hand des Allmächtigen auch ferner mit Wohlwollen über diesem schönen, großen Lande walten, daß es eine Stätte werde und bleibe, wo Friede und Eintracht regieren, wo christliche Tugenden ihren Sitz haben, und ein Jeder mit Ehrfurcht seine Kniee beuge vor Dem, von welchem wir Alle abhängig sind, vor Gott, dem Erhabenen, dem Mächtigen, dem Gütigen.

Bilihild.

(Erzählung von G. Flammberg.)

Neuntes Capitel.

Es wird Friede.

Und er soll die Starken zum Raube haben. Jes. 53, 12.

(Schluß.)

Erst am Vormittage wurde Bilihild vermißt. Geila ließ durch ihre Dienstmannen vor Allem im Cönobium nach ihr suchen, obgleich sie selbst es nicht für wahrscheinlich halten konnte, daß die Entflohene in so gefährdeter Nähe weile. Nachdem alle Hütten, alle Winkel vergeblich durchforscht und einige Stunden darüber nutzlos verstrichen waren, sandte sie Waffenknechte in verschiedenen Richtungen aus, nach ihr zu fahnden, besonders in der Richtung gegen Baiern hin. Als diese am Abend unverrichteter Dinge zurückkehrten, rieb sie sich vergnügt die Hände. Sie hatte ihren Zweck erreicht; ihr Spiel war gelungen. Zwar ihr Anschlag gegen Regiswind war mehr als Spiel; diese ihre eigene Magd beabsichtigte sie wirklich als Opfer zu schlachten, um ihren Mund stumm zu machen. Die Drohungen hingegen, die sie in Betreff Pillung's und Bilihild's vor den Ohren des Ersteren laut ausgestoßen hatte, sollte nur eben die Wirkung herbeiführen, die nun in der That erzielt war. Bilihild war entflohen—aus welchem Grunde, wußte außer Geila Niemand. Ihrer Flucht konnte man die schlimmsten Beweggründe unterschieben; ihre Wiederkehr war nicht zu befürchten; ihr Kind hatte unbedingt sein Erbrecht eingebüßt; denn wenn sie jemals mit einem lebenden Kinde wieder erschien—wie wollte sie beweisen, daß es Dasjenige sei, welches sie als Gemahlin Hedan's geboren hatte?

Vor Einbruch jener Nacht, in welcher Bilihild die Schreckenskunde von dem Tode ihres Gemahles empfing, wanderten im fernen Hessenlande zwei Männer Gottes durch den Wald. Gegürtet in das Gewand von ungefärbter Wolle, den Pilgerstab in der Hand, den breiten Hut auf dem Haupte, gingen sie mit starken Schritten vorwärts, um noch vor Sonnenuntergang das Ziel ihrer Tagesfahrt zu erreichen. Der Eine war ein hoher ernster Mann von sechsundvierzig Jahren; sein schlanker, blondlockiger Begleiter mochte in der Mitte der Zwanzige stehen. „Siehst du, Adelhelm," sagte der Erstere, „dort rechts über der Lichtung taucht von der Abendsonne beschienen, schon das Waldgebirg Thüringens empor; die Wesra kann nicht mehr fern sein; wir sind der Grenze nahe. Wie bangt mir um unsern Bruder Lando! Wenn es wahr ist, was das Volk sich erzählt, daß die Sachsen über die Wesra herübergekommen seien und sich auf hessischem Boden geschlagen hätten—wie mag es dann dem Armen in seiner einsamen Zelle ergangen sein!" „Auch mir bebt das Herz," versetzte der jüngere Mann; „wohl liegt seine Zelle in einer Waldschlucht verborgen, aber von der Wesra ist sie kaum zweitausend Schritte entfernt." „Ich denke," sagte der Andere, „er wird bei Zeiten die Gefahr bemerkt und in den Hof irgend eines jener Hessen sich geflüchtet haben, bei denen seine Predigt Eingang gefunden." „Gewiß, Vater," versetzte Adelhelm, „haben seine geistlichen Kinder ihn nicht hülflos gelassen." „Aber," fragte Jener, „du hast doch dein Oel und dein Salbenbüchslein bei dir, damit wir ihm, falls wir ihn geschädigt und verwundet anträfen, Hülfe bringen können." „Freilich, Vater," erwiderte Adelhelm; „aber sieh, da stehen wir ja schon am Rande der Thalschlucht, und dort unten steht Lando's Hütte. Sie wenigstens ist unverbrannt und das Gärtlein unzertreten." „Ihn selbst sucht mein Auge vergeblich," sprach der ältere Wanderer mit einiger Aengstlichkeit. „Gott walt' es, daß wir ihn unversehrt finden mögen!" seufzte Adelhelm.

Die beiden Männer eilten mit starken Schritten den Berg hinab. Zwei Schäfchen grasten friedlich auf der Wiese; ein

junges Reh, das Lando gezähmt hatte, kam auf sie zugesprungen.

Als die beiden Wanderer die Thüre des Hüttchens öffneten, saß Bruder Lando, den Eintretenden den Rücken zuwendend, auf einem Schemel vor seiner Lagerstelle, und war mit etwas, das vor ihm lag, so eifrig beschäftigt, daß er die Ankunft der Gäste gar nicht bemerkte. Es war zu dunkel in der Hütte, als daß diese den Gegenstand seiner Beschäftigung hätten erkennen können. Adelhelm schloß die Thür hinter sich mit einigem Geräusch; erschrocken fuhr Lando von seinem Sitze auf. „Friede sei mit dir! Wir sind's, deine Brüder," sagte der ältere der Beiden; „wir sind gekommen, Bruder, nach dir zu sehen, ob du beim Einfall der Sachsen keinen Schaden genommen." „O großer Gott!" rief Lando, „ist das nicht Willebrord's Stimme? Und dein Begleiter?" „Ist Adelhelm, der mir von Erfurt an gefolgt ist." „Gesegnet sei euer Eingang!" sprach Lando; „aber schnell laßt mich die Ampel anzünden, daß ich euer Antlitz sehen könne." Er schlug Feuer, und als das Lämpchen mit seinem matten Schimmer den engen Raum des Hüttchens beleuchtete, da sahen die beiden Ankömmlinge den alten Lando frisch und wohlbehalten vor sich stehen; zugleich gewahrten sie aber auch die Gestalt eines Todten, der auf dem Lager hingestreckt lag. Der untere Theil des Leichnams war mit dem Bärenfell bedeckt; der nackte Oberkörper lag frei; auf der Brust hing ihm an goldner Kette ein Karfunkelstein; das Haupt war mit einer Binde umwunden. „Was machst du mit dem Todten hier in deiner Hütte?" fragte Willebrord. „Er ist todt, aber er verwest nicht," erwiderte Lando; „so wie jetzt, liegt er schon drei Tage. Er athmet nicht, aber er ist noch warm." „Du hast ihn von der Walstatt aufgelesen?" fragte Adelhelm. „Ja Bruder," sagte Lando. „Als die Nacht hereingesunken und der Lärm und das Getümmel verklungen war, schlich ich mich beim Scheine der Mondsichel leise ins Thal hinaus und nach dem Flusse zu, zu spähen, ob der Feind noch auf dem hessischen Ufer stehe. Das Ufer war leer; die Thüringer hatten auf dem andern Ufer ihr Lager abgebrochen und waren mit ihrer Wagenburg abgezogen, und die wilden Sachsen waren wieder über die Wesra zurückgekehrt nach jenseits. Da gedachte ich, ob ich etwa einen Verwundeten finden möchte, dem noch zu helfen wäre. Um die Asche eines eingesunkenen Scheiterhaufens her fand ich gräßliche Spuren, die mir keinen Zweifel ließen, daß sie alle Thüringer, die lebend in ihre Hände gefallen, ihrem Kriegsgott als Opfer geschlachtet hatten. Ihre eigenen Verwundeten hatten sie mit sich fortgenommen. So lagen denn nur noch Leichname auf dem Schlachtfeld, über die sich bereits die Raben und Krähen hergemacht hatten. Ich wollte eben den Rückweg antreten, als es mir auffiel, daß auf eine der Leichen eine Krähe herabflog, sich aber sogleich wieder erhob und weiter flatterte. Ich trat hinzu, es war ein stattlicher schöner Mann in einem Panzer von Büffelfell, der, ohne Helm und ohne Waffen, bleich und regungslos dalag. Als ich aber seine Hand befühlte, war diese warm wie eines Lebenden. Da lud ich ihn auf meine Schultern, trug ihn in meine Hütte und legte ihn auf mein Lager; und da liegt er heute noch, wie ich ihn hingelegt—starr, bleich, geschlossenen Auges und ohne Athem, aber warm. Ich habe ihn entkleidet und keine Wunde an ihm erfunden. Nur an der linken Schläfe hatte er eine kleine Beule; darum halte ich sein Haupt mit Tüchern umwunden, die ich an dem Quell benetze. Als ihr eintratet, habe ich sein Herz befühlt, was ich schon oft vergeblich gethan; diesmal aber war es mir, als ob ich ein leises Schlagen fühlte."

„Laß sehen," sprach Adelhelm, und lockte eine Waldtaube, die Lando kirre gemacht und gezähmt hatte, unter dem Heerde hervor. Ohne Scheu ließ sie sich von ihm ergreifen; indem er sie streichelte und liebkoste, zupfte er ihr ein Flaumfederchen aus und legte es auf die Lippen des Scheintodten. Und siehe, langsam wogte das Federchen auf und ab. „Gott sei gepriesen, es ist noch Athem in ihm," sprach Adelhelm. „Lasset uns niederknieen," sagte Willebrord, „und den Gott der Geister alles Fleisches anflehen, daß er dem todtkranken Manne Leben und Gesundheit wiederschenke."

Willebrord war entschlossen, Lando's Hütte nicht eher zu verlassen, als bis das Schicksal des fremden Kriegsmannes sich entschieden haben würde, sei es zum Leben, sei es zum Tode. Es schien sich aber zum Leben entscheiden zu wollen. Während Adelhelm draußen in der kleinen Scheune, die hinter der Hütte lag, ein Strohlager für sich und Vater Willebrord zurichtete, und Lando für seine Gäste das Hafermus zum Abendessen kochte, saß Willebrord vor dem bleichen starren Manne, und hielt seine Hand auf dessen Herz, und siehe, das Klopfen des Herzens wurde immer deutlicher fühlbar, und die Feder über den Lippen regte sich lebhaft. Als sie ihr Mahl verzehrt hatten und wieder nach dem Kranken sahen, hob sich die Brust zum Athmen; Adelhelm benetzte die Lippen, die sich zu röthen anfingen, mit frischem Wasser und ließ einige Tropfen in den Mund träufeln. Der Kranke schlang dieselben mit Begierde hinab. Die drei Männer wichen nun nicht mehr von seinem Lager. Mehrmals wurde ihm Wasser eingeflößt; immer kräftiger athmete er. Um Mitternacht schlug er die Augen auf, schaute verwundert die Gestalten mit der ihm wohlbekannten Kleidung und den ihm unbekannten Gesichtern an und seufzte: „Bilihild!"—

Wir überlassen den Genesenden der leiblichen und geistlichen Pflege der Männer Gottes und kehren nach der Wirzburg zurück.

Ein Mittwoch war es, an dessen Morgen Bilihilds Flucht entdeckt und vergeblich nach ihr gesucht wurde; an eben diesem, dem Wuotan geweihten Tage sollte das Todtenopfer für Hedan gebracht werden, sollte Regiswind unter dem Schlachtmesser des Götzenpriesters verbluten. Aber zwei Umstände traten hindernd ein und veranlaßten Geila, das Fest zu verschieben. Der erste war Bilihild's Flucht selbst, in deren Folge ein Dutzend Leute auf Spähe und Verfolgung ausgeschickt wurden; an dem Opferfeste aber sollte die gesammte Einwohnerschaft der Burg ohne Ausnahme und in ungestörter Ruhe theilnehmen. Der zweite Umstand lag in den Mißhandlungen, welche Regiswind von Geila's Hand erlitten hatte; Mund, Nase und Wangen waren noch mit Schorf und Schrammen bedeckt; ein so verunstaltetes Wesen schickte sich nicht zum Opferthier; die Heilung dieser Schrammen mußte abgewartet werden, und diese erfolgte in dem feuchten, fauligen Kerkerloche und bei dem Mangel aller Pflege so langsam, daß erst vierzehn Tage nach dem anfangs anberaumten Zeitpunkte zu der Opferhandlung geschritten werden konnte.

Nicht im Walde, wie es sonst gewöhnlich war, sondern dem Christenthum zum Trotz im innern Burghof, an eben der Stelle, wo Gozbert allen Götzendienst untersagt hatte, ließ Geila den Scheiterhaufen errichten. Die ganze Menge ihres Hofhaltes und Gesindes war im Kreise versammelt, und während die zum Opfer bestimmten Eber und Rosse, herbeigeführt wurden, ertönten aus rauhen Kehlen wilde Lieder zu Wuotans und der andern Götter Preis. Der Lärm und das Getümmel schallte bis ins Thal hinab und erfüllte die Seelen der Brü-

der und Schwestern im Cönobium mit Grausen und Entsetzen.

Es fehlte nur noch das vornehmste der Opfer: Regiswind. Drei Knechte schleppten sie aus dem Loche herbei; der eine der Götzenpriester stand mit dem Schlachtmesser bereit, der andere packte sie vor der Brust und riß ihr das Gewand auseinander; sie stammelte ein Gebet zu ihrem Heiland; ihr Stammeln und ihr Wimmern wurde übertönt durch das Gebrüll der blutgierigen Menge, aber—noch gellender tönte der plötzliche Schrei des Schreckens, mit welchem Geila zur Erde niederstürzte.

Mit einem Schlage war lautlose Stille. Was war ihr? Alle starrten nach ihr hin. Sie aber, die stieren Augen rollend, keines Wortes mächtig, deutete mit abwehrender Hand nach dem Burgthor. Der Götzenpriester folgte ihrem Blick und ließ erblassend das Messer fallen; der andere ließ Regiswind los und floh in den hintersten Winkel.

„Was für ein Satanswerk habt ihr hier vor?" fragte Hedan, der sammt seinen Edelingen zum Burgthor hereinritt. Niemand antwortete. Die zitternde Regiswind faßte endlich Muth und erzählte ziemlich verworren, was geschehen war, und was geschehen sollte.

„Und wo ist Bilihild?" fragte der Herzog in peinlicher Spannung.

„Sie wird in ihrem Gemache sein, dort im Söller," sagte Regiswind, die von der Flucht der Herzogin noch nichts wußte. „Aus der Halle und Kammer hat Frau Geila sie ausgetrieben."

Geila aber sprang jetzt von der Erde auf, und von der äußersten Angst zum Triumphe übergehend rief sie: „Entflohen ist die Treulose, mit Schimpf und Schande entflohen. Gestern waren es zwei Wochen, daß sie in der Nacht sich davon machte."

„Das wolle Gott nicht!" rief der Herzog. „Unselige! Was hast du ihr gethan, sie so weit zu bringen? Gib mir sie wieder!"

„Laß sie von Gisilhar dir wiedergeben," sprach Geila höhnisch. „Ich habe ihr nichts gethan. Aber Gisilhar war heimlich im Cönobium. Es ist sonnenklar, daß sie mit ihm entflohen ist."

„Davon müßte ich doch auch etwas wissen," sprach Gisilhar, der jetzt plötzlich aus der Reihe der Edelinge hervorritt. „Als ich sah, wie es hier zuging und wie ihr hier die fromme Frau mißhandeltet, und als sie meinem Anerbieten, sie in sicherem Geleit nach Reginsburg zu bringen, den festesten Widerstand entgegensetzte und mich nicht einmal vor ihr Auge ließ, ja mich bedräuete, wenn ich Wirzburg nicht sogleich verließe, da machte ich raschen Entschlusses mich auf den Weg zu dem Heere, um einen der christlichen Edelinge zum Schutze für die Herzogin herbeizurufen. Ich mußte aber lange reiten, ehe ich das Heer auffand; denn sie hatten die Sachsen geschlagen und jagten ihnen nach, weit bis über die Unstrut. Da ich sie nun endlich fand, in siegreicher Rückkehr begriffen, da begegnete uns ein hessischer Bauer, der sprach: ‚Seid ihr Thüringer und wollet ihr euren Herzog Hedan sehen, so folget mir; euer Herzog ist von dem Keulenschlag, der ihn traf, genesen und weilet bei Bruder Lando und bei Vater Willebrord, den Männern Gottes.' Da ritten wir mit dem Manne, und kamen nach der Kreuzburg jenseits der Wesra, und kamen gerade recht dazu, wie der Herzog von Vater Willebrord die heilige Taufe empfing."

„Das hab' ich euch ja Alles selbst bezeugt," sprach Regiswind zu der erbleichenden Geila, „daß die Frau Herzogin mit Herrn Gisilhar nicht hat entfliehen und ihn nicht einmal sehen wollen. Ihr habt falsch Zeugniß wider sie von mir verlangt, und weil ich mich deß weigerte, habt ihr mich blutig geschlagen und ins Loch geworfen und mich schlachten wollen."

„Noch einmal frage ich," sprach Hedan zu seiner Mutter, „durch welche Ränke und Bosheiten hast du mein Gemahl zur Flucht getrieben?"

„Das will ich euch künden," sagte jener Arbogast, welcher der Fliehenden das Thor geöffnet hatte. „Dem Pillung hat sie gedroht, ihn sammt Regiswind dem Wuotan zu schlachten, und die Frau Herzogin hat sie eingesperrt gehalten, und ihr gedroht, das Kind, sobald es geboren wäre, der Hel zum Opfer lebendig zu verbrennen. Daß weiß ich von Pillung. Mir aber hat sie selbst gesagt, wenn die Herzogin etwa entfliehen wolle, solle ich sie ziehen lassen und ihr kein Hinderniß in den Weg legen."

„Wo ist sie hin? Gib mir sie wieder!" rief Hedan, sein selbst nicht mächtig, und packte seine Mutter am Gewande. Aber dann besann er sich, ließ die Hand sinken und sprach: „Ich will mich nicht an ihr vergreifen; sie ist meine Mutter. Ich kann und will auch nicht ihr Richter sein und kann sie nicht gefangen halten. Ich übergebe sie euch, ihr Edelinge; schafft einen Ort für sie, wo sie in gutem Gewahrsam lebe, daß sie nicht entspringe und neuen Schaden stifte."

Einer der Edelinge, Ruodbert, nahm sie in Empfang und führte sie hinweg auf seine Burg. Die Götzenpriester ließ Hedan binden und in den Kerker legen.

„Daß ich meines treuen Weibes entbehren muß," sprach er, „nehme ich hin als eine gerechte Züchtigung Gottes für den Argwohn, womit ich sie gequält und für Alles, womit ich mich an ihr versündigt habe. Ich bin ihrer nicht werth. Wolle Gott mir die Gnade verleihen, eines solchen Weibes würdig zu werden. Wohl Land auf Land ab möchte ich reiten und nach ihr suchen, aber jetzt kann und darf ich die Wirzburg nicht verlassen, wo die Herrscherpflicht alle meine Arbeit fordert. Reite du, Bruder Gisilhar, und siehe zu, daß du Kunde erlangest, wohin sie sich gewendet, und wenn dir Kunde geworden, so laß mich es wissen."

Gisilhar ritt sogleich am folgenden Morgen nach Höchheim. Von dem greisen Totman hoffte er zu vernehmen, ob Bilihild noch irgend welche Verwandte habe, und wo? Aber er fand Totman nicht mehr unter den Lebenden; Gertrud glaubte sich zu erinnern, aus Mechild's Munde einmal etwas von einem Oheim Bilihild's—sie meinte: in Worms—vernommen zu haben; aber wie er heiße, und ob er noch lebe, wußte sie nicht.

Der Herbst kam heran; der Winter trat ein und verging, ohne daß Hedan irgend eine Spur von Bilihild aufzufinden vermochte, wie eifrig er auch nach allen Seiten hin Briefe und Boten sandte.

Gisilhar war unverrichteter Dinge von Worms zurückgekehrt an Theudo's Hof. Der Frühling war angebrochen; da kam ein Kammerbote des Frankenkönigs Childebert nach Reginsburg. Bei der Tafel war viel die Rede von neugegründeten Cönobien, und wie das Evangelium mehr und mehr Eingang gewinne beim deutschen Volke. Und da erzählte der Kammerbote denn auch von einem neuen puellarum monasterium, einer Schule zur Erziehung von Mägdlein im Christenthum, welches eine Nichte des Abtbischofs Sigfrid von Moguntia (Mainz) dortselbst gegründet habe, nachdem sie mit sechs Mägden und einem einarmigen Knecht auf einem Boote vor heidnischen Verfolgern entronnen sei. „Wann geschah das?" fragte Gisilhar. „In vorigem Sommer," antwortete der Kammerbote; „den Grund und Boden zu dem Stifte,

westlich von Moguntia, hat sie einem Edeling abgekauft um zwölf silberne Schilde und zwölf schwarze Rosse, die ihr Oheim ihr gab aus dem Vermögen ihres Vaters, das er zur Verwaltung in Händen hatte." „Sie ist's" rief Gisilhar; „heißt sie nicht Bilihild?" „Es kann sein," sagte der Kammerbote; „ihren Namen habe ich vergessen."

Zwei Tage darauf bekam Herzog Hedan einen Brief. Als er ihn las, wurde er bald blaß bald roth. Er hieß unverzüglich ein Schiff rüsten, übergab die Hut der Burg einem seiner Gefolgsmannen und fuhr mit einigen Knechten und Mägden, worunter Regiswind, den Main hinab.

Aber als er zwischen den grünen Waldhöhen dahinfuhr, ward ihm das Herz mit jedem Tage schwerer. Es jährte sich gerade, daß er sie zum Erstenmale im Walde getroffen. Mit Wehmuth gedachte er jener Stunde. „Wird sie jetzt noch etwas von mir wissen wollen?" fragte er sich. „Sie hat nun gewiß längst erfahren, daß ich noch lebe; warum ist sie nicht zu mir zurückgekehrt? Oder ist Alles Irrthum und Wahn? Ist sie's nicht, sondern eine andere?"

Am sechsten Mittag fuhr das Schiff aus der Mündung des Mai'nes in den breiten Spiegel des Rheinstroms und legte vor Moguntia an.

Draußen vor der Stadt auf einer Wiese, die zum Jungfrauenstift gehörte, hütete Pillung die Kühe des Stifts. Als er seine Augen aufhob, sah er eine Magd des Weges kommen, als wollte sie nach dem Stifte gehen; sie aber, da sie sein gewahr ward, wendete sich und schritt über die Wiese gerade auf ihn zu. Da schaute er sie an und sprang auf und schrie: „Regiswind!—Um Gottes willen—ist es dein Geist?" „Ich bin es selbst, Pillung," versetzte sie lächelnd. „Aber bist du denn nicht"—rief er, „Frau Geila hat dich ja doch"—„Dem Wuotan opfern wollen" ergänzte die Maid, „aber es ist mir durch Gottes Gnade gelungen zu entrinnen. Ein Bauer im Spezhart hat mich als Magd angenommen; der hat mich vor etlichen Tagen an einen Wormser Schiffsmann verkauft, welcher den Main hinaufgefahren war und der nun auf dem Rückweg nach Worms begriffen ist." „Gott sei gelobt, der dich errettet hat," sagte Pillung, „aber sprich, ist es wahr, daß der Herzog nicht todt ist?" „Welcher Herzog?" „Nun welcher andere als unser Herzog Hedan! Schon im Herbst kam ein fahrender Krämer hieher, der erzählte, daß auf der Wirzburg wieder ein Herzog regiere. So dachten wir, sie hätten einen der Blutsfreunde Hedan's zu ihrem Herrn erwählt. Vor etlichen Wochen aber, da der Winter vorüber und der Fluß wieder von Eise frei war, kam ein Spielmann und brachte die Mähr, daß Hedan nicht todt, sondern daß er gesund aus dem Kriege zurückgekehrt sei. Uns aber dünkte das unglaublich. Die Vorsteherin brach in Thränen aus, als ich es ihr erzählte. ‚Lebt er,' sprach sie, ‚und hat nicht nach mir forschen und suchen lassen? Hätte er doch nur Totman zu fragen gebraucht; der wollte ihm gesagt haben, daß ich in Mainz einen Oheim habe. Aber mein Gemahl zürnt mir ob meiner Flucht; Geila hat mich bei ihm verleumdet und mir sein Herz entwendet, und ich darf es nicht wagen, nach der Wirzburg zurückzukehren.' So hat sie gesprochen, und härmt sich und weint alle Tage. Du aber kannst mir nun sagen: lebt der Herzog wirklich? und weß Sinnes ist er?"

„Wie soll ich dir das sagen können?" sprach Regiswind, „bin ich doch wenige Stunden nach euch entflohen. Damals war von einem Herzog noch nichts zu sehen."

„Das ist wahr," sprach Pillung, „das hatte ich nicht bedacht. Aber nun geh sogleich — o daß ich hier die Kühe hüten muß! Wie gern liefe ich, wie ich da bin, mit dir ins Stift zur Vorsteherin! Welche Freude wird sie haben, dich zu sehen! Geh nur sogleich—"

„Halt, halt! Nur ein wenig Geduld!" sagte Regiswind. „Ich bin ebenso an meine Pflicht gebunden, wie du. Mein Herr, der Schiffer, hat ein Töchterlein bei sich, das möchte er der Vorsteherin Bilihild zur Erziehung übergeben, weil sein Weib todt und er das ganze Jahr auf Reisen ist. Da soll ich nun fragen, ob die Frau ihm jetzt Gehör schenken könne, und soll ihm schleunig Antwort bringen. Er wird mich dann wohl mitnehmen ins Stift, daß ich ein gut Wort für ihn einlege; denn ich habe ihm gesagt, daß ich Bilihild kenne und ihr vordem gedient habe."

„Sie ist zu jeder Stunde zu sprechen," sagte Pillung. „Geh nur frisch und hole ihn herbei."

„Sieh, dort sehe ich ihn schon aus der Stadt kommen. Leb wohl einstweilen. Wir sprechen uns noch." So sagte sie und eilte flinken Schrittes einem Manne entgegen, der in Tracht und Fuhr eines Schiffsherren des Weges daherschritt. Als sie ihm eilenden Wortes Alles, was sie von Pillung gehört, berichtet hatte, glänzte ein Strahl der Freude in seinem Antlitz, das von grauen Locken beschattet und hinter einem starken grauen Barte verborgen war. Dann schritt er mit ihr auf das Stift zu. Dies bestand nicht, wie die Cönobien, aus einer Mehrzahl von Hütten, sondern seinem Zwecke entsprechend aus einem einzigen größeren Hause, das hinter einem Hofe lag. Im Hofe angelangt, fragte er den Pförtner nach der Vorsteherin und ward in einen Vorplatz gewiesen, der in die Halle führte, in welcher die Mägdlein ihre leibliche und geistliche Nahrung empfingen. Er hieß Regiswind draußen im Hofe warten, bis er sie rufen würde; er selbst trat in den Vorplatz ein. Sein Herz klopfte, als die Thür der Halle sich öffnete, und Bilihild im schlichten Wollengewand ihm entgegentrat. Auf ihrem Arme hielt sie ein schlummerndes Knäblein.

„Was ist euer Begehr?" fragte sie freundlich. „Euch einen Augenblick zu sprechen, Frau Herzogin," sagte er mit einer auffallend tiefen Stimme. „Nicht Herzogin, Vorsteherin," verbesserte sie in einem sehr entschiedenen, fast strengen Tone. „Verzeiht," sprach der Schiffsherr, „ich bin es noch gewohnt, euch Herzogin zu nennen von der Zeit her, da ich euch in Wirzburg öfters sah, wenn ich mit meinem Schiffe dort lag und ihr zum Gottesdienste ginget." „An welche Zeiten erinnert ihr mich!" rief sie und brach in Thränen aus. „Ja," sprach der Schiffsherr, „damals lebte euer Gemahl noch, und ihr lebtet an seiner Seite. Aber ihr waret nicht glücklich."

„Mann!" unterbrach ihn Bilihild; „wer hat euch das gesagt? Wer seine Pflicht thut, ist immer glücklich."

„Wohl," fuhr er fort, „ihr habt eure Pflicht gethan; er aber hat euch unwürdig, ja abscheulich behandelt."

„Was erkühnt ihr euch, meinen Gemahl anzuklagen, und in Dinge euch zu mischen, die euch nichts angehen?" sagte sie streng. „Hat euch kein anderer Zweck hiehergeführt, so geht!" Und sie wandte sich ab.

„Bleibt, Frau Herzogin," sprach er, und hielt sie am Arme. Das schlummernde Kind erwachte in Folge der raschen Bewegung und fing zu girren an. „Bleibt," fuhr der Schiffsherr fort, „bis ich den Auftrag ausgerichtet, der mich hiehergeführt hat." Er zog einen Karfunkelstein hervor, der an goldener Kette hing, und hängte ihn dem Kinde um den Hals.

„O großer Gott!" rief Bilihild, „was soll das bedeuten? Das Erbkleinod der Herzoge! das Hedan, da er noch in der

Wiege lag, von seinem Vater Gozbert umgehängt bekam, und das er nie von seiner Brust entfernte!"

„Jawohl," sprach jener, „jedesmal, wenn dem regierenden Herzog der erste Knabe geboren ward, ging auf diesen das Kleinod über."

„Aber wie kommt ihr zu dem Stein?" rief sie. „Hat ihn ein Feind von meines Herren Leiche geraubt und an euch verhandelt? Fordert, was ihr wollt; ich werde das Kleinod euch abkaufen."

„Mir doch nicht?! Dem Kinde gehört es; ihm hab ich es um den Nacken gehängt. Kein Feind hat diesen Karfunkel geraubt; nie kam er von der Brust seines Besitzers. Habt ihr nie eine Kunde vernommen, daß Hedan nicht todt sei, sondern lebe?"

„Ein solch Gerücht vernahm ich vor etlichen Wochen, aber es dünkte mich ganz unglaublich"—sprach sie und schaute den alten Mann mit ängstlichem, verwirrtem Blicke an.

„Warum unglaublich?" sagte er. „Es gibt noch andere Todtgeglaubte, die leben.—Regiswind!"

Regiswind trat ein. Als Bilihild sie sah, stieß sie einen Schrei freudigen Schreckens aus. Sie setzte das Kind nieder, stürzte auf die Magd zu und schloß sie in ihre Arme. Zu reden war sie unfähig.

„Ja, Frau Herzogin," sprach Regiswind, und nahm das Kind vom Boden auf, es herzend und liebkosend, „schon war das Schlachtmesser nach mir gezückt, als Frau Geila mit gellendem Angstschrei zu Boden stürzte. Der todtgeglaubte Herzog, euer Gemahl, erschien zu Roß im Burgthor; er war in doppeltem Sinne vom Tode zum Leben durchgedrungen, denn er war Christ geworden, er war getauft! Und welch einen Schrei, nicht der Angst, sondern der Freude würdet ihr ausstoßen, wenn ihr euch jetzt umdrehen und ihn plötzlich vor euch sehen würdet!"

Bilihild wandte sich und er stand vor ihr. Den Augenblick, wo Regiswind ihre Aufmerksamkeit fesselte, hatte er benützt, die Vermummung von sich zu werfen. Sie lag in seinen Armen.—

Drei Tage später traten sie die Rückfahrt an, nachdem das Mägdleinstift einer bewährten Stellvertreterin übergeben worden. Gegen Ende April kamen sie nach der Wirzburg zurück.

Welche Dankpsalmen und Jubelhymnen ertönten in den beiden Cönobien, als das Schiff, von sechs starken Rossen gezogen, das wiedervereinte Paar vorübertrug! Aber kaum hatten sie ihren Einzug in der Burg gehalten, als einer der Dienstmannen dem Herzog meldete, schon gestern habe ein fremder Mann Gottes, aus Hessen kommend, nach ihm gefragt, und habe einstweilen drunten im Cönobium Herberge genommen. „Das ist Willebrord," rief Hedan, „eile sogleich hinab und lade ihn, heraufzukommen. Er soll unsern Eingang, unsre Wiedervereinigung segnen."

Willebrord kam. Er kam mit einer Kunde, welche Hedan und Bilihild aufs tiefste bewegte. „Ich bin," hub er an, „auf meiner Fahrt hieher bei Ruodbert eingekehrt, dem Edeling, dem ihr euere Mutter Anna zur Bewachung übergeben habt." „Geila," unterbrach ihn verbessernd der Herzog. „So hieß sie vordem," sprach der Mann Gottes; „jetzt heißt sie Anna. Ruodbert sagte mir, daß sie schon den ganzen Winter hindurch siech und schwach gewesen sei und sehr schwermüthig. Sie finde keine Ruhe, aber jeden Versuch, mit ihr sich zu unterreden, habe sie hartnäckig zurückgewiesen. Da trat ich zu ihr ein. ‚Was willst du, du Mann Gottes?' rief sie mir entgegen; ‚bist du gekommen, mich vors Gericht deines Gottes zu ziehen, des siegreichen, gewaltigen, fürchterlichen Gottes, vor dem kein Lug und Trug besteht, der alle Unwahrheit in Scherben schmettert?' ‚Ja, Geila,' erwiderte ich, ‚eben dieser heilige gewaltige Gott hat mich heißen zu dir gehen. Er hat dein Herz angesehen, daß es schwarz ist, und deine Sünden, daß sie blutroth sind. Ja, er sah dich in deinem Blute liegen, und da sprach er: du sollst leben—leben durch das köstliche, unschuldige Blut, das sein eingeborner Sohn Jesus Christus am Kreuze vergossen hat, um alle und auch deine Blutschuld zu sühnen. Sieh, Geila, wie ich dir jetzt die Hand reiche, so reicht Christus, der gnadenreiche Herr, selbst dir die Hand, er will der Finsterniß dich entreißen und dich zu seinem Vater führen und sagen: Vater, vergib ihr, ich habe ihre Schuld gut gemacht und gebüßet.' Und da ich also sprach und ihr die Hand reichte, da griff sie meine Hand, und fing an zu weinen und zu schluchzen, und kam nicht aus dem Weinen wohl an die drei Stunden lang. Sieben Tage darnach habe ich sie getauft. Aber sie verlangt sehr, euch vor ihrem Tode noch zu sehen, euch Beide, vor Allem aber euch, Frau Herzogin, daß sie euch das Herzeleid abbitte, das sie euch angethan."

Hedan und Bilihild eilten auf Ruodbert's Burg, um dort den höchsten Triumph des Evangeliums mit Augen zu schauen und der begnadigten Sterbenden das ihre zuzudrücken. Als sie zurückkamen, suchte Hedan seinem geistlichen Vater Willebrord seine Dankbarkeit an den Tag zu legen; er wußte dies nicht besser zu thun, als indem er ihn in den Stand setzte, im nördlichen Theile des Landes, wo das Heidenthum noch am festesten saß, neue Cönobien zu gründen. Der Stiftungsbrief vom 30. April 704 ist noch vorhanden. „Seinem Vater in Christo, Willebrord" übergibt und vermacht der Herzog seine Güter zu Arnstadt und sein Gut bei dem Schlosse Mühlberg unweit Gotha, und das Dorf Monhove zwischen Arnstadt und Weimar. Die Gründung und Einrichtung der neuen Cönobien an diesen Orten trug Willebrord seinem Jünger Adelhelm auf.

Noch in dem nemlichen Sommer gab Hedan die Magd Regiswind dem Knechte Pillung zum Weibe und erfüllte damit einen Herzenswunsch beider. Die Hochzeit ward an einem Freitag angestellt, wie es die Sitte erheischte; denn nur Herren feierten an einem Dienstag ihre Vermählung; Knechte heiratheten immer an einem Freitag.

Die Christengemeinde wuchs so sehr, daß das kleine alte Oratorium nicht mehr ausreichte. Da erbaute Hedan auf dem Schloßberg eine neue, stattliche Kirche.

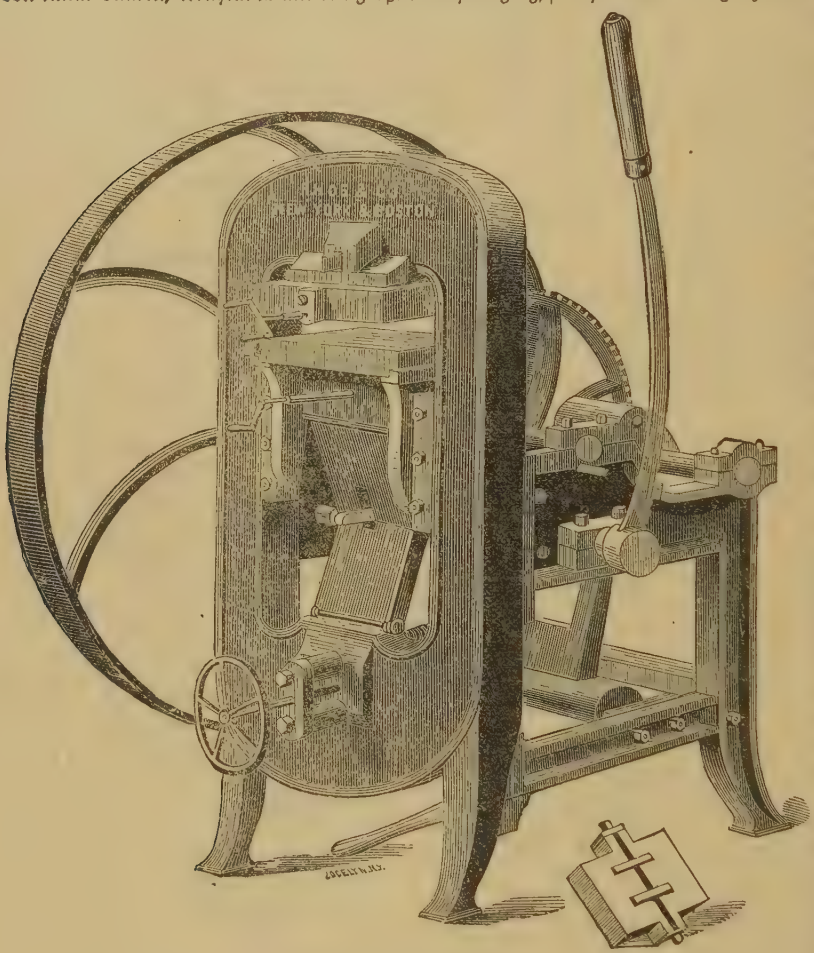
Bilihild hat ihrem Gemahle außer dem Söhnlein Thuring auch noch eine Tochter Immina geboren. Der Knabe Thuring war zart und schwächlich, und überlebte seinen Vater nicht. Das Herzogthum kam an ein anderes Geschlecht. Immina mußte es noch erleben, daß die irischen Cönobien durch den fränkischen Majordomus Pipin gezwungen wurden, sich dem römischen Stuhle zu unterwerfen. Jahrhunderte neuen Truges und Blendwerkes brachen herein und verdunkelten das Licht des Evangeliums, vermochten es aber nicht zu ersticken. Es kam nach Gottes gnädigem Rathe eine Zeit, da in Thüringen und anderwärts Männer Gottes geboren wurden, die mit dem Schwerte des Wortes Gottes die Truggewebe der Menschensatzungen zerrissen und das alte, Eine, ewige Evangelium von Christo dem Sünderheiland predigten. „Der Irrthum ist alt, aber noch älter ist die Wahrheit, die ihn widerlegt."

Aus der Heimath des Magazins.

Von W. Horn.

14. In der Buchbinderei.

Also beim groben Pergament-Band für den Bücherwurm und beim feinen Sammtband für die engbrüstige Matrone, waren wir stehen geblieben. Das muß man sagen, ein ganz ehrwürdiges Aussehen hat so ein schweinsledernes Stück Alterthum, u. manches auch eine Geschichte, wenn es nur im Stande wäre, dieselbe zu erzählen. Ich kaufte einst von einem Bauern, welchem es mit den großen Büchern ging, wie Pilatus mit Christus—er wußte nicht, was er damit machen sollte—die Berlenburger Bibel in vier gewaltigen Bänden. Als ich dieselbe aber am Morgen auflud, um eilends heim zu fahren, krachte das Wägelchen in allen Ecken und ich mußte hübsch langsam thun, nicht um der Bücher willen, die hätten die Reise schon ausgehalten, sondern um des Wagens willen.



Vergoldpresse.

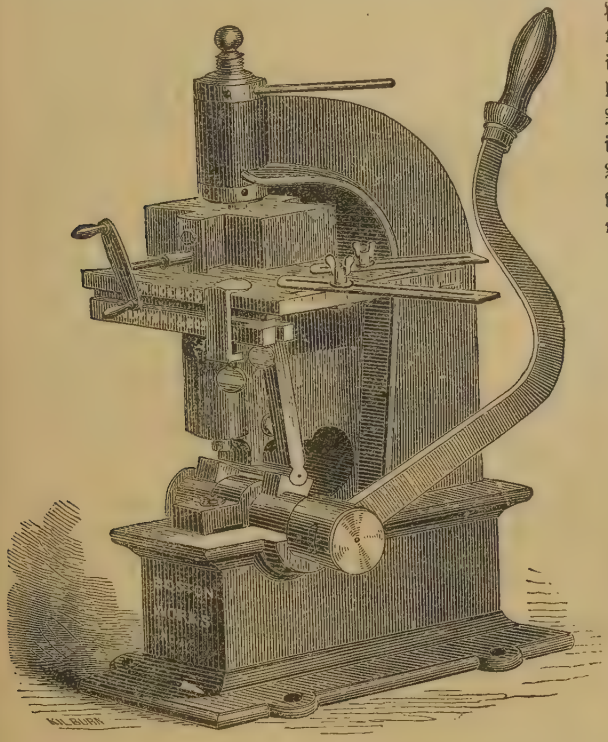
Die schwierigste Arbeit beim Einbinden eines Buches ist wohl die Vergoldung. Der Goldschnitt kostet viel Arbeit, viel Vorsicht und deßhalb viel Geduld. Schon beim Beschneiden muß man sehr behutsam zu Werke gehen, damit der Schnitt recht glatt wird. Dann wird eine Anzahl Bücher nebeneinander in eine für den Goldschnitt bestimmte Presse gethan und gehörig zusammengepreßt, worauf der Schnitt dann mit der Zieh- oder Schabeklinge fein glatt abgeschabt wird. Durch das Schaben werden alle Unebenheiten entfernt, und dem Gold direkt auf dem festen Papier ein ebener Grund bereitet. Darauf wird der Schnitt mit einer Flüssigkeit abgerieben, welche meistens aus sehr verdünntem Kleister besteht, wonach man rothen Bohl anwendet, bis der Schnitt glänzt. Nun wird er noch einmal mit ganz dünnem Eiweiß überfahren und dann läßt man ihn trocknen.

Ueberhaupt leisten die Buchbinder in der Vertilgung von Mehl und Eiern das Menschenmögliche, und daß der arme Mann gegenwärtig zehn bis zwölf Dollars für ein Faß Mehl bezahlen muß, haben sie auch zum Theil auf dem Gewissen. Wenn mans recht bedenkt, wie viel schöne Pfannenkuchen man daraus backen könnte, thuts Einem ordentlich weh. Obs dem Goldschnitt auch am Ende nicht eben so recht wäre, wenn man ihn tüchtig mit der Eierschale bearbeitete und das „Bessere" sonstwo einbinden würde?

Ehe das Eiweiß ganz abtrocknet, muß das Goldblatt aufgetragen werden, wobei natürlich große Vorsicht zu beobachten ist. Nachdem das Gold aufgetragen ist, wird dasselbe angehaucht und wenn sich irgendwo lockere Stellen zeigen, werden dieselben mit zarter Baumwolle vorsichtig angedrückt. Wenn dann nach einiger Zeit der Schnitt trocken ist, so wird mit dem Abglätten begonnen, wobei man mit großer Behutsamkeit zu Werke gehen muß. Zeigen sich beim Anfang dieser Arbeit Risse oder leere Stellen in dem Golde, so müssen diese zuerst ausgebessert werden; sodann wird mit einem breiten Glättzahn, welcher aus einem mit einem ziemlich langen Stiel versehenen Achat oder Blutstein besteht, fortgearbeitet, bis der Schnitt spiegelblank ist.

„Aber wie bringt man den Rücken der Bücher so rund? Wird derselbe wohl so rund ausgeschnitten?" fragte einmal ein alter Mann einen Buchbinder. Vielleicht hat mancher Leser des Magazins sich schon mit ähnlichen Fragen beschäftigt. Das Runden der Bücher ist aber sehr einfach. Zuerst wird der Rücken geleimt, dann wird das Buch auf beiden Seiten mit einem Hammer geklopft, aber sehr vorsichtig, damit sich nicht welche von den Lagen verschieben, die man nicht leicht wieder in Ordnung bringen kann. Ist das Buch sehr dick, so kann es jetzt ein wenig gepreßt werden, aber der Rücken muß

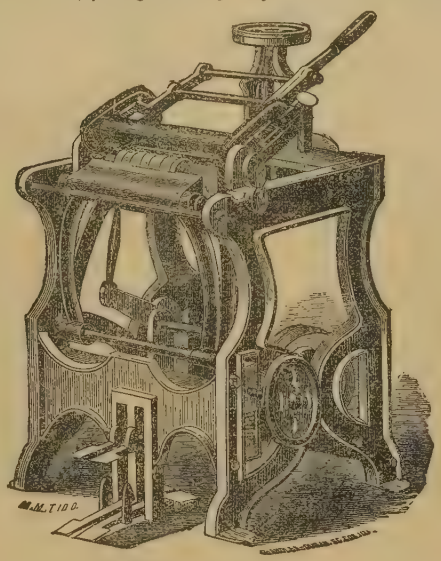
aus der Presse vorstehen, damit derselbe nicht gedrückt wird. Sodann spannt man dasselbe in die Maschine, in welcher der Rücken desselben abgerundet wird und wovon der Leser hier ein Holzschnitt sieht. Das Buch kommt in der Rückenwalze in eine Presse, so daß nur der Rücken desselben daraus hervorsteht, dann nimmt der Buchbinder eine sich an der Maschine befindliche und mit einem Handgriff versehene Walze und fährt mit derselben über den Buchrücken hin und her bis derselbe ganz rund ist.



Vergoldpresse für Handarbeit.

Jetzt müssen endlich die Decken zubereitet werden. Dazu wird ebenfalls eine Maschine benützt. Die einfachste Maschine zu diesem Zweck, hat ganz die Form eines deutschen Tabaksmessers, womit die alten „Smokbröder" ihren Rolltabak schneiden, nur daß das Messer länger ist und in Eisen hängt anstatt auf einem Holzgestell. Dieselbe ist aber nur zum Handgebrauch bestimmt und macht blos einen Schnitt auf einmal. Eine andere Maschine hingegen, wovon wir ebenfalls hier eine Abbildung mittheilen, welche neulich auch in unserer Binderei eingeführt worden ist und die mit Dampf getrieben wird, macht sieben Schnitte auf einmal und kann durch Verschieben der Messer nach Belieben gestellt werden. Dieselbe eignet sich jedoch hauptsächlich, wenn größere Quantitäten von Decken hergestellt werden, während die jedesmalige Versetzung der Messer für einzelne Schnitte zu viel Zeit in Anspruch nehmen würde. Sowie nun für die Seitendecken des Buches ein Stück Pappdeckel von entsprechender Größe geschnitten werden muß, so ist dieses auch für den Rücken erforderlich. Bei guten Einbänden werden die Bünde durch die Decken gezogen. Nachdem nun die steife Decke an das Buch befestigt ist, so wird dasselbe überzogen, worunter man die Arbeit versteht durch deren Ausführung man ein Buch mit einem entsprechenden Stoff, sei es Leder, Seidenzeug, Leinwand oder Papier überzieht.

Die Deckenverzierung geschieht meistens durch entsprechende Pressung. Wird Vergoldung angebracht, so geschieht das bei einzelnen Büchern häufig von Hand, bei mehreren Büchern gleicher Gattung aber mit der Vergoldpresse (embossing press). Bei der Handvergoldung bedient man sich Fileten, Rollen ꝛc., womit die geraden und Schlangenlinien in Goldpressung auf die Bücher gemacht werden. Namen und Titel zu vergolden, dazu gebraucht man eine kleine Klammer, in welche man bewegliche Buchstaben mittelst Schrauben befestigt und dieselben aufprägt. Zur Vergoldung mit der Maschine hat man dagegen feste Platten. Das Vergolden ist eine der schwierigsten Arbeiten in der Binderei. Der Vergolder muß seinen Stoff und die Wirkung der angewandten Mittel genau kennen, um die Masse des Stoffs und die Maschine genau regeln zu können. Der Rücken



Rückenwalze.

eines Buches wird gewöhnlich, je nach dem Zweck desselben in verschiedene, gewöhnlich in fünf Felder eingetheilt. Als Regel gilt, daß der Titel ins zweite Feld von oben kommt, ist eine Band- oder Jahrzahl beizudrucken, so kann diese in das zweite Feld von unten gesetzt werden. Ein aus mehreren Bänden bestehendes Werk muß ganz gleichmäßig vergoldet werden, so daß Linien und Titel in gleicher Richtung stehen.

Fast in allen Buchbindereien wird gegenwärtig Messingschrift benutzt, welche nicht schwitzt, wie das bei den gewöhnlichen Buchstaben oft vorkommt. Die Buchstaben müssen nemlich zuerst geheizt werden und dann wird das Gold in das betreffende Feld aufgelegt, oder mit der Schrift aufgehoben und aufgedruckt. Der Druck muß gleichförmig sein und der Wölbung des Rückens folgen. Das von der Vergoldung übrigbleibende Gold auf der vergoldeten Fläche wischt man mit einem Tuchlappen ab, welcher, wenn längere Zeit gebraucht, verkauft und gut bezahlt wird.

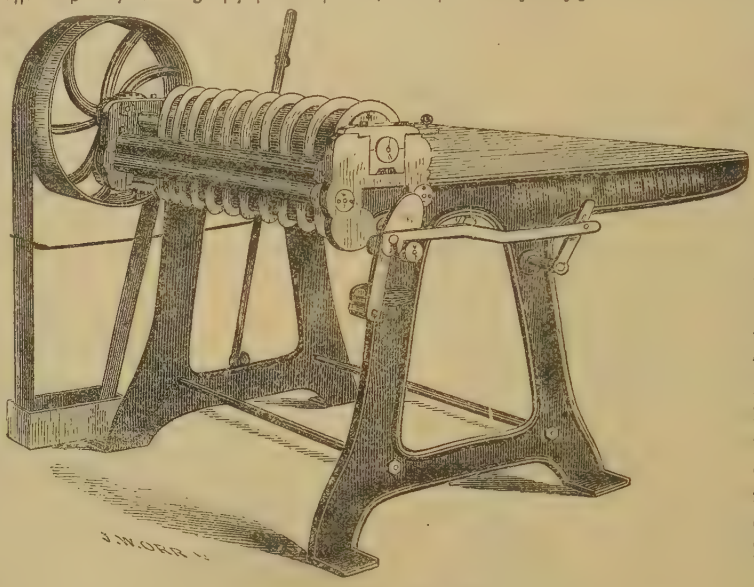
Bei der Vergoldpresse werden, wie schon bemerkt, bei dem Aufdrucken von Titel ꝛc., statt beweglichen Buchstaben Platten benutzt, welche mit Dampf in gleichmäßiger Hitze gehalten werden. Die Platten oder Stempel werden gravirt und sind dieselben oft in einem Stück und somit nur für bestimmte Größen anwendbar, oder auch aus mehreren Theilen bestehend, welche je nach Bedürfniß zusammen gesetzt werden.

Die Anwendung der Platten ist nach der Construction der Vergoldpressen bedingt. Gewöhnlich wird die Platte an die obere Druckfläche der Presse befestigt und der zu vergoldende Gegenstand untergeschoben. Die Kraftanwendung beim Druck der verschiedenen Stoffe muß nach den Eigenschaften derselben unter namentlicher Berücksichtigung der Größe geregelt werden. Weitere besondere Aufmerksamkeit verdient der Wärmegrad der Platten beim Vergolden.

Wie bei allen Dingen, läßt sich eine Fertigkeit bei der Plattenvergoldung nur durch Uebung erreichen, namentlich Sauberkeit im Grundiren und die Regelung des Wärmegrads. Ebenso sorgfältig hat man darauf zu achten, daß sich die zu vergoldende Decke 2c. jedesmal genau unter der Druckseite der Platte befindet. Sind die Bücher soweit fertig, so werden sie noch gefirnißt und, je nachdem das Buch ist, vielleicht noch Rahmen und Schloß, oder auch nur ein Schloß daran angebracht.

Noch vieles wird in der Buchbinderei verfertigt und würde es ein Buch füllen, dieses Alles genau zu beschreiben, denn dieses Fach hat sich seit seiner Entstehung sehr verzweigt.

So hätten wir nun in den acht Heften des Magazins den Leser so ziemlich durch die ganze Anstalt geführt und ihm auf etwa siebenundzwanzig Seiten Alles, was da ist, und was verrichtet wird, übersichtlich in gedrängter Kürze geschildert. Zudem haben ihm die einundfünfzig Illustrationen die Sache noch deutlicher veranschaulicht und freut es mich sehr, das Bewußtsein zu haben, daß diese Schilderungen nicht nur gefielen, sondern auch dazu beigetragen haben, die Leser genauer mit unserer Buchanstalt bekannt zu machen und manches schlummernde Interesse für dieselbe wach zu rufen.



Maschine zum Deckenschneiden.

Da nun Manche sehr begierig sind, einige der interessantesten Vorfälle aus der früheren Geschichte der Anstalt zu erfahren, so werden wir uns bemühen, durch einen „Nachtrag" auch diesem Verlangen entgegen zu kommen. Deßhalb gehabt euch wohl bis zum Nächsten.

Sonntagschule.

Blüthen und Früchte.

Gepflückt an der Lakeside S. S. Versammlung von W. H.

Indem ich nebenbei eine Einladung hatte, einmal die Freunde auf Kelley's Island zu besuchen, um für sie zu predigen, so machte ich mir die Gelegenheit zu nütze, der etwa sechs Meilen von der Insel bei Lakeside tagenden S. Schul-Versammlung beizuwohnen. Viel Vergnügen machte es mir, dort auch Bruder Regele von Sandusky, sammt seiner Familie, seinem Bruder von Tiffin und andere Freunde zu treffen. Eine kurze Blumenlese von dem dort Gehörten und Erlebten wird den Lesern des Magazins gewiß nicht unwillkommen sein.

Der zukünftige Mann ist das Kind der Gegenwart.

Ueber dieses Thema redete Rev. W. F. Crafts sehr interessant und belehrend. Er verglich den Einfluß, welcher gegenwärtig auf den Geist des Kindes ausgeübt wird, mit dem Einfluß, welchen die Gebräuche der Vergangenheit auf das jetzige Geschlecht hatten. Die Anerkennung der Wichtigkeit und Bedeutung der Kindheit sei die Handelsmarke der Gegenwart, welche von zukünftigen Generationen gelesen werde. Weder in der Geschichte, noch in der Poesie oder Malerei der Vorzeit, finden wir die Kindheit anerkannt. Die Bibel führt uns zuerst die Jugendgemälde ihrer Heroen vor. In unserer Zeit wird diesem Gegenstand die größte Aufmerksamkeit geschenkt. Eine große Mehrheit der werthvollsten Statuen an der Weltausstellung in Philadelphia waren Scenen aus dem Leben der Kindheit, in Marmor übertragen. Erfindung und die Bildung der Jugend sind die beiden leitenden Ideen unseres Jahrhunderts, und die kleine Mary Newton, welche die Batterien bei der Sprengung von „Hell-Gate" abfeuerte, ist ein Bild hievon. Diese Idee findet sich weder in der Mythologie, noch in der Geschichte, sondern allein in der Bibel—sie wird in Bethlehem gefunden. Die alten Heidenvölker tödteten die schwächlichen Kinder, weil es sich der Mühe nicht lohne, sie aufzuziehen, welcher Gebrauch die Welt um Isaak Newton, Lyman Beecher, Charles Sumner u. a. m., beraubt haben würde; aber die christliche Welt der Gegenwart wägt die Menschen mehr nach deren Seele, als nach dem Körper. Die Ge-

genwart pflegt und schützt die Rechte der Kindheit. Es war eben soviel Kraft im Dampfe, ehe Watts dieselbe nutzbar machte; aber erst durch seine Erfindung wurde dieselbe verwendet; ebenso können wir auch heute noch gar nicht ermessen, welch ein Mann der Zukunft aus dem Kinde der Gegenwart hervorgehen mag.

Kleinkinderklassen.

Br. Craft's Gattin läßt an Gewandtheit auf dem S. Schul-Gebiete ihrem Manne nichts nach. Die Kleinkinderklasse scheint sie sich zum besonderen Gegenstande ihres Studiums gemacht zu haben. Sie befürwortet eine Eintheilung der zahlreichen Kleinkinderdepartements in kleinere Klassen. Etwa zehn Schüler unter einem Lehrer, um die Klasse zu registriren, die Bücher auszutheilen 2c. Bei den allgemeinen Uebungen jedoch soll die Schule nicht getrennt werden. Eine solche Eintheilung könnte ich unterstützen, wiewohl sich Mrs. Alden, ebenfalls eine berühmte Kleinkinderlehrerin, entschieden dagegen aussprach.

In der Schule befürwortete Mrs. Crafts für die Kleinen ein eigenes Zimmer und dasselbe mit Carpet, Orgel, Wandtafel, Bilder 2c., schön ausgestattet. Wenn man kein besonderes Zimmer haben kann, so ziehe man einen Vorhang vor eine Ecke des Schulzimmers, um die Aufmerksamkeit der Kleinen von andern Gegenständen abzuziehen.

Den Erfolg des Unterrichts in der Kleinkinderklasse illustrirte sie durch ein Geschichtchen von einem Knaben der Vogelnester suchte, um die Jungen zu füttern. Er konnte dieselben aber nur dadurch bewegen, ihre Schnäbelchen zu öffnen, daß er piepsen lernte wie die Vogelmutter. Da ist das Geheimniß. Jemehr der Lehrer die Stelle einer guten Mutter hier einnimmt, desto erfolgreicher wird er sein. Ihr Programm für den Unterricht ist: Gebet, Gesang, Wiederholung der vorigen Lection, als Anknüpfungspunkt für die gegenwärtige, und dann die Lection gehörig illustrirt. Die Kunst des Illustrirens scheint Mrs. Crafts meisterlich zu verstehen. Durch den Anschauungsunterricht auf der Wandtafel fesselt und hält sie die Aufmerksamkeit der Kinder. Dann benützt sie allerlei Gegenstände, um die Lection anschaulich zu machen. Zur Veranschaulichung einer Lection von der Auferstehung pflanzte sie einige Wochen vorher mit Hülfe der Kinder ein Saatkorn in einen Topf. Dadurch hatten die Kinder später einen Begriff von der Lection. Den Unterschied zwischen den göttlichen Verheißungen und menschlichen Versprechungen zu illustriren, benützte sie ein starkes Stück Draht und dünne Fäden. Den Draht als Bild göttlicher Verheißung konnte sie nicht brechen, aber die Fäden brach sie vor den Augen der Kinder. Ihr Mäßigkeitsgelübde ist in Form eines Wasserkruges ausgeschnitten und darauf das Gelübde gedruckt.

Erfolg in der S. Schule.

Darüber redete Dr. Pierson von Detroit. Die Aufgabe der S. Schule ist, Alle in den Wahrheiten der heil. Schrift zu unterrichten. Die Aufgabe der Predigt und des S. Schulunterrichts ist die gleiche, obwohl die Unterrichtsmethoden verschieden sein mögen, und so lange die Kinder dem Predigtgottesdienst und die Erwachsenen der S. Schule nicht regelmäßig beiwohnen, wird das erwünschte Ziel nicht erreicht werden. Eine Hauptsache sei es für einen S. Schullehrer, daß er zu beweisen im Stande sei, daß die Schrift Gottes Wort ist. Wenn wir an einem alten Dom ein Schloß hängen sehen und tausend Meilen davon den Schlüssel fänden, welcher gerade zu diesem Schlosse paßt, so wäre es nicht schwer zu beweisen, daß beide zusammen gehören. Die Prophezeiung ist solch ein Schloß und die Geschichte ist der Schlüssel dazu. Die geistliche Erkenntniß der heil. Schrift ist von unschätzbarem Werth für einen S. Schullehrer, wie sich dies besonders bei Moody zeigt. Verschiedene Methoden, Illustrationen, Wandtafeln 2c., seien sehr zu empfehlen, sagte der Redner, könnten aber auch mißbraucht werden.—Licht im Hause sei nothwendig, aber das ganze Haus solle nicht Fenster sein. Die Hauptbedingung des Erfolgs liege im Kämmerlein. Lehrer, welche persönlich und regelmäßig für ihre Klassen beten, erfahren die Freude, sie gerettet zu sehen. Es gibt gewisse Dinge, meinte Dr. Pierson, welche selbst Ungläubige nicht ertragen können, und eins derselben ist das Gebet.

Reflexionen.

Es ist höchst erfreulich, daß alle diese Uebungen, wenn auch höchst anziehend und durchgängig von einem gesunden Humor gewürzt, sich niemals von der gesunden Basis der heil. Schrift verirren und auf den Beistand des heil. Geistes und die Nachfolge Christi das größte Gewicht legen. Daneben wird besonders das Wort „Arbeit" betont. Wer in irgend einem Fach erfolgreich sein will, der muß arbeiten. Wer als Sonntagschullehrer Erfolg haben will, muß mit Gott, mit der Lection und mit der Klasse fleißig arbeiten. Die Ordnung an solchen Versammlungen ist ebenfalls sehr musterhaft, und wenn dieser Geist der Andacht, Arbeit und Ordnung von den Anwesenden in ihre resp. S. Schulen übertragen wird, kann nur ein großer Segen daraus hervorgehen. Entsprechend dem Geiste des Fortschrittes bei diesen Zusammenkünften ist auch die Einrichtung. So wie es von den Rednern erwartet wird, daß sie Neues, Interessantes und Nützliches vortragen, ist für die Leitung der Uebungen mit Gesang, Instrumentalbegleitung, Wandtafeln, Karten, Modelle 2c. 2c. hinlänglich gesorgt. Ein blinder Professor, Namens Bischoff, leitete den Gesang und der taubstumme Prof. M. G. Raffington von Columbus hielt in seiner Pantominensprache eine Rede an die Versammlung. Wenn also Blinde und Taube der Eifer für die heilige S. Schulsache ergreift, wie sollten dann Christen mit gesunden Augen und Ohren beschämt fühlen, welche derselben unthätig gegenüber—oder gar im Wege stehen.

Ueber spezielle Kindergottesdienste.

Von G. Berstecher.

Unter den speziellen Gottesdiensten verstehe ich hauptsächlich Kinderpredigten und Kinderbetstunden. Abgesehen davon, daß eigentlich eine jede Predigt auch für das Verständniß der Kinder berechnet sein sollte, so möchte ich doch um verschiedener Ursachen willen, die ich der Kürze wegen nicht alle namhaft machen will, auch gelegentliche spezielle Kinderpredigten befürworten. Diese mögen nun an die Stelle des eigentlichen Gottesdienstes treten oder zu besonderen Zeiten gehalten werden. Heilsame Früchte werden sie in beiden Fällen zur Folge haben. Ich selbst habe schon solche Kinderpredigten gehalten und mit Freuden wahrgenommen, mit welchem Interesse die lieben Lämmer dem göttlichen Worte

lauschten. Ein katholisches Mädchen befand sich einst unter den kleinen Zuhörern, und zur Unterscheidung von dem katholischen Priester nannte es mich nunmehr: der gute Mann. Die Kinder sehen und fühlen es, daß man um ihr Wohl besorgt ist, sie gewinnen Vertrauen und gewöhnen sich auch den Besuch des öffentlichen Gottesdienstes an. Durch diese speziellen Kindergottesdienste erlangen sie ein besseres Verständniß der allgemeinen Predigt; man kann ihren Bedürfnissen in ausgedehnterer Weise Rechnung tragen und sie überhaupt dem Evangelium und Christo besser zugänglich machen. Die Eltern gewinnen die Ueberzeugung, daß sich der Prediger keiner Mühe und Arbeit entzieht, ihre Kinder dem theuren Kinderfreund entgegen zu führen, und es wird dies in ihnen selbst eine ernste Thätigkeit wachrufen, auf ihrer Seite ebenfalls Alles zu versuchen, sie für Gott und den Himmel zu erziehen.

Von der Betstunde kann Aehnliches gesagt werden. Diese sollte so eingerichtet werden, daß sie auch für die Kinder interessant und segenstiftend ist. Betstunden sind durchgängig, wenn sie recht gehalten werden, ausgezeichnete Erweckungs- und Bekehrungsmittel. Und es wäre sehr wünschenswerth, wenn alle unsere Kinder von ihren Eltern zum Besuch derselben angehalten würden. Aber auch spezielle Kinderbetstunden sind sehr empfehlenswerth, nur müssen diese mit großer Umsicht geleitet werden, damit sie keinem trockenen, laxen Wesen verfallen.

Ehe ich zum zweiten Theil meiner Aufgabe übergehe, möchte ich noch bemerken, daß ich es als einen entschiedenen Fehlschlag ansehen würde, wenn solche gelegentliche Kindergottesdienste in die S. Schule verlegt würden. Obwohl sie mit dieser und für diese Hand in Hand zu arbeiten haben, sollen sie doch getrennt von ihr gehalten werden.

Damit wende ich mich der Frage zu: Wie sollen solche Kindergottesdienste gehalten werden? Besteht dieser spezielle Kindergottesdienst in einer Kinderpredigt, so sei dieser vor Allem kindlich einfach, dem Verständniß der Kinder anpassend, frisch, lebendig und kurz mit möglichst vielen Illustrationen begleitet. Je nach Umständen kann dieser Gottesdienst zu einer geeigneten Tagesstunde des Sonntags gehalten werden, jedoch so, daß er mit der Zeit der S. Schule nicht zusammenkommt. Regelmäßig solche Kinderpredigten zu halten, könnte ich nicht befürworten, aber von Zeit zu Zeit nach vorheriger Bekanntmachung dürfte empfehlenswerth sein.

Spezielle Kinderbetstunden sollten nicht nach der S. Schule gehalten werden, wo die Kinder ermüdet sind und vielleicht die Hälfte nach Hause geht. Sie sollten nicht Abends bei Licht gehalten werden, wo die Besucher extra einen Weg machen müssen und wahrscheinlich sechs aus zehn eine Entschuldigung haben werden, zu Hause zu bleiben. Etwa eine halbe Stunde vor Eröffnung der Schule würde ich als die geeignetste Zeit erachten. Man lasse es in diesen Betversammlungen nicht an Abwechslung fehlen und halte einen lebhaften, heiteren Gesang. Die S. Schullection, das Herabflehen des göttlichen Segens auf Beamte, Lehrer und Schüler könnten als besondere Gegenstände des Gebets dienen. Man gebe besonders den Kindern Anleitung und Aufmunterung, daß sie regen Antheil an diesen für sie bestimmten Betstunden nehmen und verbinde diese überhaupt so eng als möglich mit der S. Schule. Der Prediger oder S. Schulsuperintendent möchte wahrscheinlich die geeignetste Person sein, diese Kinderbetstunden zu leiten. Pünktlichkeit und Ordnung mit dem Geist der göttlichen Liebe vereinigt, sollte herrschendes Princip in solchen Betstunden sein. Beamte und Lehrer der S. Schule sollten regelmäßige Besucher derselben sein. Kommen Lehrer und Schüler unmittelbar unter den Einfluß des göttlichen Segens stehend und reichlich erfüllt mit seiner Gnade nun in der Schule zusammen, so muß—es kann nicht anders sein—der Unterricht um so segensreicher werden.

Würden diese Kindergottesdienste nur allgemeiner unter unserer Jugend eingeführt werden, so würden die Kinderbekehrungen, glaube ich, auch allgemeiner werden. Der Segen dieser speziellen Gottesdienste tritt unverkennbar hervor.

Zwischen dem Alten und Neuen Testament;

oder: die

Geschichte des jüdischen Volkes vom Abschluß des Alten Testaments bis zum Tode Herodes des Großen.

Von B. Pick.

10. Alexander Jannäus.

Die Nachfolge in der Regierung hatte Hyrcan bei seinem Tode auf seine Gattin übertragen, während sein ältester Sohn Aristobulus im Hohenpriesterthum ihm folgen sollte. Dieser, damit nicht zufrieden, riß auch die weltliche Macht an sich, indem er seine Mutter ins Gefängniß warf und sie dort verhungern ließ. Er ließ auch seine drei Brüder ins Gefängniß werfen, nur Antigonus, seinen Lieblingsbruder, ließ er frei umhergehen. Er zog dann nördlich vom See Genezareth gegen Ituräa und unterwarf sich dessen Bewohner.

Bald darauf starb er an einer Krankheit, nachdem er seine letzten Tage noch durch Brudermord befleckt, weniger durch eigene Schuld, als durch List seiner Feinde.

Als Aristobulus gestorben war, entließ seine Gattin Salome Alexandra, die Brüder ihres Gemahls und erhob den ältesten von ihnen, Alexander Jannäus, zum König und Hohenpriester, indem sie ihm gleichzeitig ihre Hand reichte.

Alexander Jannäus (104–78 v. Chr.) hatte viel nach Innen und nach Außen hin zu thun. Zuerst zog er gegen Ptolemais und schloß die Stadt ein. Er mußte jedoch die Belagerung bald aufgeben, als der egyptische Prinz Ptolemäus Lathyrus den Bewohnern in Ptolemais zu Hülfe zog. Um nun Alexander's Treulosigkeit zu rächen, zog Ptolemäus gegen Alexander, besiegte ihn und jagte das Heer in die Flucht, also daß das ganze Land dem Ptolemäus offen stand. Rechtzeitige Hülfe von Egypten hielt Ptolemäus von weiterem Vordringen ab, und Alexander blieb wieder Gebieter seines Landes.

Befreit von dieser Gefahr, sann Alexander auf neue Eroberungen. Er begann mit der Eroberung Gadaras und Amathus' am Jordan, wandte sich sodann gegen Philistäa, eroberte Raphia, Anthedon und zuletzt das altberühmte Gaza. So waren neun Jahre seiner Regierung verflossen. Da begann es im Innern unruhig zu werden. Die beiden Parteien wühlten unheilvoll im Volk. Anfangs hatte der König es mit der pharisäischen Partei gehalten. Müde aber der ewigen Plänkeleien, die ihm sein Leben verbit-

terten, sagte er sich von dieser Partei los und ging zu den Sadducäern über, nachdem er an einem Laubhüttenfeste, an welchem das Volk, von den Pharisäern angestachelt, ihn zu verhöhnen gesucht, 6000 der Rädelsführer hatte hinrichten lassen.

Bald darauf gerieth Alexander durch neue Kriegsunternehmungen in neue Verwickelungen. Er zog gegen den arabischen Fürsten Obedas, kam aber so ins Gedränge, daß er kaum mit dem nackten Leben davon kam. Als Flüchtling kam er nach Jerusalem. Diesen Zeitpunkt seiner Schwäche benutzten die Pharisäer und ein Aufstand brach gegen ihn los. Sechs volle Jahre hatte er gegen sein eigenes Volk zu kämpfen. Endlich gelang es ihm wieder, Herr der Situation zu werden. Die Häupter des Aufstandes flüchteten zuletzt nach Bethome oder Bemeselis, wo sie von Alexander belagert wurden. Nach Eroberung der Stadt brachte sie Alexander als Gefangene nach Jerusalem und ließ dort—wie Josephus berichtet—mitten in der Stadt, während er mit seinen Buhlerinnen einem Gelage sich hingab, vor seinen Augen etwa 800 der Gefangenen kreuzigen, und während sie noch lebten vor ihren Augen ihre Kinder und Weiber hinschlachten. Seine Gegner in Jerusalem geriethen darüber in solchen Schrecken, daß sie—8000 an der Zahl—bei Nacht sich flüchteten und, so lange er lebte, das jüdische Land mieden.

Von nun an hatte Alexander, so lange er noch regierte, im Innern Frieden. Nicht so nach Außen. Drei Jahre lang führte er nach Außen hin noch Krieg, bis er endlich sein Ende herannahen fühlte. Eine Krankheit in Folge von Unmäßigkeit zehrte an seinem Leben und er starb mitten im Kriegsgetümmel während der Belagerung der Feste Ragaba im Jahr 75 v. Chr. Was er seiner Gemahlin kurz vor seinem Tode gerathen (siehe Juni-Heft im Magazin 1876), läßt sich eben nur aus seinem Verhältniß zu den Pharisäern erklären.

11. Die letzten Hasmonäer. Siege des Pompejus.

Nach Alexander's Verfügung ging die Regierung auf seine Gemahlin Alexandra (hebr. Salome) über, während ihr ältester Sohn, Hyrcan, die priesterliche Würde übernahm. Sie war in allen Stücken das Gegentheil ihres Gemahles. Vor allen Dingen liebte sie den Frieden und suchte mit den Pharisäern ein freundschaftliches Verhältniß anzuknüpfen und lebte ganz nach pharisäischen Grundsätzen. Neun Jahre regierte sie, blieb im Besitz der Eroberungen ihres Gemahles und in Freundschaft mit den benachbarten Fürsten. Allein das unruhige Wesen der Pharisäer trübte oft ihr Leben. Denn nicht blos bestanden sie darauf, daß die wieder zurückgerufen wurden, die verbannt waren, sondern suchten auch die Anhänger des Jannäus zu vernichten. Allein dieses despotische Gebahren ließ sich denn doch der Adel nicht gefallen. Eine Gesandtschaft desselben, darunter der eigene Sohn der Alexandra, Aristobul, begab sich zur Königin und bat, sie dem Treiben der Pharisäer Einhalt zu thun, und die Königin mußte sich wohl oder übel dazu verstehen.

Die letzten Tage Alexandra's wurden getrübt durch eine Empörung ihres eigenen Sohnes Aristobul. Er wollte sich der Herrschaft bemächtigen und brachte zu diesem Zweck zunächst die Festungen des Landes in seine Gewalt. Als die Zahl seiner Anhänger wuchs, geriethen die Aeltesten des Volkes und Hyrcan in große Besorgniß und suchten die Königin zu veranlassen, Maßregeln gegen ihn zu ergreifen. Ehe es jedoch zum Kampfe kam, starb sie im Jahre 69 v. Chr.

Die Pharisäer setzten nun Hyrcan II. auf den Thron. Das galt dem Aristobul als Zeichen zum Angriff. Er rückte nun mit einem Heer gegen seinen Bruder, den er bei Jericho besiegte, so daß er sich auf die Burg von Jerusalem flüchten mußte. Aber auch hier mußte er sich ergeben und Frieden schließen, wodurch Aristobul König und Hoherpriester wurde.

Damit war aber die Sache nicht erledigt. Denn nun mischte sich der Idumäer Antipater oder Antipas ins Spiel, dessen Vater, der ebenfalls Antipas hieß, von Alexander Jannäus als Statthalter von Idumäa eingesetzt worden, dem sein Sohn gefolgt war. Schlau und listig suchte er den schwachen Hyrcan zu überreden, sein Reich wieder zu erobern. Er spiegelte auch Hyrcan vor, daß sein Leben in Gefahr sei, und veranlaßte ihn, bei Nacht aus Jerusalem zum arabischen Könige Aretas zu fliehen, den er mit ins Bündniß gezogen. Nun zog Aretas mit 50,000 Mann gegen Aristobul, der sich auf die Tempelburg zurückziehen mußte, wo er von Aretas und Hyrcan belagerte wurde.

Während dies in Judäa vorging, hatte Pompejus bereits seinen Siegeszug durch Asien begonnen. Er hatte im Jahre 66 v. Chr. den Mithridates besiegt und in demselben Jahre die freiwillige Unterwerfung des Tigranes angenommen. Während er nun selbst weiter in Asien vordrang, sandte er im Jahre 65 v. Chr. den Scaurus nach Syrien. Als er nach Damaskus kam, hörte er von dem Bruderkrieg in Judäa und zog unverzüglich dorthin, um den Streit der Brüder sich zu Nutze zu machen. Kaum in Judäa angekommen, erschienen vor ihm Gesandte von beiden Brüdern. Scaurus erklärte sich für Aristobul, und Aretas mußte die Belagerung aufheben, der von dem ihm nachfolgenden Aristobul eine empfindliche Niederlage erlitt.

Im folgenden Jahre kam nun Pompejus selbst nach Damaskus und beide Brüder brachten ihre Angelegenheit vor. Pompejus hörte alles ruhig mit an, erklärte jedoch die Sache selber in Jerusalem zu entscheiden. Aristobul wollte sich vor der Hand sichern, zog von Damaskus nach Alexandrien und verschanzte sich dort. Pompejus forderte Aristobul zur Uebergabe der Festung auf, was er denn auch endlich that, zog aber zugleich nach Jerusalem, um sich hier zum Widerstand zu rüsten. Pompejus folgte ihm und erschien in der Nähe von Jerusalem. Aristobul begab sich ins Lager des Pompejus und bat ihn, die Feindseligkeiten einzustellen, wofür er die Stadt erhalten sollte. Pompejus damit zufrieden, schickte seinen Feldherrn Gabinius ab, um von der Stadt Besitz zu nehmen, hielt jedoch Aristobul im Lager zurück. Gabinius fand jedoch die Thore der Stadt verschlossen, worüber Pompejus so erbittert war, daß er Aristobul gefangen nehmen ließ und vor die Stadt rückte. Hyrcan übergab die Stadt dem Pompejus, während die Anhänger Aristobul's auf die Tempelburg flüchteten. Drei Monate dauerte die Belagerung der Tempelburg, bis es endlich gelang, an einer Stelle Bresche zu schießen. Nun drangen die Feinde hinein und ein furchtbares Blutbad entstand. Die Priester, mit Opfern beschäftigt, wollten sich nicht stören lassen in ihrem Beruf und wurden am Altare niedergehauen. Nicht weniger als 12,000 Juden sollen umgekommen sein. Pompejus selbst drang in das Allerheiligste ein, das sonst nur der Fuß des Hohenpriesters betreten durfte. Die Schätze und Kostbarkeiten des Tempels ließ er unberührt und trug auch Sorge dafür, daß der Gottesdienst ungestört seinen Fortgang nahm. Ueber die Besiegten hielt er ein strenges Gericht. Hyrcan erhielt die Priesterwürde und wurde zum Fürsten seines Volkes ohne Königstitel ernannt. Judäa

wurde in sich abgegrenzt, die Wälle der Stadt wurden niedergerissen, während Aristobul mit seinen beiden Söhnen, Alexander und Antigonus, nebst seinen beiden Töchtern im Triumphzuge nach Rom gebracht wurden, 61. v. Chr.

Paulus zu Corinth.

10. Lection für Sonntag den 2. September, 1877.—Apstg. 18, 1—11.

Grundgedanke: Ernst und Eifer im Dienste Gottes.—**Haupttext:** Röm. 12, 11.

1. **Geschichtlicher Zusammenhang.** Von Athen reiste Paulus im Jahr 52 nach Corinth, ungefähr 45 bis 50 Meilen westlich von Athen. Corinth war eine blühende Handelsstadt, war sehr reich und stand Athen nur wenig nach in der Wissenschaft; war aber auch durch diese Dinge in zügellose Ausschweifung versunken. Hier blieb Paulus ein und ein halbes Jahr lang und gründete die vierte europäische Gemeinde. Hier brachte ihm Timotheus Nachricht von den Gemeinden in Thessalonich. Von hier aus schrieb er seine ersten Briefe, die Episteln an die Thessalonicher, welches nicht nur seine ersten Schriften, sondern sehr wahrscheinlich die ersten Schriften des neutestamentlichen Kanons waren.

Auch hier hatte der Apostel großen Widerstand von den abgeneigten Juden, so daß er endlich entrüstet ihnen den Abschied für immer gab und sich ganz zu den Heiden wendete.

Die Erfahrungen des Apostels Paulus sollten mit Eifer gelesen werden, denn dieselben sind voller Aufmunterungen für alle Gläubigen und sein Beispiel ist nachahmungswerth und nützlich. Zu bemerken ist noch, daß Paulus in Athen zwar nicht sehr verfolgt oder gar vertrieben wurde, wie an andern Orten, aber seine Aufnahme war so kalt und die Aussichten für Gottes Werk so gering, daß er es nicht der Mühe werth hielt, länger zu bleiben; er überließ die Gläubigen der Aufsicht des Dionysius und suchte ein mehr versprechendes Arbeitsfeld.

Welchen Fleiß und Eifer für Gott dieser Mann an den Tag legte! Wie sollten doch wir uns befleißigen, etwas zur Ehre Gottes und fürs Wohl armer Seelen zu thun.

II. **Textерklärung.** Lectionsplan: 1. Treue im Berufsgeschäft; 2. Brünstig im Geist; 3. Eifrig im Gottesdienst.

Vers 1–2. Gott sorgt väterlich für seine Kinder. Als Paulus nach Corinth kam, war er ein Fremdling daselbst. Auf dem Pfad seiner Pflicht wandelnd, traute er auf Gott und siehe, er fand ein Unterkommen. Der Kaiser verbannte die Juden aus Rom; eine Familie kam nach Corinth und bei ihnen fand Paulus eine Heimath. Daraus lernen wir: 1. Daß die Frommen sich finden und einander beistehen auch in fremden Ländern. 2. Daß der Apostel in diesen Leutchen einen wahren Schatz fand und gerne bei ihnen blieb. So leitet Gott in seiner Vorsehung Alles zum Besten Denen, die ihn lieben.

Vers 3. Hier finden wir einen besonders lehrreichen Punkt für unsere Jugend. 1) Paulus arbeitete auf seinem Handwerk für seinen Lebensunterhalt; er war ein Zeltenmacher, oder nach Andern Teppichweber (?). Alle Juden zu jener Zeit mußten ein Handwerk lernen. Ihr Motto war: „Wer seinen Sohn kein Handwerk lehrt, macht einen Dieb aus ihm." Paulus schämte sich nicht zu arbeiten! Handwerk hat einen goldenen Boden.

2) Ob er wohl ein Recht hatte, vom Evangelium zu leben, wollte er doch den armen Leuten nicht zur Last werden. Das zeigt Demuth, Fleiß und Sparsamkeit.

3) Obschon er ein gelehrter Mann war, schämte er sich nicht, mit diesen lieben Leuten zu arbeiten, denn sie liebten Gott. Von Aquila wissen wir: a. daß er ein Jude war, gebürtig aus Pontus; b. daß er erst kürzlich von Italien kam und c. daß er mit andern Juden verbannt wurde durch den Kaiser Claudius, um einer Empörung willen, die man den Christen zuschrieb, denn Aquila und sein Weib waren bekehrt. Sie haben ihre Heimath aufgegeben um Jesu willen.

Vers 4–5. Paulus vergaß sein Amt nicht über der Arbeit; er predigte den Juden und den Griechen. 1. Durch Argumente. Er suchte sie durch Beweisgründe zu überzeugen, nicht mit Gewalt; 2. Er suchte sie zu überreden, das zeigt uns seinen Eifer und die guten Folgen, welche er erzielte. Es war ein innerer Drang da, der ihm keine Ruhe ließ zu bezeugen, daß Jesus der Christ sei.

Vers 6–7. Endlich war das Maß voll. Ueberall waren es die Juden, die dem Evangelium widerstanden, so auch hier; sogar zur Lästerung trieben sie es.

1. Sie entschlossen sich, nicht zu glauben und Alles zu thun, Andere vom Glauben abzuhalten. Was ihnen an Gründen und Erkenntniß mangelte, ersetzten sie durch Schimpf und Lästerworte. Ihren Unglauben zu rechtfertigen, lasterten sie Gott und sein Evangelium.

2. Paulus fühlte sich nun frei von aller Verbindlichkeit seinen früheren Glaubensgenossen und Landsleuten gegenüber, zum Zeugniß schüttelte er seine Kleider und warf ihr Blut auf ihr eigenes Haupt, d. h. 1] Er hat seine Pflicht gethan, er war frei von ihrem Blut. Gehen sie verloren, so ist es ihre Schuld. 2] Verloren gehen müssen sie, so sie in Starrsinn verharren, und sie sind ihre eigenen Zerstörer. Hätte Etwas sie erweichen können, hätte dieses es gewiß gethan.

3. Ob er auch die Juden aufgibt, das Werk gibt er nicht auf; die Heiden sollen nun seine ganze Zeit haben. Die Juden können sich nun nicht beklagen, denn sie haben das angebotene Heil von sich gewiesen. Nur ein Mensch, der seine ganze Pflicht gethan hat, kann eine solche Sprache führen, wie Paulus hier that.

Zum Zeichen seines Ernstes veränderte er nun sein Quartier. Von der Synagoge gings in eine Wohnung. Da die Juden ihm die Schule schlossen, predigte er in einem Wohnhaus, denn das ist die Meinung im Text. Nahe bei, die nächste Thür zur Synagoge wohnte Justus; von ihm ist weiter nichts bekannt, als daß er ein bekehrter Jude war. Manche behaupten, Paulus sei absichtlich so nahe bei der Schule geblieben, um das Volk anzuziehen, Andere hingegen, um zu zeigen, wie nahe das Heil kommen kann und doch gehen Sünder verloren, weil sie es nicht aufnehmen.

Vers 8. zeigt, daß die Frucht nicht ausblieb, sogar ein Vorsteher wurde gläubig und viele Andere, so daß Paulus nun eine eigene Gemeinde gründen konnte.

Vers 9. Sah Paulus zur Stärkung und Aufmunterung ein Gesicht vom Himmel. Der Herr Jesus redete mit ihm und füllte sein Herz mit Trost.

1. Er erneuerte seinen Beruf zum Predigtamt. Fürchte dich nicht u. s. w.

2. Er versprach ihm seine Gegenwart, ich bin mit dir.

3. Er versprach ihm Schutz und Schirm. Es war tröstlich für Paulus zu wissen, daß es hier nicht gehen sollte, wie in Philippi. Der Besuch kam in guter Zeit.

4. Er versprach ihm guten Erfolg. Laßt uns nie zweifeln an irgend einem Ort, der Herr hat sich ein Volk erwählt und will es schützen. Dieses gab ihm Muth zur Arbeit, und er blieb ein Jahr und sechs Monate daselbst.

1) Um Die, welche draußen waren, zu gewinnen und zu retten.

2) Um Die, welche gläubig waren, aufzubauen und zu stärken.

Hier ist eine Aufmunterung für Sonntagschul-Arbeiter: 1] Der Herr gebietet es; 2] der Herr tröstet; 3] er verheißt Erfolg.

Paulus zu Corinth; Seine Hindernisse; a. die Verderbtheit der Heiden; b. die Vorurtheile der Juden; c. seine eigene Untüchtigkeit.

Der Grund seiner Hoffnung: a. der Erfolg seiner früheren Arbeit; b. die Kraft der göttlichen Wahrheit; c. die spezielle Verheißung. Der Erfolg: 1. persönliche Erfahrung göttlichen Wohlgefallens; 2. die Bekehrung vieler theurer Seelen; 3. die Gründung einer christlichen Gemeinde.

III. **Nutzanwendung.** Aus dieser Lection lernen wir:

1. Daß man auch im alltäglichen Geschäft Gott treulich dienen kann.
2. Daß die zeitliche Arbeit uns nicht hindert nützlich zu sein in geistlichen Dingen. Das sollten sich Viele merken, die immer „keine Zeit haben."
3. Daß der Herr Jesus die tröstet, die seines Trostes bedürftig sind. Kinder! schämt euch nicht zu arbeiten, es ist eine Ehre.
4. Vergeßt nicht, eure Pflicht zu thun am Sonntag.
5. Lernet früh etwas für Jesum zu thun.

Fragen: Wen fand Paulus zu Corinth? Warum wohnte er bei ihnen? Warum verließ er die Synagoge? Was gab ihm neue Kraft und neuen Muth? Wie lange blieb Paulus zu Corinth? An wen schrieb er von hier aus?

Wortstudien.

Athen—Die Hauptstadt von Griechenland; war sehr berühmt von Alters her.

Corinth—Schön. Ist berühmt in der Kirche, weil sie so viel that, um Gottes Werk zu verbreiten. Als Stadt stand sie Athen nur wenig nach.

Aquila—Ein Adler. Ein pontischer Jude, der von Rom nach Corinth gezogen.

Priscilla—Scheint tüchtig gelehrt gewesen zu sein nach Apg. 18, 26. Sie war das Weib Aquilas.

Justus—Gerecht. Ein Gläubiger zu Corinth, bei welchem Paulus predigte.

Crispus—Ein bekehrter Schulvorsteher, den Paulus taufte mit seinem ganzen Hause. Tradition sagt, daß er später Bischof von Aegina war.

Kleinkinderklasse. Paulus soll als Muster und Vorbild hier betrachtet werden. Vor Allem liebte er den Heiland und deßhalb die armen Menschen, die in der Sünde lebten. Deßhalb arbeitete er mit großem Eifer, um dieselben zu Jesu zu führen. Er vernachlässigte dabei aber auch seine irdischen Pflichten nicht. Er war fleißig. So muß es sein. Wer seine Pflicht versäumt, ist kein wahrer Christ. Also: Ein wahrer Christ liebt Gott, liebt seine Mitmenschen und erfüllt seine Pflichten.

Als **Illustration** erzähle man hier von dem Ernst und Fleiß in der Pflichterfüllung aus dem Leben Luther's, Wesley's, Bischof Seybert's 2c. 2c.

Wandtafel.

Predigt	fuer		Vers 5
Arbeitet		CHRISTUM	" 3
Unverdrossen			" 9
Lehret in der Schule			" 4
Unerschrocken			" 9
Sieht Frucht seiner Arbeit			" **10**

Paulus zu Ephesus.

11. Lection für Sonntag den 9. September, 1877.—Apstg. 19, 1—12.

Grundgedanke: Die Nothwendigkeit des heiligen Geistes.—**Haupttext:** 1. Thess. 1, 5.

I. **Geschichtlicher Zusammenhang.** Nach der Begebenheit in der vorigen Lection blieb Paulus noch geraume Zeit in Corinth, dann wurde das Verlangen in ihm wach, die Brüder in Jerusalem zu sehen; er war nun lange Zeit abwesend von ihnen und er traf Anstalt abzureisen. Er nahm seine freundlichen Gastleute mit sich, und sie schifften sich ein, nach dem Osten zu reisen. Paulus wollte nemlich bis aufs Fest in Jerusalem sein.

Zuerst ging die Reise nach Ephesus in der Provinz Jonia am westlichen Ufer oder Flachland Kleinasiens, ungefähr dreißig Meilen von Smyrna. Ephesus war eine reiche Handelsstadt, aber ganz der Abgötterei hingegeben. Die Göttin Diana hatte einen Tempel daselbst, 425 Fuß lang und 220 Fuß weit, es waren 127 Marmorsäulen darin vom allerfeinsten Marmor, jede 60 Fuß hoch. Jede dieser Säulen war das Geschenk so vieler Könige. Dieser Tempel wurde verbrannt in der Nacht vom 13–14. October im Jahr 356 v. Chr., die nemliche Nacht, da Alexander der Große geboren wurde. Der Tempel wurde wieder gebaut in gleicher Größe und Pracht und war eines der sieben Wunder der Welt. Diese Stadt wurde nun der Mittelpunkt von Pauli Wirksamkeit für etwa drei Jahre, von 54–57. Von hier aus schrieb er die Epistel an die Galater, die erste an die Corinther und vielleicht an Titus, sowie die erste an Timotheus. Aquila und Priscilla, Apollos, Tychicus, Timotheus und andere scheinende Lichter waren später Lehrer hier. Nach Pauli Märtyrerthum kam die Gemeinde unter die Pastoralaufsicht des Johannes, der schon von Patmos aus eine so wichtige Epistel an sie schrieb. Dort soll auch Johannes sein Evangelium und seine Episteln geschrieben haben.

Es ist also leicht einzusehen, daß Ephesus ein wichtiger Punkt war für die Kirche jener Zeit und ist daher von Interesse, zu erfahren, wie das Werk anfing und welchen Erfolg Paulus hatte daselbst.

Die heutige Lection kann ihrer Eigenthümlichkeit wegen auch „das Evangelium des heiligen Geistes" genannt werden.

II. **Texterklärung.** Lectionsplan: 1. Johannes Jünger; 2. Taufe des heiligen Geistes; 3. Der heilige Geist erlangt und bezeugt.

Vers 1–2. Wer dieser Apollo war, ist im vorigen Capitel Vers 24 erklärt. Apollos begoß zu Corinth was Paulus daselbst gepflanzt hatte, und ob auch etliche eine Trennung zwischen beiden verursachen wollten 1. Cor. 1, 12., so brachten sie es doch nicht zu Stande, denn Paulus war nicht ehrgeizig. In Ephesus fand Paulus etliche Jünger, die bekannten den Glauben an Christum, aber scheints aus Mangel an Erkenntniß, waren sie noch nie auf den Namen Jesu getauft, vielleicht hatten sie auch keine Lehrer. Paulus unterrichtete dieselben, sie antworteten ihm offenherzig auf alle seine Fragen. Das Siegel des heiligen Geistes mangelte ihnen, aber sie waren aufrichtig. Merke: Es ist von Wichtigkeit, zu wissen, ob man die Gnadengaben des heiligen Geistes, empfangen hat, denn sie sind allen Gläubigen verheißen. Den Baum erkennt man an der Frucht. Bringen wir die Frucht des Geistes? Wandeln wir im Geist?

Sie wußten nichts vom heiligen Geist. Wohl mögen sie aus dem Gesetz gewußt haben, daß der heilige Geist kommen würde, aber daß er allbereits ausgegossen sei, war ihnen fremd. Es fehlte die Erfahrung.

Vers 3–7. Paulus fragte nun, wie sie denn getauft worden seien, denn sollte wohl ein christlicher Jünger, ein Apostel sie getauft haben, ohne sie zu unterrichten? Was? getauft und nichts vom heiligen Geiste wissen? Hier lernen wir etwas, das uns wichtig ist; eine Taufe ohne den heiligen Geist, widerstreitet dem Sinn der Religion Jesu. Bedenket oft auf wessen Namen ihr getauft seid und lebet ihm zur Ehre. Auf die Taufe Johannis waren sie getauft. Es war gut genug soweit es ging, aber Johannes lehrte selbst, daß wenn sein Nachfolger, Christus, komme, bedürfen sie einer neuen Taufe. Die Taufe Johannis band die Täuflinge zum Glauben an Christum, die Taufe Christi durch den heiligen Geist aber versiegelte diesen Glauben. Alles dieses erklärte nun Paulus. 1. Er gibt zu, daß die Taufe Johannes gut sei, soweit sie reichte. 2. Daß dieselbe aber nicht der Schluß, sondern blos der Anfang sei und zu Besserem führen müsse, denn Johannes bereitete blos den Weg für das Lamm Gottes, das der Welt Sünden trug.

So unterrichtet sahen sie den Irrthum ein und dankbar nahmen sie das Bessere an, sie wurden auf den Namen Jesu getauft. Nach diesem legte Paulus die Hände auf sie und sie

empfingen den heiligen Geist. Gott erhörte das Gebet des Apostels und gab ein solches Maß seines Geistes, daß Alle, die es sahen, überzeugt werden sollten. Die Ursache, warum diese Wundergabe heutzutage nicht mehr derart durch Hände auflegen erlangt wird, ist klar. Jene Leute hatten nicht das Wort des neuen Bundes wie wir, auch war ihr Unterricht nicht so, wie wir ihn haben, zu dem war die Gabe in fremden Sprachen zu reden nöthig damals aus verschiedenen Ursachen, die heute nicht mehr existiren.

Dieses war ein kleines Pfingstfest, denn merke, die Zahl war auch Zwölf.

Vers 8–12. Paulus fängt nun mit Fleiß an, dem Volke zu predigen und hier wird uns der Reihe nach gezeigt:

1. Wo er predigte. In den Synagogen; er versammelte sich mit ihnen, so daß sein Zeugniß offenbar wurde. Er ging hin wo das Volk war, wo es beisammen war und zeigte, daß auch er zum Volk gehöre.

2. Was er predigte. Das Reich Gottes. Er erklärte ihnen die Verheißungen und bewies deren Erfüllung durch Christum.

3. Wie er predigte: a. Argumentirend; er gab Ursache und Beweise, beantwortete Einwendungen, nicht nur, daß sie glauben möchten, sondern um sie zu überzeugen.

b. Liebevoll; er überredete, zeigte, daß seine Predigt sie angehe, und daß sie sich bekümmern sollten. 2. Cor. 5, 11.

c. Freimüthig; ohne Furcht, als Einer der seiner Sache gewiß ist, auch die nicht fürchtete, zu Denen er redete.

4. Wie lange er da blieb: drei Monate; Zeit genug für das Volk zu wählen. Auch der Erfolg wird uns gezeigt in dieser Lection.

Einige wurden überredet, bewogen zu glauben; Andere verharrten in ihrem Unglauben. So lange er über allgemeine Dinge predigte, liebten sie ihn, nun er aber ans Gewissen redete, wurden sie bald müde. Es kam so weit, daß er sich von den Seinen trennen und abermals eine eigene Gemeinde gründen mußte. Ein griechischer Gelehrter gab ihm Raum in seiner Schule, wo Paulus dann fortfuhr zu predigen, wie er gewohnt war. Es lag sogar ein Vortheil darin, denn in der Synagoge konnte er nur am Sabbath reden, hier aber täglich.

In die Synagogen kamen nur Juden, denn die Griechen durften nicht hinein, hier war es für Alle offen; kein Wunder schreibt er, 1. Cor. 16, 8. 9., ihm sei eine große Thür offen zu Ephesus. Hier blieb er noch etwa zwei Jahre und der Herr that Wunder und Zeichen durch ihn.

Das Evangelium verbreitete sich rasch in ganz Kleinasien, denn der Ruf drang auch in ferne Städte hinaus.

Während dieser Zeit fand Paulus es nöthig seiner Gemeinde zu Corinth u. s. w. einen kurzen Besuch abzustatten und nach seiner Rückkehr schrieb er ihnen nochmals seine Gefühle. Vgl. 2. Cor. 13, 2. Hier ging auch ein Brief Pauli verloren, der seine Bestimmung nie erreichte. Vgl. 1. Cor. 5, 9–12.

III. **Nutzanwendung.** 1) Die Hauptlehre in dieser Lection ist, die Nothwendigkeit den heiligen Geist zu besitzen; ohne ihn ist alles Andere umsonst, denn er versiegelt, ja die Verheißung. Suche und forsche, glaube und empfange ihn.

2) Der heilige Geist gibt auch besondere Gaben, die nur durch ihn erhalten werden. Lies Joh. 14, 26.

3) Selbst das Evangelium ist kraftlos, es sei denn, der heilige Geist begleite es an die Herzen. Siehe Haupttext.

4) Lerne daher, eifrig um denselben zu beten; merke aber auch, daß Leichtsinn und Gleichgültigkeit das Herz verhärtet.

Fragen: Wer war Apollo? Was für Jünger traf Paulus zu Ephesus? Wie lange blieb Paulus in Ephesus? Wo predigte er? Was begleitete Pauli Predigt? Wie verhält sich der heilige Geist zum Evangelium Christi? Was ist sein Amt? Hast du ihn empfangen?

Kleinkinderklasse. Der Lehrer sollte sich genau in unserer Kirchenordnung umsehen, um den Kindern in einfachen Worten die Taufe und den Unterschied zwischen der Wassertaufe und der Taufe des heil. Geistes zeigen zu können. Besonders sollte er auch darauf aufmerksam machen, daß wir von Natur zum Bösen geneigt und zum Guten ungeschickt sind, und daß wir durchaus den Geist Gottes nöthig haben, uns zu erneuern und uns zum Guten tüchtig zu machen. Dann zeige der Lehrer, daß auch die Kinder diesen Geist haben können und ermahne ernstlich darum zu bitten.

Als **Illustrationen** benütze man die Lection, die Ausgießung des hl. Geistes bei den Jüngern Jesu und besonders die eigene Erfahrung.

Wandtafel.

Habt ihr den

HEILIGEN GEIST

empfangen?

Die Kraft des Wortes.

12. Lection für Sonntag den 16. September, 1877.—Apstg. 19, 17–28.

Grundgedanke: Gottes Wort kommt nicht leer zurück.—**Haupttext:** Hebr. 4, 12.

I. **Geschichtlicher Zusammenhang.** Während Paulus zu Ephesus wirkte, trugen sich einige merkwürdige Begebenheiten im Reich zu. Kaiser Claudius starb, und der junge Nero bestieg den Thron. Seine Regierung deckt mehr als die Zeit von des Apostels Leben. Während Paulus die Religion zu verbessern suchte im Reich, suchten zwei andere große Männer, nemlich Burrus und Seneca, die Wissenschaft und Moral in dem jungen Kaiser zu fördern. Unter solchem Einfluß waren die fünf ersten Jahre gesegnet und Nero der beste Kaiser; leider änderte er sich und lebte das Leben dieser aller drei zu zerstören.

Drei Monate lang nach der Begebenheit in der letzten Lection, wirkte Paulus frei in der Schule, ohne Störung von den Juden oder den Vorgesetzten; aber auch hier kam es zu einer Crisis. Einige halsstarrige Juden trieben es so weit, daß sie die Religion öffentlich lästerten in der Schule, dann offenbarte sich der Arm Gottes durch Wunder und Zeichen. Zwei Brüder aus sieben, die eines jüdischen Priesters Söhne und Zauberer waren, sahen, daß der Name Jesu Autorität mit sich führte und fingen an Zauberei zu treiben in seinem Namen, es kam ihnen jedoch übel zu stehen, denn sie wagten sich an einen unsauberen Geist, der sie kannte und sie angriff, so daß sie wund geschlagen die Flucht ergriffen. Es geschah ihnen recht, denn den Namen Jesu zu solch unheiligen Zwecken zu mißbrauchen, mußte bestraft werden. Es gibt selbst heutzutage noch Leute die diesen hochheiligen Namen mißbrauchen, um allerlei Sympathie zu treiben an abergläubigen unwissenden Menschen, es sollte ihnen auch nicht besser gehen.

Der Kampf zwischen Licht und Finsterniß begann, aber das zweischneidige Schwert der Wahrheit siegte. Die Banden mit welchen Satan das Volk fesselte, mußten brechen und die Irrthümer der bösen Schar wurden offenbar; es ging in Erfüllung, wo es heißt: daß Christus in die Welt kam, die Werke des Teufels zu zerstören. Um dieses zu bewirken, müssen selbst die finsteren Mächte unterthan werden und gegen ihren Willen, Jesum verherrlichen helfen.

II. **Texterklärung** Lectionsplan: 1. Der Name Jesu verherrlicht; 2. Neue Arbeit im Herrn; 3. Neue Gefahren mit neuem Segen.

Vers 18–20. Diese Dinge, vorher beschrieben, geschahen nicht im Verborgenen, es war öffentlich. Furcht kam auf das Volk, denn sie sahen, daß Gott sich nicht spotten lasse, die Folgen wurden bald sichtbar. Viele ließen sich taufen und Andere, die es bisher nicht so genau genommen, kamen zu Paulus und legten ein Bekenntniß ab von ihrem geheimen sündlichen Leben. Dieses thaten sie freiwillig, ohne Aufforderung,

die geschehenen Wunder bewirkten es. Solche, die geheime Künste trieben und mit solchen Büchern Handel trieben, brachten dieselben zu Hause und verbrannten sie. Ephesus war berühmt wegen solcher Dinge, daher ist auch das Zeugniß um so herrlicher, das für Jesum abgelegt wurde. Sie zeigten: 1. Daß sie sich schämten und von diesen Dingen lassen wollten. 2. Um allen Reizungen den Rang abzuschneiden, verbrannten sie die Ursache ihrer Sünden, thaten die Versuchung aus dem Wege. Lerne hieraus: Wer die Sünde haßt, wird die Gelegenheit fliehen. Wenn Judas dort gewesen wäre, hätte er wahrscheinlich gesagt, „man hätte sie verkaufen können, u. s. w.“ aber nein! waren ihnen die Bücher zum Fall, so war das Feuer ihr Ort, sonst möchten dieselben noch mehr Unheil stiften. 3. Es war dieses ein öffentliches Zeugniß ihrer Freude über die Bekehrung. Matthäus machte ein Fest, diese aber ein Freudenfeuer.

Der Gesammtwerth der Bücher war ungefähr $8000 nach unserem Geld. Gottes Wort siegte und die Werke der Finsterniß haben den Feuertod leiden müssen.

Vers 21–22. Paulus macht nun einen Plan für kommende Arbeit; er will alle europäischen Gemeinden besuchen und dann Jerusalem. Die Ursache war wohl um den nothleidenden Brüdern dort eine Sammlung freiwilligen Opfers seiner Gemeinden zu bringen, darum sandte er auch Boten voraus. Vgl. 1. Cor. 16, 5–10. Dann nach Rom! Damals war es eine Redeweise beim Volk, „gehen Rom sehn.“ Paulus aber hatte einen höheren Zweck im Auge; auch dort sollte Gottes Werk unternommen werden. So lange Kaiser Claudius lebte, war den Juden verboten, in Rom zu sein, nun aber Nero auf dem Thron war, standen die Thore wieder Allen offen und Jedermann konnte ein- und ausgehen.

Vers 23–28. Paulus sollte auch bald genug erfahren, daß es hohe Zeit war für ihn, dieses Vorhaben auszuführen. Es ist sonderbar, daß die Feinde so lange stille waren, doch nach 1. Cor. 15, 32, scheint er Trübsale gehabt zu haben, die hier nicht aufgezeichnet sind, ebenso nach Cor. 1, 8. 9.

Ein nicht geringer Aufruhr entstand in der Stadt, der hier folgenderweise angeführt und erklärt wird:

1. Es entstand Klage gegen Paulus und die andern Prediger, daß sie das Volk vom Dianadienst abhielten und den Handel der Stadt störten mit Diana's Bildern. Der Kläger war ein Silberschmied. Es wird angenommen, daß jährlich bei Tausenden kleine Dianabilder oder Formen gemacht und durch ganz Kleinasien verkauft wurden; durch das Evangelium erhielt dieser Handel einen nicht geringen Verlust, daher der Zorn gegen die Evangelisten. Demetrius rief die Arbeiter zusammen, zeigte ihnen die Gefahr für ihren Handel und reizte sie zu Gewaltthätigkeiten. Merke: es ist ganz dem natürlichen Menschen eigen, Das zu hassen, was ihm im Geschäft schädlich sein möchte.

Die Schuld wird nun auf Paulus geschoben, indem er gesagt haben soll, dieses wären keine Götter. Daraus ersah Demetrius die Gefahr für den Handel. So wirkt das Evangelium; wo dasselbe Eingang findet, muß die Sünde weichen. Hieraus ersehen wir, daß das Werk Gottes nicht im Frieden bestehen kann mit den Werken der Finsterniß, denn Jesus sagte ja auch, daß er das Licht der Welt sei, und Licht und Finsterniß vertragen sich nicht.

Daß Demetrius großen Einfluß hatte, geht schon daraus hervor, weil hunderte von Arbeitern von ihm abhängig waren für ihren Unterhalt. Siehe hier den Unterschied zwischen dem Eifer für den wahren Gott und dem fanatischen Eifer für die Götzen; letzterer artet aus in eine Art blinde Wuth, die Alles zu zerstören droht, während wahrer Religionseifer die Wahrheit verkündet und die Folgen Gott überläßt, wissend, daß der Sauerteig doch das Ganze durchsäuern wird.

Diana, die Göttin der Epheser, war eigentlich die Natur personifizirt, d. h. sie stellte die Natur vor in ihrer zeugenden, nährenden und erhaltenden Kraft; daher war sie auch die Patronin der Gesundheit und aller Medizinen, besonders solcher Kräuter, die zu Zaubertränken verwendet wurden. Sie wurde verehrt in ganz Asien, ja in der ganzen bekannten Welt und man glaubte, daß sogar ihr Bildniß geheime Kräfte besitze und mittheile.

III. **Nutzanwendung.** Diese Lection lehrt uns deutlich, daß das Evangelium die Menschen theilt und absondert.

1) Lerne also, daß wer Gott dienen will, muß die Welt mit ihrer Sündenlust meiden.

2) Die Kraft Gottes wird offenbar, selbst wenn eine ganze Stadt wüthet gegen den Gesandten des Herrn, so braucht er sich nicht zu fürchten, der Herr ist mit ihm.

3) Hier lernen wir aber auch, daß Religion die Menschen bessert, sie bekennen ihre Sünden und meiden sie dann.

4) Dann siehe die große Gefahr des zeitlichen Gewinnes, Demetrius ist ein Beispiel davon.

5) Religion wird oft zum Deckmantel der gröbsten Sünden gemacht.

Fragen: Wie erklären diese Begebenheiten den Haupttext? Wie viel waren die verbrannten Bücher werth? Was verursachte den Aufruhr in der Stadt? Wer war Diana? Was nennt man solche Geschöpfverehrung? Was lernen wir hier über Sündenbekenntniß?

Kleinkinderklasse. Die Geschichte dieser Lection ist sehr interessant. Man erzähle sie lebhaft.

Die Hauptlehre für die Kleinen ist wohl, hier ihnen begreiflich zu machen, daß das lebendige Christenthum mit der Gottlosigkeit der Welt sich nie vereinigen kann und man deßhalb entschieden sein muß. Man dringe in sie, das Eitle und Sinnliche um Jesu willen zu meiden.—Paulus verkündigt Christum, Demetrius Götzendienst.—Mit Paulus ist Gott, mit Demetrius der Pöbel. Paulus siegt.—Wer für Gott ist, für den ist Gott.

Wandtafel.

Gottes Wort

behælt den Sieg.

Paulus zu Miletus.

13. Lection für Sonntag den 23. September, 1877. Apstg. 20, 17—32.

Grundgedanke: Leben und sterben für Jesum.—**Haupttext:** 2. Cor. 4, 5.

I. **Geschichtlicher Zusammenhang.** Sogleich nach dem Aufruhr zu Ephesus, machte sich Paulus auf die Reise, sein Vorhaben, die Gemeinden zu besuchen, auszuführen; jedoch war sein Abschied keine Flucht, denn er rief die Brüder zusammen, betete mit ihnen und umarmte sie. Seine Reise ging über bekannten Grund, darum sagt Lucas auch nicht viel davon, aber die Rückkehr von Corinth nach allem Anschein, war von großer Wichtigkeit, denn die Beschreibung umfaßt nahezu zwei Capitel. Titus war vorausgesandt und Paulus erwartete ihn mit Nachricht zu Troas, aber es war kein Titus da; traurig und niedergeschlagen segelte er über den Hellespont, um Philippi zu besuchen, dort erwartete er Lucas zu treffen, den er in sechs Jahren nicht gesehen hatte, und zu seiner Freude traf er auch Titus dort mit sehr guter Botschaft, 2. Cor. 7, 6. 7. Von hier aus schrieb er seine zweite Epistel an die Corinther, im Herbst des Jahres 57. In Corinth blieb Paulus hernach drei Monate und schrieb während des Winters A.D. 57, die Epistel an die Galater und früh im Frühjahr, die Epistel an die Römer, A.D. 58. Hernach trat er die Rückreise an mit sieben Reisegefährten. Lucas ist nun auch wieder sein Begleiter. Nimmt man das Jahr 58 als die Zeit der Begebenheit, dann kann man ziemlich bestimmt die Zeit angeben, ihm genau zu folgen, gestattet jedoch der Raum hier nicht. Am Montag den 17. April A.D. 58, verließ er Troas und hatte etwa 7 Wochen Zeit, Jerusalem bis Pfingsten zu erreichen. Sein Herz war schwer und ein ernstes Bangen hatte sich seiner bemächtigt, er fühlte, daß irgendwo ein mächtiger Sturm seiner warte. Dieses machte seinen Abschied allenthalben schwer,

denn er fühlte, daß er diese seine Lieben nie, nie mehr sehen sollte in dieser Welt. Langsam fuhr er an Mytilene „der Schönen" vorbei, traurig betrachtete er Chios, Homer's Geburtsstätte, und o wie verlangend muß er wohl nach Ephesus hinübergeblickt haben, als das Schiff langsam vorbeisegelte! Aber er darf nicht anhalten, und doch möchte er die Brüder noch einmal sehen, sein Herz drohte zu zerspringen. Am Donnerstag, den 20. April 58, landete er zu Miletus, ungefähr 30 Meilen südlich von Ephesus. Leser! hast du je Abschied genommen von einem Flecken Land, den du „Heim" nanntest und von Denen die du liebtest, wissend, du siehst sie niemals wieder? Dann hast du wohl eine schwache Idee von Pauli Lage.

II. **Texterklärung.** Lectionsplan: 1. Das vergangene Leben; 2. Furchtlos für die Zukunft; 3. Liebevoller Abschied.

Vers 17–19. Schon den nächsten Tag sandte Paulus gen Ephesus und ließ die Aeltesten kommen, und wahrscheinlich brachte er über Sonntag mit ihnen zu, um früh am Montag abzufahren gen Jerusalem. Er gibt ihnen nun seinen Abschied für immer, und zwar:

1. Beruft er sich auf sein vergangenes Leben unter ihnen und dieses führt er an: a. um seinen Beruf zu bezeugen. Sie kannten ihn, sein Gemüth und seinen Wandel; mag hernach kommen wer will, Pauli Lebenswandel bezeugt seine Apostelschaft. 2. Um sie im Guten zu stärken. So wie er gewandelt unter ihnen, so sollten sie wandeln nach seinem Abschiede. Vgl. Phil. 4, 9.

Sie kannten ihn: 1) Als Einen, der nicht nur wohl thun wollte, sondern Gutes that, wo immer er hinkam. Paulus war übereinstimmend mit sich selbst, sein Leben und seine Lehre waren gleich, Zeit und Umstände änderten ihn nicht.

2) Als Einen, der Gott diente. Das war sein Geschäft. Nie diente er sich selbst, oder den Menschen, oder der Zeit und den Umständen. Paulus ein Diener Jesu Christi.

3) Als demüthig in seiner Arbeit. Er war willig, Jedermann unterthänig zu sein, wenn es Gottes Ehre beförderte.

4) Als weichherzig; mit vielen Thränen diente er Gott, er weinte für die Rettung theurer Seelen, und zwar unter großer Trübsal. Die Versuchungen machten ihn weinen, seine Leiden erweichten sein Herz.

Vers 20–22. Auch seine Predigt unterwirft er einem Ueberblick vor ihnen, er zeigt, daß er Christum zu verherrlichen gesucht und zwar:

a. In Einfachheit. Nicht mit hohen Worten oder schöner Sprache, sondern als eine Botschaft an die Menschen betrachtete er das Evangelium.

b. Kräftig. Er predigte als Einer unter Eid, es war ein Zeugniß für Solche, die es annahmen und gegen Solche, die es verwarfen.

c. Unermüdet. Nicht an Raum oder Zeit kehrend, redete er das Wort, bei jeder Gelegenheit und überall. Ohne Furcht, ohne Scham, öffentlich und sonderlich.

d. Treulich. Nicht nur wo etwas zu gewinnen war für ihn, auch nicht nur Das, was etwa Wohlgefallen erregte beim Volk, sondern den ganzen Rathschluß Gottes in Christo Jesu.

Auch seine Predigt selbst läßt er nicht unberührt, der Inhalt wird nochmals angeführt, damit sie wissen, welches der richtige Weg sei.

1] Buße zu Gott. Damit Die, welche von Gott gewichen und in endlose Trennung sich verwickelten, umkehren und wieder zu Gott kommen möchten.

Dieses zeigte er dem Volk deutlich, damit sie es zu Stande bringen konnten.

2] Glauben an den Herrn Jesum. Gott ist das Ziel und Jesus der Weg. Die Sünde muß gemieden, aber Gnade gesucht werden, denn nur in Christo ist eine Möglichkeit, zum Vater zu kommen.

Vers 22–24. Nun gibt er auch seine Erwartungen kund, die sein Herz erfüllen. Vorahnungen, die ihm diese Rede entlocken. Er verläßt Asien nicht um der Trübsal zu entrinnen, sondern eilt, um hinzukommen, wo der Kampf am heißesten ist. 1. Ob auch der Leib noch frei, der Geist ist allbereits gebunden. 2. Er geht durch den Geist geführt, selbst wenn es ins Feuer geht. Was ihm begegnet, weiß er noch nicht. Der Mensch kann nicht in die Zukunft sehen; aber daß ein Sturm im Anzug ist, fühlt er. Auch haben ihn allenthalben schon Propheten gewarnt, daß die schwersten Kämpfe noch am Kommen seien. Deß ungeachtet ist er entschlossen, seinen Lauf zu beschließen, seine Bahn zu vollenden. Man möchte fragen, wie er dieses Alles ertragen konnte, denn er war doch auch noch Mensch, wie andere Menschen sind. Die Antwort gibt er selbst im 24. Vers.

Hier ist Paulus ein Vorbild für uns: 1) Voll heiligen Muthes und Entschlossenheit. 2) Voll übernatürlicher Todesverachtung. 3) Voll heiligen Eifers, seine Lebensaufgabe zu lösen. Nur zwei Dinge liegen ihm nahe, sonst mag kommen was will. a. Daß er treu erfunden werde; b. daß er wohl enden kann. Sei es heute oder morgen, nur so, daß Alles wohl ist. Laßt auch uns nach diesem trachten. Durch ein heiliges Leben bereitet euch für einen seligen Tod.

Vers 25–32. Zuletzt folgen noch die innigsten und herzlichsten Abschieds-Ermahnungen an die Aeltesten und Gemeinden.

1. Gibt er ihnen zu verstehen, daß sie ihn nicht mehr sehen werden.

2. Ermahnt er sie zu unverbrüchlicher Treue in ihrem Amte. Er fordert sie auf, ihm eine untreue Handlung in seinem Leben zu zeigen, dann ermahnt er sie ihm nachzufolgen, wie er Jesum nachgefolgt.

Er reinigt sich vom Blute Aller, die nicht geglaubt, als Einer, der seine Pflicht gethan hat.

Endlich legt er ihnen noch die Heerde, die Gemeinde ans Herz. Er zeigt ihnen die drohenden Gefahren und kommenden Leiden:

1) Habt auf euch selbst acht. Die Augen der Welt sind auf euch gerichtet.

2) Habt auf die Heerde acht, damit kein einzig Schäflein sich verirre.

3) Weidet sie. Die Gläubigen brauchen Stärkung, gebet sie ihnen.

4) Wachet über sie. Es gibt viele Gefahren, darum seid wachsam und wacker.

Auch zeigt er ihnen die Gefahren nach Innen und Außen. Noch einmal macht er sie aufmerksam auf sein Leben und dann empfiehlt er sie Dem, der sie bewahren und ihnen helfen kann: Gott und seiner Gnade.

III. **Nutzanwendung.** 1. Am Leben Pauli lerne, daß man um Christi willen Vieles zu leiden hat, und daß man auch um Jesu willen Alles erdulden soll.

2. Lerne aber auch, daß der Religion nichts gleichkommt, Reichthum, Ehre, sogar das Leben ist gering gegen die Schätze wahrer Religion.

3. Lerne, um Jesu willen zu dulden und zu tragen, zu leben, zu leiden und zu sterben.

4. Laß es dir angelegen sein, daß der Tod dich nicht unvorbereitet findet.

5. Lerne wie Paulus, nur Einem zu gefallen: Jesum.

6. Laß nie irgend welche Gefahr dich von deiner Pflicht abhalten.

7. Sei getreu bis an den Tod und dir soll ein unverwelklich Erbe werden.

8. Weihe dich Gott ganz in Christo Jesu, wie Paulus gethan. Demuth, Sanftmuth und Geduld sind Tugenden, die jeder Christ haben muß, um also treu zu leben und zu wandeln.

Fragen: Wo befand sich Paulus nach Vers 17.? Wo liegt Miletus? Wohin sandte er? Wen ließ er rufen? Wozu ermahnte er sie? Wem befiehlt er sie? Wohin wollte Paulus reisen?

Wandtafel.

Arbeiten **L**eben **L**eiden **E**rmahnen **S**elbstverleugnen	} um JESU willen.

Kleinkinderklasse. Diese Lection enthält eine rührende Abschiedsscene und bietet dem Lehrer Gelegenheit die Kleinen zu belehren:

1) Die Thätigkeit und Bemühungen Pauli als Lehrer—Illustration: Sonntagschullehrer.

2) Wie die Gläubigen Pauli am Herzen lagen—so die Schüler einem treuen Lehrer. Er ermahnt sie, weint mit ihnen, betet mit ihnen und für sie.

3) Wie es der Epheser Pflicht war, Pauli Ermahnungen zu befolgen—so auch der Schüler, die Lehren des S. S. Lehrers.

Vierteljährliche Uebersicht.

Sonntag den 30. September, 1877.

Haupttext: Col. 3, 23.

Nr.	Lection.	Thema.	Grundgedanke.	Haupttext.
1.	Apstg. 13, 1–13.	Paulus in Cypern.	Ausbreitung und Sieg des Evangeliums.	Apstg. 13, 12.
2.	Apstg. 13, 26–41.	Paulus in Antiochien.	Vergebung der Sünden durch Jesum Christum, den Auferstandenen.	Apstg. 13, 32.
3.	Apstg. 13, 42–52.	Paulus wendet sich zu den Heiden.	Christus das Licht und Heil aller Völker.	Matth. 12, 21.
4.	Apstg. 14, 8–20.	Paulus zu Lystra.	Gott mit uns.	Jer. 10, 10.
5.	Apstg. 15, 20–31.	Das Joch zerbrochen.	Im Wesentlichen Einheit, im Unwesentlichen Freiheit und im Ganzen Liebe.	Gal. 5, 1.
6.	Apstg. 16, 1–15.	Paulus in Macedonien.	Komm herüber und hilf uns.	2. Cor. 2, 12.
7.	Apstg. 16, 22–34.	Paulus und Silas im Gefängniß	Ueberzeugung und Bekehrung.	Psalm 40, 3.
8.	Apstg. 17, 1–14.	Thessalonicher u. Beröaner.	Suchet in der Schrift.	Apstg. 17, 11.
9.	Apstg. 17, 22–34.	Paulus zu Athen.	Gedenke an deinen Schöpfer.	1. Tim. 2, 5.
10.	Apstg. 18, 1–11.	Paulus zu Corinth.	Ernst und Eifer im Dienste Gottes.	Röm. 12, 11.
11.	Apstg. 19, 1–12.	Paulus zu Ephesus.	Die Nothwendigkeit des heiligen Geistes.	1. Thess. 1, 5.
12.	Apstg. 19, 17–28.	Die Kraft des Wortes.	Gottes Wort kommt nicht leer zurück.	Hebr. 4, 12.
13.	Apstg. 20, 22–27.	Paulus zu Miletus.	Leben und Sterben für Jesum.	2. Cor. 4, 5.

Uebersichtsplan.

1. Lection. Die Lection gibt uns: 1. Die Missionare und ihr Arbeitsfeld; 2. den Widerstand, den sie fanden und 3. ihren Erfolg. Fragen: Wer war der erste angegebene Bekehrte auf dieser Reise? Wer war das Mittel zu seiner Erweckung? Wer stellte sich dabei hindernd in den Weg? Warum widerstand der Zauberer dem Wort Gottes? Wie erging es ihm dabei?

2. Lection. 1. Erlösung verheißen; 2. auf Verheißung gegründet; 3. Vergebung der Sünden angeboten. Fragen: Zu welchem Volk predigte Paulus in der Lection? Welche Verheißungen werden darin als erfüllt angeführt? Was wird ferner darin verheißen? Welche Warnung gibt Paulus?

3. Lection. 1. Ein freies Evangelium; 2. von den Juden verworfen; 3. von den Heiden mit Freuden aufgenommen. Fragen: Wem wurde zuerst das Evangelium verkündigt? Wie wurde dasselbe von ihnen aufgenommen? Wem wurde es zunächst verkündigt? Mit welchem Erfolg?

4. Lection. 1. Das Wunder am Lahmen; 2. die Folgen; 3. die Verfolgung. Fragen: Welches Wunder verrichtete Paulus zu Lystra? Durch wen? Wessen Kraft schrieben die Heiden dasselbe zu? Was wollten sie den Aposteln thun? Was thaten diese dabei? Wen verkündigten sie nun den Heiden? Was trug sich ferner zu?

5. Lection. 1. Die Brüder im Rath; 2. das schwere Joch; 3. die Befreiung. Fragen: Was lehrt diese Lection mit Bezug auf das jüdische Gesetz? Was wird von einem schweren Joch gesagt? Wer wollte sie davon befreien? (Siehe Haupttext.) Wie wurde die Streitfrage entschieden?

6. Lection. 1. Neue Wirksamkeit; 2. ein neues Wirkungsfeld; 3. neue Siege für Christum. Fragen: Was wird von einem Jünger in der Lection erzählt? Wozu wurde er von Paulus verordnet? Was wird von dem Wachsthum der Kirche erwähnt? Welchen Wink bekam Paulus aus der Ferne? Wer wurde daselbst bekehrt?

7. Lection. 1. Streiche und Gefängniß; 2. Lobgesänge; 3. Befreiung; 4. Sieg des Evangeliums. Fragen: Wie erging es den Aposteln in Philippi? Womit brachten sie ihre Zeit im Gefängniß zu? Wie wurden sie daraus befreit? Wer wurde dadurch zur Bekehrung gebracht? Wie ging es dabei zu?

8. Lection. 1. Das Evangelium und der Widerstand; 2. das Evangelium durchforscht und geprüft; 3. das Evangelium geglaubt und angenommen. Fragen: Was verkündigten die Apostel den Thessalonichern? Wie wurde die Predigt aufgenommen? Was erregten die Juden dagegen? Warum solcher Widerstand? Wie wurde das Evangelium in Beröa aufgenommen? Wie prüften die Beröaner das Wort Gottes?

9. Lection. 1. Der unbekannte Gott bekannt gemacht; 2. Buße empfohlen; 3. Spötter und Gläubige. Fragen: Wem dieneten die Athener? In welcher Weise? Was predigte ihnen Paulus von Gott? Wozu sollte sie das antreiben? Wie wurde der Zweck erreicht?

10. Lection. 1. Paulus der fleißige Handwerker; 2. Paulus der ernstliche Prediger. Fragen: Was wird von Paulus als Arbeiter erzählt? Wie verrichtete er dabei sein Amt als Prediger? Mit welchem Erfolg? Welche Ermuthigung erhielt er dabei? Welche Aussicht hatte er in seinem Wirken?

11. Lection. 1. Johannis Jünger; 2. Taufe des heil. Geistes; 3. der heil. Geist erlangt und bezeugt. Fragen: Was für Jünger traf Paulus zu Ephesus? Worüber waren dieselben noch in Unkenntniß? Wozu haben wir den heiligen Geist nöthig? Was mußten die Epheser thun, um den heiligen Geist zu erlangen?

12. Lection. 1. Der Name Jesu verherrlicht; 2. neue Arbeit im Herrn; 3. neue Gefahren mit neuem Segen. Fragen: Durch welche Begebenheit wurde der Name Jesu verherrlicht? In wiefern? Welchen andern Sieg errang das Evangelium zu Ephesus? Wer hatte Veranlassung zu einem Aufruhr gegeben? Warum? Was waren die Folgen?

13. Lection. 1. Ein Rückblick; 2. Aussicht für die Zukunft; 3. Ermahnung beim Abschied; 4. Warnung vor Gefahr. Fragen: In welcher Weise hatte Paulus Gott gedient? Unter welchen Verhältnissen? Was stand ihm noch bevor? Mit welcher Ueberzeugung nahm er Abschied? Welche Ermahnung ertheilt er zuletzt noch?

Hinterstübchen.

Sonntagsfrühe.

—o—

Gottesstille, Sonntagsfrühe,
Ruhe, die der Herr gebot!
Meine Seele, wach' und glühe
Mit im hellen Morgenroth.

Könnt' ich in dem Zimmer bleiben,
Wann das Volk zur Kirche wallt?
Könnt' ich Alltagswerke treiben,
Wann der Glockenruf erschallt?

Wo die holden Worte weilen,
Die der Herr auf Erden sprach,
Lasset auch das Brod mit theilen,
Das er seinen Jüngern brach.

O, dann nenn' ich sel'ge Stunde,
Wo man dein, o Herr, gedenkt,
Wo man mit der frohen Kunde
Von dem ew'gen Heil uns tränkt!

Neues Leben, neue Stärke,
Reiner Andacht frische Gluth
Zu dem frommen Liebeswerke
Schöpf' ich aus der Gnadenfluth.

Und von göttlichen Gedanken
Einen reichen Blüthenstrauß
Trag' ich heimwärts, Gott zu danken
In dem kleinen stillen Haus.

Erde weit und ohne Grenzen!
Himmel drüber ausgespannt!
Reich an Sternen und an Kränzen,
Scheint ihr mir ein heilig Land.

Laß die Flamme stets mir brennen,
O mein Heiland, Jesu Christ!
Laß es alle Welt erkennen,
Daß mein Herz dein Altar ist.

Max. v. Schenkendorf.

Ein treuer Christ ging eines Tags seine Straße, als er mit einer Bettlerin, die, ihren Rosenkranz in den Händen, um Gaben anhielt, ein kurzes Gespräch anfing. Auf einmal unterbrach sie die Unterhaltung mit dem Ausruf: Ach, jetzt ist mir's Betete und Unbetete untereinander gekommen! Im Eifer des Gesprächs hatte sie nemlich die Kügelchen ihres Paternosters, über denen sie schon das Vaterunser gebetet hatte, unter die hineingerathen lassen, bei denen das noch nicht geschehen war.— Seitdem pflegte er oft mitleidigen Sinnes, wenn ihm Jemand begegnete, der aus Unvorsichtigkeit von einem Fehler übereilt wurde, zu sagen: „Da ist eben auch wieder das Betete und Unbetete unter einander gekommen." Welche Erinnerung, daß wir doch allezeit im Thun und Lassen unsre Augen zu dem Herrn im Gebet erheben sollen!

Ein Vater hatte seine Kinder gelehrt, daß man beim Beten die Hände falten und auf das Herz legen müsse. Eines Tages war der Vater hereingetreten zum Tischgebet und hatte in seinen mancherlei Gedanken die Hände ziemlich hinabsinken lassen. Das ersieht sein Knäblein und ruft: Vater, hast du denn dein Herz im Bauch?— Wo haben wir unser Herz? Im Bauche, wie so viele, oder am rechten Fleck?

Strike. Es ist eine allgemeine Redensart geworden, daß durch einen Strike noch niemals etwas Gutes herausgekommen sei. Das Schlimme aber ist eigentlich, daß diejenigen Arbeiter, durch deren Strike etwas Gutes bezweckt würde, niemals striken. Wenn z. E. striken würden die:

Branntweinbrenner, ... bis in Ewigkeit;
Bierbrauer, ... bis zum jüngsten Tag;
Saloonhalter, ... noch sechs Wochen länger;
Advokaten, ... bis alle Prozeßkrämer todt sind;
Schacherjuden und Spekulanten, bis zum tausendjährigen Reich;
Schmarotzer, Langfinger und Ohrenbläser, bis das Wasser den Berg hinauf fließt;
Frankreich, so lang der Bismark die „drei Haare" noch hat;—

wäre das nicht eine ganz charmante Sache und würde dabei nichts Gutes herauskommen? Gewiß! Laßt uns solche Strikes mit Wort und That befürworten.

Abrechnung Nr. 2. Im Hinterstübchen des Juniheftes berichtet C., wie oft Glieder mit ihren Predigern abrechnen. Das scheint nun Freund Chr. aus W. etwas zu beunruhigen und er schildert hinwiederum, wie oft Prediger mit den Gliedern abrechnen. Er sagt, daß es ihnen als Gemeinde unmöglich gewesen wäre, ihrem Prediger den versprochenen Gehalt aufzumachen. Im folgenden Jahre habe dann der Prediger seine rückständigen Ansprüche präsentirt und trotz allen Gegenvor-

stellungen darauf bestanden, daß die Gemeinde dieselben bezahlen solle. Die Gemeinde sei zwar durch Hagelschläge heimgesucht worden, aber dessen ungeachtet habe der Prediger seinen Gehalt verlangt. Dieses sind im Wesentlichen die Angaben: Frage: Wußte die Gemeinde, daß sie dem Prediger den Gehalt nicht bezahlen konnte? Warum übernahm sie die Verpflichtungen dann? Versprechen macht Schulden. Daß der Prediger seinen vollen Jahresgehalt verlangte, wird ihm zum Verbrechen gemacht. Bei einem Tagelöhner hätte man es aber ganz in Ordnung gefunden, wenn er seinen vollen Tagelohn beansprucht hätte. Sind die Verpflichtungen gegen den Prediger weniger bindend, als gegen den Tagelöhner? Hat nicht am Ende bei den Hagelschlägen Jemand gedacht: Das haben wir an unserm Prediger verschuldet, weil wir ihm den Gehalt nicht bezahlten. Ist es nicht bei Manchen allzu oft der Fall, daß man für den Prediger nur das bestimmt, was man „gerade übrig hat," und wenn nichts übrig ist, sagt man, man kann nichts geben. Konnten aber die Glieder aus wirklicher Armuth wegen der drückenden Zeiten nicht bezahlen, und der Prediger verlangte, was sie nicht konnten, so war er unverschämt, und wenn er es nach dem Hagelwetter noch verlangte, war er doppelt unverschämt und hat auf seiner Arbeit so wenig Segen geruht, wie auf der Arbeit solcher Glieder, welche ihre Pflicht nicht erfüllen. Die Sache ist so: Wenn der Prediger seine Pflicht thut, bekommt er gewöhnlich seinen vollen Gehalt, wenn die Leute dazu im Stande sind; wenn Prediger und Glieder ihre Pflicht thun, bekommt er seine Unterstützung gewiß, welche er auch reichlich haben sollte, denn Niemand verdient es mehr, als ein fleißiger, treuer Prediger; aber auch Niemand weniger, als ein Bauchdiener.

Um Mitternacht. Wenn ein tüchtiger Meister den Tag über in seiner Werkstatt gestanden ist und hat Harnische und allerlei Waffenstücke gearbeitet, an denen Kaiser und Fürsten ihre Freude bezeugen, so mag es ihm ein Genuß sein, am Feierabend bei Weib und Kind die Luft und Lust des Friedens zu athmen. Melanchthons Vater war ein solcher Waffenschmied zu Bretten, wohlgelitten vor allem Volk, tüchtig in seinem Berufe, wie in seinem Charakter. Bei seiner Barbara aber und dem kleinen Philippus war es ihm am wohlsten. Und wenn nun Alles im Hause stille war und die Ruhe waltete, dann erhob er sich zur Mitternachtsstunde, entblößte die Brust seines Knäbleins, legte seine Hand darauf und betete zu seinem Vater im Himmel für des Knäbleins Seele. So that er regelmäßig, es war eine Saat des Gebets. Er erlebte die Ernte nicht mehr; aber die Christenheit weiß, was aus dem Knaben geworden. Und wenn wir Melanchthons gedenken als des Lehrers Deutschlands, so soll der treue Waffenschmied zu Bretten unvergessen bleiben und sein mitternächtliches Gebet.

Dickens (Boz) sagt in Bezug auf seine Romane: „Ich habe mich in meinen Schriften immer bestrebt, Ehrfurcht vor dem Leben und den Lehren des Erlösers auszudrücken, weil ich sie empfinde." In seinem Testamente heißt es: „Ich befehle meine Seele der Gnade Gottes durch unsern Herrn und Heiland Jesus Christus, und ermahne meine Kinder demüthig zu versuchen, sich durch die Lehren des neuen Testaments leiten zu lassen." An einen Geistlichen schrieb er: „Es gibt, glaube ich, nicht viele Menschen, die das neue Testament demüthiger verehren und von seiner Allgenügsamkeit tiefer überzeugt sind, als ich. Wenn sie mich in Bezug hierauf des Irrthums zeihen, so kommt das daher, daß ich alles zudringliche religiöse Bekenntnißablegen, alles Gewerbemachen aus der Religion als ein Haupthemmniß des wahren Christenthums in der Welt mißbillige, und daß mir meine Lebenserfahrungen einen starken Widerwillen eingeflößt hat gegen jene ungebührlichen Zänkereien über den Buchstaben, welche Hunderttausende gegen den Geist verschließen."

Der Cardinal von Bar hatte ein Hospital in Vercelli gestiftet und schickte gelegentlich seinen Haushofmeister dahin ab, um den Zustand der Anstalt zu untersuchen. Der Beamte erschrak nicht wenig, als er eine Masse liederlichen Gesindels traf, welches sich unter dem Vorwande von allerlei Krankheiten im dem Hospital gütlich that und den wirklich Nothleidenden die Aufnahme unmöglich machte. Am Morgen nach seiner Ankunft verkleidete sich der Haushofmeister und gab sich für einen Arzt aus. Er ließ sämmtliche Kranke zusammen kommen, fragte jeden Einzelnen nach seinem Befinden und that dann den Ausspruch: „Euch ist nicht anders zu helfen, als durch eine Salbe von Menschenfett. Ihr müßt also unter einander losen, wer zur Rettung der Andern in siedendem Wasser gekocht werden soll. Drei Tage gebe ich euch Frist zur Vorbereitung auf den Tod, da Keiner von euch weiß, ob ihn nicht das Todeslos treffen wird."—Aber es bedurfte nicht dreier Tage; schon nach vierundzwanzig Stunden war das Hospital von dem Gesindel befreit.

Fragt auf der Polizei, in welcher Nacht sie die größte Ernte thut; fragt die Frauen, an welchem Abend sie am längsten warten auf die Männer; fragt die Eltern, an welchem Tage ihnen die Söhne nah und fern am meisten Sorge einflößen; fragt die Herrschaften, wenn sie am meisten Verdruß mit den Dienstboten haben: der Sonntag ist's; ach leider, der Tag des Herrn!

Blutarm. In einer traulichen Ecke unseres Landes liegt ein kleines Bad, wo ein angenehmes stahlhaltiges Wasser im Verein mit der köstlichen Waldesluft und der erquickendsten Stille den Gästen Stärkung und Erfrischung bietet. Da unterhielt sich eines Tages ein Besucher mit dem aufwartenden Mädchen über die Eigenschaften der Quelle und bemerkte: Also werden in der Regel blutarme Leute zu euch herüberkommen. „O nein," versetzte das gute Wesen; „Verzeihen Sie, es kommen auch manche reiche Leute zu uns ins Bad!"—Sie hatte die Thatsache nicht beachtet, daß in unsrem modernen Zeitalter auch steinreiche Leute blutarm sein können.

Ein Bürgermeister, welcher nach dem Wunsche der Bürgerschaft das Bildniß seines verstorbenen Vorgängers im Amte im Rathhaussaale aufstellen ließ, schloß diesen feierlichen Akt mit den Worten:

„Ja, geliebte Mitbürger, dieser Mann hätte schon bei Lebzeiten verdient, hier aufgehangen zu werden, aber er hat sich dasselbe stets verbeten.

Feine Rechnung.

Wer zu dem Guten Guts addirt,
Das Bös vom Bösen subtrahirt,
Mit Gott sein Gut multiplicirt
Und es mit Armen dividirt:
Dem kommt ein Facit ohne Streit
—falls nur der Glaub die Rechnung lei't—
Die ewig Freud und Seligkeit.

Eine Weissagung Voltaires. Pastor Kirk aus New York besuchte eines Tages zu Verney bei Genf das berühmte Zimmer des Franzosen Voltaires, in welchem er seiner Zeit die Rede führte: mit Anfang des neunzehnten Jahrhunderts wird das Christenthum von der Erde verschwunden sein.—Und was enthielt dieses Zimmer am Tage seines Besuchs? Bibeln und Neue Testamente vom Fußboden bis zur Decke.—So hatte sich die Weissagung des großen Spötters selbst widerlegt.

Zwei Ordnungen stammen aus dem Paradiese: die Sonntagsfeier und das Familienleben. Zwei Schäden fressen an unserm Volke: die Sonntagsentheiligung und die Herabwürdigung der Familie durch die Zunahme der Unzucht, durch die Abnahme kirchlicher Trauung. Wer unser Volk lieb hat, der sage: ich will des Herrn Tag heilig halten!

Zahlenräthsel.

1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, ein europäischer Staat;
2, 4, 7, 9, 10, 11, 4, 11, eine der Gesellschafts-Inseln;
3, 10, 11, 12, ein Getreide;
4, 7, 5, 13, 5, 12, ein deutsches Gebirge;
5, 13, 13, 7, eine westfälische Stadt;
6, 10, 8, 14, eine Farbe;
7, 15, 15, 2, eine Stadt in Palästina;
8, 11, 12, 12, 7, 14, 2, 13, die Hauptstadt des erstgenannten Staates.

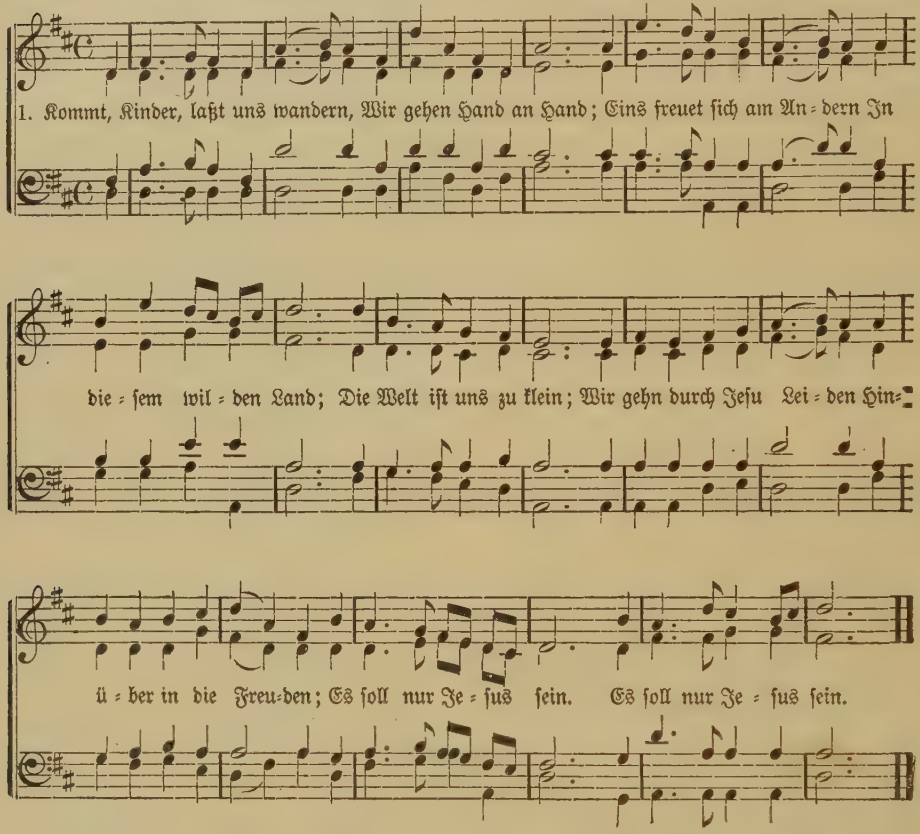
Die Anfangsbuchstaben von oben nach unten gelesen ergeben den Namen des erstgenannten Staates; die Endbuchstaben die letztgenannte Stadt, die Hauptstadt des Staates.

A. v. H. . . n.

Auflösung der Knacknuß im Augustheft:

Hellas
Ossa
Maccaroni } Homer—Ilias.
Esel
Rigi

887. Mel. Kommt, Kinder, laßt uns wandern. **Reibmann.**


1. Kommt, Kinder, laßt uns wandern, Wir gehen Hand an Hand; Eins freuet sich am An=dern In
die=sem wil=den Land; Die Welt ist uns zu klein; Wir gehn durch Jesu Lei=den Hin=
ü=ber in die Freu=den; Es soll nur Je=sus sein. Es soll nur Je=sus sein.

2. Sollt wohl ein Schwacher fallen,
So greif der Stärkre zu;
Man trag, man helfe Allen,
Man pflanze Lieb und Ruh:
Kommt, bindet fester an;
Ein Jeder sei der Kleinste,
Doch auch wohl gern der Reinste
Auf unsrer Liebesbahn.

3. Kommt, laßt uns munter wandern,
Der Weg kürzt immer ab;
Ein Tag, der folgt dem andern,
Bald fällt das Fleisch ins Grab:
Nur noch ein wenig Muth,
Nur noch ein wenig treuer,
Von allen Dingen freier,
Gewandt zum ewgen Gut!

4. Es wird nicht lang mehr währen,
Halt't noch ein wenig aus;
Es wird nicht lang mehr währen,
So kommen wir nach Haus:
Da wird man ewig ruhn,
Wann wir mit allen Frommen
Daheim zum Vater kommen,
Wie wohl, wie wohl wirds thun!

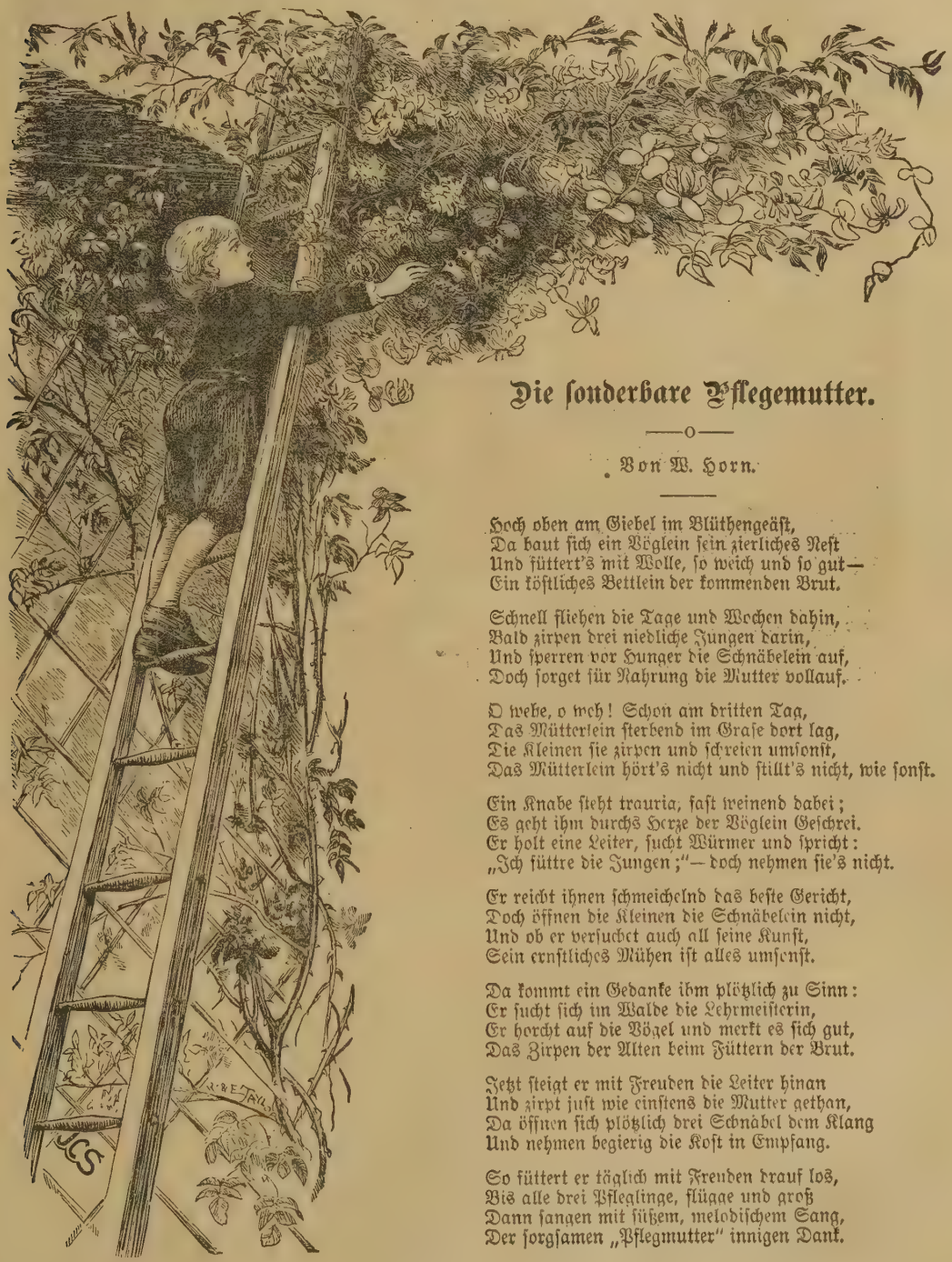
G. Tersteegen.

Kränze.

(Siehe Seite 333.)

Das Evangelische Magazin.

Band 9. October 1877. Nr. 10.



Die sonderbare Pflegemutter.

—o—

Von W. Horn.

Hoch oben am Giebel im Blüthengeäst,
Da baut sich ein Vöglein sein zierliches Nest
Und füttert's mit Wolle, so weich und so gut—
Ein köstliches Bettlein der kommenden Brut.

Schnell fliehen die Tage und Wochen dahin,
Bald zirpen drei niedliche Jungen darin,
Und sperren vor Hunger die Schnäbelein auf,
Doch sorget für Nahrung die Mutter vollauf.

O wehe, o weh! Schon am dritten Tag,
Das Mütterlein sterbend im Grase dort lag,
Die Kleinen sie zirpen und schreien umsonst,
Das Mütterlein hört's nicht und stillt's nicht, wie sonst.

Ein Knabe steht trauria, fast weinend dabei;
Es geht ihm durchs Herze der Vöglein Geschrei.
Er holt eine Leiter, sucht Würmer und spricht:
„Ich füttre die Jungen;"— doch nehmen sie's nicht.

Er reicht ihnen schmeichelnd das beste Gericht,
Doch öffnen die Kleinen die Schnäbelein nicht,
Und ob er versuchet auch all seine Kunst,
Sein ernstliches Mühen ist alles umsonst.

Da kommt ein Gedanke ihm plötzlich zu Sinn:
Er sucht sich im Walde die Lehrmeisterin,
Er horcht auf die Vögel und merkt es sich gut,
Das Zirpen der Alten beim Füttern der Brut.

Jetzt steigt er mit Freuden die Leiter hinan
Und zirpt just wie einstens die Mutter gethan,
Da öffnen sich plötzlich drei Schnäbel dem Klang
Und nehmen begierig die Kost in Empfang.

So füttert er täglich mit Freuden drauf los,
Bis alle drei Pfleglinge, flügge und groß
Dann sangen mit süßem, melodischem Sang,
Der sorgsamen „Pflegmutter" innigen Dank.

Sarah Martin, die Kleidermacherin von Yarmouth.

Von Paulina.

Meine junge Freundin Bertha war fast immer im Studium großartiger Charaktere begriffen. Sittlichkeit, Edelmuth, Herzensgüte und Frömmigkeit mußten, um in ihren Augen schön zu sein, stets mit Reichthum und Ehre Hand in Hand gehen.

So legte sie eines Tages ganz begeistert die Geschichte der Königin Luisa nieder. „Ach, welch ein Engel," rief sie aus. „Wie schön, wie liebenswürdig, wie fromm, wie erhaben,— schade nur, daß so Wenige ihr je gleich werden können. Wie leicht war es ihr, gut zu sein und Gutes zu thun, in ihrer Erniedrigung sogar konnte sie sich königlich groß beweisen."

„Du hast recht, Bertha," bemerkte ich ruhig; „Luisa war eine edle Frau, welche Gott und der Menschheit Ehre machte, aber hast du je von Sarah Martin, der armen Kleidermacherin, gehört?"

„O nein," entgegnete sie, „ich achtete es nie der Mühe werth, in den Annalen der Niedrigen zu forschen, aber wenn diese Person auf dem einen oder andern Weg etwas Besonderes war, so habe die Güte, mich davon in Kenntniß zu setzen."

„Das will ich gerne thun," sagte ich, „wenn du eine Stunde die Scepter und Kronen und den Prunk der Paläste zu verlassen im Stande bist." Bertha setzte sich auf einen Schemel zu meinen Füßen, und während ihre großen schwarzen Augen mit Spannung auf mich gerichtet waren, erzählte ich ihr folgende wahre Geschichte.

In dem kleinen Flecken Caistor, nahe Yarmouth, in einer ganz anspruchslosen Nachbarschaft, finden wir ein kleines niedriges Häuschen. In dessen engem Raum kam Sarah Martin im Jahr 1791 zur Welt und wohnte als Waise seit ihrer frühen Kindheit bei ihrer betagten Großmutter.

Von niederer Herkunft war sie, das kannst du schon sehen, denn ihr Vater war ein schlichter Handwerker und ihre Großmutter war in ihrem Alter noch eine Handschuhmacherin. Sarah ging bis zu ihrem 14. Jahre in die Dorfschule und dann mußte sie das Kleidermachen lernen, um damit ihr eigenes Brod zu erwerben.

Sie arbeitete gerne und mit geschickter Hand, und bekam in Folge dessen bald Beschäftigung bei den vornehmsten Damen Yarmouth's, um die feinen glänzenden Stoffe in allerliebste und geschmackvolle Kleider umzuschaffen.

Sie war klein von Person, einfach in ihrem Anzug, demüthig in ihrem Benehmen, ohne die Reize der Schönheit, ohne hohe Bildung und ohne besondere Geistesanlagen oder Fähigkeiten.

Ein Mädchen, würdest du sagen, zu ordinären Dingen geboren, die ohne Zweifel ihr ganzes Leben den Grillen ihrer modischen Gebieterinnen widmen muß.

Yarmouth war gerade drei Meilen von Sarah's Heimath entfernt und diesen Weg machte sie täglich zweimal zu Fuß, weil ihre Arbeit sich in der durch den Häringfang berühmten Seestadt befand.

Diese Fische werden von Mitte September bis Ende November gefangen, getrocknet und dann in alle Welt verschifft. Auf den Dünen waren Batterien, Baracken, ein großes Arbeitshaus und ein feines Monument zur Ehre Nelson's erbaut. Sarah's Weg, der blauen See entlang, war also voll interessanter Dinge, die ihr Stoff zu solchen Gedanken gaben, die endlich ihr Leben in eine andere Richtung lenkten . . . .

Diese Gedanken Sarah's waren einem colossalen, düstern, grauenerregenden Gebäude gewidmet, an welchem sie täglich vorbei mußte. Schon Jahrhunderte stand das alte Gefängniß dort und eine Generation um die andere war Zeuge der brutalen Grausamkeit innerhalb seiner Mauern, ohne zu sehen, daß die Hand der Zeit die Schrecken milderte, oder ein großmüthiger Menschenfreund einen Lichtstrahl in dieses egyptische Dunkel warf.

Smith's Satyre war nicht zu scharf, als er die Gefängnisse England's durch die Staatskasse unterhaltene Schulen des Lasters nannte, wo Diebe, Straßenräuber, Mörder und Bösewichter aller Art in Reihenfolge fabricirt würden. Das Resultat dieses verderblichen „Schul-Systems" war, daß im Jahr 1818 ein hundert und sieben Tausend Verbrecher in den Kerkern des Vereinigten Königreichs saßen. Eine größere Zahl als in allen andern europäischen Ländern zusammen genommen.

Yarmouth's „Lasterschule" trug ihren vollen Theil zu diesen Uebelständen bei. Kein Sonntag, kein Prediger, kein Lehrer, keine Beschäftigung, keine Lectüre kam je innerhalb der altersgrauen Mauern. In dunkler Zelle mit kärglicher Nahrung und schlechter Kleidung unter den Flüchen und Mißhandlungen der Hüter verbrachte der arme Sträfling seine Zeit. Kein Wunder war der Anfänger auf der Lasterbahn nach solchem Kursus ein vollkommener Schurke, zu allem Bösen und Niederträchtigen fähig.

Neun Jahre hörte Sarah Martin durch die eisernen Gitter der kleinen Fenster das dumpfe Getöse dieser jungen Hölle. Neun Jahre sann sie auf Mittel und Wege, um diesen Verkommenen Hülfe, Licht und Leben zu bringen. „Ich fühlte," sagte sie, „ein unwiderstehliches Verlangen, diesen armen Leuten das Wort Gottes zu lesen. Ihre Sünden drückten mich und es that mir so weh, daß ihnen noch Niemand den Weg zum Sündentilger gezeigt hatte."

Sarah war in ihrem neunundzwanzigsten Jahre, als sie den Entschluß faßte, einen Versuch zu machen, in diese Bastille einzudringen. Sie sagte keinem Menschen, nicht einmal der guten Großmutter, ein Wort von ihrem Vorsatz. „Gott führte mich," schrieb sie, „und ich berieth mich nur mit ihm."

Eine Frau war eben wegen grober Mißhandlungen ihres eigenen Kindes eingesperrt worden, und mit dieser Frau wollte Sarah den Anfang machen. Ganz allein ging sie in den düstern Vorhof und an der großen schweren Thüre flehte sie um Eintritt. Der Thorhüter sah sie verdutzt an. „Das geht nicht," sagte er, „was willst du, ein kleines zartes Ding, an diesem verruchten Orte. Die böse Luft würde dich ersticken, das schmutzige rauhe Gerede würde dich schamroth machen, und,—und,—du hast in keinem Falle etwas hier zu schaffen, so gehe nur heim und versorge dein Haus."

Sarah ging heim, aber sie ließ sich nicht abschrecken. Zum zweiten Mal klopfte sie an die Thür und diesmal mit besserem Erfolg. Allgemeines Erstaunen saß auf den harten Gesichtern, als das sanfte, demüthige Mädchen mit der Bibel in der Hand und ganz ohne Begleitung unter sie trat. Hatten sie doch nie solche Erscheinung und solchen liebevollen freundlichen Blick gesehen. Hatten sie doch nie ein Jesuswort gehört, wurden sie doch immer behandelt, als hätten sie keine Seelen,— und jetzt?! Wenn es der Herr Vikar von der großen St. Ni-

ckolaus Kirche gewesen wäre, hätte ihre Verwunderung schon Grenzen gehabt, aber dieses Weib, dieses freundliche, liebevolle Weib unter ihnen, was hat denn dieses zu bedeuten?

Heute hatte Sarah nur ein Wort für die unglückliche Frau. Als wenn sie ihre Schwester wäre, setzte sie sich zu ihr hin und hielt ihr liebreich, doch ernst und deutlich, ihre Sünden gegen ihr Kind und gegen ihren Gott vor. Die Frau, entsetzt über sich selbst, fing an zu weinen. Noch nie wurden ihr ihre Sünden auf solche Weise gezeigt—noch nie empfand sie Reue und Herzeleid darüber, sie wußte kaum, ob sie wache oder träume. Sarah las ihr dann das 23. Kap. St. Lucas und erklärte ihr, daß, obgleich der Verbrecher die gerechte Strafe leiden mußte, er dennoch bei dem liebenden, blutenden Heilande Vergebung fand. Die Frau lauschte mit Heißhunger auf diese einfache, kräftige Heilswahrheit. Auch sie umfaßte mit einem mächtigen Glaubensgriff das Kreuz—und zum ersten Mal in diesem hoffnungslosen Ort erschien die Taube mit dem Oelzweig des Friedens, zum ersten Mal erscholl das Lob des Erlösers von ehemals besudelten, aber jetzt gereinigten Lippen.

O Wunder der Gnade! Ein größeres Wunder that Jesus nie, als er leibhaftig auf Erden wandelte. Sarah ging getröstet heim, denn hatte sie nicht das Siegel ihrer göttlichen Berufung, hatte er sich nicht aufs kräftigste zu ihrem schwachen Wirken bekannt?

Freut euch, ihr schwarzen Mauern, freuet euch ihr versunkenen Insassen! Der helle Morgenstern hat schon seine dämmernde Röthe in eure dunkeln Kammern geworfen.

Auch euch, ihr Verbrecher, obgleich eiternd mit dem Aussatz der Sünde, ist der Heiland geboren, auch ihr könnt noch gerettet werden!

Und dieses herrliche Evangelium, diese frohe Botschaft bringt euch nicht der weißgekleidete Priester von St. Nickolaus durch seine hochtrabenden Ritualen. Ein anderes Werkzeug hat Gott sich erkoren. Ein niedriges Weib, von ihm selbst berufen und gesalbt, soll euch die Hand reichen, um euch aus der grausamen Grube und dem Schlamm auf den festen Felsen zu verhelfen.

(Fortsetzung folgt.)

Das Evangelisationswerk unter den Chinesen in Amerika.

Von F. W. Vögelein.

Nicht selten wird gefragt: „Warum wird nicht mehr für die Bekehrung der Chinesen in Amerika, namentlich aber in San Francisco, gethan?“ Und Manche machen diese Frage, ohne eigentlich zu wissen, wie viel oder wie wenig gethan wird. Andere meinen sogar, es werde von Seiten der protestantischen Kirche in diesem Lande in dieser Beziehung rein gar nichts gethan.

Dieser Gegenstand ist ein höchst wichtiger, wie überhaupt die Masseneinwanderung dieser asiatischen Heiden in unser freies, christliches Amerika, in politischen Kreisen eine ernste Tagesfrage geworden ist, welcher die größten Staatsmänner unseres Landes ihre Aufmerksamkeit schenken. Deßhalb muß auch die Bekehrung dieser Heiden in unserer Mitte allen wahren Christen ganz besonders nahe liegen. Und soll es daher meine Aufgabe sein, hier die Sache etwas näher zu betrachten.

I. Die Chinesische Emigration.

Es werden nun bei 25 Jahre Chinesen nach California transportirt. Diese Transportation geschah größtentheils durch die etwas berühmten (?) sechs „Chinesischen Compagnien“ (Six Companies). Nach ihren officiellen Angaben im Jahr 1876 wurden durch sie im Laufe dieser Zeit 151,300 eingewanderte Chinesen registrirt, und zwar den Zahlen nach wie folgt:

1.	Ning Yung Co.	75,000
2.	Hop Wo Co.	34,000
3.	Kong Chow Co.	15,000
4.	Yung Wo Co.	12,000
5.	Sam Yup Co.	11,000
6.	Yan Wo Co.	4,300
	Total	151,300

Unter etwa 150,000 derzeit in Amerika wohnenden Chinesen befinden sich blos 7000 Frauen, von diesen sind leider nur mehrere hundert als sittsame Hausfrauen zu berichten, die Uebrigen leben in Prostitution. Die meisten der Chinesen, die nach den „goldenen Bergen“ (wie sie California nennen) gehen, lassen ihre Familien in China, wo sie billiger leben können, mit der Absicht, sobald sie in den „goldenen Bergen“ wenigstens ein kleines Vermögen erworben haben, wieder heim in ihr geliebtes „Blumen-Reich der Mitte“ zu gehen. Es sind auch während des oben angegebenen Zeitraums Tausende wieder zurück nach China. Nach den officiellen Angaben der Einwanderungs-Bureaux in San Francisco stehen die summarischen Zahlen für die letzten 25 Jahre also:

Von China nach Amerika kamen:	214,226
Von Amerika nach China gingen:	90,089
Eine Differenz von	124,137

Etwa zehn Tausend waren vor dieser Zeit eingewandert. Auch landen mitunter welche in anderen Häfen, die hier nicht gegeben werden können.

Bei 40,000 Chinesen wohnen im „Chinesen-Viertel“ in San Francisco, die Uebrigen leben in den Staaten California, Oregon, Nevada und in den Bergwerken der Territorien. Bekanntlich ließen sich auch welche in den Großstädten des Ostens nieder.

Da nun diese Tausende von Heiden in unserm christlichen Lande und unter dem sogenannten „christlichen Einfluß“ wohnen, sollte man mit Recht erwarten dürfen, daß das Bekehrungswerk unter den Chinesen hierlandes weit größere Fortschritte machen würde, als in dem eingemauerten und in Finsterniß gehüllten China. Das war aber bisher leider nicht der Fall, vielmehr konnten Missionare von dort von besserem Erfolg berichten, als Diejenigen hier zu Lande. Es ist daher auch leicht begreiflich, warum Missionare bisher lieber nach China gingen, als hier zu wirken; es ist deßhalb für sie gewiß eine höchst beleidigende Insinuation, wenn angegeben wird, es sei das „Romantische“ ihr Beweggrund, um nach China zu gehen.

II. Die Anti-Chinesische Bewegung.

Schon im Jahr 1852 als Tausende von Chinesen in den Bergwerken ankamen, zeigte sich ein gewaltiger Haß unter den weißen Goldgräbern gegen diese Asiaten, und waren sie deßhalb von Seiten der Weißen mancher groben Beleidigung und häufig auch Mißhandlungen ausgesetzt. Dieser „Chinesen-Haß“ hat sich bisher vermehrt und über die ganze Pacific-Küste

ausgebreitet und nahm in den letzten Jahren öfters bedenkliche Dimensionen an. Nicht ohne Grund führen die Chinesen bittere Klage gegen unser modern civilisirtes und christliches Volk, und da Tausende von ihnen zwischen Christen und Nichtchristen nicht zu unterscheiden wissen, ist es leicht begreiflich, daß alle Achtung und alles Zutrauen, welches sie zur christlichen Religion hatten, im Lauf der Zeit durch die ihnen von der Anti-Chinesischen Partei zugefügten Drangsalen dasselbe im tiefsten Grund erschüttern. Davon weiß wohl Niemand besser zu erzählen, als die Missionare, die hier unter den Chinesen missioniren. Sie machen in dieser Beziehung sattsame Erfahrungen. Schon bei ihrer Ankunft in San Francisco werden die Chinesen von Seiten der Beamten oft sehr unschön behandelt. Auf dem Weg von der Landung nach ihrer Zufluchtsstätte im Chinesen-Viertel, wo die „grünen Chinesen" gewöhnlich mitten auf der Straße ihrem vielen Gepäck nachlaufen, gibt es häufig unerwünschte Scenen. Da sind z. B. eine Anzahl böser Straßenbuben, die sie in allem Eifer mit Steinen bewerfen, Andere werfen sie mit Koth und eine Strecke weiter sind Welche, die suchen ihnen nahe genug zu kommen, um sie bei ihren langen Zöpfen zu ergreifen und wenn möglich dieselben abzuschneiden. Letzteres ist eine der gröbsten Beleidigungen die ihnen zugefügt werden können. Der Chinese ist daher gar froh, wenn er im Chinesen-Viertel ankommt und nach vielem Schweiß die ersten Eindrücke der „modernen Civilisation" glücklich bestanden hat.

Daß die Zeitungen fast täglich von groben Mißhandlungen gegen die Chinesen zu berichten haben, ist leider Thatsache. Das erste Mal, daß ich einen Chinesen hörte seine Zunge in englischer Sprache üben, fluchte er, daß ich erschrak, weil ihm etliche Jungens sein weißes Kleid, welches er anhatte, mit Tinte bespritzten. Oft werden sie zum Zorn gereizt und wenn sich alsdann ihre Geberden verstellen, gibt es heftige Auftritte. Wenn da der Chinese nicht zeitig die Flucht ergreift, bleibt er am Ende in Ohnmacht auf der Stelle liegen und die Andern fliehen.

Werden denn solche schnöde Thaten nicht bestraft? Höchst selten, und wenn es geschieht, ist es gewöhnlich nur eine nominelle Strafe. Und warum gewährt die Polizei den Chinesen nicht den nöthigen Schutz, sowohl als allen andern Nationalitäten? Ja, warum nicht? Weil es eben Chinesen sind, oder weil man sie eben für „Uncivilisirte" hält, oder auch weil sie kein „Stimmrecht" und mithin in der Politik nichts zu sagen haben. Die Philosophen sagen: „Alles hat seine Ursache," und so hat gewiß auch dieses seinen Grund. Wir unterlassen es aber, denselben näher anzudeuten. Es bedarf keines weiteren Commentars, dem denkenden Leser begreiflich zu machen, wie hindernd all diese Dinge dem Evangelisationswerke unter den Chinesen entgegen treten.

Von dem verderblichen Einfluß, den die Trunkenbolds Fabriken (resp. die 30,000 Saufhöhlen) in San Francisco, das schreckliche Prostitutionswesen gerade um das Chinesenviertel her, die vielen Mordthaten ꝛc. auf die Chinesen ausüben müssen, davon wollen wir hier weiter nicht reden, es lieber mit dem Schleier des Schweigens bedecken.

III. Das Missionswerk unter den Chinesen.

Es kann nicht geleugnet werden, daß die Christen dieses Landes dem gottlosen Element gegenüber versäumten, ihren Einfluß nachdrücklich geltend zu machen und ihre Stellung, sowie auch ihre Pflichten den Chinesen gegenüber nicht richtig erkannten. Besonders in Bezug auf die Bekehrung dieser Heiden in ihrer Mitte. Auch war die christliche Thätigkeit an dieser Küste auf andere Weise dermaßen in Anspruch genommen, daß selbst mit dem besten Willen nur wenig gethan werden konnte, und während schon eine Reihe von Jahren Missionsarbeit unter den Chinesen in Amerika betrieben wurde, scheint man doch erst jetzt dies Werk mit mehr Ernst und Nachdruck in Angriff nehmen zu wollen.

Zwar wurde schon im Jahre 1852 unter der Aufsicht von Rev. W. Speer eine Mission unter den Chinesen angelegt. Rev. Speer gehört der Presbyterianer-Kirche an. Ehe er seine Arbeit hier anfing, war er zehn Jahre Missionar in Canton, China, allwo er sich der chinesischen Sprache bemächtigte, und der in allen Beziehungen tüchtige Missionar verdient mit Recht die Ehre, der erste chinesische Missionar unter den Chinesen in Amerika genannt zu werden, und weiß ich aus persönlicher Erfahrung, daß der theure und gottgeweihte Bruder bei manchen Chinesen in warmem Andenken steht, was sich auch bei einer unlängst abgehaltenen chinesischen Evangelisationsversammlung, wo er anwesend war, kund gab.

Rev. Speer konnte leider Krankheit wegen das gut angefangene Werk nur wenige Jahre betreiben, worauf es eine Zeit lang still lag, bis im Jahr 1859 Rev. A. W. Loomis das Werk wieder aufnahm. Eine besondere Schwierigkeit und ein großes Hinderniß war für ihn anfangs die Unkenntniß der Sprache. Er hatte zwar zuvor sieben Jahre in China zugebracht und hatte in Ningpo die Sprache erlernt, fand aber zwischen dem Ningpo und Canton Dialect solche Differenz, daß es ihn eine geraume Zeit nahm, letzteres Dialect zu meistern. Bekanntlich bedienen sich die Chinesen in Amerika bei der Conversation des Canton Dialects, da die meisten aus dem südlichen China kommen. Rev. Loomis ist derzeit sehr thätig auf seiner Mission allhier; die Mission steht unter Aufsicht der Presbyterianer-Kirche. In Verbindung mit dieser Mission werden etliche chinesische Colporteure beschäftigt; eine zahlreiche Abendschule, sowie auch eine „Heimath" für gefallene Chinesenfrauen wird unterhalten.

Im Jahre 1854 fing Rev. J. L. Schuck, früher Missionar in Canton, China, eine Mission in Sacramento an unter Aufsicht der Baptisten-Kirche. Er baute eine Kapelle und wirkte im Segen; aber als er nachher zurückging nach dem Osten, brach die Mission auf. Ein Chinese, Namens Wong Min, der sich während jener Zeit unter seiner Arbeit bekehrte, ging bald darauf nach China und wirkte in großem Segen, bis er endlich vor zwei Jahren starb. Im Jahr 1870 wurde von der Baptisten-Kirche aus eine Mission in San Francisco angelegt, welche noch besteht. Rev. J. Francis ist Missionar; in Verbindung mit dieser Mission besteht eine Zweig-Mission in Portland, Oregon, und wird von Dong Gong, einem bekehrten Chinesen, bedient. Er wurde einst von seinem Vater bei Canton ins Wasser geworfen, weil er sich weigerte, der christlichen Religion zu entsagen. Die Congregationalisten betreiben das Missionswerk größtentheils durch Schulen; sie unterhalten zu diesem Zweck, nebst den drei Chinesenschulen in San Francisco, je eine Schule in Los Angeles, Oakland, Sacramento, Santa Barbara, Oroville und Stockton. Etwa zwei tausend Chinesen besuchen diese Schulen. Der Zweck scheint, die Chinesen vor Allem die englische Sprache zu lehren, und nachdem sie genug Englisch verstehen, sie aus der Bibel zu unterrichten, und wenn sich welche bekehren, sucht man sie zu bewegen, sich einer englischen Gemeinde anzuschließen. Auch die Episkopal-Kirche hat etliche solcher Schulen gegründet und sucht auf diese Weise etwas zum besten der Chinesen zu thun. Die beiden letztge-

nannten Denominationen haben bisher noch keine regelmäßigen Missionare angestellt.

Die Methodisten-Kirche hat seit 1868 unter Rev. A. Gibson, der auch viele Jahre in China war, eine Mission in San Francisco angelegt. Gibson ist ein warmer Freund der Chinesen und wirkt hier im Segen unter ihnen, auch werden unter Aufsicht der Methodisten-Kirche in California neun bis zehn Chinesen-Schulen unterhalten und drei in Oregon, und ebenfalls eine „Heimath" für gefallene Chinesenfrauen.

Es ist eine erfreuliche Thatsache, daß viele Chinesen nach und nach zwischen Christen und Nichtchristen zu unterscheiden lernen und einsehen, daß sie unter den Christen ihre Freunde zu suchen haben, und weil die Prediger ihnen oft von Jesus sagen, so nennen sie jeden Prediger „Jesus-Mann" (Jesus-Man), und die Christen überhaupt „Herz-Menschen" (Heart-Men), ihren brutalen Feinden gegenüber, welche sie oft behandeln, als hätten sie kein Herz. Hoffentlich kommen sie immer mehr zur Einsicht. Schließlich will ich noch die Zahlen der chinesischen Christen in Amerika angeben, nach den Berichten vom Jahre 1876:

Presbyterianer	126
Methodisten	49
Baptisten	60
Congregationalisten	45
Episkopal	1
Probeglieder ꝛc etwa	50
Total	331

Skizzen von Japan.

Von Ad. Halmhuber mit Originalzeichnungen.

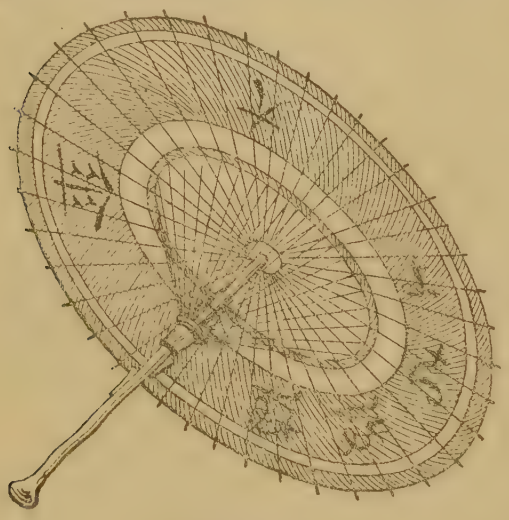
Landeseigenthümlichkeiten.

Wie der Kopfputz der Japaner dieselben besonders charakterisirt, so thut dasselbe auch ihre Kleidung und die Gewohnheit, die Säuglinge und die jungen Kinder auf dem Rücken zu tragen. Beides möchte ich hiemit veranschaulichen. Die Hauptkleidung der Japaner, der Männer sowohl als der Frauen, ist ein langer, weit über die Kniee hinabreichender Mantel von Baumwolle oder Seide, gewöhnlich von grauer oder blauer Farbe; daher trägt dieser Mantel auch denselben Namen kimono, der die Kleidung überhaupt bezeichnet. Bei den Männern ist er mit einem schmalen, bei den Frauen mit einem etwa sechs Zoll breiten Gürtel (obi genannt) um die Lenden befestigt. Sonst ist der Mantel offen, so daß beim Gehen nicht selten die bloßen Füße hervortreten, der Busen aber ein bequemer Ort ist, allerlei Sachen darin zu tragen. Schon oft hat mich letztere Thatsache an das Wort der heiligen Schrift erinnert: „Er wird die Lämmer in seine Arme sammeln und in seinem Busen tragen," denn ein Kindlein oder ein Hündchen oder eine Katze wird in einem japanischen Busen oft aufs freundlichste beherbergt. Die Aermel dieses Mantels sind etwa anderthalb Fuß weit, d. h. so viel hängen sie sackartig herab; die Oeffnung für die Hand ist aber bis auf etliche Zoll zugenäht, so daß dadurch zwei Taschen gebildet werden, die der Japaner auch als solche benützt, um Papiersachen, Sacktuch und kleinere Gegenstände darin zu tragen. Auch Dieses erinnert an ein Schriftwort: „Wenn Jemand heilig Fleisch trüge in seines Kleides Geren" (Flügel) u. s. w, und erklärt dasselbe, wie uns im Allgemeinen durch Kleidung und Gebräuche dieses Landes manches in der Bibel Gesagte deutlicher wird. Auf diesem Mantel sind allerlei Buchstaben oder Zeichen mit Farben angebracht, die auf die Beschäftigung hinzuweisen scheinen. Bei vielen Männern ist dieser Mantel außer den Schuhen die einzige Kleidung, die sie tragen. Von Manchen aber, sowie von allen Frauen wird ein Ueberkleid (haori genannt) von ganz derselben Form, nur etwas kürzer, getragen; auch haben sich durch ausländischen Einfluß enge Hosen und Jacken eingebürgert, die aber wiederum so zu sagen japanisirt sind. Wirklich europäisch gekleidete Japaner sieht man selten, und äußerst selten eine Japanerin; sie nehmen sich aber in dieser Weise gar nicht übel aus. Dagegen trifft man häufig allerlei lustige Compositionen. Einer hat einen europäischen Hut auf, vielleicht eine englische Wettrennmütze oder gar einen „Schlosser", seine Schuhe aber sind so ziemlich nur zwei Holzklötzlein zu nennen; ein Anderer hat einen alten Rock oder Ueberzieher geschenkt bekommen und benützt ihn nun bestmöglichst, obgleich er weder Hut noch Strümpfe hat; ein Dritter hat sich ein Paar Hosen angeschafft, die aber nun aus Mangel an Pflege in höchst bedrängte Lage gekommen und ehelang als dienstunfähig in Ruhestand zu versetzen sind. Auch der Spazierstock bürgert sich ein, und wie es in andern Ländern der Fall ist, so scheinen sich auch die jungen Herren Japaner äußerst glücklich zu schätzen, wenn sie eine blaue Brille erwischen können.

Japanische Kindermagd.

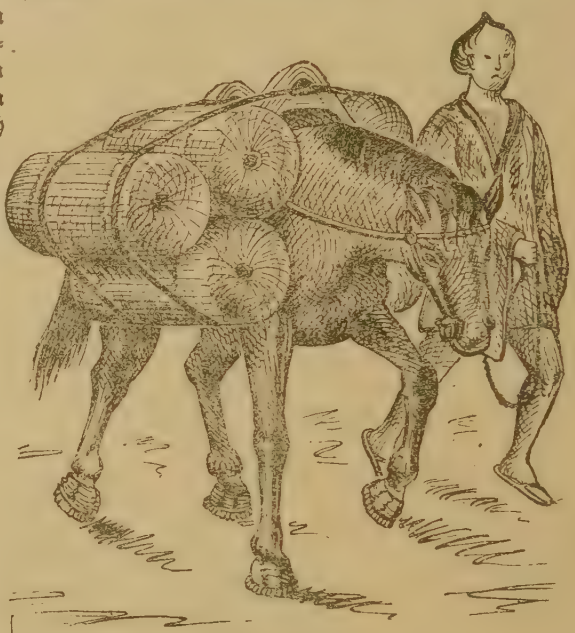
Die Kleidung der Frauen ist im Allgemeinen der der Männer gleich, so daß es oft nicht auf den ersten Blick sichtbar ist, wer an Einem vorbeipassirt. Doch ist das Oberkleid der Frauen gewöhnlich mit einer zwei Zoll breiten, dunkelfarbigen Borte eingefaßt, und der breite Gürtel hat hellbunte Farben, wie hochroth, hellblau u. dgl.; dazu tragen sie meistens eine Schürze. Bei den Mädchen ist die Kleidung äußerst buntfarbig, roth, blau, gelb und grün; dazu haben sie das Gesicht weiß gepudert und die Lippen roth bemalt, und die Blumen, Perlen und Bänder in den Haaren vollenden den Putz.

Einen einzigartigen Vortheil bietet das Oberkleid den Frauen zum Kinderhüten. Sie bücken sich nach vorne, legen das Baby auf den Rücken, ziehen dann das Oberkleid an und schnüren ein Band gürtelartig um den Leib oder kreuzweise über die Brust, so daß das Kindlein gemüthlich in einem Sack sitzt. Es ist merkwürdig, wie geduldig die Kleinen da ausharren; sie wachen und schlafen da ganz nach Belieben, unbekümmert, welchem Geschäft ihre Trägerin nachgeht, und sehr selten hört man eines weinen. Nicht nur die Mütter selbst tragen so die Kinder, sondern auch die Mädchen, und manchmal fällt diese Arbeit selbst den Knaben zu. Ich habe schon Mädchen von kaum sechs Jahren mit dem kleinen Brüderlein oder Schwesterlein, das vielleicht kaum ein Paar Wochen alt ist, auf dem Rücken gesehen, daß ich nicht wußte, welches von den beiden Geschöpfchen mehr zu bedauern ist. Die Mädchen lassen sich durch ihr Kinderhüten auch nicht vom Spielen abhalten; sie hüpfen und springen, sie klettern hinauf und klettern hinab, sie pflegen der Freundschaft und fechten ihre Händel aus, unbekümmert um ihre kostbare Bürde, die dadurch oft in Gefahr ist, verletzt zu werden, oder dem Sack entschlüpfend verloren zu gehen.



Ein Regenschirm.

Ein japanischer Regenschirm ist eine andere Merkwürdigkeit. Er heißt karakasa oder kurzweg kasa (welchen Namen auch ein breiter Hut trägt). Er besteht aus Papier, Holz und Seidefäden. Der Stiel ist ein Bambusstab, in welchen oben vierzig gespaltene Bambusstäbchen eingeschnitten und durch einen Seidefaden zusammengefaßt sind, die, wenn ausgespannt, eine Kreisfläche von etwa vier und einem halben Fuß Durchmesser bilden. Diese vierzig Stäbchen haben eben so viele hölzerne Stützen gegen eine an dem Stiel sich auf und ab bewegende Hülse, in welche diese letzteren gleichfalls eingeschnitten und mit einem Seidefaden zusammengefaßt sind. Dieses hölzerne Gerippe wird überall von Seidefäden zusammengehalten und ist mit wunderbarer Sorgfalt ausgearbeitet. Die Seidefäden bilden durch ihre regelmäßigen Verschlingungen zugleich eine Art Verzierung, wenn der Schirm aufgespannt ist. Zwei hölzerne Schnapper, die in den Stiel eingelassen sind, dienen zum Offenhalten des Schirmes. Ueber die Außenseite des Gerippes ist eine besondere Art Papier gespannt, das geölt wird, und so die Stelle von Seiden- oder Baumwollenzeug sehr gut vertritt. Meist ist die Farbe dieses Papiers weißgelblich, manchmal aber auch schwarz mit weißen Ringen. Vielfach sieht man allerlei Schrift auf den Schirmen angebracht. Ein solcher Schirm ist weit nicht so schwer als er das Ansehen hat und entspricht auch seinem Zweck vollständig. Wenn er aber zusammengelegt ist, läßt er sich nicht in ein enges Futteral stecken, kann auch dann nicht als Spazierstock dienen und paßt so wie so nicht zu europäischer Kleidung; denn obwohl seine Hauptidee dem europäischen Regenschirm gleich ist, so ist doch die Ausführung dieser Idee eine ganz verschiedene.



Jap. Pferd.

Zuletzt verdient noch das Pferd dieses Landes besondere Aufmerksamkeit. In andern Ländern zieht das Pferd die Lastwagen, hier ziehen die Männer dieselben; das Pferd aber hat seine Last zu tragen. Das Pferd Japans ist nicht groß, sein Kopf aber ist verhältnißmäßig groß und dessen Form charakteristisch. Es ist als Reitpferd rasch und sein Auge sprüht Feuer, als Lastpferd aber ist es äußerst zahm und gefügig. Zum Tragen einer Last hat es einen schwerfälligen Sattel von Holz, der auf einem Polster ruht und zum Anbinden der Waaren eingerichtet ist. Das übrige Geschirr ist einfach und plump aus ausgepolstertem farbigem Tuch verfertigt. Der Fußbeschlag ist nicht von Eisen, sondern von Strohgeflechte und verursacht dem Pferd einen unsichern, schweren Gang. Es trägt schwere Lasten; sechs schwere Reisballen, zehn dicke Bretter, soviel Heu oder Stroh als nur an ihm zu befestigen ist, mehrere Oelfässer u. dgl. trägt es willig über große Strecken. Dabei hat es sein Herr an einem Seil und geht singend nebenher, wodurch es ermuthigt zu werden scheint. Wenn ein Ausländer solch einen Gesang nachahmen würde, wäre es ein höchst ärmliches Geleier, aber bei dem Japaner hat er etwas Originelles und darum Anziehendes. Die Gewohnheit des Lastragens hängt vielfach mit dem Zustand der Landstraßen und Feldwege zusammen, die nur Fußwege genannt werden können, abgesehen von etlichen neuen Straßen um die offenen Seehäfen her. Ausländische Pferde wurden in spärlicher Anzahl eingeführt, weil dieselben zum Ziehen der Carossen der hohen Herrschaften geeigneter sind als das japanische Pferd.

Das Blumenbeet.

Der Kriegslärm ward in den verschiedenen Distrikten Frankreichs vernommen und drang bis über die Meeresküste hinaus. Kriegsschiffe kreuzten nach allen Richtungen hin, und nicht selten spieen die Kanonen Tod und Verderben in die Reihen der Feinde.

Um diese Zeit bemerkte man mehrere kleinere und größere Schiffe in einer der wildesten Gegenden, wo eine Rhede mit einem von hohen Felsen umgebenen, natürlichen Meerbusen sich befand. Im Hintergrunde desselben gewahrte man ein ärmliches Fischerdorf, dessen grau aussehende Hütten mit den Felsen, an welche sie sich lehnten, verwachsen zu sein schienen. Und während das hin und her segelnde Geschwader den dort friedlich wohnenden Fischern die ernste Bedrückung des Kriegslebens veranschaulichte, bestiegen viele Damen mit ihren Kindern und Dienerschaften das Land, um drüben in dem armseligen Dorfe Aufnahme und ein Unterkommen zu suchen, und die Bewohner schlugen, um aus diesem Umstande Nutzen zu ziehen, in Scheunen und Ställen ihre Wohnungen auf und überließen gegen eine Miethsentschädigung den Fremden ihre Stuben und Kammern.

In diesen Damen erkannte man die Frauen jener Officiere, welche die Flotte befehligten. Es ward ihnen nicht gestattet, ihre Männer auf das Meer hinaus begleiten zu dürfen; aber sie suchten sich an der Küste ihre Wohnplätze, um so nahe als möglich bei ihnen zu sein. Natürlich herrschte bei ihrer Ankunft eine eben so große Lebhaftigkeit in dem Dorfe, wie auf dem Gewässer des Meerbusens; und kaum hatte man sich wohnlich eingerichtet, so bemerkte man tagtäglich eine Menge kleinerer Nachen, die ans Land ruderten, um die Frauen und Kinder zu einer Lustfahrt auf dem Meere abzuholen. Das war, namentlich für die Kleinen, eine nicht geringe Freude, wenn sie bei schönem Wetter einen ganzen Tag auf dem Meere zubringen durften.

Unter den Kindern jedoch, welche die größte Aufmerksamkeit am Bord erregten und die sich am meisten der Liebkosungen der Seeleute zu erfreuen hatten, waren Rosa und Alice, die Töchter des Lieutenants Malvern. Wir nennen Rosa, obwohl sie die jüngere war, zuerst, weil sie im Allgemeinen stets ihrer älteren Schwester vorgezogen wurde. Sie war erst sechs Jahre alt, während Alice bereits das 9. Jahr überschritten hatte. Sie hatte ein sehr schönes Gesicht, und in all ihren Bewegungen zeigte sie Anmuth und Liebenswürdigkeit. Es war eine Lust, sie mit den heitersten Mienen von der Welt auf dem Verdeck umher springen zu sehen, während Alice sich mehr zurückzog und meistens ruhig beschäftigt war, die blauen, funkelnden Wogen zu betrachten, die sich unter großem Geräusch an den Flanken des Fahrzeugs brachen. Ein unverkennbarer Ausdruck von Traurigkeit lagerte sich dabei auf die anziehenden Züge ihres kleinen Gesichts; denn fast ununterbrochen dachte Alice an die arme Mutter, die, seit längerer Zeit kränkelnd, nimmer eine solche Lustfahrt mitmachen konnte.

In der That schienen die Tage der Madame Malvern gezählt zu sein. Während das Geschwader im nahen Meerbusen sich hin und her bewegte, saß sie daheim an dem kleinen Fenster der Hütte, in welcher sie mit ihren beiden Kindern eine Wohnung gefunden hatte; denn von hier aus konnte sie das Meer überschauen und mit ihrem weißen Taschentuche wehen, wenn sie das Herannahen jenes Nachens gewahrte, der ihr die beiden Lieblinge zurückbrachte. Seit ihrer Ankunft in diesem Dorfe waren bereits vier Monate verstrichen. Sie war damals mit drei Kindern gekommen; aber ihr kleiner Knabe ward durch den Tod abgerufen, als er eben begann, Mamma zu stammeln und mit seinen beiden Schwestern zu spielen. Er ruhte jetzt unter einem grünen Hügel, der durch eine Seitenmauer geschützt wurde, und es war Rosa und Alice gelungen, einen Rosenstock darauf zu pflanzen. Allein die vielen durchwachten Nächte während der Krankheit ihres lieben Kleinen, so wie endlich der Tod desselben, hatten die arme Mutter so sehr angegriffen, daß von dem Augenblicke an ihre Gesundheit dahinwelkte. Ihr ohnehin zarter Körperbau war unfähig, einem so harten Schlage Widerstand leisten zu können. Ihr Gemahl, durch den Husten und die zunehmende Schwäche seiner geliebten Gattin erschreckt, entschloß sich, nach Ablauf des Winters, Urlaub zu nehmen und sie zu ihrer Mutter zu bringen, deren einzige Tochter sie war, und welche in einem weniger strengen Klima in der Gegend von Tours wohnte. Aber obwohl der Frühling kam, so befand sich Madame Malvern doch zu unwohl, als daß sie eine solche Reise hätte unternehmen dürfen; und jedesmal, wenn Herr Malvern von ihrer Mutter sprach und die Freude des Wiedersehens hervorhob, antwortete sie nur mit einem Strome von Thränen, die über ihre bleichen Wangen hinabrollten. Endlich sprach der zärtliche Gatte nicht mehr über diesen Punkt. Die kleine Alice fand dieses höchst auffallend.

„Papa," fragte sie eines Abends, als sie neben ihm vor der Thür der Hütte saß, „Papa, wird Mamma bald reisen können?"

Herr Malvern warf seiner kleinen Tochter einen Blick tiefer Rührung zu und war lange außer Stande, ein Wort hervorbringen zu können. Endlich aber legte er seine Hand auf Alicens Haupt und sagte in gerührtem Tone:

„Ich fürchte sehr, daß sie bald abreisen wird, mein theures Kind."

Alice begriff durchaus nicht, warum er den Augenblick der Abreise so sehr fürchte, da Mamma doch zu der lieben Großmutter reisen sollte, die sie mit großer Freude und Ungeduld erwartete, und die ihr die zärtlichste Sorgfalt und Pflege widmen würde. Aber der Ton, in welchem der Vater sprach, hatte sie schüchtern gemacht, so daß sie ihn nicht weiter zu fragen wagte. Am folgenden Morgen jedoch, nachdem die kleine Rosa zu ihren Gespielinnen ins Freie gegangen war, konnte sie dem Drange ihres Herzens nicht länger widerstehen und fragte die Mutter um die Ursache der Niedergeschlagenheit des lieben Vaters bei dem Gedanken an die baldige Reise.

„Hat er dir gesagt, daß er diese Reise befürchte?" fragte die Mutter mit schwacher Stimme.

„Ja, Mamma," antwortete das Kind. „Als ich ihn fragte, ob du bald abreisen würdest, da sah er mich traurig an und sagte endlich, daß er fürchte, du werdest bald abreisen. Aber warum fürchtet er dieses?"

Die Mutter schwieg lange. Dann aber begegnete ihr sanfter Blick dem forschenden Auge Alicens; und mit einer Stimme, der man die tiefe Bewegung ihres mütterlichen Herzens abfühlen konnte, sagte sie:

„Dein Papa ist traurig mein Kind, weil ich ihn bald verlassen werde."

„Geht denn Papa nicht mit uns," fragte Alice. „Ich meine, wir sollten dich Alle begleiten."

Eine Thräne feuchtete das Auge der armen Mutter.

„Mein geliebtes Kind," sagte sie gepreßt, „Niemand von euch wird mich begleiten können; ich muß allein reisen."

Alice sah die Mutter mit großen Augen an. Doch als diese ihr erklärte, daß sie bald diese Erde verlassen werde, um zu Jesu in den Himmel zu gehen, da drückte die Kleine die weiche, fast durchsichtige Hand der Mutter an ihren Mund, bedeckte sie mit Küssen und brach in ein lautes Weinen aus. Der Gedanke, sich von der Mutter trennen zu müssen, war ihr unerträglich.

„Weine nicht, mein Kind!" flüsterte die Mutter leise. „Höre mich an; ich habe noch etwas auf meinem Herzen."

Lange dauerte es, bevor es Alice über sich vermochte, ihre Gefühle ein wenig zum Schweigen zu bringen. Dann aber richtete sie ihr verweintes Auge auf die Mutter, und diese fuhr fort:

„Alice, hast du deine kleine Schwester sehr lieb?"

„O gewiß, Mamma, ich liebe sie von ganzem Herzen."

„Aber du mußt sie noch mehr lieben," fuhr Jene fort. „Ich weiß, daß es schwer ist, mit Rosa umzugehen, und darum wird man hart gegen sie verfahren. Aber versprich mir, daß du nicht hart gegen sie sein willst. O ich bitte dich, sei ihr wie eine kleine Mamma; habe Acht auf sie und bemühe dich, sie verständiger zu machen. Vor Allem aber mußt du viel für sie beten, damit der Herr Jesus in ihrem Herzen einkehrt Nur dann wird sie glücklich sein, und der Herr wird euch segnen und bewahren. Willst du mir diese Liebe erweisen?"

Weiter konnte die arme Dulderin nicht mehr sprechen. Erschöpft schloß sie ihr Auge; aber während ihre marmorbleichen Hände sich falteten, bewegten sich betend die Lippen der zärtlichen Mutter. Alice war tief erschüttert. Aber von diesem Augenblicke an bemerkte die Mutter zu ihrer großen Freude, daß Alice der kleineren Schwester die äußerste Sorgfalt widmete und eine Sanftmuth an den Tag legte, die man bei ihr kaum hätte erwarten sollen. Die liebe Kranke erkannte darin eine Erhörung ihres Gebets, und ruhiger als zuvor harrte sie der Abschiedsstunde entgegen.

Nur zu bald brach diese ernste Stunde an. In einer Nacht weckte der Vater die beiden Kinder, um sie ans Bett der sterbenden Mutter zu führen, die verlangt hatte, denselben den letzten Kuß zu geben. Nur noch mit der äußersten Anstrengung brachte sie einige Worte hervor. Mit großer Wärme drückte sie die beiden Kleinen an das mütterliche Herz, dessen Pochen bald für immer verstummen sollte. „Ich befehle euch—dem Herrn!" keuchte sie. „Alice!—habe Acht auf Rosa!"—

Es waren fast ihre letzten Worte, unter deren Einfluß sich fortan das ganze Leben der ältesten Tochter stellte. Und als etliche Stunden später der Todeskampf überwunden war und der Leichnam der Mutter kalt und leblos ausgestreckt da lag, wer hätte da den Thränenstrom zu hemmen vermocht, welcher Kunde gab von dem tiefen Schmerze des Vaters und seiner Kinder? Eine solche Gattin, eine solche Mutter zu verlieren, das war hart.

Etwa 14 Tage nach dem Tode seiner Gattin erhielt der Lieutenant einen zweimonatlichen Urlaub und reiste mit seinen beiden Kindern zur Großmutter, die ihrer Ankunft mit großem Verlangen entgegen harrte. Die gute Alte wohnte in einem hübschen kleinen Hause, dessen Mauern fast ganz unter Schlingpflanzen verborgen waren. Vor demselben breitete sich eine üppige Wiese aus, auf der feine Blumenkörbe mit Geranium und Eisenkraut standen. Diese Wiese reichte bis zu einem Wäldchen, welches auf dieser Seite die Grenze des kleinen Gutes der Madame Senar bildete. In diesem Gehölz befand sich eine durch die Hand der Natur gebildete Grotte, in welcher ein Bach entsprang, der etliche Meilen weiter zu einem nicht unbedeutenden Strome anschwoll. Daß dieses schattenreiche Wäldchen das Lieblingsplätzchen der beiden Kinder wurde, werden meine jungen Leser leicht begreifen, denn hier fühlten sie sich weit freier und ungebundener, als in jenem Hause, wo eine äußerst vollkommene Ordnung herrschte, welche zu zeigen schien, daß seit Jahren auch nicht das kleinste Ding aus seinem Platze gerückt worden war.

Madame Malvern war die einzige Tochter der alten Großmutter gewesen, und seitdem sie das elterliche Haus verlassen hatte, um ihrem Manne von einer Seeküste zur andern zu folgen, hatte Madame Senar ein so zurückgezogenes, ruhiges Leben geführt, daß der Lieutenant die Unruhe fürchtete, welche unausbleiblich durch die Kinder hervorgerufen wurde. Doch im Gegentheil zeigte die alte Dame sich äußerst glücklich über das Vermächtniß, welches ihr ihre Tochter zurückgelassen hatte. Sie that Alles, um den Kindern den Aufenthalt in ihrem Hause so angenehm als möglich zu machen; sie führte sie in ihren Garten und erlaubte ihnen, die ersten Erdbeeren zu pflücken; sie zeigte ihnen den Hühnerhof, wo so eben die Küchlein unter den schirmenden Flügeln ihrer Mütter hervorkrochen, um die ihnen vorgeworfenen Körnchen aufzupicken, und als sie vollends an zwei der stärksten Bäume des Wäldchens, die nahe beisammen standen, eine Schaukel anbinden ließ, da hatte sie die Herzen der Kleinen gänzlich gewonnen.

Schon am nächsten Morgen mußten sich die Enkelinnen neben die Großmutter setzen, die dann ihre Brille aufsetzte und ihnen irgend eine biblische Geschichte vorlas, oder ihnen auch andere Geschichtchen aus ihrer Erinnerung mittheilte. Aber während Alice, besonders wenn die gute Alte etwas aus der Kindheit der entschlafenen Mutter erzählte, mit großem Interesse lauschte, schlich sich Rosa nicht selten davon, um auf dem Speicher mit den Kätzchen zu spielen oder die Hühner zu erschrecken. Auch sprang sie zuweilen mit solchem Lärm durchs Haus, daß es Alice für nöthig fand, zu dem kleinen Störenfried hinaus zu eilen.

Keineswegs entging der Großmutter die Sorgfalt, die Alice der kleineren Schwester widmete. Sie merkte es, mit welcher Selbstverleugnung sie auf Alles, was ihr Freude machte, verzichtete, um mit Rosa auf der Wiese umher zu springen oder sich mit ihr zu schaukeln. Ihr ganzes Wesen zeigte, wie sehr sie das ihrer sterbenden Mutter gegebene Versprechen auf dem Herzen trug. Und lange schien es ihr zu glücken, die wilde Laune der Kleinen zu zügeln, so daß die alte Dame durchaus keine Ursache fand, über Rosa zu klagen. Allmälig schwanden die Befürchtungen des Vaters und Alles ging seinen geregelten Gang. Jedoch eines Tages ereignete sich ein Vorfall, der dem Hausfrieden einen gewaltigen Stoß gab, der aber in der Hand Gottes ein Mittel wurde, das Herz Rosa's gründlich zu verändern.

Madame Senar hatte einem jeden der Kinder ein Beetchen in ihrem Garten angewiesen und zwar mit dem Bemerken, dasselbe nach Belieben zu bebauen und zu bepflanzen. Auch beschenkte sie ein jegliches derselben mit einem kleinen Spaten, einem Rechen, einer Gießkanne, sowie mit einem Säckchen, welches verschiedene Arten von Blumensamen enthielt. In Betreff der Letzteren hatte die gute Dame solche gewählt, die am schnellsten trieben, um die Geduld ihrer kleinen Pfleglinge nicht zu lange auf die Probe zu stellen.

Fröhlich eilten nun die Kleinen dem Garten zu. Ihre Ge-

sichter glänzten wie die Frühlingssonne, die mit ihren ersten Strahlen die Bergspitzen zu vergolden begann. Alice zeigte der kleineren Schwester, wie sie den Spaten angreifen müsse, denn das hatte sie ja bereits dem Gärtner abgemerkt. Dann begab sie sich auf ihrem eigenen Beete ans Werk. Aber kaum hatte sie eine Furche rund um das Beet gegraben, um zur Einfassung den Samen von Marienblümchen hinein zu streuen, so vernahm sie, wie Rosa sich über die Hitze und über die Beschwerlichkeit dieser Arbeit beklagte.

„Gedulde dich einen Augenblick," rief Alice ihr zu. „Wenn ich mein Beetchen in Ordnung habe, werde ich dir helfen."

„Aber ich wollte, mein Beet wäre früher fertig, als das Deinige," rief Jene mürrisch zurück. „Komm jetzt gleich."

Alice antwortete nicht auf den ersten Augenblick; aber kurz nachher dachte sie, daß die Mutter, wenn sie hier wäre, sich gewiß freuen würde, wenn sie den Wunsch der kleineren Schwester erfülle; und ohne ein Wort zu verlieren, lief sie zu Rosa, nahm deren Spaten zur Hand und sagte:

„Nun sage nur, wie ich dir den Samen säen soll. Möchtest du auch gern eine Einfassung von Marienblümchen haben?"

„Das überlasse ich dir," erwiderte Rosa unmuthig. „Ich wollte nur, daß die Blumen schon blühten. Jetzt ist mein Beetchen sehr häßlich."

„Wir müssen Geduld haben," wandte Alice ein, „denn Großmutter sagte, daß wir vor sechs Wochen keine Blumen darauf finden würden."

„Wie? Sechs Wochen?" schrie Rosa. „Und bis dahin wird mein Beet bleiben, wie es ist?"

„O nein! ich glaube, daß wir schon nach etlichen Tagen grüne Blättchen darauf sehen werden. Welche Freude wird uns das bereiten. Dann werden die Knospen kommen, die allmälig anschwellen und sich endlich als hübsche Blumen zeigen. Aber wem wollen wir unsere ersten Blumen geben, Rosa?"

„Ich weiß nicht," schmollte Rosa. „Papa wird schon abgereist sein, ehe wir im Besitz der Blumen sein werden."

Kaum hatte sie diese letzten Worte gesprochen, so hüpfte sie wie ein in Freiheit gesetzter Vogel davon und überließ der Schwester die Anordnung des Beetes gänzlich. Diese vollendete ihre Arbeit mit aller Sorgfalt und rief dann den Namen des kleinen Wildfangs. Allein Rosa ließ nichts von sich hören. Da fiel das Auge Alicens auf das eigene, etwa zehn Schritte entfernte Beet, und was sah sie? Ihr Beet zeigte eine Menge der glänzendsten Blumen. Hatte vielleicht ein guter Engel dies Wunder gewirkt, um Alice wegen der ihrer Schwester erwiesenen Gefälligkeit zu belohnen? Mit der äußersten Ueberraschung näherte sie sich dem mit Blumen geschmückten Beete, um sich eine Auflösung dieses Räthsels zu verschaffen. Und was fand sie? Ach! es waren frisch gepflückte Blumen, die ohne Wurzel in den lockeren Boden gesteckt waren. Während sie nun mit Bestürzung diese Menge der auserlesensten Blumen anstarrte und zugleich ihre Blicke über den verwüsteten Blumengarten, den die Großmutter mit der größten Sorgfalt pflegte, schweifen ließ, erschien plötzlich die kleine Rosa mit einem herrlichen Cactus in der Hand, dessen Anblick die arme Alice mit doppeltem Schrecken erfüllte. Hatte sie doch die Großmutter sagen hören, daß sie große Stücke auf diesen Cactus halte, weil er einer der seltensten Art sei und jetzt zum ersten Male blühe.

„Hab' ich dir nicht hübsche Blumen auf deinem Beete wachsen lassen?" rief Rosa, augenscheinlich erfreut über ihre Erfindung. „Und nun rasch ans Werk, denn mein Beetchen muß noch hübscher werden!"

„Aber, Rosa, was wird die Großmutter sagen?" keuchte Alice kaum hörbar hervor.

Rosa stutzte. Daran hatte sie nicht gedacht. Der Ausdruck ihrer Freude schwand plötzlich aus ihren Mienen. In diesem Augenblicke hörte man die Stimme der Madame Senar und die des Vaters, welche beide kamen, um die Arbeit der Kinder zu besichtigen.

„O Alice, ich fürchte mich!" schrie Rosa, warf den Cactus hin und lief davon. Unwillkürlich hob Alice die schöne Blume vom Boden auf, blieb wie versteinert in der Nähe ihres Beetes stehen, unfähig, ihre Gedanken zu sammeln. In dieser Stellung wurde sie von den Ankommenden überrascht. Alles zeigte in ihr die Thäterin dieser so schändlichen Handlung. Es war ja ihr Beet, welches mit den geraubten Blumen geschmückt war, und der Cactus in ihrer Hand verrieth nur zu deutlich die Absicht, auch diese seltene Blume in denselben Boden zu stecken.

„Ach!" schrie Madame Senar, „das übertrifft an Bosheit Alles, was ich mir hätte denken können. Ich werde gut belohnt für mein Bemühen, euch Freude zu machen."

Es bedurfte eines Augenblicks, ehe der Vater seine sanfte Alice einer solch bösen Handlung fähig halten konnte; aber leider mußte er es zugeben.

„Ist es möglich?" rief er mit dem Ausdruck des tiefsten Schmerzes.

(Schluß folgt.)

Kränze.

Es fehlt der Welt an Blumen
Für ihre Freunde nicht,
Es wachsen viele Arten,
Daraus sie Kränze flicht.

Wie lieblich steht dem Kinde
Der bunte Blumenkranz,
O! möcht' es stets sich freuen
An so unschuld'gem Glanz.

Sie drückt die grüne Myrthe
Der Braut aufs gold'ge Haar,
Und Gold und Silberblumen
Hat sie fürs Jubelpaar.

Den Helden, Dichtern, Künstlern
Reicht sie den Lorbeerkranz,
Und schmücket auch Unwürd'ge
Gar oft mit Ehr und Glanz.

Und wen in seinem Leben
Noch nie ein Kranz geschmückt,
Dem werden Todtenkränze
Von nah und fern geschickt.

Doch kommt, sie zu erlösen,
Vom Himmel Gottes Sohn,
Hat sie für ihren Retter
Nur eine Dornenkron.

Biblische Pflanzen und Früchte.

Von J. Jauch.

Naturforschung bildet für Alle, die Gottes Allmacht, Weisheit und Güte nicht allein aus seinem geschriebenen Wort, sondern auch aus dem großen ganzen All, so weit ihnen ein Blick in dieses gewährt ist, heraus zu lesen verstehen, ein höchst interessantes Studium.

Auch das Pflanzenreich bietet des Interessanten so viel, daß ein Reisender durch die Welt mit jedem Tag neue Schönheiten und Seltenheiten entdecken würde; ja, das sorgfältigste Studium einer langen Lebenszeit würde ihn nur zur Ueberzeugung führen, daß er erst jetzt einen Anfang in der Erforschung der Natur gemacht habe.

Wir wollen es daher mit unserer Betrachtung bei Einzelheiten bewenden lassen, und nachstehend etwas über biblische Pflanzen und Früchte in Wort und Bild vorführen.

1. Die Aloe.

Der Name dieser kostbaren Pflanze kommt in der Bibel zum ersten Mal in Psalm 45, 9. vor und zwar in Verbindung mit zwei anderen wohlriechenden Gewürzpflanzen, nemlich Myrrhen und Kezia, und wird in dieser Stelle als Sinnbild gebraucht, das von Göttlichkeit so lieblich duftende Gewand des himmlischen Bräutigams Jesu vorzustellen. In Hohelied 4, 12., wird die Kirche Jesu mit einem herrlichen Lustgarten verglichen, in welchem sich allerlei kostbare Gewürze und Früchte, als: Cypern, Narden, Safran, Kalmus, Cinnamen, Myrrhen und Aloes, befinden. Aloe ist ein starker Baum, dessen Holz einen höchst angenehmen, citronenartigen Geruch von sich gibt. Es wird von allen morgenländischen Völkern zu dem kostbarsten Rauchwerk verwendet und so theuer bezahlt, daß es in Europa mit Gold aufgewogen wird. Bei dem Begräbniß Jesu brachte Nikodemus eine köstliche Salbe aus Myrrhen und Aloe verfertigt, um den Leichnam Jesu zu salben. Joh. 19, 39.

2. Der Balsam von Gilead.

Der Name Balsam kommt aus dem Hebräischen Boschem und bedeutet Wohlgeruch. Die Balsamstaude ist ein niedriges Gesträuch mit sperrigen Aesten, dreizähligen Blättern, weißen Blüthen und Beeren von der Größe einer Erbse. Aus der grauen glatten Rinde fließt von selbst oder durch Einschnitte veranlaßt, das kostbare Balsamharz, das im Morgenland sehr häufig als Arznei, besonders gegen Wunden, Schlangenbisse und Scorpionenstiche, auch innerlich gegen sonstige gefährliche Krankheiten gebraucht wird. Besonders war Gilead reich an diesen Balsamstauden, daher der Name: „Salbe aus Gilead." In Jeremia 8, 22. wird dieser Balsam als Bild der Gnade Gottes gegenüber der Krankheit der Sünde gebraucht, wo es heißt: „Ist denn keine Salbe in Gilead? Oder, ist kein Arzt da? Warum ist denn die Tochter meines Volks nicht geheilet?"

3. Der Granatbaum.

Unsere Abbildung stellt einen Zweig des Granatbaumes sammt dessen Blüthe u. Frucht vor. Diese Pflanze gehörte ehemals auch fast ausschließlich dem heiligen Lande an, kommt aber heutzutage überall vom Südabhange der Alpen bis in das Mittelmeergebiet hinein vor, und hat sich auch von Kleinasien von selbst nach Ostindien verbreitet.

Der Granatbaum wird etwa fünfzehn bis zwanzig Fuß hoch, hat dornige Zweige, eine gräulichbraune Rinde, hellgrüne, glänzende Blätter und am Ende der Zweige große sternförmige, scharlachrothe Blüthen. Brennend roth ist auch die Frucht des Granatbaumes. Diese hat einen höchst angenehmen säuerlichen Geschmack und gewährt einen erquickenden Genuß. Dieselbe ist von der durchschnittlichen Größe eines

gewöhnlichen Apfels. Die Römer nannten ihn punischer Apfel, weil sie ihn vorzugsweise aus Carthago bezogen. Diese köstliche Frucht ist ihres Wohlgeschmacks wegen im Morgenland sehr geschätzt und gehört zu den ausgezeichnetsten Früchten des Landes. 5. Mos. 8, 8. Seine Entziehung war als eine empfindliche Strafe Gottes betrachtet. Joel 12.

4. Der Mandelbaum.

Künstlich gebildete Granatäpfel befanden sich als sinnbildlicher Schmuck an den Knäufen der Tempelsäulen und am Saum des hohenpriesterlichen Leibrocks, so daß rund um denselben je ein Granatapfel und wieder eine Schelle zu stehen kam. Siehe 2. Mos. 28, 33. und 1. Kön. 7, 18. 20.

Der hebräische Name dieses Baumes bedeutet der Frühblühende, indem er vor allen andern Bäumen seine hübschrothe Blüthe ohne Stiel hervortreibt. Er ist dem Pfirsichbaum sehr ähnlich. Die Frucht desselben, die bekannte Mandel, ist mit einer lederartigen Haut umgeben. Die Verbreitung des Mandelbaums geht von China durch das mittlere Asien nach Kleinasien und von da bis zu den Küsten Nordafrika's und Südeuropa's. Es gibt zwei Hauptarten des Mandelbaumes, eine welche süße und eine welche bittere Früchte zeugt. Die süßen Mandeln kommen meist aus Südfrankreich, Italien und Griechenland zu uns. Die Mandel kommt in der Bibel zum ersten Mal in 1. Mos. 43, 11. vor, allwo die Söhne Jakobs mit allerlei Gewürzen, Honig, Datteln und Mandeln versehen zu ihrem Bruder Joseph nach Egypten hinab gingen und ihm genannte Dinge als Geschenk überreichten. In 4. Mos. 17., finden wir ein besonderes Wunder Gottes verzeichnet, das zur Bestätigung des Priesterthums Aaron's dienen mußte, nemlich ein Stab, worauf der Name Aaron's gezeichnet stand, grünte, blühte und trug Mandeln, während die übrigen Stäbe in ihrem natürlichen Zustande verblieben. —

5. Der Feigenbaum.

Dieses edle Gewächs ist eine Pflanzengattung der Maulbeerarten oder Moreen, ausgezeichnet durch eßbare Früchte und hohe, schöne Baumgestalten und der heißen Zone angehörig, in der wärmeren gemäßigten, durch eine einzige Art vertreten, welche die bekannten Feigen (Caricae) des europäischen Handels liefert. In den Ländern am Mittelmeer gehört der Feigenbaum zu den vornehmsten und verbreitetsten Produkten, daher die Israeliten auch nach den Feigen Egyptens in der Wüste gelüstet. Siehe 4. Mos. 20, 5. In besagten Ländern sind die Feigen, wie bei den Arabern die Datteln, das Brod vieler Einwohner geworden. Der Baum bringt dreimal des Jahres neue Früchte hervor, wovon die ersten im Juni zur Reife kommenden die geschätztesten sind. Unter den Früchten Canaans brachten die Kundschafter auch Feigen mit. 4. Mos. 13, 24. Und fast immer, wo in heiliger Schrift die Vorzüge des gelobten Landes hervorgehoben werden, da wird gewöhnlich der Feigenbaum mit andern köstlichen Pflanzen genannt. 5. Mos. 8, 8. Die Feige bildet, sowohl frisch als auch getrocknet eine sehr beliebte süße, schmackhafte, kühlende und heilsame Speise. In getrocknetem Zustande werden die Feigen in runde, kuchenartige Massen zusammengepreßt und überall hin versendet. Auch gebraucht man

sie sehr häufig als Heilmittel gegen Geschwüre und dergleichen, wie dies auch bei Hiskia auf göttliche Verordnung geschah. 2. Kön, 20, 7.—„Daß Juda und Israel sicher wohneten, ein Jeglicher unter seinem Weinstock und unter seinem Feigenbaum" u.s.w., ist eine Bildersprache, das häusliche ungetrübte Glück eines Israeliten, wie solches unter Salomo's Regierung genossen wurde, darstellend. 1. Kön. 4, 25.

Arbeit unter den Matrosen

in den Häfen von Yokohama und Shanghai.

Von Miß Rahel Hudson.

Eine Schilderung der Evangelisationsarbeit unter den Matrosen in Yokohama und Shanghai wird ohne Zweifel manche Leser des Magazins interessiren und ihre Fürbitte für diese christlichen Bemühungen sichern. Die Arbeit wurde von zwei Schwestern begonnen, welche sich vor etwa elf Jahren trotz allem Abrathen ihrer Freunde gedrungen fühlten, ihre Heimath in England zu verlassen und als Missionarinnen nach China zu gehen.

Nach einer sechsjährigen Wirksamkeit in China wurde eine der Schwestern, Miß McLean, nach Yokohama, Japan, berufen. Miß McLean sagte mir, daß sie nie einen Gedanken gehegt habe, sich der Missionsarbeit unter den Matrosen zu widmen, bis sie Gott, gegen ihren Wunsch, hineingeführt habe. Hier sehen wir also, wie der Herr nicht blos Boten ausrüstet, um den armen Heiden die Botschaft des Heils zu verkündigen, sondern auch der zahlreichen Matrosen gedenkt, welche nothwendiger Weise fern von ihrem Heimathlande fast aller christlichen Pflege entbehren müssen. Um dem Leser eine Idee von dem ausgedehnten Arbeitsfelde zu geben, bemerke ich, daß sich in dem Hafen von Yokohama mehrere Tausend Matrosen der verschiedensten Nationalitäten befinden. Zwischen ein und zwei Tausend derselben befinden sich an Bord von amerikanischen oder englischen Schiffen. Die großen Kriegsschiffe sind zwar zu je einem Kaplan berechtigt, aber nur ein Kaplan befindet sich auf den vier englischen Kriegsschiffen, nemlich auf dem „Audacious." Die amerikanischen Schiffe waren eine Zeit lang ganz ohne Kaplan; gegenwärtig ist jedoch einer auf dem „Tennessee" angekommen. Das Krieasschiff „Alert" ist vor einigen Wochen abgefahren, um zwischen den Südseeinseln zu kreuzen.

Indem Miß McLean nur der englischen und chinesischen Sprache mächtig ist, so beschränkt sich ihre Arbeit meistens auf englisch redende Matrosen. Ihre Arbeit ist bereits mit viel Segen gekrönt worden. Sie hält fast jeden Sonntag Gottesdienst auf solchen Schiffen, welche keinen Kaplan haben, und während der Woche hält sie Versammlungen in ihrem Hause. Ich begleite sie öfters bei ihren Besuchen auf den verschiedenen Schiffen; ebenso habe ich mit Mrs. Krecker schon den Versammlungen in ihrem Hause beigewohnt.

Eines Sonntagmorgens verließen Miß McLean und ich unsere Heimath ungefähr um zehn Uhr und schlugen den Weg zu einem der „Hatobas" ein, um welchen eine bunte Schar der Eingebornen von allen Alters-, Größen- und Reinlichkeitsstufen versammelt war. Dort angekommen, benachrichtigten wir einen Officier, daß wir den „Tennessee" zu besuchen wünschten. (Ausländer sind verpflichtet, den Namen des Schiffes anzugeben, welches sie zu besuchen beabsichtigen, als eine Vorsichtsmaßregel gegen etwaige Ränke der Eingeborenen; es wurde mir gesagt, es sei schon vorgekommen, daß Ausländer von den Bootführern beraubt und getödtet worden seien.) Bald saßen wir sicher in einem der komischen japanischen Kähne, und nachdem die Ruderer mit kräftigem Arm die Schwierigkeiten überwunden hatten, das Boot durch die große Anzahl der andern Kähne hinauszuführen, glitten wir munter über die schimmernden, tanzenden Wellen dahin, wobei wir das Vorrecht (?) hatten, uns an dem eintönigen Gesang der Bootführer, mit welchem sie ihre Ruderschläge begleiteten, zu ergötzen. Unterwegs passirten wir ein großes französisches Schiff, auf welchem die feierliche Musik, welche die Messe, die eben auf dem Schiff abgehalten wurde, begleitete, unsere Aufmerksamkeit auf sich zog. Endlich lag unser Boot neben dem „Tennessee" und mit der Galanterie, welche gewöhnlich die Bemannung unserer Kriegsschiffe charakterisirt, wurden wir in die Kajüte des Capitains geführt, wo wir die Vorbereitung für die Abhaltung einer Versammlung abwarteten. Nach einer Weile wurden wir in das Zwischendeck hinab gezeigt und auf dem Wege dorthin streiften wir fast die großen Kanonen, welche mit ihrem stummen eisernen Munde von Kriegen zu erzählen schienen. Ueberall herrschte die größte Reinlichkeit, wie sie von der behutsamsten Hausfrau nicht übertroffen werden kann. Das Ameublement des Zwischendecks bestand aus einem mit der amerikanischen Flagge bedeckten Tisch, einigen ordinären Bänken und andern im Dienste der Matrosen stehenden Artikeln. Zwei der Officiere wohnten dem Gottesdienste bei.

Miß McLean hat die seltene Gabe, die einfache Wahrheit des Wortes Gottes in solcher Klarheit vorzutragen, daß dieselbe kaum verfehlen kann, die Herzen der Zuhörer zu überzeugen. Wir haben die Gegenwart Gottes in diesen Versammlungen gefühlt und glauben, daß viel Segen durch dieselben gestiftet wird. Einer der Officiere begleitete uns zurück ans Land.

Miß McLean steht mit keiner Gesellschaft in Verbindung, von welcher sie Unterstützung bezieht; sie lebt und arbeitet im gläubigen Vertrauen auf Gott und sagt, daß der Herr es ihr noch nie an der nöthigen Versorgung habe mangeln lassen. Ich denke, der Herr hilft ihr, wie er die Arbeit des edlen Georg Müller in Bristol, England, unterstützt.

Miß McLean besucht ebenfalls öfters das englische Hospital und Gefängniß, wohin ich sie schon begleitet habe. Wie habe ich bei diesen Besuchen Gott gedankt, daß er diese Schwester willig gemacht hat, mit Freuden sich diesem Dienste zu unterziehen, damit die armen Seelen zum Heiland geführt werden. So wacht der Herr auch über die Kranken und Gefallenen, welche Tausende von Meilen von der Heimath weilen, wo liebe Freunde vergebens um sie sorgen. Ich wundere mich, wie viele dieser Matrosen betende Mütter haben mögen, welche ihrer täglich am Thron der Gnade gedenken. Ich will nun hier einige Auszüge aus Briefen von Solchen, welche Yokohama verlassen mußten und nach andern Häfen bestimmt wurden, folgen lassen. Einige dieser Schreiben hatte Miß McLean die Güte, mir zum Lesen zu übergeben, wovon auch welche an ihre Schwester in Shanghai gerichtet waren. Ich bin überzeugt, daß diese Briefe dem Leser eine bessere Idee von dem segensreichen Wirken dieser beiden theuren Christinnen geben, als irgend etwas, das ich zu sagen im Stande wäre. Hier folgt, was ein Matrose aus Foochoo schreibt: „Theure Schwester! Ich bin nicht im Klaren mit Bezug auf deinen Wohnort und überlasse es deßhalb der Vorsehung, dir mein Schreiben zuzuführen. . . . Maria verachtete zu ihrer Zeit die niedrigen Fischer und Schiffer aus Galiläa auch nicht, und dieselben waren ihr so willkommen, als auch die reichen Nachfolger ihres auferstandenen Herrn. Zu keiner andern Zeit seit ihrer Liebesarbeit, meine theure Schwester McLean, hat der Herr Jesus sich durch seine Diener der armen Matrosen so angenommen, als gegenwärtig. Betrachte die vielen wunderbaren Bekehrungen, welche in den Heidenländern stattgefunden haben.

Kein Wunder, daß du immer so freudig und voll Gottvertrauen bist, denn du weißt, wenn die Zeit deines Abschieds kommt, daß dich Jesus am goldenen Thor empfangen und dir die mit vielen Sternen gezierte Krone, (welche du durch ihn erworben hast,) reichen wird;—jeder Stern bezeichnet eine Seele, welche durch deinen Dienst vom ewigen Verderben gerettet wurde."

Hier ist ein Auszug aus einem andern Brief von einem Seemanne, welcher sich zur Zeit in Nagasaki aufhielt: „Theure Schwester: Mit Freuden schreibe ich diese Zeilen in der Hoffnung, daß dieselben dich gesund und durch Christum fähig finden, immer mehr Seelen die köstlichen Wahrheiten des Wortes Gottes zu Herzen zu führen, die der Herr von Zeit zu Zeit in dein Haus führen mag, um dich reden zu hören von dem hellen Morgenstern, in welchem allein verborgen liegen alle Schätze der Wahrheit. . . . . Theure Schwester! Ich brauche dich nicht zu fragen, wie es dir geht, denn mit keinem andern Anliegen erfüllt, als nur die Ehre Gottes und das große Werk, welches er dich zu thun gewürdigt hat, muß beständig der süße Geruch eines christlichen Lebens zum Himmel emporsteigen, welcher dem Herrn angenehm ist um seines theuren Sohnes willen."

Nur Solche, welche den Werth einer unsterblichen Seele richtig zu beurtheilen verstehn und die selbst Werkzeuge in Gottes Hand waren, arme Seelen zu Jesu zu führen, können die Freude beurtheilen, welche so ein armer Matrose gegen Die fühlt, die ihn oder seine Kameraden zu dem „Fels des Heils" führten. Ich will hier noch einen Auszug aus dem Briefe eines Officiers an Bord des englischen Kauffahrteischiffes „Romeo" mittheilen, welcher zeigt, wie der Herr seine Kinder in ihrer Wirksamkeit leitet: „Theure Miß McLean! Ich benachrichtige Sie hiermit, daß ich mich auf dem Weg nach London befinde . . . Ich muß Sie von dem Erfolg meines Wirkens benachrichtigen, d. h. was Gott durch seine Gnade gethan hat. Ich habe gegenwärtig jeden Sonntag eine regelmäßige Versammlung an Bord, worin ich mich köstlich erquicke und hoffe, daß der Herr seinen reichen Segen darauf wird ruhen lassen. Ich habe gleichfalls auch Vorkehrungen getroffen, eine wöchentliche Bibelstunde zu halten, so bald wir einmal ordentlich eingerichtet sind. Wie wahr ist es doch, daß ein Christ immer die größte Freude hat, wenn er bei seiner Arbeit ist. Möge Gott uns Beide zu unserer Arbeit stärken und ermuthigen. . . . Bitte, grüßen Sie alle meine Brüder. Sagen Sie ihnen, Jesus sei meine Hoffnung und meine Hülfe in allen den Verhältnissen, in welchen ich ohne ihn elend wäre, aber in denen ich mit ihm wahrhaft glücklich bin."

So folgt also Jesus dem Sünder nach, wohin sich derselbe auch wenden mag—selbst an die äußersten Enden der Erde, um ihm eine Gelegenheit zu bieten, gerettet zu werden. Welche unvergleichliche Liebe ist doch die Liebe Christi!

Obgleich sich hin und wieder auch einer von den Schiffsofficieren findet, welcher wenig Sympathie mit der Arbeit der Miß McLean unter den Matrosen zeigt, so sind sie im Allgemeinen doch höflich und freundlich und leisten ihrem Wirken alle mögliche Unterstützung. Viele der Seeleute können aber von ihr nur durch einen Dolmetscher erreicht werden. Es liegt ein deutsches Kriegsschiff, die „Elisabetha," sowie ein kleines Kaufmannsschiff im Hafen, daneben befinden sich auch verschiedene französische Schiffe hier; auch einige russische Kriegsschiffe, so wie Schiffe anderer Nationen. Möge Gott auch für die geistliche Wohlfahrt dieser Matrosen sorgen und ihnen eine Miß McLean erwecken!

Chautauqua.

Von W. Horn.

Wer mit dieser Ueberschrift nicht näher bekannt ist, glaubt fast daran verstücken zu müssen. Aber Gefahr ist nicht dabei. Auch ist der Platz, welcher mit diesem Namen bezeichnet wird, in den letzten Jahren durch die dort abgehaltenen S. S.-Versammlungen berühmt geworden und wird es in Zukunft noch mehr werden. So werden auch die Leser des Magazins, welche die „Chautauqua Berichte" in früheren Jahrgängen gelesen haben, gern Weiteres von dort hören. Wir wollen denn in diesem Heft einen „allgemeinen Rundgang" auf dem Versammlungsplatz machen. In späteren Heften wird dann von Dem, was dort gelehrt wird und gelernt wurde, Näheres mitgetheilt.

Nach etwa sechsstündiger Eisenbahnfahrt von Cleveland kommen wir in Lake View, am Chautauquasee, an. Hier sind zwei großartige Hotels, um wohlhabende Sommerfrischler zu accommodiren. Aber was gehn die uns an. Nicht zum Vergnügen, sondern zum Unterricht sind wir ausgegangen. Wir steigen also zu Schiff und dampfen den See hinauf. Der Chautauquasee ist ein romantisches, etwa zwanzig Meilen langes Wasserbecken, dessen größte Breite ungefähr sechs Meilen beträgt, in der Mitte aber von den sanft ansteigenden, malerisch mit Farmhäusern besäeten Ufern zu der Breite eines mäßigen Stromes eingeengt wird. Ein halbes Dutzend Dampfschiffe jagen wie Riesenspielzeuge auf seinen silberklaren Wellen dahin, und sind dieselben während der S. S. Versammlung fast immer überfüllt von Passagieren. Drei Meilen vom oberen Ende des Sees liegt in schattigem Haine der Versammlungsplatz, Fair Point genannt. Nach einer kurzen, angenehmen Fahrt landen wir. Ein freundlicher Amor und die sittige Hebe mit dem Garbenbündel begrüßen uns beim Eintritt in die Hallen des rauschenden Hochwaldes. Aber es ist nicht der Urwald mit seiner feierlichen Stille, wo aus ungestörter Naturentwickelung der Jahrhunderte der Opferduft zum Himmel empor steigt. Die grünen Ufer schwärmen von promenirenden Menschenhaufen. Um plätschernde Springbrunnen gruppiren sich ländliche Sitze, welche den müden Reisenden zur Ruhe einladen.

Dort gleich links sehen wir ein orientalisches Haus auf dessen Söller neugierige Besucher spazieren gehen. In diesem Hause befindet sich ein nicht unbedeutendes Museum von allerlei orientalischen und antiquarischen Gegenständen; im zweiten Stocke aber ist ein morgenländisches Zimmer, in welches sich eine erregbare Phantasie, ein echt orientalisches „Daheim" hineinträumen kann.

Ein Stückchen landeinwärts ist der Hauptversammlungsort, wo Sitze für Tausende von Zuhörern angebracht sind. Auf der geräumigen und geschmackvoll decorirten Platform befinden sich verschiedene musikalische Instrumente, womit der

Gesang begleitet wird. Bei Regenzeiten werden die Versammlungen jedoch in einem Riesenzelte gehalten, welches ebenfalls Raum und Sitzplätze für Tausende von Menschen bietet. Daneben sind noch einige größere Zelte, so wie eine zierliche Kapelle vorhanden, in welchen die täglichen Sitzungen der studirenden Klassen, Kinderversammlungen 2c. abgehalten werden. Der griechischen und lateinischen Klasse und den regelmäßigen Normalklassen wurden dieses Jahr noch einige Klassen beigefügt, welche Unterricht im Gebrauch des Microscop's empfingen. Die Normalklassen studiren biblische Geschichte, Geographie 2c, durchgehen während der Versammlung einen regelmäßigen Cursus und werden am Schlusse nach bestandener Prüfung mit einem Diploma beehrt, wie in andern Hochschulen. Dieses begeistert die Betreffenden zum systematischen Bibelstudium, welches mehr als irgend etwas sonst, nebst der Salbung des heil. Geistes, bei vielen unserer Sonntagschullehrern fehlt.

Der Platz zählt vielleicht zweihundertfünfzig niedliche Sommerwohnungen, nebst etwa hundert Zelten und einigen größeren Gebäulichkeiten zur Beherbergung von Gästen. Viele der Häuser sind mit geschmackvollen Verandahs und allerlei Schlinggewächsen verziert. Namentlich war vor dem sogenannten "Palace Hotel" ein so kunstvoll arrangirter Blumengarten, daß man fast hätte glauben mögen, er habe sich der besonderen Pflege der Waldfeen seit einigen Monaten erfreut.

Die wichtigste Oertlichkeit für den Besucher befindet sich jedoch unten am Seeufer, nemlich Palästina in Miniatur. Der See repräsentirt das Mittelländische Meer, dessen Wellen rauschend und murmelnd an die Ufer Philistäas und Phöniziens anschlagen. Eine künstliche Wasserleitung läßt auf Libanon's Höhe den Jordan entspringen und speist alle die plätschernden Bäche Canaans mit der krystallenen Fluth. Durch das schluchtenreiche Jordanthal, in Merom und Genezareth sich etwas ausschnaufend, rauschen die Gewässer hinab in das Becken des todten Meeres, und ohne einen sichtbaren Ausfluß verlieren sie sich in dem einst so fruchtbaren Thal Sittim.

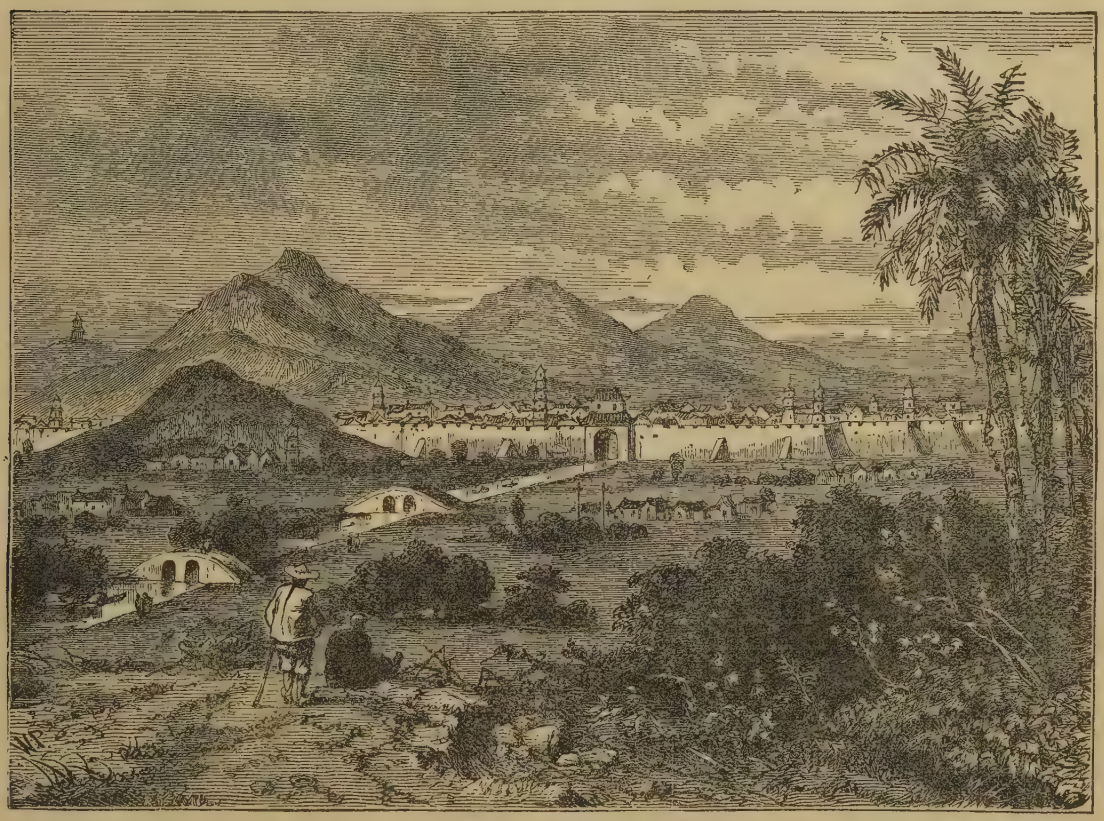
Die beste Uebersicht des gelobten Landes hat man natürlich von der mit ewigem Schnee bedeckten Hermonspitze. Schade, daß auf dem Libanon alle Cedern vertrocknet sind; die Hemlocks suchen dagegen nach Kräften deren Stellen zu ersetzen. Es denke nur Niemand, daß die hier geschilderte Nachbildung Palästina's blos eine Carricatur sei, wobei ein müßiger Kopf seiner Willkür die Zügel schießen ließ. Nein! Die, welche aus eigener Anschauung Canaan kennen, sagen uns, daß sie sich nur wundern müssen, daß das Bild so naturgetreu sei. Ein regelmäßiges Größenverhältniß liegt dem Ganzen zu Grunde. Von Berseba bis Damaskus mag das Ganze ungefähr einen Acker einnehmen. Auf diesem Plateau sieht man jede größere Stadt nach ihrer Lage, jedes Flüßchen nach seinem Lauf und jeden Berg nach seinem Höhenverhältniß. Man denke davon, was man wolle. Es haben mich eigenthümlich feierliche Gefühle beschlichen, als ich über den mit so vielen anregenden Namen besäeten Grund hinwandelte. Zur Linken das Rauschen des großen Wassers, zur Rechten die kahlen Bergrücken des Ostjordanlandes; vor mir Jerusalem, drunten tief im Thale Jericho, da Bethlehem und Bethanien, dort Golgatha, weiterhin Samaria, Gilboa, Tabor, Nazareth, Carmel, Capernaum, Genezareth 2c. 2c. Jeden Morgen etwas vor sieben, stieg der „Türke" (Van Lennep) auf Libanon's thauglänzendem Gipfel und lud mit weithin schallendem, melodischem Rufe in seiner Muttersprache zum Gebet die Gläubigen; aber nicht zu dem Allah des Musselmannes, sondern zu Christus dem Gekreuzigten sollten sie beten. Nicht weit von diesem Platze befindet sich auch ein Modell Jerusalems, von etwa fünfzehn Fuß im Geviert. Jeden Tag werden von competenten Persönlichkeiten Erklärungen über diese heiligen Plätze gegeben.

Die Tagesordnung in Chautauqua ist für träge Personen eine überaus peinliche. Die einzige Erholung, welche ein lernbegieriger Besucher dort hat, ist—Arbeit. Oben auf dem Berge sind drei große Glocken angebracht, welche früh um sechs aus ehernem Munde mit melodischem Klang die Schläfer wecken. Um halb sieben Uhr ist gemeinschaftliches Gebet und um sieben Frühstück. Um acht Uhr ist Kinderversammlung; ½9 Morgenconferenz, d. h. gemeinschaftliche Besprechung bedeutender Lehrgegenstände; ½10 Unterricht für die Normalklassen; 11 Uhr Vortrag. Nachmittags folgen dann wieder Vorträge, Verlesungen, Unterrichtsstunden, so daß eine Lehrstunde die andere drängt. Abends wieder Vorträge. Wenn man nun bedenkt, daß diese Versammlungen drei Wochen dauern, und während derselben das Interesse eher steigt als abnimmt, so kann man leicht denken, daß sowohl die Traktamente der Lehrer, so wie der Appetit der Schüler gut sein müssen.

Die schon in früheren Jahrgängen des Magazins erwähnten Gegenstände, wie Stiftshütte, Modell der großen Pyramide 2c., waren natürlich auch jetzt wieder dort, dazu auch ein Telephone, sowie ein electrisches Licht, welches die dunkle Nacht auf fast drei Meilen im Umkreis erleuchtete und in unmittelbarer Nähe beinahe Tageshelle verbreitete. Auch befindet sich auf dem Grunde neben den großen Kosthäusern ein Groceriestore, Ellenwaarenladen, Fleischmarkt, Milchdepot 2c., welche die Bedürfnisse des Leibes nach innen und außen befriedigen, so wie die Vorträge und der Buchladen für Nahrung des Geistes sorgen.

Die fungirenden Persönlichkeiten waren zum Theil wieder die bewährten Helden früherer Versammlungen mit Dr. Vincent an der Spitze, theils auch neue Kräfte vom besten christlichen Talent des Landes. Unter allen den Rednern aber ragte dieses Jahr Einer hervor—eines Hauptes höher denn alles Volk;—dieses war der unerschrockene Zeuge der Wahrheit, Rev. Joseph Cook von Boston. Von starkem Körperbau und etwas struppigem Aeußeren, sieht man ihm die Furchtlosigkeit auf der Stirne geschrieben. Seinen Vortrag möchte man etwas polternd nennen, wenn man dies gegenüber der Tiefe, Frische und Gelehrsamkeit desselben wagen würde. Die Gegenstände, welche Cook zu seinen Vorträgen wählt, scheinen bei oberflächlicher Beurtheilung sehr trocken; aber durch ihn vorgetragen, gewinnen sie eine Lebendigkeit und Anziehungskraft—einen wirklichen literarischen Werth, der ans Wunderbare grenzt. Themas wie: "New England Scepticism," "The Decline of Rationalism in the German Universities", deren Behandlung durch einen gewöhnlichen Gelehrten kaum hundert sinnverwandte Fachmänner versammeln würde, fesseln unter Cook's gewaltigem Vortrag Tausende stundenlang in der größten Sommerhitze. Ja, wenigstens schon eine Stunde vor dem Beginn des Vortrags war jedes Sitzplätzchen in Beschlag genommen, und wer später kam, mußte seinen „Standpunkt" einnehmen. Dabei scheint der Mann sehr fromm, anspruchslos und demüthig zu sein, welches seine außerordentlichen Fähigkeiten in einem noch helleren Lichte hervortreten läßt. Vor deutscher Gelehrsamkeit hat er großen Respekt, die Ursache desselben hatte er reichlich

Gelegenheit auf deutschen Universitäten in Erfahrung zu bringen. Und mit dieser Gelehrsamkeit geht er den amerikanischen Zweiflern dermaßen zu Leibe, daß auch diese gegen ihren Willen großen Respekt vor dieser Gelehrsamkeit bekommen. Hoffentlich wird Gott durch diesen Mann noch große Thaten thun.



Nanking.

Nanking oder Nan-King (Hof des Südens), eigentlich Kjang-Ning-Fu, zweite Stadt und bis 1405 Residenz der Kaiser von China, liegt am Jang-Tse-Kiang, hatte 1852 gegen fünfhunderttausend Einwohner und drei und eine halbe geographische Meilen im Umfange; doch ist ein Drittheil des Raumes mit Gärten und Ruinen gefüllt. Unter den ehemals berühmten Bauwerken der Stadt war der zweihundert dreiundfünfzig Fuß hohe, in neun Stockwerken aufsteigende, mit glasirten, weißen Ziegeln überdeckte Porzellanthurm das berühmteste; jedes Stockwerk umgab eine Galerie. Er war ein Theil eines im vierzehnten Jahrhunderts erbauten Tempels der Dankbarkeit, wurde aber 1853 von den Taipings zerstört, durch welche Nanking überhaupt sehr gelitten hat. Die Stadt blieb elf Jahre lang Mittelpunkt der Taipingherrschaft, wurde erst nach zweijähriger Belagerung von den Kaiserlichen (19. Juli 1864) zurückerobert und fast gänzlich zerstört. Die Wegnahme Nanking's durch die Taipings war für das ganze Kaiserreich von verderblichen Folgen begleitet, da die Stadt den Kaiserkanal beherrschte, auf welchem die Zufuhr von Lebensmitteln aus dem Süden nach dem Norden des Landes stattfindet. Als Handels- und Fabrikstadt ist Nanking besonders durch geblümten Atlas und das gelbe, nach der Stadt benannte Baumwollenzeug berühmt, hat aber auch als gelehrte Stadt der Chinesen viele Bildungsanstalten, Bibliotheken und Buchhandlungen.

Der Kampf ums Brod.

Von R. Matt.

Die Schreckenstage der Pöbelherrschaft im Monat Juli 1877 werden im Gedächtniß dieses Geschlechtes unvergeßlich bleiben, und unsere Nachkommen werden ihren Kindern und Kindeskindern davon erzählen. Die Geschichte jener Tage ist mit Blut und Feuer geschrieben und zwar auf eine Weise, daß keine Feder ihr Gerechtigkeit zollen kann; nur in gebrochenen Sätzen mag man das Unglück schildern und beschreiben zum warnenden Zeugniß für Alle und zu allen Zeiten.

Die Ursache des Arbeiterausstandes.

Die oberflächliche Ursache des traurigen „Strikes" ist bekannt. Am 19. Juli verordnete die Pennsylvanien-Eisenbahn Compagnie, daß künftig Doppelzüge mit einfacher Bemannung geführt werden sollten; d. h., wo früher siebenzehn Wagen und fünf Bremser einen Zug bildeten, sollen nun fünfunddreißig Wagen und nur fünf Bremser dazu erforderlich sein, und wo früher ein Zug nach Derry Station eine Tagesarbeit ausmachte, soll nun die Führung des doppelten Zuges nach Altoona, gerade noch einmal so weit, ein Tagwerk bilden. Den nächsten Morgen versammelten sich etliche Arbeiter im Frachthof zu Pittsburg, welche Zahl sich bald zu Hunderten vermehrte, und organisirten den Ausstand, als Ursache angebend, daß man nicht blos Arbeit und Zeit verdoppelt, sondern auch schon etliche Wochen zuvor den Tagelohn um fünfzehn Prozent reduzirt habe. Die Zahl vermehrte sich zusehends, und nun wurden alle ankommenden Züge aufgehalten und die Lokomotives nach dem "Round House" (Lokomotive Haus) gebracht; in kurzer Zeit füllten sich alle Geleise mit Frachtzügen, deren viele mit Gütern, welche durch den Aufenthalt großen Schaden litten, beladen waren. Vieh, das vom Westen kam, wurde in die Viehhöfe (Stock-Yards) gebracht und freigelassen. In ganz kurzer Zeit standen 2600 Wagen—beladene und leere—auf den Geleisen und 126 Lokomotiven im Round House. Um diese Zeit kam Nachricht, daß der Ausstand allgemein würde, alle in Pittsburg mündenden Bahnen wurden gesperrt und die Zahl der Ausständigen erreichte enorme Ziffern. Der Sheriff kam nach dem Bahnhof mit der hiesigen Miliz, um die Anführer zu arretiren, aber er fand sich genöthigt den Rückzug anzutreten. Einem Aufruf des Gouverneurs zu Folge kam die Miliz von Philadelphia an und geführt von General Pearson von Pittsburg und dem Sheriff versuchten sie noch einmal das Volk aus einander zu treiben. Hier geschah der erste Irrthum, anstatt das bisher gesetzliche und ordentliche Volk als Bürger und Männer anzureden, wurde mit prahlenden Phrasen um sich geworfen und Drohungen ausgestoßen. Auf den Ruf eines Anführers: „Gebt ihnen die Hölle!" fiel ein Hagel von Steinen auf die Miliz, worauf Letztere ziellos ihre Gewehre abfeuerten und eine Anzahl Weiber und Kinder, vielleicht auch einen Arbeiter, tödteten; eine Frau und ein Kind wurden in ihrem Hause tödtlich getroffen. Unglückliche Schießerei! Kaum ertönte die Schreckensnachricht durch die Stadt, als das Volk von allen Seiten herbei strömte, besonders aber die Arbeiter der verschiedenen Eisenwerke; laut und heftig waren die Verwünschungen auf die Philadelphia Landwehr, die nun als die Unheilstifter galten und Tausende, die sich am Ausstand nicht betheiligten, riefen nun nach Waffen, um die Soldaten zu exterminiren, so daß sich letztere genöthigt fanden, ins Round House zu flüchten. Nun wurden Kaufläden, welche Waffen enthielten geplündert, und bald war der ganze Haufe mit Waffen u. Munition versehen; bis Mitternacht waren zwanzigtausend Personen am Round House, das die achthundert Milizmänner enthielt. Der General war schon geflohen und was sonst Uniform trug, hatte sich aus dem Staube gemacht. Als der Pöbelhaufe sah, daß die Soldaten, die nebenbei gesagt, fast verhungert waren, nicht heraus zu treiben noch zu locken waren, kam man auf den teuflischen Gedanken, sie herauszubrennen. Kurz vor Mitternacht wurde ein Oelzug, der nahe stand, entzündet und gegen das Gebäude geschoben, kaum sah man die Flammen als auch die Zerstörungswuth den Pöbel ergriff. Nicht eher wurde die Brandfackel niedergelegt, bis alles Eisenbahngut, Gebäude, Wagen und Lokomotiven zerstört waren. Auch wurde nicht erlaubt, irgend welches Eisenbahngut zu löschen. Warum sollten aber die vielen köstlichen Güter verbrennen? Diese Frage war bald gelöst. Die Gelegenheit macht Diebe; wer also von dem Pöbel Hände und Füße hatte, der lief und stahl, was zu stehlen war. Diese Episode gab den Soldaten, welche fast geräuchert waren, Gelegenheit sich aus dem brennenden Round House zu retten; kaum wurde aber dieses bemerkt, als der Haß aufs Neue angefacht wurde.

In Reihe und Glied retirirten sie zur Stadt hinaus, unaufhörlich verfolgt, und rechts und links wurden die Reihen gelichtet durch Schüsse des wüthenden Pöbels. Zehn Meilen weit flohen die Beschützer der Gesetze, ehe sie zum Stillstand kamen, dann warfen sie eine Verschanzung auf gegen einen Angriff und setzten sich, um nach sechsunddreißig Stunden sich mit Speise zu stärken. Dieses geschah am 21. und 22. Juli. Der angerichtete Schaden beläuft sich auf 6 bis 7 Millionen Dollars. Die Bilder in den verschiedenen „Illustrirten Blättern" sind im Ganzen ziemlich getreu, jedoch im Einzelnen sehr unrichtig, doch letzteres sieht nur Einer, der mit der Localität genau bekannt ist. Am bedauernswerthesten ist wohl der Verlust des schönen Bahnhofes, der in jeder Beziehung ein Muster war und über $300,000 gekostet haben soll.

Die wahre Ursache des Ausstandes.

Wie oben angedeutet, waren jene Ursachen nur oberflächlich, die ganze Bewegung hat einen tieferen Grund und Anfang. Schon seit vielen Jahren macht die Pennsylvanien Eisenbahn Co. einen Frachtunterschied zwischen Pittsburg und andern Städten, der endlich den Handel dieser Fabrikstadt zerstören muß; dieses hat schon oft geharnischte Zeitungsartikel und offene Drohungen verursacht; wenn auch Weiteres nicht bezweckt war, so wurde doch ein allgemeiner Haß gegen die Compagnie bewerkstelligt, der nur auf Gelegenheit wartete, zum rächenden Ausbruch zu kommen. Ferner hat auch der Präsident der Compagnie seit den Schreckenstagen schon eingestanden, daß der Druck auf die armen Arbeiter oft in mancher Hinsicht tyrannisch war, und hat eine Veränderung versprochen. Bezüglich der Herabsetzung der Löhne und Vermehrung der Arbeit will ich gar nichts sagen, denn es ist leider nur zu wahr, wo einer aussteht wegen zu geringem Lohn, sind zehn Andere bereit, seine Stelle zu füllen um den gleichen Lohn.

Auf der andern Seite hingegen ist nicht zu leugnen, daß seit der Gründung der verschiedenen Arbeitervereine "Labor-Unions" ein Trieb und Verlangen sich offenbart, die Arbeitgeber zu regieren und zu zwingen, daher die vielen Strikes.

Es besteht ein Wirken und Schaffen, den Capitalisten zu zwingen, dahin zu kommen, wo jetzt der Arbeiter ist und den Arbeiter an des Capitalisten Stelle zu setzen. Die französische Commune sucht sich hierlands Geltung zu verschaffen; zu diesem Zweck werden auch die sozialistischen Schriften so bedeutend verbreitet unter der Arbeiterklasse. Noch eine Ursache des Pöbelaufruhrs: In allen großen Städten gibt es eine Menschenklasse, die nie oder höchstens nur im Nothfall arbeitet, sie leben vom Fleiße Anderer und in der Zwischenzeit stehlen sie. Diese Klasse Menschen braucht nur Gelegenheit, dann ist sie zum Sengen und Brennen bereit. Zu all diesem hat Pittsburg während des letzten Winters ein Werk zweifelhafter Philantropie aufrecht erhalten, das jedem Tagdieb und Landstreicher eine Lust war, zu Tausenden schwärmten sie herbei und die meisten blieben; auch diese waren bereit, ihr Scherflein zu dem Greuel der Verwüstung beizutragen. Nun ist es gar

nicht nöthig noch der unwissenden Irländer zu erwähnen, die keine Gelegenheit verpassen, dem "bloody Bondholder" und reichen Nabob etwas am Zeuge zu flicken. Dieses sind überhaupt, besonders die letzteren drei angeführten Klassen, die Charaktere, die das Werk der Zerstörung vollbrachten, als Beweis diene die Liste der Gefangenen; nicht einer aus zwölf ist ein ordentlicher Arbeiter und nicht einer aus zwanzig ein Eisenbahnstriker.

Ein Unglück wars, daß das Militär eingriff, oder wenn ein Eingriff nöthig war, daß nicht gut gezielt wurde. Hätte man etliche zwanzig der Anführer weggeblasen, anstatt Weiber und Kinder zu tödten, dann wäre kein Haus abgebrannt worden. Ein Unglück ists, daß der Reiche kein Gefühl hat für die Noth des Armen, denn nur wer die armen Leute in ihren Familien aufsucht, weiß wie bitter ihre Noth ist. Neunzig Cents oder ein Dollar per Tag Arbeitslohn und dabei sechs bis acht Personen in einer Familie, die davon leben müssen, und dann noch oft nur drei Tage Arbeit per Woche und monatlich von fünf bis fünfzehn Dollars Hausmiethe, das sind Thatsachen, die schon mehr als Einen zum Selbstmord getrieben haben. Ein Unglück ists, daß der Arme sich nicht fügen will, seinem Einkommen gemäß zu leben, dieses jedoch mehr ausnahmsweise. Es muß getrunken werden, selbst wenn die Familie hungert und des Nöthigsten entbehren muß.

Das Resultat.

Die Ausständigen sind wieder alle an der Arbeit, bei den nemlichen Tyrannen und zu den früheren verhaßten Löhnen. Wie ging das zu? Einfach so: Als sie sahen, daß Hunderte Anderer sich meldeten für ihre Stellen, kamen die Strikers auf den Gedanken, es sei doch erträglicher in der Pfanne als im Feuer, d. h. ein kleiner Lohn sei besser als kein Lohn, und nahmen ihre Plätze wieder. Etwa dreißig Andere sind im Gefängniß und erwarten ihren Prozeß, der kurz sein wird; ihre Familien leiden Noth und ihr Glück, wenn sie welches hatten, ist zerstört.

Der Staat, das County und die Stadt bezahlen den Spielmann durch erhöhte Steuern, und Gutes wurde nichts bezweckt.

Aus der Heimath des Magazins -- Nachtrag.

Von W. Horn.

Im vorigen Heft hatte ich den Lesern versprochen, ihnen einige Blicke in die frühere Geschichte der Buchanstalt zu geben. Das ist nun freilich eine Aufgabe, bei deren Lösung ich ganz auf die spärlichen Aufzeichnungen Anderer angewiesen bin; aber Versprechen macht Schulden und so will ich denn hiemit versuchen, diese meine Schulden abzutragen. Ehe ich jedoch weiter gehe, sei mir noch, um etwaigen Mißverständnissen vorzubeugen, erlaubt zu bemerken, daß die in den früheren Heften beschriebenen und abgebildeten Maschinen nicht die einzigen sind, welche in der Buchanstalt benützt werden. Der Verwalter sagt mir, daß im Ganzen etwa vierzig Maschinen in den verschiedenen Geschäftsabtheilungen im Gebrauch sind. Ebenfalls sei bemerkt, daß die Gen.-Conferenz bei ihrer vorigen Sitzung die Erlaubniß ertheilte, einen Anbau an das alte Anstaltsgebäude zu errichten, falls es das Geschäft im laufenden Quadrennium erforderte. Dieser Anbau wird wahrscheinlich in Bälde ausgeführt werden, denn das Fabrikationsgeschäft dehnt sich von Jahr zu Jahr aus und ist der Raum gegenwärtig schon allzu beschränkt in dem alten Gebäude, namentlich seitdem die Electrotypengießerei eingerichtet worden ist.—Doch nun zurück zur Vergangenheit.

1) In Neu Berlin zum ersten Mal.

Ungefähr in der Mitte des Staates Pennsylvanien liegt ein Städtchen, bei dessen Taufe wohl die Hauptstadt des deutschen Reiches Pathe gestanden hat, denn es heißt wie dieselbe: Berlin. In der Weltgeschichte spielt es keine so bedeutende Rolle als die stolze Spreestadt, wohl aber in unserer Kirchengeschichte, denn dort stand unsere erste Kirche und Buchanstalt. Die Letztere wurde im Jahr 1816 errichtet, als die ganze Kirche blos den zehnten Theil der Gliederzahl hatte, welchen heute die einzige Conferenz zählt, der Neu-Berlin angehört—nemlich vierzehnhundert, oder etwa fünfhundert Familien. Hinter dem kleinen Kirchlein wurde ein anderthalb stöckiges Häuschen 20 bei 26 Fuß groß erbaut und darin die Buchanstalt errichtet. Und welcher Veranlassung verdankte diese Anstalt ihre Entstehung? Keine Forderung der Gliederschaft, kein General-Conferenzbeschluß, keine großartige Vorbereitung war derselben vorangegangen, sondern ein Prediger; der sel. Vater J. Dreisbach ging nach Philadelphia, kaufte die Schriften und das zur Druckerei und Binderei erforderliche Material, schenkte es der Kirche, und so trat die erste Buchanstalt ins Leben. Aber hier hatte die Kirche mit ihrer geringen Gliederschaft mehr unternommen, als sie auszuführen im Stande war, denn die Existenz dieses Buchgeschäfts war nur kurz; bald sah man ein, daß sich die Sache nicht rentire und die ganze Geschichte wurde an G. Miller verkauft, welcher dann etwa zwanzig Jahre lang die Druck- und Binderarbeit für die Kirche besorgte.

Hatte die Kirche bei diesem Unternehmen auch ihre Kräfte überschätzt, so hatte sie doch wenigstens ihren guten Willen gezeigt und ein für allemal dem Vorwurf, welcher sogar heutzutage noch manchmal den Vätern gemacht wird, daß es ihnen an Unternehmungsgeist mangele, entkräftet.

War nun das Geschäft auch aus den Händen der Kirche, so blieb es doch in evangelischen Händen, welches jedenfalls ein großer Vortheil war. Nicht nur wurde in jenem ursprünglich von der Kirche errichteten „Druckerhaus" nachher noch die Arbeit für die Kirche verrichtet, sondern auch ein Mann für das Geschäft herangebildet, der nachher der Kirche in Verbindung mit der Buchanstalt Jahre lang treulich gedient hat, nemlich Bruder C. Hammer.

Schon als fünfzehnjähriger Knabe arbeitete er in jenem Anstaltshäuschen. Dort auch erfuhr er die kräftigen Rührungen des hl. Geistes zur Buße, und hätte ihn nicht der böse Feind gehindert, so hätte er in diesem von der Kirche errichteten Hause auch den Frieden für seine Seele gefunden. In tiefen Bußgefühlen ging er nemlich eines Sonntags Morgens in die Anstalt mit dem Vorsatz, im Gebet anzuhalten, bis er Vergebung seiner Sünden gefunden habe. Er schloß die Thüre hinter sich zu und flehte um Gnade. Auf einmal wähnte er ein Klopfen an der Thüre zu hören. Er stand von seinen Knieen auf, öffnete die Thüre, konnte aber Niemand sehen.

Nachdem er nun an seinen Platz zurückgekehrt war und eben im Begriff zu sein meinte, die köstliche Perle zu ergreifen, da hörte er das Klopfen sich wiederholen. So störte der Feind jenen Jüngling damals im Ergreifen der heilsamen Gnade. Aber später fand Br. Hammer das Heil in Christo und hat es dem Teufel reichlich wiedervergolten, indem er denselben oft in der Verfolgung seiner finstern Pläne gestört hat.

2) In Neu Berlin zum zweiten Mal.

Im Jahre 1836 tagte unter dem Vorsitz des kürzlich verstorbenen Bruders Niebel eine Extra-General-Conferenz, unweit Somerset, Pa. Der Hauptgeschäftsgegenstand derselben war die Errichtung einer Buchanstalt, welche dann auch nach längerer warmer Besprechung beschlossen wurde. „Der Christliche Botschafter" war schon in 1835 gegründet worden. Es sollten Sonntagschulen eingeführt werden, dazu bedurfte man S.-Schul-Bücher, und die Gliederschaft war bis auf nahe 6000 herangewachsen. Trotzdem der erste fehlgeschlagene Versuch die Brüder sehr vorsichtig gemacht hatte, stimmte doch die Mehrheit für die Errichtung der Anstalt, wozu ein Gebäude, welches früher als Gasthaus gedient hatte, in Neu Berlin angekauft wurde. Br. W. W. Orwig wurde zugleich als Hauptbuchverwalter und Editor des Christlichen Botschafters erwählt. Später wurde Br. C. Hammer in das erstgenannte Amt eingesetzt.

Neben den Geschäftsräumen wohnten auch die beiden genannten Brüder mit ihren Familien in diesem Hause. Dies hatte wenigstens den Vortheil, daß sie nicht weit zur Arbeit zu gehen hatten und auch im Nothfalle bei überhäufter Arbeit ihre Hausgenossen als Verstärkungstruppen citiren konnten, welches denn auch nicht selten geschehen sein soll. An Arbeit hat es wohl nicht gefehlt. Br. Orwig war damals Editor „über Alles was genannt mag werden," und Br. Hammer hatte das wenig beneidenswerthe Vorrecht, seine Anordnungen so schnell als möglich ausgeführt zu sehen, weil er sie meistens selbst auszuführen hatte. Er hatte das nöthige Material für das Geschäft zu besorgen, daneben falzte und adressirte er die Zeitungen, wobei ihm Die, „die um ihn ist," getreulich zur Seite stand. Ja, er rühmt von ihr, daß sie das Geschäft des Falzens meisterlich, oder besser „fraumeisterlich" verstanden habe, und ich glaube das gern, obgleich selbst Br. Hammer da in den Verdacht des günstigen Vorurtheils kommen könnte. „Oft falzten wir," erzählt Br. Hammer „bis zwölf Uhr Nachts und um meine bessere Hälfte bis zu einer so späten Stunde wach zu halten, mußte ich allerlei interessante Geschichten erzählen, welches dann jedesmal den gewünschten Erfolg hatte." Es muß in der That ein Vergnügen gewesen sein, mit Br. Hammer zu falzen. Heute falzt man mit der Maschine und die erzählt keine Geschichten. O du alte, schöne, gemüthliche Zeit, wie bist du verschwunden!

War die Adressirarbeit dann geschehen, so mußte er die Sachen zur Post tragen; oder wenn es zu viel war zu tragen, geschah es auf dem mehr großartigen Beförderungswege—mit dem Schiebkarren. Daneben half er Schrift setzen und arbeitete an der Presse, weil er ja in seiner Jugend die „schwarze Kunst" aus dem FF gelernt hatte. Daß aber die Brüder bei all dieser Arbeit noch Zeit fanden, vier Sprachen zu studiren, setzt in der That dem Ganzen die Krone auf. Freilich werden sie es in diesem Punkte nicht zum philologischen Gipfelpunkte gebracht haben; aber schon der ernstliche Versuch war aller Ehre werth.

Wir sehen auch hier wieder die schönen Eigenschaften, welche die Väter besonders auszeichneten: Thätigkeit, Vorsicht, Sparsamkeit und Frömmigkeit, und sind dieselben allezeit eine dringende Aufforderung an uns zur gewissenhaften Nachfolge.

Vom Hungertode gerettet.

Nach dem Französischen.

„Ich werde mir den Perlenschmuck kaufen," sagte Cora Roger, die Tochter eines reichen Fabrikanten aus Lyon, welche sich mit ihrem Vater in Paris aufhielt, zu ihrer Freundin. „Derselbe paßt ausgezeichnet zu meinem neuen blauseidenen Kleide."

Cora war mit einem jungen Manne, Namens Gilbert Laurent, verlobt, und obgleich sie sonst sehr edelmüthig und gar nicht eitel war, so hatte doch der Gedanke, von ihrem Bräutigam um so mehr bewundert zu werden, bei ihr so sehr die Ueberhand gewonnen, daß sie den Wunsch, sich in dem Besitz des Perlenschmuckes zu wissen, den sie vor einigen Tagen beim Juwelier J. gesehen hatte, nicht so leicht los werden konnte.

Sie hüllte sich in ihren mit Pelz gefütterten und besetzten Sammetmantel, denn es war ein kalter Decembertag und ging, ganz erfüllt von ihrem Vorhaben, gegen ihre Gewohnheit allein. Der Juwelier wohnte allerdings nur wenige Straßen von ihrer Wohnung entfernt.

Sie hatte beinahe ihr Ziel erreicht, da wurde ihre Aufmerksamkeit durch einen kleinen Auflauf gefesselt. Sie trat näher zu dem Menschenknäuel, der sich auf dem Trottoir gebildet hatte, und sah, daß er ein junges leblos auf dem Steinpflaster liegendes Mädchen umgab.

Cora Roger war von ihrem Vater wie eine zarte, exotische Pflanze erzogen und von jeder rauhen Berührung mit der Außenwelt behütet worden; menschliches Elend war ihr noch fast nie vor Augen gekommen und der sich ihr darbietende Anblick ein überwältigender für sie. Sie stand wie gefesselt still und wußte nicht, sollte sie mehr entsetzt sein über die ohnmächtig Daliegende, oder über die rohen Bemerkungen, welche sie aus der Menge vernehmen mußte.

„Sie ist wie eine Kanone betrunken," sagte ein roher, dicker Mann mit rothem Gesichte, dessen Urtheil in sofern beachtenswerth war, als er aus Erfahrung zu sprechen schien.

„Sie spielt Komödie," versetzte ein Anderer, „dergleichen Dinge kennt man. Sie will das Mitleid erregen, vielleicht auch die Gelegenheit zum Stehlen ersehen."

„Möglicherweise hat sie gar die Pocken," bemerkte ein fein gekleideter junger Herr und machte sich eilig aus dem Staube.

„Man muß sie auf die Wache schaffen!" riefen mehrere Frauen.

„Platz, Platz, meine Herrschaften, ich bin ein Arzt," ließ sich eine klare Stimme vernehmen. Ein junger Mann drängte sich durch die Gaffer, beugte sich mitleidig über das Gesicht des armen Mädchens und sah es prüfend an.

„Sie ist dem Hungertode nahe," sagte er, den Kopf erhebend. „Wer will mir helfen, sie in die nächste Apotheke zu bringen?"

Diese Worte berührten eine Saite des Mitgefühls in den Herzen der gedankenlosen Zuschauer und von allen Seiten bot

man sich zur Hülfe an. Mit einer Art von Ehrfurcht wurde die Leblose aufgehoben und in die glücklicherweise ganz in der Nähe befindliche Apotheke getragen. Jetzt erst sah man, wie schön die Arme war. Das lange schwarze Haar umgab in schweren Flechten ein marmorbleiches, klassisch geformtes Gesicht.

Die Menge zerstreute sich, nur Cora, die mit nach der Apotheke gegangen war, und Doctor Rivière, so hieß der junge Arzt, blieben zurück.

Ihren vereinten Anstrengungen gelang es endlich, die Bewußtlose ins Leben zurückzurufen. Es wurde ihr vorsichtig etwas Wein eingeflößt, so daß sie allmälig wieder sprechen und ihre Geschichte erzählen konnte.

Sie war eine Italienerin, die Tochter eines Malers, der in seinem Vaterlande kein Glück gehabt hatte und mit seiner Tochter, die sich ebenfalls der Kunst widmete, in der Hoffnung, seine Lage zu verbessern, nach Paris gekommen, dort aber in so bittere Armuth gerathen war, daß es ihnen oft Tage lang an Nahrung und Feuerung fehlte.

Mit Augen voll Thränen hatte Cora dieser Erzählung zugehört.

„Ich wußte nicht, daß es so viel Leiden auf der Erde gibt," sagte sie, und einem plötzlichen Impuls folgend, legte sie die zum Ankauf der Perlen bestimmte Summe in die Hand des erstaunten Mädchens, gab ihr für den Fall, daß sie ihrer noch ferner bedürfe, ihre Adresse und entzog sich deren Dank und Segenswünschen durch schleunige Entfernung.

Am Neujahrstage war bei Herrn Roger eine Gesellschaft eingeladen. Cora hatte ihr blaues Seidenkleid von reichem Stoff mit Spitzengarnirung angezogen; aber der Perlenschmuck fehlte. Um so anziehender erschien sie in dem kostbaren, aber einfachen Gewande, und das Bewußtsein, daß sie den Mangel des Schmuckes einer edlen Handlung verdankte, schien ihren Reiz noch zu erhöhen. Klar und unschuldig wie ein Frühlingstag erwartete sie Gilbert, welcher versprochen hatte, etwas früher als die übrigen Gäste zu kommen.

„Wo sind deine Perlen, Cora?" fragte Gilbert Laurent bald nach seiner Ankunft, seine Verlobte fast mit einem vorwurfsvollen Blicke ansehend. „Sagtest du nicht, du wolltest dir den Schmuck kaufen, welchen wir neulich sahen, und denselben heute zum ersten Mal tragen?"

„Ja," antwortete Cora, „aber ich habe ihn nicht gekauft." Und sie erzählte in ihrer einfachen Weise ihre Begegnung mit der Italienerin.

„Eine Betrügerin, ohne allen Zweifel," sagte Gilbert mit einem recht häßlichen Ausdruck in Ton und Miene. „Du hättest lieber die Perlen kaufen sollen, als dein Geld so an eine Unwürdige wegwerfen."

„O Gilbert!" rief Cora. „Du thust ihr unrecht, sie ist gewiß keine Betrügerin. Sie schien so gut und rein und ihr einziges Verbrechen war Unglück und Armuth. Sie hat sich überdies auch dankbar bewiesen, denn sie war heute morgen hier und gab ein Packet für mich ab, das zwei von ihr gemalte Miniaturportraits enthielt. Das eine ist ihr Portrait, das andere das Meinige. Ich bin wirklich erstaunt, wie es ihr möglich war, mich, nachdem sie mich doch nur so kurze Zeit gesehen, so vorzüglich zu treffen."

„Wer dich ein Mal gesehen, muß dein holdes Bild sich unauslöschlich einprägen, meine Cora," schmeichelte der junge Mann und suchte auf alle mögliche Weise den unangenehmen Eindruck zu verwischen, den seine Bemerkungen in Betreff der Italienerin offenbar auf seine Verlobte gemacht hatten. Die schöne reiche Cora Roger war ein zu kostbarer Preis, als daß Gilbert Laurent ihn nicht auf alle Weise festzuhalten gesucht hätte. Und wie er sich das Vertrauen des Vaters und die Liebe der Tochter zu erheucheln gewußt, so gelang es ihm auch, jetzt bald wieder die momentane Verstimmung zu verscheuchen.

Zehn Jahre waren vergangen, zehn Jahre des Grams, der Sorge, der Schande für die einst so reiche, glückliche, angebetete Cora Roger. Wenige Monate nach jenem Neujahrstage, an welchem ihr zuerst ein leiser Zweifel an dem Charakter ihres Verlobten aufgestiegen, hatte ihre Hochzeit mit ihm stattgefunden, wiederum einige Monate nach derselben war ihr Vater gestorben, sie als einzige Erbin seines sehr bedeutenden Vermögens zurücklassend, und nun waren für sie Jahre der schwersten Trübsal hereingebrochen. Der Mann ihres Herzens, das Idol ihres Lebens, erwies sich ihrer als vollständig unwürdig. Er war ein Spieler und Verschwender, der sie durch ganz Europa von einem Orte des Lasters zum andern, von einer Spielhölle zur andern schleppte, mit wüsten Gesellen und feilen Dirnen das Vermögen seiner Frau verprasste und sie in ihrem Jammer allein zu Hause sitzen ließ. Täglich sank er tiefer, und als er Alles verschwendet, Alles verspielt hatte, legte er Hand an sich und machte seinem unwürdigen Leben ein unwürdiges Ende. Sein blutender Leichnam ward seiner unglücklichen Wittwe ins Haus gebracht.

Cora sah sich allein in einem fremden Lande ohne Geld und ohne Freunde, ihre werthvolleren Schmucksachen waren schon alle verkauft und der Erlös der wenigen, die sie noch besaß, reichte kaum hin, ihr die Rückreise nach Frankreich zu ermöglichen. Und doch war dahin ihr ganzes Sehnen gerichtet. Es war ihr, als müßte sie von all ihrem Weh genesen, als müsse die böse Vergangenheit für sie wie in einem Nebel versinken, wenn sie wieder die Luft ihres Vaterlandes athme, die Plätze wieder sähe, wo sie einst so glücklich gewesen war, und das Land, in welchem sie so unglücklich geworden war, im Rücken habe. Lebte auch ihr Vater nicht mehr, so hoffte sie doch an den Orten, wo man ihn gekannt und geachtet hatte, noch Freunde zu finden, die sich ihrer annähmen. So raffte sie denn Alles, was sie noch ihr Eigenthum nannte, zusammen und reiste damit nach Frankreich.

In Paris angekommen, war ihr nur noch so viel geblieben, um sich für die nächsten Tage ein elendes Unterkommen zu verschaffen, die Noth in ihrer drohendsten Gestalt stand unmittelbar vor ihr. Mechanisch durchsuchte sie ihren beinahe leeren Koffer, ob sich darin nicht doch noch etwas fände, das sich verkaufen ließe. Sie fand nichts, als die beiden ihr von der Italienerin einst geschenkten Portraits, die sie als eine Erinnerung an die Vergangenheit aufbewahrt und mit sich genommen hatte. Mit Thränen in den Augen betrachtete sie Cora.

„Sie sind höchst wahrscheinlich nur von geringem Werthe," dachte sie, „aber ich muß den Versuch wagen."

Sie nahm die Bilder und ging damit zu dem Laden eines Kunsthändlers.

Dieser stand soeben im Gespräch mit einem andern Herrn und beide betrachteten gemeinschaftlich die angebotenen Bilder.

„Was, in aller Welt, das ist ja das Bild unserer berühmten Malerin B. . .!" rief der fremde Herr.

„Ja," bemerkte der Kunsthändler, „und was noch merkwürdiger ist, es scheint von ihr selbst gemalt zu sein. Wie kommen Sie zu dem Bilde, meine gute Frau?" wandte er sich an Cora.

Diese erzählte einfach und wahrheitsgetreu den Sachverhalt.

„Jetzt erkenne ich auch Sie!" rief der andere Herr. „Ich

erinnere mich dessen, was Sie erzählen, noch ganz genau, denn ich selbst bin jener Arzt, der damals der Ohnmächtigen beisprang und Zeuge ihrer edlen Handlung ward. Während Sie im Auslande waren, hat die Italienerin Berühmtheit erlangt, und diese beiden von ihrer Hand gemalten Portraits repräsentiren ein kleines Vermögen. Glücklicherweise bin ich reich genug, mir den Luxus gestatten zu dürfen, sie zu kaufen, und mein Freund hier wird nichts dagegen haben, wenn ich ihm in seinem eigenen Geschäftslocale in den Handel falle."

Damit übergab er Cora eine Geldsumme, deren Größe sie in Erstaunen setzte.

„Wie wunderbar doch die Wege der Vorsehung sind," dachte Cora, als sie sich in der kleinen bescheidenen, aber behaglichen Wohnung, die sie gemiethet hatte, einrichtete. „Dort führte sie mir an jenem Tage die Arme in den Weg, an welcher ich eine ihr gefällige Handlung verrichtete. Dafür erhalte ich die Bilder, deren Werth ich in meinem Reichthum nichts achtete. Im fremden Lande muß ich all mein Vermögen verlieren—alles Irdische einbüßen—und finde dafür den lebendigen Glauben an den Heiland und Gnade in seinem Blut. Mit diesem Kleinod und den Bildern kehre ich heim. Wer hätte denken sollen, daß das Geschenk der Italienerin das Mittel werden könne, welches mich durch die Leitung des himmlischen Vaters aus dem tiefsten Elend errettete!"

Sie sollte aber die Wege der Vorsehung noch weiter bewundern lernen. Doctor Rivière hatte sie nicht aus den Augen verloren und suchte sie in ihrer Wohnung auf. Damals schon hatte das anspruchslose, wohlthätige Wesen des Mädchens einen tiefen Eindruck auf sein Herz gemacht. Jetzt zog ihn ihr offener, demüthiger Christensinn unwiderstehlich an. Er war unverheirathet geblieben, und Beide vereinte bald das Band einer innigen, auf gegenseitige Hochachtung gegründete Liebe.

Cora ist jetzt die glückliche, geehrte und geliebte Gattin des Doctors Rivière. Die beiden Portraits hängen nebeneinander in ihrem Wohnzimmer, wo sie große Bewunderung erregen; Niemand betrachtet sie aber mit tieferer Rührung als die Herrin des Hauses selbst, die in ihnen die Vermittler ihres Glückes und die sichtlichen Beweise des Spruches verehrt: Gutes thun bringt Zinsen.

Das Geisterschiff.

Es war im Jahre 1855, als das Wallfischfängerschiff „Albatros" in den Gewässern nördlich der Sandwichinseln herumtrieb. Nachdem die Mannschaft längere Zeit vergebens sich nach Beute umgesehen hatte, war sie eines Morgens so glücklich, sich von mehreren Wallfischen umschwärmt zu sehen. Sogleich wurden die Boote hinuntergelassen und flott gemacht, um die Seeungethüme zu verfolgen. Zwei der Boote waren dabei vom Glücke begünstigt; schon gegen Mittag kehrten sie mit reicher Beute beladen zum Schiffe zurück. Um so ungünstiger lief die Jagd der andern zwei Boote ab. Lange Zeit vermochten sie keines der schwimmenden Seesäugethiere einzuholen, diese schienen die ihnen drohende Gefahr erkannt und sich auf eilige Flucht gelegt zu haben. Auf diese Weise kamen sie immer weiter von ihrem Schiffe ab, und verloren es endlich gänzlich außer Sicht. Nachdem sie bereits die Hoffnung auf einen vortheilhaften Fang aufgegeben hatten, war das größere der Boote so glücklich, eines der flüchtigen Seeungethüme einzuholen und zu harpuniren. Allein damit war die Beute noch nicht gesichert, denn der Wallfisch war ein Thier von ungewöhnlicher Größe und Stärke. Mit Blitzesschnelle schoß er in die Tiefe, so daß das Tau sich nicht schnell genug abzuhaspeln vermochte und gekappt werden mußte. Doch nach kurzer Zeit kam er in einiger Entfernung wieder auf die Oberfläche, worauf die Jagd mit neuer Heftigkeit entbrannte. Noch mehrere Harpune wurden nun dem Thiere in den Leib getrieben, ohne daß man eine Abnahme seiner Kräfte hätte bemerken können. Endlich schien es sich ermüdet ergeben zu wollen. Rasch ruderten die beiden Boote herbei, um sich der Beute zu bemächtigen; allein noch einmal sollte sie ihren Händen entwischen, um dann nie mehr zum Vorschein zu kommen. Das gewaltige Thier erholte sich von seiner Ermattung, und plötzlich theilte es furchtbare Schläge aus nach rechts und links und zerschlug dabei das größere ihm zu nahe gekommene Boot, so daß dessen Mannschaft nach allen Seiten hin ins Wasser geschleudert wurde, wodurch auch das kleinere Boot gezwungen wurde, von seiner Verfolgung des Wallfisches abzustehen und seinen verunglückten Kameraden zu Hülfe zu eilen, um sie dem kalten Wassergrabe zu entziehen. Unterdessen tauchte das erzürnte Thier mit Aufbietung aller seiner letzten Kräfte in die Tiefe der Meeres, und vergebens harrten die Jäger auf dessen Wiedererscheinen. Es war in eine Tiefe gesunken, aus der es bei seiner gebrochenen Kraft nicht mehr empor zu kommen vermochte. Es starb im Wasser und sank immer tiefer und tiefer, die langen Harpuntaue mit sich ziehend. Mit stillem Entsetzen sah die Mannschaft das immerwährende Abrollen der Seile, welches ihnen nur zu deutlich zeigte, daß die Beute unrettbar für sie verloren gegangen sei. Endlich sahen sie sich gezwungen, die Seile zu zerschneiden, wenn sie nicht von der immer tiefer sinkenden Last des Seeungethüms mit wollten hinab gezogen werden ins kalte Wasserreich.

Ermüdet von der angestrengten Arbeit und entmuthigt durch den Verlust der schon erobert geglaubten Beute machten sich die Bootleute daran, ihrem nun ziemlich entfernten Schiffe nachzurudern, der gänzlichen Windstille wegen hatte dasselbe ihnen nicht zu folgen vermocht. Unterdessen war es dunkle Nacht geworden, nur matt erleuchtet vom schwachen Sternenlicht. Da erhob sich ein frischer Windhauch; freudig lebten die Ermüdeten auf, sie hofften, das Schiff werde ihnen mit Hülfe desselben entgegeneilen. Doch vergebliche Hoffnung; statt des so sehnlich erwarteten Schiffes trug ihnen der Windzug ein wie aus tiefster Hölle stammendes Angstgeschrei, ein bitteres Stöhnen entgegen. Erschrocken fuhren die Schiffsleute zusammen. Was mochte das wohl für ein Geschrei sein? Von was für Wesen mochten diese Töne wohl herrühren? Ueber 300 Stunden befanden sie sich von der nächsten Landküste entfernt, und Fische sind ja stumm, und wenn auch Wallfische hin und wieder ein fürchterliches Brüllen hören lassen, so war das doch kein Geschrei, das von einem Wallfische hätte herrühren können. Mehr als Einem klopfte bei diesen Betrachtungen sein Herz in ziemlich raschem Takte, besonders da sich das nicht zu erklärende Geschrei noch mehrere Male von derselben Gegend her hören ließ. Ihnen schwirrten die schon so manchmal gehörten Gespenstergeschichten durch den Kopf. Da plötzlich flackerte eine hellleuchtende, bläuliche Flamme zum Himmel auf, um gleich darauf wieder zu verschwinden.

Was konnte diese Flamme bedeuten? Alles blieb ihnen unerklärt; so sehr sie auch ihre Forschungsgaben anstrengen mochten, die Ursache dieses infernalischen Geschreis war nicht zu ergründen. Mit raschen Ruderschlägen eilten sie ihrem Schiffe zu, der Wind hörte auf und alles war wieder still. Nach anderthalbstündigem, eifrigem Rudern gelangten sie endlich ziemlich niedergeschlagen, ermüdet und erschrocken bei ihren sie etwas bange erwartenden Kameraden an. Erst als sie auf dem Schiffe wieder festen Boden unter ihren Füßen fühlten, erholten sie sich von ihrem Schrecken. Sogleich beeilten sie sich, dem Capitän getreuen Bericht über ihren Mißerfolg, wie über das unerklärbare Geschrei abzustatten. Der Capitän spähete dann mit seinem Nachtfernrohr am Horizonte herum, konnte aber eben so wenig etwas entdecken, worauf er den ungeschickten Schiffsleuten nicht ohne Spott erwiderte: „Ihr habt wohl Ohrensausen gehabt oder einen Penguin trompeten hören, übrigens seid ihr saubere Gesellen, die schöne Beute entrinnen zu lassen. Nun geht hinunter und schlaft euren Schrecken aus, daß ihr euch am Morgen nicht mehr übertölpeln laßt."

Die Leute wollten stillschweigend sich den Befehlen des Capitäns fügen, waren aber doch innerlich überzeugt, daß das entsetzliche Geschrei nicht nur vom Ohrensausen herrühren könnte. Was das Entwischen des Wallfisches anbelangte, schmerzte es sie selber ebensosehr, wie den Capitän, sie nahmen ihm deßhalb seine etwas beißenden Bemerkungen nicht für übel. Da auf einmal tönte das vorhin beschriebene Geschrei über die stille Meeresfläche hinüber, so daß selbst der sonst nicht abergläubische Capitän etwas betroffen dreinschaute. Doch schnell gefaßt begab er sich noch einmal zu seinem Nachtfernrohr, aber auch dießmal blieben alle seine Nachforschungen nach der Ursache der geheimnißvollen Töne ganz erfolglos. Da mit einem neuen Windhauch drangen aufs Neue, wenn auch etwas schwächer, die markdurchdringenden Klagetöne durch die Luft, wodurch der letzte Zweifel, daß etwas Ungewöhnliches in der Nähe auf dem Meere herumtreibe, gehoben wurde. Sogleich ertheilte der Capitän, der fest entschlossen war, der Ursache der unerklärlichen Töne auf die Spur zu kommen, die nöthigen Befehle, um dem Schiffe den Kurs nach der Gegend der Klagetöne hin zu verleihen. Mit geheimem Entsetzen nahmen die meisten Matrosen diese Befehle entgegen; denn sie theilten eben des Capitäns Ansicht nicht, daß dieses furchtbare Geschrei von etwas Natürlichem herrühren könnte. Zu viel hatten sie schon in der Jugend von der gespenstischen Jagd, dem wilden Heere, das Nachts durch die Lüfte hin sein Wesen treibt, und dem fliegenden Holländer, jenem Geisterschiffe, erzählen hören, das bei jedem Erscheinen seine Opfer fordert, und von diesem Geisterschiff mußten diese schrecklichen Töne herkommen, und ihm zu sollten sie segeln, in seinen Höllenrachen hineintreiben! Doch des Capitäns Befehle waren zu scharf und bestimmt, als daß sie sich denselben hätten widersetzen dürfen. Unterdessen schickte sich der Capitän an, die unerklärliche Erscheinung mit dem Sprachrohre anzurufen; und wie sich das Klageschrei ein weiteres Mal hören ließ, redete er dasselbe mit seinem Sprachrohre an. Statt aller Antwort kam über die stille Meeresfläche herüber ein seltsames Gelächter, das sich allmälig in ein wildes Geschrei verwandelte, worauf ein unsäglich trauriges Wehklagen durch die kühle Nachtluft drang; dann erfolgte, als ob alle Höllengeister losgelassen wären, ein Bellen, ein Heulen und Brüllen, bald im Chor, bald vereinzelt, und dazwischen ertönte es, als ob menschliche Stimmen um Hülfe fleheten. Da, um das Entsetzen voll zu machen, erschien das schon am Abend vorher von der Bootmannschaft wahrgenommene bläuliche Feuer, nur größer und andauernder, begleitet von der entsetzlichsten Höllenmusik, die je an das Ohr der Schiffsleute gedrungen war. Während so die ganze Schiffsmannschaft mit ungleichen Gefühlen und Gedanken der weiteren Entwickelung der Erscheinung zuhörte und zusah, erschien tief am Horizonte ein dunkler, durch das blaue Feuer beleuchteter Gegenstand, der sich als der Rumpf eines Schiffes erkennen ließ, auf dem unheimliche Gestalten hin und her zu rennen schienen. Was konnte das anders sein, als das verrufene Geisterschiff, der fürchterliche Holländer mit seinen Schreckgespenstern, der seine Opfer sucht. Kalt und heiß lief es mehr als einem der im Sturme abgehärteten Matrosen über den Rücken hinunter. Doch erst jetzt wollte der Capitän näher hinter das Geheimniß kommen, und seinen Anordnungen wagte Niemand sich zu widersetzen. So fuhren sie dahin, so schnell es der schwache Windzug ihnen möglich machte. Je näher sie dem fremden Gegenstande kamen, desto deutlicher ließ sich derselbe als ein seiner Masten beraubtes Schiff erkennen; allein die auf demselben herumschwärmenden scheußlichen Gestalten vermochte selbst der Capitän nicht zu erklären, so wenig er sie im Uebrigen für Geister halten wollte. Da trat zur großen Freude so vieler unter der Schiffsmannschaft gänzliche Windstille ein, die jede weitere Annäherung unmöglich machte. Doch auch dadurch wollte sich der Capitän nicht abhalten lassen, seine Nachforschungen mußten fortgesetzt werden. Er befahl das große Boot in See zu lassen. Doch hier schien endlich die Furcht bei den Matrosen über den Gehorsam gegen seine Anordnungen zu siegen. Als er das Boot zu bemannen befahl, wollte Niemand das gefährliche Wagestück mitmachen helfen. Grenzte dieser Befehl des Capitäns nicht endlich an Vermessenheit? Allgemein wollte man lieber den Morgen erwarten, der allein Aufklärung in die Sache bringen könne, auf dem großen Schiffe sei doch noch etwelche Sicherheit, während so ein schwaches Boot allen Gefahren preisgegeben sei. Doch als des Capitäns kräftige Stimme ihnen ihre Feigheit vorwarf, wagten es endlich einige der beherztesten Matrosen, den vermeintlichen Höllengeistern entgegen zu fahren. Wenn auch die Ruder weniger schnell sich bewegten, als bei Verfolgung eines Wallfisches, so näherten sie sich doch immer mehr der gefürchteten Erscheinung. Allein bevor sie derselben nahe genug gekommen waren, um mit Sicherheit darüber urtheilen zu können, erlosch das bläuliche Feuer, und Alles hüllte sich in tiefste Finsterniß ein; nur das entsetzliche Schreien, Bellen und Heulen hörte nicht auf. Wie sie einige Augenblicke im Weiterfahren inne hielten, unschlüssig, ob sie umkehren sollten oder nicht, sahen sie, wie zu einem der Schiffsfenster heraus das leuchtende Feuer wieder zum Vorschein kam, bald glaubten sie auch eine menschliche Gestalt zu bemerken, die bemüht war, das Feuer auf das Verdeck des entmasteten Schiffes zu bringen, was ihr endlich auch gelang. Unterdessen waren sie so nahe gekommen, daß sie die umherschwärmenden Gestalten als Thiere glaubten erkennen zu dürfen, auch eine menschliche Stimme vermochten sie immer deutlicher zu unterscheiden, die ihnen zurief: „Fremdlinge, wer ihr auch seid, wagt euch nicht auf das Verdeck unseres Schiffes, einige der wilden Bestien sind letzten Abend los geworden und sie sind gefährlich." So hatte doch endlich der Capitän recht bekommen, und das Ungeheuerliche, Räthselhafte fand seine ganz natürliche Erklärung. „Habe ich es euch nicht gesagt, rief der Capitän den zurückkehrenden Waghälsen zu, daß hier keine bösen Geister herumkreuzen. Nur immer frisch darauf los, wo etwas Ungewöhnliches sich zeigt, und ihr werdet allemal das Ungewöhnliche als etwas sehr Natürliches erklären

lernen. Hätte ich euch in der Nacht nachgegeben, und hätten wir nach eurem Sinn uns von der Erscheinung entfernt, so würde zu Hause Jeder erzählt haben, wie er den fliegenden Holländer mit seinen Höllengeistern gesehen hätte."

Was war es denn eigentlich für ein Schiff? Nun, mit wenigen Worten läßt sich Alles erklären. Ein Amerikaner hatte in Asien mit Mühe und Geld eine der großartigsten Menagerien zusammengekauft, und war auf dem Wege nach San Francisco, um sie dort, wie in anderen großen Städten Amerikas, zu zeigen. Da überfiel ihn einer der furchtbarsten Orkane, der ihm seine Schiffsmasten brach und über Bord warf, worauf das Schiff unlenkbar auf den Wellen herumtrieb. Bereits 14 Tage fuhr es so auf dem Meere herum; einen Nothmast zu errichten, wollte der Mannschaft nicht gelingen, und beim letzten Versuche, gerade am Tage der weiter oben beschriebenen Wallfischjagd, zerschlug ein fallender Sparren den Hyänenkäfig, und die befreiten, ausgehungerten Bestien stürzten auf das Verdeck und würden in ihrer Hungerwuth mit der Schiffsmannschaft einen hitzigen Kampf angebunden haben, wenn diese nicht schnell genug sich unter das Verdeck hätte flüchten können, wo sie den nächsten Morgen abwarten wollte, um dann auf irgend eine Weise die wüthenden Thiere unschädlich zu machen. Am Abend schon hatte sie die obersten Segel des Albatros zu bemerken vermeint, während man vom Wallfischfängerschiff aus von dem entmasteten Schiffe nichts bemerken konnte. Um möglicherweise das in der Nähe vermuthete Schiff auf sich aufmerksam zu machen, hatte man schon früh in der Nacht ein Weingeistfeuer gemacht und zum Fenster hinausgehalten, das aber schnell wieder erlosch, und dieses hatte die Bootmannschaft gesehen. Später gelang es, ein Gefäß mit Weingeist auf das Verdeck zu bringen und anzuzünden, und in das Geheul der hungernden Hyänen mischte sich das Geschrei der anderen, ebenfalls vor Hunger wüthenden Thiere in den Käfigen, wodurch die entsetzliche Höllenmusik hervorgebracht wurde.

Der Capitän des Albatros ließ nun dem Menageriebesitzer die ausgiebigste Hülfe angedeihen, so daß dieser seine Fahrt nach Californien fortsetzen konnte, wodurch er von dem sonst unvermeidlichen Ruin gerettet wurde.

(Eingesandt von H. Gülich.)

Der treue Courier.

Von W. Mühlfeld.

Rußland besitzt das ausgedehnteste Eilbotensystem unserer Zeit. Mit seinen ungeheuren Steppen und Wäldern nimmt es noch viele Tausende von Quadratmeilen ein, die gänzlich unbewohnt oder nur spärlich bevölkert sind; in diesen Gegenden, wo der Winter fast das ganze Jahr hindurch sein eisiges Scepter führt sind Eisenbahn und Telegraph noch unbekannte Dinge, und so müssen denn die „Postcouriere" oder „Couriere des Czaren" ihre Stelle vertreten. Doch sind diese Leute niemals beritten oder reisen zu Fuß, sondern bedienen sich wegen des Schnees ausschließlich des Schlittens, der von einem Paar kräftiger Pferde gezogen wird. Auf diese Weise durcheilt der Postcourier tausende von Meilen; in Zwischenräumen von je zwanzig Meilen liegen Stationen, wo frische Thiere seiner harren; aber der Courier bleibt in seinem Schlitten von Anfang bis zu Ende der Reise; er ißt, trinkt und schläft darin. So geht es mit großer Schnelle fort über unermeßliche Schneeebenen und durch öde, dunkle Fichtenwälder. Die Todtenstille wird nur durch das Schellengetön des Gespanns oder zuweilen durch das heisere Klagegeheul einer Meute hungriger Wölfe unterbrochen, sonst herrscht tiefes Schweigen in den furchtbaren, menschenleeren Einöden.

Am schnellsten reisen die speziellen Couriere des Czaren. Dazu werden nur kühne, beherzte Männer gewählt, und für sie müssen stets die besten Pferde in Bereitschaft stehen, denn die Botschaften des Czaren gehen der gewöhnlichen Post vor. Möge hier ein Beispiel von der Zähigkeit und Ausdauer solcher Leute folgen.

Der russische General Prinz Mentschikoff, welchem die Vertheidigung von Sebastopol, während des Krimkrieges, oblag, hatte während der Belagerung dieser Stadt eine sehr wichtige Botschaft an den Czaren in Petersburg abzusenden. Zu seinem Botschafter wählte er einen tapferen Officier, auf dessen Treue und Verschwiegenheit er sich verlassen konnte. Er gab ihm nun den Auftrag, nicht eher zu ruhen und zu rasten, als bis er mit dem Briefe vor dem Czaren in Petersburg stände. Der Officier reiste sofort in einem Courierschlitten ab. An jeder Station wurden frische Pferde vorgespannt, und sobald dies geschehen war, trat der Stallmeister vor die Thür und rief:

„Euer Excellenz, die Pferde stehen bereit."

„Vorwärts dann!" war die jedesmalige Antwort des Officiers, der Kutscher knallte mit der Peitsche und dahin flog der Schlitten über den knirrschenden Schnee. So ging es mehrere Tage fort; aber ungeachtet Kälte und Sturm und der heulenden Wölfe, welche sich oft in dichten Rudeln dem Schlitten näherten, hielt der brave Courier standhaft auf seinem Posten aus; nirgends gönnte er sich Ruhe, und so kam er denn endlich nach Petersburg. Er meldete sich im kaiserlichen Palaste und wurde sofort beim Czaren vorgelassen. Doch kaum hatte er demselben die Depeschen des Generals überreicht, so sank er in einen Stuhl und schlief vor Erschöpfung ein; ein solcher Verstoß gegen die Hofceremonie in Gegenwart des mächtigen Kaisers wäre aber damals mit dem Tode bestraft worden, und die anwesenden Minister fühlten schon tiefes Mitleid mit dem armen Courier. Als der Czar die Botschaft durchgelesen, wollte er eine Frage an den Officier richten, aber es war nicht möglich, denselben zum Erwachen zu bringen. Vergebens schrieen, rüttelten und schüttelten ihn die Anwesenden, bis endlich Einer erklärte, daß der bedauernswürdige Mann todt wäre. Da faßte der Czar den Courier selbst an den Puls und lauschte, ob noch Leben in ihm sei. Sein Herz schlug noch, es war also nur ein todähnlicher Schlaf, der ihn gefangen hielt, und es wäre nicht möglich gewesen, ihn durch gewöhnliche Mittel daraus zu erwecken. Da kam dem Czaren zuletzt ein guter Gedanke, er beugte sich nieder und schrie mit mächtiger Stimme dem Schläfer in die Ohren:

„Euer Excellenz, die Pferde stehen bereit."

Bei dem Ton dieser Worte, welche er jede zwanzig Meilen gehört, und die die einzigen menschlichen Laute waren, die er während der vier Reisetage vernommen, sprang der Officier wie elektrisirt auf und rief hastig aus:

„Vorwärts dann!"

Aber anstatt Kutscher und Pferde sah er den Czaren vor sich stehen, und so grenzenlos war das Erstaunen, welches sich in den Mienen des Officiers kund gab, daß der Kaiser in ein herzliches Gelächter ausbrach und nachmals den braven, pflichtgetreuen Courier reichlich belohnte.

Sonntagschule.

Die Erkenntniss der heil. Schrift.

Von G. F. Büsch.

Eine unausforschliche Fundgrube ist die heilige Schrift, worin ein jeder Mensch sein zeitliches und ewiges Glück finden kann, und deßhalb die Erkenntniß derselben ein sehr wichtiger Gegenstand für die S. Schule ist.

Hier handelt es sich:

I. Um die Heilserkenntniß, die unsere Jugend nöthig hat, um selig zu werden, auf welche vornehmlich die Lehrthätigkeit der S. Schule gerichtet sein soll. Wir freuen uns daher von Herzen, daß wir dazu die nöthige Aufmunterung finden, und zwar:

1) In unsern Kindern selbst, nemlich in deren Fähigkeit, oder dem Erkenntnißvermögen, das im menschlichen Wesen auch nach dem Sündenfall geblieben ist. Diesen Adel trägt noch ein jeder Mensch in sich und kann durch gehörige Mittel und durch zeitgemäße vorsichtige Anwendung derselben zu einer herrlichen Macht und Größe ausgebildet werden, wozu wir denn:

2) Die untrüglichste Richtschnur und besten Anweisungen in der heil. Schrift haben. Ohne Erkenntniß wäre der Mensch zu nichts nütze und stünde unter dem Thier. Denn dieses hat ja ein gewisses Erkenntnißvermögen. Er könnte weder fassen noch begreifen und muß doch nothwendiger Weise zu seinem Handeln in einem gewissen Maß erkennen; weßhalb es auch bei dem selbsthandelnden Menschen eine sehr gefährliche Sache ist, ohne Schriftkenntniß zu wähnen, oder gar zu glauben selig zu werden.—Es gibt zwei Wege, worauf die Schätze der Erkenntniß zu erreichen sind, nemlich:

a. Auf dem Wege des Verstandes, auf welchem allein man aber nie natürliche Dinge übersteigen kann, weßhalb auch so Viele „immerdar lernen, aber nie zur Erkenntniß der Wahrheit kommen." (2. Tim. 3, 7.) Es kann daher der Verstand allein nicht der zuverlässige Wegweiser zu unserem ewigen Glück sein, indem er die Grenzen der Zeit und der Materie nicht übersteigt und uns nur hier unten in seinen Begriffsgrenzen Gewißheit geben kann. Es ist aber der Schöpfer aller Dinge in seiner Güte allen menschlichen Bedürfnissen hülfreich entgegen gekommen und läßt uns den Reichthum seiner Gnade und unser himmlisches Erbe und Glück

b. Auf dem Wege der heil. Schrift erkennen und genießen, zu welchem alle unsere S. Schüler gelangen können, und worauf ein jeder Christ und S. Schularbeiter seine Thätigkeit richten soll. Die heilige Schrift zeigt uns unsere Sündhaftigkeit und Strafwürdigkeit, denn sie ist Licht, Geist und Leben. Sie zeigt uns aber auch unsere Erlösungsfähigkeit; unsere Erlösung in Gott, seine Willigkeit, Wege und Mittel, uns zu retten, welches sonst nirgends kann gefunden werden. Sie öffnet uns die Quelle in Christo, „in welchem verborgen liegen alle Schätze der Weisheit und der Erkenntniß," (Col. 2, 3.) führt uns hinzu, läßt uns hineinschauen und in reicher Fülle daraus genießen. Es ist daher:

II. Von der größten Wichtigkeit für unsere Kinder, daß sie ein hinreichendes Maß dieser Erkenntniß besitzen, und nicht minder ist es wichtig für Eltern und S. Schullehrer, dieselbe ihnen beizubringen und ihren Verstand und ihr Herz damit zu bereichern. Wie bemerkt, sind Fähigkeit und Mittel zur Ausbildung vorhanden. Man sehe sich doch ernstlich vor, daß man das Vorhandene nicht vernachlässige und die uns gegebenen Vorrechte und Pflichten nicht versäume.

Ohne Schriftkenntniß können unsere Kinder dem Zweck ihres Daseins nicht entsprechen. Sie sind nicht blos für das Irdische, zu guten Bauern, Handwerkern oder Rechtsgelehrten bestimmt, ihr Beruf ist ein höherer. Sie sollen „Bürger und Gottes Hausgenossen, Könige und Priester" sein, zu dienen als treue Arbeiter, wo man sie braucht: in der Kirche, der Familie, der Gesellschaft und dem Geschäftsleben 2c.

Ist aber unsere Jugend bei allen diesen Vorrechten nicht auch dennoch in Gefahr, irre geleitet zu werden auf böse Wege, die zu ihrer Entsittlichung und ihrem Verderben führen? „Wie werden sie da ihren Weg unsträflich gehen?" Einfach: „wenn sie sich halten nach Gottes Wort." (Ps. 119, 9.) Wer erkennt nicht hier die Wichtigkeit des in Frage stehenden Gegenstandes und der Aufgabe des S. Schularbeiters! Sollen unsere Kinder nicht in den Sumpf des Materialismus, in die in einander greifenden Banden des Rationalismus 2c., oder in den Schlamm der Unmäßigkeit versinken, oder im Leichtsinn und in Sicherheit fortschlummern, bis sie der Tod aufweckt, und sie ihre Laufbahn mit einem nutzlosen, schmählichen, ungöttlichen Leben beschließen; so müssen wir allen unsern Fleiß und unsere Kräfte daran wenden, daß sie in frühester Jugendzeit einer gründlichen Schriftkenntniß theilhaftig werden. Denn, „wie man einen Knaben gewöhnt, so läßt er nicht davon, wenn er alt wird." Dies Wort „kann ihn unterweisen zur Seligkeit." (2. Tim. 3, 15.)

III. Ist hier wie bei allen andern Dingen noch biblische Anweisung nöthig: eine Erkenntniß der Sünden, welche ja die Schrift zuerst als Heilsbedingung von unserer Seite fordert, wobei man seine Strafbarkeit vor Gott erkennt und weiß, daß man nur aus Gottes Barmherzigkeit Vergebung erlangen kann, allein durch den Glauben an Jesum. Es ist unwiderlegbar Gottes heiliger Wille, daß wir hier auf Erden nützlich werden sollen.—Daher mache man die Kinder mit dem ganzen Willen Gottes, wie er in der Schrift geoffenbaret ist, nach ihrem Fassungsvermögen bekannt. Man zeige ihnen ihr Glück in der Thätigkeit, in der Opferwilligkeit, im Gehorsam, der Treue und besonders in der Liebe gegen Gott und Menschen. Diese Erkenntniß wird ihnen und Anderen zum Segen sein im

Leben und im Sterben. Da nun Mittel und Wege vorhanden sind, einen hohen Grad dieser Erkenntniß zu erreichen, so ist es

IV. Ersichtlich, daß es die Aufgabe und heilige Pflicht der Kirche und mithin eines jeden Gliedes derselben ist, sie zu befördern. Der Anfang beginnt allerdings daheim unter der priesterlichen Verwaltung des Vaters und dem fast unwiderstehlichen Einfluß der Mutter, der nie zu früh kann begonnen werden.—

Das Kind soll den Namen Gottes so bald nennen können, als es den Namen des Vaters und der Mutter nennt. Man knüpfe deßhalb mit faßlichen Schriftstellen an das Erkenntnißvermögen in frühester Jugend an und fahre in Folge der Zeit und der Entwickelung des Verstandes mit Beihülfe aller geeigneten Mittel und Vorrechte fort, und die erwünschten Folgen werden nicht ausbleiben. Es wäre daher:

1. Anzurathen, daß in jeder christlichen Familie alle Familienglieder bei der Hausandacht mit Bibeln, oder doch wenigstens mit Testamenten versehen würden, um entweder abwechselnd laut, oder im Stillen nachzulesen, wenn es nicht auf eine andere zweckmäßigere Weise geschehen kann.

2. Dürfte die S. Schule ein Hauptmittel zur Beförderung sein. Es schreibe sich dies ein jeder Lehrer in sein Gemüth und Gedächtniß ein, daß er nicht nur halb, sondern ganz lehre, nemlich das Lesen und Verstehen.

3. Würden Bibellesegesellschaften, wo es thunlich ist, sehr beförderlich sein.

4. Hat die Erfahrung gelehrt, daß gute religiöse Bücher und Schriften den Forschgeist nähren und schärfen und die Erkenntniß fördern.

5. Ist ein zweckmäßiger katechetischer Unterricht sehr hoch zu empfehlen.

6. Schließlich erwähne ich noch ein Hauptmittel: Die Predigt des Wortes Gottes. Soll aber die Erkenntniß in unsern Kindern dadurch befördert werden, so dürfen sie nicht zu Land- und Hauswächtern daheim gehalten werden.—Wir wollen sie in unsern Kirchen, in den vorderen Sitzen, im öffentlichen Gottesdienst, Betversammlungen, S. Schulen und endlich im Himmel sehn. Das walte Gott aus Gnaden, Amen!

Der Musterlehrer.

Von C. F. Regele.

Die großen Pflichten eines S. S. Lehrers, sowie auch die besonderen Eigenschaften und Qualifikationen, welche zur erfolgreichen Verwaltung dieses so wichtigen Amtes erforderlich sind, ist ein Gegenstand, über den seit dem Bestehen des S. Schul-Werkes schon viel geredet und geschrieben wurde, und zwar nicht ohne Erfolg, denn die bessere Ansicht und Meinung, welche sich zur gegenwärtigen Zeit mehr und mehr Eingang verschafft mit Bezug auf die hohe Bedeutung dieser Sache, ist ohne Zweifel als eine Frucht dieser Bemühungen zu betrachten. Die wiederholte Besprechung dieses Gegenstandes ist aber deßhalb noch zu keiner Ueberflüssigkeit geworden, wenn wir dem gewünschten Ziel immer näher kommen wollen, und die Bedeutung und Verantwortlichkeit dieses Amtes von einem jeden S. Schularbeiter gehörig verstanden und gewürdigt werden soll.

Das vollkommenste und schönste Muster, das einem S. Schullehrer zum Vorbild dienen kann und überhaupt zu einem jeden guten Werk uns antreiben soll, finden wir gewißlich in der Person Dessen, von dem Nikodemus sagt: daß er sei ein Lehrer von Gott gekommen—in Jesus Christus. In ihm liegen verborgen alle Schätze der Weisheit und Erkenntniß, in seiner Person concentriren sich alle Geistes Kräfte und Tugenden in schönster Harmonie und aus seinem thatenreichen Leben strahlen sie uns in reichster Fülle entgegen. Denn er lebte, was er lehrte. Daher wird auch Derjenige, der aus dieser Quelle schöpft und Dessen Vorbild am nächsten kommt, den besten Erfolg haben.

Mit dem Sinn und Geist Jesu Christi beseelt zu sein, oder wahre Herzensreligion im Besitz zu haben, ist vor allem Andern für einen S. Schullehrer ein unerläßliches Bedürfniß, wenn die ihm anvertrauten Seelen für Christus und sein Reich gewonnen werden sollen. Nur wer den Werth seiner eigenen unsterblichen Seele erkennt und glaubt, daß Christus für alle Menschen gestorben ist, um sie zu retten und selig zu machen, wird die Größe und Wichtigkeit des ihm anvertrauten Werks gehörig zu würdigen verstehen.

Ein Musterlehrer zeichnet sich daher durch folgende Punkte aus:

1) Er besitzt und belebt wahre Religion.

2) Sein Begriff von dem Werk, das er betreibt, ist nicht etwa: in der Schule sich und den Schülern die Zeit zu vertreiben, sondern die Seelen dem Heiland zuzuführen.

3) Hat derselbige Lust und Freude am Werk und betrachtet es nicht nur als seine Pflicht, sondern vielmehr als ein Vorrecht im Weinberg des Herrn zu arbeiten, die Liebe Christi dringt ihn dazu.

4) Er ist immer pünktlich auf seinem Posten beim Beginn der Schule und läßt sich durch nichts als Krankheit, oder durch andere unvermeidliche Hindernisse von der S. Schule abhalten und in letzterem Fall gibt er dem Superintendenten zeitige Anzeige hievon.

5) Ist er ein gläubiger, ernstlicher Beter, der jeden einzelnen seiner Schüler auf betendem Herzen trägt und sich in beständigem Umgang mit Gott für seine wichtige Arbeit zu stärken sucht.

6) Kommt er nie unvorbereitet vor seine Klasse und ist daher ein fleißiger Student der heiligen Schrift, und die Lehrer-Versammlungen sind ihm eine unentbehrliche Sache.

7) Läßt er sich durch mürrisches oder ungebührliches Betragen eines oder des andern seiner Schüler nicht zur Ungeduld oder zum Zorn reizen oder gar sich zum Verlassen seines Postens in der S. Schule verleiten.

8) Gehört es zu seinem Fach, ein gewisses Maß von Menschenkenntniß sich anzueignen, um die Schüler nach ihrem Temperament und ihrer Gemüthsbeschaffenheit richtig beurtheilen und behandeln zu können.

9) Besucht er seine Schüler von Zeit zu Zeit in ihren Heimathen und läßt sie fühlen, daß er ein warmes Interesse für ihr geistliches und leibliches Wohlergehen hat. Dieses thut er besonders mit Bezug auf Solche, welche krank sind oder die Schule unregelmäßig besuchen.

10) Trinkt er kein berauschendes Getränk, ist auch kein

Freund des Tabaks, wohl aber ein Freund und Vertheidiger der Mäßigkeit und ein Vorbild in Reinheit des Lebens und Wandels.

11) Beweist er sich freundlich und liebreich nicht nur gegen seine Schüler, sondern auch gegen die übrigen Lehrer und die Beamten der Schule und überhaupt gegen alle Menschen.

12) Arbeitet, betet, studirt, lehrt und lebt er im Glauben und erwartet den Segen von Dem, der verheißen hat, es den Aufrichtigen gelingen zu lassen.

13) Der Musterlehrer erwartet nicht nur, sondern erfreut sich auch zu seiner Zeit des herrlichsten Erfolgs seiner Arbeit in der S. Schule, in der Bekehrung seiner Schüler und wird einst aus seines Herrn Munde das schöne Wort hören dürfen: Ei, du frommer und getreuer Knecht, du bist über Wenigem getreu gewesen, ich will dich über Viel setzen, gehe ein zu deines Herrn Freude.

Prämien in Sonntagschulen.

Von J. P. S.

„Ist es rathsam, Prämien auszutheilen in der Sonntagschule für Pünktlichkeit, Fleiß und Beiträge für die Mission?"

Dieses Thema kam kürzlich bei einer Versammlung der protestantischen S. S.-Union, hier in Baltimore, zur Abhandlung und wurde von einem Redner mit „Ja" beantwortet, jedoch nahm er Stellung gegen die Idee von Belohnung. Ein Anderer, ging von dem Standpunkte aus, daß der Mensch aus Gnaden selig wird und nicht aus Verdienst der Werke, und daß Alles was der eigenen Verdienstlichkeit und dem eigenen Ruhm huldige, besonders gefährlich sei für die Jugend. Man sollte den S. S.-Unterricht so anziehend, so interessant machen, daß sich die Kinder ohne solche Mittel doch angezogen fühlen, und denselben begreiflich machen, daß sie um ihrer Selbstwillen, zu ihrem eigenen Heil und Wohl, Nutzen und Segen kommen und dankbar sein sollen für solche Gelegenheit. Und sie nicht durch Geschenke auf die Idee bringen, daß die S. S. ihnen besonderen Dank schuldig sei, wenn sie so gnädig sein wollen zu kommen. Da würden am Ende Leute erzogen, wie wir schon Viele haben, welche so falsche Begriffe von Gott haben, daß sie meinen, Gott müsse sich noch besonders geschmeichelt fühlen, wenn sie so gnädig sind und sich zu ihm bekehren, und so gütig sind und sich seine Verheißungen zueignen, anstatt in tiefster Demuth, Gottes Gnade und Treue zu preisen. Für Unpünktlichkeit sollte lieber eine Strafe sein, als für Pünktlichkeit eine Belohnung. Für Fleiß und Auswendiglernen würden oft die brävsten und fleißigsten Kinder, welche weniger begabt sind, ohne Prämien bleiben. Und was das Missionsgeld anbetrifft, da ists ja weltbekannt, daß nicht die Reichen am meisten geben, wenigstens nie nach Vermögen im Verhältniß zu den Armen und der Mittelklasse, und somit würden auch hier Diejenigen, welche nach Vermögen das Meiste geben, selten die Prämien erhalten, weil die Reichen, die nach Vermögen lange nicht so viel gegeben, doch eine größere Summe aufbringen und das Prämium erhalten würden. Lasset uns die Kinder mit aller Liebe, Freundlichkeit und Weisheit behandeln, ihnen auch durch ein Fest oder Geschenke Freude machen, aber nie als Belohnung für Verdienst durch Pünktlichkeit, Fleiß und Liberalität. Die Kinder sollten den Lehrern dankbar sein, und die Lehrer treu und liebevoll gegen die Kinder, und aus Dankbarkeit für die dargebotenen und genossenen Segnungen in der S. S., sollten obige Punkte im Thema geübt werden, dann haben wir einen Grund zur rechten evangelischen Freiheit gelegt; der Punkt der Verdienstlichkeit ist rationalistisch, so wie auch katholisch. In Deutschland geben Kinder den Lehrern Geschenke, nicht Lehrer den Kindern. Die Welt setzt Prämien aus für wissenschaftliche und künstliche Erzeugnisse und Agricultur-Produkte, weil die Welt dafür wieder den Nutzen hat, wenn sie das höhere Streben in diesen Zweigen hervorruft. Im Geistigen aber liegt der Genuß, der höchste Genuß in der Sache selbst; und dieser würde oft für den Sterbenden verloren gehen, wenn seine Sinnlichkeit an dem Geringeren und für die Sinnlichkeit näher liegenden Prämien hängen bleibt. Am Ende müßten auch Prediger ihren Gemeinden Geschenke geben für Pünktlichkeit, Fleiß und Beiträge für Gottes Sache, das wäre ganz analog. Du sagst: Es sind aber Kinder.—Gut! Ziehe die Kinder nach richtigen Grundsätzen, so hören wir weniger Klagen über ungezogene Erwachsene.

Der Gesang in der Sonntagschule.

Von T. Umbreit.

Es wird fast allgemein anerkannt, daß ein guter Gesang in der Sonntagschule von großem Werth und Nutzen ist. Jung und Alt, Eltern und Kinder, Lehrer und Schüler werden dadurch begeistert. Es ist deßhalb ein erfreuliches Zeichen der Zeit, daß man gegenwärtig mehr als je Anstrengungen macht, durch Beschaffung guter Bücher und musikalischer Instrumente, diese herrliche Kunst auch in unsern Sonntagschulen je mehr und mehr zu vervollkommnen und auszubilden, und daß sich hierin ein allgemeines Verlangen kund zu geben scheint. Auch in unserer Kirche werden hierin erfreuliche Fortschritte gemacht, besonders auch in der Herausgabe der verschiedenen Sonntagschulgesangbücher. Wie begeisternd, erfrischend und neubelebend wirkten die Lieder in „Inbeltöne", in "Evergreen" und nun auch wieder diejenigen in „Hosianna." Welche Lieder und Melodien aber erst dann ihre volle Kraft und Wirkung haben, wenn sie auch richtig gesungen werden. Daß nun solches geschehen möge, erlaube man mir einige Winke hierüber zu geben.

Zwei Dinge sind es, die vereinigt einen guten Gesang ausmachen. Erstens, ein Notensystem, welches beim Gesang mehr die äußere Form, oder das Kleid desselben bildet und zweitens, der Text—der Inhalt der Worte, welches vorzugsweise das Tiefinnerliche, Gewichtvolle ausmacht.

Es ist allerdings nöthig, einige Kenntniß von der Tonkunst

zu erlangen und das Singen nach Noten zu erlernen, welches ja zur gegenwärtigen Zeit durch verhältnißmäßig geringe Mühe erreichbar ist. Vor Allem aber ist es nöthig zu wissen, daß das Singen kein Schreien oder Brüllen, sondern das ist, was das Wort bezeichnet: ein Singen, ein weicher, sanfter und zugleich voller und reiner Ausdruck der Stimme, welcher aber in den meisten Fällen nur durch Uebung so recht zu Stande kommt. Ein guter Sington muß somit rein, fest und sicher sein, der sogleich richtig getroffen wird, sobald man ihn von sich gibt und darf derselbe auch so lange er dauert, weder sich heben noch sinken. Ferner beachte man aufs Genaueste beim Singen die Zeitdauer einer jeden Note, sowohl als die des Taktes. Auch studire man die Natur des Inhalts von dem singenden Lied, wonach sich das Tempo (Zeitmaß), meistens zu richten hat. Erst dann bekommt der Gesang seinen vollen Werth und eine erwünschte Wirkung. Auch sollte man den Sinn und Geist des Liedes recht verstehen, so wie die Worte recht deutlich aussprechen lernen, damit ein Jedes auch versteht, was gesungen wird. Dazu sollte man den Inhalt des Textes ganz in sich aufnehmen und sich zu eigen machen, dann wird das Singen zum andächtigen, ehrfurchtsvollen Beten, das im gläubigen Aufschauen auf Jesum geschieht, wie Paulus Epheser 5, 19. schreibt: „Singet und spielet dem Herrn in euren Herzen." Ein solcher Gesang wird auch in der Sonntagschule zum großen Segen für Alle werden.

Nun noch ein Wort an die liebe Jugend. Euch ihr Lieben steht es besonders gut an, euch in diesem so herrlichen und gottehrenden Geschäfte, im Singen zu üben, das ihr als ein köstliches Vorrecht betrachten und euer Talent zur Ehre Gottes anwenden solltet.

Darum, so übt euch doch fleißig im Gesang; öffnet beides Mund und Herz, aber nicht etwa nur in der Singstunde, sondern auch beim Familien- und öffentlichen Gottesdienst und in der Sonntagschule. O, wie viel könnt ihr doch dadurch zur Verherrlichung Gottes, zum Nutzen der Menschheit und zu euerer eigenen Erbauung beitragen. Wie unanständig und gottentehrend ist es hingegen, wenn junge Leute bei öffentlichen- und Privatgottesdiensten, während des Gesangs ihren Mund nicht aufthun, die doch regelmäßig in die Singstunden gehen.

Während den Gesangsübungen meidet allen bösen Schein, allen Leichtsinn und alle Unlauterkeit; seid redlich und aufrichtig, und ihr werdet glückliche Stunden, wenn nicht die glücklichsten eures Lebens dabei genießen und gelegentlich dadurch die bösen Geister der Schwermuth bei euch und Andern vertreiben, und sie zum Lobe Gottes anspornen. Das walte Gott.

Zwischen dem Alten und Neuen Testament;

oder: die

Geschichte des jüdischen Volkes vom Abschluß des Alten Testaments bis zum Tode Herodes des Großen.

Von B. Pick.

12. Antipater der Idumäer.

Keiner hatte aus diesen Unglücksfällen mehr Nutzen gezogen als Antipater, der es besonders verstanden hatte, sich die Gunst der Römer zu erwerben, die er nur zu bald für sich ausbeuten sollte. Auf dem Wege nach Rom war es dem ältesten Sohne des gefangenen Königs, Alexander, gelungen, zu entfliehen. Nach Judäa zurückgekehrt, sammelte er um sich die Anhänger seines Vaters und besetzte die Festungen: Alexandreion, Hyrcania und Machärus. Nun riefen Antipater und Hyrcan die Hülfe Roms an und Gabinius, der Statthalter Syriens, zog im Jahre 57 v. Chr. gegen Alexander, der sich schließlich ergeben mußte. Nun nahm Gabinius eine neue Eintheilung vor. Er ließ nemlich dem Hyrcan nur die Sorge für den Tempel, nahm ihm aber seine politische Stellung, indem er das Land in fünf Gebiete zertheilte mit den Hauptstädten Jerusalem, Gazara, Amathus, Jericho und Sepphoris, deren jedes nur unter der Oberaufsicht des römischen Statthalters stand.

Bald darauf war Aristobul mit seinem andern Sohn Antigonus aus Rom entflohen, hatte aber ebenso wenig wie sein Sohn Alexander Glück in seinem Unternehmen und wurde aufs Neue als Gefangener nach Rom zurückgeschickt. Nun begab sich der Statthalter von Syrien nach Egypten, um dort die Angelegenheiten zu schlichten, ein Umstand, den Antipater benutzte, um die Gunst der Römer sich zu erwerben, indem er sie mit Getreide versah.

An Stelle des Gabinius war nun Crassus als Statthalter nach Syrien geschickt, der das Land förmlich beraubte. Während Pompejus die reichen Schätze des Tempels geschont, nahm Crassus dieselben in Besitz, an baarem Gelde allein 2000 Talente (20,000 Dollars), außerdem an Werthgegenständen 8000 Talente (80,000 Dollars). Palästina wurde indeß bald von ihm befreit, denn er starb im Jahre 53 v. Chr.

Als Julius Cäsar im Jahre 49 v. Chr. sich Rom's bemächtigt hatte, entließ er den gefangenen Aristobul aus seiner Haft, um sich seiner für seine Zwecke zu bedienen. Er gab ihm zwei Legionen, um damit in Syrien einzufallen, was aber durch die Anhänger des Pompejus vereitelt wurde, indem sie Aristobul vergifteten. Gleichzeitig fiel auch der eine von Aristobul's Söhnen, Alexander, als Opfer des römischen Bürgerkrieges.

Nun war Judäa in der Hand Hyrcan's oder vielmehr in der Hand Antipaters. Letzterer verstand es, durch mancherlei Dienste, Cäsar's Gunst zu gewinnen, der ihn dann, als er nach Syrien kam, zum Procurator von Judäa ernannte, während er den Hyrcan als Hohenpriester bestätigte. Vergebens waren die Vorstellungen, die Antigonus, der noch übrig gebliebene Sohn des Aristobul, bei Cäsar machte, es blieb beim Beschluß des Cäsar, der auch durch mancherlei Gunstbezeugungen die Ergebenheit der Juden sich zu sichern suchte.

Der schwache Hyrcan hatte nur dem Namen nach die Regierung. In Wahrheit übte dieselbe der kluge und thätige Antipater. Ja, er ernannte jetzt sogar seine beiden Söhne Phasael und Herodes zu Statthaltern, den einen in Jerusalem, den andern in Galiläa.

13. Die Söhne des Antipater.

Herodes, der uns hier zum ersten Mal begegnet, war damals 25 Jahre alt. Schon früh gab er Beweise seiner Ener-

gie. So machte ein Räuberhauptmann, Namens Ezechias, mit einer zahlreichen Bande das Land unsicher. Herodes bemächtigte sich seiner Person und ließ ihn nebst vielen seiner Gesellen hinrichten. Mit einem solchen Verfahren wär man freilich in Jerusalem wenig einverstanden. Man sah darin einen Eingriff in die Rechte des Synedriums. Herodes wurde vorgeladen, sich zu verantworten. Er erschien nicht wie ein Angeklagter im Trauergewande, sondern in Purpur und von einer Leibwache umgeben, versehen mit einem Brief von Sextus Cäsar, dem Statthalter von Syrien, der seine Freisprechung verlangte. Einer der Pharisäer, Schemaja, ließ sich jedoch nicht irre machen, sprach das Todesurtheil über Herodes und verlangte dasselbe von seinen Collegen. Es wäre auch zur Ausführung des Urtheils gekommen, hätte der schwache Hyrcan dem Herodes nicht einen Wink gegeben, der heimlich die Stadt verließ. Herodes folgte dem Wink, floh nach Damaskus, wo er es durch seine Bitten dahin brachte, daß Sextus Cäsar ihn zum Gouverneur von Cölesyrien und Samaria machte. Nun sammelte er ein Heer, zog gegen Jerusalem und konnte nur durch die Vorstellungen seines Vaters dahin gebracht werden, von seinem Vorhaben abzulassen.

Dies geschah im Jahre 46 v. Chr. Zwei Jahre später, 44 v. Chr., wurde Cäsar ermordet und Antipater suchte sich den neuen Verhältnissen anzubequemen. Cassius, einer der Hauptverschworenen gegen Cäsar, wurde Statthalter von Syrien. Kaum war er in Judäa angekommen, so legte er dem Lande einen Tribut von 700 Silbertalenten auf. Antipater beauftragte Herodes seinen Betrag in Galiläa zu sammeln, während Malichus, ein reicher Jude und Anhänger des Hyrcan, den Rest aufbringen mußte. Herodes brachte in Galiläa 200 Talente auf und gewann so die Gunst des Cassius, während die Bewohner von Lydda, Gophna und Emmaus, die zurückblieben, als Sclaven verkauft wurden. Herodes wurde zum Lohne zum Statthalter von Cölesyrien ernannt, ja Cassius versprach ihm sogar Judäa, sollte er zu Hause triumphiren. Antipater starb, indem es Malichus verstanden hatte, den Mundschenk Hyrcan's zu veranlassen, ihm Gift beizubringen.

Herodes übernahm es, den Tod seines Vaters zu rächen, als Malichus eben damit umging, seine Pläne zu verwirklichen und sich zum König in Judäa aufzuwerfen, ward er von Meuchelmördern, die Herodes abgesandt hatte, in der Nähe von Tyrus ermordet.

Eine neue Krisis für Palästina und besonders für die beiden Idumäer, Phasael und Herodes, trat ein, als im Jahre 42 v. Chr. Brutus und Cassius bei Philippi von Antonius und Octavianus besiegt wurden. Ganz Asien fiel in die Hände des Antonius. Kaum war er in Bythinien angekommen, als auch schon eine jüdische Gesandtschaft vor ihm erschien und sich über beide beklagte, doch wußte Herodes die Klage zu vereiteln. Später im Herbst, als Antonius nach Antiochien gekommen war, erneuerten die Juden ihre Klage, aber auch wieder vergebens. Dazu kam, daß Hyrcan, der auch nach Antiochien gekommen war, den beiden Brüdern ein günstiges Zeugniß ausstellte, so daß Antonius den Phasael und Herodes zu Tetrarchen von Judäa ernannte. Hyrcan war damit, was er jedenfalls nicht bedauerte, seiner politischen Stellung enthoben. Er hatte sie ohnehin schon längst nur dem Namen nach gehabt.

Inzwischen trat ein anderes Ereigniß ein, wodurch Judäa der Zankapfel zwischen Rom und Parthien wurde. Während Antonius seine Zeit in Gesellschaft der egyptischen Königin Cleopatra verbrachte, waren die Parther, von Antigonus bestochen, unter der Führung des Pacorus durch Syrien vorgedrungen und hatten Ptolemais, Sidon, die ganze Küste mit Ausnahme von Tyrus besetzt. Eine Abtheilung des parthischen Heeres war gegen Jerusalem vorgedrungen. Die Thore wurden geöffnet und der Führer suchte zwischen den streitenden Parteien zu vermitteln, und gab vor, Frieden stiften zu wollen und forderte den Phasael auf, sich ins parthische Lager zu begeben, um den Streit zu schlichten. Phasael ging in die Falle und begab sich mit Hyrcan und Pacorus (dem Mundschenk) in das feindliche Lager. Dort angekommen wurden Phasael und Hyrcan in Ketten geworfen. Auf diese Nachricht hin, entfloh Herodes aus Jerusalem, brachte den weiblichen Theil seiner Familie nebst Kindern auf die Festung Masada, die er seinem Bruder Joseph zur Vertheidigung übergab, und begab sich nach Süden, zunächst nach Petra in Arabien und schließlich nach Rom im Jahr 49 v. Chr., denn der Araberfürst hatte sich seinen Besuch verbeten.

14. Herodes König von Judäa.

Inzwischen plünderten die Parther das Land nebst der Hauptstadt. Phasael und Hyrcan wurden dem Antigonus zur Verfügung gestellt. Um Hyrcan für immer untauglich zum Hohenpriester zu machen, wurden ihm die Ohren abgeschnitten, Phasael dagegen entzog sich den Händen seiner Feinde dadurch, daß er sich den Kopf an einer Wand zerschmetterte. Darauf führten die Parther den Hyrcan als Gefangenen mit sich und setzten den Antigonus zum König ein.

Inzwischen war Herodes nicht müßig geblieben. In Rom wurde er von Antonius, der auf dem Gipfel seiner Macht stand, aufs Freundlichste aufgenommen, der ihn auch dem Octavian vorstellte, der sich der Dienste erinnerte, die sein Vater dem Cäsar geleistet. Dazu kam, daß Antonius einen Zug gegen die Parther plante und Herodes erschien ihm ein nützlicher Verbündeter. Nachdem Octavian seine Zustimmung gegeben, wurde Herodes in feierlicher Senatssitzung zum König von Judäa erklärt. Durch ein Opfer auf dem Capitol und Festmahl bei Antonius wurde die Ernennung gefeiert.

So schnell es ging, machte sich Herodes wieder auf den Heimweg. Unterwegs sammelte er ein Heer, traf mit Antigonus zusammen, dem er das ganze Land mit Ausnahme der Hauptstadt wieder abnahm. Nur der Anbruch des Winters hinderte ihn, die Belagerung sofort zu beginnen.

Im Frühjahr 37 v. Chr., sobald die Jahreszeit es erlaubte, lagerte sich Herodes vor der Hauptstadt und begann mit den Belagerungsarbeiten. Als diese im Gang waren, verließ er auf kurze Zeit das Heer, ging nach Samaria, wo er seine Hochzeit mit Mariamne, einer Enkelin Hyrcan's, mit der er schon seit fünf Jahren verlobt war, feierte.

Nach Beendigung der Hochzeit kehrte er wieder zum Heer zurück. Inzwischen war auch Sosinus mit einem starken Heer vor Jerusalem eingetroffen und Beide leiteten jetzt die Belagerung. Endlich wurde die Stadt genommen. Antigonus fiel dem Sosinus zu Füßen und flehte um Gnade. Diese wurde ihm gewährt, und er wurde in Fesseln gelegt, um später in Antiochien auf Antonius Befehl mit dem Beile hingerichtet zu werden.

Der Herrschaft der einst so hoch gefeierten Hasmonäer war nunmehr für immer ein Ende gemacht.

(Viertes Quartal.)

Studien in der Geschichte der ersten Gemeinden.

Paulus zu Cäsarien.

1. Lection für Sonntag den 7. October, 1877. Apstg. 21, 8—15.

Grundgedanke: Willig zu leiden um Jesu willen.—**Haupttext:** Apstg. 20, 24.

I. **Geschichtlicher Zusammenhang.** Es war im Frühjahr etwa um den 24. April 58 n. Chr., als Paulus und seine Gefährten die berühmten griechischen Inseln durchsegelten; Alles athmete die Freuden des wiederkehrenden Frühlings im Vollgenuß; aber Pauli Reisegefühle stimmten nicht damit überein, mit jedem Tag nahm seine Herzenstraurigkeit zu. Der Hinterhalt der heimtückischen Juden, Cap. 20, 3., betrübte schon den ernsten Anfang seiner Reise; zu Miletus fingen neue Vorahnungen an, sich seines Geistes zu bemächtigen. Zu Tyrus wurde er abermals gewarnt, nicht weiter zu reisen, und zu Cäsarea erhielt er sogar eine prophetische Warnung von seiner Ueberlieferung an die Römer, und mit Thränen baten ihn die Gläubigen, von der Reise abzustehen; aber er war „im Geist gebunden," aufs Fest in Jerusalem zu sein.

Mit schwerem Herzen schied er von den Aeltesten zu Miletus, er riß sich los und schiffte sich ein. Durch günstige Winde getrieben, erreichten sie den folgenden Tag Rhodus und am Mittwoch den 26. Patara. Bisher hatten sie ein Schiff gemiethet, hier bestiegen sie ein Kauffahrteischiff und fuhren direkt gen Tyrus. Sie sahen Cypern, dort reiste Paulus mit Barnabas einst und gründeten Gemeinden, aber er darf jetzt nicht anhalten. Der Wind war ihnen günstig, denn sie erreichten schon den 30. April Tyrus und Paulus hatte völlig Zeit Jerusalem zu erreichen aufs Fest, welches dieses Jahr am 9. Mai war. 25 Jahre seit jenem denkwürdigen ersten christlichen Pfingstfest. In Tyrus war eine Gemeinde, Paulus suchte sie auf und erbaute sich mit ihr sieben Tage, dann aber trieb es ihn zur Abreise. Schwer war der Abschied und kummervoll das Herz. Die Reise war günstig und in kurzer Zeit erreichte der Apostel Cäsarien am Mittelländischen Meere, dort wollte er die noch übrige Zeit zubringen und sich erholen, denn von Cäsarien mußte die Reise landeinwärts zu Fuß gemacht werden, oder in gedingten Fuhrwerken nach morgenländischer Reise.

II. **Texterklärung.** Lectionsplan: 1. Ergebenheit im Leiden; 2. Fest im Vertrauen; 3. Ergeben in den Willen Gottes.

Vers 8–9. Paulus erreichte Cäsarien, er geht nach keinem Gasthof, denn es wohnen Brüder da. Dieses ist die Stadt, wo den Heiden das Evangelium zuerst gepredigt wurde und wo der heilige Geist auf sie herniederkam. Cap. 10, 1–44. Hier wird uns nun gesagt:

1. Daß Pauli Begleiter und Reisegefährten sich trennten. Jeder ging seinem Beruf nach, nur Diejenigen, die zu ihm gehörten, blieben bei ihm. Hier in der Welt reisen wir Alle zusammen, aber es kommt die Scheidestunde, dann wird es sich offenbaren, wer zur Gesellschaft des Herrn gehört.

2. Daß sie Aufnahme fanden bei Philippus dem Evangelisten. Vor vielen Jahren verließen wir ihn hier nach der Taufe des Kämmerers, Cap. 8, 40, und nun finden wir ihn wieder hier. Merke: 1) Dieser Philipp ist jener Almosenpfleger, der in Cap. 6, 5 erwählt wurde. 2) Er war jetzt noch wie früher ein Evangelist, d. h., er begoß den ausgestreuten Samen in den Gemeinden durch sein Wort und Gebet. 3) In dieser Stadt hatte er seine Heimath und Familie, und war allezeit bereit, des Herrn Knechte zu bewirthen und zu herbergen nach 1. Petri 4, 9.

3. Daß Philipp vier sehr fromme Töchter hatte, die dem Paulus von seiner kommenden Verfolgung weissagten, vielleicht um ihn von der Reise zurück zu halten, aber viel eher, um ihn zu stärken und aufzumuntern.

Vers 10–11. Während dieser Zeit trug sich eine merkwürdige Begebenheit zu. Ein Prophet aus Juda, Agabus genannt, kam nach Cäsarien und suchte Paulus auf. Stelle dir die Gesellschaft vor, lauter Kinder Gottes, Alle mit dem heiligen Geist erfüllt, und wer weiß, vielleicht lebte auch Cornelius noch und war da. Agabus hatte schon einmal eine wichtige Begebenheit vorhergesagt, Cap. 11, 27. 28. Diesem nach ließ sich schließen, daß dieser Prophet gesandt war, Paulus hier mit seiner prophetischen Warnung zu treffen. Er weissagte Pauli Leiden:

1. Durch ein Zeichen, wie die alten Propheten thaten. Jes. 20, 3.; Jer. 13, 1–27. Er nahm Pauli Gürtel und band ihn.

2. Durch die Erklärung des Zeichens. „So sagt der heilige Geist." Nun wußte Paulus, was am Kommen war, und er konnte sich vorbereiten.

Vers 12. Nun suchten ihn die Freunde abwendig zu machen, nicht blos die Geschwister von Cäsarien, „wir" also auch Lucas und die Andern, die doch das Nemliche schon früher gehört hatten. Hieraus lernen wir:

1. Die Liebe, welche die Geschwister zu ihm hatten. Es war ein Verlangen, ihn noch länger zu besitzen, seine Gegenwart noch ferner zu genießen, die als Grund der Abwehr gelten kann.

2. Die menschliche Schwachheit und Kurzsichtigkeit. Lucas und die Andern wußten doch, daß Paulus „im Geiste gebunden" war, sie wußten, daß die Hand Gottes in der Sache war und doch graute ihnen vor der Trübsal dunkler Stunden.

Vers 13. Paulus zeigt auch hier wieder wie immer sein festes Gottesvertrauen. Er macht ihnen Vorwürfe, weil sie ihm das Herz so schwer machen. Allbereits ist er in gedrückter Stimmung, nun auch noch ihr Weinen. Merke:

a. Es war eine Versuchung, das Kreuz zu fliehen. Warum macht ihr mein Herz schwer? Ist nicht Alles von Gott bestimmt?

b. Es verursachte ihm Kummer, weil er ihnen doch nicht willfahren konnte, ohne das Gewissen zu verletzen. Wir müssen auch lernen, daß Das, was uns nur Trauer und Pein bringt, in Gottes Vorsehung zum Besten dienen muß. Wiederum erklärt er deßhalb bestimmt, daß er bereit ist, auch in Banden Gott zu dienen; er erinnert sie, daß diese Dinge nicht von ungefähr kommen. Cap. 9, 16. Ihr sagt, Banden warten meiner. Wohlan, ich bin bereit, nicht nur zu leiden, sondern zu sterben um Jesu willen. Es ist der süße Jesus Name, der ihn tröstet und erquickt.

Vers 14. Sie unterwerfen sich dem Willen Gottes. Pauli Gottergebenheit machte auch sie ergeben. Des Herrn Wille geschehe, sagten auch sie nun getrost. Nicht blos, es *muß* geschehen, weil Gott es will, sondern es geschehe, weil es *gut*, ja uns zum Besten ist.

Wenn Trübsal kommt und Du sie kommen siehst, zage nicht, es ist des Herrn Wille. Amen, dir zur Ehre, o Gott!

Vers 15. Noch ein Abschied, noch ein Gebet, noch eine Umarmung und nun im Namen Gottes vorwärts, sollte es auch in den Rachen des Todes gehen.

„Bald ist es überwunden,
Nur durch des Lammes Blut,
Das in den schlimmsten Stunden
Die größten Thaten thut."

III. **Nutzanwendung.** 1) Eine der herrlichsten Tugenden der Frommen ist die Gottergebenheit, da läßt sich Alles erdulden, weil Gott es will, wie Gott es will, und so lange Gott es will.

2) Hier lerne, daß auch der stärkste Glaube noch der Prüfung unterworfen ist.

3) Aber auch, daß Gott die Herzen seiner Kinder vorbereitet für kommende Trübsal.

4) Nie laß dich von deinen Pflichten abhalten, selbst nicht durch deiner theuersten Freunde Bitten.

5) Der Glaube ist es, der die Welt überwindet, darum suche

ernstlich einen Stand zu erlangen, wo du von Herzensgrund sagen kannst: „Dein Wille geschehe."

Fragen: Wo trat Paulus seine Reise an? Was waren seine Ahnungen? Was machte ihn so Gott ergeben? Wo zeigt diese Lection, daß auch der Stärkste noch Versuchungen hat? Daß Gott den Seinen Kraft gibt zum Sieg? Daß der Fromme für Gott Alles wagt?

Wortstudien.

Cäsarien—Berühmte Stadt am mittelländischen Meer in Palästina, etwa 75 englische Meilen von Jerusalem.

Agabus—Ein Prophet der christlichen Kirche, Apstg. 11, 28.; 21, 10.; weiter ist nichts von ihm bekannt.

Gürtel—Womit man das Oberkleid um die Hüfte befestigte.

Kleinkinderklasse. Man erzähle die Geschichte der Lection. Paulus hätte wohl die Leiden umgehen können, die ihm bevorstanden, aber er wollte nicht. Auch hätten ihn dann noch größere Leiden getroffen, nemlich die Strafe des Ungehorsams. Was haben denn fromme Kinder um Christi willen zu leiden? Wenn sie von Jesu zeugen, wenn sie Andere um ihrer Sünden willen ermahnen, wenn sie nicht in die losen Streiche gottloser Kameraden einwilligen, so werden sie verlacht und verspottet. Solches Leiden, solcher Spott gereicht ihnen zur Ehre.

Illustration. Ein armes Sclavenmädchen in Afrika hatte den Herrn Jesum lieb gewonnen. Ihr grausamer Herr verbot ihr aber zu beten, und als er sie dabei traf, schlug er sie hart. Dann fragte er: „Hilft dir dein Jesus nun?" Sie antwortete: „Ja, mein Jesus hilft mir geduldig sein." Als er sie das nächste Mal beim Gottesdienste traf, schlug er sie noch grausamer und fragte: „Hilft dir dein Jesus nun noch?" Sie sprach: „Ja, mein Jesus hilft mir meine Schmerzen ertragen." Dadurch aufgeregt, verdoppelte der Unmensch die Schläge und fragte höhnisch: „Hilft dir dein Jesus nun noch?" Sie sprach: „Ja, mein Jesus hilft mir für dich beten." Dieses entwaffnete den Hartherzigen und in ihrem Leiden hatte ihn die Sclavin besiegt.

Wandtafel.

Paulus zu Jerusalem.

2. Lection für Sonntag den 14. October 1877.—Apstg. 21, 27—39.

Grundgedanke: Als die Getödteten und siehe, wir leben.—**Haupttext:** Joh. 15, 20.

I. **Geschichtlicher Zusammenhang.** Ohne weitere traurige Erfahrungen erreichte Paulus die langersehnte Stadt. Sieben Jahre sind vergangen, seitdem er sie zum Letztenmal verlassen; damals ein lebensfrischer, noch unerfahrener Anfänger, nun kehrte er wieder; thatenreich und voller Erfahrungen, wie kein Anderer sie je machte. Wo sind die Andern, die Zwölfe? Außer Petrus weist die Geschichte nur wenig auf; Paulus aber kehrt zurück, ein Held, ein Sieger, ja ein treuer Veteran; er kehrt zurück um zu erzählen die großen Thaten, aber dessen ungeachtet demüthig mit dem Friedensopfer in seiner Hand. Schon einmal besuchte Paulus die Gläubigen zu Jerusalem, aber damals empfingen sie ihn kalt und zweifelnd; es ist nun anders, sie kennen ihn, und sein Werk unter den Heiden blieb auch hier nicht verborgen. Nachdem Paulus erzählt, was Gott durch ihn gethan und die Freude des Wiedersehens getheilt war, erzählten ihm die Aeltesten, daß allerlei Gerüchte und Klagen gegen ihn eingetroffen seien, als hätte er die Juden in Asien vom Gesetze Mosis abwendig gemacht und als mißachte er selbst das Gesetz im höchsten Grad; um nun etwaige Vorurtheile zu entfernen, riethen ihm Jakobus und die Aeltesten, sich öffentlich der levitischen Reinigung zu unterziehen, welches der Apostel auch that um der Liebe willen. Daß es ihm wenig nützte, zeigt die Geschichte.

Ob es weislich war, daß Paulus dieses that und ob es sich mit seinen Predigten harmoniren läßt, sind Punkte zu weitläufig, um hier untersucht zu werden. Der Rath, den die Aeltesten gaben, war nicht gegeben, um Paulus vor Trübsal und Verfolgung zu sichern, sondern um die Schwachen zu schonen und womöglich zu gewinnen. Sechsmal hat Paulus Jerusalem besucht, seit er auszog nach Damaskus, um Christen zu quälen, dieses ist das letzte Mal, und von Denen, die vor 25 Jahren beim Pfingstfest waren, ist blos Jakobus anwesend, d. h. von den Zwölfen. Dieses Pfingstfest sollte für Paulus zum Leidensfest werden, wie einst sein Meister auch nach Jerusalem kam auf ein anderes Fest, blos um seine Leiden zu beginnen.

II. **Texterklärung.** Lectionsplan: 1. Paulus im Tempel; 2. auf der Straße, und 3. gefangen.

Vers 27—29. Nach den Tagen der levitischen Ordnung der Reinigung ging Paulus nach dem Tempel, um dem Gesetz Genüge zu leisten. Im Tempel, wo er sonst wohl Schutz erwartete, spähete ihn des Feindes Auge; dort ergriffen sie ihn. Die Heuchler! Sonst hatten sie blinden Eifer für den Tempel, jetzt entheiligen sie ihn selbst.

Seine Ankläger waren Juden aus Asien. Solche, die selbst nicht rein waren; als wollten sie nun gut machen, was sie versäumt, durch gehässige Verfolgung Dessen, der Jahre lang ihr Wohlthäter war. Auch brachten sie keine Klage, wie es Männern zusteht, sondern hetzten das Pöbelvolk auf zum Tumult im Tempel. Die Argumente waren falsch und erlogen, aber sie waren populär, nemlich: 1. Falsche Lehre und Mißachtung der Gesetze. 2. Ketzerische Ansichten gegen das Volk und die hergebrachten alten Gebräuche. 3. Verkehrte Ansichten gegen den heiligen Tempel, indem er lehrte, man könne Gott überall anbeten. Auch hat er selbst den Tempel entehrt, sagten sie. Paulus war im Tempel, er hatte ein Recht, denn er war ein Jude. Auf der Straße sahen sie den Griechen mit ihm, nun suchen sie zu beweisen, daß weil dieser Mann auf der Straße bei ihm war, müsse er auch im Tempel bei ihm gewesen sein. Lerne hieraus: 1) Unschuld ist kein Schutzmittel gegen Verleumdung. Der Allerunschuldigste kann angeschwärzt und fälschlich angeklagt werden. 2) Der Böse sucht Ursache gegen den Frommen, und wenn er dadurch auch noch tiefer sinken sollte in seinem bösen Wesen. 3) Gerade Das, was man thut, um Andern einen Gefallen zu thun, kann gegen Den gerichtet werden, der es thut; so ging's Paulus hier. Wäre er nicht in den Tempel gegangen, dann hätte dieses nicht vorgebracht werden können; aber um der Juden willen ging er hin.

Vers 30—34. Zunächst finden wir nun Paulus in der Gewalt eines gereizten Pöbelhaufens. Sie wissen, daß sie ihm nichts beweisen können vor einem Gericht, darum soll er ohne Verhör sterben. 1. Die ganze Stadt kam in Aufruhr und Bewegung. Sie erklärten ihn unwerth, ein Jude zu sein und sein Opfer ein Greuel. Gedachten wohl Gott einen Dienst zu thun mit solcher Bosheit unter dem Mantel des Religionseifers.

2. Trachteten sie ihn zu tödten, mit Streichen umzubringen; solches erlaubten die jüdischen Gesetzeslehrer unter Umständen. (Auch keine Ehre.) Trotz alle dem war Paulus unerschrocken und noch bereit, auch zu sterben um Jesu willen. Während des Aufruhres geschah ein Wechsel; Paulus wurde aus der

Hand eines Feindes erlöst und in die Gewalt eines andern gebracht.

Der römische Hauptmann, dem die Sicherheit der Stadt anvertraut war, hörte von dem Toben; dieser kam mit seinen Truppen und befreite Paulus. So hat Gott Mittel und Wege zu helfen, wo menschlicher Rath nichts ist. Sobald der Pöbel die Römer sah, ließen sie Paulum los, denn sie wußten, daß es gegen das Gesetz war, so zu handeln, und dieses war Pauli Rettung. Man möchte fast sagen: „Der Hirte braucht seinen Hund, um ein Schaf zu retten." Denn es scheint, die Soldaten mußten noch Gewalt anwenden, um Paulum zu befreien. Das Getümmel war groß, so daß der Hauptmann nichts verstehen konnte. Paulus wird nun mit zwei Ketten gebunden und ins Lager gebracht.

V. 35–39. Das Geschrei des Volkes hatte kein Ende und die Wuth war unmäßig, so daß man Paulus nach der Burg Antonia tragen mußte, während das unsinnige Volk schrie: „Weg mit ihm! weg mit ihm!"

Auf Pauli Bitte wurde ihm erlaubt, mit dem Hauptmann zu reden. Zwei Dinge wurden Diesem nun klar. 1. Daß Paulus kein ungelehrter Mensch war, denn er redete griechisch. 2. Daß er kein Volksaufrührer war und auch kein Mörder, wie der Text andeutet. Wir lernen aber auch, wie ein guter Mensch oft unschuldig in bösen Verdacht kommen kann, und wie der Gute oft im Irrthum leiden muß. Auf dieses erhielt Paulus noch Gelegenheit, zum Volke zu reden, denn die Hälfte wußte wohl kaum, um was es sich eigentlich handelte. Obschon Paulus bis jetzt noch keinen Vorzug hatte in der Hand des neuen Gewalthabers, so hatte er doch wenigstens Gerechtigkeit zu erwarten.

1. Die Erlaubniß zu reden gab ihm Muth und Freimüthigkeit. Ob auch die Kanzel nicht geweiht war, sie diente dem Zweck und Gott wird doch verherrlicht werden.

2. Er redete auf hebräisch, denn er wollte sich dem Volke verständlich machen. Dadurch zeigte er an, daß er ihnen stammverwandt und wenigstens dem Gesetz und Lande die gebührende Ehre zolle.

Des Herrn Wege sind oft dunkel, aber sie führen zum Ziel.

III. **Nutzanwendung.** In dieser Lection lernen wir besonders deutlich, welch eine gefährliche Sünde der Haß und Neid ist.

Auch, daß die Feinde der Wahrheit Alles glauben, was gegen dieselbe vorgebracht wird.

Manches geschieht im Namen der Religion und des religiösen Eifers, das vor Gott ein Greuel ist. Die ganze Verfolgung in dieser Lection geschah aus blindem Religionshaß.

Lerne aber auch, daß ein Christ im größten Sturm getrost und gefaßt bleiben kann. Die Haare eures Hauptes sind sogar gezählt. Laß dirs aber auch zur Warnung dienen, nie dem Scheine nach zu urtheilen. Der Schein war gegen Paulus, obschon er unschuldig war. Handle nie, ehe du in der Ueberzeugung sicher bist, du möchtest leicht, um Unrecht zu verhüten, Unrecht thun.

Fragen: Was verursachte den Aufruhr? Was war die Anklage? Wie wurde Paulus befreit vom Pöbel? Wo brachte man ihn hin? Was erstaunte den Hauptmann? Warum verlangte er mit ihm zu sprechen? Warum wollte er zum Volke reden?

Kleinkinderklasse. Hauptsache bei einer geschichtlichen Lection ist und bleibt immer die einfache und kindliche Erzählung derselben. Die Hauptpunkte in der Nutzanwendung sind etwa folgende: 1) Wie die frommen Diener Gottes beständig von den Gottlosen gehaßt und verfolgt werden. Als Beispiel führe Joseph, David und besonders den Herrn Jesum in seinem Leiden selbst an. 2) Weil die Gottlosen in Wahrheit nichts Unrechtes gegen die Frommen vorbringen können, deßhalb nehmen sie stets zu Lügen ihre Zuflucht und bringen falsches Zeugniß gegen sie. Ein Beispiel hievon ist Daniel. 3) Inmitten der größten Lebensgefahr kann Gott seine Kinder noch rechtzeitig vom Tode erretten.

Illustration. Vers 13. Ein Verfolgter zur Zeit der blutdürstigen Königin Maria, schrieb also: „Ich bin ein Gefangener um Christi willen! Welch eine Ehre für einen armen Wurm, wie sie selbst den Heiligen im Himmel nicht zu Theil wird. Auch der höchste Rang, zu welchem ich in der Universität gelangte, ist nicht halb so ehrenvoll, als die Ehre, ein Gefangener des Herrn zu sein." (Goldkörner.)

Wandtafel.

Haupttext Joh. 15, 20.

Wie der Meister — So der Juenger.

Matth. 27, 16. VERLEUMDET, Vers 28.
" 27, 55. VERFOLGT, " 30.
Marc. 15, 14. VERWORFEN, " 36.

Joh. 16, 4. VERklaert, Apstg. 23, 11.
VERherrlicht,

Paulus von den Juden verfolgt.

3. Lection für Sonntag den 21. October, 1877.—Apstg. 22, 17–30.

Grundgedanke: Das liberale Evangelium und die engherzigen Menschen.—**Haupttext:** Matth. 23, 13.

I. **Geschichtlicher Zusammenhang.** In dieser Lection tritt eine neue Epoche im Leben Pauli ein. Zum Erstenmal berichtet der Schreiber, daß der Apostel sich selbst vertheidigte. Dieses Capitel gibt seine Vertheidigung vor dem Volke.

Die Methode, sich zu vertheidigen, ist gut gewählt und hat seitdem schon in tausend Fällen sich erfolgreich erwiesen; es ist nichts Anderes, als eine Erzählung seiner Erfahrungen. Auch gibt es wohl keine Lebensgeschichte, die so deutlich und so bündig die Wahrheit des Christenthums darlegt, als die Geschichte Pauli.

Sein Argument gegen die Juden ist kurzgefaßt, dieses: In euren Umständen war ich einst, was ihr auch seid, ein Feind des Christenthums. Ihr, in meinen Umständen, würdet sein, was ich auch bin, ein Christ. Er redete hebräisch. Die Juden hatten zwei Sprachen, die griechische und die aramäische, d. i. die moderne hebräische, nicht wie sie zu Israels Blüthezeit gesprochen wurde. In den Städten war die griechische Sprache meistens gebraucht; hätte Paulus diese Sprache gebraucht, so hätte ihn das Volk wohl verstanden, die hebräische aber gewann die Herzen zum Mitgefühl. Umgekehrt aber, hätten die Griechen erfahren müssen, daß die ganze Klage darin bestand, daß Paulus auch ihnen den Himmel zusprach. Wahrlich, kein großes Verbrechen; aber es hätte dann leicht zu einem Aufruhr führen können und Paulus wählte deßhalb den sichersten Weg. Er erzählt nun kurz: 1. Seine Feindschaft gegen Christum, V. 3–5. 2. Seine wunderbare Bekehrung, V. 6–10. 3. Seine Bestätigung und Taufe durch Ananias, V. 11–16 und dann seine spätere Rückkehr nach Jerusalem.

Zu bemerken ist auch der Nachdruck, mit welchem die Rede gehalten wurde, welches aus der Wahl der Worte deutlich hervorgeht, dann sein Gefühl beim Aufzählen der Erfahrungen. Unter all seinen erbitterten Zuhörern kein einziger, der so bitter war, als er selbst einmal war. Trotz seiner Bildung und Kenntnisse einst der blutdürstigste Verfolger.

II. **Texterklärung.** Lectionsplan: 1. Pauli Erfahrungen; 2. Der Juden Haß und 3. seine Rettung; das römische Bürgerrecht.

Vers 17–23. Wir erfahren hier etwas aus Pauli Erfahrung, das uns wohl dunkel geblieben wäre, wenn nicht sein Bekenntniß es geoffenbart hätte; nemlich, sein spezieller Ruf zum Predigtamte. Er erklärt, daß er diesen erhielt zu Jerusalem, etwa drei Jahre nach seiner Bekehrung, Gal. 1, 18.

1. Während er im Gebet war. Dieses war von Wichtigkeit für die Zuhörer, also im Tempel im Gebet. Ein Beweis,

daß er betete und Ehrfurcht hatte. Die Klage war, er habe keine Ehrfurcht vor dem Tempel. Auch war es ein Beweis, daß der Tempel durch Heiden nicht entehrt würde, denn im Tempel wurde er für die Heiden berufen.

2. In einem Gesicht; er war in einer Entzückung. Die äußeren Sinne hatten zu wirken aufgehört, er war im Geiste mit Christo.

3. Gegen seinen Willen. Er wollte in Jerusalem wirken, die Erscheinung zeigte ihm aber, daß er hier nichts thun könne, seine Bitte, in Jerusalem bleiben zu dürfen, wurde verneint. Selbst, wie er anführen wollte, wie alle Umstände günstig seien, seine Bekanntschaft, sein früheres Leben, sein Verhalten bei Stephani Tod u. s. w., wurde ihm geboten zu ziehen. (Paulus bekam keine Station, er mußte auf einen sehr großen Bezirk, so verordnete es die stationirende Committee).

Das Argument ist nun gegeben, daraus sollen sie schließen, daß, wenn Alles in Allem betrachtet wird, ist kein Grund da für Haß, denn Paulus ging ja nicht aus eigenem Antrieb zu den Heiden, er war gezwungen gegen seinen Wunsch, durch ein spezielles Gebot vom Himmel.

Bis auf dieses Wort: „Gehe hin, ich sende dich," hörten sie ihm zu, nun aber brach der aufgedämmte Strom des Hasses los. Es ist uns gesagt:

1. Sie unterbrachen ihn mit Geschrei. Das aufgeregte Gewissen klagte sie an, aber das Volk ließ sich durch Vernunft nicht mehr regieren. Nur in Toben und Schreien lag ihre Zuflucht, denn dadurch wurde Pauli Stimme übertönt. Das ist recht nach der Welt Sinn, wenn man das Wort des Herrn nicht mehr hören will, bringt man den Prediger zum Schweigen, wenn es möglich ist.

2. Sie schrieen gegen ihn, als Einen der nicht länger leben soll. Ohne die Wahrheit seiner Rede zu bezweifeln, ohne ihn einer Schuld zu zeihen, aus bloßem Haß soll er nun sterben, damit er ferner nicht predigen und ihr Gewissen aufregen kann.

Vers 24. 25. Paulus war in Gefahr zerrissen zu werden; sie zerrissen ihre Kleider, warfen Staub auf wie wüthende Stiere, aber seine Stunde war noch nicht gekommen und abermal trat der Hauptmann ins Mittel. Zwar drohte neue Gefahr, denn noch konnte der Hauptmann nicht begreifen, was denn eigentlich die Sache bedeute, daher verordnete er, daß man Paulus binde und peitsche, bis er ein Verbrechen eingestehe. Dieses war unrecht; hatte Jemand Klage, so konnten sie ja klagen. Einen Mann zu geißeln, blos weil es ein wüthender Pöbelhaufen verlangt, ist nicht recht; aber thaten sie Christus nicht gleich also?

Vers 26–31. Während sie ihn nun mit Riemen banden und zur Geißelung bereiteten, legt Paulus Protest ein und beruft sich auf sein römisches Bürgerrecht. Merke: Ein Römer durfte nie bestraft werden ohne Verhör, und selbst wenn schuldig erfunden, durfte er nie gegeißelt werden, denn die Geißlung ist die Strafe der Sclaven!

Dieses erschreckte den Hauptmann, denn anstatt einen hülflosen elenden Herumläufer, ließ er einen Ebenbürtigen binden, das konnte ihm theuer zu stehen kommen. Zuletzt findet er noch gar, daß das Bürgerrecht, das er sich mit viel Geld erwarb, und deßhalb kaum dachte, daß es Paulus erschwingen konnte, dieser es von Geburt besaß. Dieses endete alle Mühe für diese Zeit; Paulus war zwar ein Gefangener, aber der Hauptmann suchte sein Vergehen gut zu machen, indem er ihn sehr menschlich behandelte.

Das Unrecht liegt klar am Tage, anstatt Paulum zu schlagen, hätte er ja ihn vor sich laden können und Alles genau erforschen. Aber so gehts, wenn einer ein bischen Gewalt hat, will er sie auch gleich gewaltthätiger Weise zeigen, doch Gott wacht:

„Er stopft der Löwen Rachen zu
Und schafft dem Daniel süße Ruh."

III. **Nutzanwendung.** Lerne hier, wie Gott seine Knechte beruft. Er will sie selbst senden und wohin er will.

Siehe die Gefahr, selbst zu laufen ohne Berufung, Gott ist nicht mit Solchen, und sie müssen zu Schanden werden.

Siehe hier ein Beispiel der rettenden Gnade. Was war Paulus und was wurde er durch die Gnade Gottes.

Jene Gnade ist heute noch wirksam, man darf ihr trauen und thut es ohne Reu.

War schon das römische Bürgerrecht von solchem Werth, o, welch ein Vorrecht Himmelsbürger zu sein!

Bedenke auch, wie viel größer die Verantwortung ist in unsern Tagen, das Evangelium zu verwerfen, als zu jener Zeit.

Kleinkinderklasse. Erzählung nebst der Lection auch die Geschichte von der Steinigung des Stephanus, bei welcher Paulus zugegen war. Erzähle ganz kurz, welche Gesinnung der Apostel Paulus damals noch gegen das Christenthum an den Tag legte. Jetzt da er Christum predigte, mußte er sich auch gefallen lassen, um Jesu willen Streiche und Bande auszuhalten. Erkäre die Ursache, warum der Apostel Alles dies so gern und freudig litt: weil sein Herz vor Liebe brannte zu Jesu und unsterblichen Seelen.

Illustration. Engherzigkeit der Juden. Sie hörten ihm aber zu bis auf „dies Wort," nemlich, da er von der göttlichen Sendung zu den Heiden redete. Es ging ihnen, wie heut noch Tausenden und wie jenem Landmann, der eines Morgens in Nacht und Nebel seinen eigenen Bruder für ein entsetzliches Ungethüm, für ein Gespenst ansah, bis endlich die aufgehende Sonne, die den Nebel verscheuchte, ihm seinen Irrthum zeigte. Wie oft sehen auch wir noch in ähnlicher Weise unsere Mitbrüder, die in manchen Dingen anders denken wie wir, in unserer Unwissenheit und Engherzigkeit als Ungethüme an.

Wandtafel.

Paulus vor dem Rath.

4. Lection für Sonntag den 28. October, 1877.—Apstg. 23, 1—11.

Grundgedanke: Klug, wie die Schlangen und ohne Falsch, wie die Tauben.—**Haupttext:** Apstg. 6, 10.

I. **Geschichtlicher Zusammenhang.** Die Eile und die Maßregeln, mit welchen Paulus gefangen und gehalten wurde durch den römischen Hauptmann, kann nur erklärt werden, wenn man mit den äußeren und inneren Umständen Judäas bekannt ist zu dieser Zeit. Die strenge Regierung Felix's hatte die Juden allbereits zu verzweifelnden Maßregeln getrieben. Ananias, welcher im Jahr 52 n. Chr. vor Kaiser Claudius geladen wurde, um sich zu vertheidigen wegen ungesetzlichen Handlungen als Hoherpriester, wurde seines Amtes entsetzt, und Jonathan war an seine Stelle gethan; dieser wurde im Jahr 57 n. Chr. ermordet im Tempel, darauf war Ananias wieder Hoherpriester. Gleich nach diesem Mord organisirte sich eine Bande Sicarii, oder Meuchelmörder. Nun, erzählt Josephus, kam ein Egypter, ein Schwindler, welcher 4000 dieser Mörder in die Wüste hinausführte und nach einiger Zeit wieder kam mit einem Heer von 30,000 Mann, lauter verwegene Leute. Er gab sich für den Messias aus und überredete seinen Anhang, daß er Jerusalem einnehmen und den

Thron besteigen würde. Felix zog aus gegen ihn und zersprengte die ganze Bande, aber der Anführer entkam. Dieses geschah kurze Zeit vor Pauli Gefangennahme, etwa zu Ostern. Lysias, der Hauptmann, meinte nun dem Aufruhr nach zu schätzen, Paulus sei jener Egypter, deßhalb die strengen Maßregeln. Pauli Vertheidigung endete in Wirrwarr, ohne auch nur einen Schein von Gerechtigkeit; als jedoch Lysias hörte, daß es sich um Religionssachen handle, ließ er Paulus einsperren und das Tribunal bestellte den großen Rath auf den folgenden Tag. Auch dieses war ungesetzlich, denn einmal hatte der Römer kein Recht, den Rath zu berufen, und dann hatte er kein Recht einen römischen Bürger durch jüdische Rabbiner richten zu lassen. Es wäre traurig bestellt gewesen um Paulus, wenn nicht sein scharfer Blick ihm einen Ausweg gezeigt. Recht konnte er keines erwarten, nicht unter solch einem Hohenpriester; eine kleine Begebenheit zeigte ihm, daß der Rath getheilt war in ihrer Ansicht, und Paulus nimmt seinen Pharisäer Grundsatz „die Auferstehung der Todten" zum Thema und als Ursache der Verfolgung, welches auch buchstäblich wahr war. Die Versammlung fand den nächsten Morgen statt.

II. **Texterklärung.** Lectionsplan: 1. Ein gutes Gewissen, V. 1–5.; 2. Ein fester Glaube, V. 6–10.; 3. Ein gegenwärtiger Tröster, V. 11.

Vers 1–5. Hätte Paulus gerechte Richter gehabt, dann wäre seine Sache deutlich genug gewesen, aber der Rath, wenigstens theilweise, war ihm feindlich gesinnt. Paulus jedoch erhält Erlaubniß sich zu vertheidigen und thut dieses, indem er:

1. Sein vergangenes Leben schildert und dann muthig eine Critik herausfordert. Er hatte ein gutes Gewissen, dieses gab ihm solchen Muth, darum erklärt er auch: a. daß er immer sehr religiös gewesen sei von Jugend auf; b. daß er selbst damals, als er die Kirche verfolgte, glaubte Gott einen Dienst zu thun. Er erklärt, daß er die ganze Zeit, selbst seit man ihn verfolgt, gesucht habe ein reines Gewissen zu bewahren. Hier sind die Charakterzüge des Frommen: 1) Er hat Gott vor Augen; 2) er handelt gewissenhaft; 3) er thut es in allen Dingen; 4) und jeder Zeit. Umstände ändern seinen Vorsatz nicht, denn er hat im Leiden diesen Trost: das Zeugniß eines reinen Gewissens.

2. Der Hohepriester wurde aufgebracht: entweder weil Paulus ihn nicht besonders anredete, weil er sie Brüder nannte, oder weil er so freimüthig war in seinem Blick und seiner Rede. In seinem Zorn befahl er, ihn auf den Mund zu schlagen, um ihn zu beschimpfen, vgl. 1. Kön, 22, 24.; Jer. 20, 2. Es war jedoch Niemand, der diesen Befehl ausrichtete, welches natürlich den Zorn noch mehrte. Pauli Antwort kann nicht als sündlich oder im Zorn betrachtet werden, es war der nemliche Eifer, der ihn überall beseelte und in diesem Fall sogar einen prophetischen Charakter annahm. Eine getünchte Wand bedeutet der Heuchler, vgl. Matth. 23, 27., daß er das Gesetz mißachtete und deßhalb der Strafe schuldig war, vgl. 5. Mos. 25, 2. Einem wüthenden Pöbel gegenüber konnte Paulus vergeben, aber ein Richter, der gegen das Gesetz richtet, muß beschämt werden. Ursache zu Vorwürfen gab Paulus, weil er den Hohenpriester schalt; bedenkt man aber die Umstände und die Veranlassung, dann ist er wohl zu entschuldigen, jedoch Paulus vertheidigt sich auch hierin, er bedachte nicht, zu wem er redete. In andern Worten: der Mann redete so unpriesterlich, daß ich den Hohenpriester in ihm nicht erkennen konnte. Zur nemlichen Zeit war er auch gesetzlich kein Hoherpriester, denn er gelangte nicht ehrlich zu dieser Würde.

Vers 6–10. Pauli einziges Rettungsmittel war, die Richter zu theilen. Gestern rettete ihn sein römisches Bürgerrecht, heute sein Pharisäerthum.

Der Rath bestand aus Pharisäern und Sadducäern, diese konnten in religiösen Ansichten sich nie einigen: die Pharisäer waren Eiferer, besonders glaubten sie unverbrüchlich an eine Geisterwelt und ein Leben nach dem Tode. Die Sadducäer hingegen waren Deisten, sie verleugneten die Auferstehung und ein zukünftiges Gericht. Paulus erklärt nun öffentlich, daß er ein Pharisäer sei, d. h., so weit die Pharisäer recht sind. So weit geht Paulus mit ihnen, dann erst trennt er sich. Der Zweck wurde erreicht, an ein Urtheil war gar nicht zu denken, denn die Pharisäer standen ihm nun bei. Merke: Selbst Feinde geben Zeugniß seiner Unschuld, so that Pilatus dem Heiland und ließ ihn doch kreuzigen, auch diese Pharisäer stimmten hernach dem Hohenpriester wieder bei. Zwischen beiden Parteien kam Paulus abermal in Gefahr getödtet zu werden, aber der Hauptmann rettete ihn, indem er Befehl gab, ihn abzuführen. Paulus war nun wohl der größten Gefahr wieder entronnen, aber sein Herz war betrübt, denn die Zukunft war dunkel und nicht ein einziger seiner früheren Kampfgenossen war bei ihm, ihn zu trösten und zu stärken.

Vers 11. Wiederum brach die Nacht herein, und mit ihr die Sorgen. Kein Freund, kein Rathgeber und Niemand ihm beizustehen. Jene Nacht kam der Herr zu ihm, und stand bei seinem Lager: 1. Ihn zu trösten. Dieses war der beste Trost, denn nun wußte er doch, daß so weit noch Alles gut ist, daß er so weit noch nichts that, Gott zu beleidigen.

2. Ihm eine Verheißung zu geben. Auch in Rom sollst du von mir zeugen. O, wie oft hatte er ein Verlangen, auch Denen in Rom das Evangelium zu predigen, nun soll es erfüllt werden und Satan muß noch obendrein die Reisekosten bezahlen. Dieses ermuthigte ihn: a. Weil es ihm zeigte, daß er ein treuer Zeuge war für den Herrn: b. daß seine Laufbahn noch nicht beschlossen war. Gerade, als er sich entschloß, Rom nie zu sehen, als er alle Hoffnung aufgab, seinen Herzenswunsch erfüllt zu sehen, erhält er Nachricht, daß es Alles recht ist. Aber! Meine Wege sind nicht eure Wege, spricht der Herr.

III. **Nutzanwendung.** Die Hauptlehre in dieser Lection besteht darin: wir sollen einsehen lernen, daß Gott seine eigene Zeit und besondere Wege hat, seine Rathschlüsse auszuführen, und auch die Gebete seiner Kinder zu beantworten.

Ferner, sollten wir lernen, daß der Herr seine Treuen nie verläßt, sondern sie stärkt und tröstet. Vgl. Apstg. 18, 8. 9.; 27, 24.

Gewissenhaftigkeit ist ein Pfeiler, an welchen wir uns lehnen und darauf wir uns stützen können zu jeder Zeit.

Denen, die Gott lieben, müssen alle Dinge zum Besten dienen.

Fragen: Was ist das Gewissen? Was sind die Charakterzüge des Frommen nach dieser Lection? Wie bezieht sich der Haupttext auf diese Lection? Wie tröstete Gott den Apostel? Wie können wir von Christo zeugen?

Kleinkinderklasse. Der Lehrer hebe die schon in den ersten zwei Versen enthaltenen Gegensätze hervor: Paulus redet seine Feinde als „liebe Brüder" an, diese hingegen vergelten Gutes mit Bösem und befehlen ihn „aufs Maul zu schlagen." Erinnere die Kleinen hierbei an das Vorbild: Jesus Christus in seinem Leiden, und an Stephanus. Die Feinde sinnen auf Rache und Tod, die Christen hingegen auf Vergebung. Zum andern nehme der Lehrer Anlaß aus der Verantwortung Pauli in Vers 1., auf die Wichtigkeit, stets mit gutem Gewissen vor Gott zu wandeln, aufmerksam und zeige durch Beispiele aus dem Leben, was es heiße, mit allem guten Gewissen vor Gott zu wandeln. Ferner, viele standen wider Paulum ihn zu verklagen. Aber Einer, der mächtiger ist als Alle, stand bei ihm während der Nacht, ihn zu trösten. Ist Gott für uns, wer will wider uns sein.

Illustration. Vers 1. Mit allem guten Gewissen vor Gott. Julius Drusus, ein römischer Volksvertreter, hatte ein Haus, das an einer Seite den Blicken der Nachbarn frei und offen stand. Ein Baumeister machte ihm das Anerbieten, für fünf Talente sein Haus so umzuändern, daß diese Unannehmlichkeit entfernt würde. „Und ich biete dir zehn Talente, erwiderte Drusus, wenn du mein Haus so einrichten kannst, daß es in allen Gemächern, den Blicken der Menschheit offen und zugänglich ist, damit Jedermann sehen kann, wie ich mein Leben führe." So durfte auch Paulus sein Leben überall beschauen lassen, weil sein Wandel, mit allem guten Gewissen vor Gott geschah.

Wandtafel.

EIN GUTES GEWISSEN, Vers 1.
FROMMER WANDEL,
STARKER TROST, V. 11.
E GUTE WEHR & WAFFE, V. 9.

Hinterstübchen.

Herbst.

Des Jahres schönster Schmuck entweicht,
Die Flur wird kahl, der Wald erbleicht.
Der Vöglein Lieder schweigen.
Ihr Gotteskinder schweiget nicht
Und laßt hinauf zum ew'gen Licht
Des Herzens Opfer steigen!

Gott ließ der Erde Frucht gedeih'n,
Wir greifen zu, wir holen ein,
Wir sammeln seinen Segen.
Herr Jesu, laß uns gleichen Fleiß
An deiner Liebe Ruhm und Preis
Mit Herzensfreude legen.

Was Gottes Hand für uns gemacht,
Das ist nun Alles heimgebracht,
Hat Dach und Raum gefunden.
So sammle dir zur Gnadenzeit,
O Seele, was dein Herz dir beut
Für deine Kreuzesstunden.

Tischgespräch über Atheismus. In den neunziger Jahren trat der junge Pastor W. auf einer Reise in seine Heimath unerwartet in das Haus seiner Schwester, als dort eine größere Tischgesellschaft bei einander war, und fand nach kurzer Vorstellung, als Bruder der Hausfrau, seinen Platz einem Regierungsrath gegenüber, dessen geröthete Gesichtsfarbe auf häufigen Weingenuß deutete, und dessen lautes und absprechendes Reden die Gesellschaft beherrschte. Neben ihm saß eine junge Dame, die bald ein Zwiegespräch mit dem ihr, wie den Meisten, unbekannten neuen Gast anknüpfte und sich mit großer Wärme über die Predigt eines neuangestellten Pastors in Magd. aussprach, den sie vor Kurzem gehört habe. Dies aber schien dem Regierungsrath zu ärgerlich zu sein, als daß er dazu hätte schweigen sollen. „Mich wundert," fiel er in die Rede, „daß Sie noch an dem düsteren Aberglauben einen Gefallen haben. Man ist doch heutigen Tages viel zu aufgeklärt, um sich um dergleichen zu kümmern, was die Pfaffen von einen Gott schwatzen. Es gibt keinen Gott; und solch eine frische, lebensfrohe Dame wie Sie sollten lieber von einem lustigen Ball, oder dem Theater erzählen." Die Hausfrau peinlich berührt, versuchte dies Gespräch abzubrechen und warnte den Spötter: „Nehmen Sie sich in Acht, Sie müssen wissen, dort mein Bruder ist selbst Pastor." Dadurch aber im Geringsten nicht gestört, wandte sich der Gewarnte an Diesen und fuhr fort: „Ach! mein Herr Pastor, wir verstehen uns schon. Ich sehe Sie darauf an, daß Sie als gebildeter Mann mir Recht geben. Sie müssen ja freilich von Amtswegen immer noch das alte Zeug vortragen, und für das dumme Bauernvolk mag das auch ganz gut und nöthig sein; aber—nicht wahr? im Grunde Ihres Herzens stimmen Sie mir bei." Der junge Pastor sah einen Augenblick den unverschämten Frager ruhigen, forschenden Blickes an, dann sprach er also: „Ehe ich Ihnen antworte, will ich Ihnen drei Fragen vorlegen. Sie sagen: Es gibt keinen Gott; Sie sind Atheist. Solche Leute hat es von jeher gegeben, doch man unterscheidet dreierlei Art derselben. Zu der ersten gehören solche Denker, die mit großem Ernst nach Gewißheit verlangten, sie wollten aus eigener Vernunft und Kraft das Wesen Gottes erforschen. Aber nachdem sie lebenslang gesonnen und gegrübelt, ward ihnen immer Alles ungewisser, so verzweifelten sie zuletzt daran, die Wahrheit zu finden, und sprachen: Es ist kein Gott.—Ist's Ihnen so ergangen?"

Der Angeredete wies lachend diese Frage zurück: „Ach nein, das ist am wenigsten nach meinem Geschmack. Ein Philosoph bin ich nicht."

„Nun dann weiter," fuhr der Pastor fort; „es hat schon öfter Zeiten gegeben, und wir leben jetzt in einer solchen Zeit, daß der Unglaube seine Wortführer findet, die Alles umreißen wollen, was bisher Jedermann für gewiß und heilig hielt, und weil sie sich überall in Rede und Schrift damit breit machen, so fällt die Menge ihnen zu, die ihnen blind nachbetet; da sucht dann Mancher eine Ehre darin, nach neuester Mode den Glauben zu verspotten und eine frivole Sprache zu führen. —Steht es so mit Ihnen?"

„Nein!" erwiderte der Regierungsrath, sichtbar erbittert; „nein! ein Nachbeter bin ich nicht."

„Die dritte Klasse, die ich meine," sprach der junge Pastor ruhig weiter, „ist diese: Es sind Menschen, die lange ohne Scheu und Reu den Lüsten und Wollüsten des Lebens nachgingen und sich im Schmutz der Sünden wälzten. Es kommt aber eine Zeit, da der heilige Gott ihr Gewissen rührt, da möchten sie die mahnende Stimme betäuben, und aus Furcht vor Tod und Gericht reden sie sich ein: es gibt keinen Gott, es gibt keinen Gott, es gibt kein vergeltendes Gericht, mit dem Tode ist Alles aus."—Nochmals zu fragen: Ist dies Ihr Fall? brauchte der Pastor nicht. Aller Auge war auf den Regierungsrath gerichtet, welcher stumm und starr da saß und kein Wort zu erwidern wagte. Aber die lautlose Stille, die eintrat, die ernste Miene aller Anwesenden bezeugte: So ist es.

Eingesandt von J. P. Schnatz.

Ueber Bärte. Es ist schon viel für und wider die Bärte gedichtet und getrachtet worden. Aber eins ist gewiß: Es gibt Bärte. Da es nun Bärte gibt, so entsteht doch die Frage, ob dieselben lediglich deßhalb wachsen, um ihnen, sobald sie das Licht der Welt erblicken, mit der scharfen Klinge zu Leibe zu gehen.

Bei den Germanen war langes Bart- und Kopfhaar das Zeichen des Edlen und Freien, und ein ganzer Volksstamm—die Longobarden—hatte davon seinen Namen. Auch im Mittelalter, wo man das Schwert noch besser zu führen wußte als das Rasirmesser, herrschte mehr Männlichkeit unter den Männern und mehr Gehorsam unter Weibern; der edle Wald, den die Natur um des Mannes Kinn gepflanzt, machte ihn schöner, Krieger furchtbarer, und Richter, Priester und Aerzte imponirender. Noch heute wählen die Orden, um den Heiden zu imponiren, genau solche ihrer Mitglieder als überseeische Missionäre aus, welche mit einem langen wallenden Barte geschmückt sind.

Im Allgemeinen ist der Bart der Schmuck des Mannes, wie das Haupthaar die Zierde des Weibes ist. Knaben und Weibern hat die Natur den Bart versagt—warum? wahrscheinlich um das männliche Ansehen einigermaßen aufrecht zu erhalten. Mit einem starken Barte verknüpfen wir auch den Begriff der Stärke, der herkulischen Kraft, und darum finden wir auch einen Menschen lächerlich, der bei einem starkentwickelten Barte einen schwachen Körperbau zeigt—die dünnen Glieder halten eben nicht, was der Bart versprochen hat. Es gibt ganze Menschenstämme—wie die amerikanischen und malayischen—denen der Bart ein Greuel ist, und welche die Haare an der Wurzel vernichten, um das Wachsen des Bartes zu verhindern. In England und Holland wird mit Vorliebe der Kranzbart gepflegt, welcher wie beim Löwen von einem Ohr zum andern läuft. In Frankreich ist der Henri IV. sehr beliebt, während in Deutschland der Vollbart sich einer großen Vogue erfreut, besonders bei Demokraten, Redakteuren und Briefträgern. Hier scheinen jedoch mehr ökonomische als physiognomische Gründe vorzuwalten. Noch stärker als in Deutschland ist der Vollbart in Rußland vertreten. Peter der Große bändigte die Strelitzen und die Popen, aber die Bärte seiner Russen konnte er nicht bezwingen, selbst nicht mit der—Bartsteuer.

Bei den Juden war der Bart von jeher sehr geschätzt, David bekriegte die Ammoniter, weil sie seinen Gesandten den Bart abgeschnitten hatten. Die Nazarener ließen Barthaar und Nägel wachsen. Auch die Römer, die fünfhundert Jahre lang nichts anders kannten als Waffen und Pflug, ehrten den Bart bis auf Scipio, der sich täglich rasiren ließ.

Im Alterthum flocht man Goldfäden durch den Bart. Bei ihren Festgelagen salbten sich die Römer den Bart mit duftenden Essenzen und schmückten das Haupt mit Rosen. Jünglinge opferten auf dem Altar den Flaum ihres Kinnes, Trauernde schnitten sich zum Zeichen ihres Schmerzes den Bart ab und warfen ihn auf das Grab, und Verbrechern wurde der Bart abgenommen zum Zeichen ihrer Schande.

Im größten Ansehen stand und steht der Bart bei den Orientalen. Ehre und Unehre beruht auf ihm, er wird geküßt, beräuchert und gesalbt. Einem auf den Bart spucken, oder beim Ausspucken sagen: „das gilt deinem Bart," ist ein Schimpf, der nur mit Blut abgewaschen werden kann. Den Arabern, die beim Barte bitten, warnen, danken, segnen und fluchen, ist abschneiden des Bartes ärger als Brandmarken. Von einem schlechten Menschen mit schönem Barte sagen sie: „Beim Barte des Propheten, welche Schande für den schönen Bart."

Wie man sieht plaidirt die Geschichte und die Ethnographie zu Gunsten des männlichen Bartes, und ebenso die Natur, welche uns den Bart als schützende Decke und als Schmuck gegeben hat, wie den Blumen die Blätter. Nichts destoweniger führt die Aesthetik gegen die unbedingte Bartfreiheit Motive ins Treffen, die vom Standpunkte der Reinlichkeit nicht zu verwerfen sind. Ich selbst bin gegen die unsinnige Bartvertheilung, daß hier ein Büschelchen und dort ein Pinselchen steht, trage aber einen Vollbart—aus Bequemlichkeitsrücksichten.

Abrechnung Nr. 3. Geschätzter Editor! Im Hinterstübchen des Septemberheftes des Ev. Magazins, befindet sich eine „Abrechnung Nr. 2." Hier möchte ich einige Zeilen an den Editor richten, wenn es erlaubt ist. Mit dem Predigergehalt und der Abrechnung ist es wie bei Allem: Es hat seine zwei Seiten, und deßhalb der Spruch: „Lasset Alles ehrlich und ordentlich zugehen" auch anwendbar. Wenn jene Gemeinde in W. dem Prediger so viel Gehalt *versprochen* hat, dann ist dieselbe, trotz Hagelwetter verpflichtet, denselben zu bezahlen, vielleicht war aber die gewisse Summe *nicht* versprochen, und wenn sie dann ihr *Bestes* gethan haben, sollte nicht darauf gedrungen worden sein. Es kann dem Editor nicht unbekannt sein, daß die Prediger der verschiedenen Conferenzen der Ev. Gemeinschaft gleich den "Trades Unions" ihren Gehalt *selbst* bestimmen und die Gemeinden nicht gefragt werden, *wie viel* sie aufmachen können, und ihre Verhältnisse oftmals nicht in Betracht gezogen werden. Der Prediger wird ihnen einfach zugeschickt, derselbe sagt dann den Verwaltern: „Mein Lohn ist so und so viel." Die Verwalter gehen an die Arbeit und suchen die festgesetzte Summe zu sichern, können aber mit dem besten Willen die Summe nicht erreichen, kann dann gesagt werden: man hat dem Prediger nicht seinen versprochenen Lohn gegeben? Ferner: z. E. Ein Prediger ist zu $700 berechtigt, die Gemeinde, der er dient, kann aber nicht über $600 aufbringen, dagegen hat aber der Prediger freie Wohnung, die Glieder der Gemeinde hingegen mit vielleicht einer oder zwei Ausnahmen, verdienen keine $600 des Jahres, denn wer erhält gegenwärtig $2 des Tags! und haben von diesem die *verschiedenen Steuern* aller Art zu bestreiten; viele aber verdienen noch nicht $300 auf die Familie und haben dann davon entweder noch Rente oder Taxen zu bezahlen, sollte da ein Prediger auf seinen *gesetzlichen* Gehalt dringen, oder schief sehen, wenn die Leute nicht hoch genug, nach seiner Meinung, zeichnen, die Summe aufzubringen? Deßhalb nochmals: „Laßt Alles ehrlich und ordentlich zugehen."

Ein gewesener Verwalter.

Antwort: Amen! „Lasset Alles ordentlich und ehrlich zugehen." Aber lieber Bruder! So weit der Editor des Magazins bekannt ist, werden die Glieder nicht nur wegen des Predigergehalts befragt, sondern sie bestimmen denselben. Gegenseitige Liebe und billige Rücksichten werden auf beiden Seiten Befriedigung bewirken. Uebrigens sollte man nicht immer nur den niedrigsten Verdienst mancher Glieder zum Maßstab nehmen, sondern auch das, was mancher Prediger verdienen *könnte*, wenn er nicht sich selbst verleugnend seine Kräfte und Talente der Gemeinde widmete. Wenn aber die Leute aus Liebe das doppelte ihrer Unterschriften zahlen und ihnen der Prediger dann aus Liebe die Hälfte wieder zurück gibt, wird Alles recht. Ach das böse Geld! Edr.

Straßenbild Nr. 4. Es ist ein sehr trauriges Bild, welches wir unseren Lesern diesmal präsentiren. Dort kommt ein Buggy angefahren. Auf demselben sitzen zwei Personen, eine Frau und ein Mann. Wir nennen die Frau nicht aus weiberrechtlichen Gründen zuerst, der Leser wird bald merken warum. Die Frau lenkt mit einer Hand das Pferd und mit der andern hält sie ihren Mann, denn derselbe ist viehisch (doch das ist falsch, das Vieh besäuft sich nicht,) scheußlich betrunken. Das arme Weib hat grenzenlos viel Mühe mit dem sinnlosen, wackeligen Kerl. Einmal will er mit unsicherer Hand ihr die Zügel entreißen, dann greift er nach der Peitsche, dann will er herunterfallen, welches letztere er auch meisterlich ausführen würde, wenn ihn die gute Frau nicht hielte. Dem Menschen seine einzige Hoffnung hängt an dem geduldigen Weib und dem geduldigen Gaul, welche beide mehr Vernunft haben als er. O Schande aller Schande, wenn ein Mann so besoffen ist, daß ihn das Weib, welches er zu schützen und zu nähren feierlich vor Gott und Menschen versprochen hat, am Kragen halten muß, damit er nicht vor die Wagenräder oder in die Gasse hinab fällt und der Straßenjugend zum Spott wird! Da kneift nun aber vielleicht ein Mann sein Weibchen in den Backen und sagt selbstzufrieden: „Sieh, Frauchen, welch Vorrecht ist es für dich, daß du solch einen nüchternen, fleißigen Mann hast." Was wir davon denken? Antwort: Das ist schon recht; aber wenn ein Mann keinen größeren Ruhm hat, als daß er kein Säufer ist, so ist nicht viel dahinter.

Humor im Gerichtshofe. Der deutsche Polizeirichter Otterburg in New York inquirirte dieser Tage einen im Hotel „Mutter Grün" von der Polizei aufgegabelten deutschen Landstreicher, wie folgt:

„Was für ein Landsmann sind Sie?"

„Auch ich war in Arkadien geboren," war die Antwort.

„Wovon leben Sie?"

„Bei einem Wirthe wundermild, da war ich jüngst zu Gaste."

„Wo wohnen Sie?"

„Die Erde ist der Schemel meiner Füße, spricht der Herr."

„Clerk," sagte der Richter, „schicken Sie diesen Bummler auf dreißig Tage nach der Insel."

„Erlauben Sie," rief der Tramp: „Willst du mir geben drei Tage Zeit, bis ich die Schwester dem Gatten gefreit, ich lasse den Freund dir als Bürgen."

Der Polizeirichter fragte lächelnd: „Also Sie haben Bürgschaft?"

„Ja," versetzte der Tramp.

„Wer ist es?"

„Ich gebe Ihnen die Bürgschaft von Schiller."

Der Zorn des Richters hielt vor diesem Galgenhumor nicht Stich, er gab den Strolch frei und da er einen Gebildeten in

ihm erkannte, fragte er nochmals nach seinem rechten Namen, um vielleicht etwas für ihn thun zu können. „Namen nennen mich nicht," rief der Tramp, verbeugte sich und war verschwunden.

Hausinschrift. In unsrem Lande finden sich über der Eingangsthür eines Pfarrhauses aus dem vorigen Jahrhundert die Worte eingegraben:

O Herr, laß dieses Haus,
wie Obed Edoms sein;
Und führ uns nach der Zeit
in deinen Frieden ein.

Es findet sich nemlich in der Bibel 2. Samuelis 6, 11. der Vers: „Da die Lade des Herrn drei Monate blieb im Hause Obed Edoms des Gathiters, so segnete der Herr ihn und sein ganzes Haus." Wer diese Worte mit jener Inschrift vergleicht, muß sagen: es ist eine wirklich treffende Weihebitte für ein Pfarrhaus, in welchem die Lade Gottes, das Heiligthum seines Wortes, wohnen und Lager halten soll. Aber Obed Edom war kein Priester und kein Pfarrer; das Wort ist jedem gottesfürchtigen Haus zum Vorbild geschrieben. Mögen recht viele Häuser und recht viele Pfarrhäuser diesen Stempel tragen, damit das Leben und Wohnen in denselben mit den Worten bezeichnet werden könne: Er segnete ihn und sein ganzes Haus.

Mode. „Wir gehen während des Sommers aufs Land," sagte ein kleines Mädchen eines Tages zu einer Gespielin. „Dann muß dein Vater aber sehr reich sein," sagte diese. „O nein; aber wenn du es Niemand sagen willst, so will ich dich etwas wissen lassen." „O, ich sage es gewiß Niemand," versicherte die Andere. „Nun, Papa sagte mir, daß wir alle zu Vetter Johann gingen. Die Mamma arbeitet dort für ihre Kost, der Papa schafft in der Sägemühle, ich pflücke Beeren und reite das Pferd beim Kornpflügen, und Jacob geht mit einem Blitzableitermann umher, und während ihr dann in der großen Hitze in der Stadt fast verschmachtet, spielen wir den Großen und flicken unsere Kleider für nächsten Herbst. Aber sag's Niemand, denn die Mamma sagt zu allen Leuten, sie müsse aufs Land gehen, um zur Wiederherstellung ihrer geschwächten Gesundheit die Landluft zu genießen."

Wie das Volk spricht:—Es ist nichts so fein gesponnen, es kommt doch an die Sonnen!—sagte der Dry Goods Clerk, als er einer Dame ein Gaze Kleid verkaufte.

Und sie bewegt sich doch!—sagte Jemand, als er sah, daß die Riesendame im Museum, trotz ihrer Dicke auf- und abspazierte.

Es werden doch noch nützliche Schriften herausgegeben! sagte der Papst, als er auf ein mit Bankbillets gefülltes Portefeuille blickte.

Die Welt ist aus den Fugen!—sagte der Landlord, als ihm das Haus über den Kopf zusammenstürzte.

Die alten Schottländer wußten es ihren Pfarrern wenig Dank, wenn dieselben alte Predigten vortrugen. Eines Sonntags holte der Prediger eine Gruppe seiner Zuhörer auf dem Heimweg von der Kirche ein, welche in einem heiteren Gespräche begriffen waren. Der Geistliche erkundigte sich nach der Ursache desselben: „In der That, mein Herr," entgegnete der Küster, „diese Leute wollten behaupten, Sie hätten heute eine alte Predigt vorgetragen, und da habe ich sie recht an die Wand gedrückt, indem ich ihnen sagte, daß der Prediger diese Predigt vor kaum sechs Monaten erst gehalten hätte, und dieselbe folglich noch nicht alt sei."

Dr. Howard, der Rector von St. George's, Southwark, befand sich gewöhnlich mit seinen Zahlungen sehr weit hinter den Anforderungen der Handwerksleute in seiner Umgebung und hatte nicht wenig Mühe, dieselben in guter Laune zu halten. Einst predigte er über den Text: „Habe Geduld mit mir, ich will dir Alles bezahlen." Nachdem er eine Zeit lang über die Tugend der Geduld geredet hatte, sagte er: „Und nun komme ich zum zweiten Theile meiner Abhandlung, welcher ist: Ich will dir Alles bezahlen. Dieses jedoch wollen wir bis zu einer gelegeneren Zeit aufschieben."

Sprachschnitzer. Der berühmte Franzose Carlino antwortete, als er einen Krug als Kopfkissen benutzte und man ihn fragte, ob dasselbe nicht ziemlich hart sei: „O nein, ich habe den Krug mit Heu ausgestopft. Ein amerikanischer Redner sagte: „Ihr Eltern habt ja Kinder, oder wenn nicht ihr selbst, so haben doch eure Töchter welche." Ein deutscher Cicero folgerte eifernd: „Es ist kein Mann, keine Frau noch Kind in diesem Haus, welche das Alter von fünfzig Jahren erreicht haben und hätten nicht diese Wahrheit durch Jahrhunderte in ihren Ohren dröhnen gehört."

Bleibe Keines zu Hause am Tage des Herrn; sage Keines: was der Prediger sagt, kann ich mir selbst sagen! Ihr findet hier in der Kirche nicht den Prediger allein; ihr findet die Gemeinde: da sollt ihr Herz an Herz schließen und Stimme in Stimme fließen lassen. Und wenn die Leute wünschen, daß die Prediger auf ihrem Posten stehen, wohl gerüstet mit Ernst durchdachtem Wort; sollen sie denn nicht wünschen, daß auch die Leute auf ihren Bänken sitzen, hungernd und dürstend nach dem Wort, das Brod und Wasser des Lebens ist?

Reizende Kinderantwort. Ein hochgestellter Herr, welcher seine Kinder selbst in der Religion unterrichtet, wurde von einem Knaben gefragt: „Warum beten wir denn: ‚Gib uns unser täglich es Brod?' und nicht blos: ‚unser Brod?'"—Sofort antwortete seine kleine Schwester: „Weil das Brod sonst alt würde."

Ein Mann von sehr ordinären Fähigkeiten bat um Erlaubniß zum Predigen. „Ich will dir gern die Erlaubniß geben," sagte der Bischof, „aber die Natur verweigert dir dieselbe," war die Antwort des Bischofs.

Gelöste mathematische Frage. Lehrer: Sag' mir, Fritz, was ist eine gerade Linie?—Fritz: „Von der Schule auf den Spielplatz!"—Lehrer: „und eine krumme?"—Fritz: „Vom Spielplatz in die Schule!"

Denkspruch.

Eifersucht und falscher Stolz
Kommen leicht in Hitze;
Löschen gern ein Schwefelholz
Mit der Feuerspritze.

Des Hauses Zierde. Der Segen eines Hauses ist Frömmigkeit. Die Ehre eines Hauses ist Gastfreundschaft. Die Zierde eines Hauses ist Reinlichkeit. Das Glück eines Hauses ist Zufriedenheit.

Warum? „Warum haben Sie meine Mittheilung nicht aufgenommen?" fragte ein Schreiber; „war dieselbe etwa zu lang?" „Nein," war die Antwort, „aber sie war leider zu enge."

Das Korn der Freiheit. Ein Amerikaner sagte: „Wir gebrauchen zwei Steine, um das Korn der Freiheit zu mahlen; der untere ist die Schule, der obere ist die Bibel."

Räthsel.

Zu der Letzten sprach einst Einer:
Mach mich von der Ersten los.
Doch als mürrisch nun die Letzte
Vor ihn hin das Ganze setzte,
Machte er sich selber los.

Buchstabenräthsel.

Mein Erstes ist im Meer und doch nicht im Wasser,
Mein Zweites im Acker, doch niemals im Feld;
Mein Drittes trug Gad schon, doch fehlte es Asser,
Mein Viertes in Thaler und doch nicht in Geld,
Mein Fünftes in Zierde, jedoch nicht in Pracht,
Mein Sechstes im Kriege, doch nie in der Schlacht,
Mein Siebentes im Mond, die Welt hat es nicht,
Mein Ganzes kam dir wohl schon oft zu Gesicht,
Man bringt darin allerlei Sachen beiseite,
Und oft auch—o Wunder—da lesens die Leute. W. H.

Auflösung des Zahlenräthsels im Septemberheft:

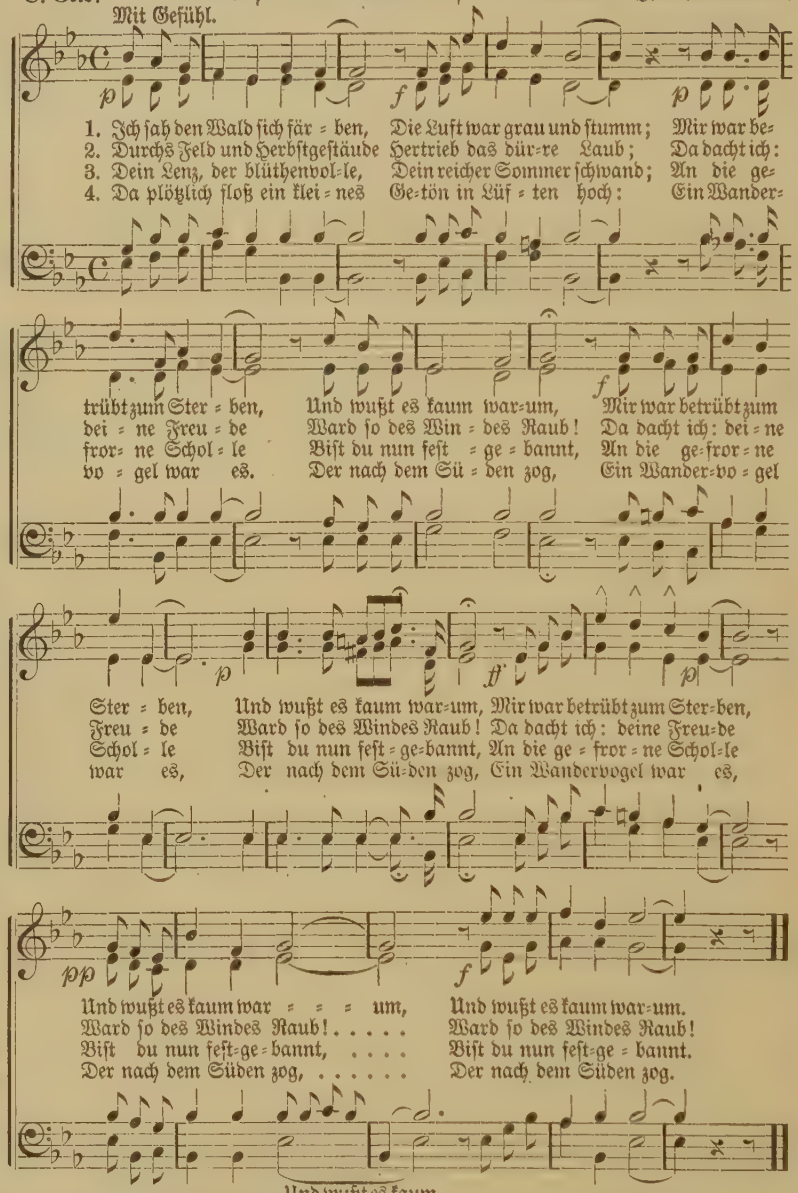
Portugal
Otaheiti
Reis
Taunus
Unna
Gelb
Acco
Lissabon

E. Geib.

Ich sah den Wald sich färben.

J. M. Biermann.

Mit Gefühl.


1. Ich sah den Wald sich fär = ben, Die Luft war grau und stumm; Mir war be=
2. Durchs Feld und Herbstgestäude Hertrieb das dür=re Laub; Da dacht ich:
3. Dein Lenz, der blüthenvol=le, Dein reicher Sommer schwand; An die ge=
4. Da plötzlich floß ein klei = nes Ge=tön in Lüf = ten hoch: Ein Wander=
trübt zum Ster = ben, Und wußt es kaum war=um, Mir war betrübt zum
dei = ne Freu = de Ward so des Win = des Raub! Da dacht ich: dei = ne
fror= ne Schol = le Bist du nun fest = ge = bannt, An die ge=fror = ne
vo = gel war es. Der nach dem Sü = den zog, Ein Wander=vo = gel
Ster = ben, Und wußt es kaum war=um, Mir war betrübt zum Ster=ben,
Freu = de Ward so des Windes Raub! Da dacht ich: deine Freu=de
Schol = le Bist du nun fest = ge=bannt, An die ge = fror = ne Schol=le
war es, Der nach dem Sü=den zog, Ein Wandervogel war es,
Und wußt es kaum war = = = um, Und wußt es kaum war=um.
Ward so des Windes Raub! . . . . . Ward so des Windes Raub!
Bist du nun fest=ge=bannt, ... Bist du nun fest=ge = bannt.
Der nach dem Süden zog, ... Der nach dem Süden zog.
Und wußt es kaum

5. Ach, wie der Schlag der Schwingen,
Das Lied ins Ohr mir kam,
Fühlt ichs wie Trost mir dringen
Zum Herzen wundersam.

6. Es mahnt aus heller Kehle
Mich ja der flüchtge Gast:
Vergiß, o Menschenseele,
Nicht, daß du Flügel hast!

Copyrighted, 1877, by W. F. Schneider, Cleveland, O.

Freundschaft.

Das Evangelische Magazin.

Band 9. **November 1877.** **Nr. 11.**

Reiseskizzen.

Von R. Dubs.

III.

In Paris besuchte ich auch die berühmte Vendome-Säule auf dem achteckigen Vendome-Platz. Sie ist 43, 50 M. hoch, im Durchmesser 4 M. stark, eine Nachahmung der Trajans-Säule zu Rom, von dem ersten Corsen zur Verherrlichung seiner im Jahr 1805 über Russen und Oestreicher erfochtenen Siege in den Jahren 1806–1810 errichtet. ("Neopolio Imp. Aug. monumentum belli Germanici.....gloriae exercitus maximi dicavit.") Die Commüne haßte dieses Denkmal des kaiserlichen Despotismus und stürzte die Säule um, doch ist die Wiederherstellung, da sämmtliche Bruchstücke noch vorhanden waren, völlig gelungen; auch die krönende Statue des Kaisers, aus den Bruchstücken zusammengesetzt, ist im December 1875 wieder aufgestellt worden. Des Künstlers Vermögen, der den Umsturz geleitet, wurde zur Wiederherstellung der Säule confiscirt. Die Bronzereliefs, welche sich um den gemauerten Kern der Säule emporwinden, sind eine fortlaufende Geschichte des Krieges von 1805, von dem Ausmarsch aus dem Lager von Boulogne bis zur Schlacht von Austerlitz. 1200 russische und östreichische Kanonen haben ihr Metall dazu hergeben müssen. Das Standbild Napoleons I. im römischen Kaiserornat, welches ursprünglich die Säule krönte, wurde 1814 nach dem Einzug der Alliirten durch royalistische Eiferer herabgenommen und als Erz beim Guß des Reiterbildes Heinrichs IV. auf dem Pont-Neuf gebraucht. An seiner Stelle stand während der ganzen Zeit der Restauration eine colossale Lilie, über der eine große weiße Fahne flatterte. Nach 1830 ließ Louis Philipp eine andere Statue des Kaisers im Ueberrock und dreieckigen Hut aus Kanonen gießen, welche zu Algier erbeutet waren, und am 28. Juli 1831 aufstellen; dieses Standbild wurde aber 1863 durch eine der ursprünglichen ähnliche Statue ersetzt, die noch jetzt den Bau krönt. Das Standbild im Ueberrock und Hut ließ Napoleon III. damals am Ende der Avenue de Neully aufstellen, von wo es 1871 die Insurgenten fortschleppten und bei der Brücke von Courbevoi den alten Kaiser mit Ueberrock und Hut in die Seine stürzten. Dies Alles ist sinnbildlich auf den Zusammensturz des morschen, corrupten Kaiserreichs; die Bonapartisten lesen aber die Bruchstücke wieder zusammen und suchen es wieder aufzurichten; wer weiß, ob es ihnen nicht gelingen wird. Der verrömelte MacMahon arbeitet ihnen gewaltig in die Hände.

Der Palais-Royal ist nur historisch merkwürdig. In diesem Palast hat es schon abscheuliche Greuelscenen gegeben, er wurde zuletzt von Prinz Plon Plon bewohnt. Wie es früher hier herging hat die „Lieselotte" von Pfalz-Baiern, die mit dem Herzog von Orleans, Bruder Ludwigs XIV., vermählt war, in Briefen an ihre deutschen Verwandten beschrieben. Sie schreibt wortgetreu von ihrem Sohne: „Mein Sohn ist incapable, mehr als zwey oder 3 Tage Diet zu halten. Viel zu Drinken ist freilich schlimm vor die Augen, undt zu allem Unglück sauffen die Damen hir mehr als die Mansleütte, und mein Sohn (unter uns gerett) hat eine—M....., die seüfft wie ein Bürstenbinder!" 2c. Kein Wunder haben die communistischen Pariser Pflastertreter manchmal gräulich hier gehaust und große Orgien gehalten. Am 24. Febr. 1848 zerstörten Volksmassen die königlichen Säle. So gründlich und so großartig war Alles verwüstet worden, daß am 14. Febr. 1850 allein 50,000 Pfund Glas- und Porzellanscherben versteigert werden konnten. Am 22. Mai 1871 steckten die Communisten den Palast in Brand, die werthvollsten Sachen und Kunstgemälden waren aber noch rechtzeitig entfernt worden. Nur die südwestliche Ecke blieb vom Feuer verschont. Der Brandschaden ist wieder geheilt.

Der weltberühmte Louvre und seine Sammlungen können hier unmöglich ausführlich beschrieben werden, dazu mangelt Zeit und Raum und die nothwendige, umfassende Detailkenntniß. Er wird in architektonischer Beziehung und wegen seines reichen Inhalts als das bedeutendste öffentliche Gebäude in Paris betrachtet. Der Name „Louvre" rührt angeblich von dem Worte Lupara, Loupara, Louverie; es war dies ein altes Schloß, welches den Wolfsjägern als Sammelplatz diente. Ursprünglich eine von Philipp August (1180–1223) hart an der damaligen Stadtmauer erbaute feste Burg mit einem mächtigen Thurm, dessen Stelle in der Südwestlichen Ecke des Louvrehofs durch eine weiße Linie im Boden bezeichnet ist, erhielt das Gebäude erst unter König Karl die glänzende Einrichtung zur Königswohnung. Von dem alten Bau ist jedoch nichts mehr übrig. Franz I. (1515–47) ließ den alten Bau einreißen und legte den Grund zu dem heutigen Prachtbau. Von ihm stammen der westliche und südliche Flügel. In diesem Schloß fand am 19. August 1792 die Vermählung der Prinzessin Margarethe von Valois mit dem Könige von Navarra, als Heinrich IV., statt, zu welcher sich die meisten Hugenottenhäupter, ohne Böses zu ahnen, eingefunden hatten. Von hier wurde fünf Tage später in der Nacht des 24. August der Befehl und mit der Glocke der nahen Kirche St. Germain l'Auxerroix das Zeichen zum Beginn der Niedermetzelung der Hugenotten (Protestanten) gegeben; von hier rückten die Garden, die man zu diesem Zweck im Hofe des Gebäudes versammelt hatte, sogleich an die Wohnung des Admirals Coligny und erstachen ihn.—Napoleon III. ließ den Louvre und die Tuilerien mit einander vereinigen und verbaute angeblich 75 Millionen Franken. Die Revolution machte ein Museum aus dem alten Louvre und man brachte allerlei Kunstwerke hinein, die durch die Siege des ersten Corsen aus den Kunstsammlungen anderer Länder beträchtlich vermehrt wurden. Freilich erging es mit den geraubten Kunstwerken, wie es den Franzosen später mit Elsaß und Lo-

thringen erging, sie mußten sie beim Sturz des Kaiserreichs wieder herausgeben. Wahrscheinlich dachten die höflichen Franken bei dem letzten Krieg, die „Deutschen Hunnen" würden sich auch als Langfinger erweisen und hatten deßhalb viele ihrer Kunstschätze versteckt, damit sie sicher seien. Daß die Deutschen aber keine Freibeuter von Kunstwerken sind, obwohl sie sich durch ihre Kunsterzeugnisse und Kunstliebe auszeichnen, das bezeugt auch neulich ein berühmter amerikanischer Staatsmann, der stolze Recke, Senator Conkling von New York. Dieser Herr besuchte auf seinen Reisen im letzten Sommer auch Versailles, Frankreich, wo dem alten braven deutschen Wilhelm unter ungeheurem Jubel die Kaiserkrone aufs ehrwürdige Haupt gedrückt wurde. In Versailles hat Roscoe Conkling entdeckt, daß die Deutschen keine Kunsträuber, sondern wirklich ehrliche Leute sind. Denn so viel des Schönen und der Kunstschätze die Deutschen auch da gefunden, und so nahe das „Nehmen" gelegen mit Rücksicht auf das, was andere vor ihnen gethan, so hätten sie doch Alles unangetastet und hübsch gelassen, wo und wie sie es gefunden. Die prachtvollen Spiegelwände im Palast Ludwig's XIV. seien nicht zerbrochen worden. Andere hätten vielleicht im Feindeslande Alles „klein" gemacht. Es ist sonderbar, daß Herr Conkling nach Versailles reisen mußte, um die „Ehrlichkeit der Deutschen" zu erfahren. Was wird die verjüdelte alte Tante, N. Y. Staatszeitung genannt, zu diesem sagen, und wie wird sich das hochmoralische Bell. Journal auf seinen Katheder schwingen und sich bekreuzen vor solchen Auslassungen. Die öffentlichen Hüter der Moral unter den „tonangebenden Deutschen New Yorks" dürfen sich freuen, daß der schelmische „Puck" sich ihrer angenommen und den Herrn Conkling als Diogenes dargestellt hat, der mit einem großen Knüttel in der einen Hand und mit einer Laterne in der andern im Frankenland umhergeht und ehrliche Deutsche sucht. „Puck" hat dem Diogenes Conkling aber auch einen großen Sack auf den Rücken gehängt, in welchem er—Wahlstimmen sammelt. „Man merkt die Absicht und wird verstimmt," der fatale Sack bekommt bei näherer Betrachtung ein schlimmes Loch und mit dem Lob ist's „nischt." Nicht Deutsche, sondern Franzosen haben unter der Herrschaft der Commüne unter den großen Kunstschätzen von Paris zerstörend gehaust. Mit einer satanischen Zerstörungswuth wurden Kunstwerke von unschätzbarem Werth dem Untergang geweiht. Der nach den Tuilerien zu gelegene Theil des Louvres wurde 1871 von den Communisten in Brand gesteckt, so auch der entsprechende Theil des nördlichen Flügels. Am 24. Mai ging die kaiserliche Büchersammlung von mehr als 90,000 Bänden, dazu eine Menge seltener und kostbarer Handschriften, völlig zu Grunde.

Der Louvre besteht eigentlich aus einer Reihe von etwa 15 kleineren Museen. Die Zahl der Säle ist so groß, daß ohne einen Plan es dem Besucher geradezu unmöglich sein würde, sich zurecht zu finden. Schon das einfache Durchschreiten der Säle nimmt beinahe drei Stunden in Anspruch. Von der Zahl der jährlichen Besucher der Sammlungen kann man sich ungefähr eine Vorstellung machen, wenn man erwägt, daß die Jahreseinnahme des Garderobewärters, bei dem man früher Stock und Schirm lassen mußte und ihm dafür eine kleine Belohnung gab, 100,000 Franken überstieg. Mancher dürfte wünschen bei diesen harten Zeiten eine solche Stock- und Schirmhüterstelle zu bekommen. Das Erdgeschoß enthält die Sculpturwerke, von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart, so wie die Kupferstiche; im ersten Stockwerk befinden sich die vielen prachtvollen Gemälde, die Alterthümer, das Museum Compana, das amerikanische Museum, die Sammlung Lenoir, antike Bronzen 2c.; im zweiten Stock findet man das Marinemuseum, das ethnographische Museum, das chinesische Museum und eine weitere Gemäldesammlung. Da kann man die Größe des Menschengeistes erkennen, der so viel Schönes und Prachtvolles geschaffen hat. Wegen der Gemäldeausstellung in Philadelphia bei der Weltausstellung hat sich wegen gewissen Dingen, mancher Widerspruch erhoben; man bezeichnete die Unzufriedenen als prüderische Kunstfeinde, solche Personen würden mit Recht wegen Bronzen und Gemälden im Louvre noch entschiedener protestiren. Der Charakter von Paris hat auch hier seine Darstellung gefunden. Auf meinem Rundgang durch die Säle begleitete mich auch ein deutscher Katholik aus Amerika, der in allen Statuen „römische Heilige" witterte. Beim Betrachten der antiken Kunstwerke stand er lange vor einer Statue, die er mit großem Interesse betrachtete. Der fremde Name klang etwas wie Joseph. „Herr D."—fragte er mich treuherzig—„ist das der hl. Joseph?" Hätte ich Ja gesagt, so hätte er es geglaubt und in sein Gedenkbüchelchen geschrieben.

Hier sah ich auch die Statue der Frauengestalt mit dem doppelten Gesicht. Von ferne sieht man das freudige, wonnevolle lächelnde Gesicht—bei näherer Betrachtung sieht man aber, daß dieses auf ihrer linken Hand liegt, die sie vor ihr wirkliches Gesicht hält, um das traurige, kummervolle Angesicht zu verbergen. So ist es mit der Sünde, sie tritt dem Menschen im Zauberglanz lächelnd, Glück und Wonne verheißend entgegen, aber wenn sie begangen ist, zeigt sie ihre furchtbare, herzzerreißende Macht und Gewalt. Die falsche Schminke verschwindet, das Sirenengesicht macht dem von Gewissensbissen und Angst zerfurchten Angesicht Platz. Sie ist wie der in Süd-Amerika bekannte „Judasbaum" "Red Bud" genannt von den Indianern, der brilliant blüht noch ehe er Blätter hat und durch seinen blendenden Feuerschein Bienen und andere Insekten zum Besuch des Kelchs seiner Blüthen einladet. Die Bienen meinen den köstlichen Nektar zu finden, saugen aber aus dem verführerischen Kelch ein betäubendes Gift, das ihnen bald den Tod bringt.—Dieses „Doppelgesicht" ist aber auch ein schlagendes Bild von jenen Doppelmenschen, die in ihrer Erscheinung und in ihren Worten erbärmliche Doppelgänger sind. Der einen Klasse mangelt der moralische Muth und die echte Ehrlichkeit ihren Mitmenschen, Mitbrüdern, offen und frei zu sagen, was sie von ihnen halten, daher schleichen sie im Finstern, stechen heimlich, raunen Dem und Jenem ihre Ansicht ins Ohr, werden zu giftigen Ohrenbläsern, legen Feuer rings um einen Menschen, während sie dem Betreffenden freundlich, lächelnd entgegen kommen. Sie entschuldigen ihr falsches Gesicht und Handeln mit der Bemerkung, es sei ihnen nicht gegeben Jedermann unter vier Augen zu sagen, was sie von ihm halten. Diese Grundangabe möchte das Schweigen mildern, kann aber nimmermehr das Reden von Jemand zu einem Andern mildern noch entschuldigen. Oft liegt einem solchen doppelgängerischen Verfahren Ehrgeiz zu Grunde, solche befürchten durch offenes Verhalten Einfluß und Ansehen zu verlieren. Sie können es nicht ertragen, wenn ihnen Jemand ehrlich die Meinung sagt, das grollt und nagt in ihnen furchtbar, es ist in ihren Augen unverzeihlich, sogar vermessen und so meinen sie, Andere seien auch so. Eine andere Klasse ist doppelzüngig und doppelgängerisch aus reiner Bosheit. Sie lieben es, Andere herunterzureißen, das Ansehn, der Einfluß des Freundes oder Genossen wurmt sie, sie be-

trachten sich dadurch geschädigt, benachtheiligt, meinen, Andere ständen ihnen im Sonnenschein, um sich nun aufzuschwingen und zum erwünschten Ansehen zu bringen, wird ein Doppelgesicht angenommen; gegen den oder die Betreffenden ist man freundlich, um ihn oder sie sicher zu machen, damit man sein Spiel besser erreichen kann. Bittere Erfahrungen bleiben da nicht aus, sie machen oft ein anderes Gesicht im Verborgenen als im Oeffentlichen.

Die nächste Merkwürdigkeit, die ich besuchte, waren die Ruinen des Tuilerienpalastes, (Tuilerien kommt von Ziegelbrennen, weil dies früher hier geschah,) so weit sie zugänglich waren. Hier wohnte der erste und der dritte Corse. Von hier floh Ludwig XVI. und nach seiner Flucht wurde das Schloß gestürmt und Alles niedergemetzelt. Allein von der Schweizergarde blieben 800 Mann nebst 26 Officieren, „damit sie nicht eidbrüchig würden," wie auf der Felswand zu Luzern, neben ihren Namen unter dem Thorwaldsen'schen sterbenden Löwen zu lesen ist. In 1830 und 1848 wurde von zügellosen Volkshaufen gräulich gehaust in diesem Schloß, aber am schlimmsten machten es die Communisten im Mai 1871. Als sie einzusehen begannen, daß die Nationaltruppen Sieger werden, beschlossen sie in einer geheimen Sitzung die hervorragendsten Gebäude von Paris niederzubrennen. Mit den Tuilerien wurde der Anfang gemacht: Pulverfässer und brennbare Stoffe mit Petroleum getränkt, wurden in den verschiedenen Räumen aufgehäuft und am 22. und 23. Mai das Feuer angelegt. Die angerichtete Zerstörung war grauenhaft. So hauste die Volk beglückende Commüne.

Der schönste, größte und merkwürdigste Platz ist der „Eintrachtsplatz" (la place de la Concorde) östlich vom Tuileriengarten und westlich von den Elysäischen Feldern begrenzt. Abends bei Gasbeleuchtung hat er einen feenhaften Anblick. Vor hundert Jahren war der Platz noch wüste, damals wurde Ludwig XV. ein Standbild auf demselben errichtet. Am 11. August 1792 wurde auf Befehl der Revolutionshäupter das Bild des Königs entfernt und eingeschmolzen, und das Metall größtentheils zur Prägung von Zwei-Sous-Stücken verwendet. Auf das Fußgestell wurde eine in Farben angemalte Göttin der Freiheit aus Thon gesetzt. Der „Thon" war prophetisch für die neugewonnene Freiheit. Auf diesem „Eintrachtsplatz" mußte am 21. Januar 1793 Ludwig XVI. unter der Guillotine sein Leben aushauchen. Am 17. Juli wurde Charlotte Corday enthauptet, am 2. October Brissot, der Führer der Girondins, nebst 21 seiner Parteigenossen. Am 16. October fiel das Haupt der Königin Marie Antoinette, am 14. November das Haupt des Herzogs von Orleans, am 12. Mai 1794, das der Prinzessin Elisabeth Marie Helene, Schwester Ludwigs XVI. Am 24. März wurde der wilde Herbert mit seinen Anhängern hingerichtet, dann die Anhänger Murat's und die Orleanisten, am 8. April Danton selbst, sammt seinem Anhang; am 16. April die Atheisten Chaumette, Anarcharsis Cloots, die Frauen von Comille Desmoulins, von Herbert und Andere. Am 28. Juli 1794 traf die Reihe Robespierre und Genossen, seinen Bruder, Dumas, St. Just und andere Mitglieder des Wohlfahrtsausschusses; am 29. Juli 70 Mitglieder des Robespierre'schen Werkzeuges, des Gemeinderaths, am 30. Juli zwölf andere Mitglieder desselben. Vom 21. Januar 1793 bis 3. Mai 1795 haben mehr als 2800 Personen hier unter dem Fallbeil geendet. Jedesmal brachte die herrschende Partei ihre schwächeren Gegner unter die Guillotine; die „Sieger" wurden von andern Blutmenschen wieder überwunden und mußten dann ihren hingerichteten Opfern auf dem Blutgerüst folgen. Durch Beschluß wurde Gott und die christliche Religion abgeschafft und in der Gestalt einer Dirne die Göttin der Vernunft verehrt; später schlug man Männern und Frauen wieder die Köpfe ab, weil sie Atheisten waren. Dem Blutmenschen Robespierre jauchzte man zu, als er seine Opfer bei Scharen in den Tod trieb; später wurde er selbst unter den Verwünschungen desselben Pöbels dem Henker übergeben, und das Alles im Namen der Freiheit!

Auf diesem Platz steht der berühmte von Mehemed Ali, Pascha von Egypten, geschenkte „Obelisk von Luqsor." Vor dem großen Tempel des alten Theben, des heutigen Luqsor, standen zwei schöne altegyptische Obelisken. Pascha Ali bot der französischen Regierung als Dank für manche ihm geleistete Dienste einen derselben an. Im Sommer 1831 ging ein Schiff nach Egypten ab, um den kleineren, der beliebt worden war, abzuholen. Die Fortschaffung hatte aber so große Schwierigkeiten, daß das Schiff erst im August 1833 wieder in Cherbourg einlief. Die Aufrichtung selbst konnte erst 1836 bewerkstelligt werden. Die Kosten beliefen sich auf 2 Millionen Franken. Da nun der Obelisk 500,000 Pfund wiegt, so hat der Pariser nicht Unrecht, wenn er meint, jedes Pfund von diesem Stein koste vier Franken. Kein Wunder hat England so lange gezögert, den ihm geschenkten Obelisk nach England zu schiffen; es soll aber jetzt geschehen. Der Obelisk selbst besteht aus einem Stein, schönem röthlichem Granit und hat auf jeder Seite drei senkrechte Reihen vortrefflich erhaltener Hieroglyphen (etwa 1600 hieroglyphische Zeichen), welche den egyptischen König Ramses den Großen (1388–1322 v. Chr.) verherrlichen und seine Regierung preisen.

Westlich vom „Eintrachtsplatz" sind die Elysäischen Felder, der Lustwald der Pariser. Es ist dies ein schöner Park. Wer das Pariser Leben in allen Volksschichten kennen lernen will, der muß die Menschenmenge beobachten, die hier Abends lustwandelt. Man muß aber seine Taschen wohl in Acht nehmen. Wir eilen am Industriepalast vorbei und betrachten uns den berühmten Triumphbogen—(Arc de Triomphe de l'Étoile), der größte unter allen Bauten dieser Art, fast allenthalben in der Umgebung von Paris sichtbar. Er wurde zur Verherrlichung der Siege Napoleons I. errichtet. Die Bildwerke der Ostseite sind, rechts: Abmarsch nach der Grenze im Jahr 1792, darüber als Relief der Tod des am 21. Sept. 1796 bei Altenkirchen gebliebenen Generals Margeau; links Napoleon im Jahr 1810 von der Siegesgöttin gekrönt, darüber oben die Schlacht von Aboukir (1799) und zwar der Augenblick, wo Murat den Pascha von Rumelien gefangen nimmt. An der Westseite rechts: Widerstand des französischen Volks im Jahr 1814, darüber die Brücke von Arcole; links Friede von 1815, darüber Einnahme von Alexandria, Kleber, am Kopf verwundet, zeigt seinen Truppen den Feind. Die Reliefs an den Breitseiten stellen dar, nördlich: Schlacht von Austerlitz, eine etwas verwickelte Gruppe, wobei die Fabel von den in Eis versunkenen russischen Regimentern nicht fehlt; an der Südseite: Schlacht von Jemappes (1792) dabei hinter Dumouriz, ein Angriff des Herzogs von Chartres auf preußische Batterien. Die Siegesgöttinen neben der Bogenwölbung sind getroffen. Am Gesims sind auf Schilden folgende Hauptschlachten namhaft gemacht: Valmy, Jemappes, Fleurus, Montenotte, Lodi, Castiglione, Arcole, Pyramides, Aboukir, Alkmaar, Zürich, Heliopolis, Marengo, Hohenlinden, Ulm, Austerlitz, Jena, Friedland, Sommo-Sierra, Eßling, Wagram, Moskowa, Lützen, Bautzen, Dresden, Hanau, Mont-

mirail, Montereau, Ligny. Namen von Generälen 2c. sind viele angebracht.

Ich habe deßhalb diesen merkwürdigen Triumphbogen so ausführlich beschrieben, weil am 1. März 1871, nach einer Revue von Kaiser Wilhelm bei Longchamp, hier der Einzug der 30,000 Mann starken Abtheilung des deutschen Heeres unter dem Commando des Generals v. Kamecke stattfand, welche die westlichen Theile von Paris (Elysäischen Felder, Trocadero und die Straße am rechten Seineufer), bis zur Annahme der Friedenspräliminarien seitens der Nationalversammlung in Bordeaux (3. März) besetzt hielt. Das ist historische Nemesis. Um diesen Triumphbogen, auf welchem die Franzosen ihre Siege über Deutschland verherrlichen ließen, triumphirten die „deutschen Horden," sangen Jubellieder, spielten die „Wacht am Rhein," lustwandelten in den Elysäischen Feldern, campirten auf dem blutgetränkten „Eintrachtsplatz" und machten es sich im schönen Paris recht gemüthlich, zum Aerger der treuen Pariser. Mit Zinsen hatten sie alle erlittenen, auf dem Triumphbogen verherrlichten Niederlagen den Franken heimbezahlt. Das Unerhörte war geschehen, das „gefeite Paris" war von den „deutschen Vandalen" betreten, ohne aber im mindesten dadurch beschädigt zu werden.

Aus der Häusermasse von Paris tritt am südwestlichen Ende als ein allenthalben sichtbarer Gegenstand die hohe, vergoldete Kuppel des Invaliden-Doms hervor. Er krönt die umfangreichen Gebäude des Hotel des Invalides. Hier ist Raum für 5000 invalide Soldaten. Ein Museum der Artillerie ist auch hier eingerichtet. Viele eroberte Geschütze sind hier zu sehen. Eine österreichische Kanone, in 1580 gegossen, spricht Deutsch in Welschland, sie trägt die Inschrift: „So mein Gesangk im Luft erschallt, manch' Mauren vor mir niederfallt." Zu früh gedichtet. Waffenrüstungen, Waffen u. dgl., sind hier viel zu sehen. Unter der Kuppel des Doms, ist die „Kaisergruft," das Grab Napoleons I., eine oben offene, runde Gruft (Krypta), die Wände von polirten Granitplatten, an den Seiten zehn Marmorreliefs: Herstellung der bürgerlichen Ordnung, Concordat, Verwaltung, Staatsrath, Gesetzbuch, Universität, Oberrechnungskammer, Ermunterung von Handel und Gewerbe, öffentliche Arbeiten, Ehrenlegion; dazwischen Siegestrophäen, auf dem Boden Schlachtennamen. Der Boden dieser Gruft bildet einen Lorbeerkranz aus Mosaik, auf welchem ein, die Gebeine des Kaisers enthaltender Sarcophag aufsteigt, aus einem Block rothbraunen Sandstein von 1350 Centnern gearbeitet, dessen Herbeischaffung vom Ladoga-See in Finnland allein 140,000 Franken gekostet hat. Der Eingang in die Kaisergruft ist hinter dem Hochaltar der alten Kirche. Rechts und links stehen zwei Sarcophage, nur mit den Namen Duroc und Bertrand bezeichnet, beide Großmarschälle des Palastes, Lieblinge des Kaisers. Der erste fiel am 22. Mai 1813 in der Schlacht bei Bautzen, der letztere starb 1844, war des Kaisers Begleiter in allen Feldzügen, auch nach Elba und St. Helena, sowie der Begleiter seiner Asche, die von St. Helena im Jahr 1840 durch den Prinzen von Joinville abgeholt und am 15. December 1840 im Dom der Invaliden beigesetzt wurde. Noch andere Napoleoniten liegen hier begraben. Wird die Asche des Dritten wohl auch noch nach Frankreich übergeführt werden? Das ist meine Ansicht. Die Bonapartisten sind bei den Jesuiten in die Schule gegangen, der Zweck heiligt bei ihnen das Mittel; sie kümmern sich sogar wenig um die Natur des Zwecks, noch der Mittel, wenn sie nur die Herrschaft erlangen. Es ist merkwürdig, wie „unvergeßlich" sich die Napoleoniten gemacht haben; auf Bauten, Kunstmälern 2c. die ihren Namen tragen, stößt man an allen Enden in Paris. Das Volk muß sich ihrer erinnern.

„Verlassen Sie Paris nicht, ehe Sie die ‚Gobelins' betrachtet haben," so sagte mir ein in der Seinestadt wohlbekannter Deutscher. In der südöstlichen Ecke von Paris hat im Jahr 1450 Jean Gobelin eine Färberei errichtet, mit der seine Nachfolger eine Tapetenwirkerei verbanden. Die Gobelinstapeten wurden sehr berühmt, so daß der Staat die Anstalt ankaufte und auf seine Rechnung betreiben ließ. Gewinn erlangte der Staat dadurch nicht, er hat aber die Ehre, eine Anstalt zu besitzen, die in der ganzen Welt nicht ihres Gleichen hat. Nur zur Ausschmückung der königlichen und später kaiserlichen Paläste wurden die Gobelins verwendet, und zu Geschenken an auswärtige Höfe 2c. Etwa 150 Personen mögen hier beschäftigt sein. Der Webestuhl hat mit dem bekannten gewöhnlichen, große Aehnlichkeit. Auf den ausgespannten Fäden ist der kleine Theil des Bildes, der den Arbeiter augenblicklich beschäftigt, mit Kreide in Umrissen gezeichnet. Ihm zur Seite steht das Bild, welches copirt werden soll, vor ihm ein Korb mit Hunderten von Spulen, die mit Wollengarn der verschiedensten Farben bewickelt sind. Des Arbeiters Aufgabe ist nun, die Farben dem Vorbild entsprechend richtig zu wählen und sie an den rechten Ort zu bringen. Die Arbeit erfordert ein kunstgeübtes Auge und große Geduld. Selbst der gewandteste Arbeiter kann in einem Tag nur wenig fertig bringen. An größeren Gemälden arbeitet ein Mann fünf, selbst zehn Jahre, so daß der Preis von 50,000 Franken und mehr für ein einziges Bild nicht auffallend erscheinen kann. Da habe ich Bilder gesehen, die unvergleichlich schön sind. Man meint, es sei nicht möglich, daß der Mensch so kunstvoll wirken könne. Ich wußte nicht, was ich am meisten bewundern sollte, die berühmtesten Gemälde im Louvre, oder die Gobelins. Es sind zwar nur Copien bekannter Gemälde, die man hier erblickt, aber dennoch selbstständige Kunstwerke, ähnlich einer gelungenen Uebersetzung aus einer fremden Sprache. Den mir ertheilten Rath möchte ich Jedermann ertheilen: wer nach Paris kommt, der betrachte die Gobelins.

Ich habe auch den berühmten Kirchhof Père-Lachaise besucht. Hier liegen viele Großen der Welt begraben. Sinnend stand ich am Grabe Abelard's und Heloise. Andere Merkwürdigkeiten muß ich übergehen, es möchte sonst die Leser ermüden. Ich hatte hohe Begriffe von der Pracht der Stadt Paris, meine Erwartungen wurden aber weit übertroffen. Auf Schritt und Tritt nimmt man auch wahr, daß Rom in Frankreich eine große Macht ist. Die Priester treten mit großer Sicherheit auf und geriren sich als Herren des Landes. Die leichtfertigen Franzosen machen sich wohl bisweilen über die Paters lustig, aber wenn sie in die Enge kommen, beugen sich doch wieder Viele vor dem Priester. Die Protestanten haben unter solchen Umständen vieles durchzumachen. Zum Unglück haust noch der Unglaube in ihren Reihen, so daß die erwünschte Einigkeit fehlt. In neuerer Zeit macht sich aber in den protestantischen Kreisen eine große Bewegung bemerkbar, die auf tieferes Eingehen in die Lehren des Heils dringt und Tausenden zum Segen wird. Soll Rom für immer in dem schönen Frankreich herrschen? So mußte ich mich oft fragen; der Herr weiß es. Möge der große Gottessohn und Friedensfürst auch in diesem Lande seine Sache mit starker Hand, siegreich und herrlich hinausführen.

Skizzen von Japan.

Von Ad. Halmhuber mit Originalzeichnungen.

Aus dem Missionsleben.

Die christliche Mission hat in wenigen Ländern der Erde eine so eigenthümliche Geschichte aufzuweisen, als in Japan. Kaum war das Christenthum bekannt geworden, so ward es auch schon wieder unterdrückt, und zwar so vollständig, daß Jahrhunderte lang schon sein bloser Name dem Japaner Schrecken einflößte. Nachdem Japan seit dem Jahr 1271 als ein Art Schlaraffenland mit goldenen Dächern, goldenen Wänden und goldenen Geräthen, mehr als eine Sage als wirklich existirend gekannt und in 1542 von dem Portugiesen Ferdinand Mandey Pinto wirklich entdeckt worden war, floh sieben Jahre später ein angesehener junger Japaner, christlichen Glaubens (so schwach ihnen auch das Licht desselben aufgegangen war,) ihr Leben aushauchten. Dies war das Ende japanisch-christlicher Missionsgeschichte bis zum Jahr 1853, in welchem der gewandte und edle amerikanische Seemann, Commodore Perry, zuerst auf der Insel Lu-tschu und dann in der Bay von Yeddo landete und im Laufe der Zeit einen Handelsvertrag mit Amerika und somit die eigentliche Oeffnung Japans auswirkte. Bald schlossen auch die Engländer, Franzosen, Russen u. s. w. Handelsverträge ab. Aber damit war die Frage, ob das Land nun auch dem Evangelium wieder offen stehe, noch lange nicht gelöst; sie ward aber zu einer, die nun gelöst werden mußte. Man kann sagen, die christen-

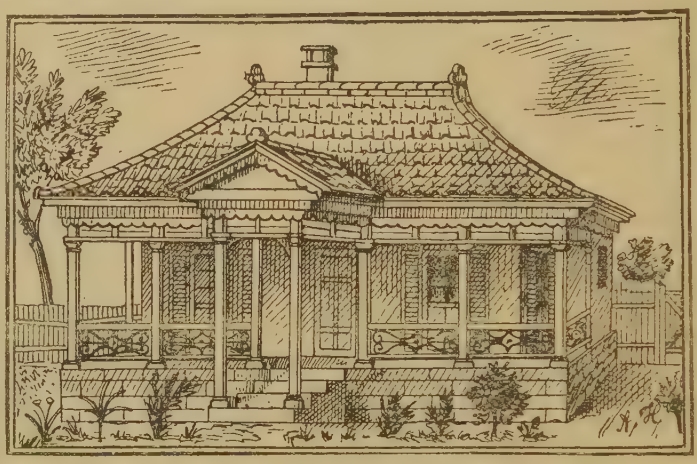
Missionseigenthum der Bischöfl. Meth. Kirche zu Yokohama.

Namens Hanschiro, aus seinem Vaterland nach Goa an der indischen Westküste, woselbst der Hauptsitz der römisch-katholischen Mission war. Dieser Handschiro kehrte bald in Begleitung des bewundernswürdig feurigen und frommen Franz Xavier und etlicher anderer katholischer Missionare nach Japan zurück. Der Erfolg dieser portugiesisch-katholischen Mission war so groß, daß sie nach etlichen Jahren schon Tausende christlicher Eingeborener und viele Kirchen im Lande zählte. Allein ein Schwarm nachfolgender habgieriger, fleischlicher und übermüthiger Mönche und auch Kaufleute zerstörten Xaviers herrliche Aussaat vollständig. Im Jahr 1610 ward vom Kaiser ein furchtbares Edikt gegen die Christen erlassen, wonach „das ganze Geschlecht der Portugiesen mit ihren Müttern, Ammen und was immer zu ihnen gehörte, für ewige Zeiten aus dem Reiche verbannt sein soll," 2c. Im Jahr 1616 wurde dies Edikt durchgeführt und mehr denn 20,000 eingeborene Christen wurden hingerichtet, von welchen viele im Triumph

feindliche Grundanschauung, die das Land 250 Jahre lang mit Feuer und Schwert vom Evangelium frei hielt, und die Furcht vor der christlichen Religion vom politischen Standpunkt aus, ist im Wesentlichen jetzt noch nicht verschwunden. Die bitteren Erfahrungen, die Japan einst machte, haben dafür einen zu tiefen Stachel zurückgelassen; aber durch Gottes gnädige Leitung und eine stille Duldsamkeit der Regierung ist doch viel für die evangelische Mission gewonnen. Missionar um Missionar kommt ins Land, Katholiken und Protestanten errichten ihre Kirchen und predigen ihre Lehre, Bücher und das Buch der Bücher, die Bibel verkünden von Jesu Christo, dem Gekreuzigten. Jung und Alt kommt, sieht, hört und glaubt, und noch sind jene Befürchtungen mancher Kaufleute, als würde dadurch auch der Handel wiederum verdorben, nicht in Erfüllung gegangen. Gott wird es auch verhindern, daß das wahre Evangelium je so etwas verschulden wird.

Doch kann ich mich hier nicht weiter über allgemeine ge-

schichtliche Thatsachen ausbreiten, ich möchte sonst den Kern des Missionslebens unberührt lassen müssen und eben dieser ist es, den ich dem Missionsfreunde am nächsten bringen möchte. Ich wohne in Yokohama, an der Küste der Bay von Yeddo, zwanzig Meilen südlich von dieser Stadt. Hier bin ich natürlich auch am meisten bekannt und über die hiesigen Zustände kann ich durch Augenschein das Zuverlässigste schreiben. In Tokio ist eine Anzahl Missionare von Skitschi aus, wo sie ungehindert wohnen können, thätig; auch in Nagasaki und Osaka im Süden und Hakodate im Norden sind Solche; am meisten sind aber in Yokohama. Diese Thatsache ist leicht erklärlich. Die Mehrzahl der Missionare Japans sind von amerikanischen Missionsgesellschaften gesandt und haben deßhalb Yokohama als ersten und einzigen Landungsplatz. Haben sie nun nicht schon Brüder ihrer Kirche hier, die sich orientirt und einen Platz für sie auserlesen haben, so ist nichts natürlicher, als daß sich die Fremdlinge zunächst einmal hier niederlassen und sich mit Volk und Sprache vertraut machen. Können sie dann nachher ein Arbeitsfeld in und um Yokohama öffnen, so ist es wiederum sehr natürlich, daß sie bei der großen Beschränkung der Wohnplätze und der Schwerfälligkeit u. Kostspieligkeit eines Umzugs ihr Bleiben dem letzteren vorziehen. Der nächste Weg ist jedenfalls nach Tokio; aber eben darum, wenn das Wohnen außerhalb dem Fremdenstadtheil nicht erlaubt wird, ist die Verbesserung der Aussicht auf umfangreicheres Wirken auch nicht groß.



Mein Heim.

Hier sind etwa fünfundzwanzig Missionare, darunter etliche weibliche, thätig. Sie sind von Baptisten-, Methodisten-, holländisch-reformirten-, englisch-hochkirchlichen-, römisch-katholischen-, russisch-katholischen- und anderen Missionsbehörden gesandt und zählen sich meist zu zwei oder drei zu derselben Kirche. Die katholischen Missionen erfreuen sich unzweifelhaft des besten Erfolges. Sie haben großartige Gebäulichkeiten, als Kirchen, Schulen, Pflegeanstalten u. s. w., die von Priestern und Nonnen beaufsichtigt werden. Die Baptisten haben auch eine Kirche und ein Schulhaus, deßgleichen die englische Hochkirche, die holländisch-reformirte Kirche und die Bischöfliche Methodisten-Kirche. Letztere besitzt hier ein besonders geeignetes Kircheneigenthum, denn neben der Kirche und dem Schulhaus hat sie noch zwei große Missionswohnhäuser, in deren jedem die ganze erste Expedition der Evangelischen Gemeinschaft sehr bequem wohnen könnte. Das Bild dieser Missionsgebäude wird der Leser hier beigefügt finden. Versammlungen und Sonntagschulen werden in japanischer Sprache in allen diesen Kirchen gehalten, denn jeder einsichtsvolle Mann wird die Idee, die Japaner das Evangelium durch die englische Sprache zu lehren, gar bald aufgeben.

Da kommt nun ein Missionar herangesteuert. Auf dem Dampfschiff hat er das Geschäft des Ausgehens von seinem Vaterland und seiner Freundschaft vollends abgemacht, und als er nun seinen Fuß auf Japans Boden setzt, dünkts ihn, er sei jetzt im neuen Vaterland, und neue Freundschaft wird sich ja wohl auch erwerben lassen. So passirt er denn durchs Zollhaus, läßt sich und seine Sachen ohne Furcht scharf ansehen, denn er kommt ja nur mit Gedanken des Friedens und folgt dann dem Mann vom Hotel, der so gut war und ihn schon auf dem Schiff bewillkommte; jener gute Mann dachte aber jedenfalls bei dem Neuling gebe es was zu fischen. Wenn er aber gewußt hätte, wie nieder der Barometer von dessen Geldbeutel gerade damals stand, so wäre er vielleicht nicht halb so gut und willig gewesen. Da sieht nun unser Missionar gleich auf dem Weg zum Hotel allerlei Neues, daß er nicht weiß, ob er lachen oder weinen, oder keins von beiden thun soll. Er tröstet sich aber kurzweg, wie auch nachher so manchmal mit dem Gedanken: „Ich bin eben jetzt unter den Heiden.“ Die paar gemüthlichen Tage im Grand-Hotel und das erste Anstaunen der neuen Welt sind bald vorbei, und er sieht sich nun im „eigenen Haus“, das aber mit sammt den Möbeln einem Seecapitän gehört, einquartiert. Der Koch dort hat schon im voraus Fische gekauft und gebacken und das ist ein Glück; denn mit Entsetzen nimmt der Friedensbote jetzt wahr, daß die Leute dieses Landes ihre Gedanken in solchem Kauderwelsch ausdrücken, daß er rein nichts davon versteht. Er hat vorher gedacht, er wisse wohl, wie man sich artigerweise aussprechen müsse, aber so etwas hat er doch noch nicht gehört. Er ist jedoch gleich entschlossen, der Sache auf den Grund zu kommen und es sich nicht lange nachsagen zu lassen, daß ein japanischer Koch mehr wisse als er. Er kauft sich Bücher und studirt und studirt, ja studirt mit seinem Lehrer Tag für Tag und Monat für Monat, daß es nun schon sechs Monate lang so ist, und immer noch versteht der Koch die Sache besser als er. Da solls nun Jemand leugnen, daß ein Missionar, der zu den Heiden geht, viel Geduld brauche!

Kaum fühlt er nun über diesen ersten Zusammenstoß etwas besser, so heißt's, er müsse ausziehen, mutterseelenallein ausziehen und sich nach einem andern Hause umsehen. Er fügt sich ins Unvermeidliche und ist so glücklich, ein anderes Heim zu finden, d. h. ein Haus, aber nichts darin. (s. Bild.) Er eilt zum Schreiner, daß er ihm Möbel mache, wandert Tage lang in den Kaufläden der Japaner umher, macht da praktische Sprachstudien, kauft seine sieben Sachen zusammen, miethet sich einen Koch und dessen Frau zur Bedienung, und weil ihm kürzlich sein Lehrer entlaufen ist, einen Andern und siehe—eines Morgens ist Zimmer und Küche in Ordnung, und er kann einmal wieder ein Frühstück „ohne Sorgen“ verzehren.

Da hätte denn unser Missionar beinahe vergessen, daß er unter den Heiden ist; es hat aber keine Gefahr für das, da

sorgen die Heiden schon dafür. Sein Lehrer hat ihm gesagt, er sei ein lediger Mann und habe nur noch eine Mutter in Tokio; er hat ihm deßhalb ein nettes Zimmer in seinem eigenen Hause angewiesen. Nach 14 Tagen bittet der Lehrer um Urlaub auf einen Nachmittag und sagt so etwas, als ob er seine Mutter nach Yokohama holen wolle. Der gute Mann kommt aber zwei Tage lang nicht mehr, und als er endlich kommt, bringt er nicht seine Mutter, an deren Statt aber eine Frau mit. Dazu kommt er sofort ganz getrost in des Missionars Studirzimmer, sagt, er habe sich jetzt eine Frau mitgebracht und es wäre ihm sehr erwünscht, wenn sie nun mit ihm da im Hause wohnen könne. Da soll Einem nun die Geduld nicht ausgehen?! Nein, das geht nicht, der Lehrer sammt seiner Frau muß jetzt aus dem Haus, das ist ausgemacht. Aber da hinten neben des Kochs Wohnung ist ein Pferdestall, so schön als die meisten japanischen Häuser, das gibt eine Lehrerwohnung. Der Zimmermann wird gerufen, den Boden inwendig zwei Fuß zu erhöhen und eine Decke von Bambusrohr herzustellen; denn der Japaner, wenn er in sein Haus geht, will die Schuhe abwerfen und einen Schritt machen von zwei Fuß hoch, sonst meint er, er sei nicht daheim. Der Tapezierer klebt geschwind Papier über die Bretterwände, der Lehrer ordnet seine Papierthüren und siehe—er zieht jetzt bereits ein in seine wirklich nette Wohnung. So ist denn abermals eine Zeit der Ruhe eingetreten; der Missionar hat aber nicht den Eindruck, als ob es die ewige Ruhe des Volkes Gottes sei, daher wird er später wohl noch mehr zu erzählen haben.

Sarah Martin, die Kleidermacherin von Yarmouth.

Von Paulina.

(Fortsetzung.)

Die große prachtvolle St. Nickolaus Kirche wurde dem Schutzpatron der seefahrenden Mannschaft geweiht. Weit her vom Meere kann seine hohe Thurmesspitze gesehen werden, und ist ein Gegenstand von allgemeinem Interesse unter den vielen Matrosen, die jährlich im Hafen Yarmouth's landen. Sie steht in einem großen Friedhofe, zu welchem man durch zierliche eiserne Gitterthore eingeht.

Das Innere dieser Kirche ist sehr imposant und überwältigend; nichts fehlt um einen Eindruck der Schönheit, Kunst und Erhabenheit zu machen. Prächtige Pfeiler, Monumente und künstlich bemalte Fenster sprechen zu dem jetzigen Geschlecht, wie einst zu vergangenen Generationen.

Eine gewisse Bitte der Litanei, welche wöchentlich innerhalb dieser Mauern widerhallte, fand ein besonderes Echo in Sarah's mitleidsvollem Herzen. Als der weißgekleidete Priester betete: „Hab Erbarmen mit allen Sträflingen und Gefangenen," und sie mit der Menge einstimmte: „Wir bitten dich, erhöre uns, o Herr," wanderten ihre Gedanken zu den Sträflingen und Gefangenen, und in ihrer Seele befestigte sich der Entschluß mehr und mehr, hinfort ihr Leben der praktischen Ausübung dieses Erbarmens zu widmen, denn, sprach sie zu sich selbst: „muß nicht der Herr durch menschliche Werkzeuge diese versunkenen Menschen erreichen."

Durch dieses Erbarmen inspirirt, verließ sie die Vorhöfe von St. Nickolaus. Von den Dingen, die Augen, Ohr und Herz ergötzten, machte sie ihren Weg zu dem in schmerzlichem Contraste stehenden Zuchthaus. Sie hatte jetzt freien Eintritt, konnte kommen und gehen, wie und wann sie wollte.

„Die Gefangenen sollen wissen, daß es Sonntag ist," sagte sie wieder leise vor sich hin, „ich will versuchen einen Gottesdienst mit ihnen zu halten. O Herr, hilf mir, o Herr, laß es gelingen!"

Sie fand keinen Widerstand. Bald war sie umringt von einer Versammlung deren Gleichen zu den Seltenheiten gehörte. Sie hatte sich mit Bibel, Psalter und Predigtbuch versehen. Ihre Absicht war, die Predigt von einem der Männer vorlesen zu lassen, weil sich aber so Wenige vorfanden, die ordentlich lesen konnten, sah sie sich genöthigt es selbst zu thun. Alles ging vortrefflich von Statten. Die rohsten Wildlinge horchten aufmerksam auf das Lesen heiliger Schrift und dann auf das Wort der Predigt. Am Ende richtete Sarah noch ein einfaches, herzliches Gebet für ihre Zuhörer zu Gott dem Vater Aller empor.

Dieses war früh am Nachmittag, Abends hielt sie dieselbe Andacht mit den weiblichen Sträflingen.

Etliche Jahre später schrieb Capitän Williams, Gefängnißinspektor, Folgendes in seinen Bericht, welches auch seinen Weg in die Zeitungen Englands fand:

„Sonntag den 29. November 1835. Heute ging ich im Gefängniß zur Kirche. Eine kleine Frauensperson aus der Stadt fungirte. Mit melodischer Stimme, und mit deutlicher und reiner Aussprache sang sie die Liturgie der englischen Hochkirche. Zwei Psalmen wurden sehr schön gesungen, schöner hörte ich noch in keiner Kirche singen, wenigstens gefiel es mir nicht besser, und dann las sie eine Predigt von ihr selbst geschrieben, die ganz dem Zustande ihrer Zuhörer angemessen war. Während der Predigt nahm ich die beste Ordnung wahr. Mit stiller Aufmerksamkeit hörten die Gefangenen andächtig zu und es wurden zusehends die besten Eindrücke auf sie gemacht. Diesen Abend hielt sie einen ähnlichen Gottesdienst mit den Weibern. Dieses ist wahrlich etwas Neues unter der Sonne in Yarmouth, aber es gefällt mir. Wie besänftigend ist solcher Einfluß auf die leidenschaftlichen Menschen, es hätte schon längst etwas Derartiges geschehen sollen."

So wie die Kinder der Welt in ihrem Wettlauf um Reichthum und Ehre es allmälig weiter bringen, als sie im Anfang hofften oder glaubten, so machte auch Sarah nach und nach bedeutende Fortschritte in ihren Sonntagsübungen unter den Gefangenen. Der Starke in Israel war mit ihr, und das Werk entfaltete sich ganz herrlich und erfreuend unter ihren Händen. Voller Sanftmuth und Demuth, voller Selbstverleugnung und mit unermüdetem Fleiße schritt sie in ihrem angewiesenen Pfade vorwärts. Zwölf Jahre, von 1820 bis 1832 las sie in ihren Versammlungen gedruckte Predigten, die Produkte großer Männer vor; aber sie war nie völlig zufrieden damit. Sie wollten nicht recht passen. Ihre Zuhörerschaft war eben so verschieden von jeder Andern, daß auch um dem Zweck recht zu entsprechen, die Predigten verschieden sein sollten. Von diesem Gedanken wurde sie ganz beseelt, sie hatte keine Ruhe mehr, bis sie daran ging und ihre Predigten selbst schrieb. Sie wußte den Zustand eines jeden ganz genau und richtete ihre Anrede darnach ein, und obgleich dem Vortrag der Glanz und die Feinheit des mehr geübten Dekans mangelte

so ersetzte die Herzlichkeit, die praktische Angemessenheit, dieses Alles doppelt.

Fünf Jahre verfolgte sie diesen Plan und hatte Ursache mit dem Erfolg vollkommen zufrieden zu sein. Sarah's himmlischer Wandel voller Gehorsam und Thätigkeit machte sie sehr empfänglich für die Eindrücke des heiligen Geistes. In den letzten sechs Jahren ihrer Wirksamkeit kam sie zu der Ueberzeugung, daß eine freie Ansprache an ihre Versammlung aus der Fülle ihres Herzens, einfach, klar und warm, der allergeeignetste Weg sei, ihnen Gutes zu thun.

Dem himmlischen Führer folgend und auf das himmlische Vorbild sehend, machte sie den Versuch. Nie zuvor war sie ihrer Kraft bewußt, nie zuvor war sie so selig in der Erfüllung dieser Pflicht. Sie konnte jetzt ihren theuer gewordenen Zuhörern während des Redens in die Augen blicken und jede Schattirung des Eindrucks wahrnehmen, den sie auf dieselbigen machte.

„Gott half mir," schrieb sie einfach in ihr Tagebuch, „daß ich meine Zuhörer aus freier Hand, ohne welches Geschriebene anzureden im Stande war." Drei Punkte machte sie in ihren Vorträgen besonders klar. Erstens, das Verhältniß zwischen Sünde und Strafe, von welchem sie Alle Zeugen waren. Zweitens, das Verhältniß zwischen Frömmigkeit, Heil und Segen und drittens ermahnte sie ihre Zuhörerschaft, doch ja dieses Segens noch theilhaftig zu werden. Sie ermunterte sie auch durch Buße und Glauben zu ihres Vaters Haus zurück zu kehren, sie zu gleicher Zeit versichernd, kraft der herrlichen Verheißungen aus dem Buche in ihrer Hand, daß Jeden dort eine gnädige Aufnahme erwarte. Diese dringenden Einladungen ergingen nicht umsonst, wie Viele, die ein neues Gott geweihtes Leben in der Gefangenschaft anfingen, bestätigen konnten.

„That Miß Martin nichts außerhalb des Zuchthauses?" unterbrach mich hier Bertha.

O ja Theure. In der großen stolzen Kirche sitzen zwei Abende aus der Woche vierzig bis fünfzig arme Fabrikmädchen. Mit dem Gepräge ernsten Studiums auf den jungen Gesichtern, beschauen sie ihre offenen Bibeln und dann die holde Lehrerin, die vor ihnen stand. Wer diese Lehrerin war, ist leicht zu errathen. Andere Lehrer aus der Stadt standen um sie her, um ihren Schatz der biblischen Wissenschaft durch die Exegese dieses einfachen Weibes zu bereichern.

Auch zu diesem Amt war Sarah sehr geeignet. Sie wußte was sie sprach. Etliche Mal jedes Jahr las sie betend, forschend die Bibel durch. Sie war mit derselben ganz durchdrungen. Das Geschichtliche, die Verheißungen, Tröstungen, sowie die Drohungen der heiligen Schrift waren immer zum Gebrauch bereit, und gleich der Prinzessin im Mährchen, ergoß sich von ihren Lippen ein beständiges Träufeln von kostbaren Perlen. Sie war jetzt nicht mehr verzagt. Der Engel hatte ihre Lippen mit der glühenden Kohle vom Altare berührt. Sie war mit dem Geist getauft—ein auserkornes Werkzeug in der Hand ihres himmlischen Lehrers. Ehe sie diese Klasse übernahm, hatte sie die Aufsicht einer großen Schule im Arbeitshaus, welche sie jetzt genöthigt war, andern Händen zu übergeben.

Herr Inspektor Williams, von dem ich schon Erwähnung that, beehrte ihr Andenken mit folgendem wohlverdientem Lob:

„Ihre einfache, unanmaßende Frömmigkeit, ihre ernste und völlige Hingabe, ihr rastloses Bestreben die Unterdrückten zu trösten, die Versunkenen zu erretten, ihre Sanftmuth, ihre Geduld, ihre Liebe, die keine Undankbarkeit vermochte zu kühlen, stellen sie dar, als einen idealen Charakter, solcher Schönheit und Reinheit deßgleichen man wohl in der Einbildung oder im Traume, aber selten in der Wirklichkeit sieht."

(Schluß folgt.)

Aus der Lebensgeschichte des Elephanten.

Bearbeitet von W. H.

Ein würdiger Sprößling des untergegangenen Riesengeschlechts seiner vorsündfluthlichen Ahnen, ist der Elephant. Gegen ihn ist der Löwe, der König der Thiere, schwach und klein, etwa wie ein Hund mit dem Ochsen verglichen. Mit seinem Rüssel zieht der Elephant nicht weniger als anderthalb Centner Wasser auf und schleudert es zehn Fuß in die Höhe. Wenn das Kameel als das stärkste Lastthier die schwere Last von zwölf Centnern zu tragen vermag, so nimmt der Elephant vierzig Centner auf seinen Rücken. Das Gewicht seines Körpers kommt dem von fünfzig Menschen gleich, denn er erreicht die enorme Zahl von achttausend Pfund.

Das Wunderbarste an dem Elephanten ist sein Rüssel. Dieser ist eine verlängerte Nase: ein doppelter Schlauch, welchen er verlängern, verkürzen und nach allen Richtungen hin biegen kann. Der Arm des stärksten Mannes ist schwach gegen diesen Elephantenarm. Und eben derselbe ist wieder die zarteste, feinste Hand, die sich nur denken läßt, fähig, die kleinsten Geldstücke, und zwar mehrere zugleich von der Erde aufzuheben, Knoten zu lösen, Thürschlüssel umzudrehen, die Drehorgel zu spielen, den dampfenden Theekessel zu tragen (s. Bild) und Blumen zu pflücken, denn der Rüssel endigt in einer fingerähnlichen Spitze, die noch biegsamer ist, als der menschliche Finger und eben so fein zu tasten versteht, als dieser. Ja noch mehr, dieser Finger kann auch riechen, denn in der Mitte ist eine Oeffnung auf deren Grund man die beiden Nasenlöcher sieht, so daß man mit Recht zu sagen pflegt, der Elephant habe seine Nase in der Hand. Und diese Nase ist so fein, daß das Thier aus einer Gesellschaft sogleich diejenige Person herausfindet, die etwas für dasselbe in der Tasche hat.

Die vier Beine des Elephanten stehen wie vier dicke, mächtige Säulen, auf denen das schwere Gebäude des Riesenleibes ruht. Plump und steif können sie nur zerstampfen und zerschmettern was ihnen unter die Füße kommt. Das Maul des Elephanten liegt so tief im untern Theil des Kopfes, daß es ein Theil der Brust zu sein scheint. Das Thier würde vergebens sich anstrengen damit auf die Erde zu reichen, um sein Futter zu ergreifen, denn der Hals, auf dem der Kopf sitzt, ist so kurz, steif und dick, daß er sich gar nicht biegen läßt. Der Rüssel aber pflückt das Gras, wie er das Laub von den Bäumen reißt; er schöpft das Wasser und spritzt es in den Mund. Sind die Elephanten heiß und durstig, so ziehen sie Wasser in den Rüssel und bespritzen alle Theile ihres Körpers damit. Setzen sich Insekten in die Falten und weicheren Stellen der Haut, so ziehen sie wohl letztere zusammen, um die Fliegen zu

erdrücken, schlagen dann mit dem Schwanze, den Ohren und dem Rüssel nach ihnen; wird die Plage ärger, so brechen sie mit dem Rüssel Zweige von den Bäumen, um die lästigen Gäste zu verjagen, oder bereiten lange Strohbüschel, um damit zu wedeln; hilft jedoch das Alles nicht, so sammeln sie eine Menge Staub in den Rüssel und bedecken alle empfindlichen Stellen damit, welches sie, klug genug, besonders dann thun, wenn sie sich gebadet haben. Was wäre der Elephant ohne seinen Rüssel? Bei all seiner Stärke ein schwaches Thier, bei all seiner Klugheit ungeschickt—er müßte verhungern verdürsten, könnte gar nicht leben.

Der Elephant als Kochgehülfe.

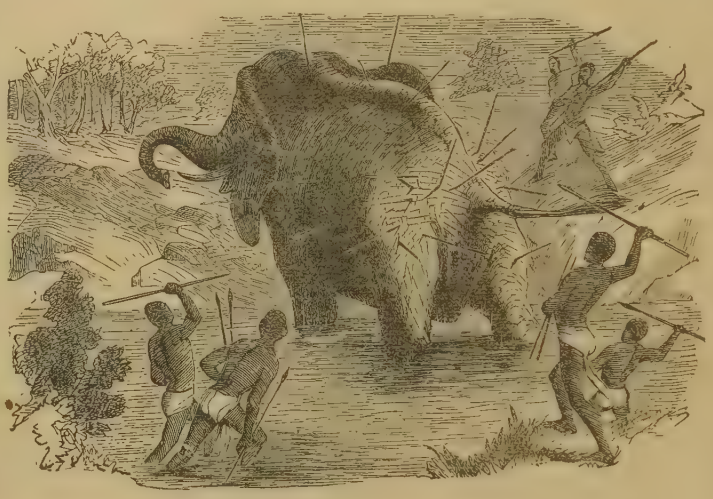
Vermöge seiner hohen Beine kann der Elephant doch seine große, plumpe Masse sehr schnell fortbewegen, so daß sein gewöhnlicher Gang dem Trabe des Pferdes gleichkommt, sein Trab aber noch schneller ist, als der Galopp des schnellsten Pferdes. Der Mensch, den er augenblicklich im Laufe einholt, könnte ihm nicht entrinnen, wenn das Thier seine Körpermasse so schnell seitwärts und rückwärts wenden könnte, als es sie vorwärts bewegt; so aber entkommt man ihm bei geschickten Wendungen. Er ist auch ein sehr guter Schwimmer, und trägt große Lasten glücklich über einen Strom, wobei er, um Luft zu schöpfen, seinen Rüssel in die Höhe hält.

Die schönsten, größten und gescheidtsten Elephanten sollen im hinter-indischen Reich Cochinchina und auf der Insel Ceylon zu finden sein. Auf dieser Insel, wo die Natur ihr reiches Füllhorn der üppigsten Pracht ausgeschüttet hat, wo die Rinden der Bäume kostbares Gewürz sind, wo die majestätischen Palmen himmelhoch auffstreben, wo die Abgottsschlange furchtbar prächtig im hellen Sonnenschein sich sonnt: da gelangt auch das größte Landthier zur größten Macht und Pracht. Eine Elephantenjagd auf Ceylon, bietet ein Schauspiel, wie deren wenige auf Erden zu finden sein möchten. „Eines Tages," so erzählt ein Augenzeuge, „war ich mit Major Rogers, einem der kühnsten Elephantenjäger auf Ceylon in der Verfolgung von Elephanten begriffen. Plötzlich kracht es links und rechts, hinter uns Trompetenton (der Angstruf des Elephanten), und vor uns wühlte schon der Kopf eines mächtigen Thiers durch das dichte Gebüsch; wir standen auf einem glatten, nur wenig über den Boden erhabenen Felsen. Welches Glück, daß gerade der geschickteste Elephantenschütze, Major Rogers, bei uns war. Er sprang mitten zwischen die Elephanten, knallte dem nächsten rechts, bis auf Rüssellänge herantretend, ins Ohr, ebenso rasch mit dem andern Laufe dem zur Linken in die Schläfe. Beide stürzten mit einem dumpfen Gestöhn wie umgeblasen; die andern eilten davon, als sie ihre riesigen Gefährten krachend im Gebüsch versinken sahen, deren Sturz ein Getöse hervorbrachte, wie zwei ferne Kanonenschüsse."

Die Elephantenjagd in Afrika ist schwieriger und fällt kein Thier mit einem Schuß. Livingstone erzählt: „Es war am Zambesiflusse in der Nähe von Moburuma. Meinen Leuten fehlte es an Fleisch und der Anblick eines kleinen Trupps von Elephanten erfüllte sie daher mit Freude. Ihrer Vierzig machten vorderhand mit Geschrei einen Angriff auf die Thiere, welche sich alsbald auf die Flucht machten. Eins fiel in ein tiefes Loch und meine Leute benutzten die Gelegenheit ihre Speere nach ihm zu werfen, ehe es sich aus dem Loche heraus machen konnte. Das Thier blutete aus vielen Wunden, allein—die Leute wagten es nicht, ihm näher zu treten und ihre Speere herauszuziehen, um sie abermals zu werfen, denn ein verwundeter Elephant ist ein gar gefährlicher Feind. So sandten sie nach mir, daß ich mit meiner Büchse nachhelfen solle. Ich näherte mich dem Loche bis auf dreißig Schritte, denn es war

auf der Seite, wo ich stand, eine steile Wand, welche das Thier nicht wohl hinaufklimmen konnte. Um ganz sicher zu zielen, legte ich meine Büchse auf einen Ameisenhaufen auf. Zwölf Mal schoß ich und traf jedesmal, denn hier bei einem solch colossalen Thiere und aus so naher Entfernung konnte von einem Fehlen gar keine Rede sein. Jede meiner Kugeln war vier Loth schwer und riß ein tiefes Loch in den Körper. Aber der Elephant stand immer noch und brüllte wüthend. Ich hatte alle meine Kugeln verschossen und es fing an dunkel zu werden. So wies ich meine Leute an, das Thier ruhig seinem Schicksale zu überlassen, denn bei solchen Wunden war ich sicher, dasselbe den nächsten Tag todt auf dem Platze zu finden. Wie staunten wir aber, als wir Morgens früh uns dem Loche von gestern näherten und keine Spur von einem Elephanten mehr fanden. Möge daher Niemand denken, es sei hier in Afrika auch möglich, wie auf der Insel Ceylon, einen Elephanten mit einem Schusse in die Brust zu tödten."

Die einträglichste und sicherste Jagd ist daher die, daß ihrer Hunderte auf einen Elephanten losgehen. Trotz der großen Uebermacht der Menschen, ist aber auch diese Jagd noch gefährlich genug. Ein Beispiel mag dies anschaulich machen.

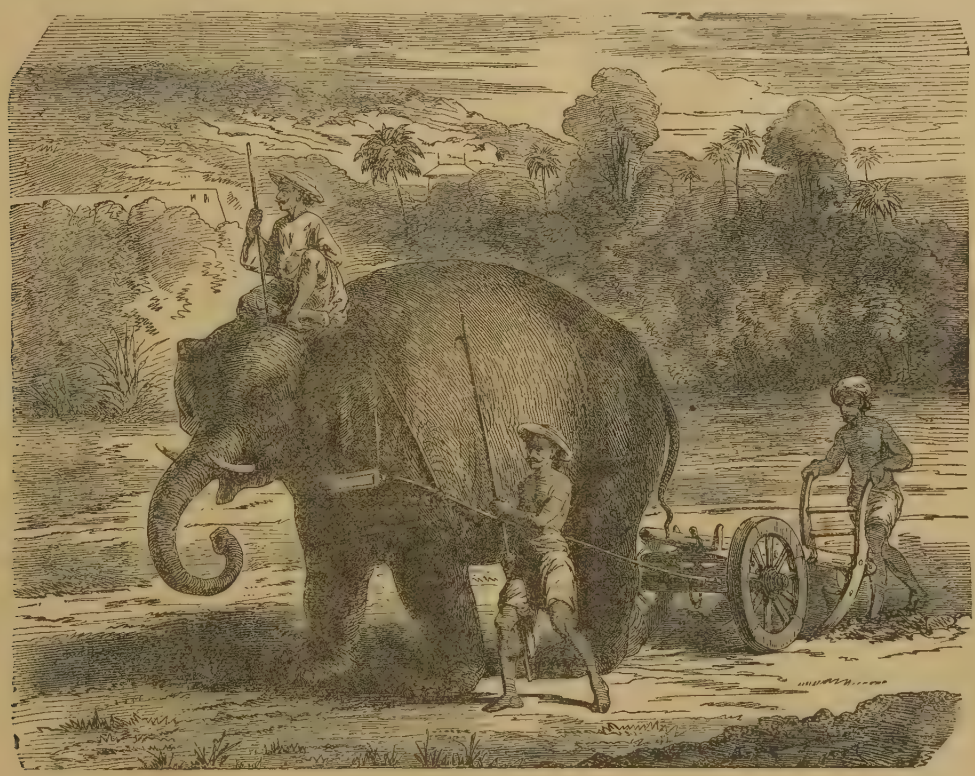


Der Elephant als Flüchtling.

Es war in einem kleinen Seitenthale, abermals in der Nähe des Zambesi. Ein Sumpf lag an einem Ende des Thales, während der andere Theil mit schönen Bäumen und Gras bewachsen war. Ein mächtiger Elephant weidete mit seinen Jungen am Ende des Thales, hart am Sumpfe. Er sah es nicht, daß sein Feind, wohl hundert Mann stark, sich auf der Anhöhe des Thals zu ihm hinzog, um ihm in den Rücken zu kommen. Das Junge mochte etwa zwei Jahre alt sein, und vergnügte sich eine Zeit lang an der Mutter zu saugen. Dann wälzten sich Mutter und Sohn im Schlamm und beschmierten sich über und über mit Koth. Die Alte fächerte sich mit den Ohren, wedelte mit dem langen Schwanze und zeigte augenscheinlich eine große Mutterfreude. Jetzt waren die Jäger mit ihren Vorbereitungen fertig; sie hatten nemlich die Absicht, die beiden Elephanten gegen ein nahes Flüßchen hinzutreiben, welches ein sehr abschüssiges Ufer hatte und hielten daher die drei andern Seiten des Thales besetzt. Nunmehr erhoben sie ein mächtiges Geschrei, um die Elephanten aufmerksam zu machen und sie zur Flucht nach dem Flüßchen hin zu bewegen. In der That spitzten diese alsobald die Ohren und verließen langsam den Ort, wo sie soeben ein Schlammbad genommen hatten. Der Junge rannte vorwärts, dem andern Ende des Thales zu, welches die Jäger bereits besetzt hatten. Sie schreckten ihn durch Geschrei zurück und nun kehrte er schnurstracks zur Mutter wieder, gleichsam Schutz unter ihren Fittigen suchend. Die Alte setzte sich jetzt in Positur, befühlte den Jungen nochmals mit dem Rüssel, um sich zu überzeugen, daß er nicht verwundet sei, und placirte ihn zuletzt auf die Seite, welche vor dem herannahenden Feinde sicher war. Immer näher rückten die Jäger, singend, schreiend, pfeifend. Der alte Elephant setzte sich nunmehr in schnellere Bewegung, behielt aber sein Junges hart an seiner Seite. Er warf einen knurrigen Blick auf die Feinde und dann besah er sich wieder sein Junges. Seine Gefühle waren offenbar getheilt; einmal zog es ihn hin, sich auf seine verwegene Feinde zu stürzen, das andere Mal fühlte er sich wieder, durch die Pflicht, seinen Sprößling zu schützen, zurückgehalten. Die Männer mochten etwa hundert und fünfzig Schritte entfernt sein und blieben auch in dieser Entfernung, bis sich die Elephanten dem Flüßchen mit dem jäh abfallenden Ufer immer mehr näherten. Jetzt hatten diese das Flüßchen erreicht, aber das Hinabsteigen, Uebersetzen und auf der andern Seite wieder Hinaufklimmen kostete sie einige Minuten Zeit, und die Jäger gewannen daher bei schnellem Rennen so viel Raum, daß sie, als sie ebenfalls den Flußuferrand erreicht hatten, nur noch dreißig Schritte von den Elephanten entfernt waren. Nunmehr entsendeten sie ihre Speere mit tödtlicher Sicherheit. Das Junge wurde sofort schwer getroffen und rannte zum Flüßchen zurück, über welches es zuerst gesetzt hatte. Es suchte Kühlung in seinen Wellen und ward durch eine zweite Ladung Speere alsbald getödtet. Auch der alte Elephant war von wenigstens fünfzig Speeren getroffen, welche alle so tief eingedrungen waren, daß sie im Fleische festsaßen. Das Blut strömte massenhaft über die breite Seite herab. Der Elephant also getroffen, kümmerte sich jetzt anscheinend nichts mehr um sein Junges, sondern rannte für sein Leben. Unaufhaltsam setzten ihm die Männer nach, von denen alle zwei oder drei Speere mit sich führten. Er erhielt eine zweite Ladung und nun wurde sein Gang immer langsamer, denn der Blutverlust schwächte ihn. Auf einmal wandte er sich mit einem Wuthschrei gegen seine Angreifer zurück; wahrscheinlich sah er erst jetzt den Verlust seines Sprößlings ein. Mit einem fürchterlichen Gebrüll stürzte er auf die Jäger los; diese aber, in derlei Jagden erfahren, sprangen in einem rechten Winkel auf die Seite und öffneten so dem wuthentbrannten Thiere eine Gasse. Alle blieben unverletzt, nur Einer ward hart gestreift. Abermals wandte sich der Elephant und machte einen heftigen Angriff, und abermals wichen die Männer geschickt aus, was sie leicht konnten, weil das Thier seiner Schwerfälligkeit wegen, seinen Weg immer geradeaus verfolgte und rannten dann neue Speere in die Seiten des bereits Hartgetroffenen. Viermal erneuerte er so den Angriff und wurde immer matter und matter. Jetzt stand er still und erwartete seine Feinde stehenden Fußes, ihnen fest ins Antlitz sehend. Sie hüteten sich

aber wohl, ihm ganz nahe zu kommen, sondern warfen nur fort und fort neue Speere. Noch einmal raffte er sich auf, da strauchelte er über sich selbst, fiel in die Kniee und starb, seine Feinde fixirend, wie ein Held in der Schlacht. Sein Körper war von mehr als zweihundert Speeren durchbohrt, welche sämmtlich in ihm stacken und ihm das Ansehen gaben, als sei er ein ungeheures Stachelschwein mit Speerstacheln von wahrhaft grandiösen Dimensionen. Der Blutverlust muß ein enormer gewesen sein.

Will man in Ceylon die Elephanten behufs der Zähmung einfangen, so werden hiezu mancherlei Vorbereitungen gemacht. Schon sechs bis acht Wochen vor der Jagd wird mitten in einem Kokoswalde ein passender Platz ausgesucht, die Stelle gehörig geebnet, ein Wasserbehälter gegraben und das Ganze mit einem festen Zaun umgeben. In dieses Gehege führen schon einige Tage vorher sämmtliche Teiche und Seen in der Nachbarschaft durch Wachen besetzt gehalten, so sind sie sehr durstig geworden und führen sich um so stärker zu dem Wasserbehälter hingezogen, auf den man sie immer mehr zusammentreibt. Kommen sie an den Eingang des verhängnißvollen Steiges, der nach dem Gehege führt, so bemerken sie bei ihrem natürlichen Scharfsinn sogleich das veränderte Aussehen des Orts und bleiben verdutzt stehen; aber die lärmenden Menschen folgen ihnen hart auf den Fersen und es bleibt keine Zeit übrig zur Ueberlegung. Die von allen Seiten bedrängten Thiere betreten die Steige, und als wollten sie ihre Furcht übertäuben, stürzen sie vorwärts bis mitten in ihr Gefängniß hinein. Sogleich werden ihnen zahme Elephanten nachgeschickt, die sich als Schließer, Gefangenwärter und Zuchtmeister ganz ausgezeichnet benehmen und schlau zu ihren bis dahin



Der Elephant als Ackerknecht.

mehrere Wege; die breiteren für die Elephanten, die schmäleren für die Jäger, welche darin auf das Thier losgehen, sich aber auch zurückziehen können, ohne Gefahr verfolgt zu werden. Das Ganze gewährt den Anblick eines Labyrinthes, das aber, um den Elephanten sicherer zu machen, mit Gebüsch und Aesten bedeckt ist. Nun werden auf Befehl der Obrigkeit sämmtliche Bewohner der Umgegend aufgeboten—Männer, Weiber, Kinder, alle mit Trommeln und ähnlichen Lärminstrumenten versehen.

Die Männer sind außerdem noch mit Feuergewehren versehen, um im Nothfalle den Raubthieren des Waldes die Spitze bieten zu können. Dieser Haufe umzingelt nun lärmend und tobend den Wald von allen Seiten, und setzt sogar in der Nacht seinen Weg bei Fackelschein fort. Die Elephanten werden aufgescheucht und suchen dem Getöse zu entfliehen. Da man freien Brüdern sich gesellen, um ihnen die Anfangsgründe menschlicher Cultur beizubringen. Nun werden sämmtliche Eingänge gesperrt, mit Ausnahme der schmalen, auf denen die in der Elephantenjagd wohlgeübten Eingebornen vordringen, um wo möglich jeden einzelnen Elephanten in die besonderen kleinen Umzäunungen zu treiben, die wie Fächer in der größeren angelegt sind. Hat man diesen Zweck erreicht, so beeilt man sich starke Stricke um Hals und Beine der Gefangenen zu schlingen, wobei die zahmen Elephanten mit ihrem Rüssel die besten Dienste leisten und getreulich mithelfen, die wilden Elephanten aus dem Labyrinth herauszuziehen und an den nächsten starken Baum anzuknüpfen. Will sich der wilde Bruder nicht lenken lassen, schreit und tobt er wie ein ungezogenes Kind, so eilen die wohlerzogenen Geschwister herbei, fallen über ihn her, stoßen und durchprügeln ihn so lange mit dem Rüssel,

bis sie ihn völlig ruhig und nachgiebig gemacht haben. Es dauert auch gar nicht lange, so hat der Wildfang, der von Haus aus kein Dummkopf ist, wohl begriffen, was man von ihm will, Anstand und feine Sitte gelernt.

Ein Pferd mag wohl zwei Reiter tragen, aber es macht ihm doch schon Mühe; der Elephant nimmt mit Leichtigkeit achtundzwanzig Menschen auf seinen Rücken, die sich dort bequem auf einem Tragsessel niederlassen, als säßen sie auf einem Sopha in der Stube. Und was für ein gewaltiges Zugthier. Eine Vierundzwanzigpfünder Kanone, die sechs Pferde kaum fortbringen würden, zieht er ohne Mühe auf den schlechtesten Wegen die Berge hinan. Ein Artillerie-Park mit Elephanten bespannt, das ist ein Anblick, vor dem man Achtung bekommt. Was unsere Bauern mit ihrem Gespann Pferde oder ihrem Joch Ochsen mühsam in einem Tage umpflügen, das pflügt der Elephant in ein paar Stunden. Wenn ein großer Herr mit vier feurigen, schön geschirrten Rossen daherfährt, so sieht das allerdings vornehm und glänzend; aber wenn ein indischer Großer an seinem hochsitzigen Wagen, mit Gold- und Silberschmuck geziert, vier Elephanten anspannt, auf deren Rücken prächtige, mit Gold und Edelsteinen besetzte Schabraken glänzen: so ist das noch vornehmer und herrlicher—man glaubt, nicht ein Mensch, sondern ein Halbgott käme gefahren.

Was weder Kameel, noch Pferd, noch Hund zu thun im Stande sind, das vollbringt der Elephant, welcher die Geschicklichkeit und Gelehrigkeit des Einen, die Energie des Andern, die Ausdauer des Dritten in sich vereinigt und darum Alle übertrifft; er trägt und führt nicht blos die Lasten, sondern er hilft sie selber sich aufladen, indem er niederkniet, wie das Kameel und dann mit seinem Rüssel die Waaren auf den Rücken hebt. Er trägt Tonnen, Ballen und Säcke nicht blos auf dem Rücken, sondern auch auf dem Halse, auf seinen Hauern und selbst im Maule, indem man ihm das Ende eines Seiles reicht, das er mit den Zähnen festhält; dabei ist er so behutsam und vorsichtig, daß er niemals etwas beschädigt, was man ihm anvertraut hat. Er schafft die größten Lasten vom Ufer ins Boot, legt sie dann sanft nieder und bringt sie in die beste Ordnung. Sind viele Sachen auf einander zu häufen, so untersucht er die unten liegenden Sachen mit dem Rüssel, ob sie auch fest liegen, und rollt ein Faß fort, so bringt er es zurück und hebt Steine auf, um dessen Lage zu befestigen. Sperrt sich das Bauholz, das er an einem Seile mit den Stoßzähnen fortschleppt, so läßt er das Seil fallen, hebt das Holz herum oder räumt das Hinderniß aus dem Weg, faßt dann das Seil aufs Neue, und bringt seine Ladung ohne alle menschliche Aufsicht an Ort und Stelle.

Was für ein gewaltiger Kriegsmann der Elephant einst war, wo man den Gebrauch des Feuergewehrs noch nicht kannte, ist aus der Geschichte bekannt. Pyrrhus, König von Epyrus, würde trotz all seiner Kriegskunst die tapfern, sieggewohnten Römer nicht in zwei Schlachten besiegt haben, ohne seine Elephanten. Am Flusse Liris, jetzt Garigliano genannt, stießen die beiden Heere zum ersten Mal auf einander. Lange schwankte der Sieg, denn die Römer standen wie die Mauern, und ihre ungestüme Tapferkeit machte die feine Taktik des Pyrrhus zu Schanden; da endlich führte dieser seine Elephanten in die Schlacht. Wüthend drangen die Ungeheuer mit hölzernen Thürmen auf den Rücken in die feindlichen Reihen; da wurden die Römer, welche nie solche Thiere gesehen hatten, von Angst und Schrecken ergriffen, selbst die Pferde wurden scheu und warfen ihre Reiter ab. Die Verwirrung im römischen Heere war allgemein; was sich nicht durch die Flucht rettete, wurde von den Elephanten zertreten, oder von den Soldaten aus den Thürmen, niedergeschossen. Die zweite Schlacht bei Ascoli in Apulien gewann Pyrrhus abermals mit Hülfe seiner Elephanten. Doch in dem dritten Treffen bei Benevent hatte Pyrrhus bereits vergeblich auf seine Elephanten gerechnet, denn die Römer hatten dagegen ein gutes Mittel erfunden. Mit einem fürchterlichen Geschrei warfen sie brennende Fackeln und Pechkränze unter die Thiere, so daß diese wüthend zurückrannten und das Heer des Pyrrhus selbst in Verwirrung und bald in die Flucht brachten. Der Sieger, Curius Dentatus, hielt dann zu Rom einen glänzenden Triumphzug, in welchem auch vier Elephanten, zur größten Augenweide der Römer, mit aufgeführt wurden.

Der Elephant ist das einzige wilde Thier, das sich gefangen alsbald in sein Schicksal ergibt und in hohem Grade sich zähmen läßt, fest an den Menschen sich anschließt, ihm ein helfender Freund wird—aber niemals in der Gefangenschaft sich fortpflanzt und es hartnäckig verschmäht, seinen Stamm in die Leibeigenschaft der Menschen hinzugeben. Sein Geschlecht gleicht dem freien Volke der Germanen, gegenüber dem klugen, herrschsüchtigen Römer; der einzelne Deutsche konnte es bei widrigem Geschick nicht vermeiden, im Triumph aufgeführt zu werden, oder im Circus mit dem Sclavenschwert zu fechten; in das Unvermeidliche sich fügend, trug er, selbst in Fesseln geschlagen, den Kopf hoch und edel als freier Mann und keine Gefangenschaft vermochte den freien Sinn zu brechen. Und wenn auch einzelne, nach uralter Sitte der Heeresfolge, ihr Schwert an den Beherrscher der Welt vermietheten—das Volk der Germanen blieb frei, und die ihm das verhaßte Joch auflegen wollten, zerstampfte es mit dem Zorn und der Kraft des Elephanten.

Zehn Schreckenstage.

Im Jahre 1861 war die Weizenernte in Californien ganz außerordentlich gesegnet gewesen, und Kaufleute von allen Welttheilen fanden sich ein, die Waare zu verschiffen. Dreißig Schiffe, mit Weizen belastet, waren nach England bestimmt. Auf einem derselben, dem schönen, großen amerikanischen Klipper „David Brown" schiffte ich mich am 11. October 1861 mit meinem vierjährigen Töchterlein und einer Freundin, Frau F., sammt ihren zwei Kindern, nach Liverpool ein. Mein Gatte hatte es bei meiner Kränklichkeit für besser gehalten, mir eine Passage auf diesem schönen, reinlichen Schiffe zu nehmen, als auf einem der überfüllten kleinen Dampfschiffe. Der bittere Abschied war vorüber. Am Ufer standen die theuern Freunde, mein Mann und Bruder, und schauten uns nach, wie unser stattliches Schiff, mit 2000 Tonnen Korn befrachtet, so ruhig und stolz aus dem Hafen segelte. Dort in San Francisco waren freilich Solche, die den Zustand des Schiffes genau kannten; denn auf seiner letzten Reise nach China war es schrecklich mitgenommen worden. Sie hätten uns warnen können.

Kaum waren wir zwei Tage zur See gewesen, als meine Freundin und ich schon bitterlich bereuten, unsere Passage auf einem Segelschiffe genommen zu haben, welches drei Monate

unterwegs sein mußte. Wir fühlten uns so seekrank und unbehaglich, daß wir wie Schulkinder eine Liste der Tage aufsetzten und mit innigem Vergnügen jeden Abend wieder einen strichen. Nach einer Woche mußte das Schiff beigelegt werden, um einen kleinen Leck auszubessern. Der Capitän beachtete es kaum und wir ahnten keine Gefahr. Wieder und immer wieder hatte der Zimmermann mit dem gleichen Leck zu schaffen; allein Niemand schien viel daraus zu machen. Wir hatten herrliches Wetter; das Schiff segelte prächtig, und der Capitän freute sich der raschen, guten Fahrt.

Es war ein heller, sonniger Tag, als wir um das Cap Horn fuhren, und unsere Kinder ergötzten sich sehr an den Kaptauben, die auf unser Schiff flogen. Um den Kleinen einen Spaß zu machen, fing der zweite Officier einen Albatroß, wurde aber dafür vom Capitän streng zurecht. gewiesen und der Vogel sofort ins Meer geworfen; denn ein alter Seemann weiß viel von schlimmen Vorbedeutungen, wenn er es auch nicht ausspricht. Wir fuhren an der Küste von Brasilien so nahe vorbei, daß wir die Lichter von Pernambuco deutlich aufzählen und die Musik am Strande hören konnten. Der Capitän sagte uns, wir würden nun kein Land mehr sehen, bis die niederen langen Ufer von Irland sich zeigten.

In der Nacht vom 4. Januar 1862 waren wir gerade 86 Tage gereist und in 10 weiteren Tagen hofften wir die Heimath zu erreichen. Unsere Kleinen schliefen sanft in der Cajüte; wir waren spät auf dem Verdeck geblieben, hatten den dunkeln, drohenden Himmel und die zornigen Wogen des Meeres angeschaut und die Matrosen eine stürmische Nacht prophezeien hören. An jenem Abend war auf dem Schiff ein Kind geboren worden; wir thaten für die arme Mutter, so viel wir konnten, denn ein Arzt war nicht auf dem Schiff. Unsere Kinder waren von dem Lärm aufgewacht und wir kamen beinahe von Sinnen über ihrem Geschrei. Dazu heulte der Wind immer gräßlicher, und das Schiff rollte, daß wir uns nicht aufrecht halten konnten. Ziemlich angegriffen vom Toben der Wogen und besorgt für die kranke Frau, begaben wir uns endlich zur Ruhe. Meine Tochter schlief so sanft; eine unbestimmte dunkle Ahnung erfüllte mein Herz, als ich mich über sie zu einem Kusse beugte; endlich fiel ich in einen unruhigen Schlaf. Einmal wachte ich auf und sah den Capitän mit der Seekarte in der Hand schnell vorbei gehen. Mein Kind war auch wach und fragte ängstlich: „O Mamma, was ist das für ein Lärm?" Und allerdings war auf dem Verdeck ein schrecklicher Lärm. Wind und Wellen schlugen tobend gegen das Schiff. Doch mein Kind schlief wieder ein und ich auch, als ich plötzlich eine Stimme laut und wiederholt meinen Namen rufen hörte. Ich fuhr auf und sah meine Freundin, am ganzen Leibe zitternd, blaß vor Entsetzen. Meine Zähne schnatterten vor Schrecken, als ich sie fragen wollte, was es denn gebe. „O, wir ertrinken!" schrie sie; „das Schiff geht unter!"—Gatte, Mutter, Brüder, Schwestern standen in jenem gräßlichen Augenblicke wie lebendig vor meiner Seele. Mein Kind, mein einziges Kind schlummerte an meiner Seite. In wilder Todesangst beugte ich mich über die Kleine, denn ich meinte, wir müßten hoffnungslos versinken. Das Kind schlief weiter; ich hielt meinen Athem an und lauschte. Stehen konnte ich nicht, denn das Schiff rollte fürchterlich; und in jedem Augenblick zitterte und krachte es beim Schlag einer tobenden Welle. Frau F. hatte sich mit ihren zwei Kindern in die Hütte des Capitäns begeben. Schnell weckte ich mein Kind, hüllte es in die nächsten besten Kleider und eilte zu meiner Freundin. Das kleine unbedeutende Leck war endlich groß geworden; und mit unglaublicher Schnelligkeit drang das Wasser ein. Zitternd und bebend verharrten wir bis Tagesanbruch unten. Der Capitän hoffte noch, das Schiff zu retten. An drei Pumpen wurde beständig gearbeitet und die schwerste Ladung über Bord geworfen.

Als der Morgen tagte, nahm ich mein Kind und ging aufs Verdeck. Der Sturm hatte etwas nachgelassen. Die See sah schwarz und düster aus; der Schwall der dunkeln Wogen schien unserer Schwachheit zu spotten. Die Matrosen waren die ganze Nacht aufgewesen und arbeiteten noch mit verzweifelter Hast an den Pumpen unter dem Gesang ihrer wildklingenden Melodien, während Andere daran waren, Hunderte und aber Hunderte von Kornsäcken in die schäumende Fluth zu werfen. Daran erst erkannte ich unsere eigentliche Gefahr. Bald rief uns der Capitän Alle in die Cajüte und ermahnte uns zum Essen, da er jede Hoffnung auf Rettung des Schiffes aufgegeben habe und wir nun für die Zeit der Noth alle unsere Kraft zusammen raffen müßten. Umsonst wollte ich mich zwingen, Brod zu essen, während unsere Kinder sich ihr Frühstück schmecken ließen.

Jedes bekam einen großen Sack aus starkem Segeltuch. Der Capitän forderte uns auf, denselben mit unsern wärmsten Kleidungsstücken zu füllen. Beinahe alle meine Habe hatte ich auf dem Schiff, darunter theure Andenken und Bilder meiner Lieben, und ich wußte, daß auch mein Geldverlust bedeutend sein würde. Ganz verwirrt sah ich mich um und füllte meinen Sack mit warmen Halstüchern und wollenen Strümpfen. Da fiel mir ein Päckchen ins Auge, das mir eine Dame in Californien zur Besorgung an ihre Mutter mitgegeben hatte. Dieses packte ich auch noch bei, und sie erhielt es. Dann kleidete ich mich selbst und mein Kind so warm als möglich an, denn ich schauderte schon bei dem Gedanken an die frostigen, nassen Nächte, denen mein Kind, das zarte Tropenpflänzchen, das bisher vor jedem Windhauch geschützt worden war, ausgesetzt sein würde. In wilder Angst schrie ich mit heißen Thränen zu Gott, er möge nur mein Kind verschonen. Und dann wurde es stille in mir, und deutlich sah ich Alles, was um mich her vorging. Natürlich hatte Niemand daran gedacht, das Frühstück abzuräumen; Tassen, Teller, Gläser, Flaschen rollten überall herum und fielen in Scherben auf den Boden. Kinder liefen schreiend hin und her; die Matrosen tranken und fluchten; laut krachten die Planken des Schiffes, und dieses ächzte und keuchte unter der heranbrechenden Wasserlast wie ein Mensch im Todeskampf.

Meine arme Freundin hatte noch besondere Nöthen mit ihren Kindern. Eins davon hatte sich an den Medizinschrank gewagt und aus einem zerbrochenen Calomel-Kölbchen genascht. In der augenblicklichen Verlegenheit gab Jemand dem Buben Lampenöl zu trinken, das als Brechmittel treffliche Dienste leistete, so daß die Queckſilber-Dosis nichts schadete. Der erste Schiffsofficier, auf dessen Geistesgegenwart so viel ankam, hatte sich völlig betrunken; viele der Matrosen folgten seinem Beispiele und taumelten in thierischem Zustande herum, anstatt in der Stunde der Noth zu helfen. Der wackere Capitän that sein Möglichstes, um Ordnung zu halten; er hatte befohlen, die Boote hinunter zu lassen und sie mit den nöthigen Lebensmitteln zu versehen, während er die Schiffspapiere und Seekarten zusammen suchte. Zwei Boote waren beim Hinunterlassen zerschmettert worden, nur noch zwei blieben übrig. Zwei schwache Boote, 700 Stunden vom Lande entfernt, für sieben und vierzig Personen—weichlich erzogene Frauen, hülflose Kinder, betrunkene und verzweifelte Männer!

Der Capitän und der zweite Officier, ein braver Schotte, bewiesen sich als wahre Helden. Mit der Hülfe der mäßigeren Matrosen gelang es ihnen, des Capitäns eigenes Boot niederzulassen und mit Matratzen, Kissen, Teppichen, einem Faß Wasser, Zwieback und den nöthigen Instrumenten zu versehen. Dann wurden wir, Eins ums Andere, an Tauen hinab gelassen. Dazu mußte man aber immer wieder einen ruhigeren Augenblick abwarten; sonst wären wir an der Schiffseite zerschmettert worden. Mein Blut stand still in meinen Adern, während man mein Kind hinunter ließ. Dann folgte ich. Ein schrecklicher Anblick war es, als die arme Frau mit ihrem neugeborenen Kindlein, wie ein Leichnam in einem langen Schlafrock gehüllt, ins Boot hinunter gelassen wurde. Wir Alle meinten, sie und ihr Kind würden den furchtbaren Tag nicht überleben. — Endlich waren wir Alle im Boot, vier Frauen, fünf Kinder, der zweite Officier und sechzehn Matrosen; der Capitän blieb noch auf dem Schiff, bis er die betrunkenen Matrosen, die sich selbst nicht retten konnten, im zweiten Boote untergebracht hatte. Dann kam er zu uns. Wie klein unser Boot an der Seite des großen schönen David Brown aussah! Wir beeilten uns, fortzukommen, denn rings um das sinkende Schiff brausten und schäumten die Fluthen wie ein kochender Strudel. Dort lag es, bereit, von dem Meere verschlungen zu werden, und mit ihm all' mein Hab und Gut. Doch was war das Alles gegenüber dem Kleinod, das ich gerettet in meinen Armen hielt! Die Nacht brach ein mit Donner und Blitz, Wind und Regen; durch und durch naß saß ich vierzehn Stunden lang auf einem schmalen Brette, mein Kind auf dem Schooß, kalt, hoffnungslos die Augen geblendet durch das Salzwasser, das alle Augenblicke hereinspritzte und uns badete. Als der Tag anbrach, sahen Alle einander stumm und muthlos an. In der Ferne erblickten wir das Boot mit den nun wohl nüchtern gewordenen übrigen Matrosen; ein kleiner Punkt auf dem großen Ocean. Drei Tage lang konnten wir es sehen, dann verloren wir es aus dem Gesicht.

Unser Schiffszwieback war, von Salzwasser getränkt, beinahe ungenießbar. Es stellte sich heraus, daß ein Theil des für unser Boot bestimmten Proviants aus Versehen in das andere gelegt worden war; und so mußten wir vom ersten Tage an auf halbe Ration gesetzt werden, ein Gläschen Wasser und ein halber Zwieback täglich für eine Person. Außerdem war etwas Mais und ein wenig eingemachte Erdbeeren da, welches den Damen und Kindern überlassen wurde. Wie die armen Kleinen vor Hunger schrieen! Wie schrecklich für uns Mütter, zuzusehen, wie die feinerzogenen Kinder, Wölfen gleich, über jedes Stück Zwieback herfielen, sich um jeden Schluck Wasser zankten und dabei vor lauter Gier mit ihren Händchen oft noch das kostbare Getränk verschütteten. Mit dem Schrei nach Brod wachten sie des Nachts auf, flehten den ganzen Tag hindurch und schliefen des Abends weinend ein. Es war so gräßlich, daß ich in der Verzweiflung mich gern ins Meer gestürzt hätte, wenn das meinem Kinde einen Bissen Brod hätte verschaffen können.

In den ersten zwei, drei Tagen hofften und späheten wir immer nach einem Schiffe und trösteten einander. Vom Anfang an ließ unser Boot Wasser herein; und beständig lösten sich die Matrosen ab, es mit Kannen auszuschöpfen. Immer saßen oder lagen wir im Salzwasser. In der Nacht wurde uns Frauen und Kindern in der Mitte des Bootes ein sieben Fuß breiter Platz eingeräumt. Da lagen wir von Sonnenuntergang bis Sonnenaufgang zusammen gepackt; den Tag über mußten wir uns irgendwo unterbringen, um den Matrosen das Rudern zu gestatten. Obdachslos, dem Strahl der Sonne ausgesetzt, beinahe wahnsinnig vor Durst, immer mein erschöpftes, weinendes Kind in den Armen, lebensüberdrüssig und hoffnungslos ekelte mir an Allen und an Allem. Stundenlang saß ich ohne irgend welchen Gedanken und starrte in die Fluth hinab. Die ganze Zeit über konnte ich nimmer weinen.

Drei Tage lang hatten wir völlige Windstille. Glühend, erbarmungslos schien die Sonne auf uns herab, und mir däuchte, es wäre eine Lust, sich in das kühle Meer zu werfen und zu sterben, denn ach! das Leben schien fürchterlich. Am dritten Tage starb der Säugling an der Mutter Brust. Wie bitterlich weinte sie, als das Kleine zusehends kälter wurde! Man wickelte es in einen bunten Shawl und warf es über Bord. Aber es war so leicht, daß es nicht untersinken konnte. Stundenlang sahen wir es auf dem stillen Meeresspiegel treiben, bis es endlich im Nu verschwand — die Beute eines hungrigen Haifisches. Jetzt erst begann unser Elend recht, denn von jenem Augenblick an war unser Boot von einer Schar dieser Thiere umringt, so daß die Kinder nicht mehr wie bisher gebadet werden konnten. Jeden Abend erkletterte ein Matrose den Mastbaum, um nach einem Segel auszuspähen; und immer stieg er mit düsterm Gesicht wieder herunter. Wir waren nun in der Gegend, wo plötzliche, schnelle Gewitter an der Tagesordnung sind; da sahen wir denn von ferne die Wolken sich sammeln und mußten still sitzen bleiben, während sie sich über uns entluden, und dann warten, bis wir an der Sonnengluth wieder trockneten. Das geschah wohl sechs bis acht Mal in einem Tage; und Nachts wars noch ärger. Da wir kein frisches Wasser zum Waschen hatten und beständig vom scharfen Salzwasser bespritzt wurden, schmerzte uns bald die Haut am ganzen Leibe, besonders im Gesicht, das ganz wund war. Ach, was ist es doch, von lauter Wasser umringt zu sein, darin zu liegen, davon gebadet zu werden, Ekel bei seinem Anblick zu empfinden, und doch dabei zu lechzen und zu dürsten nach einem frischen Trunk! Als es einst Nachts heftig regnete, legte ich mich mit offenem Munde hin, um Regen aufzufangen, allein unversehens schlug eine Welle herein und goß einen Strom bittern Salzwassers meinen Hals hinunter, daß ich ersticken zu müssen glaubte.

Vor Mattigkeit schlief ich oft ein und erwachte dann mit Schaudern, wenn etwas auf meinem Gesichte lag. Wenn ich dann die Hand darnach ausstreckte, packte ich die nassen, schmutzigen Füße eines Matrosen, der dann mit einem Fluch auffahren konnte. Schrecklich war es, die furchtbaren Flüche zu hören, die die Matrosen fast bei jedem Satze ausstießen.

Am vierten Tage fiel mir ein, daß ich etliche Flaschen Bier mit ins Boot gebracht hatte, und da wir jetzt so durstig und erschöpft waren, wollte ich eine derselben öffnen. Allein nirgends war eine Flasche zu entdecken, obschon wir Alles durchsuchten. Der Capitän gerieth in eine wahre Wuth und schrie: „Wer von meinen Matrosen ist so niederträchtig, so grausam, daß er gewagt hätte, diese armen Frauen ihres Eigenthums zu berauben?“ — Lange erfolgte kein Aufschluß; endlich wurde der Dieb angegeben und der Capitän befahl, ihn über Bord zu werfen, da ein solches Vergehen in gegenwärtiger Nothzeit wohl den Tod verdiene. Nur auf unsere vereinten, dringenden Bitten hin konnte sich endlich der Capitän dazu bewegen lassen, seinen Befehl zurückzunehmen. Der Mann selbst hat uns nie dafür gedankt.

Mit jedem Tage nahmen unsere Qualen zu. Die armen Matrosen, die bei ihrer kargen Kost noch Tag und Nacht schö-

pfen und rudern mußten, sahen gar nicht mehr wie Menschen aus; ihre Gesichter hatten einen so abscheulichen Ausdruck von Heißhunger, daß mir ordentlich grauste, wenn sie ihre gierigen Augen auf uns und den Kindern ruhen ließen. Ein schrecklicher Plan reifte zuletzt unter ihnen. Mehrere von ihnen beschlossen, die Kinder zu schlachten, um sich am Leben zu erhalten. Ihre Blicke aber und einige dumpfe Reden, die sie fallen ließen, machten den Capitän aufmerksam; und er, mit einigen seiner Getreuen, entschlossen sich, die Mordlustigen im Schlafe zu tödten, ehe sie die schauerliche That ausführen könnten. An jenem Abend ging die Sonne in seltener Pracht am Horizonte unter; ich küßte mein holdes Kind, im tiefen Schmerz der Verzweiflung; da flüsterte die Kleine: „Mamma, ich will zu Gott beten!" Sie war erst vier Jahre alt, ein blauäugiges, goldlockiges, liebliches Wesen mit dem unschuldigsten Gesichtchen. Als das kleine Ding inmitten der rohen, wildaussehenden Matrosen niederkniete, seine Händchen faltete und mit gen Himmel gewendetem Angesicht betete: „Bitte, Gott, schicke ein Schiff!" da zum ersten Male schossen mir die heißen Thränen in die Augen; ich schloß sie in meine müden Arme und wir schliefen mit einander den Schlaf der Erschöpfung.

Am Morgen des zehnten Tages erscholl der Ruf: „Ein Segel! ein Segel!" Plötzlich waren die matten, fast leblosen Glieder erstarkt; Alle standen auf—in unserer Hast warfen wir beinahe das Boot um. Was sahen wir? In der Ferne einen kleinen, weißen Punkt, fast unsichtbar am Horizont. Aber nun entstand die Frage: „Wie soll das Schiff uns bemerken?" Wir hatten keine Flagge, keinerlei Nothzeichen. Wie, wenn es an uns vorüber segelte! Unerträglicher Gedanke, die ersehnte Hülfe so nahe und doch unerreichbar! Wir befestigten ein weißes Tuch am Mastbaum und schrieen aus Leibeskräften. Näher und näher kam das Schiff; der Capitän mit seinem Fernrohr erkannte schon die hamburgische Flagge. Warum die Flagge aufgezogen wurde, wenn es uns doch nicht sah, begreife ich nicht. Doch wer und was das Schiff auch gewesen sein mag, es fuhr an uns vorbei.—

Nun schrieen die Kinder, nun starrten die Frauen einander verzweifelnd an, nun wiederhallte die Luft von dumpfen, gräßlichen Flüchen, und die glühenden Wolfsaugen der ausgehungerten Matrosen ruheten auf uns. Wir saßen stundenlang stille, keines sprach ein Wort. Von Gott und Menschen scheinbar verlassen, vom Fieberfrost geschüttelt, sah ich der trostlosen Zukunft ins Auge. Meine Augen waren heiß und stier; das Meer ringsum sah roth, blutig aus. Ich fühlte, daß ich den Verstand verliere; wunderliche Gesänge schwirrten mir im Kopf herum, und doch keine einzige richtige Melodie. Es war ein heißer Tag, ermattet schlief ich ein. Plötzlich weckte mich der Schrei: „Ein Segel! ein Segel!" Dieses Mal mochte ich gar nimmer darnach sehen: aber der Capitän und seine Mannschaft lebten neu auf.

Ja, es war ein Schiff; wieder wurde das Tuch aufgezogen. Ach! wird auch dieses Schiff vorbei fahren?

„Frauen und Kinder auf den Boden gelegt!" commandirte der Capitän,—„wenn sie so viele Leute sieht, wird die Brigg vorbei segeln, wie jenes verwünschte Ding heute morgen."—

Athemlos legten wir uns nieder.

Näher und näher kam das Schiff. Schneller und immer schneller ruderten die hungrigen Matrosen, und zuletzt erscholl der wilde Ruf: „Es hält!" — Ja, dort lag das Schiff still.—

„Schneller gerudert! Frauen und Kinder drunten geblieben!" schrie der Capitän. Und die zarte Stimme meines Töchterleins flüsterte mir ins Ohr: „O Mamma, Gott hat mein Gebet gehört, er hat ein Schiff geschickt."—

Unvergeßlich schön war jener Tag, so hell der Sonnenschein, so blau der Himmel, so glitzernd das Meer, als ob sogar das trügerische Element sich mit uns freute! Endlich waren wir nahe beim Schiff und sahen eine Menge von Menschen, über das Geländer gebeugt, auf uns herabblickend—dunkle, sonnverbrannte Gesichter, denn es waren Spanier, aber voll Barmherzigkeit und Mitgefühl. Eins ums Andere von uns wurde aufs Schiff gezogen; und als unsere Erretter Frauen und Kinder sahen, weinten sie voll Mitleid. Staunend sahen sie uns an; sie verstanden unsere Sprache nicht. Ich aber konnte Spanisch und fiel mit dem Ruf: "Gracias a Dios" (Gott sei Dank) auf dem Verdeck auf meine Kniee nieder. Da drängten sie sich um mich, überschütteten mich mit einer Fluth von Fragen, lachten, weinten und schüttelten uns ein Mal übers andere so herzlich die Hände. Wie waren sie doch so gut! Sie brachten uns Brod und Wein und Wasser—kostbares, lang ersehntes Wasser! Dank sei den edlen Spaniern, vom Capitän an bis auf den kleinen Küchenjungen!

Ja, endlich gerettet, da Niemand mehr auf Rettung hoffte. Sollte das Mutterherz nicht glauben dürfen, daß das Gebet ihres Kindleins zu dem Gnadenstuhl gedrungen ist?

Am Telegraphen.

(Von Hermann Lingg.)

Ich schritt, die Nacht war schon genaht,
So vor mich hin, vertieft in Träume,
Da klang vom Telegraphendraht
Ein Tönen durch die luft'gen Räume.

Vom Zug der Abendluft bewegt
Durchbebte ein melodisch Klingen
Den Leiter, der die Funken hegt,
Der Worte blitzesschnelle Schwingen.

Ha, dacht' ich, spielt so meisterlich
Der Nordwind seine Riesenharfe?
Denn meilenweit erstrecken sich
Die Saiten, die er rührt, der scharfe.

Auf Fittigen des Lichts, zugleich
Mit Noten und Musikbegleitung,
Fliegt durch der Melodien Reich
Der Börsenkurs in seine Zeitung.

Und wenn in Gluth und Aschengrab
Der Menschen Wohnung stürzt zusammen,
So dröhnt es am metallnen Stab
Und ruft um Hülfe durch die Flammen.

Es tönt von naher Wassernoth
Mit Warnungsruf die Welt durchjagend,
Es ruft zu Krankenbett und Tod
Wie mit in Trauertönen klagend.

Und sauft es nicht wie Waffenschall,
Wenn von des Krieges Donnerrollen
Die Flügelboten im Metall
Beschwingte Kunde bringen sollen?

O sprich—die Zeit ist schwül und bang—
Beseeltes Erz, wann tönst du wieder
Durchs Vaterland mit hellem Klang
Als Harfe froher Siegeslieder?

Biblische Pflanzen und Früchte.

Von J. Jauch.

6. Der Maulbeerbaum und seine Frucht.

Der Maulbeerbaum (Morus) ist eine Pflanzengattung der Moraceen. Die Blüthe desselben bildet gleichsam eine walzenförmige Aehre. Wie bei vielen Pflanzen die männliche und weibliche Eigenschaft des Gewächses auf verschiedene Weise hervortritt, so zeigt sich dieselbe auch beim Maulbeerbaum schon in der Blüthe; die männliche Blüthe nemlich ist viertheilig und hat vier Staubgefäße; die weibliche Blüthe besteht aus einem von einer vierblätterigen Blumenhülle eingeschlossenen Fruchtknoten, der mit seinem zweigriffeligen Stengel zu einem Nüßchen auswächst, während die vier Blumenblätter fleischig werden und das besagte Nüßchen als Steinfrucht umgeben. Und diese Steinfrüchte häufen sich zu einer brombeerartigen Frucht, die folglich eine zusammengesetzte, unechte, aber dennoch süß und angenehm schmeckende, weißliche oder schwärzliche Beere (die Maulbeere) bildet.

Es gibt vier besondere Arten des Maulbeerbaumes, die man hauptsächlich nach der Farbe ihrer Frucht benennt und zwar den weißen, den schwarzen, den indischen und den rothen. 1) Der weiße stammt wahrscheinlich aus China, hat sich aber schon längst in verschiedenen Theilen Deutschlands, sowie in den Ver. Staaten eingebürgert und wird von wegen der Seidenzucht cultivirt, verlangt aber zu seinem Gedeihen sorgsame Pflege und gute Düngung. 2) Der schwarze kommt aus Persien. Die Frucht desselben ist süß säuerlich, um welcher man ihn auch vornehmlich cultivirt. 3) Der indische, der in Ostindien und auf den indischen Inseln vorkommt und 4) der rothe; derselbe ist in den Ver. Staaten, von den Neu Englandstaaten weiter westlich und südlich, einheimisch.

Der weiße Maulbeerbaum (Morus rubra) ist von besonderer Bedeutung und Wichtigkeit von wegen der Seidenzucht, weil die verschieden geformten, sehr fleischigen Blätter vorzugsweise die Nahrung der Seidenraupe bilden, von welchem Laube merkwürdiger Weise keine andere Raupe frißt. Ganze Pflanzungen des Maulbeerbaumes, die die Bäume bei Millionen zählen, wurden schon in Deutschland für diesen Industriezweig der Seidenzucht angelegt.

Die Blätter werden vielfach zum Gelbfärben, das etwas gestreifte, feine, harte Holz zu Tischler- und Drechslerarbeiten verwendet.

Die von Luther wiederholt mit Maulbeerbaum übersetzte Pflanze, ist eigentlich der Maulbeerfeigenbaum, auch Sykamore genannt.

7. Der Oelbaum, oder Olivenbaum.

Dies ist ein seit den ältesten Zeiten bekannter schöner Baum Südeuropa's und der Mittelmeerzone überhaupt. Unsere Abbildung stellt Blüthe und Frucht dieses Baumes dar. Er hat, von weitem aus betrachtet, ganz das Aussehen einer graublätterigen Weide. Er ist wegen seiner ölhaltigen Frucht in seinem Heimathlande ein höchst nützlicher Baum. Im wilden Zustande ist er strauchartig, im cultivirten Zustande hingegen ein knorriger Baum etwa vierzig Fuß hoch. Die Blätter sind oben grün, unten silberfarbig, die Blüthe klein, weißlich und unansehnlich. Die dunkelgrüne, pflaumenartige Frucht enthält das berühmte und kostbare Olivenöl, weßwegen der Oelbaum eine sehr wichtige Rolle im Morgenland spielt. „Schon die Taube mit dem Oelblatt im Munde (1. Mos. 8, 12.) ist ein liebliches Vorbild der Botschaft der kommenden Erlösung aus der Sündennoth, welche Botschaft uns der heilige Geist durch das Evangelium bringt."—Mit Bezug auf das Pfropfen des Baumes schreibt Schulz, ein Reisender in Palästina, wie folgt: „In Jerusalem habe ich von Vielen gehört, daß wenn ein zahmer Oelbaum seine Zweige verliert, so holen sie von dem Jordan wilde Oelzweige, propfen dieselben in den zahmen Stamm, und da trägt er gute Früchte." Daher das Bild

und dessen geistliche Anwendung, die Paulus Röm. 11, 17. macht. Bezüglich des Alters wird dasselbe von Manchen bis zu zweitausend Jahren angegeben und man glaubt, daß die jetzt in Gethsemane vorhandenen noch aus der Zeit Christi herstammen, daher ist der Baum ein treffliches Bild des bleibenden Glückes der Frommen, Ps. 52, 10.

Von dem Baum wird fast Alles benutzt. Die kurzgestielten, immergrünen Blätter mit Bitterstoff und Gerbsäure dienen

gleich der bittern Rinde als Fiebermittel oder gegen Scropheln, das dichte Holz eignet sich vortrefflich zu künstlichen Drechslerarbeiten.

Vor Allem aber wird das aus den Oliven bereitete Oel zu mancherlei Gebrauch verwendet. 1) Zur Bereitung von Speisen. 1. Kön. 17. In 4. Mose 11, 8. wird der von den Israeliten aus Manna zubereitete Aschenkuchen an Geschmack dem Oelkuchen verglichen. 2) Zum Brennen in der Lampe. Matth. 25, 3. 3) Als Arzneimittel, Marc. 6, 13., besonders für äußerlichen Gebrauch auf Wunden, Luc. 10, 34. und 4), als Salböl, wovon wir ja zahlreiche Beispiele in der Schrift finden.

8. Der Palmbaum.

„Die Palme," sagt Grube in „Naturbilder," „ist ein Geschenk des Himmels, für das die Bewohner der heißen Zone dem Schöpfer nicht genug danken können, weil sie ihnen noch mehr gibt, als was uns der Roggen und Weizen liefert. Denn die Grasarten, die uns Mehl geben, die Nadelhölzer, die uns Bauholz zu Schiffen, Häusern und Geräthschaften, der Oelbaum, der uns Oel, der Hanf und Flachs, der uns Kleidungsstoffe, die Kohlarten, die uns Gemüse, die Obstarten, die uns ihre Früchte zum Verspeisen geben; das Alles findet sich in der Palme vereinigt, wird durch die Palme allein ersetzt." Ihr schlanker Wuchs, indem ihr Stamm eine Höhe von achtzig Fuß und oft darüber erreicht, ist ein Bild von der geistlichen Wohlgestalt der Braut Christi: — „Deine Länge ist gleich einem Palmbaum," singt Salomo von ihr. Hohel. 7, 7.

Unter den zahlreichen Arten ist hier natürlich vorzüglich von der Dattelpalme des Morgenlandes die Rede. Ein wahrer Lebensbaum ist für den Wüstengürtel Afrika's die Dattelpalme. In Arabien, Egypten und dem Oasendistrikt des sogenannten Dattellandes ernährt dieser segensreiche Baum ganze Familien allein. Die Araber und Mauren würden in ihren sandigen, waldlosen, auf meilenweite Flächen aller Bäume, Sträucher und Kräuter beraubten Ländern, vor Hunger umkommen, wenn ihnen der Schöpfer nicht die Dattelpalme gegeben hätte. Der allweise Schöpfer hat es dabei auch so vortheilhaft eingerichtet, daß die Früchte nicht auf einmal, sondern zu verschiedenen Zeiten reif werden und also die Ernte zwei bis drei Monate dauert, damit die Leute recht lange frische Datteln verzehren können. Von Juli bis September essen die Araber nichts anders als Datteln und auch in der übrigen Jahreszeit bleiben getrocknete Datteln ihre Hauptnahrung. Hier ist die Dattelernte von derselben Wichtigkeit, wie bei uns die Weizenernte, und ihr Mißrathen verursacht immer große Besorgniß. „Was kosten die Datteln zu Mekka?" ist immer die erste Frage des Beduinen, wenn er auf der Straße Reisenden begegnet. Ein Land, das diese Frucht nicht erzeugt, wird von ihm als ein höchst armseliges betrachtet. An das Dasein der Palme ist das Leben ganzer Völkerschaften geknüpft. Die Fruchtbarkeit des Baumes ist auch so groß, daß wenig Bäume hinreichen, eine Familie das ganze Jahr hindurch zu ernähren.

Die Palmblätter sind immer grün, meist herabhängend und zuweilen über 20 Fuß lang, so daß sie wohl die Stelle der

Zweige vertreten können. Sie sind entweder wie eine Feder gebildet, oder wie ein Fächer, d. h. eine Menge schmaler Blättchen breitet sich gleich den Stäben eines Fächers von einem Punkte strahlenförmig aus.

Nicht allein die Frucht, sondern sein dauerhaftes Holz das zum Bauen, die Blätter, die zu Körben und allerlei Flechtwerk, die Fasern der Blätter, die zu Matten, Stricken und Säcken, das sehr schmackhafte Mark der jungen Bäume, das zur Speise benützt wird, fast Alles am Baum ist nützlich verwendbar. Kein Wunder denn, daß dieser herrliche Baum die Ehre erhielt, als Sinnbild des Wohlstandes auf römischen Münzen zu prangen; ja noch mehr, daß ein in der Hitze der Trübsal geübter und dennoch beständig fruchtbringender Christ so trefflich mit dem Palmbaum verglichen wird. Ps. 92, 13.

9. Der Weizen Egyptens.

Ganz eigenthümlich in seiner Art mit fünf bis sieben Aehren auf einem Halm, wie auf der Abbildung zu sehen, war der Weizen nur in Egypten anzutreffen. Egypten wurde auch vor alten Zeiten die Kornkammer der Welt genannt. Pharao's Traum, 1. Mose 41, 5. von den sieben Aehren auf einem Halm, dick und voll, fußt somit auf einer ganz historischen Thatsache. Ueberhaupt war der egyptische Weizen wegen seiner Vorzüglichkeit mit Recht berühmt.

10. Ysop.

Die Ysoppflanze ist ein Halbstrauch aus der Familie der Lippenblüthler, von ungefähr anderthalb Fuß Höhe. Seine Halme und Zweige endigen in aufrechten Blumenspeeren. Diese Blüthe ist dunkelblau, selten weiß, mit zwei großen Staubfäden. Die kleinen spießförmigen und dicht bei einander liegenden Blätter haben ein reiches Aroma (Wohlgeruch) und einen warmen und beißenden Geschmack. Alles an der Pflanze überhaupt ist wohlriechend und besitzt heilsame Arzneikräfte.

Der Ysop ist in Südeuropa und überhaupt in den Ländern des Mittelmeers einheimisch und wächst besonders gern auf Mauern und Felsen. Vor Alters bediente man sich bei den heiligen Besprengungen mit dem Opferblut, des Ysopstengels, wozu er sich wegen seiner dichten, zarten und feinbehaarten Blätter, theils sinnbildlich wegen seiner heilsamen, reinigenden und stärkenden Eigenschaft, sehr gut eignete.

Wenn David in Psalm 51. betet: „Entsündige mich mit Ysop," so hat er damit Bezug auf den Gebrauch der Israeliten bei ihrem Opfercultus, in welchem sie die Asche von der rothen Kuh mit Ysopasche vermengten, 4. Mos. 19, 6. zur Reinigung des Aussatzes. Es diente diese Ceremonie somit als Bild von der Reinigung des Sündenaussatzes durch das Blut Christi.

Der holzige Stengel der Ysoppflanze wurde bei der Kreuzigung Christi von den Kriegsknechten benutzt, um einen mit Essig und Galle getränkten Schwamm an dessen Ende zu stecken und denselben zum Munde des sterbenden Erlösers zu führen.

Aus der Heimath des Magazins - - Nachtrag.

Von W. Horn.

3. Bücherbestellungen.

Mit Bezug auf den Büchervorrath in den Gemeinden und selbst in den Bibliotheken der Prediger sah es in den „Vierziger Jahren" hier zu Lande oft noch sehr mager aus. Es gab wohl freilich Manche, die rühmten sich, daß sie kein Buch hätten oder brauchten als die Bibel, das Gesangbuch und die Kirchenordnung. Doch dieser Ruhm war nicht fein, und—glücklicherweise auch nicht häufig. Ein Prediger, welcher dem Schreiber einmal sagte, er lese nichts als den Kalender, hatte zum guten Glück auch nur eine Kalenderlaufbahn: Als man wieder einen neuen Kalender brauchte, brauchte man ihn nicht mehr. Da galt es nun, dem Büchermangel möglichst abzuhelfen. Aber wie? Eisenbahnen gab es damals noch nicht; die Dampfboote durchfurchten noch nicht die Seen und Ströme wie heute, und die Wege waren bitterschlecht. Selbst wenn man die Bücher an den Canal befördern und dieser Schneckenpost anvertrauen wollte, so mußten dieselben von Neu Berlin aus auf einem weiten und morastigen Wege mit vielen Kosten transportirt werden.

Niemand aber ging dieser Büchermangel mehr zu Herzen, als unserem intelligenten und bildungsfreundlichen Bischof Seybert.—Niemand hatte wohl auch mehr Gelegenheit diesen Mangel so einzusehen, als gerade er auf seinen weiten Reisen im Osten und Westen, und Niemand erhielt mehr Commissionen zur Bücherbeförderung als er, weil er eben in der ganzen Kirche überall herum kam. Er trug freilich immer Bücher mit und fuhrwerkte mit seinem „Braunen" wacker drauf los, um dieselben an Ort und Stelle zu bringen und unter die wißbegierigen Prediger und Laien zu vertheilen, aber was war das unter so Viele? Da reifte in dem Bischof ein heroi-

scher Entschluß. Er wollte dem äußersten Mangel durch eine großartige Bestellung mit einem Male ein Ende machen. Gedacht, gethan! Er übersandte dem Hauptbuchverwalter, C. Hammer, einen Auftrag für 23,725 Bücher, deren Werth sich auf $4,406.25½ bezifferte. Diese Büchermasse vertheilte er dann unter die Vorstehenden Aeltesten auf den verschiedenen Distrikten, welche zu jener Zeit noch Alle verantwortliche Buchverwalter waren—so daß auf jedem Distrikt ein Art Zweiggeschäft bestand. Dieses war die größeste Bücherbestellung, welche jemals, vor oder nach jener Zeit, in der Anstalt eingelaufen ist. Und siehe da, es half; die Bibliotheken der Prediger und die Familien- und Sonntagschulbibliotheken erhielten einen schmucken literarischen Zuschuß. Freilich waren die Bände nicht alle von Centnergewicht, wie die alte Berlenburger-Bibel; aber jeder war ein Buch, oder doch manche ein Büchlein. Die ganze Ladung wog über 2500 Pfund.

Dieser Mühe konnte sich natürlich nur ein Mann unterziehen, der aus eigener Erfahrung den Werth von guten Schriften hatte kennen lernen, welches von Bischof Seybert im vollen Sinne des Wortes gesagt werden konnte. Einen Beweis dafür liefert die große Zahl trefflicher Bände, welche er der Anstaltsbibliothek vermacht hat. Schon mit Bezug darauf kann gesagt werden: „Wie wohl er gestorben ist, so redet er noch." Wie theuer ihm diese Bücher waren, geht auch schon aus der Sorgfalt hervor, mit welcher er gewöhnlich seinen Namen, den Kaufpreis und den Ort, wo er sie kaufte, in feiner Fracturschrift auf das Titelblatt eines jeden Bandes eintrug. Es dürfte für den Leser von Interesse sein, wenn wir hier von den Vielen einige Proben dieser Inschriften mittheilten. In seiner Bibel steht:

„Diese Bibel gehoeret mir, Johannes Seybert."

„Ich habe sie gekauft Anno Domini 1829 für den Preis von 5 Thaler."

Erweis mein Herz, was ist dein Gut
Auf welchem dein Vertrauen ruht!
Von welchem Wege hoffest du,
Daß er dich führ dem Leben zu?
Mein bestes Gut soll Gott allein
In Christo meinem Mittler sein,
Den Lebensweg mir Niemand weist
Nur Gottes Wort und Gottes Geist.

Diese Bibel war die beständige Begleiterin des Bischofs, sie nahm unter allen seinen Büchern die oberste Stelle ein und steckt noch in dem dicken, starken Futteral, welches nöthig war, um das theure Gut vor den Unbilden der unbarmherzigen Stöße zu schützen, welche das Reisepredigerleben mit sich brachte.

Ein anderes Buch trägt die Inschrift:

„Dieses Buch gehoeret mir, Johannes Seybert."

„Geschrieben am Neujahrstag, den 1. January im Jahr 1814. Meines Alters durch Gottes Barmherzigkeit im 23. Jahr."

In „Sturm's Betrachtungen über die Werke Gottes" 2c., steht:

„Dieses Buch gehoeret mir,
Johannes Seybert."

Mein Herz soll Gottes Tempel sein
Ihm sei's auch ganz geweiht.
Ihm gehört es nur allein
In Zeit und Ewigkeit.

Nirgends spricht sich die kindliche Frömmigkeit des Bischofs wohl inniger aus, als gerade in diesen poetischen Originalergüssen. Dieselben sind ein süßes Echo aus dem inneren Heiligthum seines gottgeweihten Herzens.

Während ich so zwischen den Büchern des seligen Bischofs herumkramte, fiel mir auch ein Blatt in die Hände, welches sechsfach zusammengefaltet, zwölf schmale Seiten bildet, auf welchem die Bestellungen Seyberts für das ganze Jahr 1834 sorgfältig und schön in Fracturschrift verzeichnet waren. Es zeigte mir, welche Sorgfalt der Bischof auf die Regelmäßigkeit seiner Bestellungen verwendete und dürfte eine Probe davon hier mitgetheilt, gewiß den Leser freuen.

1834 Junius.

So.	1	Mensch		2	7
	2	Conferenz			4
	3				
	4				2
	5				2
	6			1	
S.	7	Riegel			33
S.	8			2	5
	9	P. Dreher		1	6
	10	Loewengut			34
	11	Js. Mise		1	10
	12	Daniel Los		1	6
	13	J. Klein		1	4
	14	Haefner		1	8
	15	März		2	* 21
	16	Andreas Jaekel		1	10
	17	Antoni Kriebel		1	* 3
	18	Carl Rissi		1	18
	19	Georg Schultz		1	21
	20	Joh. Rosenberger		1 *	18
	21	Philadelphia		1 *	2
	22			3	* 3
	23	Caselberger		1	25
	24	Bertolet		1	25
	25	Herz		1	* 6
	26	Boas		1	8
	27	Georg Reber		1 *	6
	28	Jacob Mise		1 *	12
	29	J. Mise u. Dundor		3	23
	30	J. Miese			
				30	8 326

Da war also Datum, Bestellung, Mondwechsel, Meilenzahl 2c., genau angegeben, und dieses für den ganzen Monat und das ganze Jahr nahe beieinander zur Uebersicht und Aufbewahrung. Was die Sternchen in dem Verzeichniß bezeichnen sollen, kann ich nicht genau sagen; wahrscheinlich aber sind damit Taufhandlungen angemerkt.

Es wird kaum nöthig sein, wegen dieser kleinen Abschweifung vom Gegenstand, den Leser um Entschuldigung zu bitten. Doch wollen wir jetzt, wie der alte Sackmann sagt: „Wedder up usen Text koamen."

Br. J. G. Zinser, welcher in unserer Kirche im Reisepredigerdienst mit Ehren alt und grau geworden ist und heute noch, trotz seinen „Siebzigern", auf der Kanzel seinen Mann stellt, war ebenfalls ein fleißiger Beförderer nützlicher Literatur. Als er einst auf dem Ohio-Distrikt als Vorstehender Aeltester stationirt war, reiste er nach Neu Berlin um Bücher zu kaufen. Wer aber nun so in einem Bücherladen herumstöbert und die goldbetitelten Bände aneinander gereiht stehen sieht, dem thut die Wahl oft wehe. Er kauft das eine Buch und dreht darauf das andere ein dutzend Mal in der Hand herum, bis es ihm

vorkommt wie ein lieber Bekannter, von dem man sich kaum mehr trennen kann, und er denkt: „das sollte ich auch noch haben.“ Auf ähnliche Weise mag es auch dem Bruder Zinser gegangen sein; kurzum, er sammelte und kaufte, bis er endlich für das nette Sümmchen von vierhundert Dollars zusammengelesen hatte, und sich des Sprichwortes erinnernd: „Borgen macht Sorgen,“ zahlte er gleich baar aus. Jetzt kamen aber erst die Schwierigkeiten. Wie sollte er die Masse Bücher transportiren, denn er war auf dem Sattel gen Berlin gereist. Heute würde man einfach sagen: „Schreibt meine Adresse drauf und schafft mir die Geschichte an den Bahnhof.“ Das läßt sich wohl sagen; aber wo keine Eisenbahn ist, ist auch kein Bahnhof, und wo kein Bahnhof ist, hilft's auch nichts, wenn man das sagt. So ein neugebackener „Dampfanbeter“ von heute, würde sich nun hingesetzt und sieben Jahre hinter den Ohren gekratzt haben und wäre zu keinem Entschluß gekommen. Aber Hinsitzen und Aufgeben war die Sache der alten evangelischen Reiseprediger nicht. Was that denn Bruder Zinser in dieser Lage? Ei, das natürlichste Ding von der Welt. Er kaufte ein Fuhrwerk, lud die vierhundert Dollars werth Bücher darauf, spannte seinen Rappen davor und sagte: “Get up,” als ob gar nichts besonders passirt sei. Freilich waren die Wege oft so bodenlos, wie Büchners Affentheorie und wo Brücken sein sollten, waren nur noch die Erinnerungen an diese Gegenstände in der Gestalt einiger holprigen Klötze vorhanden. Oft blieb man fast stecken, oft mußte der Fuhrmann zu Fuß durch den knietiefen Morast waten; aber es ging—wie es eigentlich ging, kann man sich heute fast gar nicht mehr erklären. Einige ganze Wochen lang schleppte der wackere Mann seine kostbare Fracht durch die Schlangenwindungen der Urwaldswege, bis er endlich bei Br. Brecht in Fairfield Co., Ohio, ankam. Hier verkaufte er dann seinen Wagen wieder für dieselbe Summe, welche er in Neu Berlin dafür bezahlt hatte und statt der Zinsen, bekam er ein ganzes Jahr Wartezeit, bis die Zahlung einlief. Die ganze Wegstrecke, welche er zurücklegte, betrug ungefähr fünfhundert Meilen.

Mit diesem wollen wir für heute schließen, um uns bis zum Nächsten auf den Umzug nach Cleveland vorzubereiten. Also dann gehts ans „Musen.“

Echtes Gold.

Von Schwarzwälder.

Man muß es heutzutage sehr oft hören, die Leute wären nicht mehr wie früher; die Reichen nicht im Geben und die Armen nicht in Dankbarkeit. Dem ist aber nicht so, es hat noch echtes Gold unter dem Gemisch von Schein, und es hat auch noch nichts verloren weder an Glanz noch Werth. Eine edle That macht noch zufrieden und beglückt den edlen Thäter noch, und ob er auch stirbt, lebt er dennoch in seiner That. Selbst das Magazin soll dazu beitragen, daß sie nicht vergessen wird. Noch vor nicht langer Zeit starb ein Kaufmann, der es in seinem Geschäfte zum Wohlstand gebracht hatte; er starb ohne seinen letzten Willen niedergeschrieben zu haben.

Als man seine Papiere untersuchte, fand sich ein Packet vor, schön zusammengebunden und folgende Bemerkung aufgeklebt: „Schuldbriefe, Handschriften und Rechnungen gegen verschiedene Personen, einige möchten einzutreiben sein durch Klage, Prozeß oder unbarmherziges Fordern; aber die Leute sind arm, die meisten von ihnen hatten ‚Fischers Glück,‘ lang gearbeitet und nichts gefangen. Meine Kinder werden wahrscheinlich und hoffentlich denken wie ich, nemlich daß man am besten diesen ganzen Plunder verbrenne.“

Ungefähr einen Monat nach des Vaters Tode kamen seine Söhne zusammen, als der älteste Bruder, welcher vom Gericht als Administrator bestätigt war, das Packet in seine Hände bekam und seinen Brüdern die aufgeklebte Bemerkung las. Er fragte nun: was soll mit diesem Packet gemacht werden? Ein jüngerer Bruder, dessen Temperament etwas sanguin war und der oft mehr mit den Händen gestikulirte als mit dem Mund sagte, deutete sogleich nach dem Feuerherd und deutete an, daß des Vaters Wunsch vollzogen werde. Ein anderer Bruder hingegen rieth, man sollte zuerst ein Namensverzeichniß machen mit Daten und Summe, so daß man wisse, wer die Leute seien, um ihnen die Sache zu erklären, wenn sie etwa kommen sollten zu bezahlen. Dieses geschah denn auch und als die Liste fertig war, fand es sich, daß die ganze Summe, Kapital und Interesse, nahezu zwanzigtausend Dollars betrug; die Papiere gingen in die Flammen, die Liste wurde auf Seite gelegt und die Sache wurde schier vergessen.

„Nach etwa vier Monaten,“ erzählt der Berichterstatter, „kam ein kleines altes Männchen ins Geschäftszimmer, man sah es ihm an, daß Wind und Wetter ihm schon hart zugesetzt hatten, trotzdem schien er seine sechziger Jahre noch rüstig zu tragen. Er fragte nach dem Rechnungsführer des verstorbenen Herrn, worauf er zu dessen ältestem Sohne gewiesen wurde, der die ganze Rechnung zu besorgen hatte.“

„Drum,“ sagte nun das Männchen, „komm ich eben heute von Daheim, eine Schuld zu bezahlen, die ich dem alten Herrn seliger noch schuldig geblieben bin.“

Man reichte ihm einen Stuhl, er setzte sich, brachte eine alte Klammbrille zurecht und fing an, aus einem heimgemachten ledernen Taschenbuch sein Geld überzuzählen. Dieses vorüber, saß er schweigend mit niedergeschlagenem Blick da, seine Reihe abwartend. Hin und wieder entfuhren ihm schwere Seufzer. Man sah es an seinem ehrlichen Gesicht, daß das Geld hart zusammen gekommen war, und die von der Sache wußten, konnten nur wünschen und hoffen, des Greises Name möchte auf der Liste stehen. Als der älteste Sohn einen Augenblick Zeit hatte, richtete er die gewöhnlichen Fragen an den Alten; Name, Wohnort u. s. w. wurden genannt. Die Hauptsumme der Schuld war vierhundert Dollars, aber es war schon lange her, und nicht verzinst, so daß es jetzt fast siebenhundert Dollars waren. Der Sohn blickte über die verhängnißvolle Liste; ein Lächeln überflog sein Angesicht, der Name war dort. Den Stuhl näher rückend, sagte er freundlich zu dem Alten: „Mein Freund, ihre Handschrift ist veraltet, die Schuld kann durchs Gesetz nicht mehr eingetrieben werden, es sind keine Zeugen dabei und die Interessen wurden nie bezahlt. Sie brauchen darum die Schuld nicht mehr zu bezahlen.“

„Mein Herr,“ sagte der Alte, „ich will sie bezahlen. Es ist die einzige Schuld, die ich noch habe, sie mag verjährt sein, aber das ist blos, weil der Herr, Gott hab ihn selig, so lange Geduld hatte mit mir. Mein Weib und ich hoffen, daß wir

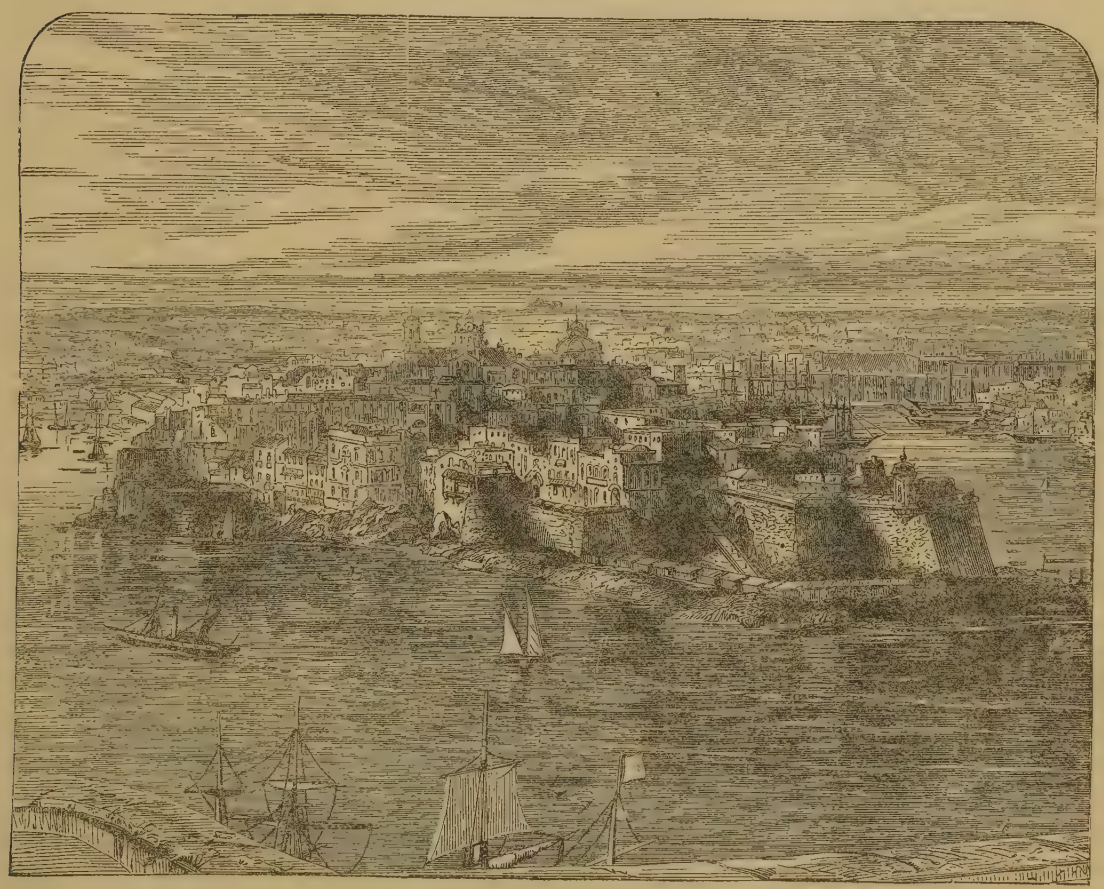
Frieden mit Gott haben und wünschen auch mit allen Menschen im Frieden zu sein, ich will's bezahlen." So sagend, zählte er die Banknoten hin.

„Ich kann es nicht annehmen," war die Antwort.

Der gute Alte erschrak: „Ich habe einfache Interessen gerechnet, wenn es nicht genug ist, und Sie es verlangen, will ich auch Zins auf Zins zahlen." Nun wurde ihm das Verhältniß erklärt, daß obschon kein förmlicher Wille da sei, dieser Wunsch des alten Herrn, bezüglich seiner armen Schuldnern, dennoch erfüllt werden solle.

Einen Augenblick stand der ehrliche Alte regungslos, dann wischte er sich die nassen Augen und sprach:

„Von der Zeit an, da ich hörte, der alte Herr sei gestorben, habe ich gespart und gescharrt, wo ich konnte, das Geld zusammen zu bringen, diese Schuld abzutragen; vor ungefähr acht Tagen hatte ich Alles bis auf fünfundzwanzig Dollars. Mein Weib sah, daß diese Sache mir Kummer machte, und rieth die Kuh zu verkaufen, um das noch fehlende Geld zu erhalten; ich that so, und nun was wird meine Alte erst jetzt sagen? Ich muß eilen, es ihr mitzutheilen. Sie wird gerade sagen, was sie sagte, ehe ich von heim fortging. ‚Des Gerechten wird nicht vergessen, noch wird sein Samen nach Brod gehen.' Gott segne einen solchen Vater und solche Kinder. Amen! Amen!" Das ist die Geschichte, wie sie mir erzählt wurde, so erzähle ich sie wieder und hoffe, daß der Leser so viel Nutzen daraus schöpfen möge, als ich daraus empfangen habe. Religion hat noch ihren vollen Werth und echtes Gold noch seinen alten Klang.



Stadt und Hafen La Valetta.

Die Insel Malta oder Melita, wie sie in der Apostelgeschichte 28, 1. genannt wird, ist als Schauplatz des Schiffbruchs, des Apostels Paulus bekannt. Es ist eine felsige Insel im Mittelmeer, zweiundsechzig Meilen südlich von Sicilien, siebzehn lang und neun Meilen breit mit einem Flächengehalt von ungefähr hundert Quadratmeilen. Die Bevölkerung beträgt ungefähr 125,000 Seelen. Es ist ein Militär- und Handelspunkt nach dessen Besitz die Handelsnationen Europas von jeher begierig waren. Schon im Alterthum wurde es von den Phöniziern in Besitz genommen. Diese wurden von den sicilischen Griechen vertrieben und diese wieder von den Carthagern, die im Jahre 242 v. Chr. den Römern weichen mußten. In den Tagen des Apostels Paulus war die Insel eine römische Domäne. Sie gehört jetzt den Engländern, welche 1814 Besitz davon nahmen. Sie wird als Schlüssel zum Mittelländischen Meere betrachtet. Die bedeutendste Stadt, La Valetta, hat eine Bevölkerung von neunzigtausend Seelen, ist stark befestigt und hat einen schönen Hafen. Die Stadt liegt auf der östlichen Seite der Insel auf einer Halbinsel, welche zwei fjordartige Buchten scheidet. Der Eingang zu denselben wird rechts von dem Fort Tigne, links von dem Fort Ricasoli vertheidigt, während sich

über der amphitheatralisch emporsteigenden Stadt, das starke Fort Elmo erhebt. Die meisten dieser seit 1867 sehr erweiterten Festungswerke sind in den Felsen gehauen. La Valetta wird von zehn parallelen Straßen, welche mit Lava gepflastert sind, durchschnitten und hat in der Strada reale, die Hauptpulsader des Verkehrs. Unter den zahlreichen, zum Theil im orientalischen Style erbauten Palästen, zeichnen sich besonders der ehemalige Palast der Großmeister des Johanniterordens, die jetzige Wohnung des Gouverneurs und der Palast der „sieben Zungen" (Provinzen des Ordens) aus; hervorragende Gebäude sind außerdem noch das Stadthaus, Seearsenal und die Cathedrale des heiligen Johannes, in deren Krypta die größten Meister des Johanniterordens, La Valetta, welcher der Stadt den Namen hinterlassen, und Villiers l'Isle Adam, begraben liegen. La Valetta ist Sitz eines Erzbischofs, hat eine Universität, eine große Bibliothek, eine Sternwarte und einen botanischen Garten. Der Handel hat sich namentlich durch die Eröffnung des Suez-Canales sehr gehoben. Das Klima ist übrigens heiß und ungesund.

Das Blumenbeet.

(Schluß.)

In Thränen zerschmelzend, eilte Alice auf den Vater zu; aber zum ersten Male in seinem Leben wies er ihre Liebkosungen zurück, indem er mit zitternder Stimme sagte: „Ich kann dich jetzt nicht lieben. Du hast der kleinen Rosa ein trauriges Beispiel gegeben. Gehe in dein Zimmer; du wirst nicht mit uns frühstücken."

Alice zögerte einen Augenblick. Was sollte sie thun? Hätte sie die kleinere Schwester als die eigentliche Thäterin angegeben, so würden sich augenblicklich die Arme des Vaters geöffnet haben; und die Zärtlichkeit der Großmutter würde zurückgekehrt sein. Aber Alice fühlte, daß sich dann aller Kummer auf die Schulter der kleinen Rosa wälzen würde. Noch einmal richtete sie ihr Auge auf den Vater; aber durch dessen strengen Blick erschreckt, schritt sie langsam und unter lautem Schluchzen dem Hause zu, um in der Einsamkeit ihres kleinen Zimmers ihren Thränen freien Lauf zu lassen. Nach und nach wurde es ihr leichter ums Herz. War es ihr doch, als ruhte ihr Köpfchen auf dem Schooße ihrer Mutter, und als hörte sie das sanfte Wort: „Sei nicht hart gegen Rosa." Ein seliges Lächeln überzog das verweinte Gesicht, und halblaut flüsterte sie vor sich: „Ich würde doch sehr traurig sein, wenn Rosa statt meiner hier eingesperrt wäre." In diesem Augenblicke klopfte Jemand an die Thüre. Es war Rosa. „Oeffne schnell!" rief die Kleine in großer Ungeduld; und nachdem dies geschehen war, brachte sie das Frühstück ihrer Schwester ins Zimmer. Ach! sie schien deren Thränen nicht bemerken zu wollen; sie vermied es sogar, ihr ins Gesicht zu sehen, setzte den Teller auf den Tisch und murmelte zwischen den Zähnen: „Papa hat mir verboten, mich hier aufzuhalten; ich muß augenblicklich wieder unten sein."

Ein solches Benehmen kränkte die arme Gefangene aufs Tiefste. Unmöglich konnte sie einen Bissen genießen. Der Gedanke, daß Vater und Großmutter sie einer solchen Handlung fähig hielten, war ihr fast unerträglich. Sie fing an zu überlegen, ob es vielleicht nicht besser sein würde, die ganze Sache ans Licht zu stellen, anstatt ein solch' herzloses Wesen zu begünstigen. Schon stand sie auf dem Punkte, das Zimmer zu verlassen; aber nein: es war unmöglich, die kleine Schwester zu verrathen, die sie zu lieben versprochen hatte. Sie nahm ihren Platz wieder ein und weinte bitterlich. Da hörte ihr Ohr das Rollen eines Wagens; und mit einem schweren Seufzer dachte sie daran, daß Papa ihr und Rosa versprochen hatte, mit ihr zur Stadt zu fahren, wo eine sehenswerthe Menagerie etliche Tage vorher angekommen war. Höchst betrübt, seine Alice zurücklassen zu müssen, konnte der gute Mann nur der kleinen Rosa, die an seiner Seite saß, dieses Vergnügen bereiten. Daß auch Rosa nicht glücklich war, ist leicht zu begreifen. Kaum wagte sie es, ihren Vater anzublicken, und während dieser ihr von den einzelnen wilden Thieren erzählte, die sie bald sehen sollte, weilten ihre Gedanken auf dem einsamen Zimmer der eingesperrten Schwester.

Indeß blieb Alice nicht den ganzen Tag auf ihrem Zimmer. Etwa eine halbe Stunde nach Abfahrt des Wagens trat Madame Senar zu ihrer Enkelin. Die gute Großmutter konnte den Gedanken nicht länger ertragen, daß eines der Kinder ihrer geliebten Tochter in ihrem Hause leide. Sie umarmte Alice mit großer Innigkeit und drückte einen Kuß auf ihre thränenbenetzten Wangen.

„Können Sie mir vergeben, Großmutter?" schluchzte das Kind.

„Gern verzeihe ich dir, mein Kind. Es war eine große Unbesonnenheit; aber ich weiß, es wird dir leid thun, nicht wahr? Komm jetzt mit mir!"

Und das Kind an die Hand nehmend, führte sie es aus ihrem Kerker ins Freie, zeigte ihr ihre hübschen Turteltauben, erlaubte ihr, sich ein hübsches Paar auszuwählen, und bemühte sich auf jede Weise, dem Kinde die traurigen Stunden, die es in ihrem Hause zugebracht hatte, reichlich zu ersetzen. Nach und nach versiegten die Thränen. Alice blieb den ganzen Nachmittag auf der Terrasse vor dem Hause neben dem Käfig ihrer Turteltäubchen und bewunderte und liebkoste die hübschen Thierchen, die durch ihr sanftes „Rug gu gu" zu ihr zu sagen schienen: „Ich liebe dich, ich liebe dich!" In dieser Beschäftigung überraschte sie der Vater, der so eben mit Rosa aus dem Wagen gestiegen war. Die Gewissensbisse Rosa's ließen nach, als sie die heitern Mienen der ältern Schwester bemerkte. Zärtlich umarmte Alice die Kleine und zeigte ihr das Geschenk der Großmutter, welches sie mit ihr zu theilen sich anbot; aber das gute Kind wagte nicht empor zu schauen, aus Furcht, den strengen Blicken des Vaters zu begegnen. Jedoch legte dieser seine Hand sanft auf das Haupt seiner Tochter und sagte: „Hat Alice ihrem Vater gar nichts zu sagen?"— Da stürzte sich das Kind in die Arme des ihr so theuren Vaters und rief unter einem Strome von Thränen: „O Papa! liebe mich doch wieder; ich bitte dich, liebe mich wieder!"

Eine Thräne stahl sich nun auch aus dem Auge des Vaters, und schweigend drückte er das weinende Kind an sein Herz. Rosa schlich davon. Einen solchen Auftritt anzusehen, war ihr unmöglich. Das Gewissen erwachte von Neuem, aber sich als die Schuldige zu bekennen, dazu fehlte ihr der Muth. Auch Alice hätte sich ihretwegen gern entfernt, aber die Arme des Vaters hielten sie umschlungen; sie konnte nicht. Wie gern hätte sie ihm gesagt, daß sie unschuldig sei; aber die arme Rosa verrathen—nein, das vermochte sie nicht.

„Ich bin so traurig gewesen, Papa!" flüsterte sie kaum hörbar.

„Ich auch, mein liebes Kind," erwiderte der Vater tief seufzend. „Durch dein heutiges Betragen hast du Ursache gegeben, zu glauben, daß du die Ermahnungen deiner geliebten Mutter gänzlich vergessen habest."

Das war zu viel für das arme Kind. Sie brach wieder in ein so heftiges Schluchzen aus, daß der erschreckte Vater Alles zu ihrer Beruhigung aufbot. „Ach, Rosa!" schrie sie mit dem Ausdrucke der Verzweiflung; und zum ersten Male durchschnitt ein Zweifel das Herz des Vaters. Sollte Rosa die Schuldige sein, und könnte sie Alice ungerechter Weise bestrafen lassen?" fragte er sich. Doch ein solcher Gedanke war ihm zu abscheulich, als daß er ihm lange hätte Raum geben können. Gewiß hätte eine solche Handlung Rosa's ihm das Herz gebrochen.— In diesem Augenblicke wurde zur Tafel geschellt, und Herr Malvern küßte zärtlich das schluchzende Kind und sagte in sanftem Tone: „Ich weiß, daß du deine Mamma zärtlich liebst. Es war nur ein Augenblick der Unbedachtsamkeit, der hoffentlich nimmer wiederkehren wird. Nicht wahr?"—Man schritt dem Hause zu.

Kurz nach dem Essen wünschte Rosa sich schlafen zu legen, Alice erhob sich, um sie zu begleiten; aber Jene rief ihr ein wenig barsch zu: „Nein, ich will mich allein auskleiden;" und traurig nahm Alice ihren Platz wieder ein. Jedoch bald konnte sie sich nicht länger mehr halten, sie wünschte dem Papa und der Großmutter eine gute Nacht und gesellte sich zu ihrer kleinen Schwester. Diese lag schon in ihrem Bette, das Gesicht der Wand zugekehrt; sie stellte sich, als ob sie schlafe. Es war, als hätte der Vorfall eine Scheidewand zwischen den beiden Schwestern aufgerichtet. Während sie sich sonst unter fröhlichem Geplauder zur Ruhe begaben, hörte man jetzt nicht den geringsten Laut. Jedoch konnte Alice nicht einschlafen, ohne Rosa zuvor den gewohnten Kuß gegeben zu haben. Und indem sie sich über die scheinbar Schlummernde hinabbeugte, richtete sie, wie es sonst ihre Mutter zu thun pflegte, die Frage an die Kleine: „Hast du schon gebetet, Rosa?"—

„Laß mich in Ruhe!" rief Rosa in ungeduldigem Tone. „Ich habe viel Schlaf."

Seufzend trat Alice einen Schritt zurück. Dann aber sank sie allein auf ihre Kniee, und lange, lange betete sie für die arme Schwester. Sich selbst aber klagte sie an, daß sie dem Papa nicht die volle Wahrheit gesagt hatte, denn sie begann zu fürchten, daß dadurch das Herz Rosa's sich ganz und gar verhärten würde. Lange dauerte es, ehe sie sich wieder beruhigen konnte; jedoch endlich senkte Er, zu dem sie flehte, seinen Frieden in ihre geängstigte Seele, und nun legte sie sich leise zu ihrer Schwester ins Bett. Rosa war wirklich eingeschlafen.

Die Nächte waren noch kühl; und da Alice über eine Stunde halb entkleidet, außer dem Bette geblieben war, so begann sie vor Kälte zu zittern. Vergeblich schmiegte sie sich an Rosa, um sich zu erwärmen; und obwohl sie bald einschlummerte, so war ihr Schlaf doch sehr unruhig und wurde durch heftige Fieber gestört. Der helle Schein eines Lichts weckte sie endlich auf. Sie sah, wie ihr Vater sich über sie hinbeugte und sie mit einer prüfenden Miene betrachtete. Die brennenden Wangen und Hände, so wie die fieberhaft ausgestoßenen Worte hatten den guten Mann in die höchste Bestürzung gebracht. Das arme Kind fühlte heftiges Kopfweh; ihre Gedanken verwirrten sich; und während der Vater ihren Puls untersuchte, sah sie ihn mit stieren Blicken an, wodurch die Unruhe desselben noch gesteigert wured. Lange ruhte seine Hand auf ihrer Stirn, und mit sanftem Tone fragte er: „Hast du Schmerzen, mein Kind?"

„Ach Papa! Papa! der gute Cactus! Was wird die Großmutter sagen? Ach Rosa! Rosa! die Mutter wird weinen."—

Herr Malvern hob jetzt die fortschlummernde Rosa aus ihrem Lager und trug sie in sein eigenes Bett. Dann kehrte er zu Alice zurück. Ihre Fieber schienen sich noch immer zu steigern; ihr Athem ging rasch und unregelmäßig; und von Zeit zu Zeit erschütterte ein trockener, heller Husten ihren ganzen Körper. Augenblicklich wurde in die Stadt geschickt, um den Arzt zu holen, und in der nächsten Stunde erschien dieser schon, untersuchte die Kranke sorgfältig und verordnete die entsprechenden Mittel. Ueber die Art der Krankheit konnte er jetzt allerdings noch nichts Näheres sagen, versprach aber, am nächsten Tage zurückkehren zu wollen.

Gegen 5 Uhr des Morgens erwachte Rosa und war nicht wenig erstaunt, sich in dem Schlafzimmer ihres Vaters zu finden. Die Thür jenes Gemachs, in welchem sie Abends vorher neben ihrer Schwester eingeschlafen war, stand halb offen. Leise schlich sie aus dem Bette, und im Dämmerschein des Morgens sah sie den Vater neben Alice sitzen, das sorgenschwere Haupt gestützt. Mit einem Sprunge stand sie in seiner Nähe; aber sie leise zurückdrängend, legte er ihr die Hand auf den Mund und flüsterte: „Alice ist sehr krank." Wie versteinert starrte Rosa auf die kranke Schwester, die in ihren Phantasien oft ihren Namen wiederholte.

„Kleide dich an, Rosa, wenn du nicht mehr schlafen willst," mahnte der Vater.

Ach! wie hätte das arme Kind schlafen können, da das Gewissen wieder seinen Stachel fühlen ließ. Sie kleidete sich an, setzte sich unten ans Bett und verharrte dort bis zur Rückkehr des Arztes.

„Was sagen Sie von meinem Kinde, Herr Doctor?" fragte der Vater mit einer sonderbar klingenden Stimme.

„Ihr Zustand ist bedenklich," erwiderte der Arzt. „Ihre Lunge ist sehr angegriffen; auch leidet sie an heftigem Kopfweh. Hat das Kind wohl kürzlich einen Schrecken, oder einen Kummer gehabt?"

„Leider ist das Letztere gestern der Fall gewesen wegen eines Vergehens, dessen Alice sich schuldig machte," erwiderte Jener.

„Das ist sehr bedenklich," versicherte der Arzt, indem er das Zimmer verließ. „Jedoch hoffen wir das Beste; mehr kann ich Ihnen für heute nicht sagen."

Der arme Vater war erschüttert. Ach! jetzt erst fühlte er, wie theuer ihm sein Kind war. Weinend bedeckte er sein Gesicht mit beiden Händen. In diesem Augenblick vernahm sein Ohr einen lauten Schmerzensschrei, und zugleich stürzte sich Rosa in seine Arme mit den Worten: „Ach, Papa, Alice darf nicht sterben, nein, nein, sie darf es nicht. Bitte doch Gott, Papa, daß er mir vergibt und Alice nicht straft."—Und in namenloser Herzensangst rang das arme Kind seine Hände.

„Hat Rosa schon gebetet?" fragte der Vater, indem er die Weinende näher an sich drückte.

„Nein, Papa, ich bin zu böse; ich kann nicht beten. Ich, ja ich habe die Blume der Großmutter abgepflückt, und Alice leidet die Strafe dafür!"

In der That hatte das Gewissen Rosa's endlich die Herrschaft erlangt. Sie bekannte frei und ohne Umschweife ihren Fehler, nichts anders erwartend, als daß der Vater sie jetzt wenigstens auf mehrere Tage einsperren werde. Aber zum er-

sten Male schien er die schlechte Handlung Rosa's nicht zu beachten; denn er dachte mit Rührung an das Betragen seiner älteren Tochter. Sein Antlitz in beiden Händen verbergend brach er in lautes Weinen aus; denn die Erinnerung an sein strenges Verfahren am vorigen Tage, ohne die Sachlage genau erforscht zu haben, schlug tiefe Wunden in seinem Herzen. Aber eben diese Erscheinung drückte die arme Rosa zu Boden.

Mehrere Tage hindurch schwebte Alice zwischen Tod und Leben. Bewußtlos vor sich hinstöhnend, schienen die heftigen Fieber sie aufreiben zu wollen. Der unglückliche Vater verließ ihr Lager nicht einen Augenblick. Jeder Seufzer seiner kleinen Kranken klang ihm wie ein Vorwurf seiner Strenge. Wie hatte er sie auch für schuldig halten können. Die arme Rosa! Ach, sie erfuhr, daß der Weg des Gottlosen ein unheilvoller ist. Die härteste Strafe von Seiten des Vaters wäre für sie gering gewesen im Vergleich zu den Vorwürfen ihres erwachten Gewissens. „Ach, wie unrecht, daß ich sie einsperren ließ!" jammerte sie; „meine Sünde hat diese Krankheit verursacht; und wenn sie stirbt, dann habe ich sie getödtet." —Die Blässe ihres sonst so blühenden Gesichts zeugte von dem schrecklichen Kampfe, der in ihrem Innern tobte; und zusehends schwand ihre schöne Gestalt dahin. Sie wagte es nicht mehr, ihrem Vater nahe zu treten. Doch als sie eines Abends im Begriff war, sich zurück zu ziehen, rief Herr Malvern sie mit ernster Stimme zurück. Vielleicht wollte er ihr die verdiente Strafe ankündigen. Als er sie aber blaß und zitternd vor sich sah, fühlte er sich entwaffnet, nahm ihre Hand und sagte tief bewegt:

„Weißt du, welch' große Sünde du begangen hast?" —

Rosa senkte traurig den Kopf; heiße Thränen rollten über ihre Wangen herab, aber kein Wort vermochte sie über ihre Lippen zu bringen.

„Meine Pflicht wäre es, dich ernstlich zu bestrafen," fuhr Jener fort; „aber Gott straft dich viel härter, als ich es hätte thun können. Ich denke, du wirst nimmer das Stöhnen und die Schmerzen deiner armen Schwester vergessen, und ich hoffe, daß dich jede Erinnerung daran hinfort vor einer Lüge bewahren wird."

Die Stunde der Entscheidung nahte, und in dieser Zeit verließ der Arzt während des ganzen Tages das Haus nicht. Das Fieber begann zu brechen; aber man wußte noch nicht, ob die kleine Kranke die große Schwäche durchzumachen im Stande sei. Kein Laut drang über die Lippen des Vaters, aber aus seinem Herzen drangen heiße Gebete zum Thron der Gnade. Rosa saß an seiner Seite und beobachtete mit Spannung die Mienen des Arztes, dessen Augen fast beständig auf der Kranken hafteten. Ach! was das arme Kind fühlte, war nicht zu beschreiben; aber ihre Traurigkeit sollte gesegnete Früchte hervorbringen.

Alice schlummerte fast den ganzen Tag, und erwachte kaum so lange, um etwas Stärkendes, welches der Arzt verordnet hatte, zu sich zu nehmen. Am Nachmittage jedoch, als gerade die Strahlen der scheidenden Sonne ins Zimmer drangen, öffnete sie das Auge, lächelte ihren Vater an und flüsterte: „Papa!"—Es war das erste Zeichen des zurückkehrenden Bewußtseins. Mit Freudenthränen beugte sich der Vater über sie und, indem er einen Kuß auf die bleiche Wange drückte, fragte er sie mit dem zärtlichsten Ausdruck: „Was wünscht meine theuerste Alice?" Ein sanftes Lächeln umspielte die Mienen des Kindes und verscheuchte jede Spur von Verwirrung und Herzensangst. Dann aber fiel sie wieder in ihren Schlummer zurück. Dieser Zustand dauerte mehrere Tage hindurch. Eines Morgens trat, als sie erwachte, der Vater mit einer Rosenknospe ins Zimmer, legte dieselbe auf das Bett der Kranken und sagte: „Sieh, was die Großmutter für dich gepflückt hat."—Alice betrachtete eine Zeit lang die Blume und dann brach sie in ein heftiges Weinen aus. Der Vater verstand ihre Gedanken und sagte: „Mein theures Kind! Rosa hat mir Alles bekannt; ich weiß, daß ich dich ungerechter Weise bestraft habe. Jedoch wir werden ein ander Mal davon sprechen, du bist jetzt zu schwach."

Das Auge des Kindes glänzte vor Freude; doch verhielt sie sich lange ruhig. Endlich aber, indem sie ihre kleine durchsichtige Hand in die ihres Vaters legte, fragte sie: „Warum kommt Rosa nicht hieher zu mir, Papa? O, wie gerne möchte ich sie einmal sehen! Bitte, Papa, laß sie herholen".

Herr Malvern fand Rosa in dem anstoßenden Zimmer. Dort hielt sie sich fast beständig auf, um durch die halbgeöffnete Thür das Antlitz der geliebten Schwester sehen zu können. Wie aber klopfte ihr Herz, als ihr Vater sie aufforderte, zu Alice zu kommen. Im nächsten Augenblicke lagen sich die beiden Kinder in den Armen. „Ich habe es Papa bekannt, daß ich die Blumen gepflückt habe," rief Rosa; „ich habe es auch der Großmutter und Allen im Hause gesagt; Jeder weiß, wie gut du gegen mich gewesen bist. Ach, wie traurig bin ich gewesen! Papa hat mich nicht bestraft, aber er hat geweint; ich habe es gesehen. Und daran war ich schuld."

Wieder traten dem reumüthigen Kinde Thränen ins Auge, und Alice weinte mit ihr. Aber vor Allem war es rührend zu hören, mit welcher Zärtlichkeit Alice zu trösten suchte, wie sie die Kleine aufforderte, doch ihr Herz dem Herrn Jesu zu öffnen, und wie sie dann betete so kindlich und einfältig, daß ihre Worte unmöglich ohne Eindruck bleiben konnten. Und Rosa bedeckte die geliebte Schwester mit ihren Küssen. O ihr glücklichen Kinder!

Etwa vierzehn Tage später finden wir Herrn Malvern mit seinen beiden Kindern eines Sonntag Abends auf den Knieen liegen. Es war ein trauriger Abend. Die Stunde der Trennung nahte. Morgen in aller Frühe gedachte er abzureisen; und er war zu den lieben Kleinen gekommen, um mit ihnen zu beten, sie zu umarmen und zu segnen. „Meine geliebten Kinder," sagte er, als das Gebet beendet war und er sie zum letzten Male ans Herz drückte, „ich werde jetzt ein ganzes Jahr von euch getrennt sein. Nur Eines könnte mich, selbst in den fürchterlichsten Stürmen des Meeres, trösten und erfreuen, nemlich die Erfüllung meines Wunsches, daß die Liebe des Herrn Jesu Früchte in euch hervorbrächte und ihr während eures ganzen Lebens trachten möchtet, ihm wohl zu gefallen: Und das war auch der letzte Wunsch eurer geliebten Mutter, als sie von uns schied."

Wir wollen die Scene des Abschieds nicht schildern. Alice und Rosa weinten noch lange in ihren Betten und hielten sich umschlungen.

„Alice, hast du den Herrn Jesus immer geliebt?" flüsterte Rosa.

„Nein, erst seit Mamma so krank und leidend war," erwiderte Jene. „Mamma liebte ihn so sehr."

„Ich liebe ihn erst seit kurzer Zeit. Weißt du, seit wann?" fuhr Rosa fort.

„Nein."

„Seit jener Zeit, wo du dich für mich strafen ließest," versicherte die Kleine.

„Ach!“ wandte Alice ein; „ich hätte dich besser ermuntern sollen, die Wahrheit zu sagen. Ich war kein gutes Mammachen für dich.“

„Das ist wohl wahr,“ erwiderte die Kleine. „Aber nun habe ich erst recht begriffen, was der Herr Jesus für uns gethan hat, als er am Kreuz unschuldig litt für unsere Sünden. Wir wollen dankbar sein.“—Bald schlummerten die beiden Kinder im Frieden ein.

Sonntagschule.

Ueber Fragen und Illustriren.

Von J. Jauch.

Meine Absicht ist, wie die Ueberschrift andeutet, etwas über zwei der verschiedenen Lehrmethoden, die beim Unterricht der Jugend angewandt werden, zu sagen. Die erste derselben ist die katechetische, welche mit Recht als die beste und erfolgreichste Methode betrachtet werden kann. Zugegeben, daß es Lehrer gibt, die eine solche Fähigkeit besitzen, daß sie auch in ihrer dogmatischen oder predigenden Lehrweise, wobei der Lehrer beinahe Alles selbst sagt, als gösse er es mit Löffeln ein, während die Schüler wie Stöcke dasitzen, ihre Klassen zu unterhalten verstehen, so ist die Zahl Solcher gewiß nur äußerst klein, und selbst die Wenigen würden auf katechetischem Wege noch vielmehr bezwecken. In der Regel erzeugt die predigende Lehrmethode bei den Schülern nur Stumpfsinn, Trägheit und Unachtsamkeit; die Schüler bleiben dabei meistens unwissend und unbekümmert, denn wozu das Forschen in der Schrift, wenn der Lehrer ja doch Alles selbst mittheilt. Das Gesagte bestätigt sich häufig, wenn z. B. katechisirende Lehrer bisweilen die Klassen dogmatisirender Lehrer einnehmen. Schon bei den ersten einfachsten Fragen werden Solche inne, daß sie sich auf einem den Schülern völlig fremden Gebiet bewegen, und keiner die Fragen beantworten kann. Ganz anders, wo der Lehrer nie einem Schüler etwas sagt, was dieser eigentlich ihm sagen sollte. Da entsteht ein Wetteifer in der Klasse in der möglichst schnellen und richtigen Beantwortung der an sie gerichteten Fragen. Auch haben die Schüler nicht so viel Zeit, sich mit anderweitigen Dingen zu beschäftigen und sind aufmerksamer. Sie fühlen sich auch eher zum Bibelforschen angetrieben. Dabei müssen allerdings böswillige und stumpfsinnige Schüler als Ausnahmen abgerechnet werden, weil Alles, auch das Beste, das ein Lehrer thun kann, nur menschliche Anstrengung ist und Gott selbst die Herzen erleuchten muß. Wo aber diese Lehrmethode fehlschlägt, da wird sich gewiß auch jede andere als Fehlschlag erweisen. Wie soll aber der Lehrer die katechetische Lehrmethode anwenden?

1) Ist erforderlich, daß der Lehrer genau mit dem Lehrgegenstand vertraut sei. Fragen erzeugen zuweilen Gegenfragen. Fragen zu stellen ist bekanntlich leichter, als solche zu beantworten. Und wie kann ein Lehrer, den vielleicht irgend eine unerwartete Gegenfrage eines Schülers in Verlegenheit bringen würde, verlangen, daß die Schüler die seinigen richtig beantworten sollten?

2) Müssen es seine eigenen, oder doch von ihm selbst gut durchdachten Fragen sein, dann weiß er auch, welche Antworten nothwendig darauf folgen sollen. Ein Fragebuch, zumal noch vor den Schülern in der Hand zu halten, wird dann nicht allein überflüssig, sondern sogar als verabscheuungswürdig erscheinen.

3) Kurz und bündig, klar und deutlich seien die Fragen. Der Zweck des Fragens ist ja nicht, um den Schülern zu zeigen, wie gelehrt der Lehrer sei, sondern um die Schüler zu unterrichten. Die Fragen müssen verständlich sein, damit der vorliegende Gegenstand nicht anstatt erläutert, vielmehr verdunkelt werde. Sollte der Lehrer dessen ungeachtet, ohne es zu wollen, mitunter einmal eine schlecht gewählte oder verwickelte Frage gemacht haben, so sollte er so bald wie möglich dieselbe durch eine andere erläutern.

4) Sollten die Fragen immer mit Rücksicht auf das Fassungsvermögen der Schüler gemacht werden. Die beschränkte Fähigkeit mancher Schüler erfordert besondere Einfachheit, um ihnen etwas begreiflich zu machen.

5) Bei aller Einfachheit sollte aber die Antwort nicht schon in der Frage liegen. Nie sollte darin eine Thatsache mitgetheilt werden.

6) Bei einer geschichtlichen Lection sollte der Lehrer allerdings durch seine Fragen die Wiederholung der Lection herauslocken, sodann aber auch und hauptsächlich die darin liegende Lehre und Anwendung herauszubringen suchen. Dies bringt die Schüler zum Nachdenken.

7) Vor Allem meide man solche Fragen, worauf ganz folgerichtig ein „Ja“ oder „Nein“ folgen muß, welches nur nutzlose Zeitverschwendung ist, denn auf solche Fragen können Schüler ohne alle Anstrengung, ja sogar im halbschlafenden Zustand, oder während ihre Gedanken sonstwo herumwandern, geben. Hier nur einige Fragen als Beispiel:

Frage: Bewies Abraham nicht einen starken Glauben, als er seinen Sohn opferte? Antw.: Ja. Fr.: Denkst du nicht, die Autoren der Psalmen seien fromme Männer gewesen? Antw.: Ja. Fr.: Waren die Pharisäer nicht der großen Mehrzahl nach Heuchler? Antw.: Ja. Solche und ähnliche Fragen werden sehr häufig gemacht, wobei sehr wenig oder nichts bezweckt wird. Da sei nun aber keineswegs verstanden, daß der Lehrer bei seinen Fragen nicht auch seine zeitgemäßen Bemerkungen, Erklärungen und heilsamen Lehren mit einflechten dürfe. Ein geübter Lehrer wird da auch schon wissen, wo er solches am zweckmäßigsten thun kann.

Das Gesagte gilt nun sowohl den Superintendenten, als auch den Lehrern.

Ich gehe nun aber zur zweiten der oben angedeuteten Lehrmethoden, nemlich der illustrirenden, über.

Wie praktisch, biblisch, zweckmäßig und erfolgreich dieselbe ist, so muß man es um so mehr bedauern, daß derselben im Allgemeinen noch verhältnißmäßig so wenig Aufmerksamkeit geschenkt wird, sei es, daß man deren Nutzen nicht recht erkennt, oder auch die Mühe scheut, die die nöthige Sammlung von Illustrationen erfordert. Wenn wir aber be-

denken, daß sich die heiligen Schreiber, „die geredet haben, getrieben durch den heiligen Geist," fast sämmtlich dieser Lehrmethode bedient haben, so sollten auch wir uns bestreben, ihnen nachzuahmen. Nach einer nur flüchtigen Untersuchung der Bibel, finde ich nahezu an elfhundert Illustrationen oder Gleichnisse in derselben, *) von welchen etwa vierundachtzig dem größten aller Lehrer, Christus selbst, angehören. Diese Thatsache allein sollte für deren Zweckmäßigkeit bürgen. Auch kann nicht bestritten werden, daß ein gut gewähltes Gleichniß sehr oft ein halbes Dutzend blos abstrakte Behauptungen weit überwiegt.

Illustrationen sind gleichsam die Nägel, um die Wahrheiten im Gemüth und Gedächtniß festzunageln; und zudem ist der Lehrer durch gut gewählte Bilder und Gleichnisse viel eher im Stande, die Aufmerksamkeit seiner Schüler zu fesseln, als durch blos abstrakte Lehren. Wer hat nicht schon bemerkt, daß selbst in einer Predigt gewisse Zuhörer, während sie eben sanft einschlafen wollten, plötzlich wieder aufmerksam wurden durch des Predigers einfache Ankündigung einer Geschichte oder eines Gleichnisses zur Erklärung seines Gegenstandes? Der Zuhörer wurde nicht allein aufmerksam, sondern das Gehörte blieb auch eher in seinem Gedächtniß. Ganz so mit dem Schüler in der Klasse. Zwar ist es nicht eben Jedermanns Ding in dieser Hinsicht originell zu sein, oder für irgend einen Gegenstand sogleich ein treffendes Bild an der Hand zu haben, dagegen fehlt es aber zur gegenwärtigen Zeit durchaus nicht an entsprechenden Hülfsmitteln, wer sich dieselben nur beschaffen will.

Aber wie soll der Lehrer illustriren? 1) Durch Anführungen von Vorfällen aus dem täglichen Leben. 2) Durch Gleichnisse aus der Natur und sonstigen Gegenständen um uns her, mit welchen die Schüler bekannt sind. 3) Durch treffende Anekdoten und lehrreiche Geschichten. 4) Durch die biblischen Geschichten und Gleichnisse. An diesen ist ja das liebe Bibelbuch besonders reichhaltig. Man benutze diese vor Allen.

Das Alles erfordert selbstverständlich viel Nachdenken und eine gehörige Vorbereitung, wozu sich aber der treue Sonntagschularbeiter gern versteht, wenn er nur Gutes dabei wirken und Seelen für Christum gewinnen kann.

Beim Illustriren sollte nun aber der Lehrer ferner darauf bedacht sein, daß seine Illustrationen gut gewählt, zweckmäßig und lehrreich seien. Sie sollten den Gegenstand erklären und erläutern. Man sollte nicht erzählen um der Geschichte willen, sondern einfach, um seinen Gegenstand deutlich zu machen. Mit diesem Zweck einzig im Augenmerk wird man auch vor dem Mißbrauch der Sache bewahrt bleiben, welcher darin besteht, daß man von Anfang bis zu Ende nur Geschichten und sonst nichts mitzutheilen hat.

Der Superintendent sowohl als der Lehrer in der Kleinkinderklasse können noch nebst der angeführten Weise auf der Wandtafel erfolgreich illustriren. Auch hiezu bieten sich alle nöthigen Anweisungen in den verschiedenen S. Schulzeitschriften—unser Ev. Magazin besonders nicht zu vergessen.

Die allerbesten Lehrer der Vergangenheit und Gegenwart haben in Erfahrung gebracht und sich dahin erklärt, daß durch den Anschauungsunterricht, wenn recht gehandhabt, fast unglaubliche Erfolge erzielt worden sind, und daß eine Sache durch das Auge dem Gemüth viel schneller beigebracht werden kann und viel länger daselbst haften bleibt, als auf sonstige Weise; sonst hätte unser göttlicher Erlöser nicht so oft durch Gleichnisse geredet. O, daß wir mehr Wandtafeln in unsern S. Schulen hätten und sich Mehrere darauf übten, um der Kunst des Illustrirens Meister zu werden. Doch ich will den Gegenstand zum Schluß bringen, obwohl sich noch vieles darüber sagen ließe.

*) Die Typen und Vorbilder des Alten Testaments nicht mitgerechnet.

Wie ist zu helfen?

Fast überall, wo das Gedeihen der Sonntagschulsache zur Sprache kommt, tritt einem die Klage über den Mangel an fähigen Lehrern entgegen. An vielen Plätzen hat man sogar Mangel an Lehrern überhaupt; fast überall aber an solchen, welche so erfolgreich unterrichtet sind, daß sie erfolgreich zu unterrichten vermögen. Bei Einzelnen mag die Ursache hievon geradezu der Mangel an Lehrfähigkeit sein. Es kann nicht Jedermann unterrichten, selbst wenn er auch noch so viel Fleiß anwendet, weil ihm die Gabe fehlt, das was er weiß, Andern mitzutheilen. Solche sollten sich der Bibelklasse zugesellen und daselbst in ihrem Theile nützlich sein.

Viele aber, welche mit Bezug auf ihre Lehrfähigkeit gar nicht stiefmütterlich behandelt worden sind, haben dessenungeachtet immer über Mangel an Erfolg zu klagen und überall suchen sie nach der Ursache dieses Mangels, nur nicht da, wo dieselbe zu finden ist, nemlich bei sich selbst. Gewöhnlich wird die Hauptschuld auf die Schüler geworfen, welches eine große Ungerechtigkeit denselben gegenüber ist. Die Schüler sind durchschnittlich leichter durch die Lection zu fesseln als viele Lehrer.

Eine Hauptursache des mangelhaften Erfolgs in der S. Schule ist, daß vielen Lehrern ihre Stellung nicht so wichtig erscheint, als sie es wirklich ist. Aus dieser Ursache ist auch die Verwaltung derselben nicht so feierlich und pünktlich, wie sie sein sollte. Was würden die S. Schullehrer von dem Prediger denken, welcher ohne Gebet und Vorbereitung auf die Kanzel ginge? Sie aber fallen unter dasselbe Urtheil, wenn sie ohne gehörige Vorbereitung vor ihre Klasse treten. Der Schüler nun faßt die Stellung des Lehrers gerade so auf, wie sie ihm der Lehrer erscheinen läßt. Deßhalb hat ein gleichgültiger Lehrer immer gleichgültige Schüler. Es ist deßhalb von größter Bedeutung, daß ein Lehrer die Wichtigkeit seines Amtes wohl einsehe und dasselbe demgemäß verwalte. Dazu gehört besonders eine entsprechende Vorbildung. Diese besteht darin, daß der Lehrer eine wenigstens allgemeine Kenntniß der biblischen Geographie, des Zusammenhangs der biblischen Geschichte und einigermaßen Bekanntschaft mit den Sitten und Gebräuchen der Zeit, in welcher die biblischen Bücher geschrieben wurden, habe. Diese unumgänglich nothwendige Ausrüstung mangelt so Vielen. Wie soll dieser Mangel aber ersetzt werden? Ein passendes Hülfsmittel wäre gewiß, daß man einen Abend in der Woche diesem Unterricht—Normalunterricht—widme. Dieses geschieht besonders auch bei vielen der englischen Sonntagschulfreunde. Damit nun der Leser einigermaßen eine Idee bekomme, was dieser Unterricht eigentlich umfas, n solle, lassen wir hier einige Fragen folgen, welche

dem Cursus der Normalklasse von Chautauqua entnommen sind.

Gib fünf Namen an, womit die Bibel bezeichnet wird.

Nenne zwanzig der biblischen Schreiber.

Wie werden die biblischen Bücher eingetheilt?

In welche Klasse der Bücher gehören Hiob, Apostelgeschichte, Daniel, Esra, Offenbarung 2c.?

Nenne die prophetischen Bücher des Alten Testaments.

Was verstehst du unter der göttlichen Eingebung der heil. Schrift?

Gib einige Beweise, daß die Bibel Gottes Wort ist.

Welche Beweise betrachtest du als die stärksten?

Von welchem Sohne Adams stammt Christus ab?

Ordne die folgenden Thatsachen nach ihrer historischen Reihenfolge: Die Geburt Mosis, die Kreuzigung Christi, Abels Tod, der brennende Busch, Simsons Tod, die Gesetzgebung, der Tod Goliaths, Daniel in der Löwengrube, die Einnahme Jericho's, das Wunder zu Nain, Josua in Raphidim, Isaaks Aufopferung, der Thurmbau zu Babel 2c.

Die folgenden Personen:

Jephtha, St. Johannes, Joseph, Jeremia, Enoch, Rehabeam, Paulus, Daniel, Esther, Timotheus, Maleachi, Nimrod, Isaak, Petrus, Methusalah, Aaron, Eva, Gideon, Sem, Eli, Elias, Mirjam, Hesekiel, Samgar.

Führe zehn geschichtliche Thatsachen in Verbindung mit dem Leben Jesu an.

Zehn Thatsachen in Verbindung mit dem Leben Pauli.

Zeichne die Umrisse einer Karte und ordne darauf die folgenden Plätze:

Seeen und Flüsse: Rothe Meer, Mittelländische Meer, See Genezareth, Todte Meer, Jordan, Nil, Euphrat, Tigris. Berge: Ararat, Libanon, Hermon, Carmel, Sinai, Tabor, Oelberg, Hor. Städte: Jerusalem, Bethlehem, Nazareth, Dan, Berseba, Joppe, Damaskus, Ninive, Babylon, Athen, Rom, Sichem, Tyrus, Sidon, Tarsus.

Setze ein Programm für eine S. Schulversammlung auf.

Was sind die Pflichten der Sonntagschule gegen die Familie?

Der Familie gegen die S. Schule?

Schildere einen guten S. Schullehrer in seiner Klasse.

Was bedeutet unterrichten?

Warum sollten Schüler Bibelverse auswendig lernen?

Entwirf einen guten Plan, eine S. S. Lection vorzubereiten.

Wie kann man die Aufmerksamkeit einer zerstreuten Klasse sichern?

Was verstehst du unter Illustration beim Unterricht?

Was würdest du mit einem bösen Knaben in der Sonntagschule anfangen?

Was sollte der Lehrer thun, wenn in einer Lection Schwierigkeiten vorkommen?

Welches sind die Vorzüge einer Wandtafel in der S. Schule?

Nenne einige der Pflichten der Eltern der S. Schule gegenüber.

Diese Fragen haben wir beides zum Leitfaden und zur Anregung hier angeführt. Wenn z. E. ein S. Schullehrer nun seine Bücher und sein Bleistift zur Hand nimmt, und die Fragen beantwortet und die Anweisungen ausführt, so kann ihm das nicht nur von großem Nutzen sein, sondern es wird ihn auch zu weiterem Forschen anregen und ihm auch besonders die Vortheile der Normalklassen beim S. Schulunterricht zeigen, auf welche wir gelegentlich näher zu sprechen kommen werden. W. H.

Zwischen dem Alten und Neuen Testament;

oder: die

Geschichte des jüdischen Volkes vom Abschluß des Alten Testaments bis zum Tode Herodes des Großen.

Von B. Pick.

15. Herodes und Octavius.

Herodes hatte nun seinen Ehrgeiz befriedigt. Mit Hülfe der Römer war er Herrscher von Palästina geworden, die er auch bis ans Ende behielt. Nachdem er Jerusalem genommen, ließ er 45 der Haupträdelsführer unter Antigonus hinrichten. Sodann ließ er das ganze Synhedrium, mit Ausnahme von Sameas und Pollion, die während der Belagerung zur Uebergabe gerathen, hinrichten.

Der Großvater seiner Mariamne und sein Freund, der alte Hyrcanus, lebte bereits seit drei Jahren als Gefangener unter den Parthern, wo er sehr geschätzt war. Diesen überredete er nach Jerusalem zurückzukehren, wo er, obwohl unfähig gemacht durch seine Verstümmelung zum priesterlichen Amte, bis an sein Ende in Ehren lebte. An seine Stelle erwählte Herodes einen ganz unbekannten und unbedeutenden babylonischen Juden aus aaronitischem Geschlecht, Namens Ananel. Aber diese Wahl erregte nicht nur den Unwillen des alten Hyrcanus, sondern auch des ganzen Volkes und aller Priester, zumal noch ein Sprößling des hasmonäischen Hauses in der Person des Aristobulus, Bruder's der Mariamne und Enkels des Hyrcan, lebte. Er hatte ein gerechtes Anrecht auf dieses Amt und seine Mutter Alexandra wünschte diese Ehre ganz besonders für ihn. Herodes bestimmte ihn für dieses Amt. Als der junge Aristobulus beim nächsten Laubhüttenfeste (35 v. Chr.) als Hoherpriester fungirte und das Volk ihm offen zujubelte, da sann Herodes darauf, sich dieses gefährlichen Nebenbuhlers zu entledigen. Bei einem Bade, wurde Aristobul von einigen gedungenen Leuten, wie zum Scherze untergetaucht und so lange unter Wasser gehalten, bis er ertrunken war. Nach geschehener That heuchelte Herodes tiefste Trauer und vergoß Thränen, die aber Niemand für aufrichtig hielt.

Alexandra, die den wahren Sachverhalt wohl durchschaute, schrieb an die egyptische Königin den ganzen Sachverhalt. Antonius ließ ihn vor sich laden und das Geld, das er mitgebracht, half ihn freisprechen. Seine Abwesenheit war Veranlassung zu neuen Mißhelligkeiten. Er hatte bei seinem Weggang seinen Oheim Joseph zum Reichsverweser bestellt und ihm auch die Sorge für Mariamne übertragen, und zugleich befohlen, falls er nicht zurück kommen sollte, auch die Mariamne zu tödten, damit sie nicht die Geliebte eines Andern werden könnte. Als Herodes zurückgekehrt war, verleumdete Salome ihren Gatten Joseph, als habe er sich unerlaubten Umgangs mit Mariamne schuldig gemacht. Herodes gab Anfangs der Verleumdung kein Gehör; als er aber merkte, daß der geschwä-

tige Alte ihr zum Beweis seiner Liebe, den geheimen Befehl mitgetheilt hatte, ließ er den Joseph hinrichten. Eine andere Macht, die die ersten Jahre seiner Regierung zu verbittern suchte, war Cleopatra von Egypten, die vermöge ihres Einflusses über Antonius, Herodes in beständiger Schwebe zu halten wußte.

Neue Sorge brachte ihm im Jahre 32 v. Chr. der Ausbruch des Krieges zwischen Antonius und Octavius. Herodes wollte dem Antonius zu Hülfe eilen, mußte aber auf Betrieb der Cleopatra auf Antonius Befehl, gegen den Araberkönig ziehen. Nach vielem Mißgeschick kehrte er als Sieger nach Hause zurück.

Bald darauf (2. Sept. 31 v. Chr.) fiel bei Actime die Entscheidung, durch welche Antonius für immer der Herrschaft beraubt wurde. Es war ein harter Schlag für Herodes, aber er wußte sich bald in die neuen Verhältnisse zu schicken. Ehe er sich auf den Weg machte, um sich dem Octavius oder Augustus vorzustellen, ließ er zuvor den alten Hyrcan unter irgend einem Vorwand aus dem Weg schaffen. So fiel auch der letzte Hasmonäer, fast 80 Jahre alt, als Opfer des Argwohns und Ehrgeizes des Herodes. Zugleich anvertraute er die Mariamne der Obhut eines gewissen Soemus, und gab diesem wieder dieselben Befehle, wie einst dem Joseph. Nun begab er sich nach Rhodus, wo Octavius auf seinem Wege nach Egypten sich aufhielt. Bei der Zusammenkunft spielte Herodes den Kühnen, rühmte sich seiner Freundschaft mit Antonius und der ihm geleisteten Dienste, und versprach dieselbe Treue und Anhänglichkeit, falls ihn Octavius mit seinem Vertrauen beehren würde. Diese Offenherzigkeit gefiel dem Römer, der ihn in seiner Würde bestätigte und ihm erlaubte, ihn nach Antiochien, Ptolemais und Egypten zu begleiten, wo er ihm nach Antonius Tode das Gebiet um Jericho, nebst Gadara, Hippos, Samaria, Gaza, Joppa und Anthedon und den Stratosthurm gab. Wider sein Erwarten konnte Herodes nach Jerusalem zurückkehren mit größerer Macht und Gewalt, denn er je zuvor besessen.

16. Grausamkeiten des Herodes.

Seine Rückkehr nach Jerusalem war von neuen Grausamkeiten begleitet. Mariamne hatte auch diesmal die geheimen Befehle erfahren und dem Herodes nach dessen Rückkehr unverhohlene Beweise ihrer Abneigung gegeben. Der Mutter des Herodes (Kypros) und seiner Schwester Salome, war dieses Mißverhältniß sehr erwünscht, und sie wußten es durch die schändlichsten Verleumdungen zu steigern. Endlich wurde Soemus und Mariamne hingerichtet. (Ende 29 v. Chr.)

Aber den Tod der schönen Prinzessin aus dem hasmonäischen Hause brachte nur neue Leiden. Unbändig und leidenschaftlich wurde nun seine Sehnsucht nach dem geliebten Wesen, um welches er sich selbst gebracht hatte. Um seinen Schmerz zu betäuben, suchte er Zerstreuung in wilden Vergnügungen, Trinkgelagen und Jagden. Aber selbst sein starker Körper ertrug die übermäßige Aufregung nicht. Während er in Samaria jagte, erkrankte er und mußte daselbst krank liegen bleiben. Da man an seinem Aufkommen zweifelte, sann Alexandra darauf, für den Fall seines Todes, sich die Herrschaft zu sichern. Sie wandte sich an die Befehlshaber der beiden Burgen von Jerusalem und suchte dieselben für sich zu gewinnen. Aber diese machten dem Herodes davon Anzeige, und Alexandra wurde hingerichtet (etwa 28 v. Chr.). Bald konnte er sich vor dem Volk wieder zeigen. Seitdem er das jüdische Reich erhalten, benutzte er jede Gelegenheit die Gunst seines Beschützers zu gewinnen. Bald sollte die Gelegenheit sich dazu zeigen. Der römische Senat hatte dem Octavius den Titel „Augustus" beigelegt, und überall wurden neue Bauten zu Ehren des neuen Kaisers hergerichtet. Herodes wollte nicht zurückbleiben. In Jerusalem erhob sich ein Theater in römischem Styl; in der Nähe der Stadt auch ein Amphitheater. Die strengen Juden beobachteten alle solche Neuerungen mit Schrecken. Zehn Bürger verschworen sich, den König im Theater zu ermorden. Ihr Plan schlug fehl, sie wurden ergriffen und zum Tode verurtheilt. Nun aber ergriff das Volk den Verräther, zerriß ihn in Stücke und warf sein Fleisch vor die Hunde. Der König dadurch gereizt, ließ die Anführer ergreifen und sie nebst ihren Familien hinrichten. Um sich in seiner Macht noch mehr zu befestigen, ließ er überall Zwingburgen anlegen. Das alte Samaria baute er von Neuem und nannte es Sebaste. Im Jahre 21 v. Chr., baute er an der phönizischen Küste an Stelle des bisherigen Stratosthurms eine neue Stadt mit einem großartigen Hafen und nannte sie Cäsarea. Westlich vom Berge Tabor baute er Gabatha, östlich vom Jordan, befestigte er das alte Heschbon. Dabei suchte er auch die Gunst des Volkes sich zu erwerben. So erließ er einmal im Jahre 20 v. Chr. ein Drittel der Abgaben, ein ander Mal im Jahre 14 v. Chr., ein Viertel derselben. Und als im Jahre 25 v. Chr. eine Hungersnoth ausgebrochen war, ließ er selbst sein eigen Tafelgeschirr in der Münze schmelzen, um Getreide damit zu kaufen. Trotz alle dem, war er doch vom Volke gefürchtet, denn das Blut Derer, die seiner Grausamkeit und Neid als Opfer gefallen waren, schlich sich wie ein geheimes Gespenst überall umher, und Keiner war so recht sicher vor ihm.

Paulus vor Felix.

5. Lection für Sonntag den 4. November, 1877. Apstg. 24, 10—25.

Grundgedanke: Jetzt ist die angenehme Zeit.—**Haupttext:** Apstg. 24, 25.

I. Geschichtlicher Zusammenhang. Der Apostel Paulus stand sechs Mal vor den Schranken des Gerichts, oder vor seinen Verklägern in Vertheidigung; zwei Mal vor den Juden und wahrscheinlich vier Mal vor den römischen Richtern.

Die erste Vertheidigung war auf der Treppe der Burg Antonia, Cap. 22, 1.; die zweite vor dem Rath, Cap. 23, 1.; die dritte, die in dieser Lection, vor Felix; die vierte vor Festus und Agrippa, Cap. 26, 2.; die fünfte vor Nero, wo er freigesprochen wurde; die sechste und letzte vor Nero, da ihm die Märtyrerkrone zu Theil wurde. Nachdem die Juden sahen, daß vom Rath keine Verurtheilung zu erwarten war, verschwor sich eine Anzahl der Juden, den Apostel meuchlings zu ermorden, aber indem die Sache ruchbar wurde, mißlang dieser Plan. Meuchelmord war nichts ungewöhnliches zu jener Zeit, denn wie schon in einer vorigen Lection angedeutet, gingen die Sicarii (Meuchelmörder) in organisirten Banden umher. Ein Schwestersohn des Apostels entdeckte den verruchten Plan. Dieses ist die einzige Stelle im Neuen Testament, die uns auch nur einen Wink gibt von Pauli Blutsverwandtschaft.

Der Hauptmann, dem die Thatsache überbracht wurde, ließ den gefangenen Apostel unter einer starken Wache und bei

Nacht von Jerusalem entfernen, um ihn zu beschützen vor seinen Feinden. 470 Mann stark begleiteten sie Paulus, um neun Uhr Nachts zur Stadt hinaus auf der Landstraße gen Sichem; erreichten Gophna bis Mitternacht, wo sie wohl ihren ersten Halt machten. Von da schlugen sie den römischen Heerweg ein nach Antipatris, wo dann die Truppen alle umkehrten mit Ausnahme der 70 Berittenen. Der Hauptmann dieser Schar hatte einen Brief an Felix, welcher Landpfleger war, worin ihm die Umstände erklärt wurden. Nachdem dieser den Brief gelesen, fragte er zuerst, aus welcher Provinz Paulus stamme, um zu erfahren, ob er ein Recht habe sich einzumischen. Darauf ließ er den Gefangenen in die Halle Herodes bringen mit der Weisung, daß er verhört werden solle, sobald seine Verkläger erscheinen würden. Felix aber hatte allbereits ein Zeugniß von Pauli Unschuld in dem Brief, den er erhielt vom Hauptmann Lysias, V. 26. Unter diesem Landpfleger war der Apostel zwei Jahre ein Gefangener in dieser Stadt, war aber im Palast selbst und nicht in öder Zelle.

II. **Texterklärung.** Lectionsplan: 1. Pauli Vertheidigung; 2. Aufschub; 3. Mehr Freiheit.

Die Juden brachten einen sehr berühmten Advokaten mit sich, der die Klage gegen Paulus führen mußte. Nachdem die Klage vorlag, erklärte der Landpfleger dem Gefangenen, daß er sich vertheidigen möge, welches Paulus nun that.

V. 10—12. Furchtlos und treu wie immer, stand Paulus auch jetzt wieder vor dem Tribunal, er gibt auch seine Freude kund, daß ihm vergönnet sei sich vor einem solchen Richter zu vertheidigen; 1. Weil er noch nie zuvor vor seinem Gericht war, ein Zeugniß zu seinen Gunsten; 2. Weil Felix die jüdischen Gesetze kannte, sowie auch ihren blinden Eifer und ihre Intoleranz. Ob Felix auch den Gefangenen nicht persönlich kannte, kannte er doch die Verkläger.

Paulus widerlegt nun die Anklagen entschieden: 1) War er kein Tempelschänder. V. 12. 2) War er kein Friedenstörer, wie sie ihn verklagten, denn einmal war er erst zwölf Tage im Lande und zudem sechs Tage schon ein Gefangener. Dann erklärt er, daß er im Tempel war anzubeten und mit Niemand disputirte. Er betrug sich, wie es einem Christen zukam, dem Gesetze unterthan.

Paulus wußte wohl, daß die Waffen, die er führen mußte, nicht fleischlich waren, obschon er vielleicht eine große Partei hätte sammeln können.

V. 13. Auch die andern Anklagen waren grundlos, er erklärt: a. seine Unschuld, sie können es mir nicht beweisen. b. er zeigt die Bosheit seiner Kläger, indem er den richtigen Thatbestand angibt und c. beruft sich auf seinen Richter ihn von den Schlingen seiner Feinde zu befreien. Nun folgt:

Pauli Bekenntniß: 1. Er gesteht ein, daß er Gott nicht dient, wie seine Feinde; es handelt sich um Religionssachen. Betrachten wir hier die echten Kirchenleute und Ketzer, dann fällt gewiß das Urtheil zu Gunsten Derer aus, die sie eine Secte nannten. 2. Behauptet er, den Gott der Väter noch treulich zu verehren. 3. Glaubt er Alles, was die Propheten geschrieben. 4. Erwartet er ein zukünftiges Leben. All sein Bestreben ist, einst einen seligen Hingang zu haben.

Dieses zu bewerkstelligen hat Paulus nur einen Zweck, nur ein Ziel im Auge, nemlich: V. 16. „ein unverletzt Gewissen zu haben, beides gegen Gott und Menschen."

V. 17. Nach dem Bekenntniß folgt Pauli eigene Angabe der Ursache zur Klage: Zweimal drohten sie ihn zu zerreißen in Jerusalem, aber der Hauptmann errettete ihn, nun sollen sie ihm ein Verbrechen beweisen.

1. Im Tempel. Dort fielen sie über ihn her wie reißende Thiere. Können sie ihm etwas beweisen? Er kam mit Almosen für die Armen, nicht blos ist er kein Feind, sondern ein Wohlthäter dieses Volkes. Als Tempelschänder klagen sie ihn an, während er doch beweist, daß er das levitische Gesetz erfüllte. Die ganze Sache ist ein Gewebe von Falschheit, spricht Paulus, die richtige Ursache ihrer Klage ist, weil ich an die Auferstehung der Todten glaube.

V. 22. Felix hörte Alles an, er wußte mehr von der christlichen Religion, als die Hohenpriester dachten. Die ganze Sache wurde aufgeschoben, bis der Hauptmann komme. Merke: Der Hauptmann war unpartheiisch, diesen Anklägern konnte er nicht trauen. Dieser Aufschub war: 1. Eine Täuschung für die Hohenpriester, sie warteten auf seinen Tod; so tritt Gott oft ins Mittel. Hier rettet ein gleichgültiger Fremdling den Diener Gottes.

2. Ein Schaden für Paulus. Felix wußte, daß er unschuldig war, hätte er Gott gefürchtet oder Menschen geachtet, hätte er Paulum freigeben müssen. Er ließ ihn also gefangen halten, jedoch so, daß er nicht im Gefängniß zu sein brauchte, sondern blieb wie von Anfang ein Kriegsgefangener.

Vers 22–25. Felix wußte von der Christusreligion, Paulus lernte er auch kennen, denn er unterhielt sich noch mehr mit ihm.

Drusilla, die Tochter des Herodes, den die Würmer fraßen, lebte mit Felix in sündlicher Verbindung, doch scheint auch sie ein Verlangen gefühlt zu haben, von Jesum zu hören, so daß Felix den Paulus vor sich bringen ließ.

V. 25. Anstatt mystische Geheimnisse und dunkle Sprüche anzuführen, ihre Ohren zu kitzeln, redet Paulus von der Gerechtigkeit, Keuschheit und dem zukünftigen Gericht. Daraus lernen wir: 1. Daß Paulus die Person nicht ansah. 2. Daß er aufs Gewissen seiner Zuhörer drang. 3. Daß ihm die Sicherheit und das Heil der Seelen wichtiger war, als seine eigene Sicherheit. 4. Daß er keine Gefahr scheute, um Gutes zu thun. Hier sehen wir auch, daß ein so gepredigtes Wort nicht fruchtlos bleibt. Felix zitterte! Drusilla zitterte nicht, denn sie war ja eine Jüdin und meinte, sie brauche blos das levitische Gesetz anzuwenden, aber Felix hatte keinen Haltpunkt für sein unruhiges Gewissen, darum zitterte er. Aber dabei blieb's. Er besserte sich nicht, er schob es auf bis auf gelegenere Zeit. O, wie Mancher hat schon so sein Heil verscherzt!

Jetzt! Heute! So ihr seine Stimme hört! Das sind die Worte des Heils.

III. **Nutzanwendung.** 1) Hier lerne, daß selbst die wahren Nachfolger Christi, oft als Secte verschrieen werden. Es handelt sich also nicht um menschliche Ansichten, sondern um die Wahrheit und Gottes Wohlgefallen.

2) Menschen, die gegen Andere gerecht sind, mögen gegen sich selbst ungerecht handeln. Wir mögen gute Werke thun, Almosen geben und das Recht vertheidigen allenthalben, dieses rettet uns noch nicht.

3) Zu oft geschieht es, daß Menschen ihr Heil verschieben auf gelegenere Zeit. Bedenke doch, wann ist es gelegener als jetzt? Wenn ist das Heil näher als heute?

4) Halte dein Gewissen rein vor Gott und diene Gott treulich, denn es kommt ein Gericht.

Es ist Thorheit auf eine gelegenere Zeit zu warten den Anfang zu machen.

Fragen: Wer war Felix? Was sagt Paulus bezüglich seines Gottesdienstes? Bezüglich der Secten? Was erlangte Paulus für Vorrechte nach dieser Vertheidigung? Wer war Drusilla? Wie wirkte Pauli Predigt auf Felix.

Wandtafel.

Kleinkinderklasse. Erzählt die Geschichte recht anschaulich, wie der Richter zittert vor der Wahrheit, die Paulus verkündigt, als ob er selbst der Verurtheilte sei; der Gefangene aber steht da wie ein König, denn er steht in Gottes Dienst und Schutz. Wer um der Wahrheit willen leidet, der kann sich freuen.

Zeigt die Gefahr des Aufschiebens—Heute, heute ist die Zeit zur Besserung. Gewiß wird es euch nicht an Vorfäl-

len aus eurer eigenen Beobachtung fehlen, zu illustriren, wie Mancher durch das Aufschieben seiner Besserung ein Raub des Verderbens wurde. Moody erzählt, daß er an dem Sonntage vor dem großen Feuer in Chicago seine Zuhörer ernstlich ermahnte sich zu entschließen Gott ganz zu dienen, und dann sagte, am nächsten Sonntag wolle er nachfragen, wie viele sich also entschlossen hätten. Am nächsten Sonntage aber war die Kapelle mit vielen andern Gebäuden ein Raub der Flammen geworden und die Zuhörerschar zerstreut. „O, hätte ich's nicht eine Woche hinausgeschoben!" jammerte der fromme Mann darauf.

Illustration. Eine fromme Jungfrau ermahnte ihren Bruder während einer religiösen Erweckung sehr ernstlich, sich zu Gott zu bekehren. Er sagte gleichgültig, er wolle auch einmal, aber jetzt nicht. Eines Morgens ging er in den Wald, Holz zu fällen und sagte beim Weggehen scherzweise zu seiner Schwester, welche Leinwand zusammennähte, „du nähst wohl an meinem Todtenhemd. Nicht lange darnach brachten seine Gefährten den armen Jüngling todt aus dem Walde getragen, wo ein fallender Baum seinen Schädel zerschmettert hatte und das Tuch, woran die Schwester genäht hatte, wurde wirklich sein Grabgewand. Wo war aber seine Seele?

Paulus vor Agrippa.

6. Lection für Sonntag den 11. November 1877.—Apstg. 26, 6—20.

Grundgedanke: Der Segen des Evangeliums.—**Haupttext:** Apstg. 26, 19.

I. **Geschichtlicher Zusammenhang.** Hätte Paulus oder seine Freunde gesucht ungerechte Mittel anzuwenden, so wäre er bald frei geworden, denn es blieb ihnen nicht verborgen, daß Felix leicht hätte können überzeugt werden von des Apostels Unschuld—mit Geld. Weil dieses nicht geschah, gedachte Felix den Juden einen Gefallen zu thun; er wurde nemlich seines Amtes entsetzt, da dachte er, wenn er Paulus in ihrer Gewalt ließe, würden sie nicht feindlich gegen ihn auftreten zu Rom, aber es half nichts, sie verfolgten ihn bis vor den kaiserlichen Thron und nur der Einfluß seines Bruders Pallas am Thron rettete ihn.

Nach Felix kam Festus als Landpfleger nach Cäsarien, um das Jahr 60 n. Chr. Von ihm sagt die Geschichte nur wenig, sein Leben war nicht so ausgelassen, wie das seines Vorgängers, aber er liebte Popularität selbst auf Kosten der Gerechtigkeit. Festus fand Paulus im Gefängniß, als er den Palast bezog; schon den folgenden Tag reiste er nach Jerusalem, wo die Feinde Pauli noch ihre Gelegenheit abwarteten.

Ananias der Hohepriester war inzwischen ermordet worden und Agrippa, welcher das Recht besaß, die Stelle zu besetzen, ernannte Ismael, den Sohn Phabis, an dessen Stelle. Einem Wunsch der Juden, Paulus nach Jerusalem zu senden, um gerichtet zu werden, willfahrte Festus nicht; er meinte, Paulus wäre sicher genug in Cäsarien. Die Klage kam wieder vor, die ersten drei Klagen, Volksaufruhr, Ketzerei und Tempelschändung wurden wiederholt, und noch eine vierte neue beigebracht, nemlich: Landesverrath. Diese letztere Klage gründete sich wahrscheinlich auf die Rede Pauli, daß Jesus ein König sei. Anstatt zu richten, wie es sich geziemte, wollte Festus den Juden aus Gefallsucht eine Freude machen und den Gefangenen nach Jerusalem senden; das wollten die Juden gerade, denn dann wäre der Prozeß bald am Ende und Paulus in seinem Grabe gewesen. Paulus war aber nun der Sache auch überdrüssig und erklärte, daß er nicht mehr länger ein Spielzeug dieser Rotte zu sein wünsche, er ist Römer und beruft sich auf des Kaisers Gericht. König Agrippa II. regierte nun zu Cäsarea Philippi und kam, dem römischen Landpfleger einen Besuch abzustatten, er brachte Bernice, sein Weib, die Schwester der Drusilla, mit. Im Gespräch kam die Rede auch auf den gefangenen Paulus. Agrippa, der in den jüdischen Gesetzen gar wohl bewandert war, äußerte ein Verlangen den Gefangenen zu sehen und schon am nächsten Morgen sollte Paulus Gelegenheit haben, vor dem König zu reden. Diese Rede ist aber nicht als vor Gericht gehalten zu betrachten, sondern blos eine freie Vertheidigung, um dem König Einsicht in die Verhältnisse zu verschaffen.

(Anmerkung: **Cesarea,** wo Felix wohnte, war eine Stadt am Mittelländischen Meere und Cäsarea Philippi, wo Agrippa residirte, war eine Stadt am Fuße des Libanons.)

II. **Texterklärung.** Lectionsplan: 1. Die Hoffnung der Väter; 2. Die Erscheinung am Mittag; 3. Das Gebot vom Herrn; 4. Das Leben der Gnade.

Vers 6–9. Als Grund der Verfolgung und Anklage nennt der Apostel seine Religion. Um seiner Hoffnung und seines Glaubens willen, steht er in Banden vor Agrippa, und nun erklärt er worin seine Hoffnung besteht, damit Agrippa selbst urtheilen kann. 1. Christus als der verheißene Same, in ihm hoffte er den Segen Gottes zu genießen. 2. Der Himmel als die Heimath der Seele. Paulus erwartete nichts von der Welt, sein Auge war nach der Zukunft gerichtet. Hierin stimmte er mit allen Juden überein V. 6.; obschon er nun verfolgt wird, so ist er doch kein Ketzer, denn das, was er hofft, hofften auch die Erzväter der zwölf Stämme. V. 7. Hieraus ersehen wir deutlich, daß Haß und Neid die Ursache seiner Verfolgung sind, denn Paulus verleugnet nichts vom Glauben der Väter, nur sucht er sein Leben mit seinem Glauben zu vereinigen.

Paulus bekennt, daß er ein bitterer Feind der Christen war vor seiner Bekehrung, gerade so wie jetzt seine Verfolger sind, erklärt aber, daß er geistlich blind war.

V. 9. Er glaubte Gott mit der Verfolgung der Christen einen Dienst zu thun. So gibt es noch Viele heutzutage.

V. 10–11. In diesen Versen rechnet der Apostel zusammen, was er einst war:

a. Ein blinder Eiferer, ein Lästerer und Verfolger. 1. Tim. 1, 13.

b. Er füllte die Gefängnisse mit Christen, als wären sie Verbrecher gewesen.

c. Er gab sich als blindes Werkzeug in die Hand der Priester und war stolz darauf; eine Vollmacht von den Priestern machte ihn eingebildet und hochmüthig.

d. Er unterstützte die Peiniger und gab, seine Zustimmung Christen zu tödten. Cap. 8, 1.

e. Er suchte die Gewissen der Gläubigen zu bezwingen, zwang sie zu lästern. Das war sein Charakter; man konnte ihm also nicht nachsagen er sei ein Christ gewesen aus Mode, oder blos um geehrt zu werden.

V. 12–15. Die Veränderung am hellen Mittag. Paulus wurde ein Christ durch göttliche Macht. Seine Bekehrung war kein Blendwerk und auch kein Phantasiegebilde, er hatte eine Erscheinung, die auch Andere bezeugen konnten.

Christus selbst erschien ihm. Die Folgen dieser Erscheinung waren. 1. Ueberzeugung von seinen Sünden; 2. Ende seiner bösen Laufbahn und 3., Unterwerfung unter die höhere Macht. So erfährt der Mensch heute noch eine Veränderung, wenn er sich gründlich zu Gott bekehrt, ob auch nicht Alle solche oder ähnliche Erscheinungen sehen, so sind doch die Folgen gleich; es sind mancherlei Gaben, aber es ist ein Geist.

V. 16–18. Der göttliche Befehl kam zu ihm, ein Prediger des Herrn zu sein. 1. Ein Zeuge für Christum. Christus erschien ihm, er muß für Christum erscheinen. 2. Das Zeugniß, das er ablegte. Seine eigene Erfahrung im Herrn, nicht sich selbst oder seine Ansichten, Christum den Gekreuzigten. Gal. 1, 12. 3. Der besondere Befehl an ihn. Ein Apostel der Heiden soll er sein. Das Werk ist groß zu dem ihn Gott berufen; a. einer verfinsterten Welt die Augen zu öffnen; b. eine verdorbene und böse Welt zum Heiland zu führen. Alle Sünder sind unter Satans Gewalt, die bekehrende Gnade bringt sie zum Herrn, ihrem Gotte. Dieses war ein großes Werk, ein erhabener Beruf! Paulus war von Gott auserwählt: 1) Den Menschen zu zeigen wie Vergebung der Sünden zu erlangen ist. 2) Wie sie glücklich werden können in der Zeit und endlich ein Erbe erlangen mit allen Kindern Gottes. Seliges Evangelium! Süßer Friedenston.

V. 19–25. Pauli Gehorsam im Leben der Gnade Gottes. Der Herr rief ihm, er folgte, ohne sich mit Fleisch und Blut zu berathen. Sein Herz war erneuert. Gott half ihm durch schwere Trübsale; zu Damaskus fing er an zu predigen, dort, wo er sich bekehrte, denn er wollte keine Zeit verlieren, Cap. 9, 20. Zu Jerusalem, wo er seine Erziehung und Ausbildung erhielt und wo er am schrecklichsten gegen die Christen getobt, predigte er auch, Cap. 9, 28. In allen Flecken und Dörfern, die er durchzog, ebenfalls. Erst als die Juden das Heil von sich stießen, ging er auch zu den Heiden über. Ueberall eine Lehre und einen Glauben: 1. Buße für die Sünden, Reue und Leid. 2. Früchte dieser Buße, nemlich Umkehr zu Gott und seiner Gnade. Das war die Predigt des Apostels, darum wurde er verfolgt, deßhalb mußte er leiden und dulden bis zum Gefängniß. Die Ursache, die Paulus angab, warum er glaube, daß sein Beruf echt und göttlich sei, ist, weil Gott ihm Macht und Stärke gab, Alles zu thun und zu erdulden. Ohne Gottes gnädigen Beistand, hätte er längst untergehen müssen. In seinem Leben sah Paulus die Verheißungen Gottes erfüllt, denn ohne diese Erfüllung hätte der Feind längst gesiegt, darum aber war er auch so unverzagt und getrost.

III. **Nutzanwendung.** 1) In dieser Lection wird uns gezeigt, daß der Mensch aufrichtig sein kann und doch sehr böse. Das unerleuchtete Herz ist blind und sieht den verkehrten Weg nicht.

2) Auch wird uns gezeigt, daß der Mensch nicht blos für seine Werke verantwortlich ist, sondern auch für seinen Glauben, denn die Werke sind ja die Frucht des Glaubens.

3) Ferner werden wir unterrichtet, daß wenn Gott ruft wir unbedingt folgen sollen. Hierin ist Paulus ein Vorbild.

4) Dann wird uns auch gezeigt, daß Gottes Gnade den allerverhärtetsten Sünder erreichen und erretten kann.

5) Darum sollten wir fest und treu an Gottes Wort halten.

6) Seine Gnade bekennen und rühmen vor aller Welt.

7) Erwarte die Verheißungen Gottes und traue ihnen alle Zeit. Gott ist unveränderlich und was er versprochen, das hält er gewiß.

Fragen: Wo lehrt diese Lection, daß man aufrichtig und doch böse sein kann? Daß wir auch für den Glauben verantwortlich sind, den wir haben? Daß Gott unbedingten Gehorsam verlangt? Daß seine Gnade auch den größten Sünder retten kann? Daß Gott den Seinen beisteht in aller Noth?

Kleinkinderklasse. In dieser Lection sollte der Lehrer den Kleinen besonders die Erneuerung des Herzens durch den Glauben an Christum zu veranschaulichen suchen, nachdem er die Geschichte der Lection erzählt hat.

1) Paulus verfolgte die Christen schrecklich und doch meinte er, er gefalle damit Gott. Daran war seine Unwissenheit Schuld. So sind heute noch Heiden, Juden, Muhamedaner, Katholiken 2c. Sie wissen nicht besser. Deßhalb muß man unterrichtet werden im Evangelium, wozu besonders die Sonntagschule ein geeigneter Platz ist. Lehre die Kleinen dieses Vorrecht schätzen und recht benützen.

2) Als Paulus die Wahrheit einmal erkannte, säumte er nicht, sie auch zu thun. Das ist das Wichtigste. „Wer da weiß Gutes zu thun und thut es nicht, dem ist's Sünde." „Ein Knecht, der des Herrn Wille weiß und thut ihn nicht, der wird doppelte Streiche leiden." Das ist auch das echte Zeichen unserer Liebe zu Gott, daß wir seine Gebote halten.

Wenn Kinder zu ihren Eltern, oder Schüler zu ihren Lehrern sagen: „wir lieben euch," sind dann aber ihren Anweisungen ungehorsam, wird man ihnen dann glauben? Also wir müssen: 1) Jesum kennen; 2) Jesum lieben; 3) für Jesum arbeiten.

Wandtafel.

Von der Finsterniss zum Licht.

Vers 13. 18.

Selbst ein Verfolger. Vers 14.		**P**redigt Christum. Vers 8, 16.	
Aus Unwissenheit. V. 9.		**A**us Liebe. V. 6.	
Unsinnig auf die Christen	V. 11.	**U**nverholen.	
Laesst sie peinigen.		**L**aesst sich verklagen. V. 6.	
Uebergibt sie dem Tod.	V. 10.	**U**m Jesu willen. V. 16.	
Steht den Moerdern bei.		**S**uender zu retten. V. 18.	

Beinahe überredet.

7. Lection für Sonntag den 18. November, 1877.—Apstg. 26, 21—29.

Grundgedanke: Eins fehlt dir noch.—**Haupttext:** Apstg. 26, 28.

I. **Geschichtlicher Zusammenhang.** Die ganze Geschichte des Apostels Paulus ist eine herrliche Illustration jener speziellen Vorsehung Gottes, durch welche er seine Kirche und seine Kinder führt, und von dieser Vorsehung wurde Paulus mehrere Mal durch Erscheinungen und Offenbarungen überzeugt. Es war eine schreiende Ungerechtigkeit, ihn zwei Jahre lang gefangen zu halten, da doch mehr als einmal erklärt wurde, er hätte nichts gethan, das der Bande werth gewesen wäre. Und doch lenkte die Vorsehung alles zum Besten des Werkes Gottes; die zwei Jahre Unterbrechung seiner Arbeit, waren für ihn Jahre der Vorbereitung für desto größere Wirksamkeit, wenn er einst am Hofe des Kaisers ankommen würde.

Festus ließ Paulus vor Agrippa bringen, um noch Näheres zu erfahren, damit er eine Ursache schreiben könne, warum eigentlich die Gefangennahme und Einkerkerung stattgefunden habe. Paulus benützte die Gelegenheit, um auch hier wieder seinem Herrn Jesu Ehre zu bereiten.

Agrippa war eigentlich auch nicht mehr als Festus, ein Prokurator oder Landpfleger, aber er war ein Günstling am Hof und wegen dieser vielleicht im Krieg verdienten Gunst, trug er den Königstitel. Er war ein Schwager des Landpflegers Felix und zur Zeit dieser Begebenheit etwa 26 Jahre alt. Seinen Hof hielt er zu Cäsarea Philippi, aber auch zu Jerusalem hatte er einen Palast, darum er auch öfters Besuche dorthin machte; auf einer dieser Reisen sprach er in Cesarea vor, um den neuen Landpfleger zu begrüßen und bei dieser Gelegenheit hörte er die in der letzten Lection angefangene Vertheidigung des Apostels. Den Juden war er ganz entrissen, denn auch Festus konnte ihn nicht mehr losgeben, nachdem er an den Kaiser appellirt hatte.

II. **Texterklärung.** Lectionsplan: 1. Ende der Vertheidigung; 2. Ungerechte Beschuldigung; 3. Ruf an Agrippa und dessen Bekenntniß.

Vers 21—23. Weil Paulus überall seine ganze Redekunst anwendete, die Leute zu überreden, Jesum anzunehmen, deßhalb suchten ihn die Juden zu tödten. Dieses waren Leiden um Jesu willen.

Aber Gott half ihm, V. 22., sein Leben war erhalten bis daher, ein Beweis, daß Gott mit ihm war. Das Zeugniß, welches Paulus gab, war das nemliche, das schon die Väter im alten Bunde gaben. Die Propheten weissagten, was Paulus predigte: 1) daß Christus leiden mußte. Nicht blos als Mensch, sondern als Messias, sollte er zum Leiden bestimmt sein. 2. Daß er der erste sei, der vom Tode erstand, und auf Verdienst seiner Auferstehung gründet sich die allgemeine Auferstehung der Todten. 3. Ein Licht der Heiden zu sein; nicht nur eines Volkes, sondern aller Völker Licht und Herrlichkeit.

V. 24–26. Paulus wurde begeistert, das Feuer seiner Rede stieg, er wurde selbst hingerissen von der Größe seines Themas. Festus wird überzeugt, daß Paulus kein Verbrecher ist; aber nun glaubt er es mit einem Rasenden zu thun zu haben. Einer, der überspannt ist, der zu viel studirt hat. Merke: er gesteht ein: 1) daß Paulus ein Mann von Wissenschaft ist. Den Zwölfen wurde vorgehalten, sie seien ungelehrte Laien. 2) Er sagt Paulus sei rasend. Vom Heiland hieß es, er habe den Teufel, so wird Gottes Volk mißkannt. Paulus aber

vertheidigt sich gegen solche Beschuldigung. Mit Gerechtigkeit für sich selbst und Achtung für den Landpfleger erklärt Paulus, das dem nicht so sei. Das Verhalten Festus hier, war nicht wie es einem Mann von Ehren zukam, aber Paulus achtet das nicht, nur verdeckt gibt er ihm zu verstehen, daß er eben wenig von der Sache verstehe, indem Paulus sich zum Könige wandte und ausrief: „der König weiß Solches wohl." Mit Festus war nichts zu gewinnen, er mißkannte die Thatsache vom Reiche Gottes, er war noch ganz verfinstert.

Agrippa erkennt die Kraft der Rede, an ihn wendet sich Paulus mit der Nutzanwendung zu seinem Vortrag, V. 27. Ob es Festus mißfiel, weil Paulus ganz zum Könige redete, weiß ich nicht, Einige meinen so, aber das ist sicher: Paulus bekümmert sich wenig darum. Agrippa war einer der an die Inspiration der alten Schrift glaubte, er war ein Jude, folglich verstand er, wovon der Apostel redete.

V. 28. Agrippa gibt zu, daß Pauli Rede sehr vernünftig sei, ja, daß er beinahe überredet sei, die Lehre des Apostels anzunehmen. Einige wollen aus diesen Worten Agrippas schließen, er sei nicht im Ernst gewesen, hätte nur spottend also geredet; wenn wir aber beherzigen, wie viele es heutzutage noch gibt, die beinahe überredet sind, allen Ernstes Christen zu werden und wie auch der Apostel ihn in allem Ernst verstand, dann hat man nicht Ursache zu glauben, es sei Agrippa nicht Ernst gewesen. In dem Schlußwort seiner Rede erklärt Paulus noch: 1. Seinen Entschluß festhalten an seiner Religion, als befriedigend, entschlossen dabei zu leben und zu sterben.

2. Er spricht seine Befriedigung aus, nicht blos bezüglich der Wahrheit, sondern auch über deren Vorzüge. Sie gab ihm soviel Trost gegenwärtig und war so beruhigend für die Zukunft, daß er keinen andern Freund verlangte, als nur Jesum.

3. Er drückt sein Bedenken aus, bezüglich des Königs. Beinahe ist gefährlich, o, daß er es ganz wäre! Beinahe ist nicht gerettet.

4. Er gibt seinen Zuhörern seinen guten Willen kund, denn er wünscht, sie möchten so glücklich sein, als er ist, die Bande ausgenommen.

Hieraus erkennen wir, daß Ketten und Bande einen Menschen nicht unglücklich machen können, aber ebenso wenig kann irdische Freiheit und hohe Stellung bei Menschen, Jemanden glücklich machen. Es kommt auf den Zustand des Herzens an, ob wir glücklich oder unglücklich sind. Entschieden für Gott macht glücklich im Leben und Tod.

Es fehlet nicht viel: Hieraus gehet hervor, daß Aprippa irgend ein Hinderniß von der völligen Uebergabe zurückhielt. Vielleicht weil er König war und sich nicht verstehen konnte, um der Ehre willen bei Gott, die Ehre bei Menschen aufzugeben. Wie viele solcher Agrippas gibts heute noch. Es fehlet nicht viel. Den Einen hält sein Ehrgeiz, den Andern sein Reichthum, den Dritten sonst eine Lust oder Leidenschaft ab, sich ganz dem Herrn zu ergeben, und obwohl sie „nicht fern sind vom Reiche Gottes," gehen sie verloren. Schrecklich!

III. **Nutzanwendung.** 1) Hier lernen wir, wie gut es ist, wenn Wissenschaft, Eifer und Aufrichtigkeit beim Menschen im Dienste Gottes vereinigt sind.

2) Wir lernen auch aus dieser Lection die traurige Wahrheit, daß ein Mensch die Wahrheit des Evangeliums erkennen und doch verwerfen kann.

3) Daß man beinahe ein Christ sein kann und doch nicht völlig.

4) Daß wer Jesum lieb hat, es gut hat, denn der Herr ist Sonne und Schild der Frommen. Paulus hatte Jesum, das war ihm genug.

5) Wie gefährlich es ist, beinahe überredet zu sein und dann wieder zurückzuweichen, oder zu erkalten.

6) Wie nothwendig es ist, vor Allem nach dem Reiche Gottes zu trachten.

Fragen: Von wem zeugete Paulus? Auf wen stützte er sein Zeugniß? Was ist des Menschen Pflicht, wenn er die Wahrheit hört? Wie wurde Paulus in seiner Rede unterbrochen? Was antwortete er? Wie fühlte Paulus gegen seine Zuhörer? Wie sollten wir gegen unsere Mitmenschen fühlen?

Kleinkinderklasse. Der Lehrer erzähle und erkläre den Kleinen die Lection, und mache dann den Zustand Agrippas zum Hauptgegenstand. „Es fehlet nicht viel."

1) Wie thöricht ist dieser Zustand! So weit gekommen, daß er beinahe gerettet ist, warum nun nicht noch den einen Schritt, um ganz gerettet zu werden. Wenn ein Schüler sein Rechenexempel 2c. beinahe fertig hat, wäre es dann nicht sehr thöricht gerade jetzt aufzuhören? Wenn man an einem Platze etwas verloren hat, und kehrt um es zu suchen und den Platz beinahe erreicht hat, wäre es dann nicht sehr thöricht jetzt zurück zu gehen?

2) Wie gefährlich ist aber auch dieser Zustand! Beinahe ein Christ, ist doch noch immer ein Kind der Sünde und auf dem Weg zur Hölle. Wäre Noah nur bis an die Thür der Arche gegangen und blos beinahe hinein, so wäre er mit den Uebrigen umgekommen. Wären die Flüchtlinge in Israel (der Lehrer erkläre dies) nur beinahe in die Freistadt gekommen, so hätte sie der Bluträcher doch ereilt und sie hätten sterben müssen. Wer in einem brennenden Hause ist und beinahe heraus kommt, bleibt ganz drin und verbrennt. Beinahe gerettet und doch verloren. Schrecklich!

Wandtafel.

Fehlt uns		So fehlt uns	
EINS	Ein neues Herz, Innige Liebe zu Gott, Nachfolge Jesu, Selbstverleugnung,	ALLES	Antheil an Jesu, Licht, Leben, Ewiges Glueck, Seligkeit.

Paulus im Sturm.

8. Lection für Sonntag den 25. November, 1877.—Apstg. 27, 14—26.

Grundgedanke: Der Engel des Herrn lagert sich um die her, so ihn fürchten, und hilft ihnen aus.—**Haupttext:** Ps. 56, 3.

1. **Geschichtlicher Zusammenhang.** Obschon gesagt wurde, Paulus hätte befreit werden können, wenn er sich nicht auf den Kaiser berufen hätte, so ist dem doch nicht viel Glauben beizumessen. Wenn das Alles war, das im Wege stand, hätte man ihm nur sagen brauchen, nimm deine Appellation zurück, dann bist du frei. Festus war froh ihn los zu werden, ohne mit den Juden in größere Unangelegenheiten zu kommen. Tiefer aber liegt auch hierin wieder die leitende Hand jener allesregierenden Vorsehung: auch in Rom soll Paulus von Jesu zeugen. Jeder Schritt, den wir in der Apostelgeschichte gethan haben in unseren Lectionen, hat uns deutlicher gezeigt, wie innig der Schreiber der Geschichte mit den Thatsachen bekannt war. Man muß zugestehen, daß ein guter inspirirender Geist die Feder eines gewandten Schreibers lenkte.

Paulus mußte also mit der ersten Gelegenheit nach Rom, aber indem die Römer ihre Kriegsschiffe nicht entbehren konnten, den Gefangenen zu transportiren, so schiffte man ihn und seine Wachmannschaft auf einem gewöhnlichen Handelsschiff, in Gesellschaft einer Anzahl anderer Gefangener ein. Paulus fühlte froh, daß er die Reise nicht ganz mit Fremden machen mußte, sein „geliebter Doctor" Lucas und auch Aristarchus der Thessalonicher waren bei ihm; letzterer wurde sogar sein Mitgefangener zu Rom. Julius der Hauptmann verdient auch genannt zu werden, sein Verhalten während der Reise und deren Strapazen, war der Art, daß ihm ein Denkmal gehört unter den Edelsten der neutestamentlichen Krieger. Die Reise wurde angetreten gegen das Ende des Sommers, die Absicht war, Rom noch vor dem Winter zu erreichen; es wird angenommen, daß sie ungefähr am 21. August schifften von Cäsarien. Es sollte jeder Lehrer eine Karte haben, denn die Reise Pauli ist sehr interessant und verschiedene Landkarten geben jeden Punkt, wie die Geschichte sie anführt, und brin-

gen so das Beschriebene dem Herzen verständlicher durchs Auge.

II. **Texterklärung.** Lectionsplan: 1) Der Sturm; 2. Lebensgefahr; 3. Gottes Verheißung.

V. 14–17. Bald nachdem sie Creta verlassen, kam ein mächtiger Sturm.

Anstatt auf Pauli Ermahnung zu horchen, trauten sie dem Wind. O, wie Viele gibt es heute noch, die mehr auf Wind bauen, als auf die ewig feste Wahrheit in Christo! Ein mächtiger Sturm; nicht nur kam er gerade gegen sie, sondern machte auch die Wellen toben als wäre es ein Wirbelwind. Gott gebietet und der Sturm erhebt sich, Ps. 135, 7; er erfüllt sein Wort, Ps. 148, 8. Gleich einem Fußball wird das Schiff geworfen, vgl. Ps. 107, 26. 27. Das Unglück noch zu vergrößern, war es noch so dunkel, daß sie weder Sterne noch Sonne sahen. Den Compaß kannte man dazumal noch nicht. Hülflos treiben sie auf den stürmenden Wellen dahin und all die Hoffnung, die sie hatten, verschwand. Wir sollten nie zu sicher sein, selbst im Glück sollte der Mensch fast zittern, denn ein Windstoß und alle seine Hoffnungen sind vereitelt.

V. 18–19. Obschon hülflos suchten sie doch das Schlimmste zu verhüten, nemlich Schiffbruch. 1. Suchten sie Anlauf an Felsen zu verhüten. 2. Zogen sie alle Segel ein und gaben sich den Wellen preis. So geht's leider dem Menschen oft auch im Leben, er will immer selbst helfen und retten, bis zuletzt Mast und Segel bricht, dann hat er keinen Trost und muß verzweifeln. Schon Mancher hat sich selbst das Leben genommen in solchen finstern Tagen. Alles wurde ins Meer geworfen, nur um das Schiff und nackte Leben zu retten, doch hofften sie noch. Endlich aber V. 20., als der Sturm nicht nachließ und es auch nicht helle wurde, als alle ihre Rettungsmittel erschöpft waren, gaben sie ganz auf; nicht einmal mehr essen konnten oder wollten sie. Warum half Paulus nicht durch ein Wunder? Es war nicht seine Sache hier Gott vorzugreifen, blos um seinen Mitreisenden zu dienen, wußte er doch, daß er nach Rom kommen soll, als gilt es ihm gleich, ob schwimmend oder fahrend.

V. 21. Doch als alle Mittel erschöpft waren, trat Paulus auf, um zu trösten. Siehe, welch ein Unterschied zwischen ihm und dem Propheten Jonas!

1) Machte er ihnen Vorwürfe, weil sie ihm nicht gefolgt. So geht's auch noch Andern, wenn man auf gute Warnung nicht horcht; man gewinnt nur Schaden dabei. Viele Leute bringen sich ins Elend, wenn sie nicht wissen, wie gut sie es haben. 2) Er versichert ihnen, daß ob auch das Schiff in Stücke gehe von den 276 Seelen soll keine einzige umkommen, noch ist Hoffnung in Israel. Hoffnungslose gebt doch die Hoffnung nicht auf, hofft wo nichts zu hoffen ist. So sagen wir auch dem Sünder, wenn er einmal seine Irrthümer einsieht und weint um seiner Sünden willen. 3) Er gibt Grund für seinen Glauben. Ein Engel Gottes war bei ihm und erklärte ihm, um seinetwillen sollen Alle gerettet werden.

Selbst hier schämt er sich nicht, seine Religion zu bekennen, auch hier ist er in seines Jesu Händen und sicher. Siehe, welch ein Trost, wenn man auf dem Weg der Pflicht ist. Paulus ist auf der Reise nach Rom, Gott sagte ihm, er müsse zeugen von ihm daselbst und nach Rom geht er.

„Und ob auch alle Teufel
Hier wollten widerstehn."

Welch ein Trost, wenn man im größten Sturm des Lebens einen Engel—dienstbaren Geist—des Herrn bei sich hat. Paulus erzählt, daß er sich nicht fürchten darf, laß Sünder zittern, mit ihm ist Gott. Vgl. Jes. 33, 14–16. 4) Er gibt ihnen ein Zeichen, daß er es weiß. Wir werden anlaufen, das Schiff wird brechen, aber unser Leben wird gerettet werden.

Der Steuermann hatte das Ruder verlassen, sie wußten nicht wo sie waren, aber Gott war nahe. Oft drohen Feinde, des Herrn Schifflein zu zerschmettern, aber vergeblich, Gott ist am Ruder: „Und ob Mast und Segel bricht, verläßt doch Gatt die Seinen nicht."

Die Frommen sind oft verachtet und verfolgt, die Feinde drohen sie zu zerstören und bedenken nicht, daß um der Gerechten willen die Welt noch steht, sonst wäre sie längst aus ihren Fugen gegangen. Zu Illustrationen fehlt es bei dieser Lection nicht an Thatsachen, besonders, wenn der Lehrer das Glück (?) hatte, auf einem Segelschiff über das Meer zu kommen.

III. **Nutzanwendung.** In dieser Lection lernen wir deutlich:

1) Daß der Fromme nicht von den Stürmen des Lebens frei ist. Paulus war im Sturm mit den Andern.

2) Daß Gefahr und Tod dem Christen nicht schrecklich sind, sein Gott ist mit ihm, er braucht nicht zu verzagen.

3) Daß die Gottlosen oft um der Gerechten willen errettet werden. „Ihr seid das Salz der Erde."

4) Dieses sollte uns Muth machen. In Gefahr, denke an Paulus im Sturm.

5) Unseren Glauben stärken, denn der alte Gott lebt noch.

6) Aber auch willig machen, ihn zu bekennen immerdar.

Hast du aber Gott noch nicht bei dir, o dann suche ihn Jetzt.

Fragen: Wo lehrt diese Lection, daß der Fromme von Leiden nicht frei ist? Daß Gefahr und Tod ihm nicht schrecklich sind? Daß der Sünder oft um der Gerechten willen noch leben bleibt? Wie wurde Paulus seinen Mitreisenden zum Segen? Wie kann auch uns diese Lection noch zum Segen werden?

Wortstudien.

Windsbraut.—Ein heftiger Wind der von Ost-Nordost wehte und die Wellen gegen einander warf.

Klauda.— Eine kleine Insel in der Nähe von Creta, im mittelländischen Meere.

Kleinkinderklasse. Im Fall der Lehrer die Lection auf der Wandtafel erklärt, so wäre zur Illustration ein Schifflein in schwankender Stellung, umgeben von hohen Wasserwogen, nicht unschicklich. Man schildere jedenfalls eine Reise zur See mit allen Eigenthümlichkeiten, Gefahren u. s. w., einer solchen. Vergleiche dieselbe mit der Reise eines Christen nach dem Himmel: Der Ausgangspunkt, die Reise, Gefahren, Noth und Beschwerden, das Ziel, die Passagiere und Alles auf die Reise sich Bezügliche, läßt sich auf unsere Lebensreise mit Erfolg anwenden. Besonders vergesse der Lehrer nicht, Gottes Schutz über den Seinigen nachdrücklich hervor zu heben.

Wandtafel.

Illustration. 1) Gottes Schutz. V. 24. An Bord eines englischen Schiffes befand sich nur eine Bibel für siebenhundert Passagiere; dieselbe gehörte einem frommen Matrosen, der sich nicht schämte, sein Licht leuchten zu lassen vor den Leuten. Durch seinen gottseligen Einfluß hatte sich bald eine Anzahl Leute gewinnen lassen, die anfingen zu beten. Es war ein Kriegsschiff, auf welchem sie sich befanden. Ehe es eines Tages ins Treffen ging, scharten sie sich zusammen, ihre Seelen Gott im Gebet anbefehlend, in der Erwartung in dieser Welt nicht mehr so zusammen zu kommen. Was war ihr Erstaunen und ihre Freude, als sie nach der furchtbaren Seeschlacht fanden, daß nicht einer aus ihrer Zahl,—es waren ihrer dreizehn—getödtet oder auch nur verwundet worden war. Gottes unmittelbarer Schutz hatte über ihnen gewaltet und sie veranlaßt, mit dankerfülltem Herzen an demselben Ort ein Freudenfest zu feiern.

2) Das Seelenheil unserer Mitmenschen. V. 24. Der Ehrw. Rowland Hill sagte einmal: „Man heißt mich einen Schwärmer deßhalb, weil ich die Sache der Religion ernstlich nehme. Als ich zuerst hierher kam, sahe ich von jenem Hügel aus, eine Sandgrube einfallen und drei Menschen lebendig begraben. Ich erhob meine Stimme und schrie um

Hülfe, so laut, daß man mich eine Meile weit in der Stadt drunten hören konnte. Hülfe kam und zwei der Unglücklichen wurden noch zur rechten Zeit gerettet. Niemand nannte mich deßwegen einen Schwärmer. Wenn ich aber sehe, wie der ewige Tod arme unsterbliche Seelen täglich übereilt und ihnen ernstlich zurufe, doch zu eilen und ihre Seelen zu retten; sollte ich deßhalb ein Schwärmer sein? Hat nicht Gott ihre unsterblichen Seelen auf unser Herz gebunden?"

Hinterstübchen.

Abschiedsgruß an Ottilie Wildermuth.

Mußt' er denn so schnell verstummen,
Dein geschichtenfroher Mund?
Schaut dein klares Auge nimmer
Freundlich übers Erdenrund?
Ist dein blüthenreiches Leben,
Ist dein sonniges Gemüth
In des Sommers schönsten Tagen
Vor den Rosen noch verblüht?

Nicht im dichten Trauerkreise
Stand ich um dein off'nes Grab,
Keine Scholle, keine Blume
Warf ich dir zum Gruß hinab,
Aber fern auf Schweizermatten
Leis umschwebt dein Schatten mich,
Und die Mädchen und die Frauen,
Hier auch klagen sie um dich.

Denn so weit die deutsche Zunge
Von dem Fels zum Meere klingt,
Wo um deutsche Fenstersimse
Sich der Dichtung Rose schlingt,
Sagen dir für schöne Stunden
Tausend Seelen frohen Dank,
Glänzt dein Name in den Herzen,
Gold'ner als im Bücherschrank.

Deine Muse ging im Hauskleid,
Nicht im eitlen Ballkostüm,
Veilchen trug sie in den Haaren,
Kein erkünsteltes Parfüm;
Wandelte in Haus und Garten
Lieber als im Prachtsalon,
Sprach von Herzen warm zum Herzen,
Fern von seichtem Modeton.

Aber was in Freud und Leide
Uns die Seele leis berührt,
Hast in lieblichen Gestalten
Du vor Augen uns geführt:
Kinderglück und Frauenleben,
Deutsche Lieb' und deutsche Treu,
Und sowie es Brauch in Schwaben
—Etwas Schalkheit auch dabei.

Deiner Laune leichter Stachel,
Er verletzte tiefer nicht
Als der Dorn der frischen Rose,
Die ein Kind vom Hage bricht;
Deines Ernstes trübe Schatten
Waren nur der Wolke gleich,
Die das Abendroth umsäumet,
Rosenhell und hoffnungsreich.

Perlen fandest du im Sande,
Sonnenschein im ärmsten Haus,
Söhnst' ein sonnenloses Leben
Milde mit dem Schicksal aus,
Predigst, wie der Herr im Gleichniß
Spielend uns das Christenthum,
Gottvertraun und Menschenliebe
Heißt dein Evangelium.

Küßt ein Kind sein liebstes Büchlein
Jubelnd unterm Weihnachtsbaum,
Träumt ein Mädchen in der Laube
Seinen ersten Liebestraum,
Sonnt ein graues Haupt sich lächelnd
In der Jugend Widerschein:
Du verstehst sie, jung und alte,
Du vergnügst sie, groß und klein.

Was du sannst und was du schriebest,
Weiß das weite Vaterland,
Was du warst und was du lebtest,
Ist den Deinen nur bekannt;
Tausendfältig rings im Lande
Lebst du fort in Wort und Geist,
Doch das Haus, d'rin du gewaltet,
Steht verödet und verwaist.

Klagescenen, Abschiedsthränen
Liebte nie dein schlichter Sinn,
Und so gingst du ohne Abschied
Rasch aus unsrem Kreise hin;
Noch im Aug' das alte Lächeln,
Noch den jüngsten Scherz im Mund,
Bis zum Grau'n der letzten Stunde
Geistesfrisch und kerngesund.

Deiner Freunde Leid und Freude
Hat dir oft das Herz bewegt,
Hast auf manchen frischen Hügel
Tröstend Kranz und Lied gelegt;
Nimm auch unsre Trauerkränze,
Nimm auch diesen schlichten an,
Hätt'st ja wohl, wär ich gegangen,
Mir den gleichen Dienst gethan!

Karl Gerok.

Engelberg in der Schweiz, Juli 1877.

Grabinschrift. Es gibt nicht leicht ein Wort, das man in den Blättern öfter als Losungswort der freien Wissenschaft bezeichnet, welche sich von den Pfaffen nicht mehr binden lasse, als das Wort des Astronomen Galilei, der im römischen Kerker die Lehre abschwören sollte, als ob die Erde sich um die Sonne bewegte. Er soll das gethan, aber dann gesagt haben: „und doch bewegt sie sich." Wir haben hier keine Lust und keinen Raum, auf dieses Wort näher einzugehen.—Gefällt euch Galilei's Wort: „Sie bewegt sich doch!" so gefällt mir ein anderes Wort noch besser: „Und dennoch lebe ich!" Das ist nemlich die Grabesinschrift von einem berühmten Arzt, James Simpson (1811—1870), geworden. Er ist als Student durch das Jammergeschrei einer Patientin während einer Operation nahezu zum Aufgeben seines Berufs, in der Folge aber zur Entdeckung des Chloroform als Schmerzstillungsmittels geführt worden. Dem hochberühmten Manne fehlte es in seiner Stadt Edinburg nicht an Verehrung aller Art; er schämte sich aber nicht, auch den Herrn im Himmel vor aller Welt zu bekennen, nahm sich besonders der Sonntagschulen an und bildete Aerzte aus für die Mission. Auf seinem Krankenlager waren Gottes Wort und geistliche Lieder seine beste Labung; einem Freunde, der ihn kurz vor seinem Ende fragte: hältst du auch noch an Jesu? antwortete er getrosten Sinnes: Ja! —Das Resultat seines Lebens ist die Inschrift auf seinem Grabe: „Und dennoch lebe ich."

Wie Noah die Thiere in sein Riesenschiff brachte. Zu einem Festmahle in Stuttgart hatte König F. von Würtemberg außer einer großer Anzahl von Adeligen und hervorragenden Bürgerlichen, auch einen Herrn von der Osten und Oberhofprediger S. einladen lassen, welch' letztere durch Zufall einander gegenüber zu sitzen kamen. Der Herr Baron meinte, diese Gelegenheit einem Pfaffen gegenüber, nicht unbenutzt (zur Verspottung der Bibel) lassen zu dürfen. Er redete daher so laut,

daß es Dutzende seiner Nachbarn verstehen und zum Hohngelächter veranlaßt werden konnten, seinen Nachbar also an:

„Aber sagen Sie mir doch, lieber Herr Oberhofprediger, wie hat es denn Noah angefangen, um die verschiedenen Thiere in sein Schiff zu bringen?"

„O, Herr Baron," erwiderte der Gefragte mit so gehobener Stimme, daß man jedes seiner Worte im ganzen Saal verstand, „das geschah ohne alle Schwierigkeit. Er rief nur: Komm her, du Löwe vom Süden, komm her, du Wolf vom Westen, komm her, du Bär vom Norden und komm her, (und dies am lautesten,) du Esel von Osten!

Natürlich folgte nun schallendes Gelächter auf Kosten des Herrn Baron, welcher später niemals mehr über die Bibel zu spotten gewagt haben soll.

Wie die Menschen sterben. Jeder Mensch stirbt auf andere Weise. Der Jude kommt in Abraham's Schooß. Der Müde legt sich zur Ruhe. Der Schnitter beißt ins Gras. Dem Zahnarzt thut kein Zahn mehr weh. Dem Weber schneiden die Parzen den Lebensfaden ab. Der Höfliche sagt der Welt Ade. Der Schiffer zahlt sein Fährgeld an Charon. Dem Nachtwächter hat sein letztes Stündlein geschlagen. Der Wanderer geht zur Heimath ein. Der Schwätzer wird ein stiller Mann. Der Bergmann fährt zum letzten Male an. Der Unglückliche haucht den letzten Seufzer aus. Dem Uhrmacher ist seine Uhr abgelaufen. Der Läufer setzt kein Bein mehr vor das andere. Der Trinker liegt in den letzten Zügen. Kleine Kindlein werden unter die Engel versetzt. Die Dienstboten hat der Herr zu sich genommen. Der Kutscher und der Postillon sind abgefahren. Der Todtengräber sinkt in die Grube. Der Kaufmann und der Gastwirth schließen ihre Rechnung ab. Der Schläfrige schließt die Augen. Dem Laternenanzünder hat der Tod das Licht ausgeblasen.

Prügel nach der Zeit. Daß geistige Arbeit nach der Elle bezahlt wird, kommt im civilisirten Europa alle Tage vor, daß man aber die Prügel nach der Zeit und nicht nach der Zahl austheilt, dürfte von der immer weiter um sich greifenden Abschaffung der Prügelstrafe doch überhaupt wohl nur in Afrika vorkommen. Bei den Hottentotten werden nach den Mittheilungen eines Reisenden die Prügel nach der Zeit und nicht nach der Zahl gemessen. Da man nun aber dort auch keine Uhren hat, so berechnet man die Zeit wiederum nach Pfeifen Tabak. Es wird also der Verurtheilte so lange geprügelt bis ein, zwei oder mehrere Pfeifen ausgeraucht sind. Einer der Vorstände raucht bei einer solchen Execution selbst die Prügelpfeife und hat es mithin in der Hand, dieselbe durch schnelles oder langsames Rauchen zu verlängern oder abzukürzen.

Man muß sicher gehen. Der Pariser „Figaro" erzählt folgende Anekdote, deren Wahrheit er verbürgt: „Neulich kam das Dienstmädchen in einem distinguirten Hause mit verbundenem Finger und in Thränen aufgelöst zu ihrer Gebieterin: „O, Madame, wenn sie wüßten!" Und ihr Schluchzen verdoppelte sich.—„Was ist Ihnen, Frangoise?"—„Ich habe mich mit der Spitze einer Gabel tief in den Finger gestochen."—„Närrin, das ist ja nicht gefährlich und wird vorübergehen."—„Aber, gnädige Frau, ist die Gabel auch von Silber?"—„Gewiß!"—„Das ist ein Glück, denn wäre sie aus Pakfong, so würde der Stich doch gefährlich sein."—„Beruhigen Sie sich, Frangoise, sie ist von Silber."—„O, ich bin jetzt wieder beruhigt!..." Am andern Morgen war Frangoise und mit ihr ein großer Theil des Eßzeuges verschwunden."

Recht muß Recht bleiben. In einem ungarnschen Bataillon, dessen Chef ein Deutscher, schimpfte einer der Soldaten in Gegenwart des Majors fortwährend über die wortbrüchigen „Schwaben." Der Major verwies ihm dies, da er selbst ein „Schwab" sei und drohte, ihm im Wiederholungsfalle fünfundzwanzig aufzählen zu lassen. Der Ungar schimpfte unverdrossen weiter. Der Major befahl also, ihn niederzuschnüren und ihm in seinem Beisein die „fünfundzwanzig" geben zu lassen. Nach dem zwölften Hiebe ließ er den Frevler wieder losschnüren. „Nu, Janos, was sagst du jetzt?" fragte der Major.—„Halten zu Gnaden, Herr Major," antwortete der Ungar, „hab' ich doch Recht! Hält Schwab nie Wort seiniges!"

Mutterſorge. „Du weißt nicht, wie gut du's hast, theure Freundin! du kannst dir und den Deinen leben!"—„Aber das könntest du doch ebenfalls, meine Liebe!"—„Ich!—o nein! Bedenke, ich bin ein Mitglied so und so vieler wohlthätiger Vereine; kürzlich wurde ich in den Ausschuß des Asyls für mutterlose Kinder gewählt—fühle mich natürlich sehr geehrt—aber daß mir da nicht Muße für meine Familie bleibt, kannst du dir denken. Mein Mann ist eminent nachlässig, gibt gar nicht auf die Kinder Acht—er schützt immer Geschäfte vor. Ja, als neulich unser Fritzchen in den Graben fiel und Miezchen sich die Hand verbrannte, äußerte er gar in seinem ungerechten Zorn: er würde die Kleinen in das Asyl für mutterlose Kinder schicken!"

Auch ein Leihgeschäft. Daß es in Paris, wie in jeder Großstadt seltsame Industrien und Reclamen gibt, ist nichts Neues. So erinnert man sich z. B. jenes Geschäftshauses, das Ballgebern junge Leute zum Staatmachen und Tanzen gegen billige Gebühren lieh. Neu aber ist die Art Industrie eines Zahnkünstlers, der in den Blättern also annoncirt: „Der Zahnart X., Straße....., Nr....., hat die Ehre, seinen zahlreichen Kunden zu melden, daß er zu den herangehenden Winterfesten vollständige Gebisse oder auch einzelne Zähne für Hochzeiten, Bälle, Soireen und Tafeln ausleiht. (Vivat sequens.)

Klöster in Rom. In der Stadt Rom befinden sich 126 Mönchsklöster mit 2375 Bewohnern; ferner 32 Frauenklöster mit 2183 Bewohnerinnen. Das reine Einkommen derselben wird mit 2,978,408 Francs beziffert. Die Vorstädte und Orte im Weichbilde der Stadt zählen 51 Mönchsklöster mit 517 Bewohnern und 22 Frauenklöster mit 531 Nonnen, zusammen mit einem Einkommen von 257,000 Francs.

Ein probates Mittel. Als unter Ludwig XV. das Cabriolet in Mode kam, erheischte der gute Ton, daß jede Dame ihr Vehikel kutschire. Die schönsten Hände waren nicht immer auch die geschicktesten, und Unfälle ereigneten sich fast jeden Tag. Da schickte der König nach seinem Polizeiminister d'Argenson und ersuchte ihn, Vorkehrungen dahin zu treffen, daß Leben und Gesundheit der die Straßen Passirenden gesichert würden. „Herzlich gern will ich das Meinige dazu thun," antwortete d'Argenson. „Wünschen Sie aber, daß die Vorfälle gänzlich aufhören?"—„Parbleu! versteht sich."—„Nun, so lassen sie mich machen." Am nächsten Tage erschien eine königliche Ordonanz, daß keine Dame unter dreißig Jahren ein Cabriolet lenken dürfe. Vierundzwanzig Stunden danach ließ sich in keiner der Pariser Straßen ein von Frauenhänden gelenktes Cabriolet mehr blicken. Keine Pariserin hatte den Muth, sich zu dem Alter von dreißig Jahren zu bekennen.

Kraft des Niagara-Falls. Es ist ausgerechnet worden, daß der Niggarafall, wenn seine Wasserkraft im Dienste der Industrie verwendet werden könnte, eine Arbeit gleich 11,363,365 Pferden liefern würde. Die 51,017 Wasserräder, welche nach dem letzten Census in den Vereinigten Staaten zum Betriebe von Mühlen, Fabriken u. s. w. existiren, geben zusammen 1,130,416 Pferdekräfte.

Anschauliche Schilderung. Ein amerikanisches Blatt rühmt von dem Senatsredner Colfax: „Immer streng sachlich näht er in seinen Reden das Oberleder der Beweisführung und die Sohlen der Thatsachen mit den Drähten der Logik so zusammen, daß das Wasser der Opposition niemals eindringen kann."

Sollte der Verfasser des betreffenden Berichtes nicht ein Schuhmacher gewesen sein?

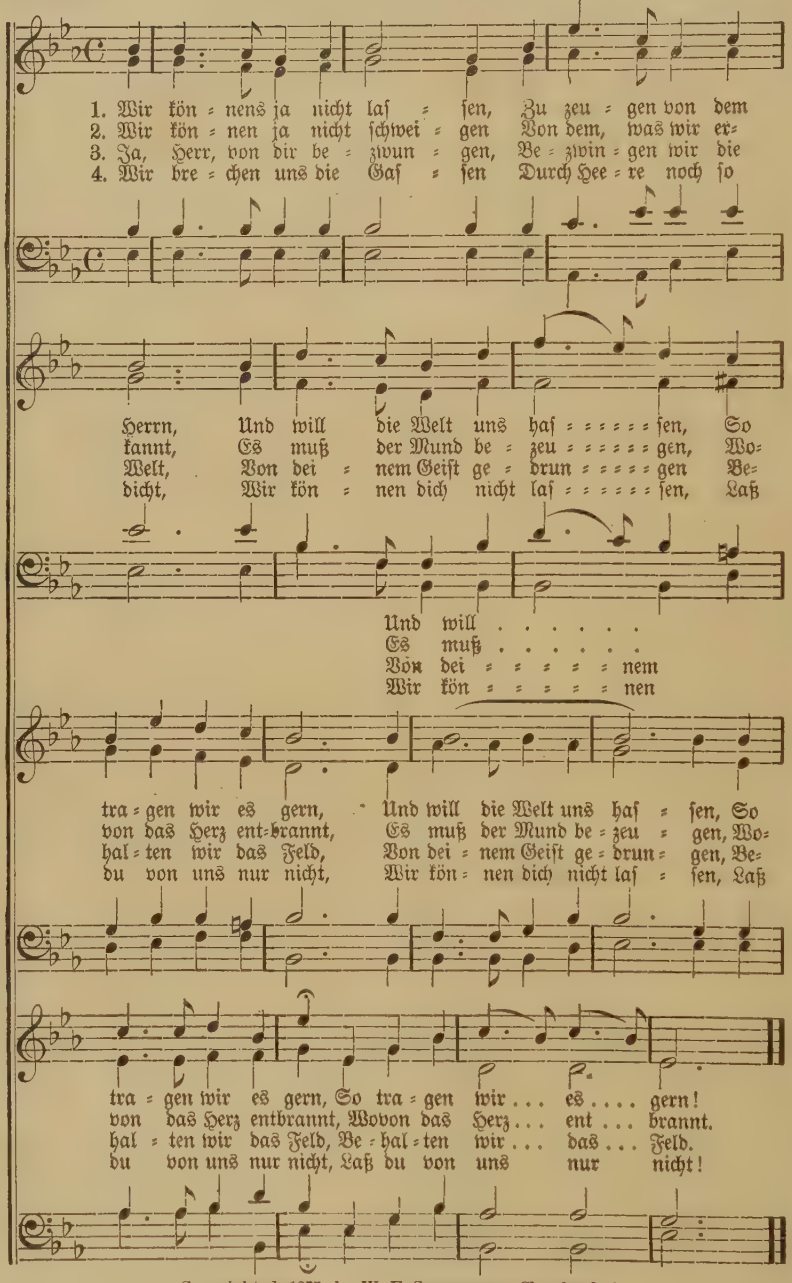
Charade und Kehrräthsel.

Das Erste kommt beim Rechnen vor,
Am Körper und auch oft im Moor.
Das Zweite man auf Straßen schaut,
Auch Häuser man daraus erbaut.
Das Ganze kommt vom Ersten her;
Wer dort arbeitet, hat es schwer.—
Verkehr' die Zweite zu der Ersten,
So hörst du's krachen drin, siehst es bersten.

Auflösung der Räthsel im Octoberheft.

Räthsel:—Stiefelknecht.

Buchstabenräthsel:—Magazin.

K. Gerok. **Zeugenmuth.** J. M. Biermann.

1. Wir kön = nens ja nicht laſ = ſen, Zu zeu = gen von dem
2. Wir kön = nen ja nicht ſchwei = gen Von dem, was wir er=
3. Ja, Herr, von dir be = zwun = gen, Be = zwin = gen wir die
4. Wir bre = chen uns die Gaſ = ſen Durch Hee = re noch ſo
Herrn, Und will die Welt uns haſ = = = = = ſen, So
kannt, Es muß der Mund be = zeu = = = = = gen, Wo=
Welt, Von dei = nem Geiſt ge = drun = = = = = gen Be=
dicht, Wir kön = nen dich nicht laſ = = = = = ſen, Laß
Und will . . . . . .
Es muß . . . . . .
Von dei = = = = = nem
Wir kön = = = = = nen
tra = gen wir es gern, Und will die Welt uns haſ = ſen, So
von das Herz ent=brannt, Es muß der Mund be = zeu = gen, Wo=
hal = ten wir das Feld, Von dei = nem Geiſt ge = drun = gen, Be=
du von uns nur nicht, Wir kön = nen dich nicht laſ = ſen, Laß
tra = gen wir es gern, So tra = gen wir . . . es . . . . gern!
von das Herz entbrannt, Wovon das Herz . . . ent . . . brannt.
hal = ten wir das Feld, Be = hal = ten wir . . . das . . . Feld.
du von uns nur nicht, Laß du von uns nur nicht!

Copyrighted, 1877, by W. F. Schneider, Cleveland, O.

Lebensabend.

Komm, Troſt der Welt, du ſtille Nacht!
Wie ſteigſt du von den Bergen ſacht,
Die Lüfte alle ſchlafen;
Ein Schiffer nur noch, wandermüd,
Singt übers Meer ſein Abendlied
Zu Gottes Lob im Hafen.

Die Jahre wie die Wolken gehn,
Und laſſen mich hier einſam ſtehn,
Die Welt hat mein vergeſſen:
Da tratſt du wunderbar zu mir,
Wenn ich beim Waldesrauſchen hier
Gedankenvoll geſeſſen.

O Troſt der Welt, du ſtille Nacht!
Der Tag hat mich ſo müd gemacht,
Das weite Meer ſchon dunkelt;
Laß ausruhn mich von Luſt und Noth,
Bis daß das ew'ge Morgenroth
Den ſtillen Wald durchfunkelt.

Das Evangelische Magazin.

Band 9. December 1877. Nr. 12.

Weihnachten.

—o—

Bald kommt der liebe Weihnachtstag
Mit seiner hellen Freude,
Mit Lichterglanz und Festgesang,
Ach wär' er doch schon heute!
Viel Tage hat das lange Jahr,
Der schönste Tag von allen
Ist doch der liebe Weihnachtstag,
Laut soll sein Lob erschallen!

Wenn hell der liebe Christbaum strahlt
Im bunten Kerzenschimmer,
Dann jubeln wir und freuen uns,
O grünte er doch immer!
Viel Bäume steh'n im grünen Wald,
Der schönste Baum von allen
Ist doch der liebe Weihnachtsbaum,
Laut soll sein Lob erschallen!

O sel'ge, heil'ge Weihnachtszeit!
O Baum im Kerzenscheine!
Wer schenkt uns alle diese Lust?
Das thut der Herr alleine!
Viel Kinder leben in der Welt,
Das liebste Kind von allen
Ist doch das liebe Jesuskind,
Laut soll sein Lob erschallen!

Skizzen von Japan.

Von Ad. Halmhuber mit Originalzeichnungen.

Die Feuerlöschmannschaft.

Der Bewohner Japans wird vornehmlich von zwei Dingen beunruhigt: das eine ist das Erdbeben und das andere, die Feuersbrunst. Gegen ersteres ist kein Schutzmittel vorhanden, gegen letzteres wird aber in Japan kein solches besonders ernstlich begehrt, sonst wäre es wohl schon längst mehr von dieser Landplage befreit. Ein Feuer ums andere bricht aus, fast von jedem werden die Häuser dem Hundert nach verzehrt, und dennoch bleibt nach wie vor Alles beim Alten, d. h. die nöthigen Verbesserungen in der Bauart und den Volkssitten, durch die dem Feuer vorgebeugt werden könnte, werden nicht gemacht. Fürs erste baut der Japaner meist ganz von Holz und deckt sein Dach mit Stroh oder Schindeln; dann reiht er Haus an Haus ohne Zwischenraum und ohne Feuerwand, und seine Straßen macht er schmal. Sein Fußboden ist mit 2 Zoll dicken Strohmatten belegt, auf welchem ein kaum anderthalb Fuß hoher Herd steht, auf welchem Thee gekocht, Kuchen gebacken und die Tabakspfeife angezündet und ausgeputzt wird, dieser Ofen selbst ist von Holz, nur mit Metall ausgefüttert. Dazu ist das Haus auf allen Seiten offen, hat auch Nachts bei geschlossenen Thüren nur schlechte Papierfenster, so daß der Wind freien Spielraum hat und seine Beleuchtung geschieht durch Papierlampen, ähnlich denen, die man in andern Ländern bei Festlichkeiten zum Illuminiren benützt.

Daß das Feuer da reiche Beute macht, ist kein Wunder, nur daß es nicht noch viel mehr Zerstörung angerichtet, ist zu verwundern. Doch sind die Japaner sehr einfach eingerichtet; Bett, Tisch und Stuhl und all das Weißzeug einer europäischen Haushaltung verbrennt ihnen nicht; ihr Haus bezahlt sich durch die Miethe in etwa fünf Jahren, und wenn's dann abbrennt, so ist der Zimmermann froh, wenn er wieder ein neues zu bauen hat. Daher wird es noch geraume Zeit gehen, bis der Einfluß und das Beispiel der Ausländer eine wesentliche Verbesserung in dieser Hinsicht zu Stande bringen.

Wo nun in so wichtigen Stücken zum Verhüten von Feuersgefahr nichts gethan wird, kann man auch kaum eine gut organisirte Löschmannschaft erwarten, die das einmal ausgebrochene Feuer dämpfen soll. Weil ich nun kürzlich ein Augenzeuge der Thaten der japanischen Feuerwehr war, so bin ich wohl berechtigt, ein Urtheil darüber zu fällen.

Es war an einem schönen Sommerabend, die Sonne war eben untergegangen und der Mond sandte seine ersten Strahlen auf die schöne Natur und Diejenigen hernieder, die nun nach dem heißen Tage in des Abends Kühle einen erfrischenden Spaziergang machten. Soeben hatte ich mich zur Ruhe niedergelegt, als ich die Glocke der nahen Polizeistation läuten hörte. Das Rennen auf der Straße ließ in mir keinen Zweifel mehr übrig, daß Feuer ausgebrochen sei, weßhalb ich mich rasch erhob, um zu sehen wo es sei; denn wer hier zu Lande erst warten wollte, bis er das Feuer spürt, dürfte leicht allzuwarm bekommen. Die übrigen Hausbewohner zur Vorsorge im Haus zurücklassend, begab ich mich nach dem Brandplatze. Nur das General-Hospital und ein Wohnhaus waren zwischen meinem Haus und der Brauerei, deren rechter Flügel in Brand gerathen war. Noch war kein Feuer zu sehen, nur Rauch

Japanische Feuerwehr.

hüllte das Haus ein; eine Anzahl Herren und Damen, die auf dem Hügel spazierten und etliche Japaner waren auf dem Platze, welch' letztere sofort Hand zur Hülfe anlegten. Ich hielt mich auf der Seite unserem Hause zu, um nicht von demselben abgeschnitten zu werden und um den Verlauf der Sache zu überwachen. Das Feuer brach jetzt zum Dach heraus und die Funken begannen zu sprühen, während etliche Pferde innerhalb der Umzäunung wild um das Haus her rannten. Viele Japaner hatten sich unterdessen mit ihren Papierlaternen eingestellt und standen theils als Zuschauer umher, theils halfen sie das Haus ausräumen. Der Wind kam in solcher Richtung, daß er durch Gebäulichkeiten am Anfachen des Feuers gehindert wurde, das schwere Ziegeldach verminderte gleichfalls die Gefahr für andere Gebäude.

Noch war keine Feuerspritze zu sehen. Männer trugen aber in hölzernen Gefäßen Wasser. Zwei derselben erregten meine Aufmerksamkeit besonders; sie hatten einen runden Zuber, den sie zusammen trugen. Hatten sie dessen Inhalt ins Feuer

ausgeleert, so sprangen sie mit großem Lärm zum Brunnen zurück und riefen nun, den gefüllten Zuber schleppend, in allen Tönen der Tonleiter, der ganzen Straße entlang: "midzu, midzu!" (Wasser, Wasser!) bis sie im brennenden Haus verschwanden. Ungefähr so machtens alle Wasserträger.

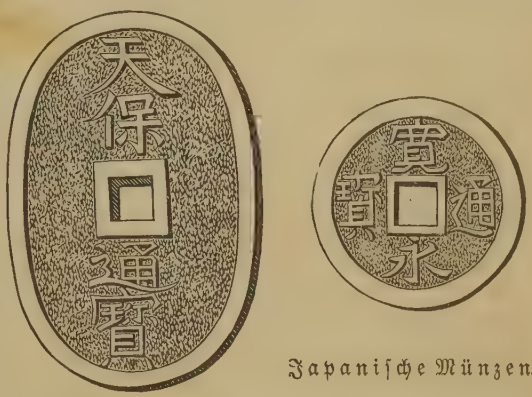
Jetzt höre ich Gerassel und Geschrei. Die Feuerspritze kommt. Voran springt Einer mit einer riesenmäßigen Papierlampe auf hoher Stange. Dann kommen etliche Polizeidiener, die Anführer des Corps mit blauem Militärfrack mit gelben Aufschlägen, weißen Hosen, weißem Ledergürtel und blauer Dienstmütze mit gelber Borde; in der Hand haben sie einen langen Holzknüppel nach amerikanischem Muster, während ihr Anzug der preußischen Uniform nahe kommt. Dann kommt die Spritze, eine einfache Pumpe, wie sie allenthalben vor Erfindung der Dampffeuerspritzen gebraucht wurden; ich denke sie stammt von England ab. Sie wird gezogen und geschoben von ungefähr so vielen Männern als ihr beikommen können. Diese Männer sind auch in Uniform, nur nicht in militärischer, sie haben einen blauen Kittel mit einem großen weißen Ring auf dem Rücken und in diesem Ring ist der chinesische Buchstabe ihres Geschäftes; daneben haben sie noch andere weiße Zeichen um die Hüftgegend ihres Kleides. Ihre engen blauen Hosen und ihre Strohsandalen machen sie leichtfüßig. Einen Helm haben sie nicht, nur etliche haben ein schwarzes Tuch über den Kopf gebunden, was ihnen ein gar komisches, kaminfegerähnliches Aussehen gibt. Hintendrein kommt wieder Polizeimannschaft und ein Lampenträger. In ähnlicher Weise kommen auch nach und nach Schlauchwagen, Leitern ꝛc. an. Die Spritze ist nun da, jetzt fragt sich's aber, wo sie postirt werden muß. In ihrer Eile ist die Mannschaft am Feuer vorbei und nach dem Hintertheil des Hauses gerannt, wo es glücklicherweise nicht brennt. Etliche erkennen den Irrthum und geben mit lebhaften Worten und Gestikulationen zu verstehen, daß die Spritze besser wo anders stünde. Man hält nun ernstlich Rath und wird schließlich eins, die Spritze dahin zu transportiren, wo es am meisten brennt, daher macht nun der ganze Zug eine energische Rückzugsschwenkung und postirt sich endgültig dem Element mit Kühnheit zu steuern. Es sind mittlerweile noch andere Pumpen eingetroffen und Schläuche genug, um einen kleinen See am Fuße des Hügels zu erreichen. Unter merkwürdigem Rufen und endlosem Geplapper werden die Schläuche verbunden und Wasser hergepumpt bis es gelingt, das Feuer zu dämpfen und so einen Theil des Gebäudes zu retten. Etliche saßen während der ganzen Zeit auf dem Dach, in einer Hand die Papierlampe haltend und mit der andern mittelst einer eisernen Stange ins Feuer schlagend.

Schließlich kam noch eine Anzahl Matrosen mit einem Schiffstau; sie hatten auf der Bai das Feuer gesehen und wollten nun auch thun, was sie konnten. Während der ganzen Scene fühlte ich ernst und betend; andere Fremde, die dabei standen machten sich aber sofort lustig über das Verfahren der zwar sehr willigen, doch noch nicht ausgebildeten Feuerwehr. Doch thut ja die Regierung bereits Schritte zur Ausbildung derselben: es geht nicht Alles auf einmal. Gott dankend, daß ich verschont geblieben war, ging ich heim und schlief, als endlich der Lärm draußen verstummte, müde ein.

Das Geld Japan's.

Das Münzsystem dieses Landes ist im Allgemeinen wenig bekannt, so daß ein Wort über dasselbe wohl annehmbar sein mag. Man stellt sich dasselbe von andern Münzarten ohne Zweifel viel verschiedener vor, als wie es in der That ist. Es hat wohl seit der Berührung Japans mit dem Auslande etliche Modifikationen erfahren, was jedoch mehr für die großen Geldstücke gilt, als für die kleinen. Das Prinzip des jetzigen Systems steht auf der Basis des amerikanischen Dollars. Dieser Dollar existirt aber bis jetzt nur in Papiergeld, welches nach japanischer Idee lithographirt ist, aber eine für den Verkehr sehr bequeme Beschaffenheit hat. Der Dollar wird riyo, yen oder satsu genannt. Er zerfällt in hundert sen (Cents), die theils als fünfzig, zwanzig und zehn sen-Noten, theils als zwanzig und zehn sen-Stücke in Silber und theils als zwei, eins und ein halben sen-Stücke in Kupfer geprägt sind. Das Gepräge dieser sen-Münzen ist dem anderer Länder gleich, d. h. rund und fein gravirt, doch hat es die Zeichen in japanischer Schrift.

Der satsu oder Thaler zerfällt aber auch in hundertfünfundzwanzig tempo, eine Kupfermünze aus der früheren Zeitperiode Japans und noch in großer Menge vorhanden. Fünf tempo sind gleich vier sen (Cents). Der tempo ist eine



Japanische Münzen.

ovale Kupfermünze mit einem viereckigen Loch in der Mitte und trägt auf der Seite, die das beigefügte Bild in natürlicher Größe wieder gibt, die Inschrift: tempo-tsuuhoo (ein tempo Werth). Wenn man zwanzig Cents werth in solchen Tempos in der Tasche hat, so meint man, man habe eine ordentliche Summe zum Einkaufen, hat man ihrer für fünfzig Cents werth, so „fühlt" man sich reich wie ein Crösus, hat man ihrer aber gar für einen Thaler, so sind beide Taschen beträchtlich in Gefahr durchbrechen und ihren köstlichen Inhalt mit Gerassel in bessere Verwaltung übermitteln zu müssen. Nun mag's dem Kaufmann aber vorkommen, daß er mehr als für einen Thaler Tempostücke einnimmt oder ausgibt und dann wird das Geschäft per Wagen abgemacht. Ich habe schon manchen Tempotransport per Wagen, ja fünfzig und fünfzig Stücke vermittelst ihren Löchern mit einem Strohfaden zusammen gebunden, gesehen.

Der Tempo wird in acht Rin abgetheilt, die als zwei, ein und ein halb und ein rin-Stücke in Umlauf sind. Das rin hat zehn moo, das moo ist aber zu klein, um für sich zu bestehen. Ein rin=zehn moo ist das kleinste Geld. Ein tempo zwei rin=ein sen. Diese Münzen sind gleichfalls von Kupfer, haben auch ein viereckiges Loch in der Mitte, sind aber rund und dünner geprägt als der Tempo. (S. Bild.)

Der mexikanische Silberthaler und chinesische Banknoten werden auch als Zahlung angenommen, im Bankverkehr nehmen sie sogar den ersten Rang ein, nur sind sie dem Curs unterworfen und beim japanischen Kleinhändler nicht beliebt. Goldmünzen dieses Landes hatte ich noch nicht Gelegenheit zu sehen.

Die Heimkehr eines Künstlers.

(Erzählung von H. Ahde.)

In einem der gesegnetsten Gaue unseres herrlichen deutschen Vaterlandes liegt inmitten einer fruchtbaren Ebene, durch welche ein Strom gleich einem Silberbande sich dahin zieht, malerisch die alte Stadt A., deren hohe Thürme—Denkmale reinster gothischer Baukunst—das Auge schon von fern erfreuen.

Ein Besuch dieser alterthümlichen und romantischen Stadt gehört noch jetzt zu den lohnendsten Ausflügen, obgleich die Zeit auch hier, wie leider an so manchen historisch denkwürdigen Orten, mehr als ein wundervolles Kunstwerk aus den Tagen unserer Väter der Vernichtung hat anheim fallen lassen.

So sah man noch zu Ende der zwanziger Jahre des gegenwärtigen Jahrhunderts in der Hauptkirche zu A.—der nemlichen, welche in stolzem, schlankem Bau das unübertroffene Muster eines reinen und edlen deutschen Styls aufweist—ein großes Gemälde von Meisterhand, das eine Scene aus den Kreuzzügen darstellte.

Eine der Hauptgestalten auf dem an Figuren reichen Bilde war ein hochgewachsener, schöner junger Mann in edler Haltung und voll Entschlossenheit im Ausdruck der feinen, durchgeistigten Züge. Unwillkürlich lenkte sich der Blick des Beschauers auf diese anziehende Erscheinung, und die Theilnahme an derselben wuchs, wenn man erfuhr, dies sei, wie eine alte Ueberlieferung verbürgen wolle, der Maler des Bildes, der seine landschaftlichen Studien zu demselben an Ort und Stelle gemacht, überhaupt in seinen Jugendjahren viele und weite Reisen unternommen habe.

Wer diese Umstände vernahm, unterließ es gewiß nicht, weiter nach dem Maler zu forschen, der hier geboren worden und auch hier gestorben war, nachdem er sich um die Kunst im Allgemeinen und um die Ausbildung derselben besonders in seiner Vaterstadt die größten Verdienste erworben. Dieser treffliche Künstler, Willibald Wendelin genannt, hatte in der That ein bewegtes Leben hinter sich, als er—etwa 30 Jahre alt—nach längerer Abwesenheit in seine Vaterstadt zurückkehrte, wo man ihn längst zu den Todten rechnete. Die näheren Umstände der Rückkehr dieses Künstlers nach der Stätte, wo einst seine Wiege gestanden und nach der es ihn lange mit mächtiger Sehnsucht gezogen hatte, sind merkwürdig genug, um unsere Theilnahme in Anspruch zu nehmen; möge ihre Erzählung daher nachstehend folgen.—

Es war am Nachmittag eines regnerischen unfreundlichen Octobertages des Jahres 149*, als, trotz der schlechten Witterung, Müßiggänger, Gaffer und Neugierige in nicht geringer Zahl vor einem Pfeiler des jetzt ehrwürdigen und altersgrauen, damals aber noch ziemlich neuen Stadthauses standen, um die Inschrift auf einem dort befestigten schwarzen Brette zu lesen, auf welchem Käufe und Verkäufe mit Kreideschrift angezeigt zu werden pflegten, denn öffentliche Blätter hatte man damals und auch viele, viele Jahre später noch nicht.

Auf jenem schwarzen Brette nun las man an dem oben bezeichneten Tage folgende Bekanntmachung:

„Balthasar Wendelin, Zunftmeister der Goldschmiede hiesiger Stadt, benachrichtigt seine Mitbürger, daß er am heutigen Abend in seinem Laden im Wege der Versteigerung einen Verkauf der gesammten Bestände seines Lagers von Goldschmiede-Arbeiten aller Art abhalten wird. Das Verzeichniß dieser ist zu groß, als daß es hier mitgetheilt werden könnte, doch wird Kauflustigen bereitwillig vorgewiesen, was sie zu sehen wünschen. Die Versteigerung beginnt am heutigen Tage, Nachmittags fünf Uhr."

Während die vor dieser Bekanntmachung versammelten Menge von Bürgern der Stadt—meist guten Bekannten des Goldschmieds Balthasar Wendelin—über den Inhalt der oben mitgetheilten Worte theilweise laut und heftig Rede und Gegenrede wechselte, trat ein stattlicher junger Mann herzu, den man der Pracht und dem Schnitte seines Pelzverbrämten Gewandes zufolge für einen begüterten Fremden halten mußte. Kaum hatte auch er jene Bekanntmachung gelesen, als er in sichtliche Bewegung gerieth. „Wie?" rief er aus, „der reiche Goldschmied Balthasar Wendelin räumt sein großes, weitberühmtes Lager? Die schönsten Erzeugnisse seiner edlen Kunst sollen unter den Hammer kommen? Unmöglich! Was für ein trauriges Geschick hätte ihn in diese harte Nothwendigkeit versetzt?"

„Ihr scheint hier fremd, Herr!" gab einer der Umstehenden dem Sprecher zur Antwort, und als der junge Mann wiederholt rasch mit dem Kopfe nickte, fuhr jener—ein wackerer einheimischer Handwerksmann, seiner Tracht nach ein Küfer—mit beredter Zunge fort: „Nun, seht Ihr, deßhalb wißt Ihr nicht, daß Meister Wendelin große und schwere Opfer gebracht hat, um das Handelshaus seines Schwiegersohns zu stützen, welcher bis vor Kurzem einer der reichsten und angesehensten Kaufherren der alten Hansastadt Lübeck war und dessen Schiffe auf allen Meeren kreuzten. Aber bei diesem hieß es leider: ‚wie gewonnen, so zerronnen;' er ließ sich in weitaussehende gewagte Geschäfte ein, nicht bedenkend, daß ein Mann von redlichem Fleiß, wenn er nur stetig und sorgsam den mühevoll erworbenen Groschen achtet, am Ende sicherer zum Ziele eines geregelten Wohlstandes kommt, als der tollkühne Wagehals, der in der Hoffnung auf einen großen Gewinn all sein Gut an ein zweifelhaftes Unternehmen setzt. So ist es denn auch dem einst so reichen Lübecker Handelsherren ergangen wie schon Manchem, der plötzlich mit einem Schritte und mühelos zu Reichthum gelangen wollte: seine Berechnungen schlugen fehl, und zwar so vollständig, daß der in seinen Hoffnungen betrogene, verzweifelnde Mann mit Hinterlassung einer gewaltig großen Schuldenlast landflüchtig wurde."

„Entsetzlich!" murmelte der Fremde, der die Erzählung des Küfers mit gespannter Aufmerksamkeit anhörte. Dieser fuhr fort: „Um nun den Namen seiner geliebten Enkelkinder in makelloser Reinheit ehrlich wieder hinzustellen, trennt sich der greise Meister heute von seinen Kleinodien, so sauer ihm das auch werden mag, denn seine Kunstwerke bilden den Stolz und die einzige Freude seines Alters."

„Die einzige, sagt Ihr?" versetzte der Fremde. „Warum die einzige?"

„Ach," lautete die Antwort des augenscheinlich gut unterrichteten und gern erzählenden Gewährsmannes, der nun mit dem Unbekannten einige Schritte seitwärts trat. „Balthasar

Wendelin's Haar ist vor der Zeit gebleicht, denn während der letzten Jahrzehnte hat der wackere Alte gar zu vielen häuslichen Kummer gehabt! Seine gute, nun auch längst verstorbene Hausfrau schenkte ihm drei Söhne und eine Tochter, diese letztere steuerte der Vater sehr stattlich aus und gab sie, wie gesagt, jenem Lübecker Kaufherrn zum ehelichen Gemahl; die beiden ältesten Söhne aber traten in fürstliche Dienste, einer in Baiern, der andere bei dem Herzog von Weimar. In einer schnellen und glänzenden Laufbahn haben sie ihren alten Vater ganz und gar vergessen; ja, sie schämten sich seines schlichten bürgerlichen, aber ehrenvollen Namens und vertauschten denselben in falscher Prunksucht mit einem stolzer klingenden Adelstitel. Als ob nicht auch unter dem bürgerlichen Wamms ein edles Herz schlagen könnte!"

Der Fremde hatte die letzten Worte überhört. In Gedanken verloren, starrte er vor sich hin; endlich fuhr er auf: „Aber des Meisters dritter Sohn? Ihr sprachet von drei Söhnen!"

„Willibald"—sagte der Handwerker zögernd—„(denn so hieß Meister Balthasar's jüngster Sohn) Willibald wollte ein Maler werden—und zwar ein Maler, wie man sie in Welschland findet; Ihr habt wohl von den berühmten Meistern gehört. Nun, berühmt zu werden, gleich diesen—das war des kleinen Willibald Wendelin stete Rede, aber der Vater widersetzte sich diesen Absichten seines Sohnes, denn er achtete die Malerkunst wenig. Es gibt keine edlere Kunst als die alte Goldschmiedekunst," sagte er, du sollst Goldschmied werden wie ich, und später einmal mein Werk fortführen.

Und als Willibald heranwachsend oft Tage lang seinen ersten Versuchen mit dem Kohlenstifte nachhing, endlich immer dringender nach Pinsel, Palette und Leinwand verlangte und seinen entschiedenen Willen bekundete, Maler werden zu wollen, da donnerte einst der Vater ihn an: „Willst du nicht gehorchen, so sollst du mir fort aus dem Hause. Einen Farbenklexer will ich nicht zum Kinde haben!" Als der Sohn aber trotz der entschiedenen Weigerung des Vaters auf seinem Willen beharrte, kam es dazu, daß der Alte ihn zwingen wollte, in seine Werkstatt einzutreten.—

„Und was geschah?" fragte der Unbekannte hastig und aufgeregt.

„Tags darauf—war Willibald Wendelin verschwunden. Darüber sind nun wohl an die sechzehn oder achtzehn Jahre verstrichen; man hat in unserer ehrsamen Stadt nie wieder von ihm gehört. Ob er noch lebt, oder ob er todt ist—ob er vielleicht unter die Landsknechte oder auf ein Schiff der Hansa gegangen sein mag—Niemand weiß es; Keiner hat darüber je Auskunft gegeben."

Während der letzten Worte des Sprechers entstand ein Laufen, Rennen und Gedränge; alles strömte nach einer bestimmten Richtung. Auch der Fremde und sein redseliger Freund folgten dem allgemeinen Zuge, der sich dem wohlbekannten Laden des Meisters Balthasar Wendelin zuwandte, denn die Stunde der Versteigerung war gekommen; ein Schwarm von Gaffern, Kennern, Liebhabern, Kauflustigen und müßigen Neugierigen wälzte sich herbei,—die Thüren des Goldschmiedehauses öffneten sich weit, und nach kurzer Vorbereitung begannen die öffentlichen Ausrufer eintönig ihr Geschäft.

Kunstreich verzierte Teller, Schüsseln, Kannen, Becher, Trinkgeschirre, Tafelaufsätze und schön gearbeitete Geräthe aller Art standen wohlgeordnet da, um feil geboten zu werden; auch sah man eine Menge edler Steine und werthvoller Schmucksachen. Die letzteren kamen zunächst an die Reihe und waren bald zu guten Preisen verkauft; alsdann wurden die eigentlichen Meisterstücke des berühmten Goldschmieds herbeigetragen, welche sämmtlich mit staunenswürdigem Fleiße und eben so großer Kunstfertigkeit gearbeitet waren. Da sah man Kelche mit Reliefs, meist nach Erzählungen der Bibel, Monstranzen, Statuetten, kunstvollen Zierrath aller Art und kostbares Geschmeide in der geschmackvollsten Fassung—alles in schwer zu erreichender, kaum zu übertreffender Vollkommenheit.

So lange noch die gewöhnlicheren, minder bedeutenden Stücke aus seinen Vorräthen zur Versteigerung gekommen waren, hatte der greise Meister Balthasar Wendelin in einem großen Lehnstuhle still in einer Ecke des Ladens gesessen. Als aber die Ausrufer, in ihrem Geschäfte fortfahrend, die köstlichsten Erzeugnisse seiner Hände,—unter diesen solche, denen er nebst vielen andern, die man in Klöstern, Kirchen und Herrenhäusern fand, seinen ganzen Ruf als geschickter Meister verdankte,—in marktschreierischer Weise unter platten Lobeserhebungen Kauflustigen anzupreisen begannen; da konnte der alte Mann seine tiefe, schmerzliche Erregung nicht länger unterdrücken; jählings sprang er auf, und wie von einer unsichtbaren Macht getrieben, ging er um seine Schätze immer im Kreise herum, wie eine Mutter um die Wiege ihres kranken Kindes. Dabei durchflog ein krampfhaftes Zittern seinen Körper, und seine Augen bohrten sich gleichsam in die Kunstwerke ein, welche ihrem Schöpfer nun entrissen werden sollten.

„Sechs getriebene Becher von feinem Golde!" schallte jetzt die heisere Kehle eines der Ausrufer in gleichgültigem Tone.

„Sechzig Goldgulden!" rief eine Stimme. „Sechshundert!" schallte es kurz und fest aus einem Winkel des Zimmers.

„Siebenhundert!"—„Achthundert!" hörte man in kurzen Pausen.

„Zwei tausend Goldgulden!" ertönte jetzt plötzlich die nemliche Stimme, welche vorhin das zehnfache des ersten Einsatzes geboten hatte. Allgemeine tiefe Stille antwortete diesem Rufe; Niemand wagte, mehr zu bieten. Die kostbaren Becher wurden bei Seite gestellt und mit einem Pergamentstreifchen versehen, auf dem das Wort „Verkauft" und eine Nummer zu lesen war.

Meister Balthasar athmete kaum; seine Brust war wie zugeschnürt, sein Gesicht bleich und fahl. Seine Kniee erbebten; dennoch blieb er, mit der Hand auf den Tisch sich stützend, aufrecht neben dem Beamten stehen, welcher die Meistgebote, welche gethan wurden, auf einem Täfelchen vermerkte. Nach und nach kam eine überaus bedeutende Summe zusammen—endlich war Alles verkauft. Als das letzte Stück unter den Hammer kam, warf der greise Goldschmied einen trüben Blick um sich her, ein tiefer Seufzer entrang sich seiner Brust, eine Thräne schlich ihm die Wange hinab und fiel in seinen weißen Bart. Der schrecklichste Augenblick für den alten Mann nahte sich, nemlich derjenige, in welchem alle diese Kostbarkeiten, die zum Theil mit ihm alt geworden und doch unverwüstlich neu und schön geblieben waren,—die in seinen Augen gleichsam Schutzgötter seines Hauses bildeten und von denen jedes einzelne Stück seine Geschichte hatte,—für immer hinausgetragen und fortgeschafft werden sollten.

„Ich bitte um Angabe der Namen aller Käufer der letzten siebenundzwanzig Nummern!" schnarrte einer der Beamten.

„Es ist nur ein Käufer," entgegnete der Mann mit dem Täfelchen. „Er hat erstaunlich hohe Gebote gethan," fuhr er mit einer etwas mißtrauischen Miene fort, indem er seine Auf-

zeichnungen mit einem Blicke überflog; „er möge kommen, sich über seine Person ausweisen und seine Einkäufe bezahlen."

In dem Halbdunkel jenes Winkels, aus welchem zum wachsenden Erstaunen der Anwesenden ein sehr hohes Gebot nach dem andern erschollen war, entstand ein Gedränge; man wich zur Seite vor einem stattlichen Manne in der Blüthe seiner Jahre, der nun zu den Verkaufstischen trat. Sein Gesicht war sanft und einnehmend gebildet; lange blonde Locken umrahmten das edle Haupt und flossen in Eins zusammen mit dem krausen kurzen Vollbarte. Eine barettartige Sammetkappe bedeckte den Kopf. Die Kleidung des Mannes war kostbar und nach dem neuesten Schnitt. Als er sich Bahn brach durch die Menge, streifte die pelzverbrämte Schaube sich etwas zurück von den kräftigen Schultern, so daß man gewahrte, wie eine schwere goldene Kette—mit dem Bildnisse eines Fürsten auf der daran hängenden großen Schaumünze—sich ihm um den Nacken schlang.

Unschwer erkennen wir in dieser stattlichen Erscheinung den Fremden wieder, welcher kurz vor dem Beginn der Versteigerung mit dem Meister Küfer sich über Balthasar Wendelins Schicksale unterhalten hatte.

Vor den Verkaufstisch tretend, legte der junge Mann einen schweren ledernen Beutel auf denselben nieder. „Hier das Geld!" sagte die zuvor beim Bieten so kräftige Stimme jetzt leise und bebend; „zählt nach, ich bitte!"

Der Beamte, an den diese Worte gerichtet waren, verneigte sich tief. „Sehr gut, edler Herr!" antwortete er; „doch zuvor muß ich Euch um euren Namen bitten. Er muß in die Verkaufslisten eingetragen werden; so will es das Gesetz."

Der Unbekannte zögerte mit der Antwort. „Schreibt....." sagte er endlich, während der greise Goldschmied angstvoll jedem seiner Worte lauschte, immer vor dem Augenblicke zitternd, wo der Fremde sein neuerworbenes Eigenthum fortschaffen lassen mußte,—„schreibt—Willibald Wendelin, Meister Balthasar's Sohn!"

Diese Worte des Fremden wirkten auf den alten Mann wie ein Donnerstreich. Rasch trat er auf den Sprecher zu und starrte ihn einen Augenblick sprachlos an, dann sank er ihm mit dem Schrei an die Brust: „Willi, mein guter Willi—bist du es denn wirklich, den ich da in meinen Armen halte? O mein Sohn, fest will ich dich an mein Herze drücken und nimmer von dir lassen! Du hast deinen alten Vater nicht vergessen—du grollst ihm nicht mehr?"

„Ich—meinem treuen Vater grollen?" rief Willibald tief bewegt; „um Verzeihung muß ich euch bitten, daß ich euch durch meine Widersetzlichkeit, meine Flucht und die lange Entfernung vom Vaterhause Kummer bereitet habe! Aber ich rechne auf die Liebe und das versöhnliche Herz eines Vaters; diese beiden rufe ich an, sie seien meine Fürsprecher!"

„Eines solchen bedarfst du nicht," entgegnete Meister Balthasar, den Wiedergefundenen abermals an seine Brust ziehend; „laß uns schweigen über die Vergangenheit, Alles sei zwischen uns vergeben und vergessen."

„Junge Leute täuschen sich gar oft bei der Wahl ihres künftigen Lebensberufes," erwiederte der Sohn mit ernster Stimme; „sie müssen zuerst beweisen, daß sie zu den Auserwählten gehören, ehe man sie selbstständig gewähren läßt. Wohl wart Ihr strenge gegen mich, mein Vater; aber diese Strenge war auf den weisen Gedanken gestützt, daß ein tüchtiger Goldschmied oder Handwerksmann, der emsig und pflichttreu im kleinen Kreise segensvoll wirkt, mehr werth sei als ein mittelmäßiger Maler, der es zu nichts Tüchtigem bringt. Ihr war't also ganz in eurem Rechte, mein Vater—aber gesteht auch, daß ich ein wenig in dem meinigen gewesen bin, als ich dem Rufe meiner inneren Stimme folgen wollte." Bescheiden fuhr er fort: „Des deutschen Kaisers glorreiche Majestät hat mir manchen ehrenvollen Auftrag ertheilt; durch seine fürstliche Unterstützung habe ich zu meiner Ausbildung weite Reisen—sogar über das Meer, nach dem fernen heiligen Lande—unternehmen können; doch immer war mein Sinn und Gedanke daheim bei Euch und bei meinen lieben Mitbürgern, die ich auch in der Fremde nie vergaß. Denn wie soll ein Mann Liebe zum Vaterlande hegen, wenn er nicht zuerst in Treue und Dankbarkeit an jener Scholle hängt, wo seine Wiege stand? Darum sehnte ich den Augenblick herbei, in welchem ich vor Euch, mein Vater, hintreten und Euch sagen konnte: Ich habe Euch, ich habe meiner Vaterstadt keine Schande gemacht—nehmt mich wieder auf und laßt mich froh der Eure sein! Wollt Ihr?"

Ein stürmischer Jubelruf der Anwesenden, an welche diese Worte halb und halb gerichtet waren, wurde laut; begeistert drängten Alle sich herbei, um Vater und Sohn herzlich zu beglückwünschen. Von der Versteigerung war nun keine Rede mehr; „meine Kunst" erklärte Willibald, „war einträglich genug, um mich in den Stand zu setzen, Euch, mein Vater, Eure Lieblingsschätze zurückzukaufen und einen ruhigen Lebensabend zu bereiten."

„Gesegnet seist du, mein geliebtes Kind!" rief der Greis unter Thränen, indem er seinen Sohn innig auf die Stirn küßte, „und gesegnet sei die Stunde deiner Heimkehr. Du hast heute bewiesen, daß der Mann von großen, gottbegnadeten Gaben und der edle Mensch in dir vereinigt sind. So sollte es immer sein, immer sollte ein von der Vorsehung dargeliehenes Pfund nur zu den edelsten, den höchsten Zwecken angewendet werden."

—Dem mit diesen Worten ausgesprochenen Grundsatze seines greisen Vaters blieb Willibald Wendelin treu, so lange er lebte; der Hauptkirche seiner Vaterstadt aber machte er, zur Erinnerung an seine Heimkehr nach jahrelanger Entfernung, später jenes Bild zum Geschenk, auf dem sich der wackere Künstler selbst als Reisender darstellte.

Das Gebet im Sturm.

Es heult der Sturm, wild tobt die See,
Dort ringt ein Schiff auf Meereshöh',
Es küßt der Mast den Wogensaum,
Wild zischend spritzt empor der Schaum.
Ein Stoß am Riff—das Schiff wird leck,
Die Wellen fluthen über Deck;
Sie spülen Mann und Matt hinab,
Viel Leben jung ins nasse Grab.
Ein junger Bursch' lehnt noch am Mast,
Er hat der Glocke Seil erfaßt.
Gar traurig singt ihr dumpfer Klang
Für Mann und Schiff den Grabgesang.
Und wie sein Arm die Glocke schwingt,
Sein Seufzen heiß zum Himmel dringt:

„Ach Herr, ich bitt', um Christi Blut,
Sei gnädig Dem, das drunten ruh't,
Ach Herr, ich bitt', du treuer Gott,
Steh bei mir in der letzten Noth;
Und heim dem alten Mütterlein
Wollst du ein Trost im Leide sein.
In Noth ihr Hort, in Nacht ihr Licht,
Verlaß, o Herr, die Mutter nicht!"
Die Glocke schweigt, ihr Ton verklingt,
Es steigt die Fluth, der Knabe sinkt;
Ein Wirbel noch weit in die Rund—
Und Alles ist hinab zu Grund.

Und heim beim trüben Lampenschein
Sitzt fromm und still das Mütterlein;
Still betend für ihr fernes Kind,
Viel Fäden zart und fein sie spinnt.
Es tobt der Sturm ums alte Haus,
Sie lauscht so bang und weh hinaus.
Da hört sie fern ein Klingen gehn:
„Hilf Gott, hilf Gott, was ist geschehn?"—
Ein ahnen zuckt durchs Mutterherz,
Sie hebt die Hände himmelwärts.
Senkt dann das Haupt aufs Bibelbuch
Und betet leis' manch frommen Spruch.
Und still und still wirds um das Haus,
Dem Sturmwind geht der Odem aus,
Und endlich tagt das Morgenlicht,
Die alte Mutter sieht es nicht.—

Des Knaben Bitte ist erhört,
Der Herr hat gnädig sie gewährt:
Er läßt das fromme Mütterlein
In kalter Welt nicht einsam sein,
Es trat die Mutter und der Sohn
Zu einer Stund' vor Gottes Thron.

Jugendbildung.

Von C. A. Thomas.

Wenn Salomo sagt: „Wie man einen Knaben gewöhnt, so läßt er nicht davon, wenn er alt ist," so weist er damit hin auf die Macht der Gewohnheit und Bildung. Luther sagt: „Wenn dem Teufel ein Schade geschehen soll, der da recht beiße, der muß durchs junge Volk geschehen, das in Gotteserkenntniß aufwächst und Gottes Wort ausbreitet und lehret. Derohalben bitte ich Euch, ihr Herren und Freunde, um Gottes und der armen Seelen willen, wollet diese Sache nicht so gering achten, wie Viele thun, die nicht sehen was der Weltfürst gedenkt, denn es ist eine ernste, große Sache, da Christo und der Welt viel anliegt, daß wir dem jungen Volk helfen und rathen." Der alte Scriver sagt: „Was hilft's, wenn du einen jungen Baum oder zartes Gewächs in einen fruchtbaren Boden pflanzest und es nachmals nicht pflegst, läßt's wieder herausreißen oder die Ziegen beschälen oder verdorren? Also was wird's nützen, wenn du deine Kinder Gott befiehlst und sie hernach versäumest und lässest sie nach der Welt und ihres Fleischessinn aufwachsen. Darum sollst du mit allem Fleiß dahin sehen, daß deine Kinder lernen Gott erkennen, lieben, ehren, ihm vertrauen und dienen."

Sogar Socrates sagt schon, man solle an Kindern eben Dasjenige thun, was man an jungen Pferden, so von guter Art sind, thun muß. Sollen Solche wohl gerathen, gehen und gut genützet werden, muß man sie dazu fleißig gewöhnen, weil sie sonst wild und unbrauchbar werden. Also muß man auch Kinder mit guter Sorgfalt erziehen, damit sie nicht wild werden und zu nichts nütze sind."

Nach drei Hinsichten sollte die Jugend den Erziehungs- und Bildungsprozeß durchgehen. Zunächst soll man sie körperlich bilden. Der alte Ausspruch: „Nur in einem gesunden Körper ist eine gesunde Seele," ist hier anzuwenden. Ein Kind erfordert in der erwähnten Beziehung die genaueste Aufmerksamkeit. Es muß reinlich gehalten werden. Speise und Trank sollten einfach und nahrhaft sein. Die Kleidung sollte der Jahreszeit und der Witterung entsprechen. Die verruchte Modenarrheit sollte uns Christen fremd sein. Ohne ihren Willen macht man Kinder (namentlich Mädchen) zu Zierpuppen. Die neidische, unnütze, schädliche Wespe gilt als Vorbild der Taille und Maßstab Pariser Schönheit. Schlaf und Spiel gehört den Kindern viel. Um der Liebe willen verzärtele man sie doch nicht. Was schadet's, wenn das Kleine auch Mal ohne Hut ein Weilchen in der Sonne spielt und Knaben im Winter einen Schneemann machen? Je mehr man Kinder in der Stube hält und einmummt, je eher verkälten sie sich und werden krank und abgeschwächt. An elender Verzärtelung leidet unsere ganze amerikanische Nation, mit sehr wenig Ausnahme echter, deutscher Hinterwäldler, wo die Mädchen noch Heu laden und Weizengarben binden, und ihren „Mann" stellen beim Dreschen. Ist es nicht wahr, daß die Großmütter und edeln Mütter der sich neigenden Generation die aufkommende, jetzige junge Weiber- und Mädchenwelt noch in vielen Stücken (in der Arbeit) übertreffen? Muß nicht der junge Mann, der jetzt heirathet, im Durchschnitt eine Magd mitbedingen? Wo liegt die Ursache? Ist's das Klima? Mangel an nahrhafter Speise? An gesunder Abstammung? Oft und oft nur verzärtelte Erziehung. Ein Kind muß also zur Arbeit gewöhnt werden, denn der Mensch ist zur Arbeit geschaffen wie der Vogel zum Fliegen. Sobald die Spinnen aus ihren Eiern kriechen, so fangen sie an zu spinnen, und sobald den jungen Adlern die Federn gewachsen sind, werden sie von den Alten gewöhnt in die Höhe zu fliegen. „Jung gewohnt, alt gethan; fang das Gute frühe an."—„Müßiggang ist aller Laster Anfang." „Zur Arbeit, nicht zum Müßiggang, sind wir, o Herr! auf Erden."

Lycurgus, der griechische Gesetzgeber, verordnete zu seiner Zeit, daß man die jungen Knaben nicht solle auf den Markt, sondern hinaus auf das Feld führen, damit sie nicht des Müßiggangs und Spazierens, sondern der Feldarbeit gewohnt würden. Sie durften auch nicht eher zurückkommen, bis sie ihr männliches Alter (21) Jahre erreicht hatten. Frühe Abhärtung des Körpers war ihr Bildungsziel. Der römische Kaiser Augustus hat seine Tochter Julia zum Spinnen und Nähen gewöhnt. Kaiser Karl der Große verfolgte eben diesen Plan. Es besteht gegenwärtig noch die Ordnung im preußischen Königs- oder deutschen Kaiserhause, daß jeder Prinz ein regelmäßiges Handwerk zu lernen hat.

Bei der leiblichen Erziehung ist indessen sehr zu beachten, daß man die Arbeit nach den Jahren und Kräften eines jungen Menschen einrichten muß, sonst ist Verkrüppelung und Krankheit die Folge. Und während die physische Entwickelung zur Freude der Eltern und Erzieher vor sich geht, vergesse man ja nicht ein sehr wachsames Auge auf des Kindes Verstand und seelisch-geistige Begabung zu haben, denn wie wir einen Leib haben, so haben wir auch Seele und Geist, Verstand, Gefühl und Wille. Manche Kinder entfalten sich geistig schnell, andere langsam. Den Verstandes- und Erkenntnißfähigkeiten sollte man frühzeitig den nöthigen äußeren (objectiven) und innern (subjectiven) Anregungs- und Entwickelungsanlaß darbieten. Das Kind muß lernen in sich aufnehmen und das innere Sein zur Gestaltung der Selbsterkenntniß, zum Sichschauen, zu verwirklichen. Der Verstand ist die Vorrathskammer unsers Wissens. Wer nichts lernt, weiß nichts. Was wir können und wissen haben wir theils durch göttliches, theils durch menschliches Hinzuthun gelernt. Die Gabenmacht des Geistes ist eben so verschieden, als sie reichhaltig ist. Sie ist eine Edelmetallmine. Da sind Anlagen zur Kunst, zur Naturforschung und Wissenschaft aller Zweigen, zum Ackerbau u. dgl. Alle sollten je nach ihrer natürlichen Kraft- und Machtäußerung berücksichtigt werden. Wir entdecken da an jedem Kind schon früh die sich nach Außen ausprägende Neigung, den Hang der im Geiste sich vorfindenden Funktionen. Der Knabe, der ein Prediger wird, oder doch werden sollte, stellt sich auf einen alten Stuhl und läßt eine derbe Vorlesung für seine Gespielen vom Stapel. Der spätere General bringt einen Trupp kleiner Schulknaben in Reihe und Glied, und mit einem ausgedienten alten Besenstiel auf der Schulter commandirt er: „Vorwärts!" Der spätere Baumeister hämmert und klopft, und der Mutter zum Verdruß schnitzelt er die Stube voll. Und der Gelehrte, der Held der Feder, der hälts schon früh mit Büchern. Mozart und Haydn componirten schon vor ihrem sechsten Jahre. Soll etwas rechtes aus dem Menschen werden, so müssen diese Fingerzeige der Natur nicht ignorirt werden. Berufsprädestination seitens der Eltern ist höchst verwerflich.

Ich glaube, mancher feinwollende Gelehrte sollte Handwerksmann und Bauer und umgekehrt, mancher Bauersmann und Handwerker dürfte Gelehrter und Künstler sein. In unserm vorangeschrittenen Zeitalter und previligirten Zeitverhältnissen ist dieser Bildungstheil leicht zu ersteigen. Unsere Elementarschulen sind trefflich. Nur fähige Lehrer finden Stellen. Ein fleißiges Kind kann's zu schönen Kenntnissen bringen. Dann sind unsere Gewerbeschulen, Gymnasien, Universitäten und Bildungselemente aller Art vorhanden. Der ärmste Knabe, das Mädchen des geringsten Mannes und Tagelöhners im Dorfe, wenn's die angeborene Befähigung hat, kann, Gottlob! Lehrerin werden, neben dem Bemittelten unseres Landes.

Indessen soll nicht blos der Verstand gebildet werden, sondern auch das Gemüth mit allen seinen Gefühlen, Eindrücken und verschiedenartigsten Kundgebungen nach der Außenwelt, denn dies muß jenem den Werth bestimmen. Verstandesausbildung ohne Cultur der Gemüthswelt macht gern aus Studenten Flegel (man erlaube den Ausdruck) und aufgeblasene Wissensnarren. Wie unser Verstand verfinstert ist, so zeigt auch die Gemüthsanlage und Temperamentsbeschaffenheit ihre jugendlichen Unarten und Bosheiten. Wir als Erzieher (namentlich auch in der Sonntagschule) sollten mithin des Kindes- Jungfrauen- und Jünglingsgemüth gründlich kennen lernen und die Gestaltung ihres inneren Ich's (soweit das möglich ist) oft vor das Auge ihres Geistes hinstellen und die Unarten abzuthun uns bestreben. Cultur auf dem Gebiete der Sitten u. dglm. vermag viel.

Ein Kind ist am leichtesten zu bilden, wenn man seine Gemüthsart einmal kennt. Ein Wort ist oft genug, ein Blick schon richtet bei Manchen mehr aus als Schläge. Vor Allem kommt im Erziehungsact noch das Gebiet des Wollens und Nichtwollens zur genauesten Beachtung, also nicht blos Denken und Fühlen. Der Wille ist so zu sagen Aus- und Eingangspforte zum Menschen. Der Wille ist frei und als solcher fordert er freie Bethätigung, nach Maßgabe des Denkens und Fühlens. Der Eigenwille oder Starrsinn muß in frühester Jugend, da wo er schädliche Tendenzen zeigt und entwickelt, im Kinde unerbittlich gebrochen und Unterordnung unter den gerechten Willen Gottes und der Eltern angestrebt werden. Sonst lasse man das Kind frei sich entäußern, oder die Erziehung artet aus in Tyrannei. Gute Kindes- und Jugendunternehmungen unterstütze man mit Freuden und kräftige dadurch des Kindes Wille früh, und sporne zur Thatkraft an. Lahmer Wille, lahme That. Was ein Häckchen werden soll, krümme man bei Zeiten. Mit der dritten Bildungsstufe auf dem Gebiete unseres Geistes, kommen wir an die christliche Religion. Hier ist der höchste Höhepunkt. Ohne Religion erkenne ich keine echte Bildung. Was praktische Religion bei Jung oder Alt nicht erzielt an gesundem Moral- und Tugendleben, sinkt zur ewigen Nacht der Unmöglichkeit hinab. Der Mensch ist ein religiöses Geschöpf Verehrung eines höhern Wesens als er selbst ist, scheint ihm Bedürfniß. Gott ist unser Schöpfer. Der Mensch als Geisteswesen kann nur in ihm ewigen Ankergrund finden. Durch die Fluchbringende Sünde, diese Urteufelsthat, sind wir aus dem stillen, trauten, harmonischen Kreislauf der Gottesgemeinschaft geschleudert worden. Das Licht in uns (Matth. 6, 23.) ist zur Finsterniß gänzlich umgewandelt und der Satan übt Herrschaft über uns aus. Nur die wahre Religion Jesu Christi führt uns zu Gott zurück, daher ohne Jesum, den gottmenschlichen Mittler, den Mustermenschen im Herzen und Leben, keine vollendete Bildung; außer ihm Alles Zerrbild des seichten Vernunftideals der Verbildeten.

Die einfache Jesusreligion muß also dem Kindesgeiste nach ihrer Lehrseite zunächst übermittelt werden. Die mildschimmernden Strahlen anfangender Gotteserkenntniß kann die Mutter oder der Erzieher leicht einsenken. Gottes Wort ist der Same. O, unsere herrlichen Sonntagschullectionen! Von der Lehre geht man zur Praxis über; allein, die kann nur Gott geben. Hier hört die Bildungsmöglichkeit auf, aber der Herr hat um so leichter zu beginnen und zu vollenden.

Aus dem bisher Gesagten ersehen wir also die Bildungsnothwendigkeit aufs Unzweideutigste. Auf der einen Seite gründet sich dieselbe auf den moralischen Verfall und die daraus entkeimende Unwissenheit des Menschen und andrerseits auf seine Lebenszukunft für Zeit und Ewigkeit. Wird ein Weinstock nicht sorgfältig gepflegt und bedächtig beschnitten, so treibt er wilde Reben und allerlei Schößlinge, und anstatt süße Trauben wird er Herlinge bringen, davon einem die Zähne stumpf werden. Wenn ein Ackersmann die rechte Saatzeit versäumt, so kann er hernach nichts Tüchtiges ernten. Nimm das beste Gewächs, setze es in den besten Boden, vernachlässige es aber, so wird es verwildern. Vom Standpunkt der Lebenszukunft merke man sich das Folgende: Ein Schiff, das eine überseeische Fahrt unternimmt, muß mit der nöthigen Mannschaft, dem nöthigen Balast und mit Proviant wohl versehen sein. Es darf auch keinen Leck haben. Ein ungebildeter, unerzogener Mensch ist ein halber Mensch, ein roher Marmor und kommt nur schwer, aber nie mit Erfolg und Einfluß durchs Leben. Sein Leben ist ein Fehlschlag, ein moralischer Bankerott. Unglaube, Entsittlichung durchwuchert sein Herz wie ein wildes Unkraut. Ein Soldat, der in den Krieg zieht, geht mit voller Waffenrüstung. Das Leben ist gar bewegt und wechselseitig. Die Reise geht über hohe Berge, steile Felsen und durch tiefe, dunkle Thalschluchten. Der Feinde sind viel, sie sind gewandt, bitter und verschworen, und wer sich da nicht in der Jugend schon körperliche, gründliche christenthümliche Bildung, Erfahrung, Lebenskenntnisse und Weisheit zum jeweiligen, centralen Anhaltspunkt sammelt und dieselbe gut benützt, der wird im wirren, bunten Wechsel der Lebensgeschicke zu leicht, nicht probehaltig gefunden, die stürmenden Wellen der Lebenssee spülen ihn über das Deck und man fällt mit der Masse in dasselbe Exempel des Unglaubens. Und dann ist dies wahr: Wer in der Jugend nicht diese Bildungswesenheit anstrebt, der bleibt gewiß ohne dieselbe. Feuchten Gyps muß man sogleich verwenden, weil er sehr schnell trocknet. Ein Gefäß behält in der Regel den Geruch des Saftes, der am ersten in dasselbe gethan wurde. Wenn Wolle einmal mit schwarzer Farbe getränkt ist, so kann man sie später schwerlich scharlach- oder purpurroth färben. Wie man neue Schuhe im Treten erst gewöhnt, so bleiben sie, bis sie zerrissen sind. Die griechische Geschichte erzählt, daß Alexander der Große, sowohl in den Sitten als in dem Gange sich nicht von den Fehlern Leonidas, seines Erziehers, von denen er in der Jugend angesteckt wurde, habe frei halten können. Weiter: Erfahrung und Geschichte lehren uns die Bildungsmöglichkeit. Auf eine Kinder- und Jugendseele kann man leicht Impressionen machen. Kind und Mann sind im Verhältniß der Eindrücke, wie Wachs zu Stein. Beginnt man in Zeit und folgt göttlichen Fingerzeigen, so läßt sich Großes erwarten und thun. Das Feld ist ja unser, nicht dem Satan und der Welt. Das innere Geistesleben strebt nach Bestand und Entfaltung schon naturgemäß. Je mehr das Ich des Geistes zum klaren Selbstbewußtsein emporsteigt, je öfter treffen wir das Kind, die Jugend, im Fragen und Forschen begriffen. Sie gehen uns selbst

an die Hand. Es heißt: Warum ist das so? Warum hat Gott das so gemacht? Oder wie ein sechsjähriges kleines Mädchen in seinem Tiefsinn endlich fragte: „Papa, wer hat denn den lieben Gott gemacht?" Die Poren der Blume, der Pflanze öffnen sich dem milden Junithau wie von selbst. Die Bildungsmöglichkeit hat kaum Grenzen. Gott macht aus einem Menschen, was derselbe aus sich machen läßt, namentlich da, wo reiches Talent und Gabenmacht vorherrschen. Die Geschichte großer Männer aller Abstufungen zeigt das aufs klarste. Und wie stehts mit der Bildungswilligkeit? Unter hundert Kindern sind keine zehn die nicht gern etwas lernen und dem Einfluß der Eltern sich willig hingeben.

Es ist eine höchst erfreuliche Thatsache, daß auch unsere evangelische Jugend im Durchschnitt sich willig zeigt. Wir haben da keine besondere Last. Unsere Kinder gehen gern in die Schule, gern in die Kirche, gern zur Sabbathschule, gern zum Gesangunterricht und manche gern in die Betstunde, würden manche im Guten steifgewordene Alten mehr voran gehen. Ich finde das wahr: Wenn Kinder und die erwachsene Jugend einer unserer Familien in der Benützung der kirchlichen Zeitvorrechten nachhängt—die Jünglinge am Sonntage sich amüsiren und die Jungfrauen Gesellschaft aufsuchen, wo den Jugendtrieben lüsterne Rechnung getragen wird, da ist am eigenen Familienkreis irgendwo eine Speiche (oder gar zwei) im Rad los; seltene Ausnahmen zugestanden. Die köstliche Religion, die Erziehung, kirchlicher Sinn und Anhänglichkeit, und Bildung wird auf dem heimathlichen Altar nicht gepflegt und im Namen Jesu hochgehalten. Man setzt den ungerechten Mammon oft höher als Schule, Kirche und Sonntagschule. In Ausnahmsfällen verwendet man mehr Pflege auf unbeseelte Vierfüßler, als auf den eigenen geistbegabten Sprößling. Bauergeräthschaften zur höchstmöglichen Cultur der Plantage kauft man an und das Geld reut Einen kaum; an ein junges Bäumchen schlägt der Landmann mit Muße einen Pfahl und entnimmt ihm mit scharfem Messer die saftraubenden Schößlinge; Thiergattungen veredelt man, im Geschäfts- und Handwerkerleben sucht man Entfaltung; aber den ungehorsamen Sohn, die Tochter zur rechten Zeit zu züchtigen u. dglm., das vergißt man nur zu oft und viel. Magazin, gute Bücher sind Ausgaben, darüber Manche die Achsel zucken. Kommt der Sonntag Nachmittag—der Gang zur Schule,—so ist man müde, schläfrig, hat Lust zum Rauchen, hat Kopfweh ꝛc. Man schickt die Jungen zwar, aber man kommt selber nicht. Freunde, das möchte uns übel gerathen! Sprenge selbst hinein in die munteren Streiterreihen und helfe mit am S. S. und Erziehungswerk.

Ueberlegen wir uns den Bildungsbefehl. (Ev. Joh. 21, 15.; Matth. 28, 19. und 2. Tim. 3, 14–15.) Dort heißt es: „Weide meine Lämmer;" „lehret alle Völker;" und „dieweil du die heilige Schrift weißt von Jugend auf" ꝛc. Zu Mosis Mutter hieß es: „Nimm hin das Kindlein, säuge mir's, ich will dir's lohnen." Diese Befehle sind unzweideutig, sie haben Autorität und tiefen Inhalt. An die Kirche, an die Arbeiter in Gottes Weinberg gehen jene ernsten Befehlsworte. Wer soll bildend, lehrend, schützend, bekehrend, nährend auf die sprossende Nachkommenschaft einwirken, wem ist das Werk vertraut und von welchen Händen fordert Gott einst Rechenschaft? Freunde, von uns als Kirche und S. S.-Arbeiter. Die Welt—was thut die? Wehe der Jugend, die in ihre Hände fällt. O, die seichte Verbildung, Zerbildung und Einbildung der Welt und des jetzigen modischen, im Wahne und wilden Sturme der Zeitgährungen, der Unsittlichkeit, Oberflächlichkeit, Formalität und dem Unglauben ergebenen Geschlechts!—Ein Geschlecht, das nichts mehr haßt, als echte fromme Sitte, Moral, Tugend, Ehrbarkeit, Biedersinn und praktische Christusreligion; die Welt mit ihrem prangenden Vernunftwissen, wo man die Offenbarung leugnet und den Herrn der Herrlichkeit mit Füßen tritt, wo man seichte, entsittlichende Lectüre und Bücher schreibt, die Verstand, Herz und Phantasie der Jugend irre, ewig irre führen; die Welt mit ihren lockenden Saloons, Lustgärten, Parks, Ständchen (Parties), Geheimbündeleien und Lappeleien aller Art; die Welt, die mehr liebt Wollust, denn Gott, die soll die zarte Jugend bilden, erziehen für eine ewige Herrlichkeit? Nein, sie soll und kann es nicht! Die Jugend gehört eigentlich der wahren christlichen Kirche, der Sonntagschule und höchstens moralisch guten Staatsbildungsanstalten. —Bildungsmittel? Die hat nur die Kirche, nur Gottes Volk. In erster Linie steht unsere theure, bewährte Bibel. In ihr, dem Born der Weisheit sind alle anregenden Bildungselemente in unversiegbarer Fülle anzutreffen. Was wir sind als Kirche, als Staat, als Gesellschaft, als Familie, als Einzelwesen, das sind wir in Christo durch die Bibel. Der Christus der Bibel allein ist der moralische Weltbildner. Was wir errungen haben auf dem Gebiete der staatlichen Freiheit, der Kunst, der Wissenschaft, des Ackerbaues und des Gewerbes, das führt Alles zurück auf den Einfluß der Bibel. (Und ohne Voltaire's, Strauß's, Darwin's und Vogt's Errungenschaften können wir's schon machen!) Gott sei Dank, für die allmächtig leuchtende, wärmende, fleckenlose, ewige Wahrheitssonne der Bibel!

In zweite Linie stelle ich die reiche, christliche Literatur unsers Zeitalters. Die Welt ist voll guter Bücher! Die Moral- und Sittenlehre hat einen großen Büchermarkt. Die Religionsbücher, Predigtbücher, Gesang- und Gebetbücher liegen in Fülle auf dem bestaubten Kammbrett. Alles ist da. Die S. S.-Literatur hat seit dem letzten Jahrzehnt sich zu einem merkwürdigen Einfluß emporgeschwungen. Dann ist der katechetische Unterricht ein treffliches Bildungsmittel; aus dem Grund hat man den Katechismus auch schon "Biblia parva", d. i. „kleine Bibel" genannt. Der sollte gut benützt werden. Die erste Kirche hatte immer ihre Katechumenen. Dann sind auch unsere Schulanstalten unter dem unmittelbaren Einfluß unserer Kirche und frommer Gottesmänner, die benützt werden können zur Erlangung höherer literarischer Kenntniß und Ausbildung fürs heilige Predigtamt. Zu den Bildungsmitteln zähle ich auch die Männer und Frauen (Brüder und Schwestern), die Gott von Zeit zu Zeit beruft und ausrüstet, und der Welt als Lichter schenkt. Die S. S.-Arbeiter aller Abstufungen, Gottlob! sind eine herrliche Streiterarmee.

Dann fehlen uns auch die Geldmittel nicht. Wir haben auch Geld; ist's nicht viel, so ist's doch wenig, ist's nicht Gold, so ist's doch Silber und ist's das nicht, so ist's doch Papier aus Lumpen bereitet, mit zierlichen Bildern und lockenden Zahlen versehen. Ich wage die Behauptung: Die Kirche ist reich; würde sie nur nach Vermögen geben, dann wäre nie Mangel.

Letztens ist als Bildungsmittel noch das „Vorbild" hinzuzustellen. Das Vorbild bildet und verbildet. Der Mensch, die Jugend hat ein großes Nachahmungsvermögen, das sie in guter wie in böser Beziehung entwickeln kann. Laßt uns der Jugend ein echtes christliches Tugend- und Thätigkeitsleben vorleben und sie wird folgen.

Die echten Bildungselemente müssen in kenntnißförmiger und sittlicher praktischer Hinsicht reichlich zur Aufnahme dargeboten werden. Vorbild lehrt, Vorbild verkehrt. „Mancher,"

spricht Dr. Geier, „will nicht leiden, daß seine Kinder grobe Reden führen, und er führt sie selber." Bei solchen Leuten geht's zu, wie in der Fabel vom alten Krebse steht: Der schalt den kleinen, daß er so zurückkröche. „Ja," sagte der junge Krebs, „Vater, Ihr kriecht ja selber so." So geht's bei manchen Eltern und Erziehern, sie wollen ihre Kinder hofmeistern und von Fehlern abhalten und sie stecken selber darin bis über die Ohren. Hänge einen Kanarienvogel hin, wo Sperlinge sind und du wirst hören, er nimmt ihren Gesang an. Ein gewisser Herr hatte einen Papagei, der hatte das Fluchen gelernt. Er schämte sich mit dem lästigen Thiere. Zum Glück hörte er endlich von einem Papagei der beten könne, und er brachte den seinen hin damit derselbe Beten lerne. Aber, o weh! es dauerte nicht lange, so hatte der Flucher den Beter das Fluchen gelehrt. Ja, Vorbild lehrt, Vorbild verkehrt.

Ein kurzes Wort noch über Bildungsvortheile. Wissenschaft ist Macht, Bildung ist Macht, Religion ist Macht. Der Mensch, das Volk, welches sich zum Selbstdenken, zur Selbstregierung, zur Höhestufe echter Civilisation und Christianisation, zum praktischen Christenthum emporgearbeitet hat, das wird Erbherr der Welt sein. Eine Stange Eisen im Werthe von $5 ist, wenn gemacht zu Hufeisen $10.50, zu Nadeln $355, zu Messerklingen $3,285, zu Uhrfedern $250,000 werth. Welche Schläge bekam die Stange Eisen! Die Bildungsvortheile treten überall zur unleugbaren Thatsache hervor—in der Kirche, im Staate, in der Gesellschaft, in der Familie, im Geschäftsleben, in der Küche sogar, ja wo immer wir ihre Fußtritte gewahren; den höchsten Vortheil aber gewährt eine gründlich religiöse Erziehung, als Vorarbeit auf die Ewigkeit.—

Und gibt's nicht endlich auch den Bildungslohn? Ja, endlich. Ich habe oben gesagt, zu Mosis Mutter hieß es nicht nur: „Säuge mir das Kindlein," sondern auch: „Ich will dir's lohnen." Gewiß wird Gott den Gärtner mit dem Genuß ewig süßer Lebensfrüchte lohnen, der hier seine zarten Pflänzchen (die Jugend) gepflegt, geschützt, gestützt, genährt, gesäugt und herangebildet hat für ein nützliches, zeitliches Leben und die Verpflanzung in den ewigen Eden. „Die Lehrer aber werden leuchten wie des Himmels Glanz; und Die, so Viele zur Gerechtigkeit weisen, wie die Sterne immer und ewiglich!" Also denn, Freunde und Mitarbeiter in der lieben Sonntagschule! Immer vorwärts in der Erziehung und Bildung der Jugend! Euer Lohn wird groß sein an jenem Tage, ja groß, wenn euch umringen wird die holde Lämmerheerde, die ihr hier gesucht und ihr zusammen weiden dürft auf den prangenden Fluren und Lichtgefilden eines bessern Jenseits. Es lebe die Schul- und Erziehungssache, es lebe hoch die S.-Schule, es lebe unsere l. Jugend! Amen.—

Unter den Linden.

(Eine Geschichte aus der guten alten Zeit.)

Von Schwarzwälder.

Droben im Höhgau, nahe am Bodensee, im guten badischen „Ländle", liegt das anmuthige Städtchen Radolfzell. Es wurde schon ums Jahr 816 n. Chr. als Zella gegründet von Radolf, Bischof von Verona; nachher, dem Gründer zu Ehren, Radolfzell genannt. Die Bürger leben heute noch wie damals vom Acker- und Weinbau, zwar ist der Wein oft etwas sauer, aber das macht den Bürgern weiter nichts aus, weil sie im Schweiß ihres Angesichtes ihr Brod verdienen. Ob die Leute noch so ehrlich sind, als zur Zeit meiner Geschichte, weiß ich nicht, aber wir wollen es hoffen; daß sie trotz harter Arbeit, wenn auch arm, doch gemüthlich bleiben, kann ich beweisen zur Befriedigung, denn die „Schwarzwälder" müssen da einkehren, wenn sie Rheinau oder Constanz besuchen wollen, weil die Landstraße durchs „Städtle" führt.

Vor 500 Jahren standen ganz nahe am Stadtthor zwei Häuser, die sich in allen Dingen ähnlich waren, als wären sie von Brüdern gebaut worden, so daß ein Fremder sie kaum genau zu unterscheiden vermochte, ohne irre zu gehen; zudem stand auch vor jedem Hause zu jener Zeit noch ein breitästiger Lindenbaum, der mit seinem kühlenden Schatten das Haus bedeckte. Jede dieser Linden war auch noch mit einem Sitz versehen, wo gewöhnlich die Kinder spielten, Abends aber die Bürger zusammen ein „Pfeifle" schmauchten und sich unterhielten mit allerlei nützlichen Gesprächen.

Um die Zeit dieser Geschichte waren die Häuser bewohnt von zwei Bürgern, die gerade so zusammen paßten wie die Häuser, oder die Linden, sie glichen sich in Ansehen und Gemüthsart, wie man dort zu Lande sagt, wie ein Ei dem andern. Sie waren auch Schulkameraden, wurden mit einander confirmirt und „spielten" mit einander fürs Militär, wo sich beide frei spielten. Hatten sie nun ihr Tagewerk vollendet, einer war ein Kupferschmied, der andere ein Tischler, so fand man sie gewöhnlich unter den Linden. Dieses ging so seinen Gang bis Beide anfingen mit Ehren alt zu werden, ich sage mit Ehren, denn sie waren beide gottesfürchtig und meideten das Böse, in der Hoffnung eines besseren Lebens, welches auch viel dazu beitrug, ihre Freundschaft noch inniger zu machen.

Nun geschah es, daß ein leidiger Krieg ins Land kam. Schon früher hörte man von Schlachten und Plünderung in den Nachbarsländer, nun aber kam der Feind ins Land, näher und näher an die herrlichen Ufer des Bodensees. Unweit Radolfzell wohnte ein Bäuerlein, das in allen Dingen ehrlich und aufrichtig war, dieses beobachtete die Kriegswolke mit bangem Herzen, denn es hatte sich mit großer Sparsamkeit zweihundert Gulden zurückgelegt und fürchtete der Feind möchte ihm die rauben. Als nun der Feind ins Land rückte, entschloß sich der Bauer das Geld in die Stadt zu tragen, um es dort aufheben zu lassen, bis der Krieg vorüber wäre; es war nemlich Sitte damals, daß die Bauern ihr Erspartes also nach der Stadt brachten zu Freunden, weil die Stadt mit einer Mauer umgeben und deßhalb sicherer war. Sollte dann der Feind das Dorf plündern oder gar abbrennen, dann hatten sie doch einen Nothpfennig, um in Gottes Namen wieder neu anzufangen.

So dachte auch unser Bäuerlein; er schnallte sich also seine Geldkatze um und ging Radolfzell zu, dachte aber nicht im Geringsten daran, daß er keinen Bekannten, keinen Freund in der

Stadt habe, dem er sein Geld anvertrauen könne; es bekümmerte ihn auch nicht, er war selbst ehrlich und von gutem Schlag, er glaubte noch fest an deutsche Treue, die freilich in späterer Zeit etwas rar wurde, und nahm sich vor einen Bürger mit einem ehrlichen Gesicht aufzusuchen, der willig sei die Mühe zu übernehmen, sein Geld zu bewahren, und so ging er getrost seinem Ziel entgegen.

Unter den Linden saß der Kupferschmied allein, sein Nachbar, der Tischler, war noch nicht angerückt. Ersteren blickte der Bauer an und schien befriedigt zu sein, er schritt auf ihn zu und grüßte ihn auf biedere Schwaben Weise, worauf der Kupferschmied seinen Gruß ebenso erwiderte. Der Bauer war froh und dachte bei sich selbst: „das ist dein Mann, wenn der nicht ehrlich ist, geht's hart einen Ehrlichen zu finden, thut er's, dann suche ich nicht weiter." Gesagt, oder gedacht, gethan. Er schritt näher und redete den Sitzenden vertraulich also an: „Freund, du könntest mir eine große Gefälligkeit erzeigen, wenn du so gewillt wärest."

„Warum nicht?" antwortete der Schmied, „kann ich dir irgendwie dienen, dann geschieht es herzlich, was ist es, Freund?"

„Du weißt was die Zeiten drohen, siehe ich habe mir mit vieler Mühe zweihundert Gulden erspart, ehrlich Geld, ich wünschte es versorgt zu wissen, denn die Marodörs sind im Land, willst du es aufbewahren für mich, bis der Krieg vorüber ist?"

„Wenn ich dir damit dienen kann und du mir es anvertraust, will ich es mit Freuden thun und will's versorgen, als wenn's mein eigen wär."

Darüber erfreute sich der Bauer herzlich, er gab dem Mann das Geld mit den Worten: „Halte es, bis ich komme und frage dich darum."

So war der Handel abgemacht. Von Federn und Tinte, Handschriften und Schuldscheinen wußten die guten Leute damals noch nichts, sie thaten alle ihre Geschäfte nach dem Prinzip: „Eines Mannes Wort ist genug, denn Gott ist allgegenwärtig." Es hat sich freilich auch in jener Gegend Vieles verändert seither. Nach Beendigung des Geschäftes schüttelten sich die Beiden die Hände und das Bäuerlein schritt frohen Muthes zum Thor hinaus der Heimath zu.

Ein, zwei, drei Jahre gingen vorüber seit jenem Tage, aber die Männer sahen sich nicht mehr. Der Krieg mit seinen Schrecken war vorüber, die Marodörs waren vertrieben und der Friede ruhte wieder auf dem Höhgau; aber unser Bäuerlein war schwer heimgesucht worden, so daß es mit dem Ende des Krieges ein blutarmer Mann war. Er brauchte Geld und gedachte eben nach der Stadt zu gehen, die zweihundert Gulden zu holen. Frohen Muthes machte er sich eines Nachmittags auf den Weg und erreichte gegen Abend die Stadt, hier war noch Alles wie vor drei Jahren. Dort standen die zwei Häuser noch wie damals, dort waren auch die Linden noch mit den Sitzen. Er gedachte also ohne Mühe den Bürger zu finden, dem er vor drei Jahren sein Geld anvertraute; und richtig, während er so dachte kam auch der Bürger und nahm seinen Sitz unter dem Baum. Nicht im entferntesten an einen Irrthum denkend, schritt der Bauer auf ihn zu, begrüßte ihn freundlich und fing dann vertrauensvoll an zu reden:

„Hier bin ich endlich wieder und würde jetzt das Geld nothwendig brauchen, das ich dir vor drei Jahren zum Aufbewahren übergab."

Der Bürger blickte den Bauern mit großen Augen der Verwunderung an. Der Bauer bemerkte dieses und war nicht weniger erstaunt, sagte aber endlich: „Gib mir nun das Meine zurück, denn ich bin in Noth gerathen und der Herr wolle dich segnen für deine Gütigkeit."

Darauf antwortete der Bürger: „Was! vor drei Jahren, hättest du mir Geld zum Aufbewahren gegeben? Ich habe ein gutes Gedächtniß und würde solches nie vergessen. Was für Geld war das und wie viel?"

Diese Worte erschreckten den Bauern gar sehr, er blickte den Bürger eine Zeit lang mit stummem Schrecken an, war aber unvermögend auch nur ein Wort zu sagen; daß ein Irrthum stattfinden konnte, fiel ihm nicht im entferntesten ein. Dieses war der Baum und der Sitz und das Haus, folglich muß dieses auch der Mann sein, dem ich damals das Geld gab; kann es möglich sein, daß er mein Geld zu behalten wünscht? Endlich sagte er: „Es waren zweihundert Gulden in guter Münze, wohl gezählt. Es würde mich in eine üble Lage versetzen, wenn du es vergessen haben solltest, denn ich war nie in größerer Noth als jetzt. Krankheit und der böse Krieg haben mich an den Bettelstab gebracht, wenn ich mein Geld nicht mehr bekomme."

Der ehrliche Bürger wußte nicht was zu denken oder zu sagen. So ehrlich und bekümmert blickte ihn der treuherzige Bauer an, daß er keinen Augenblick an seiner Ehrlichkeit zweifelte, dann sagte er: „Sei nur getrost, Freund! Hast du mir wirklich das Geld gegeben, so sollst und mußt du es auch wieder haben. Es ist möglich, daß ich es vergessen habe in den drei Jahren; setze dich hieher, ich will ins Haus gehen und mit meinem Weib darüber sprechen, vielleicht erinnert sie sich noch daran."

Der Bürger ging in sein Haus und redete also zu seinem Weib: „Draußen sitzt ein Fremder, der fragt mich um Geld, das er mir zur Aufbewahrung übergeben zu haben behauptet, es soll vor drei Jahren gewesen sein. Ich kann mich nicht erinnern, kenne auch den Mann nicht, weißt du etwas davon?"

„Ich?" antwortete die Frau, „ich weiß kein Wort davon, glaube auch nicht, daß er uns Geld zum Aufbewahren gab, wenn aber, dann sagtest du nie ein Wort davon zu mir."

So redeten die Zwei zusammen, aber es gab kein Licht über den Punkt. „Rathe mir, was zu thun in diesem Fall," sagte zuletzt der Mann, „ich kann mich nicht an die Geschichte erinnern, aber ich glaube auch nicht, daß der Mann ein Betrüger ist, er ist zu offen und treuherzig dazu, auch kann das Bekümmerniß und der Schrecken auf seinem Angesicht nicht nachgeahmt sein, der Mann ist ehrlich."

Die Frau war gottesfürchtig und verständig, so wie jeder Mann eine haben sollte; sie antwortete: „Gib dem Mann was er fordert. Es ist wohl viel und wir haben auch nichts übrig; aber Ehr und guter Name sind mehr werth als Gold und Silber. Wir sind unschuldig und könnten ihn mit gutem Gewissen fortschicken, aber was dann? Er würde davon reden, sein Schicksal beklagen und die Sache würde bekannt. Wer uns kennt würde uns glauben, aber es sind Solche, die uns Uebel wünschen, die würden uns verschreien als Betrüger und nach diesem würde uns kaum wieder Jemand einen Groschen anvertrauen. Soll ich dir rathen, dann gib dem Mann die Summe und stelle das Uebrige Gott anheim." Eine Zeit lang stand der Mann nachsinnend, er kratzte sich in den Haaren, bis er zu einem Entschluß kam.

„Du bist ein verständiges Weib und hast Recht, ich will dem Manne das Geld geben, so hart es mich auch ankommt."

Er ging hinaus zu dem Bauern, der schweren Herzens auf der Bank wartete und redete ihn also an:

„Freund! Ich habe mit meiner Frau geredet, sie weiß so wenig von der Sache als ich, aber wir wollen keine Unannehmlichkeiten und auch dich nicht in Noth sehen; du sollst das Geld haben, nur nenne jetzt die genaue Summe."

Der Bauer nannte die Summe—zweihundert Gulden. Darauf ging der Bürger ins Haus und brachte das Geld; er zählte es dem Bauern in die Hand, welcher es freudig empfing und folgender Weise dankte: „Möge Gott dir deine Güte vergelten! Als du zuerst sagtest, du hättest die Sache vergessen, kam große Furcht über mich und ich gab Alles verloren. Was hätte ich dann thun müssen? Meinen Verlust hätte ich Niemand offenbaren dürfen, denn Jedermann hätte mich einen Narren geheißen und hätte mich gespottet, weil ich einem Unbekannten so viel Geld anvertraute. Mancher hätte sich geweigert an deiner Stelle mir das Geld zu geben, nachdem er die Geschichte vergessen hatte und hätte mich leer heimgeschickt. Du bist ein ehrlicher Mann, welches ich auch damals schon an dir sah, als ich dir mein Geld gab, möge Gott geben, daß du mein Geld, welches du wahrscheinlich verlegt hast, bald findest, denn es würde mich schmerzen zu denken, ich hätte Unrecht Gut von dir. Und nun Gott befohlen. Vergib mir, wenn ich dir Unannehmlichkeiten bereitet habe."

So schieden sie. Der Bauer ging getrost seiner Heimath zu, und der Bürger leichten Herzens in sein Haus. Es ist wahr, er hatte zweihundert Gulden verloren, aber er hatte seinen guten Namen gerettet und seine Ehre war unbefleckt. Aber noch mehr: er war ein frommer Mann und von seinen Mitbürgern so gehalten, um keinen Preis hätte er auch nur einen Schatten von Unehre auf den Namen seines Heilandes geworfen, daher auch sein innerer Friede.

Noch einmal verschwanden drei Jahre, ohne daß sich etwas Erhebliches zugetragen hätte unter den gemüthlichen Bürgern. Der Kupferschmied fing an zu bezweifeln, ob der Bauer den Krieg überlebt habe, weil derselbe immer sein Geld noch nicht geholt hatte. Das fremde Geld bekümmerte ihn mehr als sein eigenes und er war müde länger im Kummer zu sein; aber der Bauer ließ sich nicht sehen. Endlich war Jahrmarkt und hier im Gedränge sah der Schmied seinen Mann; lächelnd klopfte er ihm auf die Schulter und sagte: „Hör, lieber Freund, es wäre nun bald Zeit, daß du dein Geld abholen würdest, ich will nicht immerfort damit geplagt sein. Komm, empfange das Deine und befreie mich."

Der Bauer erschrak heftig bei diesen Worten, er konnte nicht begreifen was der Mann meinte und betrachtete ihn mit Verwunderung von oben bis unten, dann antwortete er:

„Was meinst du? Habe ich dir Geld zum Aufbewahren gegeben?"

„In der That, hab ich denn schon so was gehört? Guter Freund, weißt du nicht wie du vor sechs Jahren zu mir kamst, als ich vor meinem Hause unter der Linde saß und batest mich, dir zweihundert Gulden aufzuheben, bis der Krieg vorüber sei? Das Geld ist noch in der nemlichen Börse, du wirst sie sogleich wieder erkennen, wie ich dich erkannte, sei so gut und komme, damit du das Deine empfangest." So sagend, nahm er den Bauern beim Arm und zog ihn mit sich fort.

Wiederum kamen sie zu den Linden. Es war Alles noch wie damals; sie traten ins Haus und bald brachte der Kupferschmied die Börse und zählte dem erstaunten Bäuerlein runde zweihundert Gulden hin.

„Nun Freund, was hast du zu sagen? Ist das nicht dein Geld und deine Börse? Sollte man denn meinen, man vergesse so was?"

„Ja," sagte der Bauer, „hierin ist kein Irrthum, das Geld und die Börse sind mein."

„Nun, so nimm das Deine und ich bin froh es endlich los zu sein."

Soll ich nun dem geneigten Leser erzählen, wie der Versucher sich an den armen Bauern machte, wie ihn allerlei Gedanken plagten, das Geld zu behalten und dgl.? Ich weiß es nicht, aber eins weiß ich, wenn dem so war, dann siegte das Gute und das Bäuerlein sprach ein kräftiges „Hinter mich Satan," denn er redete den Kupferschmied also an:

„Es ist wahr Freund, ich gab dir das Geld vor sechs Jahren, gerade so, wie du es jetzt zurückgibst. Empfange meinen herzlichsten Dank dafür, aber ein Irrthum ist vorgefallen, den hilf mir lösen. Vor drei Jahren kam ich in die Stadt und zu diesem Haus; ein Mann saß auf dem Sitz, gerade wie du vor sechs Jahren, ich glaubte du seist's und verlangte mein Geld. Zuerst konnte er sich gar nicht an die Begebenheit erinnern, welches mir sehr sonderbar schien; endlich gab er mir das Geld, welches ich auch ohne Sorgen annahm, denn ich wußte meine Aufrichtigkeit. Nun sehe ich aber, daß ich zum Unrechten Mann ging und einem Manne Geld abnahm, dem ich nie einen Groschen anvertraute. O könnte ich ihn finden, mein Unrecht gut zu machen! Mein Gewissen wird mich nicht ruhen lassen, bis er sein Geld wieder hat. Bitte hilf mir ihn suchen, damit er das Seine bekomme; einstweilen aber bewahre noch das Geld, denn ich wollte um keinen Preis unrecht Gut in mein Haus nehmen. Es gehört nicht mehr mein, sondern dem, der mir die zweihundert Gulden gab."

Stillschweigend sann der Kupferschmied eine Weile nach, dann fragte er:

„Saß der Mann, der dir das Geld gab, auf dieser Bank?"

„Ja. Und er ging zweimal in das Haus, erst um mit seiner Frau zu sprechen, dann um das Geld zu holen. Er muß in deinem Alter sein und sah dir auch ähnlich, denn ich nahm ihn für dich."

„Wenn dem so ist," sagte lächelnd der Schmied, „dann denke ich ist er bald gefunden, es kann Niemand anders gewesen sein als mein lieber Nachbar und guter Freund der Tischler. Komm wir wollen ihn sprechen und du wirst bald sehen, daß ich recht bin."

Sie verließen das Haus und dort unter der Linde saß auf seiner Bank der Tischler. Der Bauer erkannte ihn augenblicklich. Was sich nun zutrug, kann Jedermann sich einbilden. Der Tischler nahm sein Geld wieder und noch lange saßen die drei beisammen unter der Linde. Als sie endlich aufstanden, schüttelten sie sich die Hände nach deutscher Sitte.

Von da an kam der Bauer nie mehr in die Stadt, ohne bei den zwei ehrlichen Bürgern einzukehren, auch gab es nach diesem keinen Irrthum mehr, denn der Bauer kannte und liebte beide.

Es war doch etwas in der guten alten Zeit, das heutzutage nicht mehr so häufig gefunden wird, nemlich:

Die gute alte deutsche Treue.

Reiseskizzen.

Von R. Dubs.

IV.

Von Paris ging es nach dem schönen Deutschland. Mit Spannung erwartete ich die neue Grenze zwischen Deutschland und Frankreich. Richtig, da wurde nach zollbaren Waaren gesucht und hier waren deutsche Beamten und es wurde deutsch gesprochen. Die Bauern und Bäuerinnen und Grenzdörfler wollten nicht deutsch reden, das möchte als Zustimmung zum neuen Stand der Dinge ausgelegt werden, und das will man nicht so verstanden haben. Französisch wird parlirt, wenn es auch so krumm und eckig herauskommt, wie das Englische bei den Deutschen in Amerika, die englisch sein wollen und doch den deutschen Michel zur Schau tragen. Hier frug man nach einem Paß, den ich bei mir hatte, Andere zeigten englische Tagebücher, die bei den französischen Beamten eben so viel Gewicht hatten. Als ich in das Zollhaus trat, kam ein eifriger deutscher „Vetter," im wie vielten Glied weiß ich nicht, und packte meine Sachen auf und trug sie vor mir hin. Ich merkte des Alten Absicht, er wollte ein Trinkgeld. Er meinte, ich sei sehr staubig, ob ich mich nicht waschen wollte? „Ganz bestimmt," war die Antwort. Ich bekam am andern Ende des Bahnhofs von einer alten deutschen Dame Waschbecken mit Zubehör, was der Alten ein schönes Trinkgeld einbrachte. Eine Anzahl Burschen sahen mich vergnügt im frischen Wasser waschen und meinten, da könne man auch beikommen, was der alten Dame ganz recht war. Als sie aber ohne Trinkgeld zu geben, fort wollten, hielt sie die Alte fest und erklärte, daß dieser „Luxus" bezahlt werden müsse. Die Burschen machten „lange Gesichter," sie waren von Amerika und „Grün." Verblüfft schauten sie drein, zahlten und drückten sich. Des alten Vetters Sorgfalt wegen meiner Waschbedürftigkeit wurde mir auf einmal klar, als ich erfuhr, daß die würdige Alte seine „bessere oder andere Hälfte ist."

Die deutschen Beamten im Elsaß müssen sehr geduldige Männer sein, indem ein Theil der Einwohner, mit denen sie in Berührung kommen, sie ziemlich vexiren, es wurde ihnen der Befehl von oben ertheilt, recht geduldig und gemüthlich zu sein. Ein deutscher Grenzbeamter erzählte mir sonderbare Auftritte. Die vielen großen Kreuze mit dem Christusbilde, welche an vielen Orten der Landstraßen entlang aufgepflanzt sind, erweckten mancherlei Gedanken in mir. Sie bekunden jedenfalls, daß Elsaß noch ziemlich Katholiken hat und manche Protestanten diese Verzierungen auch lieben. Ein jedes dieser aufgepflanzten Kreuze hat eine Geschichte, die aber in vielen Fällen mit viel Aberglaube verbunden ist. Auf mein Gemüth machten diese großen Kreuze mit dem Christusbilde einen befremdenden Eindruck, sie kamen mir als eine Entweihung des Heiligen vor, als eine Profanation des wahren Kreuzes Christi. Einfältige Seelen meinen ihre Andacht hier besser verrichten zu können und knieen vor denselben in Andachtsübungen, nach meinem Ermessen fördern sie den Aberglauben und die Abgötterei. Ich bin kein Feind der Kunst, noch der bildlichen Darstellung der Hauptthatsachen des Christenthums, aber diese zu Andachtsübungen aufgerichteten Christus-Bilder, kann ich nicht als „erlaubt" betrachten vom Standpunkt des Dekalogs aus. Dasselbe möchte ich in Bezug auf die „Kruzifixen" gesagt haben. Man überlasse das Aufstellen derselben in Privathäusern, Bettstuben und Küchen den Römischen und halbrömischen Protestanten.

Ich eilte nach dem schönen Stuttgart, der Haupt- und Residenzstadt Würtembergs, von dem unsere Würtemberger Freunde in Amerika so viel zu erzählen haben. Es liegt reizend am Nesenbach, in einem Kessel, den die Keuperberge des Nesenbachthales bilden und hat circa 107,000 Einwohner. Das Bahnhofsgebäude und seine vortreffliche Einrichtungen, nahm gleich unsere Aufmerksamkeit in Anspruch. Das Ganze sieht „amerikanisch-großartig" aus. Der Bahnhof ist ein wahrer Prachtbau. Das Eisenbahnwesen Würtembergs ist musterhaft verwaltet und hat von den alten unpraktischen Einrichtungen nicht wenige beseitigt. Die Norddeutschen haben keine Ursache sich über die Schwaben lustig zu machen, sie müssen sich eilen, daß sie den Schwaben nachkommen. Der Schloßplatz ist wohl der schönste Punkt Stuttgarts, er ist ein großes rechtwinkeliges Quadrat mit Blumenanlagen, schattigen Alleen, großen Springbrunnen und der Jubeläumssäule (101 F. h.), 1841 errichtet beim Jubiläum der 25jährigen Regierung des verstorbenen Königs Wilhelm. An diesem Platze westlich ist der Königsbau, 1855—59 errichtet mit imposanter Colonnade (26 jonische Säulen), enthält Säle für Concerte, Ausstellungen, Börse, Magazine und bedeckte Passage. Gegenüber ist das königliche Residenzschloß (1746 bis 1806 erbaut) mit 365 Zimmern, so viel als Tage im Jahr und soll eine der schönsten Fürstenwohnungen sein, reich verziert von Künstlerhand, namentlich mit Gegenbaurs Fresken aus der würtembergischen Geschichte. Hoch über dem Frontispice schwebt eine riesige Krone. Nördlich neben dem Schloß ist das Hoftheater. Südlich daneben ist das Alte Schloß, ein ernstes, burgartig zur Abwehr eingerichtetes Kastell, 1553 bis 1570 erbaut. Im Hofe steht die Reiterstatue des Grafen Eberhard im Bart (gest. 1469). Hinter dem alten Schloß steht Schiller's Standbild, von Thorwaldsen modellirt, von Stiglmaier in München gegossen, 1839 inaugurirt; sie ist die älteste von allen in Deutschland aufgestellten Schillerstatuen. Oestlich hinter der Residenz an der Ecke der Neckarstraße und einer Allee ist die sogenannte Akademie, eine lange niedrige Gebäudefront, 1738 bis-75 erbaut und vom Herzog Karl zur Militärakademie (Karlsschule) eingerichtet, wo Schiller als Compagniemedicus seine „Räuber" beendete und am 17. September 1782 desertirte. In der Neckarstraße steht das Prinzessinnenpalais, daneben das reichhaltige Naturaliencabinet, das besonders bedeutend ist wegen seiner Petrefacten (Versteinerungen). Wiederum daneben ist die Staatsbibliothek mit 300,000 Bänden, 3,600 Manuscripten und einer Bibelsammlung von 8700 Exemplaren in 89 Sprachen. Daneben ist die Münz- und Altherthümersammlung, wo man Studien über Numismatik ꝛc. machen kann und weiter unten in der Neckarstraße das Museum der bildenden Künste, Gemälde und Sculpturensammlung. Zu den sehenswerthesten Punkten der schönen Stadt gehört der Schloßgarten, fast drei Meilen lang mit Sculpturwerken in Marmor: wie Donau und Neckar von Danneker, die Hylasgruppe und eine Reihe klassischer Statuen in Reproduktionen von Hofer, die beiden Pferdebändiger ꝛc. Ich kann mich mit der Aufstel-

lung mancher Statuen nicht versöhnen. Die „nackte Kunst" ist zu stark vertreten. Konnten wir den leichtfertigen Franzosen ähnliche Dinge nicht verzeihen, so können wir es den gediegenen züchtigen Deutschen noch viel weniger. Wo das Volk lustwandelt, sollte Alles anständig hergerichtet sein. Das heißt man aber Prüderei und Mangel an Kunstsinn. Am Ende des Parkes ist das königliche Lustschloß Rosenstein. Industriellen ist der Besuch der „Musterlager der königlichen Centralstelle für Handel und Gewerbe," in der alten Legionskaserne zu empfehlen. Das Polytechnikum, Renaissancenbau von Egle, 1864 beendet, mit hübscher Aula, Sternwarte und Sammlung, konnte ich nicht besuchen. Das Evangelische Seminar unserer Gemeinschaft, das jetzt in Reutlingen zu Hause ist, sollte hierher verlegt werden, indem die Vortheile zu wissenschaftlicher Ausbildung hier ganz ausgezeichnet sind. Dahin wird es auch noch kommen. Stuttgart muß auch in dieser Beziehung unser kirchliches Hauptquartier werden. Die Kirchen konnte ich nicht besuchen. Die Haupt- oder Stiftskirche (1436 bis 1490 erbaut), soll im Innern mit Steinbildern würtembergischer Grafen und neuen Glasmalereien verziert sein. Die neue Johanniskirche ist auf einem Vorsprung des Terrains in den Feuersee erbaut und malerisch gelegen, sie wurde 1876 fertig. Etliche Kirchen sind im Bau begriffen. Dies sind etliche Punkte von Stuttgart.

Der Geschäftsbetrieb ist bedeutend. Die „Milchleute" zogen auch meine Aufmerksamkeit auf sich. Am Sonntag kamen die Milchwagen von den umliegenden Dörfern in die Hauptstadt, die wurden aber nicht von starken Pferden, sondern von Frauen gezogen, wenigstens die mir begegneten auf dem Wege nach Wangen. Wie mußten die armen Frauen ziehen die Hügel hinauf. Eine Frau machte es meines Erachtens besser als all ihre anderen Schwestern, sie trieb ihre Ziegen nach Stuttgart zu ihren "Customers," von Haus zu Haus, und melkte einem Jeden frisch, so viel er wollte. Der Milcherei bin ich unkundig, meine Mutter sagte aber oft, die letzte Milch sei die reichste, demnach sollte sie auch mehr kosten als der „Anbruch," wie die l. Schwaben dieses schlichte,n weiß ich nicht, verlegen waren sie ja in solchen heiklichen Dingen noch nie. Dem Editor will ich noch sagen, daß diese Einrichtung ein probates Mittel gegen Milchverfälschung ist, worüber wir Städter in Amerika so viel zu klagen haben. Wie es jetzt hier ist, da bekommen wir Kreide und andere Präparate mit Wasser vermengt, als gute Milch, was die ganze Geschichte mit dem Kaffee erstaunlich „mager" und „blau" macht.

Die Ordnung in den Gottesdiensten in Deutschland hat mir sehr gut gefallen. Es herrscht große Feierlichkeit und Andacht. Manches war mir auffallend. In Süddeutschland erhebt sich die Versammlung beim Eintritt des Predigers, und bleibt stehen, bis er auf der Kanzel ist. In Sachsen erhebt sich die ganze Versammlung beim Verlesen des Textes. Stehend und andächtig vernehmen die Leute den Schrifttext. Das bekundet erfreuliche Ehrfurcht vor dem Wort Gottes.—

Dem Fortschritt huldigt man auf dem Lande nicht viel. Da stehen die Männer mit den Frauen im Erntefeld, mit den Sicheln und ernten auf althergebrachte Weise die Früchte des Feldes. In den Scheuern schwingt Alt und Jung, Weib und Mann den Dreschflegel. Da kleppert und rappelt es, wie ich es in meinen jungen Jahren oft mit angesehen und angehört habe. Beim „Binden" im Felde steht der biedere deutsche Hausvater hinter dem „Seil" und sieht ruhig zu, bis die fleißige Gattin die Garbe voll hat, dann zieht er zusammen und schwingt seinen „Knebel", in die Hand speiend, und bindet die stolze Garbe fest zusammen. Wie behende die Frauen und Mädchen durch die Stoppeln eilen und die „Glöcken" zusammentragen, damit sie schnell gebunden werden mögen. Dort „ladet" eine Gattin die schweren Garben zur Heimfahrt, oder schwingt mit der Gabel sogar die Garben auf den immer höher werdenden Wagen, dem ruhig da oben stehenden Manne zu — und das Alles so gewandt, daß ich an meine Arme dachte. Dort am Ende vom Aeckerchen oder Acker, sitzen die Schnitter unter einem Schattenbaum beisammen und essen „Käsebrod", daß es eine Lust ist zuzusehen, und „trinken es Tröpfle Most". Ja, ja, es ist echtes deutsches Schwarzbrod und echte deutsche Handkäse, mit dickem Speck dran und wenigem Weiß drinnen. Welch ein Appetit! Und wie die schmazen und schnalzen! Ein deutsches Mährchen, Sticheleien über Hans oder Gretchen würzen das „Vesper", und dann geht es wieder langsam, sachte und gemüthlich in der Weise, wie es Großväterchen und Großmütterchen und noch weiter zurück gemacht, an die Arbeit. O deutsche Gemüthlichkeit! Mir wurde sie aber ganz ungemüthlich, wenn ich eine Frau, nach schwerer Tagesarbeit, mit einem schweren Bündel Gras auf dem Kopf, heimgehen sah, während ihr erlauchter Gemahl ganz ruhig, seine Pfeife rauchend, leer nebenhermarschirte. „Warum tragen Sie die Last nicht und lassen Ihre Gattin leer heimgehen?" raunte ich einmal verdrossen einem solchen gemüthlichen Herrn ins Ohr; „gelt, Sie sind von Amerika," war die ruhige Antwort. Der Mann hatte von den Rechten der Frauen in Amerika gehört, und meinte ich sei wahrscheinlich ein „Frauenrechtler", weil er das Bund Gras tragen sollte, anstatt seine erschöpfte Gattin. Erklärungen halfen da nichts, er rauchte gemüthlich weiter und ging seines Weges. Mit merkwürdiger Zähigkeit hängt man am Alten fest.

Zum richtigen Verständniß mancher Dinge muß aber bemerkt werden, daß manche Neuerungen, die wir in Amerika so hoch schätzen, an vielen Orten Deutschlands von keinem Belang sind. Was wollten denn die Leute mit Erntemaschinen, wo die Felder in Morgen, halbe und viertel Morgen, in Knieeriemen,—wie man bei uns als ironisch sagte, aufgeschnitten sind, und wo ein Jeder auf seinen Acker pflanzen darf, was er will? Wo wollen sie umwenden? Und was ist durch eine kostspielige Erntemaschine gewonnen, wenn man die Frucht beinahe oder ganz so billig mit der Sichel geschnitten kann bekommen? Und was sollen die vielen Arbeiter anfangen, wenn Alles gemaschint werden soll? Es wird von sachkundigen Männern behauptet, daß nur eine gewisse Klasse von Erntemaschinen in Amerika 600,000 Farmarbeiter in der Ernte überflüssig gemacht habe, die sich nun in die Städte drängen und da den Lohn noch mehr herabdrücken. Freilich in andern Hinsichten dürfte Deutschland viele "Improvements" unseres Landes nachahmen. Viele Farmgeräthschaften sind im Vergleich mit den unsrigen unpraktisch. So ist es in manchen Industriezweigen.

Mit dem Arbeiten der Frauen im Felde hat es auch seine eigene Bewandtniß. Ich sprach mit Vielen im Dorf und Feld. Ein armer Tagelöhner mit einem Haus voll Kinder, (und dieser Segen fehlt nur bei Wenigen, denn sie haben die amerikanische Kunst des Kindermords noch nicht gelernt), kann ohne die kräftige Mithülfe seiner Gattin nicht genug zum Lebensunterhalt seiner Familie verdienen, die Frau muß mitarbeiten. Dem „geringen Bauer" mit seinen etlichen Morgen Land, geht es nicht besser. Knecht kann er keinen dingen, dazu reicht sein Einkommen nicht, und allein

kann er die Arbeit nicht thun. Amerikaner haben in ihren Berichten schon oft sehr hart und wegwerfend über die Deutschen geurtheilt, weil ihre Frauen so viel Feldarbeit verrichten müssen, sie haben sich aber nie die Mühe genommen, oder waren dazu nicht fähig, den wahren Sachverhalt zu ermitteln. Es sind manche Dinge damit verbunden, die beim Beurtheilen dieser Zustände mit in die Rechnung genommen werden müssen, wenn man recht und gerecht urtheilen will. Ich gebe zu, das Loos der arbeitenden Frauen könnte und sollte in manchen Stücken erleichtert werden; hoffe ich, es geschieht, dann ist auch zu bedenken, daß die Arbeit in der Haushaltung nicht so complicirt und mannigfaltig ist in Deutschland, wie hier in Amerika. Unsere amerikanischen Arbeiter und Kleinbauern wären nicht zufrieden mit dem Kochzettel ihrer Weiber, wenn sie ihnen aufwarten würden, wie es an vielen Orten im alten Vaterlande geschieht. Hier liegt die Ursache, warum die amerikanischen Frauen des Arbeiter- und Bauernstandes in Deutschland falsch beurtheilt werden. Weil sie nicht viel Feldarbeit thun, ist man dort der Ansicht, die amerikanischen Frauen seien träge und arbeitsscheu. Wenn manche deutsche Frau die Haushaltung ihrer amerikanischen Schwester zu führen hätte, so würde sie bald anderer Gesinnung werden. Und doch muß es im Ganzen genommen als Thatsache zugegeben werden, daß das Loos der Frauen in Amerika viel besser ist, als das Loos der arbeitenden Frauen Deutschlands. Hunderte Leserinnen dürften Gott danken, daß sie durch die Uebersiedlung nach Amerika der Armuth entrissen und vieler schwerer Arbeit überhoben wurden. Mögen diese beglückten und gesegneten Frauen an ihre unter schwerer Last seufzenden Schwestern im alten Vaterlande denken und wenigstens durch die Zusendung frommer Gottesmänner, die sie zu Christo führen, ihr Loos zu erleichtern suchen!—In der Kleidertracht bleibt man in den Dörfern auch beim „Alten". Wenn ich Kleiderkünstler wäre, so wollte ich über diesen Punkt manches „Hübsche" zusammen stellen. Da gibt es noch Hirschlederne Kniehosen mit blinkenden dicken Knöpfen, und lange Strümpfe mit altmodischem Schuhapparat. Und wer kann die „Mützen" und „Mützchen", „Hauben" und „Häubchen" 2c., alle beschreiben, jedes Dorf hat seine eigene Mode. Es würde doch Niemand nachahmen, wenn ich auch Alles genau beschreiben würde. Das möchte ich nur noch sagen, daß viele der alten Moden nicht grotesker und lächerlicher sind, als viele der neuen. Manche neue Moden sind so albern und unpraktisch, als viele der alten. Das habe ich auch wieder klar gesehen, daß nur Wenige von unsern amerikanischen Schwärmern fürs Alte, wirklich beim Alten geblieben sind. Wirklich, auch die Mode hat verbessernde und erfreuliche Fortschritte gemacht, wenn wir auch viele ihrer Thorheiten verabscheuen, und diesen Verbesserungen huldigen auch die Schwärmer für das Alte.

Es steht zu befürchten, daß bei Manchen von der sein wollenden alten Garde etwas ganz Anders die Ursache ist, warum sie sich so sehr nach den vorigen Jahren sehnen. Es sagte mir einmal Einer: „Ja, sieh, es ist nicht mehr, wie es früher war. Vor Jahren kamen die Prediger daher mit geflickten Kleidern, und dazumal kostete es auch nur einen Viertel das Viertel."—Gegen ganze Kleider, selbst von Broad cloth, hätte jener Bruder jetzt noch nichts einzuwenden, wenn es nur beim „Viertel das Viertel" geblieben wäre. Das ist aber eine unausstehliche Neuerung, eine wahre Ketzerei. Damit nun Niemand sich wegen dieser Neuerung nach Deutschland wünsche, wo man so am Althergebrachten festhält, möchte ich bemerken, daß sie dort im Geldsammeln noch Amerika vorausgeeilt sind und eine nagelneue Mode in diesem Stück eingeführt haben. Nicht selten sagen geizige Leute: es ist des Collectens zu viel, man kann nicht mehr recht aufathmen, wenn eine Collecte aufgenommen ist, so kommt bald wieder eine andere. Natürlich ist das für solche Leute eine traurige Geschichte, aber in Deutschland würden sie vollends die horrors bekommen, denn da wird bei einer jeden Versammlung eine Collecte gehoben. Bei Predigt- und Betversammlung 2c. wird geopfert, und ich war Zeuge, daß Viele beim Eintreten in die Versammlung ihre Gaben in den Opferstock legten. Durch beständiges, regelmäßiges Geben werden große Summen zusammengebracht, die sonst nicht zusammengebracht werden könnten. Jedes gibt und das bei einer jeden Zusammenkunft. Die Vorst. Aeltesten unserer Deutschland Conferenz bekommen bei einer jeden Predigt eine Collecte. Predigt der Vorst. Aelteste am Freitag Abend, so bekommt er die Collecte, predigt er am Samstag Abend, so bekommt er die Collecte, und so fort, so oft er predigt. Stellt er den Prediger an, so bekommt der Prediger die am Schluß seiner Predigt gehobene Collecte. Es gibt malitiöse Leute, die wollen behaupten, diese Einrichtung mache die Vorst. Aeltesten zu eifrigen Predigern, und viele Prediger in Amerika meinen, daß wenn diese Regel hier eingeführt werde, so würden manche Vorst. Aeltesten bälder an ihre Vierteljährl. Versammlungen kommen und auch nicht so bald nach Hause müssen. Manche Vorst. Aeltesten würden dann auch öfter predigen. Die Prediger sind bei dieser Einrichtung auch viel williger „zwischen hinein" den Vorst. Aeltesten abzulösen. „Da wäre noch Vieles zu sagen," bemerken nicht selten Prediger auf der Kanzel, und gehen dann weiter; diesem Exempel will ich in Bezug auf den berührten Gegenstand Folge leisten.

Mit der Sonntagsfeier ist es in Deutschland schlimm bestellt. Viele Dorfbewohner gehen am Sonntage in die Stadt, um ihre Einkäufe zu machen. Selbst in den „frommen Kreisen" meint man noch vor der „überspannten" amerikanischen Sonntagsfeier warnen zu müssen. Das sind schwere Mißgriffe, die zum großen Nachtheil der Sache Gottes gereichen. Die deutschen Befürworter der Sonntagsheiligung wollen von der biblischen Verpflichtung zur Sonntagsfeier, so wie man sie in hiesigen streng-gläubigen Kreisen annimmt, nichts wissen, damit verlieren sie die wichtigste, gewaltigste Grundlage für ihre Agitation. Ist die ruhige stille Sonntagsfeier nicht von Gott geboten, dann ist sie Menschen-Satzung und kann mein Gewissen nicht verpflichten. Der religiöse Correctiv fällt da weg. Schließlich ist es dann einer jeden Person überlassen, wie sie den Sonntag feiern will, denn die Heiligung desselben als Sabbath des Herrn ist nicht geboten. Mann macht das Nützlichkeitsprincip geltend, Mensch und Thier müsse einen Ruhetag haben, aber von einem Befehl des Herrn weiß man nichts. In dieser Weise wird Deutschland nie zur Heiligung des Tags des Herrn gebracht werden. Gott kann aber die Entweihung seines Sabbaths nicht immer übersehen, die göttliche Strafe wird nicht ausbleiben.

Die vielen Beamten, die das reisende Publikum auf Schritt und Tritt bevormunden, gaben mir viel Stoff zum Nachdenken. Da darf man nicht, wie in den meisten Bahnhöfen Amerikas, mir nichts dir nichts einsteigen, da muß man schön warten, bis der Stationsbeamte den Befehl ertheilt. Kurz vor dem Abgang eines Zuges werden die Stationen der Bahnlinie entlang ausgerufen, da muß man aufpassen. Da heißt es z. B.: Aufsteigen nach Cannstadt, Eßlingen, Plochingen, Reutlingen, Tübingen 2c. 2c. Die Passagiere werden dann hübsch nach den

drei, in Norddeutschland vier Klassen sortirt, dann gibt der Zugführer oder Schaffner einen schrillen Pfiff mit seinem am Rock hängenden Pfeifchen und ruft, so lange es in einem Athemzug geht: Fertiiiiig! Das ist "All aboard." Beim Billetlösen heißt es aufgepaßt. Ein Ticket erster, zweiter, dritter Klasse für einen Personenzug (Passenger Train) kostet nicht so viel, als ein Ticket derselben Klassen für einen Schnellzug (Express Train). Will ich mit einem Ticket für einen Personenzug auf einem Schnellzug fahren, dann muß ich „Zuschlag" zahlen, d. h. ich muß mir für den Mehrbetrag der Kosten auf dem Schnellzug ein weiteres Billet lösen. Versäumt man das, so wird man einfach mit dem Personenzugticket aus dem Schnellzug hinausgewiesen. Zu irgend einer Zeit kann man aus der dritten in die Coupes der zweiten und ersten Klasse übertreten, wenn man an einer Station ein Zuschlagbillet löst. Die Wagen der vierten Klasse haben keine Sitze, Alle müssen stehen und sich an einander festhalten, wenn die Maschine zuckt und stößt. Viele Leute reisen vierter Klasse, weil das Volk gewöhnlich auch nur kurze Strecke fährt. Männer und Weiber stehen da zusammengepfergt, wie die Schafe in einer Hürde. Die Einrichtung der Eisenbahnzüge wollte mir am End gut gefallen, indem dadurch auch den ärmeren Klassen das Reisen möglich gemacht ist. Es kann Jedermann reisen, wie er will, jeder Bettler und Bauer, kann erster und zweiter Klasse reisen, wenn er dazu Geld hat und es ihm beliebt; es ist den Geringbemittelten durch die Einrichtung der dritten und vierten Klasse aber auch möglich gemacht, mit demselben Zuge für weniger Geld, die Eisenbahn zu benützen. Wer gepolsterte Sitze haben will, der kann erster und zweiter Klasse fahren und hat das Vergnügen dafür zu bezahlen; wer mit einer harten Bank als Sitz zufrieden ist, den kostet es bedeutend weniger und kommt mit seinem „vornehmen Herren" zu gleicher Zeit an Ort und Stelle. Fast alle Züge haben Wagen erster, zweiter, dritter und in Norddeutschland vierter Klasse. Die Eisenbahngesellschaften classificiren die Reisenden nicht, das thun die Reisenden selbst nach ihrem eigenen Belieben und der Wohlbeleibtheit ihrer Geldbörse. Ich bin zur Einsicht gekommen, daß ähnliche Einrichtungen in Amerika, vielen armen Leuten sehr erwünscht sein dürften.

Erster Klasse reisen in Deutschland nur die „Könige, die Narren und die Amerikaner," so wurde mir mehr als einmal gesagt. Viele Amerikaner wollen den „Großen" spielen, dafür müssen sie auch zahlen. Will man das gewöhnliche Volk recht kennen lernen, so muß man dritter Klasse reisen. Da gibt es naive Auftritte. Kommt die Eßstunde, dann werden Würstchen, Handkäse mit kräftigem Schwarzbrod hervorgeholt und tüchtig „gemunkelt." Und was die Bauern Witz haben, wie die einander heimschicken können! Die Dorfsprüchwörter sollten nicht verloren gehen.

Nur einmal wäre ich beinahe in Schwulitäten gerathen. Als ich die Schweiz verließ, ließ ich in Basel meine Sachen visitiren. Im Zollamt stellte sich mir ein preußischer Beamter vor, etwa 42 Jahre alt, der in der Schweiz eine Erholungsreise gemacht hatte. Er sagte zu mir: „Sie kommen wohl aus Amerika," ich bejahte es. Er erklärte, daß er auch über Straßburg nach Berlin reise, wo er als Beamter angestellt sei. Wir setzten uns in ein Coupe, einander gegenüber. Ich fand in meinem Reisegefährten einen sehr gemüthlichen Pommer, der sich königlich freute einen Amerikaner zum Reisegefährten zu haben. In Mühlhausen, Elsaß, stieg ein junger Beamte mit etlichen Damen ein, der aber das gerade Gegentheil von meinem Pommer war. Er war beinahe spindeldürr, hatte eine Brille auf seiner spitzen Spürnase und noch einen Nasenklemmer auf der Brust baumeln. Er vertiefte sich in ein französisches Buch und ich lehnte mich in die Ecke und schlummerte ein wenig. Mein Pommer war fast außer sich, ob der spannenden Stille und ruckte hin und her, erhob sich und setzte sich wieder bis ich ihm Rede stand. Er ließ dann eine ganze Breitseite auf Amerika los, schilderte die hier herrschende Corruption ganz haarsträubend und erklärte schließlich, Amerika sei ein Land voll Spitzbuben. Das brachte mir den Schlaf aus den Augen. Ich erklärte ihm ganz ruhig, es sei wahr, Amerika habe viele Spitzbuben, es bekäme leider eine beträchtliche Anzahl von Deutschland, und wenn man von Denen, die wir bekämen auf die Zurückgebliebenen urtheilen dürfe, so sei es wahrscheinlich mit Deutschland schlimm bestellt. Ich schilderte dann das deutsche Gründerwesen, wie der Schwindel bis in die höchsten preußischen Beamtenkreisen gedrungen sei, nannte den Geheimrath Wagner, ja selbst in den deutschen Reichstag sei er eingedrungen, ich citirte die Flugschriften gegen die vornehmsten Mitglieder der Nationalliberalen, so daß selbst Lasker mit seiner Redegewandtheit die blosgelegten Schäden nicht zudecken konnte. Dann schilderte ich das Leisetreten des deutschen Reichstags und die Mängel und Schwächen der Reichsverfassung, und schloß mit dem Hinweis, daß Deutschland viel zu viel in seiner Militärmacht seinen Glanz suche. Ich hob dann die politische Reife der Amerikaner hervor, mit welcher Mündigkeit sie ihre Staatsangelegenheiten verwalten, und daß sie nicht an allen Enden und Ecken Beamten in blauem Tuch nöthig haben, um ihnen zu sagen, was sie thun und lassen sollen. Das brachte aber den dürren Beamten mit dem Nasenklemmer in furchtbare Aufregung, er citirte das Reichsgesetz, das ich übertreten habe, sagte, er werde sogleich den Zug anhalten und mich arretiren lassen, wenn ich nicht einhalte 2c. Ruhig und gefaßt nahm ich den Herrn ins Visir. Ich erklärte ihm kurz und bündig, daß ich mein Heimathsland nur gegen die Angriffe seines Collegen vertheidigt habe, wäre ich nicht angegriffen worden, so hätte ich kein Wort gesagt. Es sei sicherlich unstatthaft für einen gebildeten Mann einen Fremden in dieser Weise anzugreifen. Seinen Amtseifer durchlöcherte ich in einer Weise, daß er es nie vergessen wird. Zur angedrohten Verhaftung forderte ich ihn heraus, wenn er kein Feigling sei, so führe er seine Drohung aus. Ich bot ihm noch ein gutes Trinkgeld.

Das brachte aber den Pommer in den Harnisch und nun ging er auf seinen Amtscollegen los. „Was geht Sie unser Gespräch an," platzte er heraus, „ich habe den Herren zu solchen Bemerkungen veranlaßt und Vieles, was der Herr sagte, ist wahr. Nur unsern Wilhelm, unsern Fritz und unsern Bismark muß er gehen lassen, auf Denen lassen wir nichts sitzen, und Sie, deutscher Michel, sind diesmal an den Unrechten gekommen, nicht wahr, der hat's Ihnen eingebläut. Sie deutscher Michel, warum haben Sie mit dem Mann angefangen. Und noch was, der Herr ist ein Zeitungscorrespondent, der wird es uns einmal geben. Lassen Sie den Zug anhalten, das gibt dem Herrn noch einen fetten Bissen für seine Berichte, und Sie Michel, sind an allem Schuld." In diesen und andern Worten fiel mein Pommer über seinen Collegen her, so daß er ganz mürbe wurde und kleinlaut sich in seine Ecke drückte. Als wir in den Bahnhof einfuhren, packte er seine Sachen zusammen und so geschwind als der Zug anhielt, stieg er aus, wandte sich aber noch einmal um, sagte schön Adie, empfahl sich uns und verschwand in der Menge. Mein Pommer rief: „rein gefallen, armer Michel," nahm lachend von mir Abschied und schritt davon.

Die Peterskirche zu Rom.

An der Stelle, wo einst der Circus des römischen Kaisers Nero stand, auf demselben Platze, wo Tausende von Christen den Tod fanden und wo der Apostel Petrus begraben sein soll (?), erhebt sich das stolzeste Bauwerk der Christenheit, die größte Kirche der Welt. Sie soll ursprünglich vom Kaiser Constantin gebaut und von Papst Sylvester I. im Jahre 326 geweiht worden sein. Nach vielen Neu- und Anbauen entstand die jetzige Kirche, welche im Jahr 1626 von Urbano VIII. geweiht wurde.

Der Eintritt in die Peterskirche wird gleichsam vorbereitet durch den herrlichen Petersplatz, auf welchem jetzt das Volk

Pius auf dem Petersplatze.

den Segen des heiligen Vaters empfängt, während hier vormals der Circus des Nero war, der sich an Kampfspielen der Christen mit wilden Thieren ergötzte. Bedeutsam ist die Inschrift auf dem Obelisk, der sich in der Mitte des Platzes erhebt: „Das Kreuz hat triumphiret!" Dieser Obelisk erhebt sich 26 Meter hoch in der Mitte der großen, von einer Colonnade gebildeten Ellipse. Es ist der einzige ungebrochene Obelisk in Rom. Caligula ließ ihn im Jahr 39 n. Chr. von Heliopolis nach Rom kommen und im Circus aufstellen; noch steht auf seinem römischen Sockel die Widmung an Augustus und Tiberius. Der 963,537 römische Pfund wiegende Coloß wurde 1586 unter Sixtus V. von seinem alten Standorte mit unsäglicher Mühe hieher versetzt. Es wird erzählt, Sixtus habe bei der Schwierigkeit der Arbeit unter Todesstrafe Schweigen anbefohlen. Als aber wegen mangelhafter Berechnung der Ausdehnung der Strike der Obelisk Gefahr lief, nicht auf die rechte Stelle zu kommen, habe ein Matrose, Bresca von S. Remo, geschrieen: „Wasser auf die Stricke!" und das Werk sei unter Begießung der Stricke gelungen. Bresca habe anstatt der Todesstrafe für sich und seine Nachkommen das Recht erhalten, für den Palmsonntag von S. Remo aus die Palmen an die Kirchen Roms zu schicken und noch heute kommen sie von da. Vor dem Obelisk ist auf den Boden die Mittagslinie in Porphir gezogen. Rechts und links rauscht aus zwei vortrefflich angelegten achteckigen Springbrunnen mit Doppelschalen von orientalischem Granit das Wasser 6 bis 7 Meter hoch in die Höhe, den prächtigen Platz mit dem Irisspiele der glitzernden Masse belebend.

Noch mehr erhöht den Glanz des Platzes die majestätische Colonnade, die ihn umgibt, so daß er sich dadurch gewiß vor allen berühmten Plätzen der Welt auszeichnet. Dieses Säulengebäude zu beiden Seiten, von einer Majestät, die man sich kaum schöner Malen kann, besteht aus 320 Säulen von Tra-

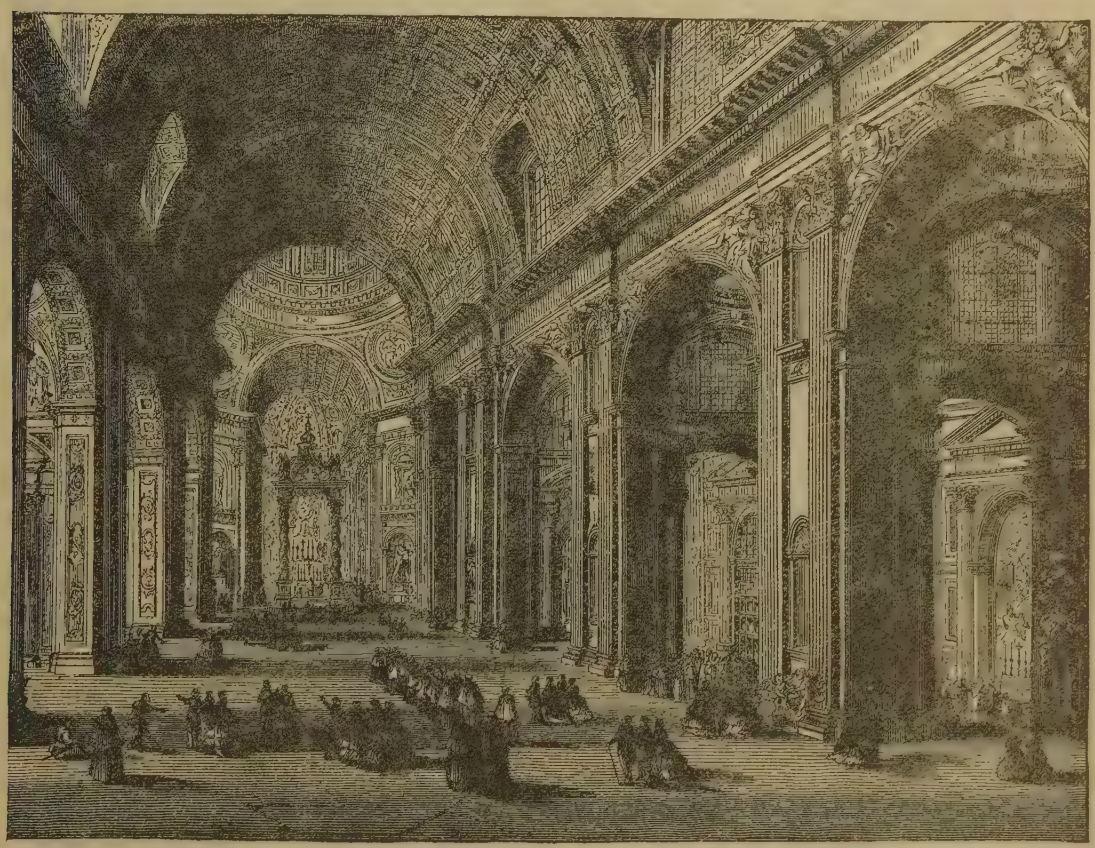
vertin, eine jede des Umfangs, daß zwei Männer sie kaum umklaftern können. Die Säulen, an und für sich von verhältnißmäßiger Höhe, stehen vierfach und bilden drei Gänge, von denen der mittlere weiter ist, als die beiden Seitengänge, so daß er auch zum Fahren dient; sie sind überdies noch so regelmäßig gestellt, daß man sie, von einem Centralpunkte des Petersplatzes aus gesehen, nur für eine einzige Reihe hält. Achtundachtzig Statuen von Heiligen schmücken das Geländer, womit das platte Dach der Colonnade umgeben ist, sowie achtundvierzig andere Statuen die Geländer der beiden Gänge, die sich ans Dach anschließen und in die Vorhalle der Kirche führen.

Zur Kirche selbst, deren Vorderseite dem großen Oval dieses Platzes zum Hintergrunde dient, führt eine Marmortreppe, auf welcher die Statuen der Apostel Petrus und Paulus stehen. Das Portal tragen Säulen—und man muß erst hinzutreten und die Säulen an ihrem Körper messen, ehe man sich einen Begriff von ihrer ungeheuren Höhe und Dicke machen kann. Fünf große Oeffnungen zwischen den Säulen führen in die Vorhalle der Kirche. Ueber dieser Vorhalle ist eine zweite Gallerie mit dem Balkon in der Mitte, von welchem der heilige Vater den Segen ertheilt; über den Säulen läuft eine Attika und auf dieser ein Geländer, wo die colossalen Statuen Christi und der zwölf Apostel diese Vorderseite bekränzen, hinter welcher die Kuppel wie ein luftiges Pantheon emporragt, in dessen höchstem Gipfel dann die ungeheure Composition mit dem Kreuze sich vollendet.

Aus dieser prächtigen Vorhalle, deren Hauptschmuck die schöne Mosaik ist, das Schiff Petri vorstellend, und in welcher auch die Reiterstatuen Karls des Großen und Constantins stehen, gelangt man durch fünf Thüren,—von denen jedoch eine zugemauert ist und nur in einem Jubeljahre geöffnet wird,—in das Hauptschiff der Kirche.

Der Eindruck, welchen der erste Eintritt in dieses Kirchengebäude, dem das Alterthum an Größe und Pracht wenig entgegensetzen kann, hervorbringt, ist schwer zu beschreiben. Im ersten Moment wird die Seele mit Staunen erfüllt, das sich mehr steigert, wenn man in den Verhältnissen dieses großen Ganzen allmälig das Ungeheure bemerkt, das dem Baue zu Grunde liegt.

Vor Allem fällt der Glanz und die Reinlichkeit auf, welche



Das Innere der St. Peterskirche.

dem Eintretenden von allen Seiten entgegenstrahlt. Unwillkürlich blickt das Auge schnell zu der gewölbten Decke empor, die sich dem Blicke entgegenstellt; dann wendet man sich zu der Wölbung der Kuppel, welche nicht ihres Gleichen hat, und, ohne einen furchtbaren Eindruck zu machen, das Auge allmälig durch ihre sanfte Krümmung bis zu ihrem Schlußpunkte in die Höhe zieht.

Unter dieser schönen Wölbung steht der Hochaltar, worüber ein vergoldeter Baldachin gespannt ist, der auf vier gewundenen, bronzenen, mit Laubwerk und Genien verzierten Säulen ruht, und selbst die Höhe eines ansehnlichen Gebäudes hat, ob er gleich dem Auge nur wie eine bloße Zierde erscheint. Vier Engelfiguren auf den Enden des Baldachins halten in jeder Hand einen Blumenkranz. Der Baldachin selbst bildet sich in seinem Gipfel zu einer Krone, auf welcher man eine Kugel, und über dieser ein Kreuz erblickt.

Erstaunlich sind die vier gewaltigen Pfeiler, auf welchen die Kuppel, gleichsam als ein zweites Pantheon, in höheren Regionen aufgestellt ist. Sie haben selbst den Umfang beträchtlicher Gebäude, und ohne es zu wissen, sieht man sie gar nicht für Pfeiler an. Sie sind so gigantisch in ihrem Körper, daß ihre innere Dimensionen allein den Raum einer Kirche gibt.

Aus diesen vier Pfeilern führen ebenso viele Treppen zu einer unterirdischen Kirche, in welcher sich nebst der erwähnten Confession noch viele andere Hallen und Gewölbe befinden, die Vatikanische Grotten genannt werden. Dieser Raum ist wahrscheinlich der Fußboden der alten Constantinischen Peterskirche, welche die Grabstätten mehrerer Märtyrer enthält. Man sieht hier eine bedeutende Anzahl Grabmäler, theils mit Sculpturen, theils mit Inschriften, Basreliefs, Statuen u. s. w.

Das Größte an der Peterskirche bleibt unstreitig die Kuppel, ein Riesenbau, die alle Wunder der alten Baukunst übertrifft. Oder verdient diese Kuppel etwa weniger als die egyptischen Pyramiden, oder irgend eines der größten Denkmäler der Vorzeit angestaunt zu werden?

Die Antwort liegt einfach in der genauen Angabe, daß die Spitze des Kreuzes auf der Kuppel 132 Meter über den Boden erhaben ist, somit die Höhe der höchsten Pyramide, sowie des Wiener Stephansthurms noch um ein Beteudendes übertrifft. Die Kuppel ist überdies reich vergoldet und prangt mit Mosaikgemälden. Insbesonders schön und majestätisch strahlt im Mittelpunkte der Wölbung das Antlitz Gottes des Vaters, aus der schönsten Mosaik gebildet, von vielen Heiligen und Engeln umgeben.

Die Kirche selbst ist in Form eines lateinischen Kreuzes gebaut, und ihre staunenswerthe Größe nimmt man am deutlichsten wahr, wenn man in ihre Mitte tritt und von da aus einerseits das Auge nach oben in die unermeßliche Höhe der Wölbung der Kuppel, anderseits aber in die ganze Länge und Breite der Kreuzesarme wendet. Es ist kaum glaublich und doch nicht übertrieben, daß 40,000 Menschen, im inneren Raume der Kirche befindlich, diese nicht einmal zur Hälfte ausfüllen würden. Sie würde mit ihrem Umfange den größten der Plätze Roms einnehmen, ja man könnte das ganze Colosseum in sie hineinstellen. Auf dem Boden des Mittelschiffs sind die Maßvergleichungen mit den bekanntesten großen Kirchen angegeben: S. Peter 187 Meter lang, Dom zu Florenz 150 M., zu Mailand 135 M., Köln 132 u. a. Die Höhe der Kuppel beträgt 117 M., die des Langschiffs 45 M. und dessen Breite 25 M.

Im Hintergrunde der Kirche befindet sich ein merkwürdiges Heiligthum aus dem alten Tempel Constantins, der Stuhl des Apostels Petrus, Cathedra S. Petri. Er ist jedoch von einem andern von vergoldeter Bronze eingeschlossen, welcher von den vier Kirchenlehrern Augustinus, Ambrosius, Athanasius und Chrysostomus getragen wird. Diese sind so colossal, daß sie zusammen 80,000 Pfund wiegen. Ueber dem Stuhle schwebt die dreifache Tiara und oben an dem Gewölbe ist ein vortreffliches Mosaikgemälde nach einer Zeichnung von Raphael, darstellend wie Petrus die Schlüssel empfängt.

Neben diesem Stuhle sind bei weitem das Prachtvollste die Grabmäler so vieler Päpste, die sich in den Nischen oder Seitenhallen der Kirche befinden. Was die Kapellen anbelangt zu beiden Seiten des Schiffs der Kirche, so sind auch diese so groß, daß eine jede beinahe den Umfang einer beträchtlichen Kirche mißt, wodurch das Auge, so wie man die Kirche hinauf geht, in jedem Momente mit erneuerter Pracht überrascht wird und immer neue bewundernswerthe Räume wahrnimmt, die man anfangs nicht bemerkt hatte. Mit Altären ist die Kirche nicht überladen. Einige Seitenaltäre stehen sehr zweckmäßig an ihrem Orte. Wie bekannt, sind die Altäre auch nicht mit Pinselgemälden, sondern nur mit Mosaikbildern, aber von vortrefflicher Arbeit versehen.

Ein Gemälde aus der Sixtinischen Kapelle.

So schön, erhaben und bewundernswerth, besonders der Kuppelbau, der Peterskirche ist, so großes Staunen die aufgewandten Mittel und Kräfte dem Beschauer abzwingen, so macht der ungeheure Bau doch mehr den Eindruck kalter und schwerfälliger Pracht und entzückt das Auge nicht durch die wohlthuende Harmonie griechischer Bauwerke. Obwohl von dreimal größerem Flächeninhalt als der Dom zu Köln, weckt die ungeheure Ausdehnung der Peterskirche nicht jene Sehnsucht nach oben, welche die Betrachtung gothischer Kirchen in uns hervorruft. Immerhin aber macht alles Große einen erhabenen Eindruck, und Jeder, der die Peterskirche sah, wird die Erinnerung an dieses großartige Monument nie verlieren können, auch wenn er nicht wüßte, daß 40 Päpste den Bau der Peterskirche sahen, welcher 730 Millionen Francs gekostet haben soll. Woher immer der Fremde kommt, immer blitzt zuerst am tiefblauen Horizont das goldene Kreuz der Peterskuppel wie das Feuer eines Leuchtthurms auf. Selbst die Schiffer auf

hoher See zeigen von der Höhe von Ostia dem Reisenden einen flimmernden Lichtstrahl über dem dunkeln Nebelstrich der Küste und bezeichnen ihn als das Kreuz der Peterskirche.

Auf 142 Stufen gelangt man zum Dach empor. Ueber die Gewölbe der Kirche erheben sich hier Giebeldächer, über die sechs Kuppeln zwei hohe Seitenkuppeln und ein Springbrunnen versorgt die Colonie der Wächter und Arbeiter. In einem der Gemächer befinden sich die Modelle der Peterskirche von Michelangelo und Sangallo. Die herrliche Centralkuppel steigt mächtig wie das Pantheon vom Dache noch 94 M. empor. Treppen führen zur inneren Gallerie, von der man einen köstlichen Hinabblick in die Kirche genießt. Zwischen den zwei Hüllen der Kuppel führt eine Treppe zur Laterne empor, von deren innerer Gallerie der Anblick der Kirche fast schwindelerregend wirkt, an deren äußerer Brüstung aber ein unsäglich schönes Panorama der ganzen Stadt und der Campagna sich entfaltet. Das Auge schweift hier über das weit ausgegossene Häusermeer der Stadt. Vom hohen Kalkrückenabhang des Albanergebirgs im Süden liegt die ganze Kette der Sabinerberge mit den beschneiten Gipfeln der Apenninen im Hintergrund rund um die Campagna, einer unübersteiglichen Mauer ähnlich. Im Westen flimmert der Silberspiegel des Meeres hinter der bewaldeten Küste von Ostia. Das Geräusch des städtischen Lebens dringt nicht zu dieser Höhe hinauf.

„Wir sangen hier oben," erzählt ein deutscher Reisender, „einen uns allen theuern Choral. Als die unter uns beschäftigten Arbeiter die feierlichen Klänge unseres Gesanges hörten, ließen sie die Arbeit ruhen und lauschten still den ungewohnten Tönen und als wir herabstiegen, lüfteten sie respektvoll die Mützen und ließen uns schweigend vorübergehen."

Sarah Martin, die Kleidermacherin von Yarmouth.

Von Paulina.

Vier Jahre nachdem Sarah ihre Arbeit anfing, wurde ihr klar, daß ehe eine permanente Besserung eintreten könnte, es nothwendig sei die müßigen Hände der Sträflinge zu beschäftigen. Große Schwierigkeiten waren hier zu beseitigen, aber mit gewohnter Energie fing sie das scheinbar Unmögliche an.

Mit einem Fond von weniger als sechs Thaler, welchen ihr etliche Herren zum Nutzen ihrer Zöglinge zur Verfügung stellten, fing sie dieses neue Unternehmen an. Sie kaufte Zeug, schnitt es in alle Arten Kleidchen, Hemdchen und dgl. zu, und unterrichtete dann die Weiber im Nähen. Sie fand lernbegierige Schülerinnen und bald wurden solche niedliche zierliche Sächlein im Gefängnisse verfertigt, daß sie den besten Abgang unter den Damen Yarmouth's fanden. Von diesem verdienten Gelde kam eine gewisse Summe in den Fond, das Andere wurde für die Weiber beiseite gelegt, um ihnen behülflich zu sein am Ende ihrer Strafzeit, in der Welt aufs Neue etwas für sich anzufangen.

Auch wußte sie die Männer zu beschäftigen. Sie kaufte und erbat sich Material woraus sie Kappen, wollene Hemden, Röcke und Hosen machten. Sie flochten schöne Strohhüte zum Verkauf und später verfertigten sie Löffel, und schnitzelten verschiedene zierliche Artikel aus Holz und Knochen. Unter dieser neuen Ordnung stieg der Arbeitsfond in kurzer Zeit auf 2000 Thaler.

Auch gründete sie eine Art Gefängniß-Schule. Solche die Lesen und Schreiben konnten, waren ihr behülflich im Unterricht der ganz Unwissenden. Im Gebrauch der Bibel als Lesebuch erzielte sie einen zweifachen Segen, denn mit dem Buchstaben lernten sie den Willen Gottes kennen und wurden mit dem Weg bekannt, den sie zu wandeln hatten, um Gott und den Menschen zu gefallen.

Immer noch war Sarah nicht zufrieden. Das Schöne sowohl als das Nützliche sollte in ihrem Gefängniß vertreten sein. Durch die Vermittelung eines Freundes bekam sie ein reizendes Gemälde, über einen Gegenstand geeignet den Geist ihrer Schüler immer mehr und mehr zu veredeln. Dieses Kunstwerk wurde mit großer Begeisterung empfangen. Zwei Männer, ein Maurer und ein Schuhmacher wollten es copiren; lächelnd überreichte sie ihnen Bleistifte und Papier und wirklich zum Erstaunen Aller, hatten sie Alles in Betracht genommen recht guten Erfolg.

Ein zweiter Stock wurde jetzt gegründet, um den entlassenen Männern draußen in der weiten Welt wieder zu einem kleinen Anfang im Geschäft zu verhelfen. Von jedem Entlassenen nahm sie die genaueste Notiz, schrieb ihnen Briefe und ermunterte sie zur standhaften Beharrlichkeit im angefangenen guten Lauf.

Freilich gab es manche unverbesserliche Charakter, die nicht zu besänftigen, noch weniger zu erretten waren; was ich dir hier erzähle, ist nicht nur Alles buchstäbliche Wahrheit, sondern ist ebenfalls Alles dem frommen Einflusse dieser sich selbstverleugnenden Jüngerin Jesu zuzuschreiben, den sie unter Gottes Beistand auf die Gefallenen ausübte.

Viele Zeichen der liebreichen Erinnerung wurden ihr von Entlassenen zugesandt. Ihr Andenken blieb im Segen.

Um diese Zeit starb Sarah's gute Großmutter, alt und lebenssatt. Sie hatte jetzt nichts mehr sie an ihren heimathlichen Flecken zu binden und nahm deßhalb ihre kleine Hinterlassenschaft und miethete sich zwei einfache Zimmer in der unmittelbaren Nähe des Gefängnisses. Mit der Kleidermacherei wollte es nicht mehr gehen. Ihre Zeit und besonders ihr Gemüth war von ihrem menschenfreundlichen Liebeswerk so in Anspruch genommen, daß sie nicht mehr im Stande war, die Kleider nach dem neuesten Styl zu verfertigen. Wie konnten ihre Gedanken und Finger sich mit Roffels und Falten beschäftigen, während die Liebe Christi sie zu einer höheren und seligeren Arbeit drang? Nach und nach verließen sie ihre modischen Kunden, dennoch verdiente sie noch manches bei mehr einfachen Leuten, welchen kleinen Verdienst sie sehr nothwendig zu haben meinte.

Endlich nach langem Zögern entschloß sie sich, ihr Handwerk vollends aufzugeben. In ihrem Tagebuch finden wir Folgendes: „Ich habe mich jetzt entschlossen Alles, was zu der Kleidermacherei gehört, gänzlich aufzugeben.

Gott, der mich in seinen Weinberg berufen hat, spricht: ‚Was Recht ist, soll dir werden.' Das wahrhaftige Wort versichert mich, daß ich mein Brod finden werde. Gott, mein Meister, wird seine Dienerin nicht verlassen, er, mein Vater, wird sein Kind nicht vergessen. Und sollte ich hie und da ein wenig Mangel leiden, so versüßt das Bewußtsein, meine Pflicht

gethan zu haben, alle etwaigen Entbehrungen. Gott der Herr ist meine Stärke,—ich traue auf ihn, meine Seele freuet sich!"

Nachdem sie dieses Letzte, was ihren Lauf beschwerte, abgelegt hatte, konnte sie jeden Tag sechs bis sieben Stunden dem Zuchthause widmen, welches sie jetzt in einen friedlichen Schauplatz der Industrie verwandelt hatte.

Nachdem die Arbeitsstunden vorüber waren, beugten graue Häupter sich neben der geliebten Lehrerin über das „Erste Lesebuch," und steife Finger hielten krampfhaft die Feder im Versuch, die Buchstaben, die sie vorschrieb, nachzumachen. Um ihnen in Allem ein Vorbild zu sein, lernte sie jeden Tag etliche Verse der heiligen Schrift auswendig, und bald hatte sie hierin eine schöne Anzahl Nachfolger. Diese Schriftstellen wurden dann der Reihe nach hergesagt und lieferten den Gegenstand lebhafter und nützlicher Unterhaltung.

Du wunderst dich, Bertha, daß Fräulein Martin vermögend war, solche Gewalt über diese Menschen auszuüben, und wirklich es war ein Wunder. Sie erließ keine Befehle und war weder anmaßend noch herrschsüchtig; ihre Gewalt war die Gewalt der geheim kräftigen, selbstverleugnenden Liebe. Durch diese Liebe siegte sie, durch diese Liebe war sie mächtig, eiserne Herzensthüren und verrostete Riegel thaten sich derselben ohne Widerstand auf.

Die ehrbaren Bürger Yarmouth's sahen endlich ein, daß Sarah die Pflichten eines Predigers und Schulmeisters mit dem besten Erfolg und ganz umsonst versah, und fingen an zu wundern, wie dieses zuging. In der Liberalität ihrer großen Herzen (?) stimmten sie ihr einen Jahresgehalt von zwölf Pfund Sterling oder sechzig Thaler zu!! Denke wohl, daß die Kaplane und Lehrer, welche nach Sarah's Tod ihre Stelle einnahmen einen besseren Gehalt erhielten als die, welche ihnen mit solch aufopfernder Liebe den Weg bahnte.

Voller Arbeit wie Sarah's Tage, waren ihre Abende nicht minder beschäftigt. Immer noch saß sie zwei Abende jede Woche in der Kirche bei ihrer großen Bibelklasse. Den dritten widmete sie den Kranken, den vierten den Kindern im Arbeitshaus und den fünften der Gesellschaft christlicher Frauen und Mädchen, welche sie suchte im Wohlthun für die Gefangenen zu interessiren. Dieser Gesellschaft wurde sie zur wahren Inspiration. Durch die Erzählung ihrer Erlebnisse, wurden Alle zur thätigen Mithülfe angespornt. Kattun, Leinwand, Stückchen Seide und dergleichen wurden zusammen getragen und während nützlicher Unterhaltung, für welche Sarah immer sorgte, wurden die Zeuge zugeschnitten und als Arbeit für die weiblichen Sträflinge zurecht gemacht.

Diese mannigfaltige Beschäftigung ließ ihr wenig Zeit übrig für die Bedürfnisse ihres eigenen Leibes zu sorgen. Keine freundliche Großmutter, kein heiteres Feuer, keine warme Mahlzeit warteten ihrer bei ihrer Heimkunft. Allein trat sie in ihr ödes Zimmer, für Alles, um es nur einigermaßen heimathlich zu machen, mußte sie selbst sorgen. Nachdem sie mit ihrer kleinen Haushaltung fertig war, hatte sie noch ihre Bücher zu versorgen, denn von den Geldern, die sie einnahm und ausbezahlte und von allen Geschäftsangelegenheiten überhaupt, hielt sie die genaueste Rechnung. Ihre Geschäftsbücher werden jetzt noch als Muster systematischer Genauigkeit in der öffentlichen Bibliothek Yarmouth's aufbewahrt.

Wie zu erwarten stand, fing ihre Gesundheit bald an zu leiden. Voller Mitleid für Andere, hatte sie kein Erbarmen mit sich selbst. An ihre eigene Person dachte sie nicht, bis „der silberne Strick anfing zu zerreißen und der goldene Eimer zerlechzte am Born." Im Winter von 1842–43 wankte sie noch täglich mit zitterndem Schritt nach dem Gefängniß, bis sie im Monat April fest liegen blieb. Ihre Freunde sorgten für gute Pflege, aber trotz Allem, was zu ihrer Linderung gethan wurde, litt sie den ganzen langen Sommer unaussprechliche Schmerzen. In ihren erträglichen Stunden, die sie dann und wann hatte, floß ihr Mund über mit Gebet und Danksagung, und dem Singen geistlicher, lieblicher Lieder.

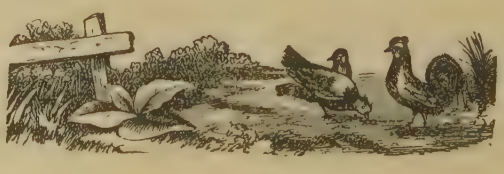
Die Heimath war nicht mehr fern, das reichbeladene Schifflein näherte sich dem Hafen, Sturm und Klippen, Sorge und Arbeit waren vorbei,—die müden Hände ruhten, aber der immer noch thätige Geist wartete sehnsuchtsvoll am Rande des Stromes auf das plätschern der Ruder des blassen Schiffers.

Am 15. October 1843 kam der große Tag. Lange schon schwebten die Engel über der Zinne der Mauer des neuen Jerusalems und warteten auf die Erlaubniß des Königs, sie abzuholen:—jetzt durften sie gehen. Der schwere Kampf hatte begonnen, aber sie fürchtete sich nicht. Fest lehnte sich ihr Geist auf den Stab und den Stecken, alle Verheißungen waren Ja und Amen in Ihm. Das Thal der Todesschatten war mit Himmelslicht durchdrungen und als die Wärterin zu ihr sprach: „Miß Martin, es ist nun bald vorbei"—antwortete sie halblaut mit verklärtem Gesicht: „Gott sei Dank! Gott sei Dank!" und verschied einige Minuten später.

Von dem Jubel der Engel, als die reine Seele sich der Leimenhütte entwunden hatte, dem Lobgesang der himmlischen Heerschaaren, die sie begrüßten, als sie einging ‚durch die Thoren in die Stadt', von dem Entzücken, das ihre eigene Seele durchbebte, als sie sich dem Thron näherte und die Stimme des Geliebten hörte: „Ei, du fromme und getreue Magd"—würde ich dir gern näheres sagen, wenn ich nur könnte. Wenn wir so glücklich sind hinzukommen, werden wir es sehen und erfahren, und glaube mir,—Gott fragt dann nicht: „warst du auf Erden reich, talentvoll oder groß?" sondern „warst du treu?"

Bertha hatte ihr Gesicht mit den Händen bedeckt und durch ihre Finger perlte eine Thräne; schweigend verließ sie die Stube und als ich ihr eine Stunde hernach begegnete, sang sie leise vor sich hin:

„Will mich Jesu dir verschreiben
Und dir folgen nach.
Hilf mir dir auch treu verbleiben,
Tragen deine Schmach.
Alles geb ich dir,
Alles geb ich dir,
Denn o Jesu! deine Liebe
Fordert dies von mir."



Aus der Heimath des Magazins---Nachtrag.

Von W. Horn.

4. Umzug nach Cleveland.

In Cleveland war also ein Bauplatz angekauft und ein schönes, geräumiges Anstaltsgebäude darauf errichtet worden. In Cleveland? Nicht ganz. Als Br. N. nach Pennsylvanien von der ersten Sitzung der Buchcommittee, welche in Cleveland gehalten wurde, zurückkehrte und man ihn fragte, wo denn die Buchanstalt sei, antwortete er: „Ei dert hinne, ergetswo imme Kornfeld." Daß der Platz schön gewählt war, geht daraus hervor, daß einige Jahre nach der Errichtung des besagten Gebäudes, ganz in der Nähe die Staatsausstellung des Staates Ohio abgehalten wurde; daraus geht aber zugleich auch hervor, daß der Platz ziemlich neben der Stadt muß gelegen haben.

Nun gings also ans Umziehen von New-Berlin, Pa., nach Cleveland, O. Das spricht man heutzutage so gleichgültig aus, als gelte es nur einen alten Nachbar zu besuchen; im Jahre 1854 war das aber eine ganz andere Sache. Die vielen zur Buchanstalt gehörigen Sachen, die zahlreiche Familie, das Haushaltungsgeräth 2c. auf den Wagen zu verpacken und über holprige Wege zu befördern, und wieder vom Wagen auf das Canalboot zu bringen, und so von Fahrzeug zu Fahrzeug und von Ort zu Ort damit zu kommen, war ein hervorstehender Glanzpunkt im Leben der alten, gemüthlichen Zeit. Noch ein anderer Punkt machte dem damaligen Hauptbuchverwalter Kummer. Er hatte Geld. Man lächle nur hierüber nicht. Mancher, der nie viel Geld hatte, meint nur die Leute, denen es an Geld fehlt, hätten Kummer. Aber er hat das Gegentheil nie versucht. Es ist eine halbe Moral in dem Motto jenes Feiertagskindes: „Nichts haben, soll ewig leben;" und zum Beweis, daß Geld den Kummer nicht wegnimmt, denke man nur an die Geschichte von „Johann dem munteren Seifensieder." Also der Buchverwalter hatte Geld und deßhalb mußte die Buchverwalterin eine Geldkatze zurechtnähen und darin das Geld in Sicherheit bringen, und der Verwalter mußte sie umschnallen, die Geldkatze nemlich, und mit sich herumtragen und jeden Augenblick befürchten, ein langfingeriger Tagedieb greife nach seinem kostbaren Gürtel. Mußte er da nicht in jedem harmlosen Fremden einen Galgenstrick wittern? O, das böse Geld! Und was brachte ihm all die Angst, um die sichere Uebersiedelung der fünftausend evangelischen Dollars ein? Blos, daß er einen Sonntag nicht zu predigen brauchte. Das kam aber so:

Bei der Ankunft der Buchverwaltersfamilie in Cleveland, war Bischof J. Lang auch anwesend. Da es aber nun viel zu thun gab und der Arbeiter wenige waren, so griff er wacker mit zu und baute mit selbsteigener bischöflicher Hand dem Bruder Hammer einen Kohlenschuppen. Als aber der Sonntag kam, sagte der Bischof: „Bruder Hammer, du mußt predigen."

Er aber antwortete und sprach: „Ich kann nicht predigen, Bischof, denn ich habe Geld."

Da redete der Bischof mit ihm und sprach: „du hast recht geantwortet. Hast du Geld in deinem Gürtel eingenäht, so kannst du nicht predigen." Und er redete weiter und sprach: „Es war ein Mann in Pennsylvanien, der hatte Geld in seinen Gürtel eingenäht und ging auf Reisen. Es begab sich aber, daß ihm warm ward und er schwitzte. Da schwitzte auch sein Papiergeld und klebte zusammen, also daß er mußte einen Mann nehmen, der es ihm wieder auseinander brachte. Deß hatte er eitel Kosten und Herzeleid." Also sprach der Bischof und also predigte er desselbigen Tages zu zweien Malen. Der Buchverwalter aber pflegte der Ruhe, damit er nicht schwitze.

Wie sich doch die Zeiten geändert haben. Wie leicht wäre es heute eine Summe Geldes zu transportiren. Man brauchte nur einfach einen Wechsel zu kaufen. Aber in New-Berlin konnte man damals einen solchen nicht bekommen. Deßhalb mußte der Verwalter seine süße Last mühsam mitführen. Und es bekam nicht schlecht, denn wenn man an einem neuen Platze anfangen will und mittellos ist, so ist das Ende gewöhnlich sehr nahe beim Anfang.

Daß die neue Einrichtung viel Mühe und Selbstverleugnung kostete auf Seiten der Beamten, ist leicht einzusehen; aber mit unermüdlicher Hingabe erfüllten sie ihre Pflichten. Es waren nicht nur äußere Beschwerlichkeiten, welche ihnen oft hindernd in den Weg traten, sondern sie hatten auch mit vielen Vorurtheilen seitens mancher Glieder zu kämpfen. Jede neue Einrichtung wurde mit verdächtiger Miene angeblickt; an jeden Fortschritt knüpfte sich die Befürchtung, daß eine „Neuerung" so lange zu der andern führe, bis man am Ende hohe Schulen —sogenannte Predigerfabriken—bekäme, und Alles zuletzt in den altkirchlichen Strom einlaufe. An diesen Befürchtungen war aber natürlich das unchristliche Betragen vieler sogenannter Seelsorger der alten Kirchen, welche das Land unsicher machten, noch mehr Schuld, als die beschränkten Ansichten mancher allzuvorsichtigen Leute.

Wurde durch mancherlei dieser Bedenklichkeiten der Wachsthum der Buchanstalt auch beschränkt, so war derselbe doch sicher und beständig, besonders nach ihrer Verlegung nach Cleveland. Das für jene Zeit so stattliche Gebäude an der Ecke von Woodland Ave. und Harmon Straße hat sichs nun schon Jahre lang müssen gefallen lassen, von seinem größeren und stattlicheren Nachbar an der andern Ecke von oben herab angeschaut zu werden. Nächstes Jahr muß schon wieder ein anderer Neubau zur vortheilhaften Betreibung des Geschäfts ausgeführt werden. So hat der Segen des Herrn auf der Anstalt sichtbar geruht bisher und wird auch ferner darauf ruhen, wenn Alles nach seinem Willen betrieben wird. Dazu gebe der Herr den „Betreibern" und Unterstützern der Anstalt viel Gnade.

Die Einzelheiten aus der Vergangenheit sind schon so oft geschildert worden, daß ich es nicht für nöthig erachte, dieselben hier noch einmal zu wiederholen. Einzelne Charaktere aber, welche mit der Geschichte der Buchanstalt eng in Verbindung stehen, dürften im nächsten Jahrgange des Magazins in Wort und Bild wieder zum Vorschein kommen, und machen wir deßhalb hier auf die Unentbehrlichkeit des Magazins im künftigen Jahre aufmerksam.

Sonntagschule.

Sonntagschulversammlungen.

Es war mein Vorrecht im Laufe des Jahres eine Anzahl Sonntagschul-Conventionen zu besuchen. Einige kurze Notizen darüber mögen dem Leser nicht unwillkommen sein. Die Sonntagschulsache ist ja für die Zukunft unserer Kirche so wichtig, daß ein jedes Gemeindeglied in derselben aufs wärmste interessirt sein muß. Mit Worten scheint man auch allgemein einzusehen, daß unsere ergiebigste Quelle kirchlichen Wachsthums in der Sonntagschule zu suchen ist; aber an der That fehlt es noch so viel. Doch bei Vielen fehlt es noch immer mehr an der Erkenntniß als am guten Willen. Endlich wird man ja auch mit dieser Sache durchdringen, es mag aber an manchen Plätzen erst dann geschehen, wenn „die Noth beten lehrt."—

Die erste unserer Sonntagschulversammlungen, der ich dieses Jahr beiwohnte, war in Sandusky,

Ohio.

Wünschenswerth wäre es freilich gewesen, wenn sich die Delegaten zahlreicher eingestellt hätten, aber—alle Umstände in Betracht genommen—konnte man im Allgemeinen zufrieden sein. Das Interesse der Anwesenden war recht rege und die Theilnahme wacker. Es waren in mancher Beziehung Fortschritte wahrzunehmen und die neuen Maßregeln, welche getroffen wurden, um Diejenigen zu erreichen, welche den Unterricht in der Betreibung der Sonntagschulsache am nöthigsten hätten, sich aber niemals bei solchen Zusammenkünften zeigen, werden ihre Frucht nicht schuldig bleiben. Wenn man die Gegenwart mit der Vergangenheit vergleicht, so haben sich die Verhältnisse, die Sonntagschule betreffend, doch bedeutend gebessert und die Entwickelung geht stetig voran. Mit Bestimmtheit kann gesagt werden, daß die nächstjährige Convention noch besser besucht werden wird.

Die zweite Convention fand statt in Fairview,

Pennsylvanien.

Hier war die Vertretung verhältnißmäßig recht gut und die Theilnahme allgemein. Ansprachen wechselten mit Vorlesungen, Anleitungen zum Unterricht auf der Wandtafel &c. ab und wurden viele zur Sonntagschulsache gehörigen Gegenstände gründlich erörtert. Besonders interessant und erbaulich war auch das Fest im Walde. Verschiedene Sonntagschulen waren zusammengekommen, so daß es eine ansehnliche Massenversammlung abgab. Von Pic-Nic-Thorheiten war aber nichts wahrzunehmen. Warum? Man hatte keine Neigung und keine Zeit dazu. Die Speisungen für Geist und Leib nahmen die Aufmerksamkeit so in Anspruch, daß die Zeit zum Aufbruch kam, ehe man es so recht merkte. Es ist höchst erfreulich, daß an den meisten Plätzen auf diesem Distrikt die Sonntagschulsache nicht als Nebensache angesehen und betrieben wird, obgleich noch vielfach Raum zur Besserung ist.

Die dritte der Conventionen, war in Buffalo,

New York.

Dieses war eine Conferenz-Convention. Schon verschiedene Mal hatte ich das Vergnügen, den Conventionen der New York Conferenz beizuwohnen und freute mich immer recht herzlich in der Brüder Mitte. Die Vertretung der verschiedenen Schulen war in diesem Jahre fast geringer als in früheren, welches wohl vielfach dem Umstand zuzuschreiben war, daß die Versammlung an einem Ende des Conferenzdistrikts gehalten wurde. Die Buffalo Gemeinden betheiligten sich besonders an den Abenden recht zahlreich an den Versammlungen. Die Theilnahme an den Verhandlungen hätte von Seiten mancher Prediger, namentlich der jüngeren Brüder lebendiger sein dürfen. Es wird in unserer Zeit der Grundsatz immer entschiedener ausgesprochen, daß die Prediger, welche keine „Sonntagschulmänner" sind—sich der Jugend nicht liebreich und thätig annehmen, trotz schöner Fähigkeiten, nirgends begehrenswerth und erfolgreich sind. Das sollten sich besonders junge Prediger merken.—Auch die Vorbereitungen auf die Versammlung hätten besser sein dürfen und werden ein anders Jahr jedenfalls besser werden. Viel Segen und Nutzen hat die Zusammenkunft jedenfalls allen redlichen Theilnehmern gebracht. Ich habe dieses wenigstens erfahren. In jener Conferenz wird die Sonntagschulsache im Allgemeinen ernstlich betrieben. Von hier gings dann nach Elmira in

Canada.

Die Versammlung daselbst war ebenfalls eine Conferenz-Convention—und dieses zwar im vollen Sinne des Worts, denn es waren nicht nur die Prediger fast alle anwesend, sondern auch wohl der vierte Theil der Gliederschaft. Das vorliegende, gedruckte Programm, welches den Gang der Versammlung genau aus einander setzte, zeigte an, wie vorsichtig und umsichtig die Vorbereitungen getroffen waren. Die Theilnahme an den Besprechungen war allgemein und alle Nebensachen oder Weitschweifigkeiten wurden streng vermieden. Ueberhaupt schien die ganze große Versammlung nur von dem einen Gedanken beseelt, das wahre Wohl der Sonntagschule zu befördern. Nicht wenig trug zum Interesse der Versammlung der schöne Gesang der verschiedenen Gesangvereine bei und zwar ersetzte die Herzlichkeit der Stimmen zehnfach, was denselben an Kunst abgehen mochte.

Der letzte Tag des Festes war der Galatag. Es war gar nicht daran zu denken, die Massenversammlung in der Kirche halten zu wollen, man hatte deßhalb für ein großes Zelt gesorgt, welches hinter der Kirche aufgeschlagen wurde und war es ein rechter Hochgenuß, dasselbe mit so intelligenten, aufmerksamen Leuten angefüllt zu sehen, deren Angesichter leuchteten wie eine Frühlingsflur, wenn man zu ihnen redete. Die Convention machte ein wahres Aufsehen in dem schönen Städtchen Elmira und über die Gastfreundschaft der lieben Geschwister dort, mußte man sich höchlich freuen. Aufgegessen ist dabei aber Niemand worden. Daß die lieben Amtsbrüder in Canada Alles aufbieten, um die Sonntagschule auf die höchste Stufe der Entwickelung zu bringen und daß ihnen diese Mühe von einer dankbaren Gliederschaft durch hülfreiches Entgegenkommen freundlich belohnt wird, hat mir jene Versammlung aufs deutlichste gezeigt. Nur der Beschluß der Convention, mich je eher je lieber wieder bei ihnen einzufinden, hat beim Weggehen mein Heimweh in etwas gemildert.

In Folge einer freundlichen Einladung besuchte ich auch eine Sonntagschul-Convention in Ackley,

Iowa.

Auch hier fand ich, daß man mit Bezug auf das Sonntagschulwerk vielfältig den guten Willen für die That annehmen muß. Die Vorbereitung für die Convention war nicht so gut, wie sie hätte sein können. Vielfach scheint die Wichtigkeit der Sonntagschulsache noch immer nicht so recht erkannt zu werden. Bei der, jener Convention vorhergehenden Distrikt-Versammlung, wagten sich manche der Brüder furchtlos auf die schwierigsten Gebiete der Theologie, welche an der Convention wenig oder keinen Antheil nahmen. Manche mußten vorher gemachter Bestellungen wegen, auch schon die Versammlung verlassen, da sie kaum angefangen war. Das ist schmerzlich. Ich habe überhaupt gefunden, daß eine Sonntagschulversammlung, welche nach einer andern Versammlung gehalten wird, kaum das Interesse hat, als wenn die ganze Aufmerksamkeit auf Erstere allein gerichtet ist. Wenns möglich wäre, so sollte man Conventionen nicht in Verbindung mit anderen Versammlungen halten, sollte sie allgemein und in jeder Gemeinde und S. Schule gehörig bekannt machen, sollte sich wohl darauf vorbereiten, die Delegaten pünktlich wählen und senden, und Alles so anordnen, wie es der Wichtigkeit der Sache angemessen ist. Die vielen Klagen, daß uns unsere „jungen Leute fortgehen," sollten schon dazu antreiben. Uebrigens hatten wir an jener Versammlung recht gesegnete Zeiten und offenbarte sich durchschnittlich ein warmes Interesse für die S.-Schulsache. Ich bin überzeugt, daß die Brüder in Zukunft das Beste thun werden, um die gute Sache kräftig voran zu treiben. Auch in

Wisconsin

hatte ich Gelegenheit einige S.-Schulen zu besuchen und fand bei Denen, die anwesend waren, eine recht rege Thätigkeit; aber so Viele, welche hätten anwesend sein sollen, fehlten. Die Prediger können sich auch noch immer nicht an der Sache betheiligen, wie sie sollten, und so kommt man an vielen Plätzen nicht aus dem alten Schlendrian heraus. Ach, wie viel herrscht noch der Irrthum, die S.-Schule sei nur dazu da, die Kinder lesen zu lehren und dieses zu thun sei die Aufgabe einiger Beamten und Lehrer. Nein, nicht für die Kinder, für die Gemeinde ist die S.-Schule, und dazu gehören freilich auch die Kinder.

Großer Mangel herrscht auch an den meisten Plätzen mit Bezug auf die Locale und die Hülfsmittel für den Unterricht. Die Kleinkinderklassen werden in demselben Local mit den Uebrigen unterrichtet und da ist es geradezu unmöglich, es erfolgreich zu thun. Hat man kein besonderes Zimmer für dieselben, so kann man sie doch durch einen Vorhang von den Uebrigen trennen und ihnen, anstatt einen jeden Schüler einzeln vorzunehmen, auf einer Wandkarte, oder durch „Schiebebuchstaben" zusammen den Unterricht ertheilen, wovon jedenfalls die Sonntagslection die Hauptsache bilden sollte. Ach, wie gut wäre es doch, mußte ich während den geschilderten Besuchen denken, wenn ein erfahrener Sonntagschulmissionar hin und wieder diese Schulen besuchen und ihnen die nöthigen Anweisungen ertheilen könnte. Hoffentlich kommt es auch noch dazu. Ich hoffe daß die voranstehenden Anmerkungen und Fingerzeige, welche ich in aller Kürze gemacht habe, mit dem brüderlichen Wohlwollen aufgenommen werden, mit welchem sie gemacht wurden. Die Absicht war zu nützen. Für alle die mir erwiesene Liebe und Freundschaft von Seiten der theuren Brüder sage ich schließlich noch meinen allerverbindlichsten Dank. Der Herr lohne es. W. H.

Schwierigkeiten der Schrifterklärung

und wie dieselben zu überwinden sind.

Von R. M.

Daß man bei der Erklärung der heiligen Schrift auf Schwierigkeiten stößt, braucht man Dem, der es schon unternahm, nicht erst deutlich machen. Der Prediger auf der Kanzel sowohl als der Lehrer in der Sonntagschule, findet sich oft umgeben von Schwierigkeiten, daß er sich fast nicht zu rathen, noch zu helfen weiß.

Die größte aller Schwierigkeiten ist wohl die Thatsache, daß die heiligen Schriften, wie sie von Gott kamen, in einer Sprache geschrieben wurden, die nicht mehr gesprochen und von neunzig aus hundert Personen nicht verstanden wird. Es werden uns zwar eine Anzahl Uebersetzungen angeboten, die uns das Wort in unserer eigenen Sprache darbieten, aber eben hier ist eine neue Schwierigkeit, indem die verschiedenen Uebersetzungen öfters von einander abweichen. So finden sich z. B. in der meistverbreiteten Uebersetzung (Luthers) nach Ostertag wohl an 40,000 Varianten, welche von Stier und Leander van Eß zwar größtentheils verbessert wurden; dessenungeachtet fühlen sich manche Exegeten immer noch gedrungen, aus gewissen Gründen, die mangelhafte Uebersetzung zu citiren. Vergleicht man dann die englische mit den deutschen Uebersetzungen, so wird dadurch nichts verbessert, man fühlt nur um so dringender die Nothwendigkeit die Schrift in ihrer Ursprache lesen zu können.

Eine andere Schwierigkeit in der Exegese folgt aus der Thatsache, daß provinzielle Gewohnheiten, Sitten und Gebräuche angeführt werden, die man verstehen und kennen muß, ehe man die Meinung des Textes begreifen kann. Es ist sehr oft nöthig, sich in die Lage und Verhältnisse der Geschichte und Schreiber selbst zu versetzen, um ein gesundes Urtheil zu fällen. Die Schwierigkeit ist nun, weil man im Allgemeinen mit diesen Dingen nicht genug bekannt ist und die Erklärung vom Standpunkt der Gegenwart aus zu machen sucht.

Eine Hauptschwierigkeit liegt aber auch darin, weil das Wort Gottes noch unergründete Tiefen besitzt, die kein Mensch zu ergründen im Stande ist, ohne Gottes Geist und dessen Beistand, und selbst dann fordert es tiefes, ernstliches und gründliches Forschen. Ob es zwar hinreichend ist, wenn man armen Sündern ihren Heiland zeigen kann, so ist es doch unumgänglich nöthig für den Prediger des Wortes, daß er das Wort selbst fasse, um es erklären zu können.

Eine andere Schwierigkeit ist beim Volke selbst zu suchen, nemlich in seinen Vorurtheilen. Es ist dieses ein delicater Punkt und ist zu oft die Ursache, daß der Exeget verleitet wird, auf das Gefühl anstatt auf die Erkenntniß Gottes hinzustreben, welches öfters Stein bringt, wo Brod nöthig ist. Eine Predigt, die das Volk nicht zum Nachdenken anreizt und im Schriftforschen fördert, hat ihren Zweck verfehlt und ist fruchtlos.

Noch einer Schwierigkeit begegnen wir und zwar beim Exe-

geten selbst. Was immer nun die Ursache sein mag, die oft hindernd im Wege steht; ob ein Consistorium oder eine Pfarrei—genug, sie ist da und um Dinge halber, die ihren Einfluß in die Wagschale werfen gegen den Exegeten, bleibt oft die Wahrheit verdeckt; daß hiezu auch des Exegeten eigenes Vorurtheil nebst den von Jugend auf eingesogenen Ansichten das Ihrige beitragen, ist selbstverständlich. Wie oft hört man nicht Reden wie diese: „Es ist wohl wahr, aber man darf's nicht predigen."

Es ist überhaupt schwierig mit dem lebendigen Wort Gottes vor ein Volk zu treten, das seit undenklichen Geschlechtern her in einem Geleise gelaufen ist, ohne je aufgerüttelt zu werden und nun auf einmal wie aus einem Traum aufwacht und angeredet wird, als wäre es in der Irre. Viel leichter ist es bei Kindern anzufangen, die mit solchen Vorurtheilen noch nicht angefüllt sind.

Wie sind diese Schwierigkeiten zu überwinden? das ist nun die Frage:

Was uns an Sprachkenntnissen und theologischer Ausbildung abgeht und mangelt ist freilich in vielen Fällen unersetzlich, es sind uns aber dennoch Mittel an die Hand gegeben, die meisten der angeführten Schwierigkeiten zu überwinden, so wir nur ernstlich wollen.

1. Eine allgemeine Kenntniß der Thatsachen, des Inhalts und der Zusammenstellung der Bibel; dieses hilft sehr viel, deßhalb kann man auch nicht zu viel Schriftkenntnisse sammeln und sollte daher meditiren Tag und Nacht.

2. Kenntniß der Natur und Sittenlehre der Bibel. Ob man auch in der Jugend nicht Gelegenheit hatte eine gründliche wissenschaftliche Erziehung zu genießen, so kann man sich doch selbst im vorangeschrittenen Alter noch einen Schatz von allgemeinen Kenntnissen sammeln, der das Mangelnde theilweise ersetzt.

3. Vergleichung der Paralellstellen in der Schrift. Zu oft werden Theile aus ihren Verbindungen herausgerissen und erklärt nach der Phantasie des Exegeten. Die Bibel erklärt sich selbst, wenn man sie ganz anstatt einseitig studirt. Da ist freilich vor Allem nöthig, daß man vom rechten Geist beseelt sei und wo man auf Schwierigkeiten stößt, sollte man dem Worte Gottes den Vorzug geben nach dem Dichterwort: „Schweig still Vernunft, gib Gott die Ehr'." Es ist sehr oft der Fall, wenn man an dunkle Stellen kommt, daß man die Dunkelheit ins Wort legt, während doch der Verstand dunkel ist. Ziehe das Wort deinem Verstand vor.

4. In der Erklärung selbst, nimm immer die deutlichste und klarste Meinung des Schrifttheils, suche nie dunkle und mysteriöse Meinungen herauszufinden, wo doch Alles licht und helle ist.

5. Suche des Schreibers Zweck und Gedankenrichtung zu fassen, indem man ganze Schrifttheile, Capitel, ja ganze Bücher liest und untersucht. Auch sollte man nie die Zeit und Umstände, in welchen die Schreiber lebten, außer Achtung lassen. Charakter, Land, Gebräuche, Sprache und persönliche Verhältnisse der Schreiber hatten Einfluß auf sie, während sie schrieben.

6. Wo eine Schriftstelle zwei oder mehrere Ansichten gestattet, sollte man immer die deutlichste und dem Sinn des Ganzen am nächsten liegende nehmen.

7. Vor Allem ist es auch nöthig, die Ansichten frommer und gelehrter Männer kennen zu lernen. Männer die Gelegenheit hatten, die Umstände zu erforschen und die Sprache zu studiren, die selbst das Land durchzogen, wo einst des Heilands Füße weilten und die mit den Sitten und Gebräuchen jenes Landes vertraut sind. Es ist überhaupt kein gutes Zeichen, wenn man seine eigene Ansicht allen andern vorzieht, besonders wenn man die Vorzüge und Privilegien der alten Exegeten nicht genossen hat.

Beobachtet man diese Punkte und ist die Absicht rein, dann ist es möglich die Schwierigkeiten zu überwinden, ohne der Schrift oder sich selbst Gewalt anzuthun. Es hat zwar fast jeder Jüngling und beinahe jeder Prediger heutzutage die Gelegenheit, sich die nöthige Ausbildung zu verschaffen, daß er im Stande ist, das Wort des Herrn recht zu theilen. Zuletzt ist noch beizufügen, daß wenn der Exegete seine Pflicht gethan hat, Gott auch das seine thut, denn so Jemand Weisheit mangelt, der bitte von Gott einfältiglich.

Zwischen dem Alten und Neuen Testament;

oder: die

Geschichte des jüdischen Volkes vom Abschluß des Alten Testaments bis zum Tode Herodes des Großen.

Von B. Pick.

17. Herodes Tempelbau.

Der Glanzpunkt seiner Regierung war seine äußere Politik. Aus der Stellung eines Vasallen, stieg er bei Augustus zu der eines Freundes und wußte dadurch sich eine freie und unabhängige Stellung zu verschaffen. Mehrfache persönliche Zusammenkünfte trugen wesentlich dazu bei, sein Verhältniß zu Augustus inniger zu gestalten, wodurch der Umfang seines Gebietes etwa verdoppelt wurde. Allein je höher er in der Gunst des Römers stieg, desto niedriger sank er in der Gunst seines Volkes, und nur widerwillig ertrug das Volk das halb heidnische Regiment des Idumäers und nur seine eiserne, despotische Faust vermochte einen Ausbruch der gährenden Masse zu hindern.

Endlich suchte er durch eine neue That, alle Klassen für sich zu gewinnen. Er wollte den Tempel bauen. Der alte, von Serubabel erbaute Tempel entsprach nicht mehr der neuen Zeit. Als er im Jahre 20 v. Chr. am Osterfeste das Volk davon in Kenntniß setzte, fürchtete das Volk, er werde ihn einreißen ohne ihn wieder aufzubauen. Er mußte daher vorsichtig zu Werke gehen. Er setzte Alles was zum Neubau erforderlich war, ehe er ihn begann, in Bereitschaft. Endlich im Jahre 18 v. Chr. wurden die Grundfesten des Tempels, von Serubabel erbaut, entfernt und auf den alten Salomonischen erhoben sich die neuen weißen Steine. Achtzehn Monate dauerte der Bau des Heiligthums und acht Jahre verflossen weiter, ehe die Vorhöfe, Hallen, Säulengänge fertig waren. Der Herodianische Tempel war ein Prachtwerk, dessen erhabene Schönheit Diejenigen, welche ihn noch gesehen, nicht genug bewundern konnten. Er unterschied sich von dem Serubabel'schen Tempel durch ein gesteigertes Größenverhältniß und erhöhten Glanz. Der ganze Umfang des Tempelberges, welcher mit einer hohen und festen Mauer umgeben war, betrug vier Sta-

dien, 500 große Ellen ins Gevierte (1⅛10 Meile) und stieg terrassenförmig auf. Vermöge dieser Lage konnte das Heiligthum aus weiter Ferne gesehen werden. Längs der ganzen innern Mauer waren geräumige, mit Cedern gedeckte und mit bunten Steinen gepflasterte Hallen. Die 40 Ellen hohe Mauer, welche die beiden Tempelvorhöfe einschloß, erhielt 9 hohe Portale, von denen 8 mit vergoldeten und versilberten Flügelthüren versehen waren, und eins (das östliche) hatte Flügelthüren von corinthischem Erz, aber um so reicher verziert. Dieses Thor hieß das Nikanor-Thor, oder auch das schöne. Auch war der Tempel inwendig reich ausgestattet mit Silber und Gold, sowohl mit Bekleidungen, als auch mit massiven Werken aus diesen edlen Metallen. Das ganze eigentliche Tempelhaus strahlte theils in feurigem Glanze goldener Platten, die es auf allen Seiten bekleideten, theils da wo es nicht übergoldet war mit dem blendendsten Weiß des makelosesten Marmors; oben starrte es von goldenen Spitzen, welche wir als Blitzableiter ansehen würden, die aber nach ihrem Zweck die „Rabenwehr" hießen. Der Pomp der Einweihung des Herodianischen Tempels (16 v. Chr.) übertraf bei weitem denjenigen, welchen Salomo veranstaltet hatte. Hekatomben auf Hekatomben wurden geopfert, das Volk öffentlich gespeist. Bald nachher holte Herodes seine beiden Söhne, Alexander und Aristobul, die in Rom zur Erziehung waren, von dort ab und wurde bei dieser Gelegenheit auch vom Kaiser huldvoll empfangen, und kehrte dann nach Jerusalem im Frühjahr 15 v. Chr. zurück. Agrippa, der Minister des Kaisers, stattete selbst dem Herodes einen Besuch in Judäa ab und opferte im Tempel zu Jerusalem eine Hekatombe. Das Volk war über den judenfreundlichen Römer so entzückt, daß es ihn unter Segenswünschen bis zum Schiff geleitete, ihm Blumen streuend und seine Frömmigkeit bewundernd.

18. Herodes und die Söhne der Mariamne.

Im folgenden Frühjahr (14 v. Chr.) erwiderte Herodes den Besuch des Agrippa und da er wußte, daß Agrippa einen Zug nach der Krimm beabsichtigte, brachte er sogar eine Flotte mit, um ihm Beistand zu leisten. Im Sinoge traf er seinen hohen Freund und durchzog dann mit ihm, nachdem die kriegerische Angelegenheit erledigt war, einen großen Theil von Kleinasien, überall Gaben spendend und Bittgesuche erledigend. Als Herodes von Kleinasien nach Jerusalem zurückgekehrt war, erließ er dem Volk den vierten Theil seiner Abgaben. Man hätte glauben sollen, daß der Schluß seiner Regierung frühere Greuelthaten gesühnt hätte. Allein schrecklichere Thaten als zuvor sollten geschehen. Als die beiden Söhne der Mariamne, Alexander und Aristobulus von Rom zurückgekehrt waren, wurden sie vom Volke mit dem größten Wohlwollen begrüßt. Aber der Haß der rachsüchtigen Salome und ihres Bruders Pheroras gegen die hasmonäische Mariamne, der auch nach deren Tode nicht erloschen war, suchte das Herz des Vaters gegen seine Söhne einzunehmen. Alexander hatte die Tochter des kappadocischen König's Archilaus, Glaphyra und Aristobul Salome's Tochter, Bernice, geheirathet. Herodes glaubte dadurch Einigkeit unter die Glieder seiner Familie zu bringen. Anfangs schenkte Herodes den Verleumdungen kein Gehör. Allein sie wußten Herodes dazu zu bringen, daß er seinen Sohn aus seiner ersten Ehe mit Doris, welchen er sammt seiner Mutter bei der Verheirathung mit Mariamne verstoßen hatte, wieder zu sich nahm und ihn als Prinzen behandelt wissen wollte. Der Sohn der Doris, mit Namen Antipater, hatte in seinem Blute die ganze Tücke, Herzlosigkeit und Verstellung der idumäischen Familie, und er kehrte seine Bosheit gegen Vater und Brüder. Diese drei, Salome, Pheroras und Antipater, obwohl Todfeinde unter einander, vereinigten sich im Hasse gegen Mariamne's Söhne. Antipater's Bemühungen seine Brüder bei Herodes zu verdächtigen, waren nicht vergebens und die Kluft zwischen Vater und Söhne wurde immer größer. Endlich im Jahre 10 v.Chr. faßte Herodes den Entschluß, seine Söhne beim Kaiser zu verklagen. Dem milden Ernst des Kaisers gelang es diesmal noch, die Streitenden zu versöhnen und den Hausfrieden wieder herzustellen. Mit Dank gegen den Kaiser kehrten Vater und Söhne zurück, und auch Antipater schloß sich ihnen an und heuchelte Freude über die Versöhnung.

Zu Hause angekommen, ging das alte Spiel von Neuem los. Antipater setzte das Verleumdungswerk unermüdlich fort, und Alexander und Aristobul nahmen eine immer feindseligere Stellung gegen ihren Vater an. Der Argwohn des Königs, der von Tag zu Tag neue Nahrung erhielt, wurde immer krankhafter. Endlich ließ er die Freunde Alexander's auf der Folter verhören und auf deren falsche Geständnisse, den Alexander gefangen setzen. Da kam Alexander's Schwiegervater nach Jerusalem, zeigte sich sehr ungehalten über seinen Schwiegersohn und drohte, seine Tochter wieder nach Hause zu nehmen. Da ergriff Herodes selbst Partei für seinen Sohn. Durch solche List brachte der schlaue Kappadocier die gewünschte Versöhnung zu Stande und konnte befriedigt heimkehren. Allein der Friede sollte nicht lange währen, die alten Hetzereien gingen von Neuem los und der Kaiser wurde wieder in die Sache hineingezogen. Augustus rieth zu Berytus einen Gerichtshof zu halten, dem die Sache zur Entscheidung vorgelegt werden sollte. Herodes befolgte den Rath des Kaisers, der Gerichtshof sprach fast einstimmig das Todesurtheil, nur der Statthalter Saturninus und seine drei Söhne waren dagegen. Das Urtheil wurde jedoch vollzogen und in Samaria, wo 30 Jahre vorher Mariamne's Hochzeit gefeiert wurde, wurden ihre Söhne durch den Strang hingerichtet.

Aber der Friede kehrte damit keineswegs in Herodes Haus zurück. Häufige Zerwürfnisse zwischen Herodes und seinem Bruder Pheroras waren die Veranlassung, daß Letzterer nach Peräa sich zurückziehen mußte, wo er erkrankte und starb. Seine Frau war des Giftmordes angeklagt. Neue Untersuchungen brachten die Verschwörungen an den Tag, die Antipater und Pheroras gegen Herodes Leben angezettelt hatten. Antipater, der in Rom war, wurde nach Hause gerufen, ergriffen und des Mordes angeklagt. Der syrische Statthalter, der die Sache zu entscheiden hatte, verurtheilte ihn zum Tode und seine Hinrichtung wurde verschoben, bis der Kaiser das Urtheil genehmigt hatte.

Die Aufregungen der letzten Jahre hatten endlich auch die Kraft des Herodes gebrochen. Er fiel in eine Krankheit, ließ ein neues Testament machen, in welchem er seinen jüngsten Sohn, Antipas, den Sohn der Samariterin Malthake zum Nachfolger ernannte.

19. Herodes Tod.

Während Herodes Tage zu Ende gingen, war der neugeborne König der Juden geboren. Wir befinden uns bereits auf neutestamentlichem Boden. Der Besuch der Magier aus dem Morgenlande, das Blutbad zu Bethlehem ist zu bekannt. Wohl erwähnt Josephus diese Thatsache nicht, aber was ist dieser Kindermord in einem kleinen Städtchen vollzogen, gegen die vielen Mordthaten eines Herodes, die mehr Aufsehen erregten und in den Annalen verzeichnet stehen.

Während er sich in Jericho befand, wohin er wenige Tage nach dem bethlehemitischen Kindermord sich begeben hatte, mußte er erfahren, wie verhaßt er bei seinem Volke war. Als sich die Nachricht verbreitet hatte, daß seine Krankheit unheilbar sei, wiegelten zwei Pharisäer, Judas Sariphäus und Matthias Margaloth, das Volk auf, damit es den anstößigen über dem Haupteingang des Tempels angebrachten Adler herunterreiße. Sofort drangen viele Jünglinge mit Aexten zum Tempelportale, ließen sich an Seilen hinaufziehen und schlugen den Adler herunter. Bei der Nachricht von dem Volksauflaufe ließ ein Hauptmann die herodianischen Truppen aufmarschiren, auf die Adlerzerstörer fahnden und vierzig derselben sammt den zwei Führern gefangen nehmen. Herodes indeß war immer noch stark genug, um Todesurtheile zu fällen und ließ die Haupträdelsführer lebendig in Jericho verbrennen, in der Nacht zum 12. März 4 Uhr.

Herodes wurde immer reifer zum Gericht; schwer krank an schrecklichen Geschwüren im Unterleib, suchte er vergeblich Erleichterung in den Bädern von Callirhoe am todten Meer, mußte aber niedergedrückt und hoffnungslos nach Jericho zurückgebracht werden. Wohl wissend, daß Niemand seinen Tod beweinen würde, sollte das Volk wenigstens um sich weinen. Er ließ dazu die Angesehensten des Volkes nach Jericho kommen, wo sie im Hypodrom eingeschlossen wurden mit dem ausdrücklichen Befehl an Salome und Alexas, nach seinem Tode dieselben sofort zu tödten. Kaum war dieser Befehl gegeben, da traf auch die kaiserliche Genehmigung zur Vollstreckung des Todesurtheils an Antipater ein. Die Freude, an seinem Sohne Rache zu nehmen, linderte für einen Augenblick seine Schmerzen, aber im nächsten Augenblick übermannten sie ihn derart, daß er nahe daran war, seinem Leben mit einem Messer ein Ende zu machen. Sein Verwandter Achiab entriß ihm die Waffe, aber das Wehklagen, das sich in Folge dieses Vorfalls im Palaste zu Jericho erhoben hatte, drang auch zu den Ohren des im Palaste gefangenen Antipater. Dieser suchte den Kerkermeister zu bestechen, ihm die Freiheit wieder zu geben. Als Herodes dieses erfahren, befahl er seinen Trabanten ihn ohne Aufschub zu tödten, was auch geschah.

Wenige Tage vor seinem Tode änderte Herodes noch einmal sein Testament, indem er den Archelaus, den ältesten Sohn der Malthake, zum Könige ernannte, dessen Bruder Antipas zum Tetrarchen von Galiläa und Peräa, und den Philippus, den Sohn der Jerusalemiterin Cleopatra, zum Tetrarchen von Gaulonites, Trachonitis, Batanäa und Panias.

Endlich, fünf Tage nach der Hinrichtung Antipater's, starb Herodes (im Frühjahr 3 n. Chr.) im 70. Jahre seines Lebens und im 37. seiner Regierung, unbetrauert von den Seinen und gehaßt vom ganzen Volke.

Internationale Sonntagschul-Lectionen für das Jahr 1878.

Erstes Quartal.

Lection.	Datum.	Thema.	Abschnitt.	Haupttext.
1.	6. Januar.	Rehabeam, erster König vom Reich Juda	2. Chron. 12, 1—12.	2. Chron. 12, 12.
2.	13. "	Asa, der treue Knecht Gottes	" 14, 1—11.	" 14, 11.
3.	20. "	Der erneuerte Bund	" 15, 8–15.	" 15, 7.
4.	27. "	Josaphat's Wohlstand	" 17, 1—10.	" 17, 9.
5.	3. Februar.	Josaphat bestraft	" 19, 1—9.	" 19, 7.
6.	10. "	Die göttliche Durchhülfe	" 20, 14—22.	" 20, 20.
7.	17. "	Ausbesserung des Tempels durch Joas	" 24, 4—13.	" 24, 4.
8.	24. "	Ussias bestrafter Hochmuth	" 26, 16—23.	Spr. 16, 18.
9.	3. März.	Ahas Abgötterei und Sünden	" 28, 19—27.	2. Chron. 28, 22.
10.	10. "	Jehiskias fromme Regierung	" 29, 1—11.	" 31, 21.
11.	17. "	Hiskia und die Assyrer	" 32, 9—21.	" 32, 8.
12.	24. "	Manasses Demüthigung	" 33, 9—16.	Offenb. 3, 19.
13.	31. "	Vierteljährliche Uebersicht		

Zweites Quartal.

1.	7. April.	Josia's frühzeitige Frömmigkeit	2. Chron. 34, 1—8	Pred. 12, 1.
2.	14. "	Das Gesetzbuch aufgefunden und gelesen	" " " 14—22.	Joh. 5, 39.
3.	21. "	Jeremias im Gefängniß	Jer. 33, 1—9.	Jer. 33, 3.
4.	28. "	Die Rechabiter	" 35, 12—19.	" 35, 13.
5.	5. Mai.	Juda's Gefangennehmung	" 52, 1—11.	Klagl. 1, 8.
6.	12. "	Daniel und seine drei Freunde in Babylon	Dan. 1, 8—17.	Ps. 111, 10.
7.	19. "	Nebucad-Nezar's Traum	" 2, 36—45.	Dan. 2, 28.
8.	26. "	Die drei Männer im Feuerofen	" 3, 21—27.	" 3, 17.
9.	2. Juni.	Die geheimnißvolle Schrift an der Wand	" 5, 22—31.	" 5, 27.
10.	9. "	Daniel in der Löwengrube	" 6, 14—23.	" 6, 22.
11.	16. "	Das Reich des Messias	" 7, 9—14.	Ps. 45, 7.
12.	23. "	Bekanntmachung des König's Cores	2. Chron. 36, 22—23.	Jes. 40, 2.
13.	30. "	Vierteljährliche Uebersicht		

Drittes Quartal.

1.	7. Juli.	Die Geburt Jesu	Luc. 2, 8—20.	Luc. 2, 11.
2.	14. "	Jesus als Knabe	" 2, 40—52.	" 2, 52.
3.	21. "	Johannes der Täufer	" 3, 15—22.	" 1, 15.
4.	28. "	Jesus von Nazareth	" 4, 16—30.	" 4, 32.

Lection.	Datum.	Thema.	Abschnitt.	Haupttext.
5.	4. August.	Der große Fischzug	Luc. 5, 1—11.	Luc. 5, 11.
6.	11. "	Des Hauptmann's Glaube	" 7, 1—10.	Matth. 9, 29.
7.	18. "	Die Wittwe zu Nain	" 7, 11—17.	Luc. 7, 13.
8.	25. "	Jesus, der Freund der Sünder	" 7, 40—50.	" 15, 2.
9.	1. September.	Die Rückkehr der Siebenzig	" 10, 17—24.	" 10, 23.
10.	8. "	Der barmherzige Samariter	" 10, 30—37.	Gal. 5, 14.
11.	15. "	Das anhaltende Gebet	" 11, 5—13.	Luc. 18, 1.
12.	22. "	Warnung vor dem Geiz	" 12, 13—23.	" 12, 15.
13.	29. "	Vierteljährliche Uebersicht		

Viertes Quartal.

1.	6. October.	Warnung vor Oberflächlichkeit	Luc. 13, 22—30.	Luc. 13, 24.
2.	13. "	Das große Abendmahl	" 14, 15—24.	" 14, 15.
3.	20. "	Der verlorene Sohn	" 15, 11—24.	Ps. 40, 18.
4.	27. "	Der reiche Mann und Lazarus	" 16, 19—31.	Spr. 14, 32.
5.	3. November.	Die zehn Aussätzigen	" 17, 11—19.	Luc. 17, 17.
6.	10. "	Wie man zu Gott kommen muß	" 18, 9—17.	" 18, 17.
7.	17. "	Zachäus der Zöllner	" 19, 1—10.	" 19, 10.
8.	24. "	Weissagung von der Zerstörung Jerusalems.	" 21, 8—21.	" 19, 41.
9.	1. December.	Das heilige Abendmahl	" 22, 10—20.	1. Cor. 11, 26.
10.	8. "	Das Kreuz Jesu	" 23, 33—46.	Gal. 6, 14.
11.	15. "	Der Gang nach Emmaus	" 24, 13—32.	Luc. 24, 32.
12.	22. "	Die letzten Worte Jesu	" 24, 44—53.	Matth. 28, 20.
13.	29. "	Vierteljährliche Uebersicht		

Die Befreiung.

—o—

9. Lection für Sonntag den 2. December, 1877. Apstg. 27, 33—44.

Grundgedanke: Die Hoffnung des Christen zur Zeit der Noth.—**Haupttext:** Ps. 107, 30.

I. **Geschichtlicher Zusammenhang.** Es war längst über die Zeit der Schifffahrt, als die Mannschaft des Schiffes sich entschloß, die Reise fortzusetzen und Paulus kannte die Gefahren, die ihnen drohten, aber man horchte nicht auf ihn. Am 18. October schifften sie unter günstigem Wind, kamen aber bald in die in der letzten Lection beschriebene Lage. Paulus war furchtlos, denn dieses war nicht der erste Sturm, den er mitmachte; schon dreimal hatte er Schiffbruch mit erlebt und hatte es seinen Corinthern längst brieflich mitgetheilt. Diese Erfahrungen mögen wohl dazu beigetragen haben, daß er so oft bildlich vom Schiffbruch redet in seinen Briefen. Schon vierzehn Tage und Nächte trieben sie nun im Adriatischen Meer herum, ohne zu wissen, wo sie eigentlich waren. Endlich um Mitternacht schlossen sie aus dem Echo, dem Toben der Wellen, daß Land nahe sein mußte; sie wünschten daß es Tag wäre. Kein Wunder, die Gefahr war nun aufs Höchste gestiegen. Paulus war nun Befehlshaber des Schiffes, denn er allein hatte den Muth nicht verloren. Einen Versuch der Mannschaft, zu entrinnen auf dem Nothschiff, vereitelte er und das Seil wurde zerschnitten. So erwarteten sie den Tag und sein Schicksal, das er bringen würde. Ungefähr sechzig Meilen südlich vom Cap Passaro in Cicilien liegt eine Insel, etwa sechzig Meilen im Umfang und zwanzig Meilen lang bei zwölf breit; von Clauda wohl vierhundertsechsundsiebzig Meilen entfernt, dieses ist Malta. Die Insel war von Natur unfruchtbar und felsig, aber dem menschlichen Fleiß ist es gelungen, sie fruchtbar zu machen. Im nordöstlichen Theil dieser Insel ist eine Bai, St. Paul's Bai genannt; hier war es, wo sich die Begebenheit dieser Lection zutrug. Es ist vielleicht keine historische Thatsache in Pauli Leben, die so genau bestimmt ist und so eingehend untersucht wurde, als gerade diese Seereise des Apostels; es lohnt sich der Mühe, die ganze Geschichte zu lesen und auf der Karte die Reise zu verfolgen. Wie die Mannschaft gerettet wurde, ist der Inhalt dieser Lection und zeigt, daß Gott mächtig ist zu helfen in Zeit der Noth.

II. **Texterklärung.** Lectionsplan: 1. Der Tag der Rettung; 2. Keiner verloren; 3. Arbeit für Jesum.

Vers 33–38. Glücklich ist der Mensch, welcher in Zeit der Noth einen Paulus zum Gesellschafter hat. In ihrer Trübsal vergaßen sie zu essen, Ps. 102, 4. Nun ermahnt er sie, Speise zu genießen; es ist schwere Arbeit vor ihnen, sie brauchen Kraft und sollen sich stärken, vgl. 1. Kön. 19, 7. Schwache, zweifelnde Christen enthalten sich oft lange des heil. Abendmahls und anderer Seelenspeisen, und rauben sich dadurch den verheißenen göttlichen Trost, sie sind hungrig, während ihnen ein Tisch gedeckt ist. Aufs neue versichert er sie ihrer Rettung; naß und kalt mögen sie werden, aber „aller Sturm ist bald vorüber." Er selbst deckt nun den Tisch und ohne Scham oder Furcht betet er auch das Tischgebet. Zweifelsohne betete Paulus täglich mit seinen Genossen, Lucas und Aristarchus, aber diesmal mit der ganzen Mannschaft. Seid dankbar in allen Dingen, auch ein Sturm kann zum Segen gereichen. Paulus geht nun mit dem Beispiel voran. Laß die Wellen toben und die Stürme brausen, so lange noch Gemeinschaft mit Gott stattfindet, so lange die Verbindung mit Gott durchs Gebet nicht unterbrochen ist, hat es keine Noth. Sie aßen alle und wurden gestärkt.

Nun wurden die letzten, bisher noch geretteten Dinge ins Meer geworfen, aber es half nichts mehr, das Ende war nahe.

Vers 39–41. Als der Tag anbrach, sahen sie Land, kannten es aber nicht. Sie trachteten nun zu landen, ob sie auch das Land nicht kannten, es bot doch Rettung an. Sie lösten die Anker, d. h. zerbrachen die Ketten, denn es lohnte nicht der Mühe, sie aufzuwinden. Die Nacht war verschwunden, der Tag brach an. So geht's auch im geistlichen Leben, Trübsalen schwinden und Hülfe naht, das Land der Rettung winkt. Wie schön paßt hier jenes prächtige Lied in den Jubeltönen: „Land vor uns, die Früchte winken!"

Vers 42. Nun hatte aber Paulus noch schwere Arbeit für den Herrn zu thun, die Soldaten beschlossen, alle Gefangenen zu tödten, damit keiner entrinne, sie dachten wohl, das wäre jetzt noch ihre letzte Pflicht.

In einem Augenblick, da Aller Leben in Gefahr stand, droht Paulus und seinen Mitgefangenen ein doppelter Tod. Schrecklicher Gedanke. Nur ein Wunder kann sie retten und doch wollen sie Andern noch das Leben rauben.

Vers 43. In dieser letzten Stunde noch, nachdem Paulus so manche Gefahr überstanden hatte, wäre er doch zu Grunde gegangen, wenn Gott nicht des Hauptmannes Herz berührt hätte. Dieser aber dachte wohl, hat Gott uns Alle gerettet, um Pauli willen, so sollen auch die Gefangenen leben um seinetwillen.

Vers 44. Sie wurden Alle gerettet, durch Schwimmen oder auf Stücken Holz vom Schiff u. s. f., so daß, durch die Vorsehung gelenkt, kein Einziger umkam. Hier ist 1., eine spezielle Verheißung Gottes erfüllt und 2., ein Beispiel besonderer Vorsehung statuirt worden. „Und also geschah es." Der Schreiber knüpft nun das Ganze zusammen, als eine erfüllte Verheißung. Hier ist das Unsichtbare im Sichtbaren, der ewige Rathschluß Gottes im endlichen Resultat erfüllt; Gnade geoffenbart in der Natur.

Das herrlichste Bild aber ist doch in der Thatsache, daß wenn Gott verheißt den Menschen zu retten, dann kann weder die Natur, noch die Rathschläge der Menschen es hindern.

Das Ganze ist schön gegeben von Schäfer, als ein Bild der Kirche Christi im Sturm dieser Welt:

1. Ihre Gefahren; a. Gegenwinde; b. unweise Leiter; c. unnöthige Ladung; d. uneinige Parteien; e. verborgene Felsen u. dgl.

2. Sicherheitsmaßregeln. a. Zeugniß der Lehrer; b. Unterricht des Wortes; c. Trost der Gnadenmittel; d. Segen des Gebets; e. die rettende Hand Gottes.

So wie dieses sich auf die Kirche beziehen läßt, mag es auch jedem einzelnen Christen gelten. Wohl Dem, dessen Trost auf den Herrn gebaut ist.

III. **Nutzanwendung.** Lerne hier wie nothwendig es ist, auf Gott zu vertrauen; wehe Dem, der an den Verheißungen zweifelt in Zeit der Noth.

Lerne aber auch, daß der Mensch das Seinige dazu beitragen muß, um gerettet zu werden. Phil. 2, 12.

Trotzdem wir auch Alles thun, was wir können, ist unsere Erlösung dennoch vom Herrn.

Gott kann Alles so lenken, daß seine Ehre verherrlicht und seine Kinder gerettet werden.

Ueber Alles aber lerne hieraus, daß Gottes Verheißungen Ja und Amen sind. Was er verspricht, das hält er gewiß.

Fragen: Wie lange waren sie schon auf der Reise, seit sie Gutfurt verlassen? Was geschah gegen Mitternacht? Was gedachte die Mannschaft zu thun? Was sagte Paulus? Kannst du den 40. Vers erklären? Warum wollten sie die Gefangenen tödten? Wie bezieht sich diese Lection zum Haupttext? Wie wurde Paulus der Mannschaft zum Segen? Wie können wir Andern zum Segen gereichen?

Kleinkinderklasse. Beschreibe auf eine so lebhafte Weise als möglich, den Zustand einer stürmischen tobenden See, sowie die Gefahren einer Seereise. Zeige aber auch, wie die Menschen in diesem Leben, selbst auf trockenem Lande oft in Todesgefahr gerathen und wie gut es deßhalb ist, wenn man den lieben Gott bei sich im Schiff hat. Zu obigen Punkten gab die vorige Lection schon Veranlassung; eine Wiederholung derselben schadet jedoch nichts. Mache die Kleinen auf die verschiedene Gemüthsstimmung bei Paulo gegenüber seinen Reisegefährten aufmerksam und zeige woher dieser Unterschied kam: Paulus, war ein Kind Gottes, die Andern wußten nichts von einem Trost der Religion Jesu. Zeige durch das Beispiel Pauli, V. 44., so wie durch das eines Abrahams, da er für die Verschonung Sodoms und Gomorrahs bat, wie der liebe Gott oft das Gebet der Gläubigen für ihre Mitmenschen erhört.

Illustrationen. 1) Zu Vers 35. Dankſagung bei Tiſche. Der selige Consistorialrath Woltersdorf wurde von einem vornehmen Manne gefragt, ob es schicklich sei, bei einer großen Tafel zu beten. Er erwiderte: Das weiß ich nicht, aber ich erinnere mich bei den Bauern in Pommern ein Bild gesehen zu haben, auf welchem Ochsen und Esel im Stalle an einer Krippe dargestellt sind mit der Unterschrift: Wer ungebet't zu Tische geht und ungebet't vom Tisch aufsteht, der ist den Rind' und Eseln gleich, und hat kein Theil am Himmelreich.

2) Zu Vers 34 und 36. Gottes Troſt in Gefahr. Als im Jahre 1869 die Kohlenmine zu Brierley in England einstürzte und eine Anzahl der Bergleute verschüttete, so daß sie vier Tage und fünf Nächte begraben waren, da gewährte ihnen die Religion Jesu unaussprechlichen Trost und Schutz vor Verzweiflung. Bald gingen ihre Lebensmittel zur Neige, dann erlosch ihnen auch noch ihr letztes Licht. Aber Einer von ihnen sagte: „Das Licht im Himmel brennt und scheint noch." Sie beteten, lobten Gott und stärkten sich gegenseitig, bis sie endlich gerettet wurden.

Wandtafel.

PAULUS: und seine GEFÆHRTEN:

Halte dich zu	Gläubig	So hat's keine	Nahe dem Tode
	Ohne Furcht		Ohnmächtig
	Trauend auf Gott		Trost- und Huelf- los.
	Trostvoll.		

Paulus auf der Insel Melite.

10. Lection für Sonntag den 9. December, 1877.—Apstg. 28, 1—10.

Grundgedanke: Lasset uns aber Gutes thun und nicht müde werden.—**Haupttext:** Röm. 1, 14.

I. **Geſchichtlicher Zuſammenhang.** Es war lange Zeit eine unentschiedene Frage, was das für eine Insel war, worauf die Schiffsmannschaft gerettet wurde und selbst jetzt noch sind Einige nicht im Klaren darüber. Die große Mehrzahl der Sachverständigen stimmt nun überein, wie schon in der vorigen Lection angedeutet wurde, daß es das heutige Malta war. Die näheren Umstände und Beweise mehr eingehend anzuführen, erlaubt der Raum nicht, ist auch gar nicht nöthig, indem die große Mehrzahl der Gelehrten darin einig ist, daß es nur Malta sein konnte.

Die Insel war eine cicilianische Provinz und durch einen römischen Obersten (Primatus) regiert. Die Einwohner waren phönizischer Abstammung, denn sie redeten weder griechisch noch lateinisch, wurden deßhalb zu jener Zeit Barbaren genannt, ihrer Sprache wegen.

Seit der Zeit, da diese Begebenheit sich zutrug, hat jene Insel sich sehr verändert; herrliche Paläste zieren sie und durch den ausdauernden Fleiß, ist die Einöde zu einem Lustgarten geworden. Der fruchtbare Grund wurde auf Schiffen von Cicilien gebracht und in 1860 zählte die kleine Insel 147,683 Einwohner. Malta gehört gegenwärtig den Engländern und seit 1823 wird die englische Sprache als die Geschäftssprache anerkannt; doch spricht man auf dem Lande immer noch ein verdorbenes Arabisch.

Karl V. schenkte diese Insel dem Johanniter Orden, deren Mitglieder hernach den Namen Malteser Ritter führten. Bonaparte nahm die Insel durch Verrath, ohne Widerstand ein, Anno 1798 auf seinem Zug nach Egypten; sie kam 1814 in den vollen Besitz England's und ist gegenwärtig durch einen englischen Gouverneur regiert mit einer Besatzung von achttausend Mann. Hier war es, wo Paulus drei Monate verweilte auf seiner denkwürdigen Reise nach Rom.

II. **Texterklärung.** Lectionsplan: 1. Liebreiche Aufnahme; 2. Ein Wunder; 3. Ehrenerweisung.

Vers 1–2. Zunächst finden wir, daß Gott auch hier für Paulus gesorgt hat. Die Leutlein nahmen die Schiffbrüchigen freundlich auf. Wer weiß, vielleicht wurden die Ersten von ihnen gerade so hiehergebracht. Sie machten ein Feuer an, damit sie sich trocknen und wärmen konnten. Wie wohlthuend es doch einem Fremden ist, wenn er in gute Hände fällt, wie vielmehr einem unglücklichen Schiffbrüchigen. Gastfrei zu sein vergesset nicht!

Vers 3–6. Ein Wunder rettet Paulus abermals: 1. Er ist bekümmert um das allgemeine Wohl der Gesellschaft und schürt am Feuer. So wenig als Paulus sich der Arbeit schämte, brauchen wir uns schämen, zu arbeiten. Nur der Sünde soll man sich schämen.

2. Eine Schlange, die im Holz versteckt lag, fuhr heraus und hing sich an Pauli Hand. Wahrscheinlich war sie allbereits im Winterschlaf, aber durch die Hitze aufgewärmt worden.

3. Aberglaube ist ein verderbliches Uebel unter einem Volk, kaum sahen die Leute, daß die Schlange biß, so dachten sie auch gleich, Paulus müsse ein Mörder sein, obgleich er dem Meer entronnen, erreiche ihn die Rache—Nemesis—jetzt. Hieraus ist zu ersehen, daß diese Leute, ob auch ungelehrt in den Wissenschaften, 1) an einen Gott glaubten, der die Welt regiert; 2) daß das Böse den Sünder verfolgt, d. h., daß das Gute belohnt, das Böse aber bestraft wird; 3) daß Mord ein Verbrechen ist, das vor Gott nicht unbestraft bleiben kann, sondern gerächt wird. Durch diese Begebenheit erlangten die Insulaner Aufschluß über etliche Irrthümer ihrer Ansichten: a. Daß jeder Unglückliche darum ein Sünder sei; dieses ist ein Irrthum, welche schon Hiob's Freunde begingen; der Gerechte ist nicht frei von den Gefahren des alltäglichen Lebens.

b. Alles Unglück müsse eine Strafe für die Sünde sein, während doch Thatsache lehrt, daß es dem Gottlosen oft wohl geht und Verbrechen erst in jener Welt bestraft werden.

Als ihre Erwartungen unerfüllt blieben, verfielen sie in einen andern Irrthum, nemlich sie dachten, Paulus sei ein Gott.

Er selbst erschrak nicht, seine Geistesgegenwart verließ ihn nicht, sein festes Gottvertrauen erhielt ihn aufrecht in allem Gedränge. Paulus ließ die Schlange wenigstens lange genug an seiner Hand, daß es die Leute gewahr wurden, dann schüttelte er sie ab ohne Schaden zu nehmen. Dieses führte zum Gedanken, er sei unsterblich. Solche Extreme hatte Paulus schon mehr durchgemacht. Einmal wollten die Leute ihm sogar opfern.

V. 7—10. Der Oberste der Insel ließ die Schiffbrüchigen versorgen und beherbergte sie drei Tage lang. Dieses war viel gethan, denn man darf nicht vergessen, daß ihrer zweihundert und sechsundsiebzig Seelen waren.

Des Obersten Vater lag krank am Fieber und an der Ruhr; diese beiden Krankheiten beisammen waren gewöhnlich tödtlich. Als Dank für die Wohlthätigkeit des Sohnes heilt Paulus den Vater, nicht als ein Arzt, sondern durch Gebet und Händeauflegung im Namen Jesu.

Paulus war ein Schuldner aller Menschen und besonders dieser guten Insulaner; er heilte viele Kranke, die zu ihm gebracht wurden und ganz natürlich unterließ er auch nicht, ihnen vom Herrn Jesum zu erzählen, denn seine Wunder geschahen ja in Jesu Namen.

Hier blieben sie, bis ein Schiff gefunden wurde, das nach Rom ging. Drei Monate lang waren sie Gäste dieser Fremdlinge und erhielten dann noch allerlei mit auf die Reise für des Leibes Nothdurft.

Die Krankheit des Mannes auf Malta ist heute noch vorherrschend daselbst und die genaue Aufzeichnung derselben zeugt von der Hand eines Arztes, nemlich Lucas. Welch herzliche Gedanken muß jener dreimonatliche Aufenthalt im Herzen Pauli und auch der Insulaner gelassen haben! Wie oft werden sie wohl später von jener Schreckensnacht erzählt haben, da sie am nächsten Morgen die Schiffbrüchigen fanden und auch Paulus mag öfters an die kleine Insel erinnert worden sein, da er den ersten Samen des Christenthums ausstreute.

III. **Nutzanwendung.** Hier ist ein Beispiel für Jung und Alt, wie man sich gegen unglückliche Fremde betragen soll. Kein Wunder ermahnte der Apostel immer so eindringlich, Gastfreiheit nicht zu vergessen. Wer nie in der Fremde war, weiß nicht wie wohlthuend es ist, Freunde zu finden.

Ferner wird uns gezeigt, wie man oft unrecht urtheilen kann über Menschen, die man nicht genau kennt.

Auch sehen wir, daß eine gute That die andere bringt, dieses ließe sich heute noch wohl anwenden. Ein altes Sprichwort sagt: „Wie man in einen Wald hineinschreit, so tönt es wieder heraus."

Sei bereit zu helfen, wo du kannst.

Sei langsam, deine Meinung über Andere zu offenbaren, du möchtest irren und dabei großen Schaden anrichten.

Sei dankbar, wenn dir Jemand Gutes erweist.

Vergiß nicht zu lesen, was der Heiland spricht: Matth. 25, 40.

Menschen sind Brüder! O, möchten sie doch recht brüderlich leben.

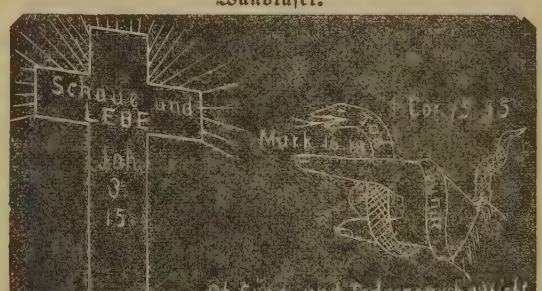
Fragen: Wie hieß die Insel, auf welcher Paulus war? Wie heißt sie jetzt? Was begegnete dem Apostel dort? Warum dachten sie, er sei ein Mörder? Welche Verheißung des Heilandes ging da in Erfüllung? Marc. 16, 18.; Luc. 10, 19. Wer nahm Paulus und seine Freunde auf? Wie lange bewirthete er sie? Was wurde ihm zum Lohn? Wie erfüllte Paulus den Haupttext in dieser Lection?

Kleinkinderklasse. Wiederhole die Geschichte der Lection in einer den Kleinen verständlichen Weise. Darauf lenke deren Aufmerksamkeit auf die kritische Lage der Schiffbrüchigen, erschöpft, kalt (es war jetzt Winterszeit) und hungrig, wie sie waren. Ihr Zustand war ein bedauernswürdiger. Aber da hatte der liebe Gott auch schon wieder für ihre Erhaltung gesorgt. Die Herzen der Einwohner von Melite, obschon sie Heiden waren, hatte Gott zu lenken gewußt, daß sie ihnen Gutes thaten. So war Paulus den Uebrigen ohne Zweifel auch da zum Segen geworden. Andere Beispiele wunderbarer Versorgung sind: Elias, die Wittwe zu Zarpath, Speisung der Fünftausend und viele andere mehr. Benutze den Vorfall mit der giftigen Natter zur Illustration von Gottes wunderbarem Schutz. Die Geschichte der Krankenheilung dient zu zeigen, wie die Barmherzigen wieder Barmherzigkeit erlangen.

Illustrationen. 1) Vers 4. Unrichtige Schlußfolgerungen. Beispiele: „Meister, wer hat gesündigt, dieser oder seine Eltern, daß er ist blind geboren?" Joh. 9, 2. „Meinet ihr, daß die Achtzehn, auf welche der Thurm in Siloah fiel und erschlug sie, seien schuldig gewesen vor allen Menschen, die zu Jerusalem wohnen?" u. s. w. Luc. 13, 4.

2) Vers 6. Die geheimnißvolle Kraft. Die Missionare auf den Fitschi-Inseln standen einmal in großer Gefahr von den wilden Einwohnern getödtet zu werden. Die Missionare besaßen keine Waffen zur Vertheidigung, als die des Gebets, von welchen sie in ihrer Noth auch Gebrauch machten. Als die Wilden sie beten hörten, überfiel sie eine Furcht und sie flohen. Einer von ihnen gab hernach die Ursache ihrer Flucht an wie folgt: „Wir sahen, daß ihr zu eurem Gott betetet und wußten, daß euer Gott ein starker Gott ist, da flohen wir." Von derselben Thatsache wurden auch die Heiden von Melite überzeugt durch das geschehene Wunder an Pauli Hand.

Wandtafel.


Schaue und lebe
Joh. 3, 15
Mark. 16, 17
1 Cor. 15, 55
Ob Sünd und Tod uns auch anficht
So schadt es uns dennoch nicht
Wir blicken auf zu Jesu
Gnade

Paulus zu Rom.

11. Lection für Sonntag den 16. December 1877.—Apstg. 28, 16—31.

Grundgedanke: Des Gebundenen Zeugniß für Christum.—**Haupttext:** Röm. 1, 15. 16.

I. **Geschichtlicher Zusammenhang.** Es war ungefähr Anfangs Februar des Jahres 61, als Julius sich von Malta einschiffte mit seinen Gefangenen. Als sie in Puteoli landeten, verlangten die Gläubigen daselbst, Paulus möchte über

Sabbath bleiben und für sie predigen; der Hauptmann wollte dem Apostel einen Gefallen thun und verzog die Abreise, so kam es, daß die Nachricht ihm voraus nach Rom kam. Freudige Ueberraschung bekundete sich dort unter den Brüdern; denn gewiß verlangten alle den Mann zu sehen, der ihnen jene herrliche Epistel schrieb. Sogleich wurde eine Delegation ernannt, ihm entgegen zu gehen und ihn zu empfangen.

Bis nach Tretabern, fünfundvierzig Meilen von Rom, kamen sie und wären wohl noch weiter gekommen, aber indem dort zwei Wege ausgingen und sie nicht wußten, welchen Paulus kommen würde, mußten sie warten. Tretabern stammt von dem lateinischen Tres Tabernae, d. i. „Drei Gasthöfe." Als Paulus diese Gesandtschaft erblickte, faßte er Muth und wurde voller Zuversicht; solche Bruderliebe war tröstlich für ihn in dem fremden Lande. Dieses war die Folge der Religion, obschon unbekannt dem Leibe nach, werden Menschen doch eins im Geist, sobald sie sich in Christo Jesu finden. Wahre Religion bringt Gemeinschaft des Geistes, denn: 1. vereinigt sie die Kinder Gottes; 2. entfernt sie äußere Hindernisse und 3. sucht sie nur die Ehre des Herrn.

Wie muß es wohl dem Apostel zu Muthe gewesen sein, als er zum ersten Mal Italiens Boden betrat? Vielleicht, wie später dem Luther, der auch ein so brennendes Verlangen hatte, Rom zu sehen. Nur kam Paulus vom Süden herauf und Luther vom Norden herab; ersterer zum Kaiser und letzterer zum Papst, aber beide wurden mehr oder minder getäuscht in ihren Erwartungen.

II. **Texterklärung.** Lectionsplan: 1. Paulus an der Arbeit; 2. Zeugniß für Jesum; 3. Der gebundene Prediger.

Vers 16—22. In Rom angekommen, übergab der Hauptmann die Gefangenen dem Oberhauptmann. Paulus ist ein Gefangener. Sein Wunsch, Rom zu besuchen, ist erfüllt; aber wie? In Ketten. Es scheint jedoch, der Unterhauptmann brachte Zeugniß und Berichte, die günstig lauteten; denn Paulus ist blos unter polizeiliche Aufsicht gestellt. Wie einst Joseph in Egypten, so hat auch Paulus Gnade gefunden vor seinen Wächtern, er konnte allein wohnen, und mit den Brüdern Gott dienen. Mit großen Unkosten verbunden, wurde er nach Rom gebracht als ein Missethäter, nun er aber da ist, sind weder Klagen noch Verkläger da; er muß also seine eigene Sache vorbringen, welches er auch schon am dritten Tage that, indem er die Vornehmsten unter den jüdischen Einwohnern zu sich berief. Hier lernen wir, wie er seine Sache vorbrachte: 1. behauptet und erklärt er seine eigene Unschuld; weder gegen sein Volk, noch die Sitten desselben, hat er sich vergangen. Sein Gewissen bezeugt ihm, daß er an den Juden sich nicht versündigt hat.

2. Beklagt er sich über ungebührlich harte Behandlung von Seiten der Juden, und doch hält er schonend inne und erzählt nicht, daß sie ihn tödten wollten.

3. Wiederholt er das Urtheil der Römer, daß nichts an ihm sei, das der Banden werth wäre.

4. Erklärt er die Ursache seiner Appellation an den Kaiser; es war Nothwehr, indem die Landpfleger in Palästina sich alle fürchteten vor den Juden und keiner Muth hatte, ihn los zu geben. Nicht sein Volk zu verklagen, kam er nach Rom, sondern sich selbst zu vertheidigen.

5. Er summirt die ganze Geschichte zusammen und erklärt, daß er um „der Hoffnung willen Israels" in Ketten sei. Diese Dinge zu erklären, habe er sie rufen lassen; nicht um zu zanken, nicht sein Volk zu verleumden, sondern sich selbst in das rechte Licht zu stellen.

Vers 21, 22. Als Antwort auf die Vertheidigung sagten ihm die Juden: 1. Daß sie nichts Besonderes gegen ihn wüßten, noch wären keine Verkläger gekommen, und in den erhaltenen Briefen sei auch keine Meldung von ihm. Es sind etliche gelehrte Schreiber, die dieses nicht glauben, sondern annehmen, daß diese Juden allbereits unterrichtet waren, ihn zu verklagen, durften aber nicht, weil sie selbst in Ungnade waren beim Kaiser. Andere jedoch nehmen es als Wahrheit an und sehen darin Pauli Gewinn, in seiner Berufung auf den Kaiser; seine Sache war nun vor einem Gericht, wohin ihm die Juden nicht folgen durften, denn sie waren Fremdlinge, er aber ein Bürger.

2. Sie verlangten mehr von seiner Lehre zu hören, denn das war bekannt, daß dieser Secte allenthalben widersprochen wurde: a. daß es eine Secte war in ihrem Sinn, war nicht so, die Lehre war wahr; b. daß ihr allenthalben widersprochen wurde, war leider nur zu wahr; es war von jeher so mit der christlichen Religion; wer sie nicht erfahren, der widerspricht ihr.

Vers 23—28. Paulus bestimmte einen Tag mit ihnen, und als sie zusammen kamen, predigte er ihnen wohl an acht bis zehn Stunden lang: 1. erklärte er ihnen das Reich Gottes; 2. bewies er mit unwiderlegbaren Zeugnissen aus Mosis, daß Jesus der Messias sei; 3. suchte er sie mit aller Kraft zu überreden, das Reich Gottes aufzunehmen. Paulus benützte beides Zeit und Gelegenheit. Die Folgen seiner Rede waren: 1. daß sie unter sich selbst uneins wurden; 2. daß Einige verhärtet und bösartig von dannen gingen; dieses merkte Paulus an ihren Reden, als er ihnen zum Schluß noch eine Prophezeiung Jesaias mit gab zum nachdenken; darin erklärte er den Juden in wenig Worten: 1. ihre Hauptsünde gegen Gott: sie wollen nicht sehen; 2. das Gericht Gottes gegen die Juden: sie sollen blind sein; 3. ihre Handlung rechtfertigt die Apostel, das Evangelium den Heiden zu bringen.

Vers 30, 31. Dieses ist der Schluß der paulinischen Geschichte. Lucas, sein Schreiber, verläßt ihn als Prediger in Ketten, den Namen des Herrn verkündigend mit aller Freudigkeit und ohne gehindert zu werden. Gottes Gnade gab ihm Freiheit des Geistes, so daß er sich seines Evangeliums nicht schämte. Gottes Vorsehung schaffte ihm Freiheit der Rede, so daß ihn Niemand hindern durfte. Ob auch nicht mehr reisend durch Städte und Welttheile, so war er doch fleißig in dem Felde, daß ihm vom Herrn geöffnet war. Wenn wir Pauli Gemüth und Geist kennen lernen wollen, während diesen zwei Jahren, so müssen wir seine Episteln studiren, die er von Rom aus schrieb; jedoch nicht vergessen, daß er während der ganzen Zeit an einen Soldaten angekettet war.

III. **Nutzanwendung.** Hier lernen wir, daß auch Ketten und Banden zu Ehrenzeichen werden können, wenn würdiglich getragen.

Lerne aber auch, daß weder Verfolgung noch Trübsal dich von der Erfüllung deiner Pflicht abhalten dürfen.

Ferner, daß Gott seinen getreuen Kindern Weg und Bahn öffnet, wo Niemand zu hoffen wagt.

Auch unter Mühen und Leiden sollen wir Gutes thun.

Denen, die uns beleidigt, sollen wir verzeihen und es ihnen nicht nachtragen; rede christlich und brüderlich von ihnen.

Ueber Alles, traue der Gnade Gottes; der Herr ist mächtig und bereit zu helfen Denen, die auf ihn hoffen.

Fragen: Wo lehrt diese Lection, daß das Evangelium nicht gebunden werden kann? Daß man auch im Leiden treu sein soll? Daß Gott alle Dinge zum Besten lenken kann? Was that Paulus die zwei Jahre in Rom? Was meint „mit Freudigkeit"? Was meint „unverboten"? Wie verhält sich der Haupttext zur Lection?

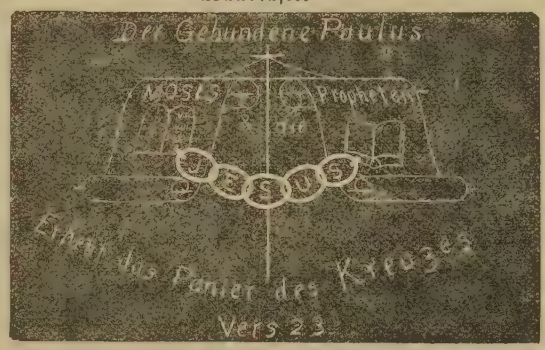
Kleinkinderklasse. Auch diese Lection bietet dem Lehrer der Kleinen nach sorgfältigem Studium des Interessanten sehr viel. Sie zeigt, wie man den Träger des Wortes Gottes zwar Ketten und Banden anlegen, aber Gottes Wort selbst nicht binden kann; wie bei jenem Knaben, der viele Bibelsprüche auswendig gelernt und große Lust zum Wort Gottes hatte, der Priester aber eines Tages seine Bibel verbrennen ließ, er triumphirend ausrief: „Das was ich hier im Herzen habe, kann man mir doch nicht verbrennen!" — Paulus war ein Gebundener und dennoch verkündigte er das Evangelium. Zeige wie Jesus Christus, der Welt Heiland, der Hauptgegenstand von der Predigt Pauli war. Auch uns sollte er überall und zu allen Zeiten das Liebste und Theuerste sein. Mache besonders darauf aufmerksam, wie so Viele ihre Ohren vor der Wahrheit verstopfen und ihre Herzen verhärten. Persönliche und ernste Anwendung ist hier besonders nöthig. Heute, wie gesagt, heute u. s. w. Ebr. 4, 7.

Illustrationen. 1) Zu Vers 22. „An allen Enden widersprechen." Die Kirche Gottes gleicht einer Lilie unter den Dornen. Sie ist gleich dem brennenden Busch in der Wüste, der wohl brannte, aber doch nicht verzehrt wurde. Wie es bei der Bedrückung Israels in Egypten hieß: „Je mehr sie das Volk drückten, je mehr sich es mehrte und ausbreitete, so verhält es sich auch mit der Kirche. Ein gewisser

Reformator sagte zu einem König während der Verfolgungszeit: „Mein Herr, es geziemt der Kirche Gottes allerdings, eher Streiche zu dulden, als solche auszutheilen, aber deß seien Sie versichert, daß sie ein Amboß ist, auf welchem schon mancher Hammer zerklopft wurde."

2) Zu Vers 27. Verstockte Herzen. In der Nähe eines Steinhaufens sah ich eine Natter aufgerollt und träge daliegen. Als ich näher trat, regte sich das giftige Thier und zeigte sich durch ihr zorniges Zischen und indem sie ihre feurigen Augen nach mir richtete und ihre Doppelzunge wies sehr kampflustig. Als ich aber auf sie zueilte und Angriff auf sie machen wollte, da ergriff sie die Flucht und verkroch sich unter den Steinhaufen. Das Ganze erschien mir als ein treffliches Bild von dem felsenartigen Zustand des verhärteten Sünderherzens, das eine Behausung der giftigen Schlange der Sünde ist.

Wandtafel.



Die letzten Worte Pauli.

12. Lection für Sonntag den 23. December, 1877.—2. Tim. 4, 1—8.

Grundgedanke: Vom Kampf zum Sieg, vom Glauben zum Schauen.—**Haupttext:** 2. Tim. 4, 7.

I. Geschichtlicher Zusammenhang. Während der zwei Jahre, die Paulus in der Gefangenschaft zu Rom verbrachte, schrieb er folgende Episteln: an die Colosser, an Philemon, an die Epheser und die an die Philipper.

In Bezug auf sein Märtyrerthum herrschen zwei Ansichten, und ist hart zu entscheiden, welches die richtige ist. Einige Geschichtschreiber behaupten, er sei am Ende der zwei Jahre ins Verhör gekommen und freigesprochen worden, worauf er im Sinne gehabt habe, Jerusalem wieder zu besuchen und über Macedonien und Kleinasien zu reisen, sei aber unterwegs wieder gefangen genommen und nach Rom gebracht worden; auch soll er wieder in den Gemeinden gepredigt, während dieser Zeit die Episteln an Timotheum und Titum geschrieben haben und endlich A. D. 68 den Märtyrertod zu Rom gestorben sein.

Die andere Ansicht ist, daß er nach dem ersten Verhör und noch vor dem vollen Ausbruch der neroischen Christenverfolgung getödtet worden sei. In der Untersuchung dieser Ansichten bieten sich fast unüberwindliche Hindernisse dar, so daß eine Entscheidung bis jetzt noch nicht statt fand, und indem alles Licht über diesen Punkt indirekt aus den Episteln genommen ist, erachte ich es von zweifelhafter Zweckmäßigkeit, hier eingehend darüber zu verhandeln; auch würde meine eigene feste Meinung dem freien Bibelforscher kaum maßgebend sein. Paulus wurde außerhalb der Stadtmauer enthauptet; sein römisches Bürgerrecht rettete ihn vom Sclaventod der Kreuzigung.

Auch über seine persönliche Gestalt haben wir nichts Bestimmtes; das annehmbarste Signalement gibt Herr Jameson und ist etwa folgendes: Statur, kurz; Gesicht, lang; Stirn, hoch; Augbrauen, schwer; besondere Kennzeichen: kahles Haupt, graue Augen und überaus anziehende Manieren.

Sein Temperament malt er selbst so klar, daß man nichts darüber zu schreiben braucht, es leuchtet aus allen seinen Episteln heraus. „Treue" war das Motto seines ganzen Lebens, und zu guter letzt wiederholt er dieses noch, das er treu geblieben bis ans Ende.—Möge er uns darin zum Muster dienen.

II. Texterklärung. Lectionsplan: 1. Der letzte Wille; 2. Das vollbrachte Werk; 3. Der endliche Triumph.

Vers 1—5. Anstatt „So bezeuge ich nun" u. s. w. lies „So beschwöre ich" u. s. w. Es ist der Sterbenswunsch. der letzte und wichtige Befehl an seinen geistlichen Sohn und zeigt uns deutlich, wie wichtig dem Apostel das Amt eines evangelischen Predigers war.

1. Er erinnert ihn, daß das Auge Gottes auf ihm hafte; wie du einst wirst Rechenschaft ablegen müssen, beschwöre ich dich.

2. Daß ein großes Gericht am Kommen ist, wo dann der Herr Jesus alle Dinge ans Licht bringen wird und sein Reich mit ihm kommt; thue meinen letzten Befehl und Willen: a. predige das Wort, als von Gott; Vgl. 2. Cor. 2, 17; b. ernstlich und anhaltend. Zeit und Umstände sollen ihn nicht beeinflußen; c. überzeuge den Sünder, strafe und drohe. Dieses zeigt, wie wichtig dem Apostel die gute Sache war, bis zum letzten Augenblick seines Lebens. Er gibt auch die Ursache an, warum.

1. Es wird eine Zeit der Irrthümer kommen; 2. Lehrer werden auftreten, die Gott nicht gesandt hat; 3. Die Wahrheit wird verdreht und Gottes Volk verführt werden. Dieses bringt die Nothwendigkeit, desto fleißiger zu sein. Der Unterschied zwischen dem Wahren und Falschen ist hier deutlich gemacht: Timotheus soll wachen über das Werk, Leiden und Trübsale gering achten, sein Amt nie vergessen, sondern in Treue verwalten. Die falschen Lehrer sind: a. selbstgelaufen, d. h. von Gott nicht berufen; b. haben ihre eigene Lehre und nicht Gottes Wort; c. suchen den Menschen und nicht Gott zu gefallen.

Vers 6, 7. Der Apostel gibt seine Gefühle und seine Ueberzeugung kund im Angesicht seiner baldigen Vollendung, damit der junge Timotheus Trost und Aufmunterung habe, und wahrlich diese Worte sind allen Gläubigen eine reiche Trostquelle, so lange noch Trübsalen auf Erden zu erdulden sind. Paulus war ein alter, im Kampf ergrauter Krieger, er konnte dem jungen Streiter Muth zusprechen: 1. Er blickt vorwärts und sieht dem Tod ins Angesicht, aber er erschrickt nicht. „Ich bin bereit geopfert zu werden." Er nennt Sterben „Abscheiden;" 2. mit Freuden blickt er zurück über sein Leben. O, wie glücklich ist der Mensch, der dieses thun kann. Im Angesicht des Todes hatte Paulus das Zeugniß eines guten Gewissens, es war ein langer guter Kampf, den er gekämpft, aber er hat nie gewankt, er ist treu geblieben. Merke: das Leben des Christen ist ein Kampf, ein Wettlauf, beide Bilder werden in der Schrift gebraucht; es ist ein guter Kampf, weil er um einer guten Sache willen geführt wird und weil er ein so herrliches Ende nehmen soll. Wir müssen ihn kämpfen bis ans Ende, nicht aufgeben, bis der letzte Feind überwunden ist und wir die Siegesfahne schwingen können. Ein herrlicher Trost, wenn man am Ende zurückschauen kann und die Worte des Apostels mitsprechen darf; 3. mit Zuversicht blickt er ins Jenseits hinüber. Wer so gelebt, dem braucht nicht zu grauen. Er hatte viel verloren, um Jesu willen, aber die Krone, die seiner wartet, wiegt Alles auf; denn:

Vers 8. Gott ist ein gerechter Richter, d. h. er wird nie zugeben, daß seine Gläubigen Verlust haben sollen. Aber dieses hat nicht nur auf Paulus Bezug, sondern auf Alle, die seine: —des Herrn Erscheinung lieb haben. Merke: 1. der Herr ist ein gerechter Richter, denn sein Gericht beruht auf Wahrheit; 2. die Krone ist eine Krone der Gerechtigkeit, denn sie ist erkauft durch Christi Gerechtigkeit und ist der Lohn des Gerechten. 3. Sie ist beigelegt; ob sie dieselbe auch jetzt noch nicht besitzen, ist sie ihnen doch gewiß, denn sie ist allbereits beigelegt für sie. 4. Der gerechte Richter wird sie Allen geben, die seine Erscheinung lieb haben, mit Verlangen darauf warten und bereit sind, ihm zu begegnen. Das Ende des Christen ist besser als sein Anfang, denn das Ende bringt die Krone!

Dieses sollte uns Alle aufmuntern fortzufahren und nicht nachzulassen, bis auch wir, wie einst Johannes, sagen können: „Amen, komm Herr Jesu!“ Amen.

III. **Nutzanwendung.** Aus dieser Lection läßt sich schließen:

1. Daß für alle Gläubigen eine Arbeit vorhanden ist.
2. Daß von der Erfüllung unseres Werkes, unser innerer Friede abhängt.
3. Daß man im Leben die Gewißheit haben kann, daß es im Tode wohl geht Denen, die den Herrn Jesum lieb haben.
4. Daß das Ende des Gerechten, Friede ist.

O, lerne von Paulus den guten Kampf des Glaubens zu kämpfen! Hier ist für uns Alle ein erhabenes Beispiel, wie zu leben und wie zu sterben, mögen wir Nutzen daraus schöpfen.

Wir nehmen Abschied von Paulus, sein Leben und Wirken während den letzten sechs Monaten, war ein köstliches Feld für unsere Betrachtungen, frage dich nun, geliebter S. Schularbeiter: hat es dich gebessert? Bist du mehr willig, mehr tüchtig und mehr ernstlich geworden, in dem dir anvertrauten Werk? Ueberblicke noch einmal diese letzte Lection und siehe, wie dein Herz im Lichte derselben bestellt ist. Wenn endlich der Lebenskampf vorüber ist, dann, mein Geliebter, möge es mir und dir vergönnet sein auf „Edens Revier“ uns zu treffen zur letzten, großen und allgemeinen Uebersicht, nach dem Lichte dieser Lection. Der Herr walte es.

Fragen: War Paulus bereit zu sterben? Was heißt zum Sterben bereit sein? Was erwartete Paulus? Dürfen wir Alle das Nemliche erwarten? Auf welche Bedingung? 1. Tim. 6, 12.

Kleinkinderklasse. Der erste Punkt, der für die Kleinen von Wichtigkeit ist, mag der große Tag des allgemeinen Weltgerichts sein, von welchem schon im ersten Vers Erwähnung geschieht. Diese einstige Begebenheit, die uns Allen bevorsteht, sollte der Klasse lebhaft vorgestellt werden. Dies bietet dann auch Stoff und Veranlassung zur Gottesfurcht und Frömmigkeit zu ermahnen. Ferner, die Pflicht auch für Lehrer und Eltern, zu strafen, drohen und vermahnen, ist von Gott selbst anbefohlen. Lasse solches die Kleinen wissen. Stelle ihnen die Gefahr der Verhärtung des Herzens ernstlich vor und zeige, wie man das Herz verhärten kann. Schildere den geistlichen Kampf eines Christen, welchen Paulus kämpfte, sowie die herrliche Belohnung mit einer Siegeskrone.

Illustrationen. 1) Vers 1. Zu richten die Lebendigen und die Todten. In einer Hauptbank in England befindet sich eine Maschine, mittelst welcher die verschiedenen Goldmünzen in großer Anzahl nach ihrem Gewicht untersucht werden. Durch die unfehlbare Einrichtung werden die durch dieselbe durchpassirenden Geldmünzen gesondert, diejenigen die das volle Gewicht haben, auf die eine und die zu leichten auf die andere Seite geschoben. Diese Einrichtung ist eine stille aber feierliche Parabel für uns und deutet auf die endliche Prüfung aller Menschenkinder am Tage des Gerichts hin.

2) „Einen guten Kampf gekämpfet.“ Die wahren Gläubigen müssen immer in der Kriegsrüstung sein, sind sie nicht immer im Gefecht, so stehen sie doch kampffertig im Felde.—Kein geistlicher Soldat darf seinen Tornister oder sein Schwert ablegen, bis er sein Leichentuch anzieht.

Wandtafel.

Der Weg des Christen.

VOM KAMPF ZUM SIEG.
VOM KREUZ ZUR KRONE.
Vers 7. 8.

Vierteljährliche Uebersicht.

Sonntag den 30. December, 1877.

Haupttext: Phil. 3, 8.

Nr.	Lection.	Thema.	Grundgedanke.	Haupttext.
1.	Apstg. 21, 8—15.	Paulus zu Cäsarien.	Willig zu leiden um Jesu willen.	Apstg. 20, 24.
2.	“ 21, 27—39.	Paulus zu Jerusalem.	Als die Getödteten, und siehe, wir leben.	Joh. 15, 20.
3.	“ 22, 17—30.	Paulus von den Juden verfolgt.	Das liberale Evangelium und die engherzigen Menschen.	Matth. 23, 13.
4.	“ 23, 1—11.	Paulus vor dem Rath.	Klug, wie die Schlangen, und ohne Falsch, wie die Tauben.	Apstg. 6, 10.
5.	“ 24, 10—25.	Paulus vor Felix.	Jetzt ist die angenehme Zeit.	Apstg. 24, 25.
6.	“ 26, 6—20.	Paulus vor Agrippa.	Der Segen des Evangeliums.	Apstg. 26, 19.
7.	“ 26, 21—29.	Beinahe überredet.	„Eins fehlt dir noch.“	Apstg. 26, 28.
8.	“ 27, 14—26.	Paulus im Sturm.	Der Engel des Herrn lagert sich um die her, so ihn fürchten, und hilft ihnen aus.	Ps. 56, 3.
9.	“ 27, 33—44.	Die Befreiung.	Die Hoffnung des Christen zur Zeit der Noth.	Ps. 107, 30.
10.	“ 28, 1—10.	Paulus auf der Insel Melite.	Lasset uns aber Gutes thun und nicht müde werden.	Röm. 1, 14.
11.	“ 28, 16—31.	Paulus zu Rom.	Des Gebundenen Zeugniß für Christum.	Röm. 1, 15.
12.	2. Tim. 4, 1—8.	Die letzten Worte Pauli.	Vom Kampf zum Sieg, vom Glauben zum Schauen.	2. Tim. 4, 7.

Uebersichtsplan.

1. Lection. 1. Ergebenheit im Leiden; 2. fest im Vertrauen; 3. Ergebung in den Willen Gottes. Fragen: Was machte Paulus so ergeben in Gottes Willen? Wo zeigt diese Lection, daß auch der Stärkste noch Versuchungen hat? Daß Gott den Seinen Kraft und Sieg verschafft? Daß der Fromme für Gott Alles wagt?

2. Lection. 1. Paulus im Tempel; 2. auf der Straße und 3. gefangen. Fragen: Worin bestand die Anklage gegen Paulus? Wie wurde Paulus vor dem Tode bewahrt? Warum verlangte der Hauptmann mit ihm zu sprechen? Warum wollte Paulus zum Volke reden?

3. Lection. 1. Pauli Erfahrungen; 2. der Juden Haß; 3. Pauli Errettung; 4. das römische Bürgerrecht. Fragen: Worin bestand der Befehl Gottes an Paulus? Warum zögerte er, dem Ruf zu folgen? Welches Wort Pauli erregte besonders den Haß der Juden? Warum? Durch welchen Umstand blieb er auch diesmal verschont? Wozu nützte dem Paulus sein römisches Bürgerrecht?

4. Lection. 1. Ein gutes Gewissen; 2. ein fester Glaube; 3. ein gegenwärtiger Tröster. Fragen: Was ist das Gewissen? Was sind die Charakterzüge des Frommen nach dieser Lection? Wie tröstete Gott den Apostel? Wie können auch wir von Christo zeugen?

5. Lection. 1. Pauli Vertheidigung; 2. Aufschub; 3. mehr Freiheit. Fragen: Wer war Felix? Was sagt Paulus in Bezug auf dessen Gottesdienst? In Bezug auf die Secten? Was für Vorrechte verlangte Paulus nach dieser Vertheidigung? Wer war Drusilla? Wie wirkte Pauli Predigt auf Felix?

6. Lection. 1. Die Hoffnung der Väter; 2. Erscheinung am Mittag; 3. Gebot des Herrn; 4. Leben der Gnade. Fragen: Was that Paulus früher gegen die Christen? Mit welcher Absicht? Wen hatte Paulus in den Christen verfolgt? Wodurch kam er zur Bekehrung? Worin bewies er seine aufrichtige Buße? Wozu berief ihn der Herr?

7. Lection. 1. Ende der Vertheidigung; 2. ungerechte Beschuldigung; 3. Ruf an Agrippa, um dessen Bekenntniß. Fragen: Von wem zeugete Paulus? Auf wen stützte er sein Zeugniß? Wie wurde Paulus in seiner Rede unterbrochen? Was gab er zur Antwort? Welche Gesinnung gab er gegen seine Zuhörer kund? Was können wir daraus lernen? Wie nahe war Agrippa daran, ein Christ zu werden?

8. Lection. 1. Der Sturm; 2. Lebensgefahr; 3. Gottes Verheißung. Fragen: In welcher Gefahr befand sich Paulus? Wie fühlte er dabei? Was gibt dem Christen Muth in Todesgefahr? Wie wurde Paulus seinen Mitreisenden zum Segen? Wie kann uns auch diese Lection zum Segen werden?

9. Lection. 1. Der Tag der Rettung; 2. Keiner verloren; 3. Arbeit für Jesum. Fragen: Wie lange waren Paulus und seine Gefährten schon auf der Reise, seit sie Gutfurt verließen? Was geschah gegen Mitternacht? Wozu ermahnte Paulus die Andern? Was that er selbst? Welche Maßregeln wurden nun ergriffen? Was beabsichtigten die Kriegsknechte zu thun? Wer hinderte sie an ihrem Vorhaben? Wie bezieht sich diese Lection zum Haupttext?

10. Lection. 1. Liebreiche Aufnahme; 2. ein Wunder; 3. Ehrenerweisung. Fragen: Auf welcher Insel landete Paulus? Was widerfuhr ihm daselbst? Warum wurde er deßhalb für einen Mörder angesehen? Welche Wendung nahm aber die Sache? Welche Wunder verrichtete Paulus hierauf? Was war der Erfolg?

11. Lection. 1. Paulus an der Arbeit; 2. Zeugniß für Jesum; 3. der gebundene Prediger. Fragen: Welche Freiheit genoß der Apostel in Rom? Unter welcher Einschränkung befand er sich? Wie benutzte er die geringe Freiheit? Von wem zeugte er? Mit welchem Erfolg?

12. Lection. 1. Der letzte Wille; 2. das vollbrachte Werk; 3. der endliche Triumph. Fragen: Wozu ermahnte Paulus den Timotheus noch? Was gibt er als Grund dafür an? Was sagt er von seiner zurückgelegten Laufbahn? Worüber hatte er Gewißheit? Was sollte ihm nun zu Theil werden? Und wem noch sonst?

Hinterstübchen.

Freimüthigkeit. Ein Hofprediger schärfte seinem Fürsten in der Predigt das Gesetz Gottes ein. Nach der Predigt ließ der Fürst dem Prediger sagen, er sollte zur Tafel bleiben. Ueber der Tafel saß der Fürst in tiefen Gedanken und sah sehr sauer drein. Die Edelleute und Aufwärter dachten, es gelte dem Hofprediger. Nach der Mahlzeit ließ der Fürst sein Mundglas füllen, brachte es dem Hofprediger und sagte: „Ihr habt mir heute einen Braven in den Pelz gegeben." Der Hofprediger neigte sich gegen den Fürsten und antwortete: „Gnädiger Fürst und Herr, ich wollte gern mein Amt thun; allein es thut mir leid, daß es diesen Morgen so übel abgelaufen ist. Ich habe auf Ew. fürstlichen Gnaden Herz gezielt, und es ist nur in den Pelz gegangen."

Ein Irländer rieth seinem ärmeren Verwandten: „Versäume ja nicht, dein Leben zu versichern, damit du bei deinem Tode auch ein kleines Vermögen hast, um davon zu leben, und nicht wie seither auf das Mitleid deiner Verwandten und der kalten Welt angewiesen bist.

Ueber eine komische Eheschließung wird aus Hamburg gemeldet: Ein Standesbeamter in einem benachbarten Kirchspiel hatte eine Ehe zu schließen und der Sicherheit und Bequemlichkeit halber das Protokoll im Voraus eingetragen. Das Brautpaar erscheint; aber zum großen Verdruß des Standesbeamten erklärt der Bräutigam, statt Ja zu sagen, Nein, denn „he har eben wat von de Brut hört." Alles Zureden hilft nicht; das Brautpaar entfernt sich wieder. Der Standesbeamte geht ärgerlich im Zimmer auf und ab und simulirt, wie er sein Protokollbuch weider in Ordnung bringen soll, welches, durch die nicht vollzogene Ehe häßlich verunstaltet worden ist. Da tritt zu seiner großen, aber freudigen Ueberraschung das Brautpaar wieder ein. Die Braut hat dem Bräutigam auf dem Heimweg Vorstellungen gemacht: „Dat wer doch recht flecht von di, dat du mi dat andahn hest. Du kriegst woll'n Fru, aberst mi nimmt nu na den Schimp keen Minsch." Der Bräutigam wird weich und sie fährt fort: „Wenn wi seggen, du willst, aber ick will nicht, denn kunn ick doch ok noch'n Mann kriegen." Gesagt, gethan; das Brautpaar kehrt um und tritt beim Standesbeamten ein. Der Bräutigam beginnt: „Ick hew mi besunnen."—„Schön," sagt erfreut der Standesbeamte, „aber nu ördentlich: N. N., wollen Sie diese u. s. w. zur Frau?" — „Ja," sagt der Bräutigam.—„N. N., wollen Sie diesen u. s. w. zum Mann?"—„Ja," sagt die Braut.—„Ne, dat gellt nich," sagt der Bräutigam; aber der Standesbeamte fährt ihn an: „Was seggt, dat is seggt. Nu schriwt de Namens ünner!"

Der Londoner Prediger Barte bekam im Jahr 1773 Händel mit einem Hauptmann Crofts, forderte ihn und brachte ihm im Degen-Zweikampf eine Wunde bei. Bald darauf geschah einem andern Hauptmann, Fitzgerald, das Nemliche durch denselben Prediger. Der Prinz von Wales führte darüber bei seinem Bruder, dem Bischof von Osnabrück, Beschwerde mit den Worten: „Du bist Bischof und solltest die Geistlichen vom Duelliren abhalten!" Rasch entgegnete Jener: „Du bist General, du solltest deine Officiere gut fechten lehren, dann werden die Geistlichen es nicht mit ihnen aufnehmen!"

Ein Schilda in Syrien. In der Nähe von Damaskus liegt das Schilda oder Schöppenstadt von Damaskus, das Dorf Chelbun, von dem man sich manche ergötzliche Anekdote erzählt. So wollte ein Bauer dieses Ortes ein Wiege für sein Kind kaufen, maß die Länge mit beiden Händen aus, und ging so mit ausgebreiteten Händen nach Damaskus. Da er nun auf dem Wege von den ihm Begegnenden bald an den einen, bald an den andern Arm gestoßen ward, so daß er das Maß verlor, eilte er wieder nach Hause, band einen Stock, der die Länge der Wiege hatte, zwischen beide Arme, und gelangte so glücklich zu einem Tischler.

Knacknuß.

1, 2, 4, 2, 2, 4, Bezeichnung für das gelobte Land;
5, 6, 3, ein Hauptstrom Westsibiriens;
7, 8, 6, 7, ein Hauptstrom Deutschlands;
8, 7, 9, 10, ein Nebenfluß der Donau;
4, 3, 11, 7, 12, ein Hauptstrom Mittelafrikas.

Von oben nach unten gelesen ergeben die Anfangsbuchstaben eine bedeutende Stadt Deutschlands; von unten nach oben ergeben die Endbuchstaben den Fluß, an welchem dieselbe liegt.

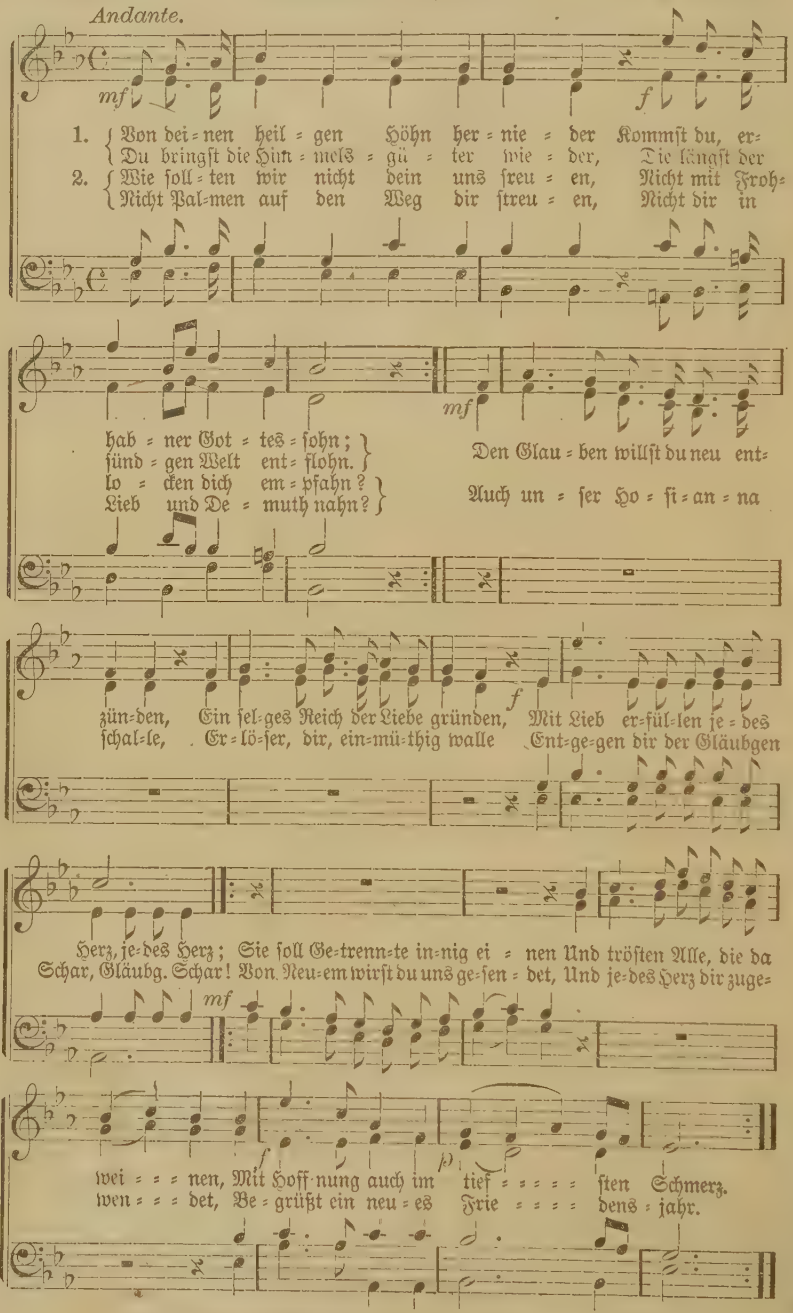
Auflösung der Charade und Kehrrätsel im Novemberheft.

Bruchstein—Steinbruch.

Adventsfeier.

F. A. Köthe. J. M. Biermann.

Andante.


mf
f
1. Von dei=nen heil=gen Höhn her=nie=der Kommst du, er=
Du bringst die Hun=mels=gü=ter wie=der, Die längst der
2. Wie soll=ten wir nicht dein uns freu=en, Nicht mit Froh=
Nicht Pal=men auf den Weg dir streu=en, Nicht dir in
mf
hab=ner Got=tes=sohn;
sünd=gen Welt ent=flohn.
lo=cken dich em=pfahn?
Lieb und De=muth nahn?
Den Glau=ben willst du neu ent=
Auch un=ser Ho=si=an=na
zün=den, Ein sel=ges Reich der Liebe gründen, Mit Lieb er=fül=len je=des
schal=le, Er=lö=ser, dir, ein=mü=thig walle Ent=ge=gen dir der Gläubgen
Herz, je=des Herz; Sie soll Ge=trenn=te in=nig ei=nen Und trösten Alle, die da
Schar, Gläubg. Schar! Von Neu=em wirst du uns ge=sen=det, Und je=des Herz dir zuge=
mf
f
p
wei=nen, Mit Hoff=nung auch im tief=sten Schmerz.
wen=det, Be=grüßt ein neu=es Frie=dens=jahr.

Copyrighted 1877, by W. F. Schneider, Cleveland, O.

THE UNITED LIBRARY
3 5560 003 538 362

LIBRARY USE ONLY

DATE DUE			

MY 27'71

GARRETT THEOLOGICAL SEMINARY
LIBRARY
EVANSTON, ILLINOIS